Deutsche Revue



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Dreizehnter Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1888.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIII.

(Juli bis September 1888.)

Berichte aus allen Wissenschaften:

Zeitbeschwerden:

Kleine Revuen:

1870/71.

Erzählung von einem preußischen Staatsmanne.

Kapitel I.

Prolog.

Es ist eine vielfach wiederkehrende Erscheinung, daß diejenigen geschichtlichen Persönlichkeiten, welche als besondere Rüstzeuge in der Hand der Vorsehung betrachtet werden müssen, einem schwer definierbaren Fatalismus huldigen und daneben doch in diesen Fatalismus ihre eigenen Lieblingsneigungen und Gedanken einzuschmuggeln versuchen. Wir begegnen diesem befremdlichen Widerspruch in besonders ausgeprägter Gestalt schon bei Napoleon I. Man hat von ihm den Ausspruch aufbewahrt: „Ich werde getrieben von einer mir unbekannten Gewalt auf ein Ziel hin, welches mir nur dunkel vorschwebt, ich weiß aber, daß, bis ich dies Ziel erreicht habe, mich niemand und nichts aufhalten wird. Sobald ich dasselbe erreicht habe, werde ich plötzlich von meiner Höhe herabgestürzt werden."

Es war dies ein seltsamer Widerspruch mit seiner ferneren Äußerung: „daß die Politik (und zwar meinte er damit diejenige, welche er selbst machte) an die Stelle der Vorsehung getreten sei," ein Ausspruch, mit welchem er sich gewissermaßen an die Stelle Gottes zu setzen versuchte, wie er denn auch hinzu zu setzen wagte: „daß sein Name so lange wie der Name Gottes auf der Erde genannt werden würde."

Ebenso war derselbe nicht darüber im Unklaren, daß seine Leistungen und Resultate mit seiner Persönlichkeit und deren Begabung auf das engste verbunden waren, wie er dies in der prägnantesten Weise bei den Friedensverhandlungen nach der Schlacht bei Wagram gegenüber dem österreichischen Bevollmächtigten Grafen Stadion aussprach: „Ich weiß nicht" — sagte er diesem — „weshalb Ihr euch so ziert, die von mir geforderten (bekanntlich sehr bedeutenden) Gebietsabtretungen zu bewilligen; dies bekommt Ihr ja alles wieder." Als der österreichische Staatsmann ihn verwundert anschaute, wiederholte er: „Ja, ja, das bekommt Ihr alles wieder. Ich" — setzte er hinzu — „kann dies erobern, ich kann es wohl auch behalten, aber wenn ich fort bin, bekommt Ihr dies alles wieder."

Nichtsdestoweniger war, als er auf der Höhe seiner Laufbahn angelangt war, sein Dichten und Trachten darauf gerichtet, eine napoleonische Dynastie zu begründen, ein Streben, durch welches er seine eigene Vergangenheit verleugnete

und sich außerdem in einem für ihn verhängnisvollen Irrtum bewegte. Wie es unmöglich ist, daß ein Räuberhauptmann eine Dynastie begründet, so ist es mindestens ebenso unthunlich, daß ein aus der radikalsten Revolution geborner, demokratischer Imperator sich kraft eigenen Entschlusses in einen legitimen Herrscher verwandelt, und wenn irgendwo, so gilt auch hier das bekannte „nicht parceque, sondern quoique“ oder mit anderen Worten: sein Sohn mag sein Nachfolger werden, wenn er die dafür erforderlichen Eigenschaften besitzt; wenn nicht, dann nicht, wobei man immerhin einräumen kann, daß ihn die Sohnes-Eigenschaft dabei zu unterstützen vermag. Oliver Cromwell war deshalb auch einsichtig genug, nicht an der Begründung einer Dynastie zu arbeiten, und sein Sohn Richard war ebenso klug, zu rechter Zeit auf die Nachfolge seines Vaters zu verzichten, weil ihm eben dessen persönliche Eigenschaften fehlten.

Napoleon I., welcher sich sonst so gern mit Alexander dem Großen verglich und ausdrücklich bedauerte, daß die Völker schon zu aufgeklärt seien, um sich noch als entfernten Nachkommen des Jupiter Ammon unter die Götter erheben lassen zu können, hätte jedenfalls von seinem großen Vorgänger soviel lernen können, daß diesem nicht seine Söhne, sondern seine dazu befähigten Generäle in der Regierung seines zerteilten Riesenreiches folgten, eine Konsequenz, welche sich allerdings in betreff des napoleonischen Reiches nur insofern vollzog, als die kleinen Fürsten, welche es zur Zeit seines Glückes mit ihm gehalten hatten, durch ihn größer wurden, und es wenigstens einem seiner Generäle gelang, durch Einpfropfen in den Baum der Legitimität eine Dynastie zu begründen. Seine eigenen dynastischen Bestrebungen schlossen damit ab, daß er bei seinem Niedergange von seiner fürstlichen Gemahlin verleugnet und verlassen wurde; daß sein Sohn, welcher schon in der Wiege König gewesen, in tragischer Weise verkümmerte und daß er selbst, der ein verzehrendes Feuer über Europa gebracht, ähnlich dem Prometheus auf einem Felsen im Meer elend zu Grunde ging.

Die Parallelen, welche sich hieraus für das Leben und die Schicksale Napoleons III. ergeben, bieten sich ganz von selbst. Eine schwache Kopie seines Oheims, war er eigentlich nur der Liquidator des ersten Kaiserreichs, indem er dessen Zerstörungswerk dadurch vollendete, daß er die Gedanken und Bestrebungen der Revolution wieder in den Fluß brachte, die letzten Reste des alten europäischen Staatsrechtes beseitigte, die Neubildungen des Wiener Kongresses auf ihre Haltbarkeit prüfte und an denen, welche den ersten Napoleon gestürzt, Revanche zu üben versuchte, allerdings mit Ausnahme Englands, des schlimmsten Feindes seines Oheims, doch war seine betreffende Politik wohl nicht frei von Hintergedanken.

Auch seinerseits empor gewachsen aus einer nicht mehr bloß politisch radikalen, sondern bereits sozialistischen Revolution, kokettierte er zwar mit dem Titel eines Parvenu, machte aber nichtsdestoweniger, nachdem er sich aus der Präsidenten-Raupe in den Kaiser-Schmetterling verwandelt hatte, in analoger Weise wie sein Oheim — allerdings vergebliche — Versuche, sich durch Vermählung mit einer europäischen Fürstentochter einen legitimen Anstrich zu schaffen, bis er schließlich wider Willen dabei anlangte, sich durch Verheiratung mit der spanischen Gräfin

innerhalb der europäischen Fürsten-Familie eine ausgesprochene Sonderstellung zu geben. „Frankreich" — sagte er — „müsse seine Beziehungen zu den alten Monarchien vielmehr durch eine gute loyale Politik als durch Allianzen feststellen, welche geeignet wären, in eine falsche Sicherheit zu wiegen und das Familieninteresse an die Stelle des nationalen zu setzen. Überdies hätten die fremden Prinzessinen Frankreich kein Glück gebracht; eine einzige gekrönte Frau lebe noch im Gedächtnis des Volkes, und diese, die bescheidene und gute Frau des Generals Bonaparte, sei nicht von fürstlichem Geblüt gewesen." Diese erbauliche Betrachtung hielt ihn indes nicht ab, sich nach Beendigung des Krieges mit Österreich in Italien, wenigstens durch seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, mit dem italienischen Königshause zu verschwägern, und die Geburt eines Prinzen, welchen er als „Kind von Frankreich" ankündigte, leistete seinen dynastischen Träumereien weiteren Vorschub, so daß er seinen Sohn anpries als denjenigen, welcher dazu berufen sei: „um mit dem neuen, von der Revolution gegründeten System alles zu verbinden, was das alte Großes und Erhabenes hatte."

Es ist nicht ohne Interesse, seine innere und äußere Politik zu studieren und sich über die Motive klar zu werden, welche namentlich über die Reihenfolge der von ihm geführten Kriege entschieden. Selbstverständlich begann er seine politische Laufbahn damit, daß er der voll- und heißblütigen französischen Nation etwas zur Ader ließ und den Hauptschreiern Gelegenheit gab, in französischen Gefängnissen oder in Cayenne darüber nachzudenken, daß es die französische Armee sei, welche über das Schicksal Frankreichs entschieden habe und entscheide. Daß es nicht darauf ankomme, es mit der Wahrheit genau zu nehmen, hatte er von seinem Oheim gelernt, und er trug deshalb auch kein Bedenken, seinen Präsidentenstuhl mittelst eines Eidbruchs in einen Thronsessel zu verwandeln, wobei man als mildernden Umstand immerhin die Thatsache gelten lassen kann, daß seine getreuen Unterthanen mit ihren eigenen Eidschwüren in ähnlicher Weise umzuspringen gewohnt waren. Getreu dem Grundsatze: Die Franzosen halb als Tiger, halb als Affen, und unter allen Umständen als große Kinder zu behandeln, beließ er ihnen wohlweislich ihr parlamentarisches Spielzeug und die legislatorischen Theatervorstellungen, für welche er schließlich in der Person seines Vice-Kaisers, des Herrn Rouher, einen sehr geschickten Regisseur besaß, der es sogar verstand, neben einer eifrigen Claque eine den Franzosen und speziell den Parisern durchaus mundgerechte Opposition zu organisieren und für diesen Zweck eine Anzahl nicht unbegabter, aber unbeschäftigter Pariser Advokaten zu verwenden.

Man hätte meinen sollen, daß Napoleon III. durch die Erfahrung seines Oheims sowie durch seine eigenen gegen die Gefahr geschützt gewesen sei, die konstitutionelle Komödie ernsthaft zu nehmen, doch ist es eben das Charakteristische an seiner Persönlichkeit, daß er, obschon er die Geschichte mit seinem Oheim für eine fable convenue erklärte, dennoch an der französischen Kaiser-Legende festhielt und dadurch in die eigentümliche Lage geriet, stets zwischen den Extremen des Lebens und des Prinzips, zwischen Revolution und legitimer Prätension, zwischen bürgerlichem Bankerott und Dynastie-Begründung hin und her zu schwanken und

den verhängnisvollen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen (man gedenke an Straßburg und Boulogne), welcher sonst in Frankreich tödlich zu sein pflegt, mehrmals und zwar vorwärts und rückwärts zu machen. Der immerhin noch großartige Fatalismus seines Oheims hatte sich bei ihm zu einer romanhaften Auffassung der Wirklichkeit und seiner eigenen Mission verflacht, und die sogenannten napoleonischen Ideen waren das symbolische Buch seines Glaubens an sich und an seine vermeintliche Mission.

Sein politisches Ideal war von Anbeginn das Kaisertum auf der Basis der Volkssouveränität, Regelung des Freiheitstriebes durch das Gleichheits-Prinzip, Ködern der Massen durch Zusicherung des allgemeinen Wohlstandes und Besiegung des Despotismus der Knechtschaft durch den Despotismus der Freiheit.

Näher illustriert wurden diese Äußerungen durch seine Verteidigungsrede vor der Pairskammer Louis Philipps; er trat dort offen als Prätendent auf und bekannte sich zwar „als besiegt, aber nicht als schuldig," ein Bekenntnis, an welches der berühmte legitimistische Redner und Advokat Mr. Berryer die etwas boshaft klingende Frage an die Pairs knüpfte: „Hand auf's Herz, was hätten Sie gethan, wenn der Prinz gesiegt hätte?" „Ich vertrete" — bemerkte er zum Schluß — ein Prinzip, eine Sache und eine Niederlage! Das Prinzip ist die Volkssouveränität, die Sache das Kaiserreich, die Niederlage Waterloo," ein Programm, welches er im wesentlichen festgehalten hat, nur daß er Waterloo vergessen zu haben schien, aber freilich auch nur *schien*.

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, an das erste Auftreten des späteren Kaisers Napoleons III. am 20. September 1848 in der französischen Nationalversammlung zu erinnern. „Ein junger Mann" — so lautete damals die Schilderung — „halb in Ziviltracht, halb militärisch gekleidet, bis zum Kinn zugeknöpft und mit einer blauen Borde an den Beinkleidern, mit einem dicken Schnurrbart, schön frisierten Haaren, unfreiem Gange und einem unbeweglichen, eiskalten Gesichtsausdruck tritt durch die geöffnete Seitenthür ein." Dabei verstand der Präsidentschaftskandidat es schon damals vortrefflich, den beschränkten Politiker und ungeschickten Parlamentarier zu spielen, so daß Thouret, welcher den Antrag stellte, die Mitglieder der früheren dynastischen Familien von der Präsidentenwahl auszuschließen, ironisch erklärte, er habe jetzt keine Besorgnis mehr, und der überkluge Thiers sogar von einem „Holzkopfe" sprach. Sonst hatte er seinen Machiavell gründlich genug studiert, um zu wissen, daß sich eine Herrschaft nur durch die Mittel behaupten läßt, durch welche sie erworben wurde. Sein Bestreben war deshalb auch stets mit besonderem Nachdruck darauf gerichtet, den Soldaten und den Arbeiter bei guter Laune zu erhalten; den ersteren durch Champagnerfrühstücke, den zweiten durch ausgedehnte öffentliche Arbeiten, für welche letztere ihm Frankreich heute noch dankbar ist. Daneben verstand er es, durch die Demokratisierung und Mobilmachung des Kredits eine gewisse Solidarität auch zwischen dem kleinen Rentier und dem Kaisertum herzustellen.

Was seine Politik nach außen anlangt, so ist sein Ausspruch: „Das Kaiserreich ist der Friede," noch in jedermanns Erinnerung. „Es ist der Friede —

sagte er — denn Frankreich wünscht ihn, und wenn Frankreich zufrieden gestellt wird, ist die Welt ruhig. Der Ruhm läßt sich vererben, aber nicht der Krieg. Wehe über den, welcher zuerst in Europa das Signal des Zusammenstoßes geben wird, dessen Folgen unberechenbar sind." Leider war es ihm nicht vergönnt, diese schönen Phrasen zu einer Wahrheit zu machen. Frankreich war eben nicht zufrieden. Das Kaiserreich, welches schon an sich eine Verletzung der europäischen Verträge war — der maudits traités, wie er sie nannte — konnte selbstverständlich nicht anders als diese Verträge auch formell zu zerreißen, und zwar hatte er dabei soviel von seinem Oheim gelernt, um die Gefahr etwaiger Koalitionen zu erkennen und deshalb seine Gegner durch geschickte diplomatische Schachzüge von einander zu trennen und einzeln zu überfallen. Der Anfang war der russische Krieg, zu dessen Entzündung er sich der heiligen Grabfrage bediente und der für ihn insofern einen persönlichen Beigeschmack hatte, als der Kaiser Nikolaus ihn nicht als Bruder, sondern nur als Freund begrüßt hatte. Der Ausgang, der Pariser Friede, zeigte Rußland gedemütigt, aber durch Großmut für Frankreich gewonnen, wogegen selbiges mit einem tiefen Groll gegen Österreich erfüllt war.

Diesem Groll verdankte Napoleon die Möglichkeit, mit Österreich in Italien Abrechnung zu halten, wenngleich dies natürlich wieder unter einem höchst wohlklingenden Vorwande geschah: Befreiung Italiens, Anerkennung der Nationalitäten. Der Friede von Villafranka, welchen er in dem Augenblicke herbeizuführen verstand, als die Fortsetzung des Krieges für den Sieger gefährlicher war, als für den Besiegten, steigerte sein staatsmännisches Renommee. Auch hier war der Erfolg der, daß Napoleon und der Kaiser Franz Joseph mit freundschaftlichem Händedruck schieden, während der letztere heftige Vorwürfe gegen Preußen schleuderte.

Daß Napoleon auch damals schon an Revanche gegen Preußen für Waterloo dachte, bewies der Eifer, mit welchem er im Jahre 1863 versuchte, die polnische Frage gegen Preußen zu benutzen und etwa durch einen Feldzug am Rhein zu lösen. Wir glauben dies besonders betonen zu müssen, um damit zu erhärten, daß der Krieg mit Preußen von Anbeginn auf dem Programm des friedlichen Kaiserreichs stand und nicht etwa ein durch Preußen provoziertes Produkt des Jahres 1870 war.

Allerdings blieb Napoleon III. dabei seinem Grundsatze getreu, seine Gegner möglichst zu isolieren und zu diesem Zwecke vor allem das Verhältnis zwischen Österreich und Preußen zu einem unheilbaren Bruche zu treiben. Das Resultat war der Krieg von 1866, welcher freilich durchaus nicht programmmäßig für ihn verlief. Er hatte eben die Rechnung ohne den Wirt gemacht und bei seinem politischen Kalkül darüber hinweggesehen, daß mit dem Herrn von Bismarck ein ganz neues Element in die europäische Diplomatie eingetreten war, sodaß dieser Zwischenkrieg, anstatt Preußen mit Österreich gleichmäßig zu schwächen, ersterem einen damals noch nicht genügend gewürdigten Machtzuwachs brachte.

Wir glauben genügend unterrichtet zu sein, um die Behauptung aussprechen zu dürfen, daß, wenn Preußen damals der besiegte Teil gewesen wäre, die Re-

vanche Frankreichs nicht lange würde haben auf sich warten lassen. So aber war dem französischen Kaiser sein ganzes Konzept verdorben, und derselbe verfiel deshalb auf allerhand romanhafte Auskunftsmittel, bei denen seine dynastischen Illusionen eine wesentliche Rolle spielten. Anstatt die Franzosen und insbesondere die Pariser in der dort üblichen Weise davon zu überzeugen, daß er noch immer ihr Herr sei und es auch zu bleiben gedenke, begann er mit dem Spielwerke, „die Konstitution zu einer Wahrheit zu machen“, um auf diesem Wege dem „Kinde von Frankreich“ die Sympathien der Nation zu erwerben und seine Nachfolge zu sichern, wobei er das Unglück hatte, in die schwächsten und ungeschicktesten Hände zu geraten. Selbst Louis Philipp war einsichtig genug, seiner Zeit dem Feldmarschall Grafen Dohna gegenüber den Gedanken auszusprechen: „Die Franzosen sind wie die Hunde, fürchtet man sich vor ihnen, so beißen sie, tritt man sie mit dem Fuße, so wedeln sie mit dem Schwanze.“ Ein paar gutgezielte Kanonenschüsse sind für die Pariser stets überzeugender gewesen als die schönste Charte. Freilich spekulierte Napoleon dabei auch auf die Eitelkeit und Ruhmsucht der französischen Nation, indem er mit Spolien rechnete, welche er zunächst noch erwerben sollte, und es gewissermaßen als ein Axiom behandelte, in einem Kriege mit Preußen und respektive mit dem geeinten Deutschland ähnliche Lorbeeren zu pflücken wie bei seinen früheren kriegerischen Abenteuern. Daß ihm ein solcher Krieg nichts bringen würde als „Deutsche Hiebe“, lag außerhalb seiner politischen Berechnung, ebenso wie er vergessen hatte, daß — nach dem Ausspruche seines Oheims — „selbst das welterschütterndste Ereignis in Paris kaum ein Jahr vorzuhalten pflegt.“

Es ist unmöglich, die Regierungsweise und das Schicksal Napoleons III. und seiner Familie richtig zu verstehen, wenn man nicht seine Persönlichkeit und seine aus Fatalismus und persönlichen Liebhabereien gemischte Denkungs- und Handlungsweise zuvor in die richtige Beleuchtung stellt, und seinen Niedergang nicht zugleich als das vollständige Abspielen der napoleonischen Ideen begreift. Als Napoleon III. seinen Wohnsitz nach England verlegte, war er vollständig, und zwar ebensowohl geistig als leiblich, verbraucht, und der Gedanke, daß er noch einmal eine Rolle spielen könne, lag allen Beteiligten und speziell auch ihm selbst so fern, daß niemand das Bedürfnis empfand, ihn wie seinen in der tiefsten Niederlage noch immer gefährlichen Oheim an einen einsamen Felsen anzuschmieden.

Wir bitten deshalb auch, dies Eingangs-Kapitel als Prolog zu dem nun folgenden Drama freundlich aufzunehmen.

Kapitel II.

Rekognoszierungen.

Der Monat Juni des Jahres 1870 näherte sich seinem Ausgang. Nach einer Reihe von drückend heißen Tagen hatte endlich ein langersehntes Gewitter der Stadt Paris eine erfrischende Abkühlung gebracht, und jedermann, der nur irgend konnte, benutzte dies, um noch am Abend in das Freie zu pilgern.

Namentlich die Bewohner der älteren, engen Stadtviertel, für welche der Anblick grüner Bäume zu den Seltenheiten gehört, waren in Massen hinausgeströmt, um in den schattigen Promenaden des bois de Boulogne und den benachbarten Vergnügungslokalen sich von des Tages Last und Hitze zu erholen. Nur in wenigen Häusern deutete nach Eintritt der Dunkelheit Licht an den Fenstern an, daß die Bewohner daheim seien.

Zu diesen wenigen gehörte auch eines jener unscheinbaren Häuser der rue ***. Dort saßen in einem einfachen Zimmer der zweiten Etage vor dem mit Büchern und Schriftstücken bedeckten Tisch zwei Männer in eifrigem Gespräch mit einander.

Beide trugen ein gleiches Gewand, nämlich die kleine Prälaten-Tracht, waren aber sonst in ihrem Äußern weit von einander verschieden.

Während das weiße Haar des einen anzeigte, daß sein Träger die Schwelle des Greisenalters betreten habe, mochte der andere kaum über die Mitte der dreißiger hinaus sein; sein Profil, welches man klassisch nennen konnte, trug den Typus der römischen Cäsaren, und im Gegensatze zu dem Älteren, welcher das reinste Französisch sprach, welches man hören konnte, merkte man auch seiner Ausdrucksweise den Ausländer an.

„Ich muß Ihnen nochmals wiederholen, Herr Graf," sagte jetzt der ältere, „es ist mir eine ganz besondere Freude, in Ihnen, meinem werten Gaste, einen so nahen Verwandten meines entschlafenen hohen Gönners, und ich darf auch sagen Freundes, begrüßen zu können."

„Seine Eminenz, mein verstorbener Oheim, hat mir stets den Pater Lazare als das Vorbild hingestellt, welchem nachzueifern für jeden Jünger unseres heiligen Ordens das höchste und edelste Ziel sein müsse," erwiderte der Graf Godoni mit einer leichten Verbeugung, „und ich schätze mich glücklich, diesen Mann, den ich, ohne ihn zu kennen, lieben und verehren mußte, nunmehr von Angesicht zu sehen und mit ihm unter einem Dache weilen zu dürfen."

„Meine Verdienste sind gering," erwiderte der Pater Lazare, „und Gott ist mein Zeuge, ich habe Zeit meines Lebens nach nichts Anderem getrachtet, als den Ruhm und die Größe unseres heiligen Ordens zu mehren. Ist es mir mitunter gelungen, dem gesteckten Ziele näher zu kommen, so verdanke ich das in erster Reihe den trefflichen Lehren der ehrwürdigen Väter und besonders dem Vertrauen, mit welchem seine hochselige Eminenz mich beehrten. Auch der mir jetzt zuteil gewordene Vorzug, den speziellen Abgesandten des hochwürdigen Pater Beckx in meinem geringen Heim aufnehmen zu dürfen, ist ein solcher, dessen ich mich nur in soweit würdig fühle, als ich darin eine Anerkennung meines langjährigen und redlichen Strebens erblicke."

„Und ich bitte Sie," warf der Graf ein, „dieser Gastfreundschaft dadurch die Krone aufzusetzen, daß Sie mir mit Ihrer reichen Erfahrung durch Rat und That in meiner hiesigen, nicht allzuleichten Mission zur Seite stehen. Sie sind vertrauter mit den Verhältnissen am Hofe als ich, der ich nur selten und immer nur auf kurze Zeit hier geweilt habe; Sie können mir sagen, wie ich den einzelnen

Persönlichkeiten gegenüber aufzutreten habe, und nicht wahr, Sie werden die Freundschaft, welche Sie mit dem Kardinal, dem Meister in kirchlichen und politischen Fragen, verband, auch auf den Schüler übertragen? Nur in dieser Erwartung kann ich überhaupt hoffen, meiner Aufgabe einigermaßen gewachsen zu sein."

„Zählen Sie ganz auf mich," erwiderte der Pater, „soweit meine schwachen Kräfte Ihnen helfen können, soll es geschehen. Doch sagen Sie, waren Sie bereits in St. Cloud?"

„Meiner Instruktion gemäß galt mein erster Weg, noch bevor ich Sie, meinen werten Gastfreund, aufsuchte, dem Abbé ***. Er schien außerordentlich beschäftigt, und so war es mir noch nicht möglich, ihn näher von dem Zweck meines Hierseins in Kenntnis zu setzen; doch habe ich ihn gleich gebeten, mir eine Audienz bei der Kaiserin zu erwirken."

„Sahen Sie dort jemand vom kaiserlichen Hause?"

„Ja, ich begegnete dem Kaiser, welcher im Park spazieren fuhr, und ich muß gestehen, ich bin überrascht von der Veränderung, welche mit ihm vorgegangen ist, seit ich ihn zuletzt während der Ausstellung sah. Er macht den Eindruck eines todmüden Mannes."

„In der That," erwiderte der Pater, „Sie haben Recht; doch möchte ich das kaum als erstaunlich bezeichnen. Wer ein so abenteuerliches Leben hinter sich hat, muß sich wohl müde fühlen und endlich nach Ruhe sehnen."

„So meinen Sie," sagte der Graf, „daß der Kaiser in der That den Wunsch hat, den Krieg zu vermeiden?"

„Ich glaube kaum, daß das Wort: „Das Kaiserreich ist der Friede," jemals mit mehr Aufrichtigkeit von ihm ausgesprochen worden ist, als jetzt," entgegnete der andere, „Sie wissen, der Kaiser ist Fatalist. Zweimal schlug er die Hand einer Königin und damit die Regierung eines schönen Landes aus, weil er überzeugt war, daß dermaleinst der Thron Frankreichs ihm vom Schicksal bestimmt sei. Ebenso wird er auch alle Versuche, ihn gerade jetzt zum Kriege zu bewegen, zurückweisen, weil er weiß oder wenigstens glaubt, daß er vor der Vollendung seines achtzehnten Regierungsjahres — um mit der Pythia zu sprechen — ein großes Reich zerstören wird."

„Sie sprechen in Rätseln," entgegnete der Graf Godoni, „wie soll ich das verstehen?"

„So hören Sie. Es klingt zwar wie eine Spielerei, ist aber zum mindesten wunderbar, welche Rolle die Zahl 17 im Leben des Kaisers spielt, und Sie werden leicht begreifen, daß eine hierauf bezügliche Deutung, welche ihm zuteil wurde, auf seinen für derartige mystische Einflüsterungen empfänglichen Sinn einen tiefen Eindruck machen mußte. Addieren Sie die Ziffern, welche im Geburtsjahre des Kaisers 1808 enthalten sind, Sie bekommen die Zahl 17. Die im Geburtsjahre der Kaiserin 1826 enthaltenen Zahlen betragen ebenfalls 17, und das Vermählungsjahr 1853 ergiebt wiederum 17. Daß im Leben Louis Philipps die Zahl 18 in ganz ähnlicher Weise mitspielt — die Ziffern seines Geburtsjahres 1773, dessen seiner Gemahlin 1782 und des ihres Vermählungsjahres 1809 ergeben sämtlich

diese Zahl — daß die Dauer von dessen Regierung auch wirklich gerade 18 Jahre betrug, unterließ man natürlich nicht gleichzeitig zu erwähnen, weil man wußte, daß der Kaiser hierdurch von der Bedeutung jener ominösen 17 für seine Regierung fest überzeugt sei."

„Und Sie meinen wirklich," fragte der Graf, „daß der Kaiser an solche Ammenmärchen glaubt?"

„Ich bin fest überzeugt, daß alle politischen Gründe für ihn nicht so schwer wiegen werden als sein Glaube an das Fatum."

„Und doch wird es in irgend einer Weise gelingen müssen, ihn umzustimmen," entgegnete der Graf, „mag es kosten, was es wolle."

„Sie sind zu heftig, mein junger Freund," erwiderte der Pater, „glauben Sie mir, Sie werden weniger durch forciertes Handeln als durch ruhige, systematische Behandlung erreichen. Doch das ist das Blut der Andrea, welches in Ihren Adern rollt. So war er auch in seinen jüngeren Jahren, der damalige Abt von Subiaco, er, dessen Haupt ich noch mit der Tiara geschmückt zu sehen gehofft hatte."

„Mein Oheim die Tiara? Wie hätte das möglich sein können?" fragte erstaunt der Graf.

„Ja, unmöglich mag es Ihnen heute erscheinen," entgegnete lächelnd der Pater, „und doch schien es einstmals ihm, mir und noch manch' Anderem nicht nur möglich, sondern es handelte sich nur um Tage, wie wir meinten, die uns von jenem Augenblick trennten, wo der Kardinal d'Andrea den Stuhl des heiligen Petrus einnehmen sollte."

„Sie setzen mich in das höchste Erstaunen, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir noch etwas Näheres hierüber mitteilen wollten, vorausgesetzt natürlich, daß es kein Geheimnis betrifft, dessen Bewahrung Ihnen heilig ist."

„Ein Geheimnis war es freilich seiner Zeit, und vielleicht wünschten es auch heute noch die Politiker als solches bewahrt zu wissen; doch sehe ich keine Veranlassung, Ihnen, als einem Mitglied unseres Ordens, dasselbe vorzuenthalten. Wie Sie wissen, hat der Kaiser Napoleon von jeher die Herstellung der Einheit Italiens als eine seiner Lieblingsideen bezeichnet, wie er denn überhaupt sehr viele Pläne seines Oheims wieder aufzunehmen sich verpflichtet fühlte. Schon als Prätendent hat er ja wiederholt zugesagt, wenn er zur Macht gelange, diese Idee ausführen zu wollen; und wie wenig diejenigen, welchen er dies Versprechen gab, mit sich spaßen ließen, zeigte ihm sehr bald das Orsinische Attentat, welches er auch als eine hinreichend deutliche Mahnung zur Einlösung seines Wortes empfand. Deshalb war dann diese Idee auch die Grundlage für die Allianzvorschläge, welche er bei der Zusammenkunft von Villafranca und in der Folge dem Kaiser Franz Joseph machte. Alle einzelnen Punkte derselben aufzuzählen, würde zu weit führen; ich will nur hervorheben, daß Österreich für gewisse Vergünstigungen, welche ihm gegenüber Preußen und Rußland zugestanden wurden, feierlich auf seine sämtlichen italienischen Besitzungen Verzicht leisten sollte. Nicht genug aber hiermit; auch die Stadt Rom sollte eine italienische Stadt, sollte die Hauptstadt des einigen Königreichs Italien sein."

„Und Pius IX.?“ warf der Graf ein.

„Diesen zählte man damals nicht mehr mit“, entgegnete der Pater Lazare. „Sein körperlicher Zustand ließ täglich sein Ende erwarten, und Napoleon war klug genug, sich rechtzeitig mit denjenigen unter den Kardinälen ins Einvernehmen zu setzen, dessen Wahl man im heiligen Kollegium als zweifellos annahm. Und dies war der Kardinal d'Andrea.“

„Trotz seiner Feindschaft mit Antonelli?“ fragte erstaunt der Graf.

„Sie überschätzen die damalige Bedeutung Antonellis,“ erwiderte der Pater; „jetzt freilich halte auch ich ihn für den eigentlichen spiritus rector im Vatikan.“

„Und war mein Oheim bereit, die Stadt Rom, war er bereit, die weltliche Herrschaft zu opfern?“

„Das erstere ja; das zweite niemals. Auch ihm galt die Einheit Italiens als ein Ideal, für dessen Erreichung ihm kaum ein Opfer zu groß erschien — Sie kennen zweifellos seine Beziehungen zum Prinzen Humbert — doch würde auch er niemals auf den Besitz einer weltlichen Herrschaft verzichtet haben. Eine solche nun ward ihm auch garantiert; freilich wäre sie erst durch eine Art von neuem Kreuzzug zu gewinnen gewesen. Es handelte sich nämlich um die Stadt Konstantinopel. Wie sie gleich Rom schon einmal geraume Zeit hindurch die Beherrscherin der Welt gewesen war, so sollte sie eine gleiche Stellung, nachdem das ottomanische Reich nach Asien zurückgeworfen, als die Residenz des Vertreters Christi auf Erden nochmals einnehmen.“

Der Graf Godoni hatte während der Auseinandersetzung des Paters Lazare wiederholt Zeichen des lebhaftesten Erstaunens gegeben, kopfschüttelnd sagte er jetzt: „Hat denn der Kaiser Napoleon ernsthaft diesen Plan für ausführbar gehalten?“

„Ganz gewiß. Italien war von ihm dafür gewonnen; das künftige Oberhaupt der Kirche stand auf seiner Seite, und auch die Verhandlungen mit Österreich schienen infolge seines Entgegenkommens keine Schwierigkeiten zu bieten; nur gab es dort einen Mann, der seinen ganzen Einfluß und seine ganze Kraft geltend machte, um ein Bündnis oder auch nur ein Verständnis mit Frankreich zu hintertreiben. Dies war der Erzherzog Ferdinand Maximilian. Er war ein Hindernis, welches man beseitigen mußte; und man beseitigte ihn. Ein weiterer Schritt zur Förderung des Planes geschah durch die geschickte Benutzung der griechischen Thronfrage. Es gelang bekanntlich dem Kaiser Napoleon, die von russischer und englischer Seite aufgestellten Kandidaten zum Verzicht zu bewegen und den von ihm vorgeschlagenen Prinzen von Dänemark auf den freigewordenen Thron zu setzen. Ein griechisches Kaisertum sollte hier die Vormacht gegen Rußland einer- und gegen die Türkei andererseits bilden.“

„Eine kühne, aber eine tolle Idee,“ rief der Graf, „das wäre ja eine völlige Veränderung der Karte Europas, und wo bleibt da das europäische Gleichgewicht, als dessen Schirmherrn der Kaiser sich doch wiederholt bezeichnet hat? Ja fürwahr eine Idee, wie sie nur dem Hirn eines Phantasten entsprungen sein kann, der eben, sobald ihn sein Idealismus im Stich läßt, völlig unberechenbar ist.“

„Oder dem eines gewandten Spielers," entgegnete lächelnd der Pater, „denn ein solcher ist der Kaiser ohne Zweifel, und wer sein Gegner sein, ja auch wer seine Partie mithalten will, dem kann ich nur raten, Augen und Ohren offen zu halten, sonst trägt er mit Sicherheit die Kosten. Deshalb wiederhole ich Ihnen, keine Übereilung!"

„Aber sollte nicht gerade auf einen so feinen Spieler, als welchen Sie den Kaiser bezeichnen, ein plötzlicher coup einen größeren Eindruck machen? Ich meine, ob man nicht durch Überraschung und Überrumpelung schneller zum Ziele gelangen würde?"

„Ich fürchte, daß es schwer, wenn nicht unmöglich sein wird, ihn zu überrumpeln; ehe er sich zu etwas entschließt, will er von der Zweckmäßigkeit desselben überzeugt sein. Drum heißt es hier klug sein wie die Schlangen. Haben wir nicht immer durch Klugheit und fügsame Nachgiebigkeit alles erreicht, was wir mit Gewalt niemals erreicht hätten?"

„Ja, ja, Sie haben Recht," erwiderte der Graf, „doch lassen Sie uns keine Zeit verlieren, gehen wir noch heute an das Werk, um die Mine zu legen. Vor allem darf ich Sie wohl bitten, mir diejenigen Persönlichkeiten zu nennen, deren Zustimmung und Mitwirkung man sich versichern müßte. Was zunächst die Minister anlangt, —"

„Keiner von ihnen hat einen derartigen Einfluß auf den Kaiser, daß wir seiner bedürften, — unterbrach ihn der Pater. — „Ja wenn der Marschall Niel noch lebte — doch im übrigen ist vor allen der Herzog von Grammont ein begeisterter Anhänger der Kriegspartei. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte man hier schon 1866 losgeschlagen. Und wer weiß, was geschehen wäre, wenn man nicht durch die schnellen und unerwarteten Erfolge der preußischen Waffen völlig verblüfft gewesen wäre. Für jetzt aber wird die Hauptsache sein, die Kaiserin zu gewinnen. Sie vermag es, den Kaiser zu bestimmen; doch kann ich nicht verhehlen, ich fürchte, daß der Moment schlecht gewählt ist und daß die Folgen des Krieges ganz andere sein werden, als man sowohl hier wie in Rom erhofft. Ich würde Sie bitten, meine Bedenken dorthin zu berichten, wenn ich nicht einerseits von der Erfolglosigkeit dieses Berichtes überzeugt wäre und mir andererseits auch sagte, daß zwei so hervorragende Männer wie der Pater Beckx und der Kardinal Antonelli in politischen Dingen zweifellos weitsichtiger sein werden als ich alter Mann."

„Ich werde im Gegenteil nicht verfehlen, sofort Ihre Bedenken dorthin zu melden, und bin überzeugt, daß man bei der Wichtigkeit, welche man den hiesigen Verhandlungen beilegt, und der Aufmerksamkeit, mit welcher man trotz der gewaltigen Dinge, die sich jetzt im Vatikan vorbereiten, meine Sendung verfolgt, alles für und wider auf's gründlichste prüfen wird. Doch irre ich nicht, so hat man bereits zum zweiten Male an die Thür geklopft." Der Pater Lazare erhob sich; doch in demselben Augenblick trat sein alter Diener in das Zimmer, und indem er um Verzeihung bat, daß er Störung verursache, meldete er, daß der

Baron von Losinski um die Ehre bitte, trotz der späten Abendstunde noch seine Aufwartung machen zu dürfen.

„Er ist mir außerordentlich willkommen," rief der Pater, und zu dem Grafen Godoni sich wendend, fügte er hinzu: „Sie erhalten Succurs, der Baron ist von Ihrer Partei."

Der letztgenannte, eine stattliche Erscheinung, welcher trotz seiner fünfzig Jahre sich eine jugendliche Elastizität und Frische bewahrt hatte, war inzwischen in das Zimmer getreten, mit herzlichen Worten und wiederholtem Händedruck von dem Pater begrüßt. Dieser übernahm es denn auch, seine beiden Gäste mit einander bekannt zu machen, wobei er betonte, daß beide von Jugend auf ihre Kräfte derselben heiligen Sache gewidmet hätten.

Nach einem kurzen Austausch von Höflichkeiten sagte der Baron: „Ich hoffe Sie nicht zu stören, jedenfalls bringe ich Ihnen wichtige Nachrichten, deren Verwertung keinen Aufschub leidet. Der Graf Ledochowski hat mich beauftragt, Ihnen die Mitteilung zu machen, daß seine Taktik, sich und das Polentum einstweilen von allen politischen Demonstrationen fern zu halten und sich anscheinend nur mit kirchlichen Dingen zu beschäftigen, ihm das Vertrauen des Grafen Bismarck gewonnen habe." —

Der alte Pater lächelte und sagte: „Ich fürchte, daß der Getäuschte nicht der Graf Bismarck ist. Es ist bis jetzt noch niemandem gelungen, den preußischen Diplomaten zu täuschen, wohl aber hat derselbe schon manchen hinter das Licht geführt. Man wird ja später sehen, an welchem Punkte derselbe mit seiner ferneren Politik einsetzen wird. Doch entschuldigen Sie meine Unterbrechung."

„Der Graf Ledochowski also — fuhr jener fort — ist auf das zuverlässigste davon unterrichtet, daß man in Rom alles aufbieten wird, um in der Kürze einen Krieg herbeizuführen, welcher verhindern soll, daß eine protestantische Macht die leitende Stellung in Deutschland und damit in Europa gewinnt und auf die Dauer behauptet."

„Aber ist man sich denn über den Ausgang dieses Krieges, in welchem doch der Graf Ledochowsky in seiner Eigenschaft als preußischer Erzbischof genötigt wäre, den Sieg der preußischen Waffen zu erflehen, so ganz klar?" fragte der Pater. „Wir haben die preußische Macht bisher immer unterschätzt, und was ihre Armee zu leisten vermag, haben wir doch vor wenigen Jahren mit Staunen und Bewunderung gesehen. Ich zweifele durchaus nicht, daß man auch hier alles gethan hat, um die Armee in jedem Moment schlagfertig bereit zu haben; aber trotzdem ist mir der Ausgang doch sehr zweifelhaft. Und, das werden Sie mir zugestehen, daß alle Kombinationen, welche man an den Feldzug knüpft, nur in dem Falle eines siegreichen Ausganges realisierbar sind."

„Gewiß, doch halte ich eine entgegengesetzte Eventualität überhaupt für ausgeschlossen," entgegnete der Baron. „Preußen ist isoliert, die süddeutschen Staaten werden, weit entfernt ihm beizustehen, vielmehr froh sein, wenn sich ihnen eine Gelegenheit bietet, um der ihnen drohenden Herrschaft der Pickelhaube zu entgehen, und was Rußland anlangt, die einzige Macht, welche vielleicht auf Preußens

Seite treten würde, so ist dafür gesorgt, daß dasselbe hinreichend in Schach gehalten wird. Auf der einen Seite wird Österreich gern bereit sein, Revanche für Sadowa zu nehmen und sowohl einen Teil der preußischen Armee als auch die russische Grenze hinreichend zu beschäftigen; andererseits aber wartet man in Polen auf das Signal von hier aus, um die verhaßten Ketten abzuschütteln. Es ist in dieser Hinsicht, wie ich Ihnen versichern kann, bereits in genügender Weise vorgearbeitet worden, und die Idee der Wiederaufrichtung eines Königreichs Polen hat beim Kaiser Napoleon, der hierin eines der Vermächtnisse seines Oheims erblickt, ein über Erwarten günstiges Gehör gefunden."

„Ich bin weit entfernt, an der Zuverlässigkeit Ihrer Mitteilungen zu zweifeln," entgegnete der Pater, „doch möchte ich mir erlauben, ein paar Bedenken anzuregen. Auf die voraussichtliche Haltung der süddeutschen Staaten will ich gar nicht näher eingehen; doch scheint es mir immerhin sehr gewagt, mit derselben als mit einem sicheren Faktor zu rechnen. Was aber Österreich anlangt, so halte ich dasselbe zur Zeit noch für viel zu sehr geschwächt durch den letzten Krieg, als daß es überhaupt ernstlich bei einem neuen Feldzug in Betracht kommen könnte."

„Ich bin aber überzeugt," entgegnete der Graf Godoni, welcher bis dahin aufmerksam zugehört hatte, „daß die französische Armee allein der preußischen überlegen ist, denken Sie an Jena."

„Mein lieber Freund," entgegnete lächelnd der Pater, „auf Jena folgte Waterloo, und wir haben heute keinen Napoleon I., wie ich denn auch glaube, daß es bei Jena weniger an der Truppe als an der Führung lag. Die heutige preußische Armee aber ist nicht nur in ihren Mannschaften vorzüglich, sondern sie hat auch hervorragende und bewährte Führer."

„Sie sprechen ja wie ein alter Haudegen," unterbrach ihn lachend der Baron.

„Es ist von jeher eine kleine Liebhaberei von mir gewesen, mich mit Kriegsgeschichte zu beschäftigen," sagte der Pater.

„So werden Sie jedenfalls auch in der Lage sein, mir Ihr Urteil über mein Vaterland zu sagen," warf der Graf Godoni ein.

„Ich bin überzeugt," erwiderte jener, „daß der König Victor Emanuel derjenige ist, welcher allein und auf alle Fälle, der Ausgang des Krieges sei welcher er wolle, Vorteile aus demselben zieht und zwar nicht nur bezüglich seiner politischen Stellung nach außen hin, sondern auch hinsichtlich seiner Popularität im Innern."

„Wie meinen Sie das?" riefen die beiden andern wie aus einem Munde.

„Wenn Frankreich den Krieg an Preußen erklärt," fuhr der Pater fort, „so wird es genötigt sein, alle seine Truppen zu konzentrieren, also auch seine Besatzung aus Rom herauszunehmen."

„Das sollte der Kaiser thun," fragte der Graf, „trotzdem er den Schutz des heiligen Vaters feierlich übernommen hat?"

„Jeder ist sich selbst der Nächste," erwiderte der Pater, „und Napoleon ist überzeugt, daß er auch ohne eine Besatzung in Rom seinen Einfluß zur rechten

Zeit im Kardinalskollegium wird geltend machen können. Denn Sie wissen doch so gut wie ich, daß der Kaiser nicht aus religiösen Gründen und allein, um das Oberhaupt der Kirche zu schützen, französische Truppen in die heilige Stadt gelegt hat. Oder glauben Sie, er habe seinen Vetter zum Kardinal machen lassen, ohne dabei höhere Zwecke zu verfolgen? Zudem ist ja die Stellung des Kaisers zu Victor Emanuel eine solche, daß er im Notfalle eine Pression in Rom auch durch italienische Truppen würde ausüben können. Jedenfalls aber bin ich überzeugt, daß mit dem Moment, wo der erste Schuß am Rhein fällt, die französische Besatzung Rom verlassen und daß zu einem andern Thore unmittelbar darauf die italienische einrücken wird."

„Und das Patrimonium Petri?" fragte der Baron.

„Es wird aufhören zu existieren," entgegnete achselzuckend der Pater, „und das wird die erste Folge des von dort heraufbeschworenen Krieges sein. Ich halte im übrigen dies Unglück nicht für das größte. Die weltliche Herrschaft, welche jetzt der Papst hat, ist ein ungesundes Zwitterding. Zu klein, um ihm irgend welchen politischen Einfluß zu geben, ist sie andrerseits wieder zu groß, als daß sie ihn nicht in unnötige Schwierigkeiten und Verwickelungen brächte. Das größere Unglück sehe ich in der Ferne auftauchen."

„Und das wäre?" unterbrach ihn der Graf.

„Ein für Frankreich unglücklicher Krieg könnte leicht die Fäden der von uns geleiteten Bewegung dem preußischen Staatsmann in die Hände geben, und ich zweifle nicht daran, daß er, wenn er Frankreich besiegt hat, auch gegen die intellektuellen Urheber vorgehen wird, mit anderen Worten, ich sehe es kommen, daß unserem Orden das Gebiet des deutschen Reiches verschlossen wird."

„In Ihrem Eifer sprechen Sie gar schon vom deutschen Reiche," warf der Baron ein. „Für mich ist dies nur ein historischer Begriff."

„Ich versprach mich allerdings," entgegnete der andere, „allein" — fügte er nachdenklich und wie mit sich selber sprechend hinzu — „wer weiß, ob jener lapsus linguae ein so gar falscher war. Doch, meine Herren," fuhr er dann fort, „wir vergessen bei unserem Politisieren, daß es unsere Pflicht ist, ohne Zeitverlust zu handeln. Das Schreiben unseres hochwürdigsten Oberen duldet keine Verzögerung."

„In der That," entgegnete der Baron, „ich habe mich fast schon zu lange aufgehalten, meine Pflicht ruft mich noch zum Fürsten Cz . . . "

„Wo Sie voraussichtlich den Abbé *** treffen werden?" fragte der Pater.

„Ich rechne mit Sicherheit darauf," entgegnete dieser.

„So darf ich Sie wohl bitten," warf der Graf Godoni ein, „dem Herrn Abbé meine demselben bereits vorgetragene Bitte um eine Audienz bei der Kaiserin, deren Bundesgenossenschaft man doch in erster Linie gewinnen muß, nochmals in Erinnerung zu bringen."

„Und ich ersuche Sie," setzte der Pater hinzu, „Sr. Durchlaucht die Versicherung meiner aufrichtigsten Ergebenheit zu Füßen zu legen."

„Ich verspreche Ihnen, beides nicht zu vergessen," erwiderte dieser, indem er sich erhob „und erhoffe um so mehr ein günstiges Resultat, als Ihre Majestät die Kaiserin bereits zu unseren Verbündeten zu zählen sein soll!"

„So gälte es denn, durch sie auf den Kaiser einzuwirken, aber in welcher Weise?" fragte der Graf.

„Vielleicht kommt uns der Zufall zu Hülfe," entgegnete jener, „warten wir den morgenden Tag ab. Doch nun leben Sie wohl." Mit diesen Worten reichte er dem Grafen die Hand, welche dieser wiederholt schüttelte, und verließ dann in Begleitung des Pater Lazare das Zimmer. Dieser geleitete seinen Gast bis zum Korridor, wo der Diener bereit stand, um dem Baron weiter behülflich zu sein und denselben herabzugeleiten.

Als der Pater in das Zimmer zurückkehrte, wandte er sich an den Grafen mit den Worten: „Ihnen, mein lieber Herr Graf, würde ich jetzt raten, der Ruhe zu pflegen, Sie werden morgen Ihrer ganzen körperlichen und geistigen Kraft bedürfen."

„Ich fühle mich in der That etwas abgespannt," entgegnete dieser, „und es scheint mir daher das Beste, Ihrem wohlmeinenden Rate zu folgen."

Der Diener erhielt darauf die Weisung, den Grafen in das für ihn bestimmte Schlafzimmer zu führen, und mit einem herzlichen Händedruck trennten sich beide Männer.

Als der Diener nach einiger Zeit zurückkehrte, um sich noch etwaige Befehle seines Herrn zu erbitten, fand er diesen zum Ausgehen bereit. „Du kannst dich schlafen legen," sagte er ihm, „ich fühle das Bedürfnis, mich noch etwas in der frischen Luft zu ergehen."

Kapitel III.
Vertraulichkeiten.

In seinem bekannten Zimmer in den Tuillerien finden wir an seinem Arbeitstisch in seinem Lehnsessel, in sich zusammengesunken, den Kaiser Napoleon, wie er geplagt von heftigen Schmerzen eines Leidens, welches auch seinen Tod herbeiführen sollte, mit fast geschlossenen Augen finster vor sich hinblickte und nur von Zeit zu Zeit durch einen tiefen Seufzer zu erkennen gab, daß man es mit einem Wachenden zu thun habe. „Was ist aus mir geworden — sprach er zu sich selbst — „und was habe ich noch zu hoffen, um mich ähnlich dem Cid Campeador, wenigstens als halbe Leiche, auf ein Kampfroß binden zu lassen. Mein Weib, mein Kind, die goldenen Träume meiner ersten Regierungsjahre, meine Hoffnungen, den Thron der Napoleoniden wiederum befestigen zu können: was wird aus ihnen werden, wenn der Tod meine Augen schließt? Es ist mir ja so manches gelungen, ich habe Rußland gedemütigt, ich habe Österreich besiegt, ich habe mich zum Herrn von Italien gemacht, ich habe England an meinen Siegeswagen gespannt, und nun? Es ist fast, als ob aus den Donnern der Schlacht von Sadowa eine Warnungsstimme zu mir spräche. Mich alliieren mit einem Kadaver und jenem leichtfertigen sächsischen Noten-Dichter?! Was kümmert mich der Papst und

dessen Herrschaft, um dafür meinen Thron und die Ruhe meiner letzten, mir voraussichtlich nur noch kurz bemessenen Lebensfrist einzusetzen. Ich will selbst in Rom herrschen, und kann die bange Ahnung nicht abschütteln, daß der Krieg, in welchen man mich hineintreiben will, mein letzter sein wird. Das Schwert des jungen Riesen Preußen-Deutschland scheint das schärfste in Europa zu sein, und der Graf Bismarck, durch welchen ich mich leider habe dupieren lassen, ist ein diplomatischer Gegner, der in seinem Kopfe, wie in einer eisernen Kiste, Geheimnisse birgt, die noch niemand ergründet hat."

Damit erhob sich der Kaiser und ging gesenkten Hauptes und mit schwerfälligem Schritt in seinem Arbeitszimmer auf und ab. „Ich muß zu einem Entschluß kommen" — murmelte er vor sich hin — „das Hin- und Herschwanken erschöpft meine letzte Lebenskraft, und die spanische Königsfrage erscheint mir heute fast wie ein lächerlicher Vorwand, welchen dieser Bismarck schwerlich ernsthaft nehmen wird, um mir deswegen den Krieg zu erklären."

Plötzlich hielt er ein und fragte den auf sein Glockenzeichen eintretenden Huissier: „Ist der Graf Benedetti bereits im Vorzimmer?" Auf dessen bejahende Antwort hieß er diesen sogleich bei sich eintreten, und es war nicht ohne Interesse, zu schauen, wie er als geschickter Schauspieler sogleich seine Maske veränderte. Straff aufgerichtet, mit lächelnder Miene und seinen Bart drehend, empfing er seinen Botschafter am preußischen Hofe, und demselben freundlich die Hand reichend, hieß er ihn zu sich niedersetzen.

„Nun, mein lieber Graf," sagte er, „ich habe Sie zu mir beschieden, um mich von Ihnen mündlich und vertraulich vollständig informieren zu lassen. Der Kriegsminister behauptet bis auf den letzten Knopf fertig zu sein, und der Herzog von Grammont versichert, daß die erste militärische Schlappe, die Preußen erleide, den Abfall seiner unfreiwilligen Bundesgenossen anbahnen und Österreich für uns in das Gewehr rufen werde."

„Ew. Majestät verlangen volle Offenheit," entgegnete der Graf Benedetti, „und ich fürchte, der Herzog von Grammont ist in einer bedenklichen Illusion befangen. Es handelt sich heute in Deutschland nicht mehr um diesen oder jenen mißvergnügten kleinstaatlichen Minister oder depossedierten Fürsten, sondern um eine große nationale Bewegung, welche schließlich alles, was sich derselben entgegen zu stellen versuchen sollte, fortreißen wird, und der Krieg mit einem ganzen Volke ist sehr gefählich. Ew. Majestät politischer Scharfblick hat sich ja niemals über die Bedeutung der Nationalitätsfrage getäuscht."

„Sie scheinen demnach einem Kriege gegen Preußen einigermaßen skeptisch gegenüber zu stehen," sagte der Kaiser mit einem forschenden Blick auf seinen Botschafter.

„Ich thue dies allerdings," entgegnete der Graf Benedetti „und mögen Ew. Majestät zu Gnaden halten, wenn ich dabei von der Auffassung ausgehe, daß das französische Kaisertum ernsthafte militärische Niederlagen kaum überdauern würde, besonders wenn es dem Feinde gelingen sollte, den Kriegsschauplatz nach Frankreich zu verlegen. Für König Wilhelm existiert eine solche Gefahr nicht

und selbst eine Reihe von Unglücksfällen würde sein Volk nur enger um ihn scharen; ich spreche so offen, weil Ew. Majestät Wahrheit von mir verlangen."

„Ich danke Ihnen, mein lieber Graf" — war die leise Entgegnung des Kaisers — „Sie sehen in mir einen kranken Mann, der vor den Strapazen eines Feldzuges zurückschreckt, aber —" Napoleon vollendete den Satz nicht, sondern erhob sich, um das Zimmer einige Male schweigend zu durchmessen, „aber —" fuhr er dann sich wieder niedersetzend fort —, „von allen Kriegen ist der häusliche der lästigste und aufreibendste, und die Kaiserin hält nun einmal mit Zähigkeit an dem Gedanken fest, daß ein Krieg mit Preußen und die Gewinnung der Rheingrenze die unerläßliche Bedingung sei, um unserem Kinde die Nachfolge zu sichern."

„Ew. Majestät wissen," — sagte Benedetti, „daß ich stets ein Gegner der Anschauungen gewesen bin, welche Ihre Regierung in das konstitutionelle Regime gedrängt haben und dieselbe jetzt in den Krieg zu treiben versuchen. Alles für das Volk, aber möglichst wenig durch das Volk; ein wirkliches parlamentarisches Regiment und Preßfreiheit vermag eine monarchische Regierung in Frankreich auch nicht zwei Jahre zu ertragen, und wenn man durch einen Krieg Geschäfte machen will, dann muß man sicher sein, der Stärkste zu sein und Sieger zu bleiben."

„Und diese Gewißheit, meinen Sie, haben wir nicht?"

„Mein Aufenthalt in Berlin" — sagte der Botschafter — „hat mich darüber aufgeklärt, daß die preußische Armee von keiner anderen übertroffen wird, und daß dieselbe in dem Könige und dem Grafen Moltke Führer besitzt, denen wir kaum ebenbürtige gegenüber zu stellen haben. Außerdem heißt Ew. Majestät Kriegsminister heute nicht mehr Niel, sondern Leboeuf, und jemehr Sie verhindert sind, persönlich einzugreifen, und jemehr daher der etwaige Ruhm eines Feldzuges nach einer anderen Seite fällt, um so weniger darf ich den Rat erteilen, ein Spiel zu spielen, dessen üble Chancen unzweifelhaft ganz und voll auf Ihr Haupt fallen werden."

Der Graf Benedetti machte eine Pause, doch wurde er vom Kaiser aufgefordert, fortzufahren. „Ich weiß Ihre Offenheit voll zu schätzen," sagte dieser, „wenngleich ich behaupten möchte, daß die französische Armee den Vergleich mit keiner anderen zu scheuen hat, und daß sie der preußischen durch unser Gewehr und unsere neuesten artilleristischen Verbesserungen entschieden überlegen ist. Ich habe übrigens den Oberst Stoffel auch herbeschieden."

„Selbstverständlich," erwiderte Benedetti, „würde ich mir nicht erlaubt haben, eine Meinung über die Armee auszusprechen, ohne mich vorher an die Autorität Stoffels gewandt zu haben. Ebenso verkenne ich nicht, daß militärische Erfolge noch immer den größten Eindruck auf den National-Charakter der Franzosen machen, doch darf man gerade um deswillen dabei auch nicht die Kehrseite der Medaille übersehen. Mein point de vue ist Belgien, und ich habe in dieser Beziehung den Grafen Bismarck schon etwas sondiert, da er sehr bereitwillig auf eine Diskussion dieser Frage einging."

Bei diesen Worten verfinsterte sich das Gesicht des Kaisers und wurde sehr nachdenklich. „Sie kennen" — sagte er — „aus der Geschichte meines Oheims die Abtretung Hannovers an Preußen. Sollte Graf Bismarck vielleicht mit uns ein ähnliches Spiel spielen wollen? Belgien ist das Land, wo mein Oheim sein letztes Schlachtfeld hatte."

„Auf die freiwillige Abtretung des kleinsten Stückchens deutscher Erde dürfen wir nicht rechnen, Majestät, ich habe wegen der Saarbrückener Kohlenwerke angefühlt, doch ließ der Abweis an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Außerdem machte mir kürzlich ein kleinstaatlicher Diplomat in der Weinlaune eine Andeutung, daß alle deutschen Staaten, soweit selbige nicht bereits dem norddeutschen Bunde angehören, durch geheime Verträge, welche schon aus dem Jahre 1866 datieren, Preußen im Falle eines Angriffs von Frankreich Heeresfolge leisten müssen. Es wird uns deshalb auch nicht gelingen, Preußen zu einer Kriegserklärung an uns zu treiben. Zu meinem lebhaften Bedauern habe ich mich hier überzeugen müssen, daß man die obschwebende Frage bereits ihres rein politischen Charakters entkleidet und mit kirchlichen Motiven verquickt hat. Man versucht, wie ich höre, Ew. Majestät für einen Kreuzzug gegen das protestantische Preußen zu gewinnen und den Kaiser von Frankreich als den Konnetable Pius IX. und der frommen Streiter Loyolas in Dienst zu nehmen."

„Meinen Sie, ich weiß nicht," erwiderte Napoleon, „wie sich alle Orden und geistlichen Uniformen zur Zeit hier Rendezvous geben? Auch ist die Macht des Papstes heute größer, als sie zur Zeit meines Oheims war. Doch was kümmert es mich — um mit dem Sultan Mahmud zu sprechen — ob der Hund das Schwein oder das Schwein den Hund frißt. Ich bin in meinem politischen Glauben ein Türke, in meinem kirchlichen aber das Oberhaupt der gallikanischen Kirche und werde mich niemals von der Kurie mißbrauchen lassen, um das Interesse Frankreichs dem ihrigen unterzuordnen."

In diesem Augenblicke wurde die Thür leise geöffnet, und das „Kind von Frankreich," in seiner kleidsamen militärischen Tracht, mit einem kleinen Chassepot bewaffnet und eine Mitrailleuse en miniature hinter sich ziehend, erschien in dem Rahmen. Ein heller Freudenschein glitt über das Gesicht des Vaters. „Komm' nur näher, du kleiner Bayard," sagte er, „auch der Graf Benedetti wird sich freuen, dich zu begrüßen." Dabei schloß er sein Kind zärtlich in die Arme, während dasselbe gleichzeitig von dem Botschafter ehrfurchtsvoll begrüßt wurde. „Wohin denkst du zu marschieren?" fragte der Kaiser, indem er ihm sanft über das Haar strich. „Nach Berlin," war die prompte Antwort. „Doch nicht allein?" „Nein, als Ordonanz-Offizier meines Vaters." „Und was willst du in Berlin?" „Das Viergespann auf dem Brandenburger Thore wieder nach Paris holen." „Das ist nicht so leicht, mein Sohn." „Oh, dem Kaiser von Frankreich ist alles möglich, besonders, wenn der Segen der Kirche ihn begleitet." Der Kaiser klopfte ihm lächelnd auf die Backe. „So, mein Kind, nun gehe wieder zu deiner Mutter, und sage ihr, du hättest ein sehr gutes Gedächtnis." Der junge Prinz küßte seinem Vater die Hand und entfernte sich ebenso leise, als er gekommen war.

„Sie sehen, mein lieber Graf" — nahm der Kaiser das Gespräch wieder auf — „von wem und in welcher Weise ich belagert werde, man will mich um jeden Preis dahin treiben, die Kastanien für die Kurie aus dem Feuer zu holen, und selbst die spanische Königsfrage ist auf diesen Zweck zugeschnitten, obschon es sich dabei um einen katholischen Kandidaten aus dem Hause Hohenzollern handelt. Es liegt mir etwas wie die Ahnung eines großen Unglücks auf der Seele, und die Simme des Schicksals, welche sonst zu mir gesprochen, sie scheint verstummt zu sein."

„Ew. Majestät sind stets am besten beraten gewesen, wenn Sie Ihren eigenen Inspirationen gefolgt sind," sagte der Graf Benedetti, „und der Jesuiten-General sagt treffend: Wenn der Wind sich dreht, drehen sich alle Wetterfahnen und zwar um so schneller und entschiedener, je schärfer der Wind ist. Mit Recht nennt der Graf Bismarck Politik und Diplomatie die Kunst des Möglichen, und im Kriege wie in der Politik kömmt alles darauf an, auf dem entscheidenden Punkte der Stärkste zu sein."

„Ja dieser Bismarck," entgegnete der Kaiser. „Man kann von ihm fast dasselbe sagen, was die österreichischen Generale in Italien von meinem Oheim sagten: „Er besiegt uns, aber gegen alle Regeln der Kriegskunst." Wenn ich nur noch Inspirationen hätte," setzte er nachdenklich hinzu. „Ich gehe vorwärts und schaue rückwärts und kann den Gedanken nicht bannen, daß der preußische Diplomat sich bereits im Stillen über mich und meine Unschlüssigkeit lustig macht. Meine Versuche, in Bayern und Württemberg Terrain zu gewinnen, sind gescheitert, und insbesondere ist der jugendliche, etwas phantastische König von Bayern bereits voll und ganz in dem Strudel der nationalen Begeisterung. Man ist in Berlin vollkommen unterrichtet, welche Ausgaben und Anstrengungen wir gemacht haben, um die Armee zu einem schneidigen Werkzeug zu machen, und wenn wir dieselbe dessenungeachtet nicht gebrauchen, so fürchte ich noch mehr als den Rückschlag nach innen und nach außen die fast unvermeidliche Verstimmung in der Armee selbst, welche es fast schon als eine Verletzung empfunden hat, daß wir den Sieg von Sadowa und dessen Konsequenzen so ruhig hingenommen haben."

„Krieg würde ich auch führen," entgegnete Graf Benedetti, „doch etwas entfernter von Frankreich und gegen einen Feind, dem gegenüber die Erben des Kaisers Napoleon das größte Schuldkonto übernommen haben: Waterloo, St. Helena, den Verlust der Kolonieen, die Verdrängung aus Ägypten, und ich zweifle kaum, daß ein Krieg gegen England populärer sein würde als gegen Preußen, ohne die Gefahren des letzteren in sich zu schließen."

Der Kaiser sah eine Weile vor sich nieder und sagte dann langsam mit Betonung jedes einzelnen Wortes: „Ich werde mir die Sache überlegen. Inzwischen aber möchte ich auch noch Oberst Stoffel hören und zwar in Ihrer Gegenwart."

Die Persönlichkeit des Herrn Stoffel ist bekannt; klein und auf den ersten Anblick wenig in das Auge fallend, galt derselbe in Frankreich mit Recht als

eine hervorragende militärische Autorität. Der Kaiser begrüßte ihn deshalb auch mit besonderer Freundlichkeit und sagte: „Sie wissen, mein lieber Stoffel, daß ich Ihnen ebenso wie dem Grafen Benedetti mein besonderes Vertrauen schenke. Sprechen Sie sich deshalb ohne allen Rückhalt aus, was wir, nach Ihrer Meinung, in einem Kriege zwischen Frankreich und Preußen zu erwarten haben."

„Majestät", sagte Stoffel, „man lebt heute in Berlin wie im tiefsten Frieden. Nichts deutet darauf hin, daß man schon in nächster Zeit einen Kampf bis aufs Messer mit Frankreich erwartet. Der König macht seine gewohnten Badereisen; der Bundeskanzler Graf Bismarck genießt die Sommerfrische in Varzin, und auch in den Übungen der Truppen tritt nichts Außergewöhnliches zu Tage. Selbstverständlich habe ich mich dadurch nicht täuschen lassen. Es ist die Stille vor dem Sturm und der thatsächliche Beweis, daß die Mobilmachung der preußischen, und setzen wir hinzu — der deutschen Armee so wohl vorbereitet ist, daß es nur eines Druckes auf die Signalglocke bedarf, um unsere Grenzen mit der aus dem österreichischen Kriege bekannten „affenartigen Geschwindigkeit" überschritten zu sehen, zumal auch der Eisenbahntransport in mustergültiger Weise geordnet ist. Wie bedauerlich und vielleicht geradezu verhängnisvoll es aber sein würde, den Feldzug mit einer Niederlage zu beginnen und den Krieg im eigenen Lande führen zu müssen, darüber läßt der französische Nationalcharakter keinen Zweifel. Leider kann ich die Besorgnis nicht unterdrücken, daß die Mobilmachung und der Transport unserer Armee bisher nicht in gleich meisterhafter Weise geordnet ist. Die preußischen Regimenter sind aus den letzten Kriegen „zum Laufen zu ehrenschwer", und wenn ich auch nicht daran denke, daß die Preußen mit uns so schnell fertig werden als mit den Österreichern, so darf ich doch Ew. Majestät nicht verschweigen, daß es sich jedenfalls um einen Riesenkampf handelt, dessen Ausgang, auch abgesehen von den eigentümlichen politischen Zuständen Frankreichs, in Dunkel gehüllt ist. Jeder anderen europäischen Armee gegenüber würde ich an dem Siege der französischen Waffen nicht zweifeln, doch der preußischen gegenüber lege ich selbst auf das Übergewicht unserer Schußwaffe keinen entscheidenden Wert, da die preußische Artillerie der unsrigen unzweifelhaft überlegen ist. „Sie schießen wie die Götter," bestätigte mir noch kürzlich ein alter Artillerieoberst. Dazu tritt die musterhafte Disziplin, die Bildung und der moralische Einfluß des Offizierkorps, sodaß man heute wieder, wie unter dem alten Dessauer, wagen kann, im Kugelregen Gewehrgriffe zu üben und unserer Kavallerie in aufgelöster Schlachtordnung gegenüber zu treten."

Der Kaiser hatte schweigend und nachdenklich zugehört. Jetzt unterbrach er aber den Oberst Stoffel mit der Frage: „Waren Sie bereits bei Leboeuf und haben Sie Mac Mahon und Bazaine schon gesprochen?"

„Nein, Ew. Majestät, ich bin erst heute früh hier eingetroffen und wollte nichts sagen und nichts thun, bevor ich Ihre Befehle empfangen hatte. Noch beherrschen Sie die Situation nach allen Richtungen," und — fügte Benedetti hinzu — „haben auch noch die Wahl, ob Sie mit den Parisern, die wieder unruhig zu

werden beginnen, durch die Armee oder durch ein konstitutionelles Ministerium sprechen wollen."

„Wenn ich 16 Jahre jünger wäre, dann würde mir die Wahl nicht schwer fallen, aber heute? Sie wissen noch nicht, in welchem Maße der Geist abhängig ist vom Körper, und Sie glauben es vielleicht auch nicht, daß die Zahl 17 für mich eine kabbalistische ist. Ich halte es auch heute noch für unmöglich, daß die Kaisergarde geschlagen werden kann, doch versichert man mich allerdings, daß die preußische Garde-Landwehr keinen Stärkeren über sich anerkenne. Es ist Ihnen nicht unbekannt, meine Herren, wie der Kaiser, mein Oheim, es als einen seiner größten Fehler bezeichnet hat, daß er nach der Schlacht bei Jena Preußen nicht von der Karte Europas gestrichen habe."

Es entstand eine kurze Pause, welcher der Kaiser durch die Bemerkung ein Ende machte, daß ihn die offenbare Übereinstimmung der beiden Herren über die Unrätlichkeit eines Krieges gegen Preußen einigermaßen frappiere. „Ich bin nicht Diplomat," entgegnete Stoffel, „und habe mir daher über die politische Seite der Frage kein Urteil erlaubt. Vom militärischen Standpunkte aber halte ich den Krieg allerdings für ein gewagtes Geschäft, bei dem die Chancen des Gewinnes und Verlustes nicht in dem rechten Verhältnis stehen, und bei dem namentlich der Einsatz Ew. Majestät ein so großer ist, daß Ihre politischen Ratgeber sich mit einer schweren Verantwortung belasten."

„Nun und Sie, Benedetti, was ist die Quintessenz Ihres Rates?"

„Daß Ew. Majestät zuerst und vor allem an Sich Selbst denken. Nichts ist gewisser, als daß niemand Sie aus Paris vertreiben wird, wenn Sie es nicht selbst thun, aber nicht minder gewiß will es mir erscheinen, daß Sie mit einer geschlagenen Armee schwerlich wieder nach Paris zurückkehren werden. Wenn das Kriegsglück versagt, dann wird von Olivier kaum noch die Rede sein. An Malets hat es ja in Frankreich niemals gefehlt."

„Sie wissen" — sagte der Kaiser — „daß der Herzog von Grammont ein Kriegsfanatiker gegen Preußen ist und vor allem danach strebt, sein im Jahre 1866 etwas beschädigtes diplomatisches Renommé wieder herzustellen. Derselbe spielt heute die Rolle des seligen Cato und versichert mir, so oft ich ihn sehe, daß Preußen zerstört werden müsse und daß die gesamte Nation noch eifriger als er selbst den Krieg verlange. Ob er sich heute noch mehr täuscht als im Jahre 1866? Thatsache ist ja allerdings, daß neben dem großen Intriguanten Thiers die entschiedensten Gegner meiner Regierung, die sogenannten Unversöhnlichen, auch die entschiedensten Gegner des Krieges sind, wahrscheinlich doch nur, weil sie von demselben eine Stärkung meiner Regierung besorgen."

„Was diese Leute treibt" — entgegnete der Botschafter — „ist die Opposition um jeden Preis, verbunden voraussichtlich mit dem Hintergedanken, jeden Unfall demnächst gegen Ew. Majestät persönlich ausbeuten zu können. Sollte der Herzog von Grammont die spanische Thronkandidatur in der That ernsthaft nehmen? Von preußischer Seite wird dies schwerlich geschehen."

Inzwischen war die für das Dejeuner des Kaisers festgesetzte Stunde herangekommen, und der Kammerherr der Kaiserin erschien, um nach den betreffenden Befehlen zu fragen. „Sagen Sie Ihrer Majestät der Kaiserin,“ erwiderte der Kaiser, „daß ich in wenigen Minuten erscheinen werde.“ „Ich bin kein Bourbon,“ fügte er lächelnd hinzu, „und vermag — wie der Mohikaner sagt — den Pfad der Gerechten zu wandeln, ohne mich mit Essen aufzuhalten.“ Die Herren Benedetti und Stoffel erhoben sich. „Ich wünsche Sie morgen noch einmal zu sprechen,“ sagte der Kaiser, bevor er sie entließ, „die Unschlüssigkeit muß ein Ende haben.“ Nachdem die Herren entlassen waren, blieb der Kaiser noch eine Zeitlang in tiefem Sinnen unbeweglich auf seiner Stelle. „Was wird mir heute wieder serviert werden,“ sprach er leise vor sich hin, „wahrscheinlich wieder der Papst, von welchem ich aber aus bekannten Gründen nicht essen werde!“

(Fortsetzung folgt.)

Meine Kindheit.

Erinnerungen

von

W. Wereschagin.

(Schluß.)

Sehr selten, nur einmal im Jahre, besuchte uns unser mütterlicher Großvater, Nikolaus Petrowitsch Jerebtzer. Wenn wir sein schönes Greisenantlitz, das uns so teuer war, erblickten, war die Freude allgemein. Ich aber wußte mich vor Glück nicht zu fassen, hüpfte wie ein Zicklein, sobald ich seinen Wagen erblickte, und rief: „Der Großvater ist da, der Großvater ist da!“

Er liebte uns alle, hatte aber für mich eine ganz besondere Zärtlichkeit, und meine Mutter erzählte mir später, er habe oft zu ihr und meinem Vater gesagt, indem er mein Haar streichelte: „Denket an mich, das Jüngelchen wird mir ähnlich werden.“

Früher war der Großvater schön, stattlich und reich gewesen. Jetzt war er ein gebückter Greis, der von einem mäßigen Einkommen lebte, nachdem er sein großes Vermögen schon bei Lebzeiten unter seine Kinder geteilt hatte. In zweiter Ehe hatte er seine Wirtschafterin, Olimpiada Hilinischna, geheiratet und sich dadurch mit den Kindern seiner verstorbenen Gattin überworfen. Sie nannten diese Heirat eine Laune, eine Thorheit, versöhnten sich aber nach und nach mit der Thatsache, und der Großvater besuchte uns mit Olimpia Hilinischna und der aus dieser Ehe entsprossenen Tochter Seraphima, die, wie ich mich erinnere, mir nicht ganz gleichgültig war.

Wenn sie beim Spiele rief: „Ich brenne, brenne auf dem kleinen Stein, wer mich liebt, nimmt meine Stelle ein!“ dann hatte ich es stets sehr eilig, sie

zu erlösen. Und beim Versteckspiel suchte ich sicher mit ihr zusammen ein und denselben Zufluchtsort auf, den ich nur höchst ungern verließ. Sie verheiratete sich jung und starb im ersten Wochenbett.

Ich glaube, ich liebte meinen Großvater ganz besonders deshalb so sehr, weil er sich mit mir wie mit einem Erwachsenem über ernste Dinge unterhielt. Wer von uns beiden, der Greis oder das Kind, am liebsten Pilze suchte, weiß ich nicht; mir ist nur so viel erinnerlich, daß wir beide dafür schwärmten. Und so gingen wir denn, untergefaßt und uns gegenseitig stützend, diesem Vergnügen nach, unterwegs von allen nur denkbaren Pilzarten plaudernd, die wir in unsern Körbchen nach hause zu bringen gedachten. Wie viele mochten uns trotz alledem entgehen, mir, weil ich im Eifer des Gesprächs an ihnen vorüber eilte, ihm, weil er nicht mehr gut sah! Ohne die Kleinen zu beachten, sammelte er nur die alten mit großen Köpfen. Nachdem meine Mutter sich bei ihm für das Geschenk bedankt hatte, ließ sie die Pilze gewöhnlich wegthun und ihm andere, bessere zubereiten.

„Großvater," sagte ich einmal zu ihm, „nimm doch nicht diesen alten Pilz, er ist voller Würmer."

„Bah, mein Freund, Würmer! Die können wir ruhig essen, denn sie werden uns dereinst verzehren."

Mir schienen diese Worte so merkwürdig, daß ich sie nicht vergaß. Und noch jetzt sehe ich die Stelle vor mir, wo sie gesprochen wurden, und den alten, grünen Pilz, um den es sich handelte.

Ich hatte überhaupt ein sehr gutes Gedächtnis für Aussprüche und Erlebnisse, die mich tiefer berührten, und wenn später eine Andeutung, eine ähnliche Lage oder die Phantasie sie mir wieder vor Augen führte, waren sie mir sofort bis auf die geringsten Kleinigkeiten gegenwärtig.

Zu jener Zeit bemerkte ich nicht, was ich nachträglich erfuhr, daß unser Großvater den Wein sehr liebte. Da meiner Mutter die unausbleiblichen Folgen natürlich peinlich gewesen wären, wurde er bei uns in dieser Hinsicht ein wenig überwacht und besuchte deshalb sehr gern seinen guten Freund Alexius Wasseliewitsch, bei dem die Flasche stets zu seiner Verfügung stand.

Einstmals, als der Großvater und auch die Tante Wera Nikolajewna Kamerowskaja mit ihren Kindern bei uns zum Besuch waren, sollte Theater gespielt werden. Der Name des Stückes ist mir entfallen, doch weiß ich, daß zwei Maler die Hauptrollen hatten, die beide in dasselbe junge Mädchen verliebt waren. Ich gab den einen, Petia Kamerowski den andern, meine Tante Seraphima das junge Mädchen und meine Cousine deren Mutter. Wir Künstler sollten die Mutter malen und durch ein möglichst geschmeicheltes Abbild ihrer Reize um ihre Gunst werben. Mir war die Rolle des glücklichen Liebhabers zugefallen; mein Bild errang den Preis, und ich mußte im Augenblick des Triumphs meiner Braut die Hand küssen und dabei ausrufen: „Weil ich dich zum Rasendwerden liebe!"

Doch meine Zuneigung zu Seraphima verdarb den Schluß. Ich konnte meine Rolle vorzüglich; überdies soufflierte Lisa Kamerowskaja, die älteste Cousine,

ganz ausgezeichnet, so daß alles wie am Schnürchen gegangen war. Aber in dem Augenblick, wo ich laut bekennen sollte, was in meinem Innern lebte — die Liebe zu meiner teuern, kleinen Tante Seraphima — blieb ich stecken und war nicht im Stande, auch nur ein Wort hervorzubringen. Vergebens soufflierte Lisa lauter und immer lauter: „Weil ich dich zum Rasendwerden liebe," ich war und blieb störrisch und rief endlich sehr hörbar: „Ich kann nichts verstehen, ich kann nichts verstehen!" und doch war mir kein Wort entgangen.

Mama hatte vorher erklärt, wer nicht ordentlich spiele, werde Schläge erhalten, und wollte nun diese Drohung wahr machen. Doch meine Tante, die von Herzen lachen mußte, rief ihr zu: „Aber Matuschka, er ist ja geradezu köstlich, er ist ganz unvergleichlich. Dafür wirst du ihn doch nicht strafen!" Im übrigen war die Sache herrlich gegangen und hatte die Zuschauer höchlichst ergötzt. Außer unseren Gästen füllten noch die Dienstboten und Leute aus dem Dorfe den Saal, der bis auf den letzten Platz besetzt war.

Zuweilen besuchten wir auch die Tante Wera Nikolajewna auf ihrem Gute; doch geschah dies nicht oft, da sie seit dem frühen Tode ihres Gatten in weniger guten Verhältnissen lebte als meine Eltern. Aber es gab in Starina herrliche Pilze und eine Fülle wildwachsender Früchte. In der Familie der Tante lebte auch eine alte Niania, Namens Marfa, die von den Verwandten sehr geliebt wurde; aber ich begriff nicht, wie man sie mit unserer Niania Anna vergleichen konnte, die in meinen Augen ein ganz besonderes Wesen war und mir über alles ging.

In Starina verlor ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben meinen ganzen Besitz im Spiel. Der Forstmeister unseres Distrikts, Stephan Petrowitsch Drazdowski, ein großer Spieler, hatte meine Leidenschaft für die Karten bemerkt und schlug mir vor, ein Spielchen zu machen. Zuerst spielten wir um nichts; nach einiger Zeit aber sagte er, wir könnten nun wohl auch um Geld spielen. „Ich habe aber kein Geld." „Das thut nichts; wir spielen um unsere Sachen; du setzt dein Jäckchen gegen meinen Rock." Ich war es zufrieden und hatte die Jacke bald verloren. Nun kamen die Höschen und zuletzt die Stiefel an die Reihe. Ich verlor alles, blieb aber ganz kaltblütig. Als Stephan Petrowitsch jedoch erklärte, nun müsse bezahlt werden, und mir mein Jäckchen ausziehen wollte, brach ich in Thränen aus.

Von jeher interessierte mich das Kartenspiel in hohem Grade, und ich war fest überzeugt, meine Gegenwart bringe den Spielenden Glück, weshalb ich mich zuhause, so oft ich konnte, hinter Papas oder Mamas Stuhl stellte, wenn sie beim Kartenspiel saßen. Dies war natürlich nicht immer vom gewünschten Erfolge begleitet, und ich ging dann so weit, es für eine große Ungerechtigkeit der Vorsehung zu halten, wenn mein Papa schlechte Karten hatte.

Das erste Kunstwerk, das tiefen Eindruck auf mich machte, war eine von Wölfen verfolgte Troïka, die ich auf dem baumwollenen Taschentuch unserer Niania erblickte. Sie hatte dasselbe von einem umherziehenden Händler erstanden, der alljährlich bei uns erschien und in zwei oder drei Karren alles nur Denkbare an-

brachte, von Nadeln und Zwirn bis zu Bildern auf Hanfleinwand. Da sah man Suwarow, Bagration und Kutusow, besonders oft den letzteren, wie er mit abgezogenem Hut zu einem über seinem Haupt kreisenden Adler emporschaut. Alle diese Bilder gefielen mir ausnehmend und flößten mir den Wunsch ein, ähnliches hervorbringen zu können; aber die von Wölfen verfolgte Troïka wirkte weit mächtiger auf meine Phantasie. Ich zeichnete das ganze Bild mit den schneebedeckten Bäumen, den Wölfen und den auf sie zielenden Reisenden. Es war das Werk eines Augenblicks und eine so getreue Kopie, daß die Niania, Papa, Mama und die anwesenden Gäste sehr darüber staunten und mich beglückwünschten. Doch kam niemandem der Gedanke, ein derartiges Talent müsse durch Unterricht im Malen gepflegt werden. Der Sohn eines Edelmanns aus alter Familie, die im sechsten Buche der russischen Adelsgenealogie stand — ein Maler! — welche Schande!

Eine Kreuzigung in Wasserfarben, die aus Petersburg mit nachhause gebracht wurde, als mein Bruder Nikolaus ins Kadettenkorps eintrat, erregte mein Interesse ebenfalls in hohem Grade. Das Bild hatte fünfzehn Rubel gekostet, und der Rahmen ebensoviel. Was mußte das für ein Kunstwerk sein!

Nach und nach zeichnete ich alle französischen Lithographien und englischen Kupferstiche, die in meines Vaters Zimmer hingen. Das war aber nicht so leicht, denn ich durfte sie nicht von der Wand abnehmen. Ich hätte ja das Glas dabei zerbrechen können!

In Lubertz waren die Wände eines Flügels des großen Hauses ganz mit Bildern bedeckt, auf denen man alle Uniformen der russischen Armee sehen konnte. Ich betrachtete sie gelegentlich sehr gern, fühlte aber nicht dasselbe Verlangen, sie zu zeichnen, wie z. B. die von Wölfen verfolgte Troïka, wo die dramatisch belebte Handlung mich besonders anzog. Überhaupt wollte ich stets ungewöhnliches wiedergeben, weshalb ich auch selten den Versuch machte, Gegenstände meiner nächsten Umgebung abzukonterfeien. Und es war leider niemand da, der mich dazu angeregt hätte.

Die Bilder der Lubertzer Kirche erschienen meinen Augen natürlich als Meisterwerke, die von nichts übertroffen werden konnten, vor allem das Bild eines Malers unserer Gegend, Namens Potschiwalow, dessen Gegenstand eine Auferstehung war. Sobald sich nur die geheiligte Thür öffnete, versenkte ich mich ins Anschauen dieses Wunderwerks. Der Maler desselben mußte notwendig ein ideales Wesen sein, und niemand hätte mir einreden können, er äße, tränke und schliefe wie andere Sterbliche. Schöne Musik, guter Gesang entzückten mich, aber vor einem Bilde geriet ich außer mir und verlor vollständig den Kopf.

Im ganzen wurde meiner künstlerischen Neigung wenig Aufmunterung zuteil, nur die Niania widerholte stets:

„O wie schön ist das!"

Aber ihre Lobsprüche waren mir einigermaßen verdächtig, denn sie sah nicht immer genau hin und rief manchmal, wenn ich ein Häuschen gezeichnet hatte:

„Ach, die schöne Kuh! als ob sie lebte!“ Das war nicht grade schmeichelhaft für meine Eigenliebe, wenn auch vielleicht zum Teil die Schuld am Maler lag.

Meine Hauptbeschäftigung in jener Zeit war aber doch Lektüre. Bücher mit Bildern, wie die illustrierte Bibel und das Journal „der kleine Stern“ mit Geschichten von Tschistiakow über die Zeit der Tatarenherrschaft, wurde ich nicht müde zu lesen und immer wieder zu lesen. Zuweilen erhielten wir auch Erlaubnis, ein Buch aus Papas Bibliothek zu nehmen, wie z. B. die „illustrierte Reise“ von Dumont-d'Urville.

Den größten Eindruck, sei es beim Lesen, sei es im gewöhnlichen Leben, machten stets die Begebenheiten auf mich, durch welche meine Phantasie lebhaft angeregt wurde. Ich fand dann sofort in meiner Umgebung Persönlichkeiten, die mir den empfangenen Eindruck verkörperten. Las ich von einem Athleten, so stellte ich mir denselben wie unseren Gärtner Elias vor, der ein großer Mann war und ungewöhnliche Kraft besaß. Jede schöne Frau oder Prinzessin trug in meinen Gedanken die Züge Stephanidas, eines sehr schönen Bauernmädchens, (der damaligen Freundin meines Onkels Alexius Wassiliewitsch) die ich, von Seide und Bändern strotzend, manchmal beim Vorübergehen in der Kirche sah. Alle Tiere nahmen mehr oder weniger die Gestalt unserer Hunde, Jutschka- und Kataika, an, und wenn ich in der Geschichte vom „kleinen, buckligen Pferd“ an den Vers kam: „Und die Augen, groß wie Löffel“ so dachte ich sofort an die neuen silbernen Löffel, die wir nur in Gebrauch nahmen, wenn Besuch da war. Da alle empfangenen Eindrücke sofort bei mir Gestalt gewannen, war es leicht erklärlich, daß der Geschichtsunterricht größere Anziehungskraft für mich besaß als die Mathematik, die ich weit weniger gern hatte.

Als ich acht Jahr alt war, kam die Nachricht, ich sei im Kadettenkorps von Zarskoje-Seló als Zögling angenommen.

Die meiner Abreise vorausgehenden Szenen habe ich vergessen, kann es mir aber noch heut nicht verzeihen, wie gering mein Kummer über die so nahe bevorstehende, grausame Trennung war. Ich sollte ja doch alle verlassen, die mir teuer waren und die mich liebten, besonders auch meine alte, unschätzbare Niania. Die dem kindlichen Gemüt eigne Sorglosigkeit, sowie der Wunsch, Petersburg zu sehen, von dem ich schon soviel gehört hatte, erklären wohl zum Teil diese Gleichgültigkeit; aber ich bin mir bewußt, daß mich auch der unklare und noch sehr unbestimmte Gedanke erfüllte, etwas Großes werden zu wollen, mich bemerkbar zu machen, gelehrt und tapfer, vielleicht als Offizier oder General wieder nachhause zurückzukehren. Meine Niania dagegen verstand nur zu gut, um was es sich handelte. Man nahm ihr ihren Liebling, ihr Herzenskind; es sollte gelehrt werden, eine gute Erziehung erhalten — aber würde sie es wiedersehen, würde sie dann noch leben?

Lange vor der Abreise sah ich sie alle Tage still weinen, und wie oft streichelte sie mich mit ihren alten, knochigen Fingern, während ihr die Thränen über das Gesicht liefen. Und ich schämte mich nicht, mich über das neue Jäckchen und die geblümte Atlasweste zu freuen, in denen ich mich im Korps vorstellen sollte! Vor

der Abreise war natürlich das ganze Haus in Unruhe; es wurde eine Messe gelesen, dann setzten sich alle noch einmal still zusammen, darauf kam der Abschied von der Haushälterin und der Niania. Der Reiz der neuen Gegend muß groß gewesen sein, da ich mich bald tröstete und zerstreuen ließ. Wir reisten mit eigenem Fuhrwerk. Micha hatte seinen Platz hinten auf dem Kutscherfitz; mehrere Schlitten mit Mundvorrat und anderen Sachen folgten unter Aufsicht des Stubenmädchens, Warwara. Auf der ersten Haltestelle ließ man ein Stück gefrorener Kohlsuppe zerstampfen, auftauen und wärmen. Wie gut war sie! wie herrlich dick! dann hatten wir noch gefrorene Sahne und andere von Hause mitgenommene Gerichte. Als wir, schon in der Nähe von Petersburg, wieder einmal Halt machten, sah ich in einem Zimmer des Gasthauses das Bild eines gepuderten Mannes.

„Wer ist das?“ fragte ich.

„Kaiser Paul“, war die Antwort.

„Ach, wie häßlich der ist!“ Mama und Papa lachten zwar, warfen mir aber doch einen tadelnden Blick zu.

„Nimm dich in acht, Brüderchen, sagte jemand; wenn du so etwas in Petersburg äußerst, wird man dir's anstreichen.“

Diese Bemerkung habe ich nie vergessen.

Vor Petersburg verließen wir die Schlitten und nahmen Wagen; doch fuhren Papa, Mama und die Dienerin voraus, ich allein in einem Wagen hinterher. Von meinem hohen Sitz aus erblickte ich zum erstenmal die Stadt. Sie schien mir von tollen Menschen bewohnt zu sein, die in allen Richtungen in Droschken hin und herflogen. Wie viele Droschken gab es da, wie viel Häuser und Kirchen! Und wie war alles so groß!

Auf einem öffentlichen Platze, in der Nähe der Kirche des heiligen Wladimir, wie ich nachher erfuhr, brach unsere Achse, und ich hätte beinahe die Härte des Pflasters erprobt. Glücklicherweise gelang es mir, mich festzuhalten, so daß ich, wenn auch nicht ohne Angst, doch die mich umgebende Menschenmenge beobachten konnte. Die Straße Kolikolniga, wo wir Wohnung genommen hatten, war ganz in der Nähe, und man kam mir von dort aus bald zu Hülfe. Ich gewöhnte mich schnell an unser neues Quartier, in dem uns übrigens viele Leute aus unserem Dorfe aufsuchten[1]), aber nicht so leicht an den Polizeibeamten, der nahe bei seinem Schilderhäuschen an der Ecke der Straße seinen Posten hatte, und dessen große Gestalt mit der Hellebarde und hohen Mütze mir Angst einflößte. Um nicht an ihm vorbei zu müssen, ging ich stets auf der andern Seite der Straße und lief dann im Gallop weiter.

In diesen Tagen erzählte mir der gute Micha noch einige Märchen. Es waren die letzten! Ich nahm bald meinen Platz im Kadettenkorps ein, er den seinen im Hospital!

Es war Ende Dezember 1850, ich glaube den 20. oder 21., als wir mit der Eisenbahn nach Zerskoje-Seló fuhren. Ich wußte, daß ich noch nicht sogleich da-

[1]) Wahrscheinlich Leibeigene, die man zu jener Zeit in die Städte schickte, um Geld zu verdienen, von dem sie an ihre Herren eine Abgabe zahlten.

bleiben würde, doch erschien mir der Weg schon sehr traurig, kalt, unfreundlich und abscheulich. Endlich treten wir in einen großen Saal ein, dessen halbrunde Fenster oben, nahe an der Decke, angebracht sind. An allen vier Seiten des Saales stehen in doppelten Reihen die Pagen, vor ihnen die Erzieherinnen. Zwischen den Reihen sehe ich einen dicken General, die Brust voller Orden, und mit breitem Ordensband geschmückt, hin und her gehen — es war Schlippenbach. Ihm folgt ein weißhaariger General mit großem Schnurrbart, der Direktor Iwan Iwanowitsch Khatow; dann noch mehrere Offiziere verschiedenen Grades und Alters. Es war der Tag der großen, jährlichen Inspektion.

Als die Besichtigung der Pagen beendet war, wurde ich dem General vorgestellt und in aller Form aufgenommen. Darauf führte mich mein Vater zu meiner künftigen Klassenlehrerin, Frau Medwedew, der ich, auf seinen Befehl, die Hand küssen mußte. Bei ihr tranken wir Thee und fuhren dann nach Petersburg zurück. Ich war so glücklich, wieder zuhause zu sein, daß ich ganz vergaß, was mir bevorstand. Mama und Papa waren himmlisch gut zu mir, Micha noch bei uns, und Warwara gab mir so viel Sahne und Backwerk, als ich nur wollte! Allerdings sagte mir ein dunkles Gefühl, die nächste Zukunft werde schweres bringen; aber die Schrecken der Trennung ergriffen mich erst im Augenblick der Abreise. Bis auf den heutigen Tag kann ich nicht ohne Bewegung an jene Minuten zurück denken, und es überläuft mich kalt, während ich diese Zeilen niederschreibe.

Wir standen alle, selbst Papa, früh auf; es war noch ganz finster, als Mama mich segnete und zu wiederholten Malen das Zeichen des Kreuzes über mir machte, mich immer und immer wieder küßte und ermahnte, fleißig zu sein und mich gut zu führen. Mit Schrecken denke ich daran, wie wir denselben grauenhaften Weg zum zweiten Mal zurücklegten, wie man mich im Korps ließ, und Mama dann noch einmal kam. Sie brachte mir Zuckerkant mit, was in mir den Verdacht erweckte, sie käme zum letzten Mal. Als ich aus ihren Abschiedsworten merkte, sie werde in der That nicht wieder kommen, brach mir fast das Herz. Bis zur Portierloge ging ich noch ganz ruhig mit, dort aber klammerte ich mich mit allen Kräften an sie und wollte ihr Kleid, ihre Hände nicht wieder loslassen. Es kostete viel Mühe, mich von ihr fort und in das Zimmer meiner Klassenlehrerin zu bringen, wo ich den ganzen Tag blieb und bitterlich, untröstlich weinte. Am folgenden Morgen begann das Schulleben, dessen Beschreibung ich nur zu gern für ein anderes Mal verschiebe.

Obgleich seitdem vierzig Jahre vergangen sind, habe ich mich doch noch nicht mit diesem Abschied ausgesöhnt: denn an jenem schrecklichen Tage wurde ich, ein kleiner Knabe von acht Jahren, der liebenden Sorgfalt meiner Eltern und Angehörigen beraubt und von allem getrennt, was mir teuer war, um der Schule übergeben zu werden, in welcher ich ausgebildet und abgeschliffen werden sollte.

Rußland und Preußen während der Restauration.

Von

F. von Martens.

(Schluß.)

Inzwischen entwickelten sich die Ereignisse in einer Weise, wie man es in Europa nicht erwartet hatte; die Schlacht von Navarin erregte in Berlin und am Hofe des Königs eine große Freude. Nur die preußischen Minister wußten nicht, was sie davon halten sollten. Graf Bernstorff war vollständig „außer Fassung gebracht“, Fürst Wittgenstein zuckte mit den Schultern, General Knesebeck sprach über die Schlacht seinen lebhaften Tadel aus, und Ancillon war entrüstet, da ihn der Gedanke an diese „unerhörte Gewaltthat“ empörte.[1])

Die Hartnäckigkeit, mit welcher die hohe Pforte die Erfüllung der russischen Forderungen ablehnte, ließ bei Kaiser Nikolaus Anfangs 1828 die Notwendigkeit eines Krieges mit dem türkischen Reiche zur Überzeugung werden. Derselbe hatte dabei den Wunsch, daß Preußen, obwohl es dem Londoner Vertrage nicht beigetreten war, sich trotzdem bereit finden ließe, offen auf die Seite Rußlands zu treten.

Zu diesem Zwecke bekam der russische Gesandte in Berlin durch den Grafen Nesselrode Anfang März 1827 den Auftrag, den König um eine Audienz zur Überreichung eines eigenhändigen Briefes des Kaisers zu ersuchen. Gleichzeitig sollte er mit der preußischen Regierung Verhandlungen über folgende hochwichtige Fragen anknüpfen. Zuerst galt es zu beweisen, wie für Rußland die unbedingte Notwendigkeit bestehe, ohne Verzug mit den Waffen Genugthuung von der Türkei zu fordern. Zweitens war es wünschenswert, daß die preußische Regierung den anderen Mächten förmlich erklären wollte, daß sie die Berechtigung der Ansprüche Rußlands anerkenne und daß sie die russische Politik in jeder Beziehung billige. Drittens sollte Alopëus von Preußen ein förmliches Versprechen zu erreichen suchen, dahin gehend „daß es mit uns im Bunde bleiben und uns seinen Beistand gegen alle Staaten gewähren will, welche uns auf dem europäischen Festland anzugreifen versuchen sollten.“

* * *

Der Brief des Kaisers Nikolaus I. an den König von Preußen, welchen der Gesandte dem letzteren persönlich reichen sollte, hatte zum Zweck, das Verhältnis zwischen Rußland und Preußen für den Fall eines Krieges mit der Türkei genau festzustellen. Der Brief trägt das Datum vom 28. Februar 1828 und beginnt mit der Erklärung, daß der Kaiser in einer so ernsten Zeit das Bedürfnis fühle, seinem hohen Schwiegervater sein Herz völlig aufzuschließen.

Die türkische Regierung höre nicht auf, den russischen Unterthanen Gewalt anzuthun und die übrigen Mächte gegen Rußland aufzureizen. Unter diesen Umständen werde der König einsehen, daß Rußland genötigt sei, thatkräftig auf die Wiederherstellung der gekränkten Rechte zu dringen.

---

[1]) Depesche des Grafen Alopeus vom 16. (28.) November 1827.

„Ich schmeichle mir mit der Hoffnung," heißt es dann weiter „daß Ew. Majestät kein Bedenken tragen werden, die Gerechtigkeit meiner Sache anzuerkennen, und daß Sie besonders den anderen europäischen Höfen Ihre Meinung hierüber aussprechen werden. . . Alle Briefe von Ew. Majestät und, wie ich ohne Scheu hinzusetzen kann, die Würdigung der gegenseitigen Interessen Rußlands und Preußens, dazu endlich das Bewußtsein unserer engen persönlichen Zusammengehörigkeit, haben mich davon überzeugt, daß unser Bund allen Ereignissen gegenüber Stand halten wird. Dieser Bund hat jetzt noch einen neuen Wert für mich bekommen, denn ich sehe darin eine neue Bürgschaft für den allgemeinen Frieden, und wenn auch alle meine Unterhandlungen mit meinen Verbündeten in mir die Hoffnung erweckt haben, daß der Friede nicht gefährdet werden wird, so glaube ich doch fest, daß dieses Ziel meiner Wünsche durch die Erklärungen Ew. Majestät noch bedeutend gesichert werden kann, und daß die Ruhe Europas, sobald man Rußland und Preußen als ein unteilbares Ganzes auftreten sieht, auch allen zukünftigen Ereignissen gegenüber gesichert sein wird."

* * *

Des Königs Antwort auf den Brief des Kaisers vom 28. Februar, welche am 12. April geschrieben wurde, bestätigte in jeder Richtung den festen Entschluß des Berliner Kabinets, den Frieden auf alle Fälle für Preußen zu wahren. Der König drückte die Hoffnung aus, dem Ausbruche des Krieges könne wirksam gesteuert werden, wenn die drei verbündeten Mächte, welche die Londoner Konvention unterzeichnet hätten, an die Hohe Pforte ein Ultimatum richteten, um die letztere zu zwingen, ihre Forderungen anzuerkennen und die Bestimmungen des Londoner Vertrages zur Ausführung zu bringen. Sollte die Hohe Pforte dieser Aufforderung nicht gerecht werden, so wäre der Krieg allerdings unvermeidlich, aber dann wäre es die Aufgabe der drei verbündeten Mächte, ihn zu erklären und nicht die Rußlands allein, der Sultan würde sicherlich Scheu tragen, den allgemeinen Krieg heraufzubeschwören, und auf diese Weise wäre es möglich, den Krieg zwischen der Türkei und Rußland allein zu vermeiden.

Kaiser Nikolaus I. wußte besser, was er von der Hartnäckigkeit der Osmanischen Pforte zu erwarten habe, und machte sich klar, daß der Beginn der Feindseligkeiten unvermeidlich sei. Auch glaubte er nicht an die Wirksamkeit eines Ultimatums. Aber der Brief des Königs wie die Depeschen des Grafen Bernstorff vom 23. März und vom 10. April bereiteten dem Kaiser trotzdem eine lebhafte Genugthuung, weil sie in der allerklarsten Weise zeigten, daß Rußland Recht habe und daß seine Ansprüche begründet seien.

* * *

Der Krieg Rußlands mit der Türkei brachte Rußland und Preußen noch näher an einander, weil die russische Regierung die große Redlichkeit nicht verkennen konnte, mit welcher das Berliner Kabinet die russischen Interessen vertrat. Dieses Gefühl der Dankbarkeit findet in den Depeschen an Alopëus mehrfach seinen Ausdruck. Unter anderem enthüllt die russische Regierung in einer geheimen Depesche des Grafen Nesselrode aus Odessa vom 20. August 1828 ganz

offen ihre Pläne über den Zweck des Krieges und giebt dem Gesandten den Auftrag, dem preußischen Kabinet den Inhalt der über Berlin an den russischen Gesandten in London gerichteten Depeschen und anderer Urkunden mitzuteilen.. Der Kaiser baue fest, so schreibt der Vizekanzler, auf die Freundschaft Preußens, und weder die Intrigen Englands noch die Machinationen Österreichs können Schaden bringen gegenüber der Thatsache, „daß. solange Österreich und England daran glauben müssen, daß Preußen sich unter keinen Umständen gegen den Kaiser erklären und keine Vereinigung und keinen Angriff gegen ihn unterstützen, sondern dieselben entmutigen wird, daß so lange der Frieden Europas nicht gestört werden kann." Der Kaiser glaube auch durchaus an die Redlichkeit des Grafen Bernstorff, dessen Wort eine genügende Bürgschaft dafür sei, daß Alopëus ganz vertraulich mit ihm verhandeln könne.

Als später, im Herbst 1828, das Wiener Kabinet den neutralen Großmächten vorschlug, in dem Kriege zwischen Rußland und der Türkei Intervention einzulegen, um das Zusammenbrechen der türkischen Herrschaft in Europa zu verhindern, da lehnte das Berliner Kabinet die Beteiligung an diesem Schritte mit Entschiedenheit ab[1]); Kaiser Nikolaus I. gab dem Grafen Alopëus den Auftrag, der preußischen Regierung seine Dankbarkeit für diese Erklärung auszusprechen und im übrigen dieselbe zu bitten, sie möge Frankreich und den anderen Mächten gegenüber aussprechen, daß Preußen die russischen Pläne wegen Griechenlands vollkommen billige.[2])

Aus allen diesen Thatsachen gewannen Kaiser Nikolaus und seine Vertreter am Berliner Hofe das Vertrauen, daß der König von Preußen fest entschlossen sei, dem Russisch-Türkischen Kriege gegenüber, welcher sich trotz aller Vorbereitungen in die Länge zog, nicht nur neutral zu bleiben, sondern sogar einem der Krieg führenden Staaten — dem russischen — seine moralische Unterstützung angedeihen zu lassen. In diesem Sinne schrieb Alopëus in seiner Depesche vom 16. (28.) Nov.: „Aus den Thatsachen, welche ich soeben die Ehre hatte, Ihnen darzulegen, folgt, daß Preußen von allen Verbündeten uns am meisten zugethan ist. Es wird unsere Interessen vertreten, wo die Gelegenheit sich bietet, soweit es ohne Entwickelung seiner Streitkräfte und ohne beträchtliche Opfer möglich ist."

Diese Worte des Gesandten fanden ihre vollkommene Bestätigung, als im Jahre 1829 der Friedensvertrag von Adrianopel durch das direkte Einschreiten des Generals Müffling abgeschlossen werden konnte, welcher vom König von Preußen zu dem Zweck nach Konstantinopel geschickt worden war, um am schnellen Abschluß des Friedens zwischen Rußland und der Türkei mitzuwirken.

* * *

Die Absendung des Generals Müffling hatte eine ganz besondere Wichtigkeit. Anfang Mai hatte Kaiser Nikolaus I. eine Zusammenkunft mit dem König von Preußen. Der Kaiser war erst nach Warschau gegangen und reiste von da

---

[1]) Martens, Recueil des traités et conversations conclus par la Russie, Bd. 4 Tl. 1. S. 402. ff.

[2]) Depesche des Grafen Nesselrode vom 22. Dezember 1828.

nach Berlin, um den König zu besuchen. Da dieser wegen einer Krankheit dem Kaiser nicht bis nach Schlesien entgegenreisen konnte, so schickte er an seiner Stelle seinen Sohn, Prinz Wilhelm, welcher den Kaiser und die Kaiserin einholte und nach Berlin geleitete. Über den Gegenstand der Besprechungen, welche zwischen den Herrschern der beiden befreundeten und benachbarten Staaten stattfanden, ist nichts Genaues bekannt, aber wir haben allen Grund zu glauben, daß die ganz geheime Sendung des Generals Müffling nach der Türkei bei dieser Gelegenheit veranlaßt worden ist.

Anfang Juli verschwand der General ganz unbemerkt aus Berlin, wo seine Abreise nicht eher bemerkt wurde, als er schon ganz fern war. Die Posten vor dem Hause des Generals wurden nicht gleich nach der Abreise desselben, sondern erst mehrere Tage später eingezogen, ein Mittel, welches neben anderen zur Wahrung des Geheimnisses viel beitrug. Als die Abwesenheit Müfflings endlich nicht mehr abzuleugnen war, wurde das Gerücht verbreitet, er sei zum Gebrauch der Bäder nach Gastein gegangen.[1])

* * *

Der glänzende russische Balkanübergang machte in Berlin im allgemeinen einen ungeheuren Eindruck. In Sans-Souci zog der König nach einer Frühstückstafel den Grafen Alopëus mit sich abseits und sagte ihm, er hätte gern zu Ehren der russischen Waffen ein Tedeum feiern lassen, aber er habe gefürchtet, das sei eine Verletzung der Neutralität; dann sprach der König über die Bewegungen der russischen Armee und bemerkte, vom militärischen Standpunkte und vom Standpunkte der nationalen Ehre aus sei es sehr bedauerlich, wenn Graf Diebitsch-Sabalkanski sein siegreiches Vordringen hemmen und Frieden schließen müsse, aber auf der anderen Seite würde die Einnahme von Konstantinopel eine so ungeheure Aufregung hervorrufen, daß die Folgen derselben gar nicht zu berechnen seien.[2])

* * *

In einem Briefe des Kaisers Nikolaus I. an den König vom 10. September 1827 heißt es: „Endlich bin ich mit meinen Anstrengungen zum Ziele gekommen; meine heißesten Wünsche wegen der großen Verwickelung im Orient haben sich erfüllt. Ich preise die göttliche Vorsehung, welche meine Arbeit so sichtbar gesegnet hat, und mehr als je habe ich heute das Bedürfnis, Ew. Majestät mein Herz zu öffnen und Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für die Freundschaftsbeweise auszusprechen, welche Ew. Majestät mir während dieser langen Verwickelung ohne Unterbrechung erzeigt haben. Es hat Ew. Majestät gefallen, von dem ersten Augenblicke an, wo ich zum Ergreifen der Waffen gezwungen war, um Genugthuung für die mir widerfahrenen Kränkungen zu erreichen und die Ausführung der feierlichsten Verträge zu erzwingen, die Gerechtigkeit meiner Sache anzuerkennen. Und nachher hat das Kabinet Ew. Majestät in einer Sprache, welche stets von einer heilsamen und ehrlichen Politik diktiert wurde, beständig die zwischen uns

[1]) Depesche des Grafen Alopëus vom 23. Juni (5. Juli) 1829.

[2]) Depesche des Grafen Alopëus vom 1. (13.) September 1829.

bestehende enge Verbindung bezeugt und mich dadurch bei der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens auf das wirksamste unterstützt."

Einige Tage später und zwar am 17. September schickte Kaiser Nikolus I. seinen General-Adjutanten Fürst Trubezkoj mit einer Abschrift des Friedensvertrages von Adrianopel und mit einem neuen Briefe an den König nach Berlin. In diesem Briefe drückte der Kaiser seine aufrichtige Freude über den Friedensschluß aus; denn die Bestimmungen desselben seien eine Genugthuung für die berechtigten Interessen des russischen Volkes und für die Ehre des russischen Staates. Unter anderm schrieb der Kaiser:

„Ew. Majestät werden Sich mit mir über mein Glück freuen; aber es ist zunächst meine Pflicht, Ew. Majestät meinen lebhaftesten Dank für Ihre freimütige und treue Unterstützung auszusprechen. Ich kann Ew. Majestät nicht oft genug wiederholen, wie tief sich dies Gefühl der Dankbarkeit meinem Herzen eingeprägt hat."

Auch der König von Preußen empfand eine aufrichtige Freude über den Friedensschluß, wie am besten folgende Stelle aus dem Briefe an den Kaiser vom 20. Oktober 1829 beweist. „Mit dem Frieden von Adrianopel wird für Europa eine neue Ära beginnen. Endlich werden die letzten durch die vielen Kriegsjahre geschlagenen Wunden zuheilen, und Europa wird in Frieden die Früchte seiner Zivilisation genießen können."

In Preußen wurde der Friede von Adrianopel deshalb mit großer Freude aufgenommen, weil der Krieg sich jetzt nicht mehr über die Grenzen des osmanischen Reiches hinaus ausdehnen konnte. Andererseits aber war dieser Feldzug für Preußen und die anderen Großmächte ein Beweis dafür, daß die Türkei nicht im stande war, einem etwaigen neuen Angriffe Rußlands zu widerstehen.

Die Nachricht von der Pariser Julirevolution machte bekanntlich in ganz Deutschland und besonders in Berlin einen ungeheuren Eindruck. Dieser wurde noch verstärkt, als der Aufstand in Brüssel die von dem Wiener Kongreß gegen Frankreichs Übermacht erbaute Schutzwehr zersprengte. Der Erfolg der Erhebungen hatte dem Volke gezeigt, welche Macht ihm innewohnte, und so bekam auch die Regierung Deutschlands, dessen Bevölkerung mit ihrer Lage sehr unzufrieden war, Furcht vor Unordnungen im Innern ihres Landes. Die preußische Regierung insbesondere glaubte einen allgemeinen europäischen Krieg unvermeidlich, weil weder Preußen noch die anderen Großmächte zugeben dürften, daß in Belgien französisches Recht und der ausschließliche französische Einfluß sich geltend machten.[1])

Auch Kaiser Nikolaus I. glaubte unter allen Umständen dem Weitergreifen des Einflusses, welchen die französische Revolution hatte, Schranken setzen zu müssen. Nach seiner Ansicht durfte den revolutionären Regierungen in Frankreich und Belgien nicht das geringste Zugeständnis gemacht werden. Da der Kaiser glaubte, daß diese Auffassung von dem König von Preußen, seinem Schwiegervater, geteilt wurde, schickte er den Feldmarschall Grafen von Diebitsch-Sabal-

[1]) Depesche des Grafen Alopeus vom 28. September (10. Oktober) 1830.

kanski zur näheren Feststellung der durch die Umstände gebotenen allgemeinen Maßregeln nach Berlin mit dem geheimen Auftrage, durch persönliche Besprechungen den Plan für das gemeinsame Vorgehen aufzusetzen. In der Nacht vom 26. zum 27. August traf der Graf in Berlin ein und wurde schon um 10 Uhr vormittags vom Könige zu einer Audienz zugelassen. General Witzleben wohnte dem Empfange bei, um dem zur Zeit kranken Minister Bernstorff die getroffenen Entschlüsse mitzuteilen.

Der Empfang dauerte anderthalb Stunden, aber König Friedrich Wilhelm III. konnte sich nicht zur Annahme eines bestimmten Entschlusses verstehen. Vielmehr sagte er zu Diebitsch, er teile durchaus die Besorgnisse des Kaisers wegen der damaligen Verhältnisse in Frankreich und wegen der Möglichkeit „eines allgemeinen Krieges, welcher sich zwar auf einige Zeit hinausschieben, aber trotz aller Friedensmaßregeln auf keinen Fall ganz verhindern läßt.“ Er sei beleidigt durch die „unbescheidene Anmaßung“ der französischen Regierung, den verbündeten Mächten eine Einmischung in die belgische Frage verbieten zu wollen. Aber auf der anderen Seite hege er gleichzeitig die Überzeugung, daß Preußen, nachdem England und Österreich Ludwig Philipp als König der Franzosen anerkannt hätten, nicht umhin könne, diesem Beispiel zu folgen. Endlich bat der König den Grafen von Diebitsch, über einen gemeinsamen Feldzugsplan gegen Frankreich mit den Generalen Witzleben und Krauseneck Rücksprache zu nehmen. Die strenge Geheimhaltung dieser Verhandlungen und ihre Ergebnislosigkeit wurden dadurch hervorgerufen, daß die preußische Regierung nicht nur den Ausbruch eines Krieges, sondern selbst das Bekanntwerden von solchen Nachrichten fürchtete, welche auf Vorbereitungen für einen möglichen Krieg Bezug hatten.

Diebitsch-Sabalkanski stattete am 29. August einen Bericht an den Kaiser ab, welchen er mit der Erklärung schloß, nach allem Material, welches er in Berlin über die revolutionären Bewegungen habe sammeln können, dürfe man nicht auf einen friedlichen Ablauf der bestehenden Krisis rechnen. Diebitsch erwartete „einen allgemeinen blutigen Krieg zwischen der legitimen Gewalt und der revolutionären Hydra, welche unter der Maske der öffentlichen Wohlfahrt alles Bestehende umstürzen will, um auf Gräbern und Ruinen ihren blutigen Thron zu erbauen!“ (sic!)

Auf seiner Rückreise bekam Diebitsch eine Denkschrift des Berliner Kabinets über die allgemeine Lage mit; dieselbe sprach die Notwendigkeit eines Bundes zwischen den vier Großmächten zur Bekämpfung der von Frankreich gepredigten Revolution aus, was dem Kaiser Nikolaus sehr gut gefiel, und verbreitete sich über die bedrohte Lage der deutschen Staaten, in welchen die Juli-Revolution vielen Stoff für Aufstand und Unordnung vorgefunden hatte. Die von dem Bundestage in Frankfurt ergriffenen Maßregeln seien wohl im stande, das Unheil für kurze Zeit aufzuhalten, aber nicht, um es mit seinen Wurzeln auszurotten. Endlich erklärte der König von Preußen sich bereit, an allen zur Erhaltung des gesetzlichen Zustandes in Europa dienlichen Maßregeln Teil zu nehmen.

* * *

Für Kaiser Nikolaus handelte es sich in der Belgischen Frage nur um den Sieg der Revolution über die gesetzliche Regierung. Darum antwortete er auf den Bericht des Grafen Nesselrode vom 8. Oktober 1830: „In Belgien bekämpfe ich nicht das Land, sondern die allgemeine Revolution, welche, wenn wir Furcht vor ihr zeigen werden, Schritt vor Schritt und eher, als man es denkt, uns selbst bedrohen wird.“

Anders war Nesselrodes Ansicht, welcher vielmehr der belgischen Frage nur eine untergeordnete Bedeutung für sein Vaterland zuschrieb und es für Rußland für ersprießlicher hielt, sich nicht in dieselbe zu mischen. So sagte er in seinem Bericht vom 6. Oktober: „Sie (die Verbündeten) bedürfen unser, und wir sind der Gefahr in erster Linie nicht ausgesetzt. Wenn wir die Gefahr herankommen lassen, so können wir von einer viel günstigeren Stellung aus über unsere wesentlichen Interessen, als Subsidien, Durchzugsrecht und den Unterhalt unserer Truppen verhandeln, ja vielleicht über politische Fragen von der allerhöchsten Wichtigkeit, welche in der Zukunft auftauchen können. Diese Vorteile würden wir verschenken, wenn wir selbst die Initiative ergriffen, anstatt sie denjenigen Mächten zu überlassen, welche durch ihre geographische Lage ein größeres Interesse an den gegenwärtigen Verwicklungen haben.“

Der Kaiser ließ sich von Nesselrodes Gründen überzeugen. Wenn wir aber ein recht klares Bild von den Grundsätzen und Anschauungen geben sollen, welche Kaiser Nikolaus der westeuropäischen Krisis des Jahres 1830 entgegentrug, so können wir dies am besten durch die Wiedergabe der höchst merkwürdigen Denkschrift, welche der Kaiser in den letzten Tagen des Jahres 1830 verfaßt hat. Die Denkschrift ist vom ersten bis zum letzten Buchstaben von des Kaisers eigener Hand in französischer Sprache niedergeschrieben. Wir geben dieselbe mit ganz gringen Kürzungen:

„Die Wichtigkeit der jüngsten Ereignisse in ihren Beziehungen zu den unmittelbaren Interessen Rußlands treibt mich dazu, mir selbst Rechenschaft über die Eindrücke, welche ich dabei empfunden habe, abzulegen. Ich glaube, daß das Ergebnis dieser Prüfungen vor dem Richterstuhl meines Gewissens mir meine Pflichten vor Augen legen wird.

„Die geographische Lage Rußlands ist so günstig, daß seine Interessen von dem, was in Europa vorgeht, fast gar nicht berührt werden. Rußland braucht keine Verbündeten, denn es hat nichts zu fürchten; es ist mit seinen Grenzen zufrieden, es hat in dieser Hinsicht keine Wünsche, und niemand könnte sich von Rußland bedroht fühlen. Die bestehenden Verträge sind zu einer Zeit abgeschlossen worden, als Rußland Napoleons unerhörten Ehrgeiz besiegt und vernichtet hatte und als Befreier Europas den Ländern das Joch, von welchem sie gedrückt waren, abschütteln half. Aber die Wohlthaten werden schneller vergessen als Kränkungen. Schon in Wien drohte der kaum geschlossene Bund durch die Treulosigkeit der einzelnen wieder gesprengt zu werden, und erst eine neue gemeinsame Gefahr brachte die Mächte dazu, sich in redlicher Absicht an den an-

zuschließen, welcher sie schon einmal errettet und immer sich großmütig gegen sie gezeigt hatte.

„Während der folgenden zehn Jahre hatte der Bund zwischen Rußland, Österreich und Preußen äußerlich den Anschein, als wenn er sehr eng wäre; aber oft genug trennten sich die beiden anderen Mächte von dem Wortlaut oder gar von den Grundsätzen der bestehenden Verträge. Nur Kaiser Alexander hat jedesmal bald durch seine Geduld und Mäßigung die anderen Mächte auf den rechten Weg zurückgeführt, bald durch sein unerschöpfliches Verlangen, wenigstens den Anschein der vollkommenen Einmütigkeit zu sichern, die Meinungsverschiedenheit vor dritten zu verbergen gewußt.

„Als dann mein Bruder seinem Reiche durch die Vorsehung entrissen wurde, sahen wir bald, daß Österreich neben seinen schönsten Versicherungen immer Hintergedanken verbarg; und wenn Preußen uns auch länger treu geblieben ist, so zeigte sich doch hier ein großer Unterschied zwischen den Beziehungen, die wir zu dem König persönlich, und denen, welche wir zu seinen Ministern hatten. Zu einem offenen Bruch kam es bis zu der abscheulichen Juli-Revolution nicht, weil die Veranlassung fehlte.

„Wir hatten diesen nichtswürdigen Aufstand schon lange vorher vorausgesehen, und wir hatten bei Karl X. und seinen Ministern alle Mittel der Überredung, welche unsere guten, freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen uns gaben, erschöpft. Als dies nichts half, sprachen wir endlich ohne Scheu einen kräftigen Tadel über die ungesetzlichen Schritte des Königs aus; aber konnten wir in Frankreich einen anderen Herrscher anerkennen als den, welchen alle Rechte dazu beriefen? So wie wir gehandelt haben, haben wir unsere Pflicht gethan und sind den Grundsätzen treu geblieben, nach welchen die Verbündeten sich seit 15 Jahren gerichtet hatten. Unsere Bundesgenossen haben indessen, ohne vorher mit uns über einen so schwer wiegenden, so entscheidenden Schritt zu verhandeln, wetteifernd den Aufstand und die Empörung anerkannt und ihr so zum Siege verholfen. Das war eine verhängnisvolle, ganz unbegreifliche Maßregel, und sie ist gewiß die Ursache gewesen für die ganze Reihe von Unglücksfällen, welche seit der Zeit über Europa hereingebrochen sind.

„Wir hielten es für unsere Pflicht, diesem Beispiel nicht zu folgen, und ich habe nur deshalb nachgegeben, um den Bund zu erhalten. Aber wenn wir einmal ein solches Zeichen von Feigheit gaben, dann war leicht vorherzusehen, daß auch andere Unzufriedene sich nicht scheuen würden, einen Aufstand zu machen. Und so kam es auch; die Brüsseler folgten dem Beispiel der Pariser. In Frankreich war das Königtum im Unrecht, es hatte dem Aufstand wenigstens einen Vorwand gegeben, auszubrechen: aber in Belgien hatte nichts Derartiges stattgefunden, sondern das Land hatte von seinem Herrn nur Wohlthaten genossen. Trotzdem wurde hier wie dort derselbe Wahlspruch ausgegeben: „„Das Land will seinen alten Herrn nicht mehr anerkennen, daher ist es unabhängig. Wir müssen es nun möglichst schnell als solches anerkennen und diese Anerkennung dadurch, daß wir einen König einsetzen, zum öffentlichen Ausdruck bringen.""

„Aber der König war noch Herr in seinem alten Stammlande, und dieses scheute keine Anstrengung, um seine Ehre, die ihm über alles wert war, aufrecht zu erhalten, — eine edle That, die einen besseren Erfolg verdient hatte.

„So wie in der französischen Frage haben sich auch hier Österreich und Preußen beeilt, ohne vorherige Beratung mit ihrem alten Verbündeten ihren Beitritt zu versprechen. Nur wir haben von Anfang an einen edleren Weg verfolgt, wir waren die einzigen Vorkämpfer des Grundsatzes der Gerechtigkeit und haben es erreicht, den Zorn Englands und Frankreichs zu mäßigen. — Können wir, ohne unsere Ehre zu beflecken, nun einen anderen Weg einschlagen?

„Aber, wenn wir die Ehrenfrage unberücksichtigt lassen und nur vom Interesse sprechen wollen, haben wir denn ein Interesse daran, dieses neue Unrecht zu billigen? Fördern wir dadurch unseren alten Bund, wenn wir zusammenwirken, um unser eigenstes Werk zu zerstören? Besteht der alte Bund überhaupt noch, wenn sich zwei Strömungen geltend machen, welche das Gegenteil von dem erstreben, was uns einst zusammen geführt hat? Besteht er überhaupt noch, wenn Preußen uns voraussetzen läßt, es werde, selbst wenn ein französischer Einfall in Österreich stattfinden sollte, unseren Forderungen nur seine moralische Unterstützung gewähren?

„Beim großen Gott, ist das der von meinem unvergeßlichen Vorgänger ins Leben gerufene Bund?

„Wir wollen das heilige Feuer schützen und nicht dadurch entweihen, daß wir den feigen und ungerechten Handlungen der anderen Mächte auch nur unsere stillschweigende Zustimmung erteilen. Ja, wir wollen das heilige Feuer bewachen bis zu jener großen Stunde, welche keine menschliche Macht vermeiden oder aufhalten kann, bis zu jener Stunde, wo der Vernichtungskampf zwischen der Gerechtigkeit und den Mächten der Finsternis ausbrechen wird. Diese Stunde ist nahe, und wir, ja wir wollen das Banner sein, um welches sich mit Mut und Kraft zu ihrem eigenen Heile die Zitternden zum zweiten Male scharen können.

„Wir haben die Thatsache der Unabhängigkeit Belgiens anerkannt, weil der König der Niederlande selbst sie anerkannt hat; aber wir können Leopold nicht anerkennen, denn solange der König der Niederlande es nicht thut, haben wir nicht das Recht dazu. Aber wir wollen zugleich unsere Mißbilligung mit der zweideutigen und falschen Führung des Königs deutlich zu erkennen geben und uns von der Konferenz zurückziehen.

„Wenn Frankreich und England sich vereinigen, um sich auf Holland zu stürzen, so wollen wir dagegen protestieren, denn mehr können wir nicht thun; aber der Name Rußlands soll durch die Mitschuld an einer solchen Handlung nicht befleckt werden. Unsere Sprache gegen Österreich und Preußen muß sich immer gleich bleiben; wir müssen sie beständig darauf hinweisen, wie gefährlich der Weg ist, welchen sie eingeschlagen haben, und daß sie es sind, welche sich von den Grundsätzen unseres Bundes entfernen; wir müssen ihnen erklären, daß wir nie, unter keinen Umständen den gleichen Fehler machen werden, weil wir noch nicht glauben, daß die gute Sache unwiederbringlich verloren sei; daß wir in der

Stunde der Gefahr stets bereit sein wollen, denen von unseren Verbündeten, welche wieder auf den alten Pfad zurückgekehrt sind, zu Hülfe zu kommen; daß aber ohne diese Rückkehr der russische Staat seine Mittel und das kostbare Blut seiner Soldaten nicht für sie opfern wird.

„Das ist mein Bekenntnis. Es ist folgenschwer, denn wir werden von nun an allein stehen. Aber die neue Stellung ist, das kann ich wohl sagen, ehrenvoll und unser würdig.

„Wer wird uns angreifen! Und wenn es einer thut, nun, dann vertraue ich auf die Unterstützung meiner Nation; denn sie wird ihre Pflichten zu würdigen und mit Gottes Hilfe die Kühnheit der Angreifer zurückzuweisen wissen."

* * *

Im September 1830 hatte sich Rußland bereit erklärt, das thatsächlich Geschehene zu billigen und Ludwig Philipp als König der Franzosen anzuerkennen, nachdem die anderen Mächte hierin schon längst vorangegangen waren. Der belgischen Revolution gegenüber zeigte aber Nikolaus viel weniger Nachgiebigkeit. Als der König der Niederlande im Herbst 1830 seine Bitte um Hilfe zur Unterwerfung Belgiens mit größter Inständigkeit wiederholte, hielt der Kaiser die zunächst beteiligten Mächte, Preußen und England, für verpflichtet, vor allen anderen Dingen dieser Bitte nachzugeben. Trotzdem gelang es nicht einmal dem Grafen von Diebitsch-Sabalkanski selbst, den König von Preußen zum selbständigen Einschreiten gegen Belgien zu vermögen. Da entschloß sich der Kaiser trotz der Vorstellungen seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zur Ergreifung von energischen Maßregeln ohne Mitwirkung seiner Verbündeten.

Auf den Vortrag des Vizekanzlers über die belgische Frage vom 30. Okt. 1830 setzte der Kaiser eigenhändig folgende Verfügung. „Es ist unmöglich, zurückzugehen. Unsere Würde verlangt von uns die Ergreifung der Initiative. Bereiten Sie demnach eine Note an die drei Regierungen vor und betonen Sie darin die Notwendigkeit, der Revolution, die uns alle bedroht, einen bewaffneten Wall entgegenzusetzen."

Aber diese Entscheidung des Kaisers wurde gegenstandslos gemacht durch die unerwarteten Ereignisse in dem Zartum Polen, woselbst im November 1830 ein offener Aufstand gegen die kaiserlich russische Regierung ausbrach.

* * *

Die preußische Regierung kam der russischen zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes von 1830 in thatkräftiger Weise zu Hilfe.

* * *

Ein ernsthafter Zwiespalt entstand nur, weil die russische Regierung immer aufs neue die Ergreifung und Herausgabe der auf preußisches Gebiet geflüchteten polnischen Aufständischen forderte.

Besonders Kaiser Nikolaus bestand darauf, daß die hauptsächlichsten Insurgentenführer und die Mitglieder der provisorischen Regierung, deren Namen in ein Verzeichnis gebracht und der preußischen Regierung übermittelt waren, ihm sofort ausgeliefert werden sollten. Am 9. März 1831 schrieb der Vize-Kanzler

„Es würde den Kaiser mit großer Bekümmernis erfüllen, wenn er erführe, daß Personen, welche sich gegen ihn des Hochverrats und aller der Verbrechen, welche die Empörung mit sich bringt, schuldig gemacht haben, unter dem Schutze der preußischen Gesetze Asyl und Straflosigkeit finden sollten, oder wenn eine mißverstandene Menschlichkeit diesen Leuten die Mittel gewähren sollte, ihren Groll und ihre Rache und Umsturz-Pläne anderswo zu verbreiten. In Übereinstimmung mit dieser Forderung fügte die russische Regierung dem Kartellvertrage von 1830 eine geheime Auslegung hinzu.

Diese letzte Zumutung betrachtete die preußische Regierung aber als unausführbar. Vielmehr bestätigte sie in einer Note vom 30. Dezember 1830 die Anordnungen, welche sie getroffen hatte, um das Zartum Polen nach außen völlig abzuschließen. Alle preußischen Behörden bekamen strenge Anweisung, die Durchfuhr von Kriegsmunition für die Aufständischen zu verhindern, alle Personen, welche den Fuß auf preußischen Boden setzten, anzuhalten und keinen Verkehr zwischen den aufständischen Polen und ihren Parteigenossen außerhalb Polens zuzulassen.

Dagegen entschloß sich die königliche Regierung nicht, alle Polen, welche sich auf preußisches Gebiet geflüchtet hatten, an Rußland auszuliefern, und zwar aus Rücksicht auf die bei der preußischen Bevölkerung herrschende Stimmung. Und Kaiser Nikolaus war gutherzig genug, anzuerkennen, daß die Lage der preußischen Regierung in dieser Hinsicht sehr schwierig war. Diese Anerkennung findet sich in einer Depesche des Grafen Nesselrode an den Freiherrn von Maltitz, welcher im Sommer 1831 nach dem Tode des Grafen Alopëus zum russischen Geschäftsträger in Berlin ernannt worden war.

* * *

Es fand während der polnischen Erhebung im Jahre 1830 und nach seiner Unterdrückung ein dauernder Austausch von Mitteilungen und Dienstleistungen statt, wie sie eben durch die aufständische Bewegung hervorgerufen wurden. Die russische Regierung stellte an die preußische oft Zumutungen, welche sie später freiwillig zurücknahm, wenn sie die Unausführbarkeit derselben einsah. Unverkennbar war es dabei, daß der König persönlich allen berechtigten Ansprüchen Rußlands viel mehr Wohlwollen entgegenbrachte als seine Minister.

Freilich bestand damals das preußische Ministerium aus einigen alten Leuten, welche höchst achtbar von Person, aber doch schon recht hinfällig geworden waren.

Von ihnen konnte man die nötige Schnelligkeit und Thatkraft, um einen gefaßten Entschluß auszuführen, und den Mut, ihre Politik zu verteidigen, billigerweise nicht mehr verlangen.

* * *

Friedrich Wilhelm III. persönlich billigte aus vollem Herzen die energischen Maßnahmen des Kaiser Nikolaus gegen die aufständischen Polen. Auch war er in vollkommener Übereinstimmung mit seinem Schwiegersohn der Ansicht, daß die fremden Staaten nicht das Recht hätten, sich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, dennoch aber fürchtete er den Protest seitens gewisser europäischer Mächte und die sich daran schließenden ernstlichen Verwickelungen für den Fall,

daß Kaiser Nikolaus sich entschließen sollte, die besonderen im Zartum Polen geltenden Gesetze und Einrichtungen vollständig aufzuheben.

Daher konnte d'Ancillon im Dezember desselben Jahres durch eine Depesche vom 7. (19.) November dem russischen Geschäftsträger erklären, die preußische Regierung sei mit der künftigen Organisation Polens in der Art, wie eine solche seitens des kaiserlichen Kabinets geplant werde, durchaus einverstanden, nachdem Kaiser Nikolaus erklärt habe, er sei fest entschlossen, dem genannten Zartum seine gegenwärtige Verfassung mit einer eigenen Verwaltung und „mit volkstümlichen Einrichtungen" zu belassen.

Die Organisation, welche Kaiser Nikolaus dem Zartum Polen nach dem Aufstand von 1830 anfangs zu geben beabsichtigt hatte, findet sich in einer sehr ausführlichen Denkschrift niedergelegt, welche der Kaiser eigenhändig und zwar wahrscheinlich im Jahre 1831 in französischer Sprache mit Bleistift niedergeschrieben hat. Der Aufsatz, welcher überall den tiefen Kummer verrät, welchen die polnische Erhebung dem Kaiser verursacht hat, ist vollständig unbekannt geblieben. Da er ein ganz besonderes Interesse bietet, glauben wir ihn ohne Kürzungen veröffentlichen zu sollen. Er lautet: „Polen ist zu jeder Zeit die unversöhnliche Rivalin und Feindin Rußlands gewesen. Bei Gelegenheit des französischen Einfalls im Jahre 1812 hat keins der um Napoleons Fahnen gescharten Völker so viel Haß und Racheburst bewiesen wie die Polen. Dieses Gefühl, welches sie in allen Kriegen gegen Rußland beseelte, haben sie auch damals durch schreckliche Ausschreitungen zu erkennen gegeben. Aber Gott hat unsere heilige Sache gesegnet; unsere Heere haben Polen überwunden. Sie haben sich ohne den Beistand einer fremden Macht zum Herrn des Landes gemacht, und im Jahre 1813 hatte Rußland in dem Lande alle die Rechte, welche der Sieg den Eroberern gewährt. Das ist nicht zu bestreiten. Um das endgültige Schicksal des Herzogtums Warschau zu regeln, mußten damals verschiedene Umstände in betracht gezogen werden.

„Kaiser Alexander glaubte die Interessen Rußlands am besten zu sichern, wenn er ein besonderes Polen schuf, welches zwar einen integrierenden Teil des russischen Reiches bilden, aber den Titel eines Königreichs führen und eine eigene Verwaltung und ein eigenes Heer haben sollte. Er bewilligte demselben sogar eine Verfassung und vergalt so durch eine großherzige Wohlthat alle Leiden, welche die Polen fortwährend über Rußland verbreitet hatten. Das war die Rache einer edlen Seele.

„Hat aber Kaiser Alexander sein Ziel erreicht? Dies Ziel war, wie gesagt, die Interessen des Gesamtreiches dadurch zu fördern, daß ein Polen geschaffen wurde, welches unter dem Schutze Rußlands durch die Verbindung mit Rußland glücklich sein und gedeihen sollte.

„Und ganz gewiß ist das kleine Land, nachdem es durch fortwährende Kriege, durch viele Revolutionen, durch den ewigen Wechsel der Herrscher in Ruin und Elend gebracht war, während einer Zeit von fünfzehn Jahren wieder zu einem hohen Grade des Wohlstandes gekommen. Die Einnahmen reichten

nicht nur aus, um die Ausgaben des Staates zu decken, sondern sie erlaubten auch die Anlegung eines Reservefonds, welcher groß genug ist, um die Kosten des jetzigen Kampfes zu bestreiten. Sodann ist ein Heer nach dem Vorbilde des russischen geschaffen worden, welches mit allem Bedarf von Rußland versehen wurde; die Arsenale waren reich ausgestattet, ohne daß das Land irgend welche Last deswegen zu tragen gehabt hätte. Durch unsere Anstrengung endlich hat diese Armee eine vollendete Ausbildung erreicht; und sie ist so organisiert worden, daß sie die Stämme für hunderttausend Mann abgeben kann. Um in diesem Sinn ein Zartum Polen schaffen zu können, hat Rußland sich die allergrößten Opfer auferlegen müssen. Welche Vorteile hat nun Rußland von dieser Schöpfung gehabt!

„Obgleich wir auf dem anderen Kriegsschauplatze sehr in Anspruch genommen waren, haben wir doch anhaltende und blutige Kämpfe zur Eroberung des Herzogtums Warschau nicht gescheut.

„Fünfzehn Jahre hindurch hat Rußland sich kein Opfer erspart, um das polnische Heer zu unterhalten und auszustatten und um die festen Plätze des Zartums auszurüsten. Sogar die zur Ausbildung der polnischen Truppen kommandierten russischen Stammmannschaften hat Rußland auf seine eigenen Kosten unterhalten.

„Das russische Reich war zum Schaden für seine eigene Industrie mit polnischen Erzeugnissen überschwemmt. Kurz, alle Lasten der neuen Erwerbung fielen auf Rußland, ohne daß dies einen anderen Vorteil davon gehabt hätte, als daß sein Kaiser seinem Namen noch einen Titel anhängen durfte; dagegen waren die von Rußland erlittenen Nachteile höchst real. Die ehemals polnischen Provinzen Rußlands sahen, wie ihre Nachbarn im Königreich sich ihrer Nationalität uneingeschränkt erfreuen und dieselbe sogar mißbrauchen durften, und dachten mehr als je daran, sich der russischen Herrschaft zu entziehen.

„So kam es, daß in diesen Provinzen der erste Funke einen allgemeinen Brand erregte, und daß ihr Aufstand die Bewegungen unseres Heeres in der unheilvollsten Weise beinflußte. Noch gefährlicher war die Einwirkung des Beispiels einer Verfassung, welche zwar den Anschauungen der Zeit entsprach, aber schon im Zartum Polen schwer durchführbar, für Rußland aber vollends unmöglich war. Es entstanden Hoffnungen, welche eine schwere Störung für die öffentliche Ordnung und für die gebührende Achtung vor der höchsten Gewalt mit sich brachten, und durch welche zunächst die unglücklichen Ereignisse des Jahes 1825 herbeigeführt wurden. Aber nachdem das Unglück einmal geschehen und das Beispiel gegeben worden ist, müssen wir darauf rechnen, daß solche ruchlose Gedanken in einer Zeit allgemeiner Verwirrung und Not wieder hervorsprießen werden, trotzdem die Erfahrung gezeigt hat, wie eitel und mit wie gefährlichen Folgen verbunden sie sind.

„Mit einem Wort, ein solcher Zustand unterwühlt den Boden, auf welchem die Kraft des Reiches beruht, nämlich die Überzeugung, daß Stärke und Größe nur zu finden sind unter einer monarchischen Regierung und unter einem unbeschränkten Landesherrn.

„Das Gebäude, dessen Fundament unsicher war, konnte sich nicht lange halten; bei dem ersten Stoße ist es eingestürzt. Da die Interessen in den beiden Ländern verschieden waren, so folgte daraus ein Widerstreit der Meinungen in einer Lebensfrage, in der Auffassung und Beurteilung der Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates und die Person des Landesherrn. Handlungen, welche in Rußland als solche Verbrechen angesehen und demgemäß betrachtet wurden, wurden in Polen nicht verfolgt oder gar verteidigt. Das gab eine unerträgliche Verwirrung, die Gemüter erbitterten sich, die Polen wurden in ihrem Gedanken, sich der russischen Herrschaft zu entziehen, bestätigt, und diese Mißvergnügtheit führte endlich zur Katastrophe von 1830.

„Trotzdem wurden alle gütlichen Mittel angewandt, so weit sie sich mit der Würde Rußlands vertrugen, aber vergeblich; feierlichst geschworene Eide wurden überall gebrochen, der Verrat wurde allgemein, eine Verständigung war unmöglich geworden. Damals wurden die russischen Heere ins Weichen gebracht. Sie rückten aus, um die nationale Ehre zu rächen, welche in ihren heiligsten Rechten durch den schwärzesten Undank gekränkt war. Ungeheure Opfer wurden und werden noch jetzt jeden Tag gebracht, um das Ziel zu erreichen. Aber wenn es erreicht sein wird, wenn die Frage durch die Waffengewalt entschieden sein wird, welches Ergebnis haben wir dann ins Auge zu fassen, oder richtiger, was verlangt dann in dieser schweren Zeit Rußlands wahres Interesse?

„Alles, was in Polen geschehen ist und noch täglich geschieht, beweist aufs deutlichste, daß die Zeit für die Großmut vorbei ist. Jede Art von Güte ist durch den Undank der Polen unmöglich gemacht worden, und in den Anordnungen für die Zukunft muß jede andere Rücksicht nachstehen hinter dem wahren Vorteil Rußlands. Wenn das wahr ist, so müssen wir auch notwendig zugeben, daß das russische Interesse sich nicht mit der Wiederherstellung des Zartums Polen von 1815 und mit der Erhaltung seiner Verfassung verträgt. Es handelt sich nicht allein darum, Rußland thatsächlich vor jeder Beeinträchtigung durch Polen zu schützen, sondern es muß auch in Erwägung gezogen werden, wie es für die vielen gebrachten Opfer schadlos gehalten werden und welchen Nutzen es aus dem Besitze Polens ziehen kann.

„Die Opfer und Verluste, welche Rußland nur erlitten hat, um seine nationale Ehre zu retten, können, scheint es, durch Entschädigungen nicht wieder aufgewogen werden. Was die zweite Frage betrifft, so scheint es gleichfalls, daß Rußland aus Polen, so wie es heute besteht, keinen wirklichen Vorteil ziehen kann; ja es besteht nicht einmal die geringste Bürgschaft, daß Rußland dauernd in friedlichem Besitze des Landes bleiben werde.

„Im Sinne des ausgesprochenen Grundsatzes: nur das wirkliche Interesse Rußlands zu berücksichtigen, glaube ich also, daß die einzige Art, die Frage richtig ins Auge zu fassen und mit Wahrheit zu beantworten, folgende ist:

„Rußland ist durch sich selbst ein starkes und glückliches Reich, es soll niemals seine Nachbarn oder Europa bedrohen. Aber seine Verteidigungsstellung soll mächtig genug sein, um jeden Angriff unmöglich zu machen. Ein Blick auf die

Karte zeigt uns zu unserem Schrecken, wie die Grenzen der polnischen Gebiete des Reiches fast an die Oder reichen, während die Flanken sich hinter die Memel und den Bug zurückziehen und sich bei Polangen an die Ostsee und nahe den Donaumündungen an das Schwarze Meer lehnen. Diese hervorragende Spitze enthält eine dem russischen Reiche wesentlich feindliche Bevölkerung und verlangt daher ein eigenes Heer, um sie in Unterwürfigkeit zu erhalten. Dies Gebiet hat mit dem Reiche nichts zu thun, vielmehr besteht es nur durch beständige Opfer, welche das letztere sich auflegen muß, um die Bedürfnisse der Verwaltung zu befriedigen. Es ist daher klar, daß Vorteile aus diesem unbequemen Besitz so gut wie nicht vorhanden, die Nachteile desselben aber groß und selbst bedrohlicher Art sind. Es bleibt nun zu entscheiden, wie dem abzuhelfen ist.

„Ich sehe nur ein einziges Mittel, und das ist dies:

„Die Erklärung, daß der russischen Ehre durch die Unterwerfung des Zartums Polen Genüge geleistet ist.

Daß Rußland kein Interesse an dem Besitz von Provinzen hat, deren Undankbarkeit so abscheulich ist.

Daß das wahre Interesse die Feststellung und Sicherung der Grenzen längs der Weichsel und der Narew gebietet.

Daß der Rest des Landes als unwert, es zu besitzen, den Verbündeten Rußlands preisgegeben und ihnen anheimgestellt wird, damit zu machen, was sie wollen.

Daß Rußland, seinen Grundsätzen getreu, dem Teile des Zartums Polen, welchen es behält, den Genuß seiner Gerechtsame und Einrichtungen beläßt, soweit es mit der Sicherheit des Reiches verträglich ist, daß dieses Gebiet den Titel „Zartum Polen" behält, um zu verhindern, daß ein anderes Gebiet diesen Namen annimmt und so ein neuer, gegen Rußland feindlich gesonnener Staat errichtet wird."

Die Schlüsse, welche Kaiser Nikolaus in diesem denkwürdigen Aufsatze zieht, konnten nicht verwirklicht werden, weil der Herrscher selbst die Überzeugung gewann, daß ein Verzicht auf den größten Teil Polens praktisch unmöglich sei. Immerhin ist der Aufsatz ein beredter Ausdruck des tiefen Eindruckes, welchen der offene Aufstand der Polen auf ihn gemacht hatte. Das Schriftstück, welches wir ohne Kürzungen wiedergeben, ist dem Kaiser von dem Gefühl der Empörung über die Undankbarkeit der Polen diktiert worden, und wir haben in demselben vor allem das aufrichtige Bekenntnis des Monarchen zu erblicken. Indessen sah sich der Kaiser nach näherer Prüfung der Verhältnisse doch genötigt, das ganze Zartum Polen unter seinem Szepter zu behalten. Die Erhebung von 1830 hat er aber nie verziehen.

So entrüstet Kaiser Nikolaus über den Undank der Polen war, um so höher schätzte er die Hilfe, welche ihm zur Niederdrückung des Aufstandes geleistet worden war. In dieser Beziehung erkannte er besonders die preußischerseits ihm geleisteten Dienste an. Dies beweist die sehr ausführliche Instruktion vom 1. März 1832 für den Gesandten in Berlin, Ribeaupierre, welche deutlich zeigt, wie hoch der Kaiser seine freundschaftlichen Beziehungen zum König von Preußen und zu dessen Regierung schätzte. Sie lautet:

„Wenn der Kaiser Sie mit der Erhaltung der engen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen beauftragt hat, so hat Se. Majestät Ihnen damit eines der wichtigsten Interessen seiner Politik und zugleich eine der liebsten seiner persönlichen Angelegenheiten anvertraut. Der Kaiser ist glücklich darüber, daß er die Politik mit seinen persönlichen Neigungen in dauernder Übereinstimmung sieht, und er hat keinen anderen Wunsch und keinen anderen Willen, als daß sein Vertreter in Berlin die Bande, welche zwischen den beiden Ländern eine vollkommene Bedürfnisgemeinschaft und zwischen den beiden Regierungen eine völlige Gleichheit der Grundsätze und der Handlungen erzeugt haben, ganz unauflöslich bewahren und immer fester knüpfen möge.

„Diese Verbindung stammt aus dem Unglücksjahre 1806; sie ist erstarkt durch die Siege von 1813 und 1814, sie hat dann fünfzehn ruhige, friedliche Jahre gedauert und ist bekräftigt worden, als Rußland und Preußen gegenüber der Julirevolution zu ihrer gemeinsamen Verteidigung die Waffen ergreifen mußten. Von diesem Augenblicke an haben die Kabinette in St. Petersburg und Berlin nur einen Gedanken gehabt und nur ein System befolgt. Freilich hat Preußen zuweilen eine gewisse Unkonsequenz gezeigt und es sträubt sich zuweilen, die Grundsätze des gemeinsamen russisch-preußischen Verteidigungssystemes zur Anwendung zu bringen. Im Interesse fürchtet sich die preußische Regierung vor dem Tadel der liberalen Partei und deshalb hat sie die polnischen Staatsverbrecher nicht an Rußland ausgeliefert. Dieser Mangel an Festigkeit läßt sich durch die beiden folgenden Gründe erklären:

1. Preußen hat wegen seiner geographischen Lage Furcht vor einem Angriff von seiten Frankreichs.

2. Die öffentliche Meinung übt auf die preußische Regierung einen großen Einfluß aus und diese öffentliche Meinung spricht mehr und mehr zu Gunsten der revolutionären Ideen und erhebt Widerspruch gegen das Bündnis der königlichen Regierung mit den Kabinetten von St. Petersburg und Wien, den Vertretern des monarchischen Prinzips.“

Preußen braucht aber weder Frankreich, noch seine Feinde im Innern zu fürchten. „Wir verlangen“, so heißt es dann in der März-Instruktion, „daß Preußen seinem und unserem Verteidigungssysteme treu bleibt; dann kann es auch seinerseits mit Sicherheit auf die Unterstützung des Kaisers gegen jeden französischen Angriff rechnen.

* * *

Endlich befahl Kaiser Nikolaus I. seinem Gesandten Ribeaupierre, niemals zu vergessen, wie die preußische Regierung dem Kaiser gegenüber bei Gelegenheit des letzten polnischen Aufstandes eine solche „Freundschaftlichkeit und Redlichkeit“ gezeigt habe, daß er sich immer als den Schuldner Preußens betrachten werde. „Der Posten eines Gesandten in Berlin“, so heißt es am Schlusse, „ist ein sehr wichtiger, denn Preußen ist unter den Großmächten des europäischen Kontinents diejenige, welche zweifellos die schwierigste und die gefährlichste Stellung hat.

Die Würde des Kaisers verlangt es, Preußen nicht ohne Rat und Unterstützung zu lassen."

So lautete die Instruktion, welche Ribeaupierre mitbekam, als er sich anfangs April 1832 auf seinen Posten begab. Aber außer dieser allgemeinen Instruktion bekam derselbe als Anhang noch eine besondere Anweisung, in welcher es hieß, der Gesandte habe stets im Auge zu behalten, „daß die kaiserliche Familie durch die allerzartesten Bande und die allerherzlichste Zuneigung an einen Bundesgenossen geknüpft ist, welchen wir unter allen Umständen auf unserer Seite behalten müssen."

Ribeaupierre wurde am 13. (25.) April 1832 vom König von Preußen empfangen; er erweckte bei diesem eine ganz besondere Freude durch die Wiedergabe der Worte, welche der Kaiser bei der Abschiedsaudienz an ihn gerichtet hatte: „Sie haben sich nicht nur als meinen Gesandten bei dem König von Preußen, sondern auch als meinen Vertrauensmann bei meinem Schwiegervater zu betrachten[1])."

Man kann sich schwer eine größere Freundschaft gegenüber einer fremden Macht vorstellen als die, welche in der angeführten Instruktion für den neuen russischen Gesandten in Berlin ausgesprochen ist. Ribeaupierre that auch sein Bestes, um die bestehenden Freundschaftsbeziehungen zu unterhalten, aber seine Aufgabe war nicht immer leicht.

Über Veränderungen im Niveau der Meere.

Von

A. E. Nordenskjöld.

Der zweite Teil des von dem hervorragenden österreichischen Geologen Professor Eduard Sueß herausgegebenen Werkes „Das Antlitz der Erde" hat neulich die Presse verlassen. Der Verfasser berührt hier eine Menge für die Geschichte des Erdballes äußerst wichtiger Fragen und unter ihnen auch die von der Hebung des skandinavischen Walles oder der Verminderung der Wassermasse in den unsere Küsten umgebenden Meeren. Da die für das ganze geologische Lehrgebäude so äußerst wichtige Frage hierdurch ebenso wie durch die in den letzten Jahren von Fischer, Penck u. a. veröffentlichten Untersuchungen über die Gestalt der Meeresfläche auf dem Diskussionsprogramm der heutigen Wissenschaft wieder einen hervorragenden Platz erhalten hat und die Beantwortung neuer Einwürfe, die Beseitigung oder Anerkennung neuer Zweifel fordert, auch jetzt gerade eine ausgezeichnete, von dem Schulvorsteher Dr. Leonhard Holmström verfaßte und auf zwanzigjährige umfassende Studien gegründete Abhandlung „Om strandliniens förskjutning å Sveriges kuster" für Vetenskapsakademiens handlingar im

[1]) Depesche Ribeaupierres vom 14. (26.) April 1832.

Druck ist, so mag es mir erlaubt sein, für einige Augenblicke dieses Thema wieder aufzunehmen. Ich muß hier, selbst auf die Gefahr hin das zu wiederholen, was den meisten wohl bekannt sein dürfte, in aller Kürze erst die verschiedenen Ansichten in das Gedächtnis zurückrufen, welche hinsichtlich dieser Frage sich geltend gemacht haben, seit sie zuerst im Ernste geweckt wurde, bis man sie, wie die meisten annehmen, sicher und bestimmt beantwortet und unter die Grundsteine des Lehrgebäudes der heutigen Geologie einregistriert hat.

Es ist im allgemeinen in der Geschichte der Wissenschaft schwer, mit Bestimmtheit anzugeben, wann eine neue Idee zum ersten Male aufgetreten ist. So auch hier. Daß die Grenze zwischen Land und Meer großen Veränderungen unterworfen gewesen ist, wissen wir schon von den Gelehrten des Altertums, und aus dem Mittelalter können wir mit der Frage von den Veränderungen in der gegenseitigen Lage des Landes und des Meeres die Namen von Dante und Roger Bacon in Verbindung bringen. Vollständig berechtigt dürfte es jedoch nicht sein, diese kosmologischen Spekulationen mit dem geologischen Problem in Verbindung zu bringen, um welches es sich hier handelt. Dasselbe läßt sich auch von den ziemlich scharfsinnigen Bemerkungen in betreff der Wasserhöhe in der Ostsee und der ehemaligen Strandlinien auf der Insel Gotland sagen, welche sich in einer Arbeit von Urban Hjärne, gedruckt in Stockholm 1702, finden — und ebenso auch von De Maillets Arbeit „Telliamed", in welcher ähnliche Fragen, obschon in einer wenig wissenschaftlichen Form, berührt werden, und welche erst 1748, also zu einer Zeit gedruckt wurde, wo die Verminderung der Wassermenge in Schweden bereits der Gegenstand eines umfassenden Schriftwechsels gewesen ist.

Das Verdienst, die Frage von der Veränderlichkeit des Meeresniveaus im vollen Ernste geweckt und sie zum Gegenstand ernster wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht zu haben, kommt deshalb Emanuel Swedenborg zu, welcher 1719 in Stockholm das Werk „Om vattnens högd och förra Werldens starka ebb och flod, bewis utar Swerige" herausgab. Aus der Beschaffenheit der Berge Westergötlands, aus Versteinerungen in horizontalen Kalk- und Mergelschichten, aus hoch über der heutigen Meeresfläche gelegenen Muschelbänken, aus weit vom Meere gefundenen Schiffstrümmern und Walskeletten, aus dem Bau der Sandrücken und der runden Form der in ihnen gefundenen Steine, aus erratischen Blöcken oder, wie Svedenborg sich ausdrückt, Steinen, welche über die ganze Erde zerstreut sind, aus Riesentöpfen, aus den Strandlinien auf dem Halle- und Hunneberg, aus den Fischen in hoch gelegenen Binnenseen, sowie schließlich aus dem durch viele Beweise bestätigten Fallen der Ostsee zieht Swedenborg den Schluß, daß die Oberfläche des Meeres sich früher in Schweden ein paar hundert Ellen über dem gegenwärtigen Niveau befunden habe. Als die Ursache dieser nachgewiesenen Veränderungen nimmt er teils eine Veränderung in der Rotationsgeschwindigkeit der Erde und der Umlaufszeit des Mondes, wodurch das Wasser von den Polen nach dem Äquator getrieben wird, teils einen Wasserstand in der Ostsee an, welcher höher als in der Nordsee ist und allmählich sinkt.

Swedenborgs Aufsatz, welcher zu so manchem noch heute lebhaft debattierten Kapitel in der Geschichte des Erdballs den Grund legte, blieb anfangs in der gelehrten Welt unverstanden und unbeachtet. Aber er gab den ersten Anlaß zu den Untersuchungen, welche Anders Celsius von 1724 an auf seinen Reisen längs Schwedens Küsten über den Wasserstand in der Ostsee ausführte und deren Ergebnisse er in einem 1743 in die Schriften der Akademie der Wissenschaften aufgenommenen Aufsatz „Anmerkningar om vattnets förminskande så i Östersjön som Vesterhafvet" zusammenfaßte."

Mit Hintansetzung anderer von Swedenborg geweckten Fragen beschäftigt sich Celsius ausschließlich mit den Veränderungen im Niveau des Meeres, welche seit Menschengedenken und in historischer Zeit stattgefunden haben. Er führt zahlreiche Beispiele davon an, daß Häfen und Fahrwasser an Schwedens Küsten mit der Zeit verschlammt sind, Klippen in seinen Scheeren sich allmählich über die Wasserfläche erhoben haben, ein reicher Netzzug sich ehemals da gefunden hat, wo man heute nur seichten Grund antrifft, den Namen Insel vielerorts an unseren Küsten landfeste, nicht von Wasser, sondern von Flachland umgebene Höhen führen, der Name Sund Buchten oder ausgetrockneten Stellen gehört, wo sich jetzt kein Wasserlauf findet, Klippen, welche in alten Handlungen als Robbensteine hoch taxiert waren, sich jetzt so weit gehoben haben, daß sie als Jagdstellen wertlos sind, man in Sümpfen im Lande den Anker und das Wrack von großen Schiffen gefunden hat u. s. w. Er stellt ferner die sichersten Messungen der Hebung des Landes, welche ihm zu Gebote gestanden, für einen Zeitraum von 168 Jahren zusammen und kommt dadurch zu dem Resultat, daß die Hebung bei Gefle in hundert Jahren 41—47½ Zoll und jenseits des Bottnischen Meerbusens 41—50 Zoll oder im Mittel 45 Zoll betragen habe. Celsius führt ferner von der Westküste ähnliche Niveauveränderungen wie von dem nördlichen Teil der Ostsee an und zieht aus diesen Beobachtungen den Schluß, daß die ganze skandinavische Halbinsel sich allmählich mehr und mehr über das Meer erhebe. Er stellt Beobachtungen über den Umfang Skandinaviens vor Jahrhunderten an, wo Pytheas von Marseille diesen Ort besucht haben soll, und berechnet den Gewinn an Land, welcher in Zukunft durch das Zurückweichen des Meeres entstehen wird; auch läßt er, damit unsere Nachkommen von dem Abnehmen des Meeres genauere Kenntnis erhalten mögen, auf Löfgrundet vor Gefle das erste für wissenschaftlichen Zweck bestimmte Wasserzeichen einhauen. Was die Ursache zum Zurückweichen des Meeres selbst anbelangt, so ist Celsius der Ansicht, daß dieselbe teils in der durch Pflanzen verursachten Verwandlung des Wassers in Erde, teils in dem Hinabrinnen desselben durch ein oder mehrere Löcher in den Abgrund der Erde zu suchen sei. Gelegentlich mag hier bemerkt werden, daß in einer Zeit, wo nur wenige Chemiker die Möglichkeit einer Verwandlung von Wasser in Erde zu bezweifeln wagten, die erstere Ansicht sich leicht verteidigen ließ, und daß die letztere noch in unserer Zeit, wenn auch unter einer etwas veränderten Form, indem man anstatt von dem Hinabrinnen des Wassers

in das Innere der Erde von einer Absorption desselben durch die unterliegenden Erdschichten spricht, ein Gegenstand wissenschaftlicher Prüfung ist.

Celsius' Ansichten erhielten einen eifrigen Anhänger in Linné, welcher diese Lehre in vielen seiner Schriften berührt und sie mit neuen Beweisen bereichert. Zu Swedenborgs Auffassung zurückgehend bringt er die Wasserverminderungslehre mit dem Fund von Schneckenschalen und Petrificata marina in Erde und Steinlagern in Verbindung, welche jetzt hoch über dem Meeresspiegel liegen. Die Annahme, daß derartige Lager durch die Sündflut gebildet seien, weist er zurück mit den Worten: „Der, welcher der Sündflut, die schnell kam und ebenso schnell wieder verschwand, alles dieses zuschreibt, ist fürwahr in der Kenntnis der Natur fremd und selbst blind und sieht nur, wenn er überhaupt etwas sieht, mit den Augen anderer," und in seiner Rede „De telluris habitabilis incremento" stellt er die Ansicht auf, daß alles Land — mit Ausnahme der Insel des Paradieses — vom Wasser bedeckt gewesen und die Erde nach und nach durch Verminderung der Wassermenge frei geworden sei. Zur Zeichnung des Zukunftsbildes bedient er sich, wie man gestehen muß, auf eine etwas sehr willkürliche Weise Senecas bekannter Worte:

Venient annis secula seris,
Quibus oceanus vincula rerum
Luxet et ingens puteat tellus
Tethysque novos delegat orbes
Nec sit terris ultima Thule.

Dem großen Forscher gehört also das Verdienst des Versuchs, die Lehre von der Verminderung des Wassers dem ganzen geologischen Lehrgebäude zu Grunde zu legen, und da der eine oder der andere Geolog noch in unseren Tagen hinsichtlich der Länge der geologischen Zeitalter auf dem Standpunkt des Kindes steht, welches die Hand nach der silberglänzenden Scheibe des Mondes ausstreckt, so kann es vielleicht der Mühe wert sein anzuführen, daß schon Linné von unendlichen Zeitaltern spricht, welche zur Bildung des Erdballes erforderlich gewesen sind, Worte, die in einer traurig vorwurfsvollen Form von dem theologisch wissenschaftlichen Standpunkt aus von Brovallius gemißbilligt werden.

Celsius und Linnés Schriften über die Verminderung des Wassers weckten großes Aufsehen und fanden vielen Beifall, aber auch Widerstand. Es waren jedoch nicht sie, welche den ersten Streit veranlaßten, sondern es war die Anwendung der Lehre von der Verminderung des Wassers, welche dieselbe in „Svea Rikes historia ifrån dess begynnelse till våra tider, efter Hans Kongl. Maj:ts nadiga befallning på Riksens Ständers åstundan författad af Olaf Dalin, Stockholm 1747" fand.

Das „Dalin'sche Fundament" für die Chronologie (d. h. der Lehre von der Verminderung des Wassers) erhielt sogar die in unserer Geschichte seltene Ehre, von einem der Reichsstände förmlich als „ein unbewiesener und unzuverläßlicher Satz" erklärt zu werden, „auf den nichts in der Geschichte und auch nichts Anderes basiert werden könne." Dies gab Anlaß zu einer Kontroverse unter den Altertumsforschern und den Historikern, welche zwar die Lehre von der Verminderung

des Wassers berührt, mit ihr in geologischer Hinsicht aber kaum etwas zu schaffen hat. Ich kann dieselbe daher hier übergehen und ebenso auch die neuen Data zur Beleuchtung der Frage, welche Vallerius, Kalm, Samuel Chydenius, Härleman, Hasselqvist u. a. gesammelt haben. Die von allen Seiten gehäuften Beweise erschienen überwältigend, und wenn man von dem erwähnten Verketzerungsversuch absieht, kann man kaum von einem ernsthaften Widerstand sprechen, bis der mächtige Bischof Johann Browallius in Abo 1755 in Stockholm sein umfangreiches Werk „Betänkande om vattenminskningen, hoaruti denna lära efter den Heliga Skrift, naturens lagar och förfarenheten pröfvas, samt oriktig befinnes“ erscheinen ließ. Diese Schrift, deren Inhalt deutlich genug von dem langen Titel angegeben wird, ist eine mit großem Talent, großer Lokal- und Litteraturkenntnis, aber keinem scharfen Naturforscherblick geschriebene Diatribe gegen die neuen Lehren.

Das Endergebnis seiner theologisch-naturwissenschaftlichen Untersuchung ist das, daß in allen Zeiten seit der Sündflut die Meeresfläche gleich hoch gestanden habe und daß die Meereszeichen, welche sich auf dem Trockenen finden, entweder von der Sündflut herrühren oder in Anlandungen ihren Grund haben, die er als nichts Anderes als Erdverschiebungen betrachtet. Die Methode seiner Beweisführung zeigt sich in folgender Äußerung: „Es bleibt dabei: wenn tausend Beobachtungen für die Verminderung der Wassermenge zu sprechen scheinen und nur eine dagegen, so verfällt die Stärke der Beweise so vollständig, daß man für derartige Phänomene eine andere Ursache suchen muß.“ Daß die Wissenschaft von einer derartigen Arbeit keinen besonders großen Nutzen zu erwarten hatte, ist selbstverständlich, doch kann man nicht verneinen, daß Browallius' Arbeit sich durch Sachreichtum und vielseitige Litteraturkenntnis auszeichnet. Auch das Verdienst kommt ihm zu, daß er der erste gewesen ist, welcher mit gehöriger Kraft den Widerspruch zwischen den Beobachtungen aus dem mittleren und dem nördlichen Schweden über die schnelle Hebung des Landes und das Fehlen solcher Beobachtungen von den Küsten des Atlantischen Ozeans hervorgehoben hat.

Die Arbeit von Browallius wurde offenbar mit dem Anspruch herausgegeben, die Streitfrage für immer zu entscheiden, was auch wenigstens insofern gelang, daß in den folgenden fünfzig Jahren nur wenige Forscher zur Verteidigung von Swedenborg-Celsius' Lehre aufzutreten wagten. Nur ein einziger Aufsatz zur Verteidigung der Lehre von der Verminderung der Wassermenge findet sich in Vetenskapsakademiens handlingar, nämlich „Ytterligare upplysningar om vattenminskningen af åfverste Carl Fredrik Nordenskjöld.“ Vier Jahre war der Druck dieses Aufsatzes aufgeschoben worden, und als er dann endlich erschien, war er, was sonst nicht Brauch war, mit einer Entschuldigung der Redaktion eingeleitet, in welcher von der Unparteilichkeit der Akademie und von der Notwendigkeit, in einer so verwickelten Sache sowohl Gründe für als gegen zu hören, die Rede ist.

Aus ungefähr derselben Zeit stammen auch ein paar in die Schriften der Akademie aufgenommene Aufsätze von dem Landvermessungsdirektor Ephraim Otto Runeberg in Finnland, in denen zwar die Lehre von der allgemeinen

Verminderung der Wassermenge verworfen, dafür aber eingestanden wird, daß an gewissen Stellen sich lokale Niveauveränderungen zeigen, welche in Spalten, Verschiebungen und Setzungen des unterliegenden Felsgrundes ihren Grund haben dürften. Als Beweis dafür, daß derartige Veränderungen in der festen Erdkruste wirklich vorkommen können, führt er Beispiele von Erzverwerfungen in unseren Gruben an, und die Erklärung, welche er für das Entstehen solcher Verwerfungen giebt, ist im ganzen genommen richtiger als die, welche von der plutonischen Schule in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts so oft mit Anspruch auf dogmatische Wahrheit aufgestellt wurde.

Erst im Anfang dieses Jahrhunderts wurde die Frage wieder mit erneutem Interesse aufgenommen. Die Lehre von dem Bau und der Geschichte der Erdkugel hatte sich in der vorhergegangenen Zeit nicht nur zu einem selbständigen Wissenschaftszweige entwickelt, sondern ihre Jünger hatten sich auf Grund verschiedener Ansicht in mehreren der Grundprinzipien dieser Wissenschaft bereits in zwei Schulen geteilt, deren Anhänger in einem zwar heftigen, aber für die Entwickelung der Wissenschaft äußerst nützlichen Streite für ihre Lehren neue Stützen und für ihre Streitschriften neue Argumente zu finden suchten und zu diesem Zweck die alten Beobachtungen fleißig untersuchten und unablässig neue hinzusammelten. Kaum hatte dieser Streit seinen Anfang genommen, als man auch schon zu der Einsicht kam, welche entscheidende Bedeutung für ihn die alte Frage von der Hebung des Landes oder der Verminderung der Wassermenge haben könnte. Einer der Gründer der plutonischen Schule, John Playfair, setzte auch schon 1802 die Landerhebung in Schweden mit den vulkanischen Kräften im Erdinnern in Verbindung, und einige Jahre später wurde diese Ansicht durch den eifrigsten und geistreichen Vorkämpfer des Plutonismus, Leopold von Buch, weiter entwickelt, welcher während einer Reise in Skandinavien 1805—1806 Gelegenheit gehabt hatte, sich durch eigene Untersuchungen und durch Unterredungen mit Schwedens für die Frage interessierten Forschern wenigstens davon zu überzeugen, daß die Mehrzahl der Beobachtungen, auf welche die Annahme einer Niveauveränderung in der Ostsee sich gründete, mit Gewissenhaftigkeit und Unterscheidung ausgeführt waren.

Browallius' alte Einwürfe gegen die Zuverlässigkeit dieser Beobachtungen wurden jedoch, nach einem genauen Studium der ganzen hierhergehörigen Litteratur, von K. E. A. von Hoff in seinem ausgezeichneten, 1822 gedruckten Werke „Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderung der Erdoberfläche“ wieder aufgenommen, eine Verneinung, welche er zwölf Jahre später widerrief, als er von den neuen Untersuchungen über die Landerhebung, die der Direktor des Lootsenamtes, N. Bruncrona, durch das schwedische Lootsenamt in den Jahren 1820 und 1821 hatte ausführen lassen, und von den Zusammenstellungen derselben mit anderen Beobachtungen Kenntnis erhielt, die der Oberstleutnant E. P. Hällström in Vetenskapsakademiens handlingar für 1822 mitgeteilt hatte, indem er erkannte, daß die Theorie von der Landeserhebung eine der wichtigsten Lehren für die neuere Geologie bildet. Hällström zeigte, daß eine Erhebung des Landes sowohl an der Ost- wie auch an der West-

küste Schwedens stattfindet, daß die Erhebung an den verschiedenen Stellen verschieden ist und daß eine Landerhebung an Hallands und Schonens Küsten nicht auftritt.

Das letzte Wort in diesem Abschnitt der Entwickelung der Frage wurde kurz darauf von dem hervorragenden englischen Geologen Lyell ausgesprochen. Derselbe hatte anfangs die Lehre von der Erhebung des skandinavischen Walles bezweifelt, aber nachdem er 1834 dieser Frage wegen eine Reise in den Küstengegenden Schwedens gemacht, während welcher er zahlreiche, zur Beleuchtung der Frage voraus angeführte Fakta genau untersucht und von Berzelius und andern, mit der Sache vertrauten schwedischen Forschern Aufschlüsse erhalten hatte, veröffentlichte er in Philosophical Transactions für 1835 einen Aufsatz „On the proofs of the gradual rising of the land in certain parts of Sweden.“ In diesem schließt er sich unbedingt den von schwedischen Forschern ausgesprochenen Ansichten an. Besonders hebt er auch das in theoretischer Hinsicht wichtige und Aufschluß gebende Faktum hervor, welches übrigens schon Hällström nachgewiesen hatte, daß die Größe der Erhebung des Landes in den verschiedenen Gegenden sehr verschieden ist und an verschiedenen Stellen im südlichen Schweden sich sogar nicht einmal die geringste in historischer Zeit eingetretene Veränderung im Niveau des Meeres nachweisen läßt. Hiermit war in der Frage wieder das letzte Wort für eine lange Zeit gesagt, während welcher Einwürfe gegen das Grundprinzip nicht länger gemacht wurden. Man bemühte sich anstatt dessen, durch Anstellung von neuen Messungen an unseren Küsten das Forschungsmaterial zu sammeln, das zur Beleuchtung der Frage in all' ihren Einzelheiten erforderlich war. Wertvolle Beiträge hierzu sind von Sven Nilson, P. A. Siljeström, Axel Erdmann, Sven Lovén, J. G. Forchhammer, G. Lindström, Lord Selkirk, A. Bortzell, E. Erdman, A. G. Nathorst, A. Stjerncreutz, N. G. Brazelius, Ad. Moberg, A. L. Forsman u. a. geliefert worden. Durch diese neuen Untersuchungen zeigte es sich, daß es oftmals schwer war, Beobachtungen von einander ziemlich nahe gelegenen Stellen mit einander in Übereinstimmung zu bringen, ein Verhältnis, welches andeutete, daß die Erscheinung viel verwickelter ist, als man anfangs geglaubt hatte, und welches allmählich wieder Zweifel und Einwendungen hervorrief. Selbst Lyell sprach sich in der elften, 1872 gedruckten Auflage seiner „Principles of Geology“ über die säkulare Landerhebung mit viel weniger Zuversicht als vorher aus, und in der oben angeführten Arbeit von Sueß werden sowohl die Landerhebung im allgemeinen als auch lokale Verschiebungen verneint. Anstatt dessen wendet man sich wieder der Ansicht zu, welche schon von Urban Hjärne ausgesprochen und später von dem Admiral Nordenancker bei der Niederlegung des Präsidiums in der Akademie der Wissenschaften 1792 weiter entwickelt wurde, nämlich, daß die Ostsee als ein Binnenmeer zu betrachten sei, dessen Wasserniveau im wesentlichen Verhältnis von der Wassermenge abhängig ist, welche ihm jährlich zugeführt wird und welche es jährlich durch Verdunstung und Abfluß verliert. Der Umfang, auf welchen diese Abhandlung beschränkt werden muß, erlaubt es mir nicht, hier auf die neuen Einwürfe gegen die Richtigkeit der alten, von Tausenden von Personen bezeugten

Beobachtungen oder doch wenigstens gegen die Richtigkeit der aus diesen Beobachtungen hergeleiteten Ergebnisse näher einzugehen und ausführlich über dieselben zu berichten. Ich sehe mich genötigt, in dieser Hinsicht auf Sueß' eigene Schriften zu verweisen, die sich durch eine seltene Meisterschaft in der Darstellung, einen seltenen Reichtum an neuen geistreichen Ideen und eine umfassende Kenntnis der älteren geologischen Litteratur, auch der schwedischen, auszeichnen. Ich will hier nur erwähnen, daß Herrn Sueß' Zweifel über die alten Wasserverminderungsbeobachtungen kaum vollständig im Druck erschienen waren, als sie sich auch schon durch die bereits angeführte Arbeit von Dr. Holmström widerlegt fanden.

Diese Arbeit wurde schon 1867 auf eine Aufforderung von Professor Otto Torell begonnen. Die der Akademie nun letzthin eingereichte Abhandlung „Om strandliniens förskjutning vid Sveriges kuster“ gründet sich also auf zwanzigjährige Studien der vorliegenden Frage. Während dieser Zeit hat Dr. Holmström, teilweise auf Kosten des Lootsenamtes, die meisten der an Schwedens Küsten angegebenen alten Wasserzeichen besucht und ausgemessen. Neue Wasserzeichen sind eingehauen und zur Leitung künftiger Forschung sowohl die alten als auch die neuen Zeichen genau beschrieben und abgezeichnet worden.

Das Ergebnis seiner vieljährigen Messungen faßt Dr. Holmström in einer Tabelle zusammen, aus welcher hervorgeht:

Vierundzwanzig Wasserzeichen an Schwedens Westküste zeigen, daß die Küste in den letzten fünfzig Jahren sich daselbst jährlich ungefähr 0,5 cm. oder ein halbes Meter im Jahrhundert gehoben hat. Die Erhebung ist unbestreitbar, aber verschieden an verschiedenen Stellen. Dieselbe ist z. B. bei Nordkosten nur unbedeutend, bei den Vaderöar aber beläuft sie sich auf mehr als ein Meter im Jahrhundert.

Dieses Resultat für die Westküste ist äußerst wichtig, denn es kann wohl kein Zweifel herrschen, daß das Mittelniveau daselbst mit demjenigen des Ozeans übereinstimmt, und daß die Hebung des Landes, welche hier nachgewiesen worden, unmöglich in einem allmählich geschehenden Sinken des Wasserstandes in der Ostsee ihre Erklärung finden kann.

Die zwei Wasserzeichen, welche von Schwedens Südküste angeführt werden konnten, geben ebenfalls eine in den letzten zwanzig Jahren stattgefundene Hebung des Landes an, aber da die Zeit zwischen dem Einhauen und der Ausmessung der Zeichen sich nicht einmal auf ein paar Jahrzehnte beläuft, dürfte das Ergebnis kaum als vollständig zuverlässig anzusehen sein.

An Schwedens Ostküste bis hinauf nach Stockholm sind einige zwanzig Wasserzeichen untersucht worden. Auch hier ist an den meisten Stellen eine Hebung des Landes zu verzeichnen, aber bei Säfvö und Rödskär, ebenso an ein paar anderen Stellen, hat sich in den letzten zwanzig Jahren auch eine Senkung gezeigt, die sich per Jahr auf 0,7 cm. beläuft. Diese Senkung muß jedoch, wenigstens bei Säfvö, so viel ich aus persönlicher Erfahrung aus der Gegend beurteilen kann, als lokal aufgefaßt werden. Bei Kalmar scheint das Niveau,

wie bereits Herr Siljeström nachgewiesen hat, sich seit dem Anfang dieses Jahrhunderts unverändert beibehalten zu haben.

Von Stockholm nördlich finden sich an der schwedischen Küste ungefähr dreißig Wasserzeichen. Die Hebung des Landes erhält hier wieder die Oberhand, wechselt aber oft an einander ziemlich nahe gelegenen Stellen, und von den meisten Stellen, von denen erforderliches Observationsmaterial vorliegt, kann man konstatieren, daß die Hebung des Walles im letzten Jahrhundert im Abnehmen begriffen gewesen ist. Während des Zeitraumes, für welchen die letzte Messung stattfand, belief sie sich bei Stockholm auf 0,5 cm. im Jahre; an Celsius altem Wasserzeichen Löfgrundet bei Gefle auf 0,9 cm, an Chydenius Zeichen auf Ratan auf ungefähr 1 cm; bei Bergö an der finnischen Seite des Bottnischen Meerbusens auf 1 cm; an dem Zeichen, welches Augustin Ehrensvörd am 21. August 1754 in eine Klippe bei Hangö hat einhauen lassen, auf 0,6 cm. Eine bedeutende Hebung, zwischen 0,5 bis 1,1 Meter oder zwischen 1,5 bis 4 Fuß im Jahrhundert wechselnd, ist also von diesem Teil der Ostsee zu verzeichnen.

Die von Herrn Holmström zusammengestellten Facta bilden also die letzten Worte, welche die direkten Beobachtungen gegenwärtig in der alten Wasserverminderungsfrage zu sagen haben, und viele Jahrzehnte müssen wieder vergehen, ehe wieder neue Data für die Beurteilung der hier fraglichen, für uns so langsam, geologisch gerechnet aber so schnell geschehenden Veränderungen in der festen Erdrinde gesammelt werden können. Wir müssen deshalb schon jetzt versuchen, aus den vorliegenden Thatsachen, so gut es sich thun läßt, die im Zusammenhang mit diesen Beobachtungen hervortretenden, unabweislichen, für die Grundlage der ganzen Geologie wichtigen Fragen zu beantworten.

Wenn diese in ihrem ganzen Umfange, in welchem sie zuerst von Swedenborg geweckt wurden, genommen werden, so zerfallen sie in zwei nahe verwandte, doch weit von einander getrennte Probleme von einer für die Geschichte der Erdkugel durchgreifenden Bedeutung, nämlich: 1. in die Frage von den Niveauveränderungen, denen die Weltmeere oder die Hydrosphäre des Erdplaneten in geschichtlicher Zeit unterworfen gewesen sind, und 2. in die Frage von Veränderungen im Niveau der Weltmeere während der unergründlichen Länge der geologischen Zeiträume.

Was das erstere anbetrifft, so muß es für den durch keine vorgefaßte Meinung irregeleiteten Forscher wieder als vollständig bewiesen gelten: 1. daß mehrerorts an Schwedens Küsten während nur einiger Menschengenerationen eine bedeutende Landerhebung stattgefunden hat, und dieses nicht nur an der Ostsee, sondern auch an der Westküste, 2. daß diese Landerhebung an verschiedenen Stellen verschieden groß ist und an einzelnen Stellen ganz fehlt.

Diese Erscheinungen können, wie eine Anzahl Forscher darzustellen versucht haben, unmöglich ausschließlich darauf beruhen, daß der Wasserspiegel der Ostsee höher liegt als der des Ozeans und daß nach und nach eine Ausgleichung des Niveauverhältnisses stattfindet — in solchem Falle würde eine relative Landerhebung nicht an der Westküste stattfinden und solche Ungleichheiten in der Er-

hebung des Walles, wie sie an der Ostküste beobachtet sind, nicht vorkommen. Wenn man, wie bei der Naturforschung wohl stets rätlich ist, sich an die wirklichen Beobachtungen halten will, so muß man annehmen, daß an gewissen Stellen an Schwedens Küsten eine Verschiebung des festen Felsgrundes wirklich stattfindet, wenn auch die wahrnehmbare Hebung des Landes zum Teil nicht darauf, sondern auf einer Verminderung der Wassermenge in der Ostsee beruht. Daß eine solche Wasserverminderung wirklich stattfindet, ist wahrscheinlich, aber wenn der Forscher hiervon spricht, so darf er nicht vergessen, daß gerade dieses Faktum bis auf weiteres nur eine Annahme bildet, welche bei weitem noch nicht bewiesen ist.

Verschiedene Gründe scheinen zwar gegen die Zuverlässigkeit der auf die Wasserzeichen basierten Beobachtungen zu sprechen. Schon Pen Adrian Gadd bemerkt solchergestalt, daß man hier und da in der Nähe eines Wasserzeichens, welches eine Hebung des Landes von 3 bis 4 Fuß im Jahrhundert angiebt, 300 Jahre alte Bäume gefunden habe, welche dicht an der Wasserfläche, also an Stellen wachsen, die damals, als der Baum eine kleine Pflanze war, mehrere Fuß unter der Wasserfläche gelegen haben müßten; und dieses Argument wird ohne Widerspruch gegen dasselbe von Lyell, Erdmann, Sueß u. a. wiederholt. Aber man denkt, wenn dieses als Beweis gegen eine Hebung des Landes angeführt wird, daß der Baum im Laufe der Jahrhunderte durch eigene Schwere und Fortspülung der die Wurzeln umhüllenden Erde durch Regen leicht gesunken sein kann — nicht an solche Erscheinungen, welche den Anpflanzern von Bäumen auf kleineren Hügeln in Parks nicht unbekannt sein dürften. Es ist ja selbstverständlich, daß von den Tausenden und Tausenden von Bäumen an unseren Meeresrändern das eine oder andere an gerade einer solchen Stelle Wurzeln schlagen und gedeihen konnte. Und einem solchen Sinken können auch Hünengräber, Altertümer und Gebäude an der Küste ausgesetzt gewesen sein. Nur dem in den grundfesten Urfelsen eingehauenen Wasserzeichen kann in dieser Frage ein vollgültiges Zeugnis zuerkannt werden.

Ein anderer Einwurf gegen die Beobachtungen an Skandinaviens Küsten ist der, daß diese Niveauveränderungen, wenn sie wirklich stattfinden, sie mögen denn auf einer Hebung des Landes oder auf einer Verminderung der Wassermenge beruhen, unmöglich auf unser Land beschränkt sein können, sondern auch an anderen Stellen der Erdkugel beobachtet sein müßten. Aber ein sicheres Gegenstück zu der Landerhebung in Schweden kennt man nirgends, sogar nicht einmal an der Nordseeküste Norwegens oder an den Teilen des Atlantischen Ozeans, wo die Grundmauern von Monumenten noch aus Cäsars Zeit erhalten sind. Das Gewicht dieser Einwürfe verliert jedoch sehr an Bedeutung, wenn man in Betracht zieht, daß solche Beobachtungen, wie sie in Skandinavien gemacht worden sind, sich schwerlich an einer offenen Meeresküste machen lassen, wo zufolge von Ebbe und Flut Variationen im Niveau des Meeres täglich vorkommen, und zwar wechselnd mit der Richtung und Stärke der Winde und der Größe der Flutwelle, und die säkulare Hebung des Landes, um welche es hier

sich handelt, so bedeutend an Größe übertreffend, daß dieselbe leicht übersehen wird. Was die alten Häuser betrifft, so können nur solche, welche aus sorgfältig zusammengefügten Granitblöcken bestehen und auf einem Felsengrund ruhen, in dieser Frage ein Zeugnis abgeben. Möglich ist es außerdem, daß eine Verschiebung von Land nur in Gegenden vorkommt, wo der Grund, wie bei uns, aus krystallinischen Gebirgsarten besteht. Da das Mittelmeer ein Binnenmeer ist mit noch engeren Ausflüssen, als diejenigen der Ostsee sind, so eignet es sich für die Entscheidung derartiger Fragen durchaus garnicht. An Europas Westküste ist Ebbe und Flut wieder so stark, daß derartige Beobachtungen dort sehr schwer anzustellen sein würden. Hollands und Deutschlands sandige Nordküsten sind dazu ebenfalls nicht passend — und Amerikas Ostküste hat kaum eine so lange Geschichte, als für derartige Beobachtungen erforderlich sein dürfte. Dasselbe gilt in einem noch höheren Grade auch von Amerikas Westküste, und an Asiens Ostküste, wo sich eine Anzahl für hierhergehörige Untersuchungen günstiger Stellen finden dürften, haben hinreichend umfassende Forschungen in der fraglichen Richtung noch nicht angestellt werden können. Hierzu kommt, daß der vulkanumgürtete Stille Ozean sich für Beobachtungen über Veränderungen im Niveau des Meeres von derselben Art und denselben Ursachen wie in Skandinavien sich wenig eignet. Daß eine Hebung des Landes an den Küsten des Ozeans nicht hat beobachtet werden können, ist also leicht erklärlich.

Aber auch selbst unter der Annahme, daß eine langsame säkulare Verrückung im Niveau des Strandwalles an verschiedenen Stellen stattfindet, muß man erkennen: Daß der Geolog gegenwärtig keinen sicheren Beweis dafür vorbringen kann, daß eine allgemeine Veränderung im Niveau des Ozeans in historischer Zeit stattgefunden hat. Eine allgemeine Vermehrung oder Verminderung der Wassermasse des Ozeans in historischer Zeit ist nicht nachgewiesen worden. Anders gestaltet sich das Verhältnis, wenn es sich um Veränderungen während solcher Zeiträume handelt, die nicht mit einem Zeitmaße aus der Geschichte des Menschen, sondern nur mit einem aus der Geschichte des Erdballs gemessen werden können, d. h. mit einem Zeitmaß, welches sich zu unsern Jahren und Jahrhunderten sicherlich ebenso verhält wie der Abstand der Erde von den Sternen des Himmels zu unseren irdischen Längenmaßen. In allen Gegenden der Erde, sowohl am Äquator wie auch weit gegen die Pole hin, findet man nämlich Felsenschichten, welche nachweislich in früheren geologischen Zeiträumen tief unter dem Niveau des Meeres gebildet worden sind und jetzt hoch über demselben liegen. Hierüber herrscht kein Zweifel, und eine der Ursachen, weshalb der Geolog mit so großem Interesse sich mit der schwedischen Wasserverminderungsfrage beschäftigt hat, ist gerade der Wunsch, durch die kleineren Veränderungen, welche vor unseren Augen stattfinden, einen Einblick in die Ursachen der großen zu erhalten. Mit Bedauern muß man jedoch bekennen, daß dieses nicht geglückt ist. Beim Suchen nach dem Ursprung der Tausende von Fuß mächtigen Schichten von Kalk- und Thonlagern, welche, Versteinerungen unverkennbarer Meerestiere enthaltend, bis hoch an den Seiten der Alpen hinauf

und auf der Krone des Tafelberges angetroffen werden, muß der Geolog daher einen anderen Weg einschlagen. Da er hier nicht aus den Ereignissen des Tages schließen kann, wie es früher zugegangen ist, so muß er mit der Schärfe, deren die heutige Induktion sich mächtig zeigt, alle die Ursachen ermitteln, welche möglicherweise zu der nachgewiesenen Veränderung beigetragen haben können, sie sorgfältig gegen einander abwägen und dann unter ihnen mit vorurteilsfreiem Seherblick diejenigen auswählen, welche die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben. Lang und mühevoll ist der Weg gewesen, den die Forschung zurückgelegt hat, und noch findet sich keine Andeutung, daß das Ziel bald erreicht sein wird. Schon ein Bericht über die Ansichten, welche hier sich seit Werners und Huttons Zeit geltend gemacht haben, würde einen großen Teil der Geschichte der Geologie im vergangenen Jahrhundert umfassen und mich weit über die Grenzen dieser Abhandlung hinausführen. Aber ungeachtet ich mich hierauf nicht einlassen kann, so muß ich doch, da die Frage von der Wasserverminderung in der schwedischen Akademie der Wissenschaften nun wieder zur Sprache gekommen ist, mit einigen Worten einen neuen, vielleicht in den Augen vieler ziemlich kühnen Gesichtspunkt andeuten, von dem aus diese Frage gesehen werden kann.

Die marinen, vom Meere abgesetzten Schichten, die überall auf der Erde hoch über dem heutigen Niveau des Meeres angetroffen werden, sind in stratigraphischer Hinsicht von zweierlei, sehr verschiedener Art — nämlich marine Schichten, welche aus der ursprünglichen horizontalen Lage stark verrückt, unter einander geworfen und gefaltet, sowie meistenteils an den Seiten größerer Gebirgszüge hinaufgeschoben sind, und marine Schichten, die in vollkommen horizontalen Lagen beinahe immer den Felsgrund der Hochebenen und das Material bilden, aus dem die Tafelberge sich geformt zeigen.

Daß die ersteren als Schlamm unter der Meeresfläche abgesetzt und, nachdem der Schlamm sich zu mehr oder weniger festen Gebirgsschichten erhärtet hat, durch mechanische Kräfte aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht, hoch über das Niveau, in welchem sie gebildet, erhoben und zusammengepreßt, gefaltet und übereinander geschoben worden sind, darüber herrscht unter den Geologen volle Einigkeit. Früher glaubte man allgemein, daß es die plutonischen Kräfte im Innern der Erde gewesen seien, welche dieses alles hervorgebracht haben, nunmehr aber dürften wohl die meisten Geologen geneigt sein, den Anlaß zu diesen Veränderungen in einem auf verschiedenen Ursachen beruhenden Seitendruck zu sehen, welchen ich schon vor zwanzig Jahren als die Ursache der genannten Veränderungen hervorgehoben habe, obschon dies damals wenig beachtet worden ist.

Diese Erklärungsweise ist aber nicht mehr anwendbar für marine Schichten, welche, von lokalen Setzungen abgesehen, nicht im geringsten aus ihrer ursprünglichen horizontalen Lage verschoben sind, aber gleichwohl mehrere tausend Fuß hohe Plateaus von einem Tausende von Quadratkilometer großen Flächeninhalt bilden. Derartige Bildungen finden sich, wie bekannt, in allen Teilen der Erde und aus allen geologischen Zeitaltern. An Norwegens Küsten, wo eine in einem Menschenalter wahrnehmbare Hebung des Standes, wie sie an der schwedischen

Küste angetroffen wird, kaum nachweisbar ist, trifft man anstatt ihrer mehrerorts, besonders aber im nördlichen Teile des Landes, Terrassen oder Absätze, welche sich in unveränderter horizontaler Lage und von dem Bau der Küste unberührt mehrere Meilen weit am Strande hinziehen. Nachdem die Aufmerksamkeit in Schweden zuerst von Urban Hjärne, in Norwegen von Keilhan und Bravais auf sie gelenkt war, sind diese Absätze der Gegenstand umfassender Untersuchungen und einer Litteratur gewesen, die in ihrem Umfange hinter derjenigen über die Hebung des skandinavischen Walles nicht zurücksteht. Kein Geolog dürfte nunmehr bestreiten, daß man es hier mit alten Strandlinien zu thun hat, welche Zeugnis davon ablegen, daß das Meer sogar während des allerletzten geologischen Zeitabschnittes, doch aber noch lange, lange bevor die älteste Zeit der Geschichte ihren Anfang nahm, über seinem heutigen Niveau gestanden hat, und die Horizontalität, welche, von ganz zufälligen lokalen Verwerfungen abgesehen, fortwährend diese Strandlinien auszeichnet, scheint einen Widerspruch dagegen einzulegen, daß ihre gegenwärtige Lage auf lokalen Verschiebungen beruht. Derartige Bildungen werden übrigens auch an mehreren anderen Stellen auf der Erdkugel angetroffen, so z. B. am Kap und am südlichsten Teil von Amerikas Festland, und sie zeigen, daß auch dort seit dem Anfang oder der Mitte der geologischen Jetztzeit im Niveau des Meeres bedeutende Veränderungen stattgefunden haben.

Von den Schichten der Tertiärzeit haben wir zufolge der Erosion während der Glacialzeit in Skandinavien nur Spuren übrig, aber wenden wir uns weiter nördlich, so treffen wir auf Spitzbergen mehrere tausend Fuß mächtige tertiäre Schichten, welche zwar in der Nähe der Westküste stark verschoben und gefaltet sind, etwas tiefer in das Land hinein aber beinahe horizontale Sand- und Thonlager bilden, in denen man hier und da kleinere Kohlenflötze oder Schiefer mit prachtvollen Pflanzenversteinerungen findet, welche Zeugniß ablegen nicht nur von einer herrlichen Vegetation, von der diese eisbedeckten Gegenden früher geschmückt gewesen sind, sondern auch davon, daß damals, als diese Lager sich zu bilden begannen, das Meer bei Spitzbergen kaum höher gestanden hat als in unserer Zeit. Als deshalb Professor Nathorst auf einer seiner Spitzbergenexpeditionen auf dem höchsten Plateau eines dieser tertiären Berge ein mächtiges horizontales Lager mit marinen Versteinerungen antraf, so erhielt man einen Beweis dafür, daß während der uns, geologisch gesprochen, so nahe stehenden Tertiärzeit das Niveau des Meeres bei Spitzbergen um mehrere tausend Fuß variiert hat. Auch hier schließt die vollkommene Horizontalität, welche überall ein Stück von der westlichen Küste entfernt die sedimentären Lager auf Spitzbergen, von der Adventbai am Isfjord über den Storfjord bis nach Franz-Josephs-Land hinüber, auszeichnet. die Möglichkeit aus, daß die erwähnten tertiären marinen Lager durch vulkanische Kräfte zu ihrem jetzigen Niveau empor gehoben seien. Und geht man von den Tertiärschichten des hohen Nordens zu den ebenfalls tertiären Lagern, auf denen Paris ruht, über oder zu den Tertiärlagern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika oder zu den Hochebenen Patagoniens, so findet man wieder Beweise, daß das Niveau des Meeres in der Tertiärzeit mehr-

mals gewechselt hat. Untersucht man die Lager, in denen man petrifizierte Tiere und Pflanzen aus der Trias-, Jura- und Kreideperiode angetroffen hat, so findet man wieder dieselbe Erscheinung. Wieder muß der Geolog konstatieren, daß das Niveau des Meeres während dieser Zeit aus der einen oder anderen Ursache sich um Tausende von Fuß verändert hat, doch so, daß an den meisten Stellen diese Veränderung mit der früher so oft angeführten Reaktion der vermeintlichen inneren glühenden Masse der Erde gegen die Oberfläche der Erdkugel nicht in Verbindung gebracht werden kann, und dasselbe gilt auch von Lagern aus der paläozoischen Zeit, der Zeit, wo die von Swedenborg zuerst als Beweis für die Verminderung der Wassermenge angeführten Berge Westergotlands gebildet wurden.

Unabhängig von allen Beobachtungen über die Hebung des Landes an Schwedens Küsten und unabhängig von allen Theorien steht also das Faktum fest, daß das Niveau des Meeres seit der Zeit, wo die Erdkugel der Wohnplatz von Tieren und Pflanzen wurde, vielfältige Male gewechselt hat.

Offen müssen jedoch die Forscher zugestehen, daß eine annehmbare Erklärung der Niveauveränderungen, von denen hier die Rede gewesen, noch nicht gefunden ist, obwohl Versuche zu der Lösung der Frage nicht gefehlt haben.

Man hat hierfür wieder die Idee Swedenborgs von einer auf der Rotation der Erde beruhenden Veränderung in der Form der Hydrosphäre aufgenommen, man hat die lokalen Veränderungen, welche große Gebirgsmassen auf die Höhe des Wassers in nahegelegenen Teilen des Ozeans ausüben, berechnet und gefunden, daß dieselben unter günstigen Verhältnissen sehr bedeutend sein können, d. h. daß die Fläche des Ozeans an Küsten, die von großen Gebirgsketten begrenzt sind, mehrere hundert Meter höher steht als auf derselben Parallele draußen im offenen Meere; man hat versucht, seine Zuflucht zu der gewagten und für denjenigen, welcher die Verhältnisse in den arktischen Gegenden kennt, offenbar arbiträren Annahme zu nehmen, daß große Eismassen sich periodisch an dem einen oder andern Pol angehäuft und durch ihre Attraktion dann die beobachteten Wechselungen verursacht haben; man hat von der Hebung des Niveaus des Ozeans durch in denselben hinabgespülten oder gewehten Schlamm oder Schutt und von seiner Senkung durch die Absorption des Wassers von den unterliegenden Erdschichten gesprochen, aber für den vorurteilsfreien, mit Quantitäten rechnenden und sich nicht auf lose Annahmen, sondern auf wirkliche Beobachtungen stützenden Forscher kann keine dieser Ursachen die großen und, so weit man aus den bis jetzt gemachten Beobachtungen schließen kann, wenigstens in vielen Fällen gleichzeitig über den ganzen Erdball eingetretenen Veränderungen in zufriedenstellender Weise erklären. Die einfachste und, wie man glauben sollte, am nächsten liegende Erklärung dafür, daß wirkliche Wechselungen in der Wassermenge des Ozeans stattgefunden haben, ist meines Wissens bis jetzt noch nicht unter Prüfung gekommen. Ich nehme keinen Anstand, die Ursache hierzu in dem festen Glauben an die Unveränderlichkeit der Himmelskörper in quantitativer Hinsicht zu suchen, welcher mit der aristotelischen Philosophie das durchdrungen hat, was man Forscherbewußtsein nennen könnte. Anläßlich der drei Tage dauernden,

wahrscheinlich durch kosmische Staubwolken bewirkten Verdunkelung der Sonne im April 1547 trat zwar schon Keppler gegen dieses Prinzip auf, indem er ausdrücklich erklärte Coeli materiam esse alterabilem, aber der Glaube an die alte Auffassung wurde so wenig erschüttert, daß der wissenschaftliche Bannstrahl von mehr als einer Seite gegen Chladni geschleudert wurde, als dieser zu zeigen suchte, daß kosmische Stoffe wirklich auf die Erde niederfallen. Chladnis Lehre ist nun allgemein angenommen, aber noch heute dürften wenige Geologen diesen zu uns herabgefallenen kosmischen Stoffen die Rolle bei der Bildung neuer Erdschichten zuerkennen wollen, welche ihnen mit Recht zukommt. Es sind jedoch nur einige quantitative Studien des Phänomens und eine vorurteilsfreie Auffassung der Länge der geologischen Zeiträume erforderlich, um zur Einsicht zu kommen, wie unberechtigt ein derartiges Vorbeisehen ist. Mir erscheint es so vollständig bewiesen, daß bedeutende Mengen sowohl fester wie gasförmiger und bei einer Temperatur über 0° flüssiger Stoffe täglich unserer Erde zugeführt werden, und daß zufolge des Herabfallens dieser Stoffe und zufolge der Schlammassen, welche Winde und rinnende Wasser den Meeren zuführen, diese in geologischen Zeiten ausgefüllt und deren Fläche in einer Weise erhöht werden müssen, die gegen unzählige faktische Beobachtungen streiten würde, falls es nicht andre Ursachen gäbe, die in entgegengesetzter Richtung wirken.

Eine solche Ursache dürfte der Umstand sein, daß unsere Atmosphäre, gleichwie ihr stündlich durch kosmische Meteore neues Material zugeführt wird, auf ihrer Bahn im Sonnensystem beständig etwas von ihrer Masse verliert, und die ungefähre Aufrechterhaltung des Status quo während Jahrtausenden beruht vielleicht zum Teil darauf, daß, nach menschlichem Zeitmaß gerechnet, der Gewinn und auch der Verlust im Verhältnis zu den Massen von gasförmigen und flüssigen Stoffen, welche die Lithosphäre unserer Erde umgeben, so unendlich klein sind. Aber während der langen Dauer der geologischen Zeiträume kann auch das Kleine merkbar werden; lange Zeiträume können kommen, während welcher der Zuschuß das Übergewicht hat, und eine Vermehrung der Wassermasse des Ozeans ist dann die Folge, während zu andern Zeiten wieder der Verlust größer ist, wodurch eine allmähliche Verminderung im Niveau des Ozeans eintritt.

Daß die Masse der Atmosphäre bisweilen durch einen Verlust an das Weltall wirklich vermindert wird, ist durch direkte Beobachtungen natürlicherweise nicht zu beweisen — aber da wir gegenwärtig ziemlich genau die Kräfte kennen, welche auf ein Gas- oder Staubmolecul in den äußersten Schichten der Atmosphäre wirken, so gewinnt es den Anschein, als ob man wenigstens von rein theoretischem Standpunkt aus eine Antwort auf die hier aufgeworfene Frage finden könnte. Will man aber fehlerhafte und übereilte Schlüsse vermeiden, so muß man auch hier so viele schwer zu bestimmende Faktoren in die Berechnung aufnehmen, daß die Antwort kaum in der ersten Hand vollständig entscheidend ausfallen dürfte.

Obschon die Frage von der Hebung des schwedischen und finnischen Walles nunmehr als wenigstens in ihren allgemeinen Punkten als vollständig erledigt an-

gesehen werden kann, so bildet die alte Wasserverminderungsfrage, und das gerade in der allgemeinen Form, in der sie zuerst von Swedenborg und Linné dargestellt wurde, doch noch immer ein ungelöstes Problem von einer für das Lehrgebäude der ganzen Geologie unermeßlichen Bedeutung.

Das Bild.

Novelle
von
Charles Reade
in autorisierter Übersetzung.

I. Kapitel.

Ich bin jetzt siebzig Jahre alt und lerne täglich etwas — hauptsächlich, daß ich nichts weiß. Aber vor zweiundfünfzig Jahren wußte ich alles oder beinahe alles — meine Erziehung war vollendet. Ich hatte einige Kenntnisse des Griechischen und Lateinischen, kannte meine Muttersprache ein wenig, verstand etwas von Mathematik und etwas von der Kriegskunst: ich konnte tausend Mann ins Feld schicken und sie sogar wieder zurückmarschieren lassen — auf dem Papier. So verließ ich denn Paris und ging nachhause, um auf meinen Lorbeeren zu ruhen.

Die Monate eilten dahin. Ich ruhte noch immer auf meinen Lorbeeren — ruhte mit solchem Eifer auf denselben, daß meine Mutter, eine sehr bedeutende Frau, über meine eifrige Unthätigkeit erschrak und mich aus meiner Ruhe aufscheuchte.

Sie besaß einen Onkel, der sie liebte und von klein auf erzogen hatte. An den schrieb sie nun, weder ihren mütterlichen Stolz noch ihre mütterliche Angst verbergend. Er antwortete: „Schicke mir den Jungen hierher, und wenn er Dir nur einigermaßen ähnlich ist, so soll er mein Sohn und Nachfolger werden.“ Er war Notar, und sein Geschäft blühte.

So stieg ich denn eines schönen Tages in einer Stadt der Provence aus dem Stellwagen — fern von meiner Heimat. Ein Knabe und ein Esel warteten auf mich. Auf diese beiden Saumtiere packte ich meine Effekten, und der vierfüßige Führer geleitete uns auf einem Reitwege durch Haine und an murmelndem Gewässer entlang zu einem Höhenzuge, an dessen Fuß meines Onkels Villa, Garten und Weinpflanzungen sich anschmiegten. Es war ein prächtiger Kontrast. Die Berge, felsig zerklüftet, waren kühn, großartig und ernst; das kleine Haus von blühenden Schlingpflanzen umrankt, der samtartige, smaragdgrüne Rasen und die violetten Pflaumen, die zwischen den olivengrünen Blättern hervorlugten, gaben ein Bild stiller Lieblichkeit. „Ach!“ dachte ich, „welch' ein Landsitz für einen verknöcherten Notar!“

Der verknöcherte Notar kam mir mit offenen Armen entgegen, umarmte mich, trat einen Schritt zurück, sah mich an und sagte mit gerührter Stimme: „Du bist Deiner geliebten Mutter sehr ähnlich," und umarmte mich nochmals. Ich wurde in einem hübschen Schlafzimmer installiert, mit einem Erker, den von außen eine blühende Magnolia bedeckte. Tauben girrten dort schon am frühen Morgen, die Blätter glitzerten im Morgentau, und die Blumen hauchten ihre süßen Düfte aus.

Am nächsten Tage führte mein Onkel mich in die Stadt in seine Schreibstube und stellte mich seinem Geschäftsführer als seinen Associé und Nachfolger vor. Er ließ mich unter der Aufsicht dieses würdigen Mannes, während er selbst seinem eigentlichen Berufe, altertümliche Sachen zu sammeln, nachging. Leider gelang es ihm, einen bedeutenden Kauf zu machen: einen häßlichen, alten Krug. Er eilte ihn nachhause und in Sicherheit zu bringen, so daß mir an diesem Tage nicht viel Zeit blieb, etwas von meinem neuen Geschäfte zu erlernen.

Der Pfarrer speiste mit uns, und mein Onkel stellte uns beide ihm vor, Krug und Neffen — aber besonders den Krug. Der Pfarrer jedoch war unparteiisch und bezeugte ein mildes Interesse, ich weiß nicht ob ein wirkliches oder angebliches, für uns Beide. Er war ein gebildeter, frommer Mann und hatte merkwürdige und schreckliche Dinge in Frankreich gesehen, hatte große Menschen und große Veränderungen kennen gelernt, obwohl er jetzt in diesem friedlichen Dorfe lebte — „post tot naufragia tutus." Sein Wesen war mild und liebenswürdig; er beurteilte nichts mit Strenge als kaltblütiges Laster und Grausamkeit. Wenn man ihn zu nehmen wußte, war er ein höchst interessanter Gesellschafter; damit will ich sagen, daß er weder die Lebhaftigkeit noch die Eitelkeit besaß, die ein viel redender Mensch haben muß; aber daß, wenn man seiner eigenen Beredsamkeit Einhalt that und Fragen an ihn stellte, er ein wahrer Born des Wissens sein konnte.

Mein Onkel hatte zwei Dienerinnen: Katharine, eine große, hagere Frau, sonnverbrannt, hohläugig und runzlig — und Susanne, ein hübsches, rosiges Mägdlein mit hellen Augen. Sie wurde von meinem Onkel gar nicht beachtet; Katharine war sein Liebling, ein Muster von Fleiß, Treue und Geschicklichkeit. Nebenbei hatte sie auch noch eine gewisse Ähnlichkeit mit antiken Krügen, während die kleine Susanne mehr an modernes Porzellan, an provençalische Rosen und dergleichen wertlose Dinge erinnerte. Susanne war immer im Hintergrunde, Katharine spielte die erste Rolle. Sie kochte das Essen, aber trotzdem mußte sie eine weiße Schürze vorbinden und eine altertümliche Haube aufsetzen und bei Tisch bedienen, selbst wenn der Pfarrer oder hier und da ein Advokat aus Paris bei uns speiste, und Susanne uns Ehre gemacht hätte. Es dauerte nicht lange, so wurde mir die letzterwähnte Einrichtung besonders lästig, denn ich verliebte mich, und das hagere Geschöpf verhinderte mich, die Wonne meiner Augen zu betrachten. Es war meine erste Neigung. Ich hatte schon manche hübsche Mädchen gesehen und mit ihnen getanzt; aber sie kamen mir alle unbedeutend vor und mich hielten sie für einen Pedanten. Ich war Dichter, und mein Ideal war erhaben. In-

folge dessen verliebte ich mich — in ein Bild — oder vielmehr in die Göttin, die es vorstellte.

Meines Onkels Speisezimmer, eine Eckstube, war zugleich Empfangszimmer. Es war sehr lang und breit; der runde Tisch, an dem wir unsere Mahlzeiten einnahmen, konnte an jeder beliebigen Stelle des Zimmers stehen. Acht Menschen konnten an demselben sitzen, und doch hatte er Platz in dem großen Erker. Er war auf Rollen leicht zu schieben, ebenso wie alle Stühle, Ottomanen, Lehnsessel und Sofas. Fünf Fuß hohe chinesische Vasen, immer mit Blumen gefüllt, bewachten die vier Ecken des Zimmers; umfangreiche Landschaften waren auf die Wände gemalt und in Eichenholz eingerahmt; manche schöne alte Schüssel glänzte auf dem Büffet. Eine weite Thüröffnung, aber ohne Thür, nur mit einem Vorhang aus blauem Utrechter Samt verkleidet, führte in eine Bibliothek, wo prächtig gebundene Bücher, viele noch die Arbeit der guten alten Buchbinder, das Auge des Kenners entzückten. Über dem Kamine des Speisezimmers hing ein Bild in einem kunstvoll und doch einfach geschnitzten, ovalen Rahmen; es war an einigen Stellen beschädigt, und an dem rechtsseitigen Rande befand sich ein schwärzliches Loch, in dem irgend ein fremder Körper steckte.

Das Bild war ein Porträt in Lebensgröße und stellte eine junge Dame im Glanze der Jugend und Schönheit dar. Der Schnitt des Gesichtes war oval, die Stirne klar, die Lippen und die aus denselben hervorleuchtenden Zähne waren prächtig; die feuchtschimmernden Augen hatten ein schmachtendes Feuer, das entzückte und fesselte. Der Anzug war jedenfalls für die malerische Wirkung eigens ausgewählt worden, denn die Taille war lang und hatte eine natürliche Form, die herrlichen unbedeckten Arme waren nur mit blausamtenen Schleifen geschmückt, die das Atlasweiß der Haut noch mehr hervorhoben.

Süße Gefühle und unbestimmte Wünsche wogten in meiner Brust, wenn ich dieses entzückende Bild betrachtete, und ich seufzte und schmachtete nach dem Original.

Die hagere Katharine stellte sich während des Mittagessens immer zwischen mich und meine Göttin; ich haßte ihren Anblick und sagte mir, sie stelle ihre abschreckende Häßlichkeit absichtlich vor diese göttliche Schönheit. Aber jetzt, nachdem ich Zeit gehabt habe, mir die Sache fünfzig Jahre lang zu überlegen, jetzt meine ich, sie habe eben hinter dem Stuhle ihres Herrn gestanden, und es sei ihr ganz einerlei gewesen, ob ein liebessiecher Träumer bei Tisch saß oder nicht, und sie habe nur auf ihre Pflichten und nicht auf meine Träume geachtet.

Nachdem ich die Reize dieses entzückenden Geschöpfes völlig in mich aufgenommen und dadurch die Überzeugung gewonnen hatte, daß ihr Charakter ebenso bedeutend, liebenswürdig und schalkhaft sei wie ihre Züge, fand ich es schwer, weiter zu leben, ohne je ihre liebliche Stimme zu hören, oder ihre Hand, oder wenigstens ein Stück ihres Kleides zu küssen. So fragte ich denn endlich meinen Onkel schüchtern nach ihrem Namen und ihrer Adresse.

Die Antwort war entmutigend: „Wie soll ich das wissen? Ich kaufte das Bild wegen des Rahmens, das kannst du dir doch denken. Er ist, was die Narren Rokoko nennen, und das ist gleichbedeutend mit wundervoll."

„Das ist er auch, wie ich eben jetzt bemerke," sagte ich; „aber Onkel, was ist der Rahmen im Vergleich mit dem göttlichen Bildnis!"

„Göttliche Narrenspossen!" rief er. „Schau den kleinen Finger an, der ist ja ganz verzeichnet!"

Das war nun ein Notar, gegen den man nicht einwenden konnte: de minimis non curat lex. Ich konnte mich kaum enthalten, ihm ins Gesicht zu lachen.

„Ihr kleiner Finger!" rief ich aus. „Betrachte doch ihre Lippen, ihre Zähne, ihre Augen, wie himmlisch ist alles!"

„Diese Betrachtungen überlasse ich dir, junger Mann," sagte mein Onkel ruhig; „aber was ich wissen möchte, ist, was der schwarze Fleck auf dem Rahmen bedeutet?"

„Und das sollst du auch wissen, Onkel," sagte ich mit der gutmütigen Bereitwilligkeit der Jugend. Ich sprang sofort auf einen Stuhl und von da mit der Leichtigkeit eines Vogels auf den Kamin, während mein Onkel voll Aufregung und Unruhe war, wegen des Schnitzwerkes, nicht wegen meiner. Ich untersuchte das Loch in dem Rahmen und fand, daß ein fremder Gegenstand darin steckte. Ich nahm mein Taschenmesser heraus, fiel beinahe auf den Kopf meines Onkels, stieß einen Schrei aus, erhielt mich aber doch im Gleichgewicht, untersuchte nochmals den Gegenstand und meldete: „Onkel, es ist eine Bleikugel, eine große Kugel. Oh, über die Schlechtigkeit dieser Welt! Du berückende Schönheit, deine Reize haben dir beinahe das Leben gekostet! Irgend ein verzweifelnder Anbeter, den sie wohl achten, aber nicht lieben konnte, oder noch wahrscheinlicher eine Nebenbuhlerin, die durch ihre Reize gänzlich verdunkelt wurde, hat diesen Frevel begangen. Oh! Oh! da hängen auch noch einige goldige Haare an der Kugel. Es ist entsetzlich, entsetzlich!"

„Die verfluchten Narren!" rief mein Onkel. „Warum konnten sie denn nicht lieber auf das Geschmiere schießen und den Rahmen verschonen?" Ruhiger werdend fügte er hinzu, zweifellos habe irgend ein Pöbelhaufe das Haus während der Unruhen angegriffen, und einer dieser Wilden werde einfach aus Roheit gegen das Bild gefeuert haben.

„Nein, nein," eiferte ich, „das erklärt nicht diese goldigen Haare. Ach, Onkel, wer ist sie? Ich will, wenn es nötig ist, durch ganz Frankreich reisen. Sage mir, wo ich sie finden kann?"

„Wie kann ich wissen, auf welchem Friedhofe sie liegt? Es sind ja fünfzig Jahre her, seit in diesem jetzt so geschmacklosen Lande solche Rahmen geschnitzt wurden."

„Grausamer Onkel, sage mir das nicht," rief ich in einem wahren Jammertone. „Nein, man nahm diesen eigentümlichen, alten Rahmen, damit er als Folie für ihre Jugend und Schönheit diene. Ich will das Bild kopieren. Ich will eine Radierung danach machen, ich bin nicht ganz ungeschickt in dieser Kunst. Ich will die Abdrücke durch ganz Frankreich senden und um Auskunft bitten. Ich werde sie finden. Sie ist unverheiratet. Sie hat noch keinen ihr ebenbürtigen in meinem Geschlechte gefunden. Ist es auch nur wahrscheinlich, daß sie ihn

hätte finden können? Ich will sie mit Anbetung umgeben; ich will ihr sagen, wie ich mich nach ihr gesehnt, wie ich sie gesucht und endlich gefunden habe, weil ich sie am meisten liebte; ich will mich ihr zu Füßen werfen und den Saum ihres süßen Gewandes küssen! Ich will — fort!"

Fort war er, mitten in meiner Rede, die Hände in den Taschen, war er fortgegangen, um sich meiner jugendlichen Beredsamkeit zu entziehen. Ich hörte ihn pfeifen.

Die Unbekannte liebte ich aber nur um so mehr und lebte nur noch in dem Gedanken an unsere erste beglückende Begegnung.

Im Laufe der Zeiten wurde noch ein anderer, ebenso nutzloser Versuch gemacht, meine unsterbliche Liebe abzukühlen, und zwar kam er von der alten Hexe Katharine. Nach dem Frühstück stellte ich gewöhnlich meine Staffelei auf und arbeitete meistens den ganzen Tag daran, die geliebten Züge wieder zu geben. Eines Tages konnte ich mich gar nicht entschließen aufzuhören. Katharine kam in die Stube und klapperte mit den Sachen, während sie den Tisch für das Mittagsmahl deckte. Das war schlimm, schlimmer aber noch schien es mir, als ihre Stimme meine verliebten Betrachtungen in unsympathischer Weise mit der ruhigen Bemerkung unterbrach:

„Ist das nicht Zeitverlust?"

Ich blickte auf, verblüfft durch diese Einmischung.

„Ich meine," sagte sie, „wir brauchten nicht noch ein Bild von ihr."

„Ihr braucht keines, das kann ich mir denken; weibliche Schönheit ist nicht Euer Geschmack. Aber die Welt braucht viele Bilder dieses einzigen Wesens, und die Welt soll sie haben, ob Ihr es wollt oder nicht." Katharina zuckte die Achseln und meinte, die Welt könnte auch ohne diese Bilder sehr gut bestehen. „Und ich für meinen Teil," sagte sie, „kann mir nicht denken, was Sie an diesem Gesicht so sehr bewundern?"

„Betrachtet es ohne Neid, Haß oder bösen Willen, wenn Euch das möglich ist, und Ihr werdet es sehen."

Auf diese Weise gefangen genommen, kreuzte das mürrische Wesen die Arme und betrachtete das Bild mit einer Würde und einer Aufmerksamkeit, die mich überraschte. „Ich finde es schön," sagte sie ruhig.

„Welche Entdeckung!"

„Es besitzt die Schönheit, welche Jugend, Gesundheit und ziemlich regelmäßige Züge verleihen."

„Welches Zugeständnis!"

„Aber ich suche vergebens nach der Schönheit der Seele. Jugend sollte bescheiden und demütig sein; hier aber sehe ich nur Eitelkeit und Selbstüberhebung."

„Und ich sehe nur einen edlen Stolz, mit innerlicher Sanftmut und Schalkhaftigkeit gepaart. Es wäre viel besser, anstatt sie zu verleumden, was Euch ebensowenig gelingen wird, als wolltet Ihr den Morgenstern anschwärzen, wenn Ihr mir helfen würdet heraus zu finden, wo sie lebt. Sie lebt, das sagt mir

mein Herz! Der Tod, mitleidiger als der Neid, hat diese unvergleichlichen Züge verschont."

Katharine starrte mich an. „Wer sie ist? — Ja was kann Ihnen denn daran liegen? Sie ist alt genug, um Ihre Großmutter zu sein; sehen Sie doch nur den Rahmen an."

„Verflucht sei der Rahmen! Ihr seid gerade so schlimm wie mein Onkel, der auch das Bild wegen des Rahmens gekauft hat. Sie ist nicht alt, sie wird nie alt werden, solche Schönheit ist unsterblich. Jetzt sagt mir, meine gute Katharine, denn Ihr habt gewiß Euer ganzes Leben in dieser Gegend zugebracht." — Fort!

Die Dienerin hatte sich gleich ihrem Herrn meinem Enthusiasmus entzogen und mich mit meinen Theorien allein gelassen. Aber ich malte weiter und liebte die Göttliche trotz allem. Ich blieb fest bei meinem Entschluß, sie zu entdecken, indem ich ihre Züge von Havre bis Marseille in die Öffentlichkeit bringen wollte.

Eines Tages erhielt mein Onkel einen sehr willkommenen Brief. Er enthielt die Anzeige des Besuches eines seiner alten Freunde aus der Studentenzeit, des Grafen von Pontarlais. Der Graf war eine sehr hervorragende Persönlichkeit: Staatsmann, Gesandter und Pair von Frankreich. Dies erregte in hohem Grade meine Neugierde; denn noch nie hatte ich mit einem Gesandten an einem Tische gesessen. Ich fürchtete nur, daß unsere ganze Lebensweise ihm sehr armselig vorkommen, und, was mir das ärgste war, daß die alte Katharine wieder bei Tisch bedienen und sich gewiß vor unseren größten Schmuck, das Bild meiner Göttin, stellen würde.

Ich war ganz aufgeregt, als die Stunde seiner Ankunft herankam, und erwartete einen prächtigen Wagen mit Vorreitern, dem eine von Ordensbändern und Sternen starrende Gestalt entsteigen würde.

Mit militärischer Pünktlichkeit erschien ein ältlicher Herr auf einem Maultier, ein Bauer trug einen kleinen Mantelsack. Er war gut, aber einfach gekleidet, umarmte meinen Onkel zärtlich und nahm ihn unter den Arm. So gingen die Beiden in eifrigem Gespräch zuerst im Garten lange Zeit auf und ab und dann verfügten sie sich in die Bibliothek. Dahin wollte ich mich auch begeben, um ganz schüchtern um eine Vorstellung zu bitten, als mir Susanne in großer Verzweiflung begegnete.

„Ach, Monsieur Frédéric, was sollen wir thun? Katharine ist schon seit drei Tagen unwohl und konnte sich kaum auf den Beinen erhalten. Aber sie ließ es sich doch nicht nehmen, das große Diner, das der gnädige Herr für heute bestellte, zu kochen, und jetzt ist sie ohnmächtig geworden und liegt halbtot auf ihrem Bette."

„Die Arme!" sagte ich, „ja da läßt sich nichts weiter thun, als daß Ihr jemanden sucht, der Euch in der Küche hilft, und daß Ihr euer bestes Häubchen aufsetzt und bei Tisch bedient."

„Da Sie es befehlen," sagte Susanne und schlug sittsam die Augen nieder. Diese besondere Unterwürfigkeit war bis jetzt nicht eben ihre Sache gewesen.

Durch dieses schmeichelhafte Benehmen ermutigt, fügte ich hinzu: „Und bitte, stellt Euch heute hinter meinen Stuhl, anstatt hinter den meines Onkels. Nicht daß ich mir dadurch ein Ansehen geben wollte —“.

„Wem fiele dies ein!“ sagte Susanne.

— „Aber — hm! Se. Exzellenz —“

„Ich verstehe,“ sagte Susanne, „Sie wollen, daß ich ihn gut sehen kann, und das ist auch mein Wunsch.“

So kann ein seichter Kopf die besten Absichten eines Menschen falsch auslegen.

Gleich darauf betrat ich die Bibliothek und wurde unter schüchternem Erröten Se. Exzellenz vorgestellt. Ich fühlte mich bald sehr behaglich in seiner Gegenwart; denn mit seltener Liebenswürdigkeit verstand dieser feine Menschenkenner sich jedem anzupassen. Aber doch empfand ich, daß unter dieser glatten Oberfläche ein strenges, zu befehlen gewohntes Wesen sich verbarg.

Als Susanne meldete, daß das Mittagessen aufgetragen sei, nahm ich die Gelegenheit wahr, meinem Onkel Katharinens Erkrankung mitzuteilen und einzuflechten, daß Se. Exzellenz deshalb manches würde entschuldigen müssen.

Se. Exzellenz unterbrach mich: „Mein junger Freund, vertrauen Sie meiner Erfahrung. Viel Dienerschaft verdirbt die Geselligkeit, und je weniger solch' steifer, hirnloser Puppen hinter unseren Stühlen stehen, desto besser ist es für uns. Eine der angenehmsten und heitersten Gesellschaften, an die ich mich erinnern kann, war eine, wo alle Diener verbannt waren, wo alles auf dem Tische oder dem riesigen Büffet stand, und die Herren sich und die Damen bedienten, indem sie ihnen jede Schüssel mit den abenteuerlichsten Erzählungen, an denen kein wahres Wort war, anpriesen.“ So sprechend, war er in den Speisesaal getreten und wollte eben den ihm von meinem Onkel angewiesenen Platz einnehmen, als sein Blick auf das ihm gegenüber hängende Bild fiel. Er fuhr mit einem leisen, aber vielsagenden Ausruf zurück; dann sah er meinen Onkel fragend, beinahe mißtrauisch an, aber schließlich setzte er sich ruhig nieder. Sein guter Wirt hatte von all' dem nichts bemerkt.

Ich zitterte während der ganzen Mahlzeit vor Neugierde und Aufregung; ich hätte so unsäglich gern den großen Mann gefragt, ob ihm jemals ein Wesen begegnet sei, das diesem Bilde ähnlich sah. Aber ich wagte es nicht. Meine Augen wanderten von ihm zu dem Bilde und dann wieder zurück, aber ich sagte nichts. Sein scharfes Auge jedoch mußte mich beobachtet haben; denn nach Tisch, während Susanne den Kaffee bereitete, blickte er mich fest an und fragte: „Können Sie mir sagen, wie dieses Porträt hierher kam?“

„Oh ja, Herr Graf,“ sagte ich „mein Onkel hat es bei einem Antiquitätenhändler gekauft.“

Mein Onkel beeilte sich, sich zu rechtfertigen — der Rahmen hätte ihn verlockt. „Immerhin,“ fügte er hinzu, „hat das Bild, trotz verschiedener Mängel — man braucht ja nur den kleinen Finger zu betrachten — an meinem Neffen hier einen entzückten Bewunderer gefunden, — er ist, wie du wohl bemerkt hast, sehr jung.“

„Jawohl, ich bewundere es," sagte ich mit Nachdruck, „und es kann kein schlechter Maler sein, der es gemacht hat, sonst hätte er nicht so viel Ausdruck in diese schönen Züge legen können. Ich gäbe alles in der Welt darum, wenn ich den Künstler ausfindig machen könnte; er würde mir sagen, wo ich das göttliche Wesen zu suchen habe."

„Wer weiß, ob er das könnte," sagte der Graf trocken; „denn wenn solch schöne Wesen auch während des Malens ziemlich ruhig sitzen, sobald das Bild fertig ist, und vierzig Jahre nachher verflossen sind, bleiben sie nicht an derselben Stelle."

„Natürlich", sagte ich, „aber eine solche Schönheit muß überall ihre Spur zurücklassen. Ich bin überzeugt, wenn ich nur den Maler wüßte, ich könnte die Dame finden."

„Das will ich doch auf die Probe stellen," erwiderte Se. Exzellenz. „Nun — ich habe das Bild gemalt."

Mit der Lebhaftigkeit der Jugend sprang ich von meinem Stuhle auf und starrte unseren Gast mit großen Augen an. „Sie?" stieß ich atemlos hervor.

„Merkwürdig!" sagte mein Onkel. Dann fügte er ruhig hinzu: „Das erklärt den kleinen Finger."

„Wie kannst du nur so reden, Onkel!" rief ich. „Es ist ein Meisterwerk! Ach, Herr Graf, wie müssen Sie begeistert gewesen sein durch — Wer ist sie? Wer war sie?"

„Sie war meine Braut."

II. Kapitel.

Ich starrte den Grafen zuerst verblüfft, dann ungläubig an, endlich mit der wachsenden Überzeugung, daß diese wunderbare Eröffnung dennoch wahr sein müsse. Dann starrten mein Onkel und ich das Bild an und dann wieder den Grafen, aber keiner konnte Worte finden.

Endlich gelang es mir zu stottern. „Ihre Braut, und Sie haben *sie* nicht geheiratet?"

„Merkwürdig, nicht wahr?" sagte der Graf. „Erlauben Sie mir aber," fügte er in ironisch sanftem Tone hinzu, „zu meiner Verteidigung anzuführen, daß ich auch keine Andere geheiratet habe."

Ich sagte, dies könne ich wohl begreifen.

„Bah!" sagte mein Onkel; „die Staatsgeschäfte haben ihn immer zu sehr in Anspruch genommen."

„Das ist wahr," sagte Se. Exzellenz; „aber ich kann doch nicht leugnen, daß dieses schöne Wesen dort einen Teil der Schuld trägt. Sie hat mir zu einer Zeit eine Lehre gegeben, wo jede Belehrung, wenn sie sich tief einprägt, nie wieder vergessen wird."

„Erzähle uns doch das Ganze," bat mein Onkel, „wenn dir die Erinnerung nicht allzu schmerzlich ist."

„Lieber Freund," sagte Herr von Pontarlais, „welche Erinnerung ist nach vierzig Jahren noch so schmerzlich, daß man nicht davon reden könnte? Selbst die feinfühlenden Dichter bringen ihre jugendlichen Schmerzen in Verse. Ich will die ganze Geschichte erzählen — nicht dir, denn du weißt sie nicht genügend zu schätzen, sondern meinem jungen Freunde hier. Wie ich sehe, ziehen die Augen meiner schönen Verlobten ihn ebenso magisch an — wie einstens mich."

Trotzdem ich über den Scharfblick des alten Herrn tief errötete, gestand ich doch ohne Zögern das glühende Interesse, welches ich für dieses unvergleichliche Geschöpf fühlte.

Und dann kam eine berückende Stunde für mich. Ein feingebildeter alter Mann erzählte uns eine ergreifende Episode seiner Jugendzeit, mit all' dem Reize und all' der Anmut, deren eine gesprochene Erzählung nur fähig ist. Ich kann die Thatsachen, die sich mir tief einprägten, wohl der Reihe nach wiedergeben; aber den Ton der Stimme, die Blicke, die feine Ironie, die aufquellende und mit Würde unterdrückte Empfindung, — wo bleibt dies alles? Wie fernes Glockengeläute hallt es noch in meiner Erinnerung nach, und mit mir erst wird es vergehen.

„Ich wurde in einer Zeit geboren," begann Herr von Pontarlais, „als die Eltern ihre Kinder verheirateten, und die jungen Leute dabei kaum befragt wurden. Mit zehn Jahren ward ich mit Fräulein Irene, der einzigen Tochter des Marquis von Groucy, des besten Freundes meines Vaters, verlobt. Von dieser Zeit an bis zu meiner Großjährigkeit ereigneten sich bedeutende Veränderungen in Frankreich; die schreckliche Revolution warf ihren Schatten voraus. Mein Vater und sein Freund bekümmerten sich wenig um die plebejische Zeitströmung, und selbst wenn sie etwas nach ihrer Meinung so Unsinniges wie die neuen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit anerkannt hätten, so würden sie sich doch nicht ihres Rechtes begeben haben, ihre Kinder ganz nach eigenem Gutdünken zu taufen, zu erziehen und zu verheiraten.

„So wurde ich denn mit einundzwanzig Jahren von meinen Eltern in diese Provinz hier geschickt, um Fräulein von Groucy's Bekanntschaft zu machen und sie zu heiraten. Der Marquis, ihr Vater, ein großer, sonnverbrannter Mann mit militärischem Äußeren, empfing mich herzlich und warm, das Gewehr auf dem Rücken und von seinen Rüden umbellt. Ich fühlte mich sogleich zuhause.

„Der Marquis und ich speisten zusammen, und so sehr ich mich sehnte, meine Braut zu sehen, mußte ich doch bis nach Tisch warten. Endlich hatte der Marquis meine ungeduldigen, auf die Thüre gerichteten Blicke bemerkt und ließ seine Tochter kommen. Während wir unseren Kaffee schlürften, schwebte ein weibliches Wesen zur Thüre herein und glitt unhörbar durch das Zimmer. Dieser geräuschlose Gang fiel in einer Zeit, wo alles beim Gehen mit den Hacken klapperte, ganz besonders auf.

„Ihr ganzer Anzug war nicht nach der damaligen unsinnigen Mode; sie trug keine kurze, ausgeschnittene Taille, sondern ein schmiegsames Gewand aus irgend einem weichen Stoffe, das ihre herrliche Gestalt sanft einhüllte, aber nicht verbarg.

„Ich war von dem Reize ihrer Erscheinung bezaubert, stand auf und machte ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Ihr Vater fand es notwendig, diese Vollendung weiblichen Ebenmaßes und weiblicher Schönheit zu entschuldigen, indem er sagte, daß er über die Meldung eines wilden Ebers, der in der Nähe gesehen wurde, ganz vergessen hätte seiner Tochter mitzuteilen, wer an diesem Tage erwartet würde; daher habe sie auch nicht eigens Toilette gemacht.

„Ich antwortete, ich sei zwar durchaus kein Kenner weiblicher Toilette, fände diese jedoch bezaubernd. Ich vermute, daß meine Augen es deutlich aussprachen, worin der Zauber bestand. Die junge Dame zog sich ein wenig hinter ihren Vater zurück, aber ganz ohne Schüchternheit oder peinlich scheues Erröten.

„Auch späterhin, als sie auf ihres Vaters Befehl mir eine Tasse Kaffe einschenkte, mit der reizendsten, weißesten Hand, die ich je gesehen hatte, war sie, obwohl zurückhaltend, doch weit sicherer in ihrem Benehmen als ich.

„Während der Marquis mich in eine Piquetpartie verwickelte, nahm sie die Gelegenheit wahr, aus dem Zimmer zu verschwinden, was mich nicht wenig schmerzte. Denn mit einundzwanzig Jahren ist die Natur doch stärker als die Sitte, und man möchte seiner Braut gefallen und um sie werben, bevor man sie heiratet.

„Als am nächsten Tage Herr von Groucy, der ein mächtiger Nimrod war, mich aufforderte, an der Jagd teilzunehmen, sagte ich ihm, obwohl zögernd und verlegen, daß ich es vorzöge, meiner fiancée, die ich schon so sehr bewunderte, meine Verehrung zu bezeugen.

„Mein Wirt dankte mir mit gewählten Worten im Namen seiner Tochter und meinte nur, daß zu seiner Zeit zuerst geheiratet, und dann geworben worden wäre; wenn ich es aber vorzöge, es umgekehrt anzufangen, sei es ihm auch recht; am Ende käme es doch auf eins hinaus.

„So gab ich mich denn ganz der einen Beschäftigung hin, um meine schöne Verlobte zu werben. Sie ermutigte mich in keiner Weise, aber sie vermied mich doch auch nicht. Sie war viel in ihrem eigenen Zimmer, und wenn sie dasselbe verließ, so war sie beinahe immer unter dem Schutze einer würdevollen Gouvernante. Aber Fräulein Donon war so vernünftig, ihr diesen Schutz aus einiger Entfernung angedeihen zu lassen, und für mich existierte sie kaum. Denn gar bald war meine Ruhe dahin, und ich war von einer glühenden Leidenschaft für das unvergleichliche Wesen erfüllt, dessen Züge die tote Leinwand hier zwar genau wiedergiebt; aber welches Bild könnte den Wechsel von Licht und Schatten wiedergeben, der diese schönen Züge so bezaubernd machte! Immer waren sie schön, auch wenn sie Zorn oder Verachtung ausdrückten; aber wenn sich ein sanfteres Gefühl in ihnen spiegelte, dann waren sie geradezu göttlich.

„Obwohl sie mich so sehr entflammte, blieb sie leider vollständig kühl, und trotzdem sie mich persönlich nicht vermied, konnte ich es doch nicht dazu bringen, daß sie sich für irgend etwas interessierte, das ich ihr erzählte. Sie hörte mit höflicher Gleichgültigkeit zu, wenn ich ihr den Glanz des Pariser Lebens schilderte, und wenn ich ihr versicherte, daß sie dort eine hervorragende Rolle spielen würde,

erwiderte sie ruhig, daß dies sie nicht für den Verlust ihrer geliebten Berge entschädigen könnte. Sie schenkte dabei diesen Bergen einen so langen, liebenden Blick, daß ich von Neid erfüllt wurde.

„Sie widersprach mir selten, aber wohl nur aus Gleichgültigkeit; ihre Überzeugungen waren unerschütterlich: diesen Charakterzug hatte ich bald entdeckt.

„Eines Tages lasen wir in der Zeitung ein damals ziemlich häufiges Ereignis: Bauern hatten ein benachbartes Schloß angegriffen und ausgeraubt — aus politischem Eifer, hieß es.

„Wie wird dies enden?" fragte ich; „wird diese revolutionäre Tollheit auch einmal die einfachen, ruhigen Leute dieser Umgebung hier anstecken?"

„Das ist schon geschehen," antwortete der Graf. „Emissäre aus Paris, Prediger der Anarchie, schleichen wie Wiesel in der Gegend umher und verbreiten ihre verderblichen Bücher und Flugschriften, worin sie die Bauern lehren, daß alle Titel eine Beleidigung für diejenigen sind, die sie nicht besitzen, und daß alles vererbte Eigentum ein Diebstahl an denen ist, die keine Ahnen haben. (Ich möchte nur wissen, was ein Bauer dazu sagen würde, wenn er einmal seinem Sohne einen Besitz vererbt, und dieser ihn dem ersten, besten Bettler, der ihn haben will, abtreten soll?) Ich habe sogar hier im Hause zwei solcher Abhandlungen voll Zündstoff gefunden. Ich habe sie sofort an den Henker in Marseille zum öffentlichen Verbrennen geschickt und ihm sagen lassen, er solle für dieses Geschäft denselben Preis fordern, den er für die Vertilgung von Ungeziefer nimmt

„Während dieser Rede wechselte Irene fortwährend die Farbe, und ich konnte sehen, daß sie wütend war; aber zwischen ihren festgeschlossenen Zähnen murmelte sie nur: „Nichts wird den Lauf freier Ansichten in Frankreich hemmen."

„Das fürchte auch ich," sagte ihr Vater; „immerhin habe ich einiges Vertrauen auf Kavallerie-Attaken und Gewehr-Salven."

„Schöne Argumente," erwiderte sie hochmütig.

„Leider unterstützte ich die Ansicht des Grafen, und dies trug mir von der Schönen einen so zornfunkelnden Blick ein, daß ich mit Beben entdeckte, wie mein Gletscher auch glühen könne.

„Es dauerte nicht lange, so machte ich abermals eine solch' eigentümliche Erfahrung. Ich bemerkte eines Tages im Gespräch, daß die Gouvernante, Fräulein Donon, zu ihrer Zeit eine recht hübsche Person gewesen sein müsse. „Hübsch?" — sagte der Marquis, „in der ganzen Gegend war kein ähnlich schönes Gesicht und keine ähnlich gute Gestalt. Die selige Marquise redete ihr sehr zu, einen oder den anderen ihrer ländlichen Verehrer zu erhören, und versprach ihr eine ansehnliche Mitgift. Ich hätte ihn im Hause angestellt und etwas zugestutzt. Aber die arme Donon, an gute Gesellschaft und gutes Französisch gewöhnt, konnte sich nicht entschließen, einen Bauer zu heiraten und sich sein Patois anzugewöhnen."

„Blinde Eitelkeit," sagte Irene. „Diese Bauern sind freie Menschen, und sie ist eine abhängige Dienerin. Solch' ein Mann würde sie mit der Zeit zu sich emporgehoben haben."

„Bah!“ entgegnete der Marquis; „das sind Redensarten, die jetzt in der Mode sind. Aber, mein Fräulein, ich möchte Sie aufmerksam machen, daß eine treue Dienerin in einem Hause wie das unsere nicht eine abhängige Person, sondern eine bescheidene Freundin ist, die wir achten und die uns achtet. Nebstbei ist Donon ein wohlerzogenes, gebildetes Wesen, die wirklich, nur vom rein menschlichen Standpunkt angesehen, sich erniedrigt hätte, wenn sie die Frau eines dieser ganz ungebildeten Bauern geworden wäre.“

„Fräulein von Groucy antwortete nicht; aber ihr ganzer Körper bebte, und sie wurde bleich vor Zorn. Ich sah sie mit Staunen an und ich kann nicht leugnen, daß diese Wut, die ich mir nicht erklären konnte, mir unheimlich war. Ihr Vater hatte freilich ihre Ansichten in etwas rauher Weise bekämpft; aber wie kam sie zu solchen Ansichten? Doch nur aus Büchern, da sie, außer in die Messe, selten ausging und dann niemals ohne ihre Duenna. Als ich sie so betrachtete, in ihrem bleichen Zorn und wie sie den Kopf von ihrem Vater abwandte, mit dem festen Entschluß, nicht zu antworten, da sagte ich mir unwillkürlich: „Ich bin nicht ihr Vater, und wie leicht kann ein Mann seine Frau reizen, vielleicht bringt dieses schöne Wesen mich eines Tages um.“ Ich konnte mich dem beunruhigenden Eindruck nicht verschließen, den ich von einem Charakter empfing, der so kalt und so feurig, so tief und unerklärlich war.

„Ich fragte mich damals, ob es nicht weiser wäre, meine Ansprüche an sie aufzugeben. Aber ich konnte es nicht. Wie der Vogel, der um die schillernde Schlange flattert, wurde ich durch dieses schöne, gefährliche Wesen berückt und ich hätte mich weder losreißen noch den ernstlichen Vorsatz fassen können, es zu thun.

„Der edle und einfache Charakter meines künftigen Schwiegervaters hatte mein Herz völlig gewonnen, und ich ging jetzt manchmal, um seine Gesellschaft zu genießen, mit ihm auf die Jagd. Eines Tages schoß er an dem Rande eines Abgrundes, der beinahe senkrecht abstürzte, einen Hasen; das Tier kollerte hinab und blieb auf einem Vorsprunge, etwa achtzig Fuß tief liegen. Die Hunde, wie sehr der Marquis sie auch anfeuerte, konnten sich nicht entschließen, den Hasen zu holen. Wir wollten ihn eben, obwohl ungern, im Stiche lassen, als plötzlich ein riesiger Bauer auf dem Schauplatz erschien. Er hatte einen solchen Wald von roten Haaren auf dem Kopfe, daß es aussah, als ob seine Mütze auf einem Bündel roter Rüben säße. Ein elender Köter folgte ihm auf dem Fuße. Dieses Geschöpf blickte über den Rand des Abgrundes hinab, sah unsere Verlegenheit und schickte sich sofort mit der größten Kaltblütigkeit an, sein und seines Hundes Leben für unseren Hasen auf das Spiel zu setzen. In schräger Richtung begann er seinen Abstieg, hielt sich an Grasbüscheln, Gesträuchen und kleinen Vorsprüngen des Felsens fest, während der Hund ihm nachrutschte und an besonders steilen Stellen seine Zähne in die weite Hose des Mannes einbiß. Endlich kamen sie an eine etwas bessere Stelle, wo der Hund allein weiter klettern konnte, was er auch sofort mit großer Geschicklichkeit that, worauf er mit dem Hasen im Maule zu seinem Herrn zurückkehrte.

„Nun war es aber eine ernste Frage, wie die Beiden heraufgelangen würden. Mir war wirklich bange, aber der Marquis versicherte mir, daß der Bursch der stärkste Mann der Gegend sei, der bei allen Wettkämpfen den Sieg davon trüge und der deshalb auch der Kämpe genannt wurde. Ohne Zweifel würde der sich zu helfen wissen. Trotzdem zögerte der Mann einen Augenblick, aber er verfiel bald auf einen Ausweg. Den Hasen nahm er bei der Rückenhaut zwischen seine Zähne, die die Größe von elfenbeinernen Schachfiguren hatten; den Hund schob er vor sich her, und mit Hülfe seiner schweren genagelten Stiefel, die er sorgfältig in jede Ritze einklemmte, und indem er sich mit eiserner Kraft an jeden Vorsprung und an jedes Grasbüschel anklammerte, gelang es ihm, sich in die Höhe zu arbeiten. Es war aber keine leichte Aufgabe; der Schweiß troff von seiner Stirne, und er keuchte ein wenig.

„Ich bot ihm ein drei Francs-Stück an, (heutzutage giebt es keine mehr,) das er ziemlich hochfahrend zurückwies, indem er sich damit beschäftigte, den Hasen in die Waidtasche des Marquis zu stecken. Er war so großmütig, uns noch ein Geschenk mit einer kleinen hölzernen Figur zu machen, die er zu dem Hasen in die Tasche steckte; der Marquis bemerkte dies nicht, mich aber überraschte in angenehmer Weise dieser kindliche Zug des Riesen.

„Heimkehrend begegneten wir Irenen und ihrer Gouvernante. Der Marquis zog den Hasen aus der Waidtasche und erzählte, wie der Kämpe und sein Hund ihm denselben geholt hatten. Ich fragte nach dem Namen dieses unbesiegbaren Kolosses.

„Michael Flaubert," sagte die junge Dame.

„Ja, ja, Flaubert, so heißt der Taugenichts, der nicht arbeiten will und dessen einzige Beschäftigung ringen, tanzen und wildern ist. Doch immerhin, er rettete meinen Hasen, er und sein Köter. Ich werde das Tier kaufen, wenn er es hergiebt. Aber was ist das?" fügte der Marquis hinzu, indem er die hölzerne Figur aus dem Waidsack zog. Wir alle untersuchten das rohe Schnitzwerk. „Es ist ein Jäger," meinte der Marquis, „der sich auf sein Gewehr stützt. Er wird sich gelegentlich den eigenen Kopf abschießen!"

„Fräulein Donon war der Ansicht, es sei irgend ein Heiliger, und bat den Marquis, die Figur ja nicht wegzugeben, da sie ihm Glück bringen würde.

„Ihr seid alle blind," sagte Irene; „es ist ein Schäfer, der sich auf seinen Stab stützt!" Und damit streckte sie ihre weiße Hand aus, nahm das kleine Scheusal und steckte es in die Tasche. Ich meinte, sie erweise dem Dinge große Ehre.

„Nein," sagte sie, „ich weiß es nur zu schätzen. Sie, der Sie die einfache Kunst eines Menschen verachten, der sein eigener Lehrmeister war, was können Sie thun, ohne daß es Ihnen gelehrt wurde?"

„Lieben zum Beispiel," entgegnete ich. Fräulein von Grouchy errötete heftig und warf den Kopf zurück. „Und was die Kunst anbelangt, so kann ich zwar keine hölzernen Puppen schnitzen, die mit nichts in der Welt eine Ähnlichkeit haben; aber ich kann ein Bild eines Wesens malen, dessen Schönheit wirklich nur Blinde bestreiten könnten!"

„Oh wirklich!“ sagte sie ironisch. „Und bitte, wer ist dieses Wesen?“

„Sie selbst sind es.“

„Ich?“

„Ja. Erweisen Sie mir die Ehre, mir zu Ihrem Porträt zu sitzen, und nachher mögen Sie meine Arbeit mit dem Schnitzwerk des berühmten Flaubert vergleichen.“

„Ein ehrlicher Wettstreit,“ rief der Marquis vergnügt; „ich bin auf der Seite des Herrn!“

„Oh natürlich,“ erwiderte seine Tochter. „Aber die Zeit ist vorüber, wo wir unsere Mitmenschen ungestraft verachten durften!“

„Ich verachte keinen ehrlichen Menschen,“ sagte ich; „aber so lange bessere Erziehung und feinere Bildung das Vorrecht der höheren Stände sind, so lange werden Sie in meinen Augen hoch über jedem Bauernmädchen stehen, und warum nicht auch ich über einem Bauer?“

„Der Marquis unterbrach mich. „Warum wollen Sie gegen Schatten ankämpfen? Meine Tochter kennt diese Bauern nur aus Landschaften und aus revolutionären Flugschriften. Gesehen hat sie sie wohl in der Kirche, aber niemals gehört und noch weniger gerochen. Himmel, wenn ich an den Duft denke, den der Flaubert aushauchte, als er da hinaufkletterte und mir meinen Hasen brachte — der reine Hundestall!“

„Daraufhin verließ Fräulein von Groucy mit königlichem Anstand das Zimmer. Sie that dies immer, wenn sie eine Diskussion abschneiden wollte, und auf diese Weise behielt sie immer Recht. Ich nahm mir fest vor, in Zukunft ihre Theorien nicht mehr zu bekämpfen. Was schadeten sie denn auch im Grunde genommen? Und wie viel hatte ich erreicht! — durfte ich doch ihr Bild malen. Ich sah voraus, daß sich für den Liebhaber zahlreiche Vorteile dadurch ergeben würden, und säumte nicht, die Leinwand zu kaufen und vorzubereiten. Das beste Licht im ganzen Hause war in Irenens Boudoir; so wurde ich denn in dieses Heiligtum eingeführt und genoß jeden Tag durch einige Stunden das ganze Entzücken eines verliebten Malers. Ich ließ sie herrliche Stellungen einnehmen; ich hatte das Recht sie zu betrachten und mich an dem stets wechselnden Ausdruck ihrer Züge zu weiden. Obwohl sie immer reserviert und abwehrend gegen mich war, so kamen doch Momente, wo sie sich mehr gehen ließ. In diesen glücklichen Augenblicken schien sie sich nur ihrer Jugend und Schönheit bewußt zu sein. Dann glühte das sanfte Feuer in ihren feuchten Augen, und sie sah mich mit dem süßen Lächeln an, das mein Pinsel, den die Liebe führte, gewiß besser wiedergab, als es ein größerer Künstler hätte thun können, dessen Herz nicht so sehr bei der Arbeit beteiligt gewesen wäre. So machte das Bild langsame, aber sichere Fortschritte. Der Marquis verschonte für einen Tag seine Rebhühner und leistete uns Gesellschaft. Er war entzückt und sagte: „Das Porträt gehört mir, da ich Ihnen das Original gebe;“ und er bestellte sofort einen prächtigen Rahmen.

„Das Bild wurde endlich fertig, und obwohl meine Werbung nun etwas glatter vor sich ging, machte ich doch keine merklichen Fortschritte in Irenens

Gunst. Ich widersprach ihr nie mehr, wenn sie ihre republikanischen Ideen entwickelte; ihre großartige Schönheit beeinflußte mich in dem Maße, daß ich ihr in allen Dingen nachgab. Ihr innerstes Wesen hatte sich mir noch nie erschlossen. Oft schien es mir, als ob ein anderes, größeres Bild sie erfüllte. Eines Tages war dieser Eindruck besonders stark, als ich mit ihr auf der Veranda saß. Trotz aller meiner Bemühungen stockte das Gespräch zwischen uns; ich begnügte mich, etwas im Hintergrund zu sitzen und ihre unvergleichliche Anmut und Schönheit zu bewundern. Sie beugte sanft ihren Schwanennacken, ihre weiße Hand berührte die Schlingpflanzen, und sie schien in eine sanfte Träumerei versunken. Auch ich betrachtete sie in stillem Entzücken. Plötzlich errötete sie und bebte, ihr weißer Busen hob und senkte sich stürmisch. Ich fuhr zusammen und folgte ihrem Blick, um zu entdecken, wer oder was sie so sehr erregte. Instinktiv fühlte ich, daß ich einen Nebenbuhler hatte und daß er in Sicht sei.

„Ich forschte weit und breit. Ich konnte keinen Nebenbuhler entdecken: nur die gewöhnliche, einförmige Landschaft mit einigen Wäscherinnen am Brunnen und einigen Bauern im Hintergrunde.

„Trotzdem war ich beunruhigt. Ich öffnete mein Herz meinem Freunde, dem Marquis. Ich sagte ihm, daß ich mich entmutigt und unglücklich fühlte; denn das Herz seiner Tochter schien mir unerreichbar.

„Narrenspossen," sagte er. „Das kommt alles von der neuen Einrichtung: das Werben um die jungen Damen vor der Hochzeit verdirbt sie. Sie wissen die Vorteile nicht zu schätzen, die ihnen durch eine Heirat erwachsen, und deshalb sind sie widerspenstig."

„Ja," sagte ich, „aber das ist nicht alles. Ich habe sie genau beobachtet; es giebt jemanden, für den ihr Herz schlägt, aber ich bin es nicht."

„Unsinn!" erwiderte er. „In der ganzen Umgebung giebt es keinen Herrn, den sie auch nur ansehen würde. Ich kenne sie alle."

„Das mag sein," sagte ich, „aber vielleicht ist einmal irgend ein Prinz hier durchgereist oder ein großer General, Held oder Patriot, an den sie ihr Herz verschenkt hat; denn sie sieht über mich hinweg und macht gar kein Hehl daraus!"

„Sie hat niemals eine solche Persönlichkeit gesehen. Fragen Sie Fräulein Donon, die ist immer um sie," war die Antwort.

„Dann," sagte ich, „muß es irgend ein Charakter aus einem Roman sein, zu erhaben, als daß ich mich mit ihm messen könnte; denn sie hat ein Ideal."

„Hm," meinte der Marquis, „das wäre möglich."

„Sie liest verderbliche Bücher," sagte ich. „Ich fand sie neulich, als sie die Nouvelle Héloïse in ihrem Boudoir las."

„Herr von Groucy fuhr heftig auf. „Die Nouvelle Héloïse?" rief er. „Und Sie haben das Buch nicht aus dem Fenster geworfen?"

„Ich gestand, daß ich das nicht gewagt hatte. Ich scheute mich sie zu beleidigen.

„Der Marquis schenkte mir einen mitleidigen Blick und verließ das Zimmer in aller Eile. Ich erwartete seine Rückkehr mit nicht geringer Ungeduld. Er

kam nach einer halben Stunde zurück, während welcher er, wie es schien, die Bibliothek seiner Tochter untersucht hatte. Er erschien mit der Nouvelle Héloise, einer Geschichte der Philosophie, ich weiß nicht mehr von wem, einer Abhandlung über den Aberglauben, (gemeinhin Religion genannt), von d'Alembert und einigen anderen Werken, deren Tendenz dahin zielte, die falschen Begriffe, welche die Zivilisation über meum und tuum und über die Gesellschaftsklassen aufgestellt hat, zu beseitigen. Der Marquis zeigte mir die Bücher und lud mich ein, ihm zu folgen. Er begab sich zuerst in die Küche und befahl seinem Koch diese Meisterwerke moderner Denkart mit einem heißen Eisen zu brandmarken. Dann ließ er sie sorgfältig in eine Kiste packen, um sie zur öffentlichen Verbrennung an den Henker in Marseille zu senden.

„Nachdem er in dieser Weise seinen Gefühlen Luft gemacht hatte, wurde er ruhiger. „Mein Sohn," sagte er, „Sie haben gesehen, wie weit Sie es mit Ihrem neuen System gebracht haben. Die Unterwürfigkeit, mit der Sie sich dem Mädchen näherten, hat ihre Früchte getragen. Wir wollen es nun mit der alten Methode versuchen. Am nächsten Sonntag wird das Aufgebot in der Kirche erfolgen, und am nächsten Mittwoch wird die Hochzeit sein. Am Donnerstag werden Sie sie nachgiebig finden, am Freitag liebevoll, am Sonnabend zärtlich. Sonnabend Nachmittag wird sie vielleicht einen Versuch machen, die Oberhand zu gewinnen — das thun sie alle. Sie werden diesen Versuch sofort vereiteln, und von dieser Stunde an wird sie Sie mit der ganzen Treue ihres Geschlechts verehren und lieben."

„Seine Sicherheit begeisterte mich. Daß er in dieser Weise für mich eintrat und mir so großes Vertrauen schenkte, rührte mich tief. Ich warf mich in seine Arme und ich kann mich entsinnen, daß ich sagte: „Wenn sie mich nur so lieben könnte, wie ich Sie liebe —" dann versagte mir die Stimme.

„Der Marquis klopfte mir mit seiner riesigen Hand, — er war ein Mann von bedeutender Größe — zärtlich auf die Schulter und sagte: „Sie soll Sie anbeten. Überlassen Sie es nur mir."

„Das Programm wurde auch, so weit es in seiner Macht stand, genau ausgeführt. Am nächsten Sonntag gingen wir alle zur Kirche, und nach dem Gottesdienst verkündete der Pfarrer mit lauter Stimme vor dem Altar:

„Verlobt haben sich an diesem Tage der hochgeborene, edle Herr Grégoire, Vicomte von Pontarlais, mit dem hochgeborenen, edlen Fräulein Irene von Groucy, rc." Ein unwilliges Gemurmel lief durch die Menge; unsere Titel waren den Leuten unangenehm. Der Marquis zuckte mit unsäglicher Verachtung die Achseln und sagte laut: „Herr Vicomte, geben Sie mir die Ehre, Ihrer Braut die Hand zu reichen und sie aus der Kirche zu führen."

„Ich trat mit klopfendem Herzen vor. Fräulein von Groucy war bleich und zitterte ein wenig — es war deutlich zu sehen, daß sie überrascht worden war. Aber sie nahm ohne Zögern meinen Arm und ließ sich zur Kirche hinaus führen. Draußen drängte das Volk sich um uns mit allerlei satirischen Bemerkungen. Der Marquis wechselte die Farbe, und seine Augen blitzten in verächtlichem Zorn.

In diesem Augenblick drängten sich etwa zwölf Burschen durch die Menge, angeführt von dem Riesen, der uns den Hasen geholt hatte. Er bat mit abgezogener Mütze den Marquis, bei einem Wettringen und Preisschießen, das an diesem Nachmittage stattfinden sollte, den Vorsitz zu führen.

„Ich glaube, wenn ein anderer als der Retter des Hasen diese Bitte gestellt hätte, so würde der aufgebrachte Marquis sie gewiß abgeschlagen haben; in Anbetracht des Dienstes, den der Bursche uns geleistet hatte, erhielt er eine kühle Zusage. Als wir dann weiter gehen wollten, drängte das Volk sich wieder an uns heran und in eben nicht freundlicher Weise. Nun schwoll mir die Zornesader; ich zog den Arm meiner Braut in den meinen und wollte für uns einen Weg bahnen. Da entschlüpfte sie mir wie ein Aal und rief gebieterisch: „Flaubert, schafft Platz!“ Auf diesen Befehl stellte der Riese sich dann auch vor uns und schob die anderen Bauern wie Staub aus dem Wege. So wie die Bahn frei war, drehte er sich auf dem Absatz um; er zeigte dieselbe grenzenlose Verachtung für jene, die nicht seinesgleichen an roher Kraft waren, wie nur je ein französischer Edelmann für Menschen, die nicht seinesgleichen an Rang und Erziehung waren, sie hätte an den Tag legen können.

(Schluß folgt.)

Die Freier Elisabeths von England.

Von

Luise von Kobell.

Der Abschnitt, welcher an Bedeutung drei Drittel für das weibliche, ein Drittel für das männliche Geschlecht im Leben einnimmt, ist die Liebe. Elisabeth war eine Königstochter, hübsch, geistreich. Jede einzelne Eigenschaft hätte genügt, Werber anzuziehen, der Dreiklang dieser Attribute lockte eine Schar der vornehmsten Freier herbei! Als Heiratsvermittler figurierten alle Väter hoffnungsvoller Prinzen und das Parlament. Die Hauptrolle übernahm Elisabeths Vater, Heinrich VIII. Kaum war Elisabeth der Ammenbrust entwöhnt, als der König auf einen Schwiegersohn sann. Der geeignetste schien ihm der Herzog von Angouleme, der dritte Sohn Franz I. von Frankreich. Die beiden Väter wurden anfangs einig, als aber Heinrich die Bedingung stellte, der Herzog müsse nach England kommen, englische Sprache und Sitte annehmen, da riß der Faden der Eintracht, und die projektierte Verlobung der zahnenden Heiratskandidatin wurde aufgegeben. Von da wandte sich Heinrich nach Portugal und verhandelte wegen eines Infanten für seine Tochter, abermals ohne Erfolg wegen Heinrichs übertriebener Ansprüche. Der dritte Versuch galt Schottland. Hier sollte Elisabeth dazu dienen, die Krone Schottlands mit der Englands zu vereinigen.

Eduard sollte sich mit Maria Stuart vermählen, und dem damals in Schottland allmächtigen Grafen Arran[1]) wurde Elisabeth als Schwiegertochter angetragen, falls er obigen Plan zum Gelingen brächte. Auch dieses Vorhaben schlug fehl.

Die Prinzessin hatte die Kinderschuhe kaum ausgezogen, als, wie bereits erwähnt, Admiral Thomas Seymur so unglücklich um sie freite. Nun erschienen noch während ihrer Minderjährigkeit zwei Kandidaten für Elisabeths Hand, deren zierliche Form sie so gerne zeigte: der Bruder Christians III., Königs von Dänemark, und Philibert Emanuel von Savoyen. Dieser savoy'sche Prinz ohne Land war ein bevorzugter Vetter Philipp II. von Spanien.

Allein Elisabeth liebte weder Philipp, noch seinen Vetter, noch den dänischen Prinzen. Sie dankte verbindlichst in abschlägiger Antwort.

Die in Szene gesetzte Werbung des Grafen Eduard Courtenay, welcher, in Wyats Verschwörung gegen Königin Maria verflochten, Elisabeth heirathen und auf den Thron setzen sollte, hatte statt des gewünschten Erfolges die Gefangenschaft des Freiers wie seiner Angebeteten im Tower.[2]) Als Elisabeth 1558 den Thron bestieg, übermittelte ihr der spanische Gesandte de Feria den Heiratsantrag Philipp II., dieser gedachte durch die Verbindung mit der Königin die Protestanten und deren Lehre in England auszurotten. „Setzte sich in England die Ketzerei fest, so war für die Niederlande eine ähnliche Gefahr zu befürchten."[3]) Die durch Maria gewitzigte und der katholisch-spanischen Politik abgeneigte Elisabeth fühlte sich durch das Anerbieten des so hastig getrösteten Witwers sehr geschmeichelt, suchte eine Ausrede und überließ schließlich, wie sie sich äußerte, einer weniger Glücklichen diese hohe Ehre.[4])

Heinrich Fitzalan, Graf von Arnedel, gehörte zu den sanguinischen Unterthanen, die, durch die kokette Monarchin ermuntert, sie zu erringen dachten. 1559 begehrte er sie zur Ehe und trat mit gescheiterten Hoffnungen den Rückzug an. Indes nahm er sich die Abweisung derart zu Herzen, daß er tiefsinnig wurde. Um seinen Geist von den schmerzlichen Gedanken enttäuschter Liebe abzulenken, griff er auf Zureden seiner Freunde zu dem erprobten Mittel „reisen".

Und nachdem er jahrelang die landschaftlichen Schönheiten, die antiken Bilder Italiens, die üppige Pracht der Mandelbäume und Granatblüten in Gärten und Hainen auf seine Sinne hatte einwirken lassen, rollte der Getröstete eines schönen

---

[1]) Nach Jahren, 1559, warb der junge Graf von Arran, welcher durch seinen Vater ein Anrecht auf die schottische Krone hatte, um Elisabeth. Er wurde aber weder König von Schottland noch der Gemahl der englischen Königin.

[2]) Vor dem Schaffotte erklärte Wyat die Unschuld der Mylady Elisabeth und des Mylords Courtenay an der Verschwörung gegen Maria. Dann wurde Wyat, der früher anders bez. der beiden ausgesagt, enthauptet. The Chronicle of the queene hane pag. 74. Courtenay wanderte gleich Elisabeth von einem Gefängnis in's andere, bis ihn Philipp II. begnadigte. Er mußte England verlassen, reiste nach Italien und starb in Padua 18. Sept. 1556.

[3]) Philipp II an Feria. Maurenbrecher: England im Reformationszeitalter. S. 137.

[4]) Philipp vermählte sich hierauf mit der für seinen Sohn Don Carlos vorerst bestimmten französischen Prinzessin Elisabeth.

Tages zur großen Verwunderung seiner Landsleute in einer Kutsche durch London. Das noch nie gesehene Fuhrwerk[1]) wurde wie ein Weltwunder angestaunt, bürgerte sich aber rasch ein und machte der bis dahin üblichen Sänfte erhebliche Konkurrenz. Uneingedenk der Mißgeschicke seines Freundes Fitzalan, im guten Glauben, ein Sonntagskind zu sein, warb auch Sir William Pickering um die Hand seiner Regentin. Sie lächelte zu seinen lukullischen Festen, Maskeraden, Geschenken und zu seinem Heiratsplane, sagte aber schließlich „nay". Im selben Jahre 1559 kam ein Paar von Freiern aus Süd und Nord zugleich. Erzherzog Karl von Österreich, Sohn Kaiser Ferdinands, welcher letzterer zwar persönlich diese Heirat mit der „Ketzerin" nicht liebte, aber dieselbe eifrig betrieb[2]), „da sie unserem Herrn, der gesamten Christenheit und uns allen zu Lob und Ruhm gereichen wird" — — und Prinz Erich, Sohn des großen Gustav Wasa. Der erste, der Schutzbefohlene des von der Freierbühne abgetretenen Philipps, der Repräsentant des römischen Katholizismus, der zweite sich zu dem noch jungen Lutheranismus bekennend. Elisabeth, der es mit keinem von beiden ernst war, neigte scheinbar zum katholischen Werber. —

Überdies gestaltete sich die Vermählungsfrage der Königin mehr und mehr zur Staatsangelegenheit. Denn als im Parlamente 1566 Lord Cecil die Ausgaben aufzählte, welche der französische und irische Krieg verursacht hatte, und die Anwesenden sich in Debatten darüber ergingen, rief plötzlich der Rechtsanwalt Molyneux: „Die brennende Tagesfrage ist die Heirat der Königin und die Thronfolge." Stürmischer Beifall, Hin- und Widerrufe, allenthalben große Erregung, welche die Minister nicht durch die Erklärung beruhigten, „die Königin wolle und werde heiraten." Ungläubig geißelten die Mitglieder des Ober- und Unterhauses diese Versicherung, denn „müde seien sie der glänzenden Ausreden, ihr Vertrauen sei ins Wanken gekommen."

Und zum ersten Male vereinten sich die Lords und Gemeinen, in einer Adresse ihre Wünsche bezüglich Vermählung und Succession an den Stufen des Thrones niederzulegen." Die parlamentarischen Geschäfte wurden ausgesetzt, ein Ausschuß trat zusammen und entwarf das Schriftstück.

Die Königin vernahm die Kunde und verfiel in einen jener Zornausbrüche, in welchen sie die vornehmsten Lords gleich Schulknaben behandelte. Ihr erster Gedanke war, die Adresse zu hintertreiben, den offenen Kampf durch geheime Verhandlung zu vereiteln.

Sie hoffte die einflußreichsten durch Klugheit nach ihrem Sinne lenken zu können. Eingedenk, daß man nicht einen Bündel Stäbe zerbricht, aber leicht alle Stäbe einzeln, beschied Elisabeth ein Ausschußmitglied nach dem anderen zu einer Privataudienz. Dabei rechnete sie wohl auch auf den Eindruck, den ihre weiblichen Reize und ihr männlicher Verstand hervorbringen würden. Denn Anna Boleyns Schönheit war immerhin, wenn auch nicht in vollem Maße auf ihre Tochter übergegangen. Ihre Gestalt war majestätisch, ihr Gesicht geistvoll, die

[1]) Lodges Illustrations.

[2]) Sybel. Historische Zeitschrift, 40 Bd. S. 392.

Augen hatten seltenen Glanz, ihr Blick war feurig. Und so gefallsüchtig die prunkvoll gekleidete Königin im Empfangssaale erschien, so nüchtern politisch war sie im Staatsrate. Scharf in ihrem Verstand, berechnend und listig, wußte sie stets, wie weit sie gehen und wo sie nachgeben mußte.

Der erste unter den Auserlesenen, bei welchen die Audienz einen Gesinnungswechsel bewirken sollte, war William Pawlett, Marquis von Winchester.[1]) Er war ungeachtet seiner großen Nachgiebigkeit, die er unter der Regierung von vier Monarchen verwertete, ein geachteter Herr: 90 Jahre alt, der Stammvater von 103 Personen, stets in Eintracht mit den von den verschiedensten Interessen und Bestrebungen geleiteten Kanzlern, Ministern und Höflingen, urteilte er treffend über sich selbst: „Ich bin aus der biegsamen Weide, nicht aus der unbeugsamen Eiche geschnitten.“ War es zu verwundern, daß dieser nachgiebige Mann von Elisabeth überredet wurde, die Adresse zu hintertreiben? Er that, was in seinen Kräften stand, um auch seine Genossen dem königlichen Willen zu unterwerfen, allein seine Beredsamkeit blieb fruchtlos. Ungerührt von seinen Vorstellungen verharrten die übrigen Parlamentsmitglieder auf ihrer Adresse.

Elisabeth versuchte nun den Herzog von Norfolk für sich zu gewinnen. Umsonst, er blieb so standhaft, daß die aufgeregte Königin ihm selbst die Worte Verräter und Verschworener nicht erspart haben soll. —

„Was Ew. Majestät nicht aus freien Stücken thut,“ sagte der nach Norfolk in Audienz empfangene Lord Pembroke, als ihm Elisabeth für einen Augenblick Gehör gab, „müssen wir durch Bitten und Vorstellungen erringen.“

„Geht, Ihr seid ein wahnwitziger Soldat und wißt nicht, was Ihr sagt.“

Elisabeth war auf den Gipfel der Entrüstung gelangt, als Robert Dudley eintrat.

„Wie, Ihr Mylord, Ihr? Ich hatte geglaubt, wenn mich die ganze Welt verrät, so bleibt Ihr mir getreu.“

„Majestät, ich bin bereit, zu Euren Füßen zu sterben.“

„Was hat Euer Tod mit der Adresse zu thun?“ Geringschätzig wurde der in Ungnade Gefallene diesmal entlassen.

„Und Lord Northampton?“ wendete sich die Königin an den Bezeichneten, „Ihr, der sich kaum ein Weib angetraut und sich auf eine Bibelstelle ausredete, um alsbald eine andere zu heiraten, traun, Euch thut es not, sich um meine Vermählung zu kümmern. Ich meine, Ihr thätet wohl daran, Eure Zei besser zu nützen.“ — —

Die Adresse nahm ihren Fortgang. — Ingrimmig darüber äußerte die Königin gegen ihre Umgebung: „Ich werde den Erzherzog heiraten, und er braucht nicht eifersüchtig zu sein, denn Robert Dudley soll in der Verbannung leben.“ —

Alles in allem fand indes die kluge Monarchin es doch geraten, sich die Adresse vorlegen zu lassen. Und somit erschienen am 5. November Nachmittag

[1]) Frowde's Hystory of England v. VIII, pag. 311.

im Palaste zu Westminster 25 Peers, die Bischöfe von London und Durham und dreißig Mitglieder des Unter- und des Oberhauses „auf Befehl der Königin."

Die Aufnahme war steif und kalt. Nicht einer der Anwesenden konnte sich eines leutseligen Blickes von Elisabeth rühmen. Nach den Förmlichkeiten, welche das Hofzeremoniell mit sich brachte, las der Großsiegelbewahrer Nikolaus Bacon, bei Elisabeth hoch angesehen als der beste Kenner des Rechtes, die Adresse vor, welche vierzehn Tage zur Vollendung gebraucht hatte. Eine Dankeseinleitung des Ober- und des Unterhauses für die Regierung der Königin, dann die Bitte „Ihrer Majestät möge es gefallen sich zu vermählen, mit wem und wann es ihr beliebe. Anbetracht der Möglichkeit, daß Ihre Majestät kinderlos stürbe, sollte die Königin eine Bestimmung über die Thronfolge treffen, damit das Land nicht in Unheil und Verwirrung gestürzt werde. Die letzte Krankheit der Königin (Blattern) habe bei ihren Unterthanen Schrecken und Angst hervorgerufen und sei eine Mahnung gewesen, die Frage der Thronfolge zu erledigen, deshalb bestünden sie darauf, solange das Parlament tage. Einmütig hoffe man, Ihre Majestät werde einen Sohn als Thronfolger hinterlassen. Jeder sei sterblich, und träte der Königin Tod ein ohne geregelte Bestimmung, so sei der Bürgerkrieg die unausbleibliche Folge. Die Verwaisung eines Reiches durch das Ableben eines Fürsten sei der größte Unstern, der ein Volk bedrohte. Recht und Gesetz werden kraftlos, Ämter und Würden verfallen der Willkür. Die Wahrheit des Gesagten sei Ihrer Majestät nicht verborgen, deshalb möge Abhilfe geschehen, sonst lade die Königin eine große Schuld auf sich vor Gott und den Menschen. Gemäß ihrer Pflicht überreichen die Abgeordneten diese Adresse und kniefällig flehen sie, dieselbe zu beachten und zu beantworten vor Schluß des Parlaments[1].)"

Elisabeth hatte ihre Antwort vorbereitet. Bacons Worte waren kaum verklungen, so erhob sich stolz die Königin und hub mit ihrer männlichen Stimme an: „Ich wundere mich nicht über das Unterhaus, dessen Mitglieder wenig Erfahrung haben und welche wie Kinder handeln. Aber daß die Lords Hand in Hand mit ihnen gingen, das, gestehe ich, erfüllt mich mit Erstaunen. Ehedem, als meine Schwester noch regierte, hatte mir so mancher dieser Lords sein Schwert angeboten, mit der Ermunterung mich der Krone zu bemächtigen.

So weiß ich nur zu gut aus Erfahrung, daß bei Ernennung eines Thronfolgers die Männer nicht ausbleiben, welche den Thronfolger aufstacheln und den Frieden des Reiches zerstören würden. Wollte ich, so könnte ich die Lords, auf welche ich anspielte, namhaft machen und sie dem Urteile preisgeben, und hätte ich es notwendig gefunden einen Thronfolger zu bestimmen, so hätte ich es gethan, bevor das Parlament mich darum gebeten. Wozu Vernunft und Gerechtigkeit mich auffordern, bedarf ich keines Zwanges. Zum Schlusse bitte ich Euch, wollt meine Worte nicht mißverstehen und falsch deuten[2])." Elisabeth bemeisterte sich, solange sie zu den weltlichen Peers sprach, aber sie ließ selten eine Gelegenheit vorübergehen, ihren Bischöfen einen Verweis zu erteilen oder ihnen

---

[1]) Autograph Domestic M. S. S. Eliz. vol. X li Rolls House.

[2]) Nach Berichten de Silva's.

etwas Beleidigendes zu sagen. Auch diesmal wandte sie sich in scharfem Tone zu Grindal und Pilkingson.

„Und ihr Doktoren, (sie unterließ absichtlich deren höheren Titel), ihr werdet wieder lange Gebete wegen dieser Angelegenheit verrichten. Einer von euch wagte dereinst zu behaupten, ich und meine Schwester seien Bastarde; mischt euch nicht in Dinge, die euch nichts angehen. Kehrt nachhause zurück, verbessert euer Leben und gebt eurer Familie ein gutes Beispiel. Die Lords im Parlament hätten euch den rechten Platz anweisen sollen, aber weil sie ihre Pflicht vergaßen, vergesse ich die meinige nicht. Wollte ich dies thun, so könnte ich in eurer Vermessenheit für das Zurückziehen meines Versprechens, zu heiraten, eine Entschuldigung finden. Aber dem Reiche zu lieb will ich heiraten. Und ich werde einen Gemahl nehmen, der nicht jedem von euch gefällt. Aus Rücksicht für euch habe ich mich bisher nicht vermählt, aber nun soll es geschehen, und ihr, die so sehr darauf gedrungen, werdet finden, daß die Erfüllung dieses Begehrs auf eure Kosten geschieht. Glaubt ihr, daß der Prinz, den ich zum Gemahl wähle, sich sicher bei solchen fühlt, welche gleich euch ihrer rechtmäßigen Königin Widerstand leisten?"

Elisabeth wandte sich jählings von ihnen ab und verließ, ohne die Anwesenden noch eines Wortes zu würdigen, in majestätischer Haltung den Empfangssaal[1]).

Wohl entschuldigten sich mehrere Peers am Abende bei der Königin, aber Tags darauf brach der Redesturm im Parlamente mit verdoppelter Heftigkeit aus, und die Successionsfrage erregte wieder alle Gemüter. Der spanische Gesandte verfolgte die Krisis mit Schadenfreude und hoffte auf das Zerwürfnis der Lords und Gemeinen mit der Königin[2]). Dazwischen wurden Geld- und Steuerfragen erörtert, die Ansprüche der Kronprätendenten gepriesen und verunglimpft. Zur Beseitigung dieser brennenden Frage über die Succession ward Erzherzog Karl bald von Elisabeth, bald von Cecil als zukünftiger Gemahl der Königin der Phantasie der erregten Streiter vorgeführt.

Als Hauptagent in diesem Verlobungsgeschäfte, das vom Jahre 1559—1568 den Diplomaten das Blut erhitzte, schrieb Lord Sussex, Gesandter in Wien, am 18. Oktober 1567 folgenden originellen Bericht über den Erzherzog Karl an Elisabeth:

„Seine Hoheit ist von großer Gestalt, das Antlitz ist regelmäßig, liebenswürdig, die Gesichtsfarbe gesund, ohne zu rot oder zu blaß zu sein. Das Benehmen ist gleich seiner Rede lebhaft, sehr höflich, fröhlich und doch würdig. Haare und Bart sind blond, die Hände schön, seine Beine grade, geschmeidig und reinlich! Sein Fuß ist so hübsch wie möglich. Somit finde ich nach Fug und Recht keinen Mangel an Sr. Hoheit, sondern nur seltene Vorzüge. Er

[1]) Nach Berichten de Silva's.

[2]) „Das Unterhaus", sagte er, „ist entschlossen, einen Thronfolger zu ernennen, und alle Stimmen darin sind für Lady Catherine (Jane Grey's Schwester), die Peers stimmen für die Königin von Schottland. Selbst deren Sohn James kam auf die Liste.

spricht deutsch, spanisch, italienisch, auch latein, wie ich höre. Erzherzog Karl ist allgemein beliebt, sehr tapfer, indem er seine Lande gegen die Türken verteidigt und diese anhält, seine Gesetze zu befolgen. Weder das Laster noch das Verbrechen wagte sich je an ihn, was bei einem Prinzen in seinen Jahren und bei seinen Eigenschaften viel sagen will. Er ergötzt sich am Waidwerk, an der Falkenjagd, an der Fechtkunst, an der Musik und reitet gerne. Auch soll er die Astronomie und Kosmographie kennen und Freude an Uhren haben, die den Lauf der Planeten zeigen. Se. Hoheit[1]) besitzt ganz Steyermark, Kärnthen, Triest und Illyrien und in Kroatien kann er, ohne einen Fuß breit fremden Landes zu berühren, dreihundert Meilen auf eigenem Boden reiten."

Dieses Lob schien zu wirken. Die fünfundzwanzigjährige Elisabeth ließ das Portrait des neunzehnjährigen Erzherzogs bringen und gleich dem Bildnisse Philipps in ihrer Werbergallerie, d. h. in ihrem Schlafzimmer aufhängen. Hierauf äußerte sie sich sehr günstig über den Erzherzog, wünschte ihn zu sehen[2]), zog die Sache in die Länge und schien ihm solange geneigt zu sein, bis sie endlich die religiöse Verschiedenheit vorschützte und die Bedingung stellte, ihr Gemahl müsse mit ihr dereinst dem anglikanischen Gottesdienste beiwohnen; wogegen Erzherzog Karl, von seinem Vater unterstützt, darauf bestand, nur die katholische Messe und zwar in seiner Hauskapelle anzuhören." Damit ward diesem Intriguenspiele ein Ende gesetzt, zum Verdrusse der spanisch-österreichischen Partei, zur Freude der Franzosen, welche Elisabeth mit Spionen umringt hatten, um im entscheidenden Momente die Heirat zu vereiteln.

Erich Wasa, der unbequemste unter den Freiern, nahm das in süßer Pille gereichte „nein" nicht so bereitwillig auf; die Weigerung schärfte im Gegenteile sein Vermählungsgelüst. Er schrieb Liebesbrief auf Liebesbrief, sprengte die Diplomaten von Audienz zu Audienz, sandte seinen Bruder Johann, Herzog von Finnland, nach London (1559), ließ durch ihn 200000 Dollars unter das Volk werfen und versprach Goldberge für Elisabeths Jawort. Da jedoch ruchbar wurde, Prinz Erich werbe zu gleicher Zeit um Maria Stuart, um Renata von Lothringen und um Katharina von Hessen, so beriefen sich die Fürstinnen, Elisabeth an der Spitze, „auf seine Vielweiberei" und gaben dem ungestümen Erich einen Korb[3]).

[1]) Der englische Diplomat Challoner sagte zu dem österreichischen Gesandten Graf Helfenstein in London, „auf jeden Fall wisse er, daß seine Königin lieber des Erzherzogs Hosen und Wams nehmen werde als den König von Spanien, auch wenn er römischer Kaiser und Herr über ganz Europa wäre." Wertheimer-Relation Helfensteins. Postskript 26. Feb. 1559. Erzherzog Ferdinand, Karls älterer Bruder, auf den Elisabeth zuerst reflektierte, wich der Verhandlung aus. Er vermählte sich später mit Philippine Welser.

[2]) Alvarez de Quadra, Bischof von Aquila, schrieb an seinen Vorgänger de Feria: „die Königin gelobte, sich niemals einen Gemahl zu erwählen, den sie nicht vorerst gesehen. Eben jetzt ist man ausnehmend artig gegen mich und versichert mir, wenn die Verwandtschaft nicht hinderlich wäre, so würde nur König Philipp der Auserwählte sein!" 29. Mai 1559.

[3]) Empört lief Prinz Erich auf den Markt in Stockholm, nahm das Blumenmädchen Katharina Mon und setzte sie zu ihrem Schrecken als seine Gemahlin auf den schwedischen Thron. Mackintosh history of England. pag. 26.

Unterdessen hatte auch der Prinz von Sachsen vergeblich angehalten. 1563 warb der Kurfürst von der Pfalz, der Besitzer des Schlosses Heidelberg, für seinen Sohn Casimir. Der protestantischen Religion angehörig, schien dieser eine sehr geeignete Partie für Elisabeth zu sein. „Wenn seine Galanterie nicht zu einer Reise nach England reicht, kann ich mich nicht binden. Man muß sich doch gegenseitig sehen, hören, beurteilen und vor allem wissen, ob man hübsch oder häßlich ist" äußerte die Königin. Der gutmütige Gesandte Melville reiste nach Heidelberg und brachte von da einen ganzen Stoß Porträts nach London. Alle Mitglieder der pfälzischen Familie, Väter, Mütter, Vettern, Muhmen, alt und jung, groß und klein, waren abgebildet, und Elisabeth betrachtete wie ein lustiges Spielzeug eines nach dem andern. Als Melville Casimirs Porträt pries, blickte die Monarchin das Bildchen kühl an und dankte dann sehr artig, „allein sie traue den Malern und sonstigen Darstellern nicht." Der verdutzte Gesandte sah all' die kostbaren Miniaturen in einer Schublade verschwinden und wagte keine Forderung auf Herausgabe. Einige bald wieder abgebrochene Verhandlungen zwischen beiden Höfen fanden noch statt, und das Heiratsprojekt verlief im Sande[1]. —

Drängte das Parlament in periodisch wiederkehrenden Zeiträumen, so erteilte Elisabeth bereitwilligst Antworten, die jedoch im grellsten Widerstreit zu einander standen. Sie erklärte einmal: „Meine Grabschrift sei dereinst: Elisabeth lebte und starb als Jungfrau" — — dann sagte sie: „Glaubt jemand, ich werde niemals in den Ehestand treten, so irrt er; ich werde mich darein fügen, um eure Bitte zu erfüllen." Als Rückwirkung einer flehentlichen Vorstellung that sie die Äußerung: „Der Ehering ist ein Ring des Joches." Alsbald belebte sie die Hoffnungen durch die Bemerkung: „Wer denkt, ich hätte ein Gelübde gethan, ledig zu bleiben, thut mir Unrecht, denn obgleich ich das Zölibat für ein weibliches Wesen lobe, so ändert sich doch meine Ansicht bei einem gekrönten Haupte. Ich werde mich durch Gottes Gnade vermählen." —

„Gut Ding braucht lang' Weil'," erklärte die Königin am 4. November 1566 ihren Ministern Cecil und Rogens zur Verkündigung im Parlamente. „Ich bin durch andere klug geworden und habe die Schwierigkeit kennen gelernt, eine rechte Wahl zu treffen!"

Die Geldfrage, welche das Parlament bezüglich der Vermählung Elisabeths so loyal erledigen wollte, fertigte sie ab mit dem volkstümlich gewordenen Satze: „Was das Geld anbelangt, so ist es besser in den Taschen meines Volkes aufgehoben als in meinen Schreinen."

Trotz der königlichen Vernunftgründe und den weisen Auseinandersetzungen zog so mancher, den Umständen gemäß, andere Schlüsse; z. B. wagte der entlassene Freier Graf von Arundel zu behaupten: „Die Ursache, weshalb die Königin die fremden Fürsten gleich den einheimischen Peers verschmäht, ist ihr Liebesverhältnis zu Robert Dudley (Graf Leicester). Und der spanische Gesandte de Feria

[1] Der hübsche, geistreiche Casimir tröstete sich mit der Hand einer sächsischen Prinzessin.

schrieb an Philipp II.: „Man sagt, die Königin sei so leidenschaftlich in Robert Dudley verliebt, daß sie ihn nicht von der Seite lassen will und ihn Tag und Nacht in seinem Zimmer aufsucht. Er bot mir seine Dienste bezüglich Erzherzog Karls Werbung an, allein ich traue ihm nicht. Dudleys Gemahlin Amy wird hier nur als ein Hindernis für das Glück ihres Mannes aufgefaßt, obgleich er sie aus Liebe geheiratet hat[1]). Man prophezeit sogar, dies Hindernis werde binnen kurzem gewaltsam aus dem Wege geräumt werden."

Der beargwohnte Held dieser Gewaltthat war also Sir Robert Dudley, geb. 1532. Im Sturmlauf gelangte er vom „gentleman of the Bedchamber" unter Heinrich VIII. zu den höchsten Ehrenstellen durch Elisabeth, um deren Hand er sich 29 Jahre (von 1559—1588) bewarb. Nebst der Verleihung von Titeln wurden Dudley wertvolle Grundstücke, Schlösser und Ortschaften zu Lehen erteilt, darunter das berühmte Rittergut Kenilworth. Sein von Gegnern verfaßter Stammbaum ist folgender: „Sir Robert Dudley ist der Sohn eines Herzogs,[2]) der Bruder eines Königs,[3]) der Enkel eines Esquire, der Großenkel eines Zimmermanns; der letzte war der einzige rechtschaffene Mann in der Familie und der einzige, der eines natürlichen Todes starb."

Lord Robert, der einstige Gespiele Elisabeths, ihr früherer Mitgefangener im Tower, ihr jetziger Günstling, bildete überdies den vollkommensten Gegensatz zu der Königin, damit das auf Ergänzung sich gründende Sprichwort: „Les extrêmes se touchent" wieder bewahrheite.

Nichtig in seinem Wesen, ohne den inneren Trieb, als Feldherr oder Staatsmann etwas Tüchtiges zu leisten, willenlos im geistigen Sinne, verschwenderisch, ohne Wissen und ohne jegliches Pflichtgefühl, war der schöne, glatte, höfliche, galante Dudley das Schoßkind des Hofes. Elisabeth war groß angelegt, voll Sorge für den Ruhm der Nation, für Handel und Wandel im Staate, voll Willenskraft, haushälterisch in den auswärtigen wie in den heimischen Angelegenheiten, voll Verstand, welchen eingehende Studien gereift und gebildet, einsichtsvoll, oft bis zur Selbstverleugnung, wenn es die Wahl ihrer Räte oder den Aufschwung Englands betraf.

Der Staatssekretär William Cecil, der durch seinen Briefwechsel mit Elisabeth in ihrer Gefangenschaft den Grundstein zu seiner späteren Macht legte, trat Dudley in den Weg. Dafür trachtete dieser, den Mann zu stürzen, der nur zu Nutz und Frommen des Landes handelte, erhaben über Geldgewinn war und selbst der Königin Launen zähmte. Frei von Verfolgungssucht, Hochmut und niedriger Schmeichelei, gerecht und kühl bis ins Herz hinein, wandelte er stets die goldene Mittelstraße und lenkte als trefflicher Steuermann das Staatsschiff durch alle Klippen. In seinem Liebesglücke glaubte Dudley leicht zu siegen, trotzdem sich Cecil unumwunden gegen dessen Heirat mit Elisabeth erklärte. Das Entgegentreten Cecils erzürnte wohl die Monarchin, aber sie enthob ihn deshalb nicht

[1]) „nuptiae carnales" sagte Lord Cecil.

[2]) Northhumberland.

[3]) Guilford Dudley, Gemahl der Eintagskönigin Jane Grey.

seiner einflußreichen Stellung, denn den Eingebungen der Klugheit zu folgen war ihr Gesetz, und Cecil gehörte zu den klugen Menschen, deren sie bedurfte.

Plötzlich erscholl die Kunde, die Gemahlin Dudleys sei eines jähen Todes auf ihrem Landsitze in Oxfordshire gestorben.

Sämtliche Diener waren von der Lady weggeschickt worden, bei ihrer Rückkehr fanden sie ihre Gebieterin tot am Fuße einer hohen Treppe. Robert Dudley war während des Ereignisses in Windsor. Argwöhnisch flüsterten die Leute, Lady Dudley sei auf Anstiften ihres Gatten verunglückt. (1560) Die Geistlichen donnerten von der Kanzel herab, denn es lag so mancher Verdachtsgrund vor, der Angeklagte, nach hohem Ziele strebend, habe sich seiner Frau entledigen wollen, welche, von ihm verlassen, in Kummer und Trübsinn ihre Tage verbracht hatte. Lady Dudley wurde prunkvoll begraben, ihr Gemahl gab Befehl, die Thatsache gerichtlich aufzunehmen. Er mußte sich verantworten und wurde von den Richtern freigesprochen wegen Mangels an Beweisen. Viele beharrten trotzdem auf der Meinung, Dudley habe die Ermordung veranlaßt. Elisabeth glaubte nicht an die Schuld ihres Günstlings, aber sie sagte zu Cecil, „sie sei gesonnen, Lord Dudley nicht zu heiraten." — Nun tauchte Herzog von Nemours als Freier auf und wieder unter. Alsbald erschien auch auf der Liebhaberbühne der schöne Herzog von Holstein, holte sich aber statt des gehofften Eheringes nur den Hosenbandorden. Unterdessen war Dudley wieder so sehr in Gunst gekommen, daß ihm Elisabeth die Peerswürde verhieß. Als die Minister jedoch nach einigen Tagen das Patent der Königin zur Unterschrift vorlegten, war die Regentin bereits anderen Sinnes geworden, sie zerschnitt mit einem Federmesser das Patent und sagte zu den verblüfften Ministern: „Die Dudleys waren in drei Generationen Verräter."

Der in seiner Peershoffnung getäuschte Lord grollte. Nach einem einschmeichelnden Versöhnungsakte klopfte ihm Elisabeth reumütig auf die Wange und versetzte, auf die Wappen anspielend: „Nein, nein, der Bär und der brünstige Hirsch sind nicht so leicht besiegt." Und Neigung von der einen, Ehrgeiz von der anderen Seite bewirkten abermals die Eintracht.

Glaubten dann die Höflinge, bei solcher Stimmung sei es angezeigt, der Königin den Vorschlag zu machen, Lord Robert zu heiraten, so verzog sie ihren Mund und entgegnete: „Einen Unterthanen heirate ich nicht."

Dieser Ausspruch hatte jedoch die Beständigkeit der Mondphasen, weil im März 1561 Lord Robert seinem Vermählungsziele so nahe gerückt war, daß er dem Bischofe de Quadra[1]) versicherte, „die Königin sei nun fest gewillt, ihn zu heiraten, falls Philipp II. seine Zustimmung gäbe. Als Gegendienst wolle er, Dudley, dem spanischen Könige fortan mit Leib und Seele dienen, und wenn demselben die von England geschickte Deputation im Konzil zu Trient nicht genüge, so werde er in eigener Person dort erscheinen." Philipp überlegte sechs Wochen, um nicht in eine Falle zu gehen. Dann ging er in die Falle und sandte einen Courier mit dem Versprechen, „die Heirat zu unterstützen; nur verlange er

[1]) Nachfolger des spanischen Gesandten de Feria.

als Beweis, daß es Elisabeth ernst sei, sich mit der katholischen Kirche auszusöhnen, ihre Unterschrift für folgende Punkte: Befreiung der Bischöfe und anderer Katholiken, welche wegen Eidesverweigerung eingesperrt seien, und Freigebung der Messe[1]) bei ihren katholischen Unterthanen.

Lord Robert prahlte nun in der unvorsichtigsten Weise mit dem Entschlusse der Königin und mit seiner Beihilfe, die katholische Religion in England wieder herzustellen. Deshalb bei den Protestanten verhaßt, suchte er nicht ohne Erfolg die Dankbarkeit der Katholiken zu erringen und ergriff die Gelegenheit, sein persönliches Interesse hinter eine große, politisch-religiöse Frage zu verschanzen. Das Konzil von Trient war dazu berufen, die Kirche wieder zu vereinigen und zu reformieren und dazu mitzuwirken hatte sich England bereit erklärt; nur forderte Elisabeth, „daß ihre anglikanischen Bischöfe das Stimmrecht bei dem Konzil haben und daß dessen Beschlüsse im Einklange mit der heiligen Schrift seien."

Bald scheinbar sich zu Spanien, selbst zur katholischen Kirche neigend, so lange die volle Entscheidung durch die tridentinischen Beschlüsse noch nicht vollzogen war (1564), bald wieder scheinbar entschlossen, alle politischen Rücksichten ihrem Gutdünken nachzusetzen, bald alles den Schultern Cecils aufbürdend, schillerte Elisabeth in allen Farben.

Die Diplomaten wurden ganz farbenblind dabei. Papst Pius IV., so wenig er sonst zu irgend einem den Protestanten zu machenden Zugeständnisse die Hand bot, trug doch Bedenken, zu dem letzten Mittel des Bannes gegen Elisabeth zu greifen, obwohl diese ihn als kirchliches Oberhaupt nicht anerkannte, die Eduard'sche Liturgie wieder eingeführt und die Messe abgeschafft hatte.

De Quadra suchte Elisabeths Neigung für Leicester zu kirchlichen und spanischen Zwecken zu verwerten. Eines schönen Sommertages machte er eine Lustfahrt auf der Themse mit Elisabeth und Dudley, um dem Barkenrennen und sonstigen Schifferspielen zuzusehen. Die beiden Liebenden kosten zwanglos und gingen so weit in ihrer Zärtlichkeit, daß Dudley endlich sagte: „Weshalb lassen wir uns nicht auf der Stelle trauen, da ein Priester zugegen ist?" „Weil er nicht genug englisch versteht," versetzte Elisabeth.

De Quadra lächelte, dann erwiderte er ernst: „Wenn Ihr meinem Rate folgt, so schüttelt Ihr die Tyrannei derer ab, die Euch und Euer Land bedrücken. Stellt die katholische Religion und Zucht wieder her und heiratet, wann es Euch genehm ist. Glücklich dünke ich mich dann, Euch als Priester vereinen zu dürfen." — — — — — — — — — — — — — — —

„Ihr werdet mich unbeständig schelten," schrieb de Quadra an Granvelle nach der Wasserfahrt, „daß ich mich heute mit der Königin zanke und morgen in Freud' und Friede mit ihr verkehre. Aber gedenkt des Ausspruches von Pontius dem Samniter, als er die Römer im Thal eingeschlossen hatte."

Und de Silva schrieb im Juli 1564 an Philipp II.: „Ich war in Richmond am Hofe. Der Großkanzler führte mich zu der Königin, welche sich mit ihren

[1]) Auf Abhaltung und Besuch der hl. Messe war Todesstrafe gesetzt.

Damen im Garten ergötzte. Sie empfing mich mit der ausgesuchtesten Güte, führte mich in einen Baumgang und sprach mit mir über eine Stunde von den Verlegenheiten, welche ihre Thronbesteigung mit sich brachte. Das Abendessen wurde mit den gewohnten Zeremonien eingenommen. Ich kann mir nichts Anregenderes denken als die heute mit der Königin geführte Unterhaltung. Die Spielleute mußten Ihrer Majestät Lieblingsstück „Die Schlacht von Pavia" (Battle of Pavia) zum Besten geben. Nach Tische sprach die Königin abermals sehr lebhaft mit mir und den übrigen Anwesenden. Dann zog sie sich in ihr Gemach zurück und empfahl mich Lord Robert, welcher die Gelegenheit benützte, mich seiner Ergebenheit und Dankbarkeit für Euere Majestät zu versichern.

Nach der Rückkehr der Königin begaben wir uns in einen anderen Saal, in dem Theater gespielt wurde. Die Königin machte selbst meinen Dolmetscher. Das Schauspiel drehte sich um eine Liebesheirat. Inzwischen erkundigte sich die Königin nach dem Infanten und fragte mich, ob man wirklich beabsichtige, ihn mit der Königin von Schottland zu vermählen?

„Glauben es Majestät nicht. Se. Hoheit litt derart am Wechselfieber und an anderen Übeln[1]), daß bisher von einer Heirat seinerseits nicht die Rede sein konnte. Nun ist Se. Hoheit besser daran, deshalb ist die Welt bereits schon von Geschichten erfüllt, welche die Zukunft Don Carlos betreffen. Die Unterthanen sind nie müßig, über ihre Fürsten zu sprechen."

„Wahrhaftig, so erzählte man mir vor einigen Tagen, der König, mein Bruder, (Philipp II.) beabsichtige, mir den Infanten anzubieten!" — — —

„Dem Schauspiele folgte eine Mummerei. Dann trat eine Anzahl Personen auf, welche in schwarz und weiß, der Königin Lieblingsfarben, gekleidet waren. Eine derselben deklamierte ein Lobgedicht auf die Königin. Hierauf begaben wir uns wieder in den Speisesaal, wo eine langgestreckte Tafel mit Backwerk und verzuckerten Früchten aufgestellt war. Um 2 Uhr nachts bestieg Ihre Majestät eine Barke und fuhr nach Westminster[2])." Cecil bemühte sich vergebens, die Königin vor dem spanischen Vogelsteller de Quadra zu bewahren. Er wußte, daß dieser alle Mittel anwandte, um Elisabets Heirat mit Dudley zu fördern und ihn, Cecil, bei Lord Robert zu verschwärzen. „Die Angelegenheiten stehen so schlecht, daß ich kaum darüber zu schreiben wage. Wohl denen, welche extra talem jacturam (außerhalb dieser Wechselfälle) leben," lautete Cecils Klage. Aber solche Befürchtungen hegten nur die Eingeweihten und Höflinge. Für die Mehrzahl

[1]) „Don Carlos stieg eines abends im April 1562 eine Treppe hinab, um, wie es heißt, mit der Tochter des Schloßaufsehers im Garten eine Zusammenkunft zu haben, fiel 5—6 Stufen gegen eine Thür und verletzte sich so schwer am Kopfe, daß er besinnungslos in sein Zimmer gebracht ward und eine heftige, mit Fieber und Delirium verbundene Krankheit durchmachte. Das ganze Volk war in Trauer und erflehte durch Gebet und Prozessionen die Hilfe des Himmels. Die Heilung wurde der Wunderkraft eines vor 100 Jahren im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Franziskanermönchs zugeschrieben, dessen Gebeine man auf das Bett des Kranken getragen hatte. Weber, allgemeine Weltgeschichte. Band 11, S. 105—106.

[2]) Froudes History of England.

ihrer Unterthanen war und blieb Elisabeth eine jungfräuliche Königin, welche die Interessen ihres Landes und Volkes vertrat und förderte.

Durch der Monarchin Liebeslaunen und Ernüchterungen war der Hof daran gewöhnt, stets in neue Überraschungen gestürzt zu werden. Zu den eigentümlichsten dieser Art gehörte eine urplötzliche Äußerung Elisabeths, die sie bezüglich einer Heirat im Frühjahr 1565 machte. „Lord Robert," sagte sie, „ist würdig, der Gemahl einer Königin zu werden, da man mir aber soviele Einwendungen macht, so will Ich auf die Heirat mit ihm verzichten und ihn als Bruder lieben, dafür möge sich die schottische Königin Robert Dudley vermählen. Die Verhandlungen über diese Verbindung sind angeknüpft, die Anfrage ist gestellt."

Dies psychologische Rätsel, daß ein weibliches Wesen ihren Geliebten aus eigenem Antriebe einer anderen zum Ehegemahl giebt, löst sich auf, wenn man Elisabeths Eitelkeit und Cecils Politik zusammenfaßt. Der Hang, bewundert zu werden, Anbeter und Freier zu ihren Füßen zu sehen, war bei dieser Königin merkwürdig ausgebildet.

Jegliche Schmeichelei in den grellsten Farben und überschwenglichsten Worten gefiel ihr, die Luft, die sie atmete, mußte durch Huldigungen durchduftet sein, ihr Lob in stets sich erneuernden Wendungen dargebracht werden. Der gute Leicester hatte aber sein Pulver von Liebesbeteuerungen im Laufe der Zeit so ziemlich verschossen, und der Verstandesmensch Cecil bemerkte, daß der etwas lahm gewordene Verehrer durch einen feurigeren ersetzt werden dürfte, und daß mit seiner Vermählung sich zugleich ein politischer Zweck verbinden könne. Elisabeth scheint der eintönigen Anbetung müde geworden zu sein, und Cecil stellte wohl im geeignetsten Augenblicke vor, daß der prahlende Günstling alle anderen Freier verscheuche und daß dem aggressiven Katholizismus der Guisen (Maria Stuarts Verwandte) ein Gegengewicht durch die Vermählung Marias mit dem Protestanten Leicester zu geben sei. Elisabeth billigte seine Behauptung — aber der Plan scheiterte an der Weigerung der schottischen Königin. Wenn auch ihren Gefühlen widerstrebend, wollte Maria nur unter der Bedingung einwilligen, daß Elisabeth gerichtlich Marias Erbrecht für sie selbst und ihre Nachkommen aus der Ehe mit Leicester anerkenne. Elisabeth beschränkte sich, ohne sonstige Verpflichtung, auf den Ausspruch: „wenn Maria ihr traue und sich mit Leicester vermähle, so solle es sie nicht gereuen." Maria mißtraute aber Elisabeth und wählte aus eigener Wahl einen Gatten. Leicester fühlte sich aufs tiefste in seiner Ehre verletzt. Von einer Königin angeboten, von der anderen ausgeschlagen, wollte er der Willkürherrschaft über sein Wesen ein Ende machen und die Scharte auswetzen, welche er dieser Verhandlung verdankte. Er verlangte ungestüm Elisabeths Hand. Dabei, wie Zeitgenossen berichten, „keine Mittel scheuend, seine Feinde aus dem Wege zu räumen. Sir Nikolaus Throgmorton, der sich gegen Leicesters Pläne ereiferte, starb unerwartet nach einem Abendessen bei Lord Robert. Gräfin Lenox[1]), deren

[1]) Nichte Heinrich VIII.; eine Gegnerin Elisabeths. Ihr Schloß war der Sammelplatz der Papisten. Graf Lenox, ein Abkömmling der Stuarts, erhielt von Maria seinen Rang und seine Güter in Schottland zurück. Deren Sohn Darnley wurde Maria Stuarts Gemahl.

Thronansprüche bei einem etwaigen Ableben Elisabeths diejenigen des königlichen Witwers (Leicester) illusorisch gemacht hätten, wanderte nach einem Besuche Lord Roberts, mit allen Zeichen der Vergiftung, ins Jenseits. Und Walter Devereux, Graf Essex, Leicesters Feind, starb in Irland desselben geheimnisvollen Todes."

Unberührt von diesem Verdacht, alle bösen Gerüchte niederschlagend, erfreute Elisabeth fortwährend ihren Liebling durch Auszeichnungen. Sie bezahlte seine Schulden, erhob ihn zu der Würde eines Barons von Denbigh, aber zu seinem dringenden Vorschlag, ihn zu heiraten, sagte sie inmitten der Gunstbezeugungen dennoch nein. Aufs höchste erbost, knüpfte Graf Leicester sofort ein neues Liebesverhältnis mit Lettice Knollys [1]) an, welches mit einer schleunigen Verheiratung zum Abschluß gelangte. Die Königin hatte kaum den waghalsigen Streich vernommen, so ließ sie den Grafen aus den Armen der Neuvermählten reißen und ihn in eine Festung im Parke zu Greenwich stecken. Dann erfolgte die Scheidung der Getrauten. In kurzem wurde ihr um Verzeihung flehender „sweet Robert" wieder ein Gegenstand königlicher Zuneigung. Aber dem vermeintlichen Angeber seiner Heirat schwur Leicester Rache. Es war der französische Vermählungsagent Simier, der sich in jener Zeit in London aufhielt, um für den Herzog von Alençon zu werben, unbeschadet der Mißerfolge des Gesandten Castelnau, der 1566 den vierzehnjährigen Herzog von Anjou (nachmaligen Heinrich III.) oder dessen Bruder Karl IX. vorgeschlagen: zwei politisch glänzende Heiratsanträge, aber die Persönlichkeiten der Bewerber sittlich so verkommen, daß wenigstens, was Anjou betrifft, kaum ein Unwürdigerer in der Geschichte zu finden wäre. „Anbetracht seines Königreiches," sagte Elisabeth, bezw. Karl IX. „ist er ein zu hoher Kumpan für mich, und anbetracht seines Alters ein zu grüner Junge." Um so mehr schlug sie hierauf den jüngeren Bruder Herzog von Anjou aus.[2]) Nun sollte Simier seine Kunst erproben. Denn die doppelzüngige Italienerin Katharina von Medicis stellte, ungeachtet dieser Absagen, ihren dritten jüngsten Sohn Franz Herzog von Alençon als Freier der Königin von England auf! „Den Fehler der zu großen Jugend verbessert er alle Tage," äußerte Katharina zu dem englischen Gesandten Walsingham in Paris, „auch zeigt sich schon der Flaum eines Bartes bei meinem Sohne, und er ist nicht so klein — er ist größer als Ihr." „Oh auf dies kommt es nicht an," erwiderte Walsingham, „denn Pipin reichte nicht an den Gürtel seiner Gemahlin Berta und zeugte doch Karl den Großen! Und wenn Euer berühmter Olivier Du-Gesclin auch nicht mehr als vier Fuß maß, wie sein Grabstein zeigt, so war er doch ein gefürchteter Haudegen, der uns Engländern viel Schaden that."

---

[1]) Im Volkswitze hießen Elisabeth und Lettice Knollys Leicesters altes und neues Testament. Lettice Knollys war die Witwe Walters von Essex, der kurz vorher in Irland nicht ohne Verdacht einer Vergiftung gestorben war.

[2]) Die mehrfach geäußerte Vermutung, diese Werbung sei nur ein Scheinantrag gewesen, um die Protestanten über die Gesinnung der Regierung irre zu führen und sie ahnungslos in die Greuel der Bartholomäusnacht zu stürzen, entbehrt alles geschichtlichen Grundes.

Die Jugend und Kleinheit war also kein Stein des Anstoßes in den Augen des Gesandten, wohl aber in denen Elisabeths. — In den Geburtsstunden der Bartholomäusnacht 1572 verlangte der durch seine finstere Mutter bewogene Karl IX., Elisabeth möge die Hugenotten ausliefern, die sich nach England geflüchtet. Aber Elisabeth betrachtete die Hugenotten nicht als Rebellen und war nicht gesonnen, das englische Asylrecht Preis zu geben. Obgleich die Blutthat der Bartholomäusnacht dann als Notwehr gegen Verschwörer und Aufrührer den protestantischen Regierungen und Unterthanen dargestellt wurde, erregte sie Entsetzen bei Elisabeth und eine Befriedigung, Karl IX. ausgeschlagen zu haben. Ihr Freier Alençon, der die Grausamkeit seiner Mutter und seines Bruders verurteilte, wurde in Paris in Haft gehalten; befreit, stellte er sich, ein katholischer Fürst, an die Spitze des hugenottischen Heeres zum Trotze Heinrich III., der nach Karls Tod 30. Mai 1574 an die Regierung gekommen war. Da indes der Bürgerkrieg und die Untauglichkeit des genußsüchtigen Königs als Feldherr den königlichen Interessen entgegen stand, so leitete Katharina von Medicis vier Jahre nach der Bluthochzeit für die Reformierten günstige Unterhandlungen ein.

Sie wollte Zeit gewinnen, Zwietracht in die Gegenparteien einstreuen, neue Streitkräfte sammeln. Unterdessen gestattete Katharina den Reformierten freie Religionsübung, den Wiedereintritt in die Rechtskammer, in Amt und Würde. Der begnadigte Alençon erhielt Berry, Touraine und Anjou nebst einer Apanage von 100000 Thalern. Kräftiger als zuvor wurde die Heirat des nun zum Herzoge von Anjou beförderten Prinzen verhandelt. Fünf Diplomaten, Simier, Bacqueville, Rambouillet, Castelnau und Villeroy arbeiteten im Schweiße ihres Angesichtes, um Elisabeths Herzensfestung für Anjou zu erobern. Cecil, seither zum Lord Burleigh erhoben, billigte den Plan und meinte, eine Besprechung der Königin und ihres Freiers werde einen guten Ausgang nehmen, indes Walsingham stark zweifelte, ob des Herzogs Äußere den Ansprüchen Elisabeths genüge![1])

Im Jahre 1580 traf der Vielbesprochene in London ein. Die Königin empfing ihn mit auffälliger Zuvorkommenheit. Die Freuden der Hauptstadt, Maskeraden, Theater, Tänze, Jagden, Ritte und Wasserfahrten füllten die Tage des Gefeierten aus. Die Höflinge, in ein katholisches und ein protestantisches Lager geteilt, stritten in betreff der eventuellen Vermählung, nur die Klugen erklärten, erst was man mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Ohren hört, ist Wahrheit. Flugschriften und Epigramme erschienen; mit gleicher Heftigkeit zürnte der schottische Reformator Knox, „dem eine Messe schrecklicher war als zehntausend bewaffnete Feinde,“ ebenso der spanische Gesandte, welcher an Philipp schrieb „diese Königin Elisabeth hat hunderttausend Teufel im Leibe.“ Dem eifernden Puritaner Stubbs ward ob seiner Flugschrift die Hand von rechtswegen abgeschlagen, und gleichwohl rief er, noch den verstümmelten Arm erhebend, „Gott erhalte Königin Elisabeth“ (God save Queen Elisabeth). Dies ist ein beredtes Zeugnis, wie tiefgewurzelt der Queen Bess Volkstümlichkeit war. Für das, was

[1]) Des Herzogs von Anjou Porträt durfte bei Strafe ohne Katharinas Bewilligung weder gemacht noch versandt werden. „Ganz wie in China,“ fügte Walsingham bei.

die Regierung Gutes that, dankte ihr das Volk, das Schlimme legte man ihren Räten zur Last.

War es der Reiz der Neuheit, daß der französische Prinz Elisabeth so wohl gefiel?

Wahrlich war es nicht seine Schönheit, für welche die Königin so empfänglich war, der Herzog von Anjou war häßlich und pockennarbig und trug die Spuren seiner Ausschweifungen sichtbar an sich. Seine Nase war so groß, daß es schien, als habe er zwei Nasen; deshalb erschien folgendes Libell über ihn, worin er geistig und physisch getadelt wird:[1])

„Das Wohlgefallen Elisabeths", sagt Mackintosh, „mag unter die Launen des weiblichen Geschlechtes gezählt werden." Der rachesüchtige Leicester ging in seinem Verdruße so weit, daß er Simier anklagte, als Hexenmeister Elisabeth einen Liebestrank gereicht zu haben. Nur dadurch sei die Neigung der Königin zu dem Herzoge von Anjou erklärbar. Elisabeth nahm Simier und dessen Genossen in Schutz und verblüffte eines Abends, bei der Festfeier ihres Geburtstages, den ganzen Hof durch einen Liebesstaatsstreich. Den langersehnten Verlobungsring am Finger erschien Herzog von Anjou. Er ließ das wertvolle Unterpfand funkeln und ergötzte sich stundenlang damit, seine Neider förmlich zu blenden. Daß die verworrene, in ferne Nebel getauchte Vermählung Elisabeths nun zur Thatsache werden sollte, erregte heftig alle Gemüter. Couriere jagten nach Frankreich, Freudenglocken erklangen in katholischen Städten, das Volk jauchzte.

Drei Tage darauf verstummten Glocken und Jubel: des Herzogs Verlobung erwies sich als Fehlgeburt.

Weshalb?

Graf Leicester, der Prätendent im vorzüglichsten Grade, hatte alles aufgeboten zur Erreichung seines Zweckes. Die männliche Hilfsarmee hatte sich als ohnmächtig erwiesen, da wandte er sich an die weibliche. Mit süßen Worten und klingender Münze gewann er bald die ganze Scala von der Palastdame bis zur Zofe hinab, und gleich nach der Verlobungsfeier, als sich Elisabeth zur Ruhe begab, flehten und weinten Ladies und Dienerinnen, „denn der Königin Thron und Leben stünden auf dem Spiel, wenn sie den Herzog von Anjou heirate." Wie besorgt und gewandt begründeten sie die Voraussicht! Der Redepfeil traf. Die Königin wurde schwankend. Sie verlangte am frühen Morgen eine vertrauliche Unterredung mit ihrem Verlobten. Zwei Stunden später war die Verlobung rückgängig. Der Herzog wütete über die Unbeständigkeit der Frauen überhaupt und der gekrönten insbesondere, schleuderte seinen Ring auf den Boden und verwünschte sein Schicksal, die Zielscheibe des Spottes von ganz Europa zu sein. Aber Elisabeth verstand sich darauf, Gedanken zu verblümen und neue Gefühle heraufzubeschwören. Ihre Liebenswürdigkeit wetteiferte mit ihrer List, um den Prinzen zu versöhnen. Ob-

[1])
„Engländer, seid nicht d'rüber erregt,
Wenn ein Franzose zwei Nasen trägt,
Zu einem Doppelgesicht nach Recht und Brauch
Gehören gewiß zwei Nasen auch."

gleich er wegen damaliger politischer Wirren in den Niederlanden verlangt wurde, so verweilte er, von Elisabeths Reizen gefesselt, am englischen Hofe, und — man erlebte eine neue Auflage von der Verlobung der Königin mit dem Herzoge.

Fieberischer als je betrieb nun Frankreich die Jagd nach der englischen Krone „und die Heirat wäre zu stande gekommen“, sagte der diplomatische Walsingham, der den Sand nicht merkte, den seine Monarchin ihm in die Augen streute, „wenn Heinrich III. auf ein Schutz- und Trutzbündnis mit England eingegangen wäre.“ Elisabeth gab vor, daß nicht ihre Unschlüssigkeit, sondern des Königs politische Unfähigkeit und seine Genußsucht die Ursache des Scheiterns seien. Als sich Anjou endlich doch im Februar 1581 nach den Niederlanden begab, begleitete ihn Elisabeth bis Canterbury, und die vornehmsten Edelleute gaben ihm das Geleite bis Antwerpen.

„Auf Wiedersehen im März“, lautete der Abschiedsgruß.

Der Herzog von Anjou, von verräterischen Freunden umgeben, die er seinerseits wieder verriet, in Kämpfe verwickelt, die unglücklich für ihn endeten, in seichte Liebesabenteuer verstrickt, die ihm Leib und Seele verdarben, von treulosen Verwandten umringt, die ihn endlich aller Macht entsetzten, starb am 10. Juni 1584, ohne die jungfräuliche Königin ihren Grundsätzen untreu gemacht zu haben. Damit erloschen auch Leicesters Heiratshoffnungen, die Vermählungspläne der alternden Königin. Ihren zahlreichen Freiern gegenüber hatte sich Elisabeth der mannigfaltigsten Ausflüchte bedient, den wahren Grund aber verschwiegen. Dieser war „daß die Ärzte sie wegen ihres eigentümlichen Körperbaues vor der Lebensgefahr, in welche sie durch Schwangerschaft geraten würde, warnten.“

Aus den Aufzeichnungen eines alten preußischen Staatsmannes.

II.

Mit der Entwickelung unserer Verhältnisse erweiterte sich natürlich auch der politische Gesichtskreis der dabei Beteiligten, und man kann nicht leugnen, daß in Frankfurt a. M., allerdings mit vielem Professoren-Unsinn vermischt, die Politik von Hause aus in einem höheren Style betrieben wurde und zwar so, daß nicht allein auf der Rechten mehr Einsicht und Verständnis, sondern auch auf der Linken mehr Energie und Opferwilligkeit vorhanden waren.

Die Persönlichkeiten, welche dort besonders in den Vordergrund traten, waren auf der einen Seite die Herren von Vincke, von Gagern, von Radowitz, Simson, Fürst Lichnowski, General von Auerswald, und auf der andern Dr. Löwe, Robert Blum, Hecker, Struve, Fröbel und wie die heute fast schon vergessenen Führer der süddeutschen Demokratie sonst noch hießen. Von diesen wurde Robert Blum besonders durch seinen tragischen Ausgang in Wien bekannt, wohin er sich nach der Weise der

französischen Konvents-Deputierten hatte entsenden lassen, um die österreichischen Verhältnisse vom Standpunkte des deutschen Reichs in Ordnung zu bringen, wo er jedoch bei dem Fürsten Windischgrätz, der damit von Seiten Österreichs betraut war, eine sehr wenig sympathische Aufnahme fand.

Aus dem eigentlichen Volke hervorgegangen, ein Mann von nicht gewöhnlichen Geistesgaben und von einer nicht unbedeutenden populären Beredsamkeit, die jedoch allerdings mehr auf dem Markte als in dem Parlament ihre rechte Stelle fand, übte er auf die Volksmassen einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus, wie er denn auch stets mit großer Emphase versicherte: „Links sitzt das Herz des Menschen, und auf der Linken schlägt das Herz des Volkes." Schon damals konnte man übrigens bemerken, daß nur zwei Fragen das Herz des deutschen Volks lebhafter bewegten, und zwar neben der sozialen die deutsche Frage, die auch seitdem auf der Tagesordnung geblieben sind und neben denen alle anderen Fragen nur künstliche Allotria waren und sind.

Von den preußischen Abgeordneten im deutschen Reichsparlament war unzweifelhaft Herr von Radowitz als Staatsmann der bedeutendste, wenngleich er sich auch noch in der Illusion bewegte, die deutsche Einheit durch schöne Redensarten zu Stande bringen zu können. Eifriger Katholik und doch Freund und Vertrauter des Königs, ging er von der Auffassung aus, „daß der Leuchter der römischen Kirche in den romanischen Staaten von seiner Stelle gestoßen werden, daß diese Kirche aber auf dem märkischen Sande neu erblühen würde," doch wurde er eben um dieser seiner Anschauung willen von anderer Seite mit großem Mißtrauen betrachtet. Wir besitzen noch eine Denkschrift über ihn, die von einer dem königlichen Hause sehr nahe stehenden Person verfaßt worden ist, deren Inhalt aber leider die Veröffentlichung unmöglich macht. „Er wird die deutsche Einheit nicht schaffen", sagte mir damals ein hervorragender Mann, „aber er wird Preußen ruinieren", und es war dies auch wohl der Grund, aus welchem die altpreußische Partei ohne Unterlaß und sehr wider den Willen des Königs an seinem Sturze arbeitete, und zwar gelang dies dadurch, daß man ihn zwang, demnächst selbst das Portefeuille des Auswärtigen und damit auch die Verantwortung für die von ihm bis dahin im Schatten des Geheimnisses betriebene Politik zu übernehmen. Es dauerte denn auch nicht lange, bis er am Ende seiner Staatsweisheit angelangt war und zwar so, daß sein Rücktritt das einzige Mittel blieb, einen damals für Preußen verhängnisvollen Krieg zu vermeiden. Natürlich betrachtete er sich selbst als ein Opfer der Reaktion und tröstete sich mit dem Gedanken, daß die preußischen Junker zu borniert seien, um seine Politik zu begreifen.

Anders der Herr von Gagern, der sich auch für einen deutschen Staatsmann hielt und dabei gar nicht zu bemerken schien, daß er einfach an der Leine Österreichs lief. Sein kühner Griff und die Fehlgeburt des deutschen Reichsverwesers waren einfach ein Manöver der österreichischen Kabinetspolitik, und Herr von Bismarck-Schönhausen sagte damals sehr zutreffend: „Ich kann mir den Gagern eigentlich nicht gut ohne Blechharnisch denken. Das rasselt so nicht genug, wenn er sich auf die Brust schlägt."

Natürlich dauerte das deutsche Reichsvergnügen nicht lange, und es war damals — was nicht vielen bekannt geworden ist — ein Leitartikel der Kreuzzeitung, welcher den Entschluß des Königs, die deutsche Kaiserkrone abzulehnen, zur Reife brachte. „Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest", das war — wie die Kreuzzeitung sagte — die Widmung, mit der die Demokratie die Kaiserkrone überreichte, und der bibelfeste König wußte die Parallele wohl zu würdigen. Hierbei mag noch bemerkt sein, daß es nicht von ungefähr ist, wenn von Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums nicht nach dem Kriege mit Österreich, sondern erst nach der Niederlage Frankreichs die Rede gewesen ist. Nicht die geschlagenen, sondern erst die siegreichen deutschen Fürsten waren dazu berufen und legitimiert, ihren siegreichen Heerführer als Cäsar zu begrüßen, und zwar nicht gezwungen, sondern freiwillig und aus eigener Initiative. Es ist dies ein Gedanke, der einen besseren Urheber hat als uns selbst.

Groß war die Selbsttäuschung, die damals in den Reihen derjenigen herrschte, die sich berufen glaubten, die Rechte der deutschen Nation mit den Waffen in der Hand zu vertreten, und die da glaubten, die deutsche Kaiserkrone — wie sich ein namhafter Mann ausdrückte — aus getrocknetem Schmutz fertigen zu können. Schade um das edle, deutsche Blut, das damals auf beiden Seiten vergossen worden ist! Wir sind nicht einseitig und parteiisch genug, um leugnen zu wollen, daß in den Reihen der aufständischen deutschen Jugend neben vielem Unverstand auch viel wirkliche Begeisterung herrschte. Wir haben damals gehört und gesehen, mit welchen Gefühlen und Hoffnungen jene jungen Männer in den Kampf zogen, und es wird uns unvergeßlich bleiben, wie der junge Dortu, der einzige Sohn reicher Eltern in Potsdam, im Gefängnis von seinem eigenen Vater dazu verpflichtet wurde, in keinem Falle um Gnade zu bitten.

Es wurde ja damals viel gesprochen, doch war es auf beiden Seiten fast immer dasselbe, Gemeinplätze, die kaum der Erinnerung wert sind, und Phrasen, von denen man mit Arthur Schopenhauer sagen könnte: „Sie redeten eine Sprache, welche man bis dahin außerhalb des Irrenhauses noch nicht gehört hatte," sodaß zuletzt Kaiser Zigaro I. — wie man den Kölner Zigarrenhändler Raveaux scherzweise nannte — eine Rolle zu spielen vermochte. Das Ende vom Liede war, daß die Führer jener Bewegung, nachdem sie sich teilweise ziemlich reich mit Reisegeld versehen hatten, zeitweilig, sei es in Frankreich, sei es in Amerika, sich in Sicherheit brachten, bis die Siegestrompete Bismarcks sie wieder in ihr Vaterland zurückrief; und daß der bereits entschlafene Bundestag wieder aufgeweckt und daß in Preußen von neuem ein Polizeiregiment inauguriert wurde, das selbst den Fürsten Metternich befriedigt haben dürfte.

Die vielgenannte Landratskammer galt damals als das Ideal einer Volksvertretung, und die Demokratie hatte nicht ganz Unrecht, wenn sie jenes leere Spiel mit parlamentarischen Formen als die gefährlichste Spielart des bureaukratischen Absolutismus und des gesinnungslosen Strebertums kennzeichnete. Uns sind aus jener Zeit Personen bekannt, bei deren Abreise man die sämtlichen Kammervorlagen, die sogenannten Schinken, uneröffnet vorfand, ja wir erinnern uns eines

sehr peinlichen Zwischenfalles, wo selbst der Präsident des Abgeordnetenhauses, damals ein Konservativer, den betreffenden Bericht, über welchen verhandelt werden sollte, nicht gelesen hatte in der Hoffnung, daß ihn die Diskussion über den Inhalt desselben orientieren würde. Nun meldete sich aber niemand zum Worte, und der Präsident wußte sich deshalb nicht anders zu helfen, als daß er den fraglichen Bericht in der Sitzung wörtlich vorlas. Freilich wurde der betreffende Herr nicht wieder gewählt, doch war damit die Blamage nicht abgethan.

Aus den Reihen der liberalen Bureaukratie sind noch zwei Männer zu nennen, die dem damaligen parlamentarischen Leben ein eigentümliches Gepräge verliehen. Es waren dies der frühere Generalsteuerdirektor, der sogenannte „alte Kühne“, und der spätere Präsident Wenzel, Staatsanwalt zur Zeit des großen Polenprozesses und eine Zeit lang sogar Kandidat für das Justizministerium, das er jedoch ablehnte, weil ihm die Situation als zu unsicher erschien. Leicht verständlicher Weise wurden damals von den verschiedensten Seiten sehr sonderbare wirtschaftliche und soziale Theorien zum Besten gegeben. Ich sehe den alten Kühne immer noch vor mir, wenn er den Kopf schüttelte, mit der Hand winkte und dabei halblaut sagte: „Schwindel, alles Schwindel!“

Leider ist diese Garnitur alter preußischer Beamter so ziemlich ausgestorben, Männer, die sich mit ihrem Amte völlig identifizierten, aber auch keinen Widerspruch duldeten und die hergebrachten Regierungsgrundsätze als eine Art von politischem Katechismus behandelten. Sprachen sie auch nicht vom beschränkten Unterthanenverstande, so stand der Satz doch in der Praxis für sie fest, und der Professor Leo hatte ganz Recht, wenn er sagte: „Ich glaube zwar jetzt nicht mehr, was ich als Junge glaubte, nämlich daß der König selbst des Nachts im Bett die Krone aufhätte; aber ich sehe doch hier, wer eigentlich regiert und daß der König nicht den zehnten Teil von dem erfährt, was er eigentlich wissen sollte.“ Der König Friedrich Wilhelm IV. wußte dies auch, doch pflegte er sich damit zu beruhigen, daß er sagte: „Glauben Sie, daß das jemals in Preußen anders gewesen ist oder anders werden wird?“

Herr Wenzel war ein außerordentlich leistungsfähiger Arbeiter, doch kam es ihm auch nicht darauf an, bei einem fröhlichen Gelage bis an den Morgen zu verweilen, wehe aber demjenigen seiner Beamten, der dessen ungeachtet nicht zur Stunde auf dem Platze war: „Wenn Sie das nicht leisten können, dann müssen Sie so etwas nicht mitmachen.“ Sehr spaßhaft war die Art, wie er einem etwas aufgeblasenen Kölner Advokaten im Landtage seinen Standpunkt klar machte. Dieser Herr hatte sich im Jahre 1848 etwas sehr weit nach links avanciert und erschien nun plötzlich als Muster-Konservativer im Landtage mit dem ausgesprochenen Anspruch, daß erst mit ihm der Mann erschienen sei, der allen Parteien den Standpunkt klar machen würde. Wenzel erwiderte ihm darauf, daß zwar im Himmel Freude sei über einen Sünder, der Buße thäte, dieser Satz aber im preußischen Landtage doch nur mit einem Vorbehalt gelte und daß in seiner eigentümlichen Lage die Bescheidenheit eine große Zierde für ihn sein würde. Nun bediente er ihn mit seinen früheren Auslassungen in einer Weise, daß der be-

treffende Herr verstummte und aus dem Landtage auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Es kann nicht überraschen, daß nach den Erfahrungen, die man in den fünfziger Jahren in Österreich und Rußland gemacht hatte, in den patriotischen und denkenden Kreisen Preußens der Gedanke Platz griff, daß man so etwas nicht zum zweiten Male erleben dürfe und daß die tiefe Demütigung, die man in Olmütz sehr wider Willen auf sich genommen und an welcher der damalige Ministerpräsident, Graf Brandenburg, gestorben sein soll, eine entsprechende Genugthuung verlange, und es war deshalb auch selbstverständlich, daß die gesamte Politik Preußens mit mehr oder weniger Verständnis und Energie auf diesen Zweck zugeschnitten war. Insbesondere war es die Armee, der man sein Augenmerk zuwandte, da es hauptsächlich die dort vorgefundenen Mängel waren, die das schließliche Nachgeben Preußens zu einer Notwendigkeit gemacht hatten. Es war der damalige Chef des Militär-Kabinets, der spätere Feldmarschall Freiherr von Manteuffel, der zuerst den wiedereingerissenen Schlendrian durchbrach, indem er nicht allein jüngeres und frischeres Blut in die höheren Befehlshaberstellen brachte, sondern auch den Friedensdienst vor der Versumpfung und dem Versinken in einen geistlosen Gamaschendienst bewahrte.

Man zitierte damals von ihm den Ausspruch, daß es unmöglich sei, das Wohl und Wehe Preußens auf den mehr oder weniger guten Willen von sechzig tausend Landwehrleuten zu stellen, und daß man sich mit der üblichen Art der Paraden und Manöver nur blamiere, da man im Kriege schwerlich einem Feinde begegnen würde, der seine Pläne vorher mitteile oder seine Stellung gar mit Steinen markiere. Wir erinnern uns noch sehr wohl der großen Entrüstung, welche die ersten Pensionierungen und Versetzungen aus der Garde erregten, und wie ein alter General damals ganz ernsthaft versicherte: „Der Mann ruiniert die preußische Armee.“

Natürlich war es nicht leicht, eine langjährige Tradition zu durchbrechen, ebenso wie die Generation, welche die Befreiungskriege mitdurchlebt hatte, nur sehr schwer und sehr allmählich davon zu überzeugen war, daß das Testament Friedrich Wilhelm III. nicht mehr gelte und daß wir zunächst Österreich gegenüber va banque zu spielen hätten. Der Mann, bei dem diese Überzeugung am lebhaftesten und energischsten zum Ausdruck gelangte, war der Herr von Bismarck-Schönhausen, wobei man es indessen niemals vergessen darf, daß auch in ihm jene Anschauung nur langsam und allmählich zum Durchbruch gelangte. Es bedarf nur eines oberflächlichen Vergleichs seiner Haltung auf dem Unionsparlament in Erfurt und seines späteren Auftretens am Bundestage und im Juli des Jahres 1866, um die große Differenz zu erkennen, die sich an der Hand der Erfahrung in ihm vollzogen.

Während er bis dahin mit gläubigem Vertrauen in der Legende der österreichischen Freundschaft gelebt, hatte er als preußischer Bundestags-Gesandter vollauf Gelegenheit, diese Freundschaft in der Nähe zu betrachten und seine Kollegen aus den kleinen deutschen Raubstaaten von damals zur Genüge würdigen

zu lernen. Über diese seine Kollegen spricht er sich in einem Briefe d. d. Frankfurt den 5. Juni 1851 in nachstehender Weise aus: . . . „Ich langweile mich hier unglaublich; der einzige Mann, der mir gefällt, ist Schele, der hannoversche Gesandte. Die Österreicher sind intrigant unter der Maske burschikoser Bonhommie und suchen uns bei kleineren Formalien zu übertölpeln, worin bis jetzt unsere einzige Beschäftigung besteht. Die von den kleinen Staaten sind meist karrikierte Zopfdiplomaten, die sofort die Bericht-Physiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Zigarre bitte, und Blick und Wort mit Regensburger Sorgfalt wählen, wenn sie den Schlüssel zum — fordern."

Wir sind gewiß, daß dem Auftreten Bismarcks am Bundestage von Hause aus ein wohlüberlegter Feldzugsplan zum Grunde lag. Er wollte, wie er sagte, dem österreichischen Präsidialgesandten, der die übrigen Mitglieder des Bundestags als seine Untergebenen zu behandeln gewohnt war, zeigen und ihn daran gewöhnen, mit ihm auf gleichen Fuße zu verkehren und zu verhandeln, um damit indirekt diese Gleichberechtigung auch in das Verhältnis der beiden Regierungen zu einander einzuführen, und er hatte sehr bald die Genugthuung, daß auch die kleineren deutschen Staaten, seinem Beispiele folgend, anfingen sich zu emanzipieren. Dabei ging sein Zweck, wie dies auch der Verlauf der Entwickelung deutlich herausstellte, nicht etwa dahin, Österreich zu schwächen oder gar sich mit demselben unheilbar zu entzweien, vielmehr wurde von ihm alles darauf zugeschnitten, dem bisherigen Intrigenspiel der beiden Mächte gegen einander ein Ende zu machen und durch Beseitigung der Steine des Anstoßes eine dauerhafte, nachhaltige und auf die Gemeinschaft der Interessen begründete Freundschaft zwischen beiden zu ermöglichen.

In welchem Maße ihm dies gelungen und wie sehr seitdem nicht bloß die Bedeutung und der Einfluß Preußens, sondern gleichmäßig auch die Stellung und Macht Österreichs gewachsen sind, liegt heute für jedermann handgreiflich zu Tage. „Ich weiß wohl," sagte Herr von Bismarck, „daß man mich nicht allein in Paris und Petersburg als einen Durchgänger betrachtet, sondern daß man meine Bestrebungen auch in Wien nicht ernsthaft nimmt, sondern mein Auftreten als den Ausdruck eines gewissen Junkerhochmuts betrachtet, doch hüte ich mich wohl, die Herren Zopfdiplomaten in dieser Auffassung zu stören. Ich stehe hier ganz auf dem Standpunkt Talleyrands, dem bekanntlich eine Million nicht zu viel war, wenn er sich dafür das dumme Gesicht eines seiner Kollegen verschaffen konnte. Man glaubt mit mir zu scherzen und zu spielen und wird umsomehr überrascht sein, wenn plötzlich der Ernst meiner Aktion zu Tage tritt."

Es ist durch Poschinger bekannt geworden, mit welcher Sicherheit Herr von Bismarck schon in Frankfurt die Situation und deren notwendige Entwickelung im voraus erkannt und wie schnell sich demnächst auch Österreich davon überzeugt hat, den Schwerpunkt seiner Politik von Westen nach Osten verlegen zu müssen. Damals freilich sahen die vornehmen österreichischen Diplomaten mit souveräner Geringschätzung auf den kleinen preußischen Junker herab, und wir haben selbst aus dem Munde eines hochgestellten österreichischen Staatsmannes die Äußerung

vernommen: „Dieser neue preußische Stern wird in nicht zu langer Zeit als Sternschnuppe zu Ende gehen und wird uns um so bessere Dienste leisten, als wir ihn wenigstens eine Zeitlang als schwarzen Mann gegen die kleineren deutschen Fürsten verwerten können."

Diese Auffassung lag um so näher, als auch in Preußen selbst die Politik des Herrn von Bismarck vielfach den entschiedensten Bedenken begegnete und insbesondere sein damaliger Vorgesetzter, Herr von Manteuffel, sich einigermaßen in der Lage einer Henne befand, die Enteneier ausgebrütet hatte. Selbst der König Friedrich Wilhelm IV. und dessen nächste Umgebung betrachteten das Auftreten Bismarcks nicht ohne ein gewisses Mißtrauen, weil der Gedanke, nicht bloß mit Österreich, sondern auch mit dem deutschen Bunde einen ernsthaften Krieg zu führen, eine Eventualität war, welche die meisten Politiker jener Zeit kaum zu Ende zu denken wagten. Es galt dies ziemlich gleichmäßig, wenn auch aus verschiedenen Gründen, von allen Parteien; auf der Linken, weil man dort die deutsche Einheit ertrinken, ersingen, erturnen und auf der Scheibe zusammenschießen wollte, und auf der Rechten, weil man sich in dem alten Schlendrian gefiel und die Lehnsfolge, welche Preußen Österreich leistete, mit Freundschaft verwechselte.

Insbesondere war es Herr von Radowitz, der in der deutschen Frage noch immer das Ohr des Königs besaß, der die Stellung der katholischen Großmacht Österreich in Deutschland intakt bewahren wollte, obschon er sich durch seine eigenen vergeblichen Versuche, das preußische Interesse in Wien zur Anerkennung zu bringen, wohl hätte davon überzeugen können, daß man dort fest entschlossen war, Preußen in Deutschland nicht die geringste Konzession zu machen, vielmehr dasselbe zuerst zu erniedrigen und alsdann zu nullifizieren oder, wie dies französisch lautet: Avilir et anéantir.

Wir hatten schon darauf hingedeutet, in welcher Weise der Verlauf des Krimkrieges sich für die Entwickelung der preußischen Politik als förderlich erwies. Während Österreich Rußland den Beweis in die Hand gegeben, wie undankbar es zu sein vermöge, war es in Preußen gelungen, den berechtigten Unwillen des Königs über gewisse verletzende Äußerungen des Kaisers Nicolaus, der den König von Preußen nach dem damaligen Ausdruck der demokratischen Presse noch immer als Unterknäs behandeln zu wollen schien, zu versöhnen, so daß die Haltung Preußens den üblen Willen Österreichs paralisierte. Anderenfalls würde Rußland später schwerlich dem Entscheidungskampfe zwischen Österreich und Preußen Gewehr bei Fuß zugeschaut haben. Außerdem war nach Abtreten des Kaisers Nicolaus von der politischen Schaubühne diejenige Persönlichkeit beseitigt, welche bis dahin die politische Situation beherrscht hatte, und zugleich für alle Interessenten das politische und militärische Können Rußlands auf sein rechtes Maß reduziert.

Der erste, welcher dies in seiner Weise auszunutzen verstand, war der Kaiser Napoleon III., indem er das durch den Krimkrieg isolierte Österreich aus Italien verdrängte und dort ein neues Königreich etablierte. Aus naheliegenden Gründen

stand damals die gesamte Linke, wenn auch nicht auf seiten des Kaisers Napoleon, so doch auf seiten des Grafen Cavour, während die Konservativen sich wieder durch die Reminiscenz an die alte Freundschaft mit Österreich verleiten ließen, auf die Unterstützung Österreichs zu dringen, und ein Teil derselben sogar so weit ging, selbst den König von Neapel auf den Schild zu erheben. Es war damals noch die Zeit, wo man diejenigen Leute, die mehr mit dem Gefühle als mit dem Verstande Politik trieben, mit dem Köder der Legitimität einzufangen pflegte, wie dies ja mit der Phantasmagorie der heiligen Allianz lange Jahre hindurch gelungen war.

Man mutete uns damals bekanntlich zu, den Rhein am Po zu verteidigen, obschon kein ernsthafter Politiker darüber zweifelhaft sein konnte, daß in diesem Falle die österreichischen Staatsmänner von damals die ersten sein würden, uns ebenso wie Rußland den Beweis ihrer Undankbarkeit zu liefern und sich auf unsere Kosten mit Frankreich zu verständigen. In der nächsten Umgebung des Königs war eben zu jener Zeit die Ansicht maßgebend, daß unter allen Verhältnissen der Kaiser Napoleon unser entschiedenster und gefährlichster Feind sei, eine Ansicht, die ja auch später zu ihrem Rechte gekommen ist, deren Geltendmachung aber damals noch verfrüht war. „Politik ist ein Rechenexempel mit benannten Zahlen“, sagte uns ein namhafter Staatsmann, „und wenn wir preußische Politik treiben wollen, dann sollten wir vor allen Dingen bei dem alten Fritz in die Schule gehen.“ „Unter Staaten kann man die Liebe in der That als eine auf gute Armeen und Finanzen gegründete gegenseitige Achtung definieren, und wenn man etwas Anderes erwartet, dann thut man besser, sich seinen Beruf außerhalb der Diplomatie zu suchen. Sentimentale Politiker sind eine sehr gefährliche Spielart, und ich kenne nur noch ein Genre, welches bedenklicher ist, und das sind die pfiffigen Lügner, die heute niemanden mehr betrügen als sich selbst.“

Natürlich war es nicht leicht, einer solchen Auffassung der Politik in Sanssouci zum Siege zu verhelfen, da der König trotz seiner deutschen Liebhabereien doch zu sehr in der politischen Tradition befangen war und vor dem Gedanken einer Radikalkur nicht bloß aus politischen, sondern auch aus religiösen Gründen zurückschreckte. „Man kann sich noch immer nicht“ — wurde mir von anderer Seite gesagt — „mit dem Gedanken befreunden, daß Preußen auch ohne Österreich und Rußland etwas bedeutet und bedeuten muß, und man hat es leider zu schnell vergessen, daß Preußen die eigentliche Seele der Koalition war, welche den Sturz Napoleons I. vollendete. Die Prophezeiung desselben, daß Europa in fünfzig Jahren kosakisch oder republikanisch sein werde, ist wie so manches Andere, was er gesagt, nicht in Erfüllung gegangen, mit Ausnahme Frankreichs, welches wie ein politischer Trunkenbold stets zwischen den beiden Extremen hin- und herschwankt.“

Niemand erkannte dies schon zu jener Zeit klarer als Herr von Bismarck, der als den Grundgedanken seiner Politik proklamierte: Preußen auf seine eigenen Füße zu stellen; Deutschland gegen jedes Eindringen des Auslandes, insbesondere Frankreichs, hermetisch zu verschließen, für Preußen auf dem einen oder anderen

Wege die maßgebende Stellung in Deutschland zu gewinnen und kraft einer durch das eigene Interesse geleiteten Politik Preußen resp. Deutschland zu einem politischen Magnet für alle Allianzen zu erheben. „Wer weiß, was er will, und sich durch nichts irre machen läßt," sagte er, „der zwingt alle anderen schließlich mit seiner Politik zu rechnen."

Es war ein Glück für Preußen, daß der Kaiser Napoleon jene weit ausschauende Politik anfangs ebenfalls nicht ernsthaft nahm und im Kreise seiner Vertrauten sogar darüber spottete. „Dieser kleine märkische Edelmann," meinte er, „scheint in Deutschland Cavour spielen zu wollen, doch wird ihm dabei nichts weniger fehlen als die französische Armee und die englische Flotte, und kann ich nur, wie mein großer Oheim bei Jena, sagen: „Ah ces perruques là, ils se tromperont furieusement." Der Kaiser Napoleon hatte ja allerdings seinen Macchiavell mit vielem Verständnis studiert und behandelte deshalb Europa à la Cäsar Borgia wie eine Artischocke, indem er zuerst Rußland, dann Österreich und Italien abpflückte, ohne indes zu bemerken, daß er sich schon bei Italien übernommen und den Magen etwas verdorben hatte. Sein weiterer Plan war unzweifelhaft der, unter Wiederanknüpfung an die Reminiscenzen des Rheinbundes, demnächst auch Preußen in und mit Deutschland zu isolieren und als das für ihn am schwersten verdauliche Blatt zuletzt zu verspeisen. Die Beihilfe Rußlands gegen Preußen hatte er durch den Krimkrieg verscherzt und er setzte deshalb um so mehr alle Segel bei, um die Unterstützung Österreichs, sowohl aktiv wie passiv, zur Entzweiung Deutschlands und zur Demütigung Preußens zu gewinnen, wobei er allerdings durch das eigentümliche Schicksal des Friedens von Villafranca einigermaßen in die Klemme geriet. Er hatte das Wort seines Oheims nicht vergessen: „der größte Fehler, den er gemacht, sei der, daß er Preußen habe fortbestehen lassen."

Aus der Gesamtheit dieser politischen Konstellation ergab es sich mit logischer Notwendigkeit, daß Preußen, bevor es mit Napoleon in Konflikt geriet, mit Österreich Abrechnung halten mußte und zwar zu dem doppelten Zwecke, die Entzweiung Deutschlands Frankreich gegenüber unmöglich zu machen und Österreich zu verhindern, Preußen in seinem Entscheidungskampfe mit Frankreich zu schwächen oder zu genieren.

Freilich fehlte es in Preußen nicht an Stimmen, die eine „ehrliche Verständigung mit Österreich" als den besseren und sichereren Weg betrachteten, doch hatte dieser Rat leider den Mangel, daß Österreich eine ehrliche und aufrichtige Verständigung eben nicht wollte und daß alle kleineren deutschen Fürsten die dauernde Differenz als den besten Schutz für ihre Sonderinteressen betrachteten. In diesen Gegensatz der Meinungen und Interessen fiel dann die plötzliche Erkrankung des Königs, durch welche zunächst der Einfluß der näheren Umgebung der Königin gesteigert wurde. Diese nähere Umgebung bestand damals aus dem General von Gerlach, dem Präsidenten des Obertribunals von Uhden, dem früheren Kammergerichts-Präsidenten von Kleist und dem Konsistorial-Präsidenten Grafen Voß, alles Männer, welche die unveränderte Beibehaltung des bisherigen

Verhältnisses zu Österreich nicht nur als einen integrierenden, sondern als den wesentlichsten Bestandteil eines jeden konservativen und royalistischen Programms betrachteten und mit denen sich über die Einigung Deutschlands in anderer Form als in der des Bundestages überhaupt schwer sprechen ließ.

Der Präsident von Kleist hatte seinen Abschied genommen, weil er den Eid auf die Verfassung verweigerte, und der Graf Voß, im übrigen ein sehr ehrenwerter und mit einem reichen Schatze von Kenntnissen ausgestatteter Mann, schwärmte an erster Stelle für das Gendarmerie-Edikt und identifizierte die deutschen Einheitsbestrebungen mit der schwarzrotgoldenen Burschenschaft und mit den revolutionären Bestrebungen in Italien und Frankreich. „Sie haben doch gesehen," sagte er eines Tages zu uns, „was bei dem deutschen Schwindel vom Jahre 1848 herausgekommen ist: Mord und Totschlag, und schließlich sind wir doch wieder bei dem alten Bundestage angelangt." Auf unsere Entgegnung, daß die Schlacht von Bronzell den preußischen Traditionen doch nur wenig entspräche und daß wir überhaupt zu nichts kommen würden, so lange wir uns die Bevormundung von seiten Rußlands und Österreichs so ruhig gefallen ließen, entgegnete er: „Sie haben die Schlacht bei Leipzig nicht mit erlebt und Sie werden vielleicht noch einmal mit Sehnsucht nach den Zuständen zurückblicken, als die Heere Rußlands, Preußens und Österreichs nicht gegen, sondern neben einander standen. Friedrich Wilhelm III. hat wohl gewußt, was er in seinem Testamente hinterließ."

Drastischer sprach der Präsident von Kleist: „Bleiben Sie mir mit dem ganzen Schwindel vom Leibe. Wer in Frankfurt a. M. nicht kuriert ist, den halte ich für unheilbar." Hinzu traten natürlich noch die verwandtschaftlichen Beziehungen zu Österreich und Sachsen, und es war deshalb sehr natürlich, daß bis zur formellen Einrichtung der Regentschaft die deutsche Einheit hauptsächlich mit Sang und Trank betrieben wurde. Aber auch nach dem Eintreten der sogenannten „neuen Ära" blieb zunächst alles wesentlich beim alten, da die neue Ära nichts Anderes war als ein Zurückgreifen auf den Alt-Liberalismus und Wiederauffrischung dessen, was die Rechte in der Paulskirche auf ihr Programm geschrieben hatte. Hierin lag auch der Grund, weshalb der Freiherr Georg von Vincke, einer der preußischen Vorkämpfer in der Paulskirche, Anfangs unter der neuen Aera eine so hervorragende Rolle spielte, doch kam man in der Hauptsache nicht um einen Schritt vorwärts, weil alles durch das Parteitreiben überwuchert und beherrscht wurde und ein nicht geringer Bruchteil der damaligen preußischen Parlamentarier vielmehr darauf ausging, Preußen in Deutschland zu nullifizieren oder, wie man dies wohlklingender ausdrückte, „das reaktionäre Preußen durch das freisinnige Deutschland zu majorisieren."

Das Spaßhafteste auf diesem Gebiete war die bekannte Augustenburgerei, die sonderbarer Weise durch das aus sehr verschiedenen Quellen fließende Einverständnis Österreichs und Preußens überwunden wurde. Die österreichischen Staatsmänner waren klug genug, um sich nicht darüber zu täuschen, daß schon nach der geographischen Lage Preußen der überwiegende Einfluß in Schleswig-Holstein zufallen

müsse, und man zog es deshalb in Wien vor, ohne Rücksicht auf den Bundestag mit Preußen gemeinschaftliche Sache zu machen, um auf diese Weise die Hand bis zu dem späteren Kehraus, den man sich allerdings ganz anders dachte, mit in dem Geschäft zu behalten. „Der Augustenburger geniert uns nicht, aber Preußen würde uns genieren," sagte mir ein österreichischer Legationssekretär, worauf ich ihm entgegnete: „Ich hoffe, daß dies später kommt," eine Äußerung, die dem Herrn offenbar nicht ganz verständlich war.

Selbstverständlich spielte die Sache sich nicht so glatt ab, wie sie sich jetzt von rückwärts angesehen ausnimmt, vielmehr hörte man damals angesichts der konstanten oppositionellen Majorität und des gleichmäßigen Ausfalls wiederholter Neuwahlen vielfach von Karl I. und Ludwig XVI. sprechen, wobei man dem Herrn von Bismarck die Äußerung in den Mund legte, daß fünf Minuten, nachdem man tot, es ganz gleichgiltig sei, auf welche Art man gestorben wäre.

Es kann nicht unsere Absicht sein, uns eingehender mit den Kammerverhandlungen aus jener Zeit zu beschäftigen. Die Herren, welche sich damals durch Tapferkeit besonders hervorthaten, sind heute sehr loyale, ja selbst fromme Kinder geworden, und es wiederholte sich im Verlaufe jenes Konflikts nur die in Preußen stets wiederkehrende Erscheinung, daß es hier stets und überall der Initiative der Krone bedarf, um dem Volksgeiste und der Masse der Bevölkerung eine bestimmte Richtung zu geben. Heinrich Leo sagte sehr richtig: „Wie soll das preußische Volk anders als liberal und fortschrittlich wählen, so lange die Wahlen von Ministern geleitet werden, die mit dem Schwindel und den Traditionen der achtundvierziger Bewegung auf das engste verflochten sind und deren Personen als lebendiger Protest gegen die angeblich eingeschlagene Richtung gelten? Die Masse des Volks rechnet nicht mit Prinzipien, sondern mit Menschen, und es ist ein Schattenspiel an der Wand, mit Männern wie den Gebrüdern Auerswald und Graf Schwerin eine andere als demokratische Politik treiben zu wollen."

Schreiber dieses hatte zu jener Zeit öfter Gelegenheit, mit dem Herrn von Bismarck persönlich zu verkehren, und wenn er auch nicht in allem mit demselben übereinstimmte, so kann er ihm doch das Anerkenntnis nicht versagen, daß er sein Ziel mit einer Zähigkeit und Energie sondergleichen verfolgt und gleichzeitig den alten Grundsatz bewährt hat, daß der beste Stahl am leichtesten sich biegen läßt. Er war seiner Sache von Hause aus so sicher, daß er seine Gegner stets mit überlegener Ironie behandelte. „Ob sie mich hören wollen oder nicht und ob sie mich gern hören, das ist mir ganz gleich," sagte er, „sie müssen mich hören." Sein Vertrauen beruhte in der Hauptsache auf der Armee. „Wenn ich glaubte," äußerte er, „daß die preußische Armee, wie sie jetzt ist, überhaupt geschlagen werden könnte, dann würde ich die Politik nicht treiben, welche ich treibe. Man kann uns alles nachmachen, nur nicht den preußischen Sekonde-Leutnant, der das Produkt einer mehr als zweihundertjährigen Arbeit unserer Könige ist."

„Die Schwätzer aus der Paulskirche," bemerkte er bei einer anderen Gelegenheit, „werden mir übrigens mein Konzept nicht verderben, zumal selbst die

heldenmütigsten von ihnen, einen entschiedenen Widerwillen gegen den Geruch des Pulvers haben."

Von ähnlichen Gefühlen war der Kriegsminister von Roon erfüllt, während er seine verschiedenen Rededuelle im Abgeordnetenhause mit der Kammeropposition wegen der Militär-Organisation ausfocht. „Diese Leute," sagte er, „können alles beweisen, was sie wollen, und meistens sogar recht gut, doch von der Armee versteht selbst Stavenhagen kaum etwas, und wenn ich mich hier mit ihnen einlasse, so geschieht das nicht um ihretwegen, sondern um der vielen guten Leute im Lande willen, die durch das viele verkehrte Geschwätz ganz konfuse geworden sind."

Von seiten der Opposition wurde übrigens Herr von Bismarck anfangs ebenfalls nicht ernsthaft genommen. Man betrachtete ihn als eine bald vorübergehende Episode.

Herrn von Bismarck war dies alles „Wurscht". „Meine politische Parole," sagte er, „ist die des jüngeren Pitt, daß jeder, der als leitender Staatsmann auftritt, stets bereit sein muß, alles einzubüßen." „Der Konflikt wird zu tragisch aufgefaßt und von der Presse zu tragisch dargestellt." „Die große Selbständigkeit des Einzelnen macht es in Preußen schwierig mit der Verfassung zu regieren." „Wir sind vielleicht zu gebildet, um eine Verfassung zu ertragen; wir sind zu kritisch." So äußerte er sich in der Budget-Kommission.

Die letzte totale Sonnenfinsternis.

Von

Camille Flammarion.

Am 19. August 1887 hat eine totale Sonnenfinsternis stattgefunden, welche in Europa und in Asien sichtbar war. Auf der Mittellinie des Sichtbarkeitsgebietes sind zum Zwecke der Beobachtung der Erscheinung eine große Reihe von selbständigen Beobachtungsstationen errichtet worden. Nachdem nunmehr die Berichte derselben vollständig eingegangen sind, wollen wir unseren Lesern eine Übersicht über das ganze gewonnene Material geben.

Die Linie, welche von dem Mittelpunkte des Mondschattens auf der Erde beschrieben wurde, die Mittellinie, zog sich von Berlin über Polen und Rußland, durch ganz Asien, bis jenseits Japan. Die totale Sonnenfinsternis nahm in Berlin mit dem Sonnenaufgang, um 5 Uhr morgens, ihren Anfang, sie zeigte sich in Wilna um 6 ½ Uhr, nördlich von Moskau um 7 Uhr, nördlich von Nishnij-Nowgorod gegen 8 Uhr, noch später in Perm und endete im großen Ozean mit Sonnenuntergang.

Eine große Anzahl von französischen, italienischen, englischen, deutschen und russischen Astronomen hatte weite Reisen unternommen, um diese wichtige Sonnenfinsternis von günstiger Stelle aus zu beobachten; indessen war die Witterung leider durchaus nicht günstig.

In Berlin, wo die Sonne total verfinstert aufgehen sollte, und auf der ganzen Mittellinie, soweit sie sich durch Deutschland zog, blieb der Himmel von undurchdringlichen Wolken bedeckt. Es war nichts weiter zu beobachten, als daß die Wolken an der Stelle des Horizonts, an welchem sich die Sonne befand, stark gefärbt waren. Je höher das Gestirn über den Horizont stieg, desto lebhafter wurde in allmählicher Zunahme die Färbung. Dann nahm dieselbe ganz unmerklich wieder ab, und plötzlich entstand eine allgemeine vollkommene Dunkelheit. Einige Minuten später erschien die Färbung wieder, dann wurde es heller Tag.

Die durch die Umwölkung des Himmels hervorgerufene Enttäuschung war um so größer, als mehrere Finsternisextrazüge nach Berlin abgelassen waren, um der Bevölkerung der weiteren Umgegend die Gelegenheit zu gewähren, das Schauspiel mit eigenen Augen zu würdigen. Die Landbevölkerung scheint ihren Vorteil davon gehabt zu haben, denn am 19. August verbreitete ein Landmann aus der Umgegend Berlins durch Anschlag die Mitteilung, die Sonnenfinsternis sei wegen der schlechten Zeiten auf den nächsten Sonntag verschoben. Diese Naivität[1]), hinter welcher zweifellos eine Spekulation steckte, hat die Berliner etwas über ihr Mißgeschick getröstet.

Unser gelehrter Freund Niesten, Astronom an der Brüsseler Sternwarte, welcher sich weit über Moskau hinaus, über Nishnij-Nowgorod, zwei Tagereisen östlich auf dem Wege von Kineschma nach Jurjewitz begeben hatte, wurde vom Glücke soweit begünstigt, daß der Himmel sich während der Finsternis eine Kleinigkeit aufklärte. Das war zweifellos nicht viel, aber doch besser als nichts. Wir lassen den Brief folgen, welchen der Beobachter am nächsten Tage an die Brüsseler Sternwarte richtete. Derselbe lautet:

„Wir wurden während der Dauer der Finsternis von der Witterung nicht begünstigt. Schon die ganze Zeit vorher hatte es jeden Tag geregnet. Am 19. morgens war der Himmel verschleiert, und große Wolken aus Süd-Süd-Ost vermehrten die Dunkelheit des Himmels. Wir hatten keine Hoffnung mehr darauf, daß die Sonne durchbrechen würde. Um 6 Uhr erschien das Gestirn schwarzblau hinter einem bleigrauen Schleier. Die erste Berührung um 6 Uhr 12 Min. konnte nicht beobachtet werden. Wir waren einigermaßen niedergeschlagen auf unserem Beobachtungsposten und recht unmutig darüber, daß unsere Anstrengungen und Mühen vergeblich gewesen sein sollten. In dem Augenblick als die Verfinsterung total wurde, teilten sich die Wolken ein wenig, und ich konnte mit dem Lauchoirschen Kometensucher die Chromosphäre, einige Protuberanzen und die Anhängsel der Corona beobachten. Ich war verhältnismäßig befriedigt; von meiner

---

[1]) Diese Anekdote ist bekanntlich nur die Erfindung eines Witzkopfes.

Die Redaktion.

Aufgabe war wenigstens ein Teil erfüllt und zwar der Teil, welcher für mich der hauptsächlichste war.

„Um 8 Uhr 15 Min. 1,55 Sec. beobachtete ich die letzte Berührung. Ich kann mir zu den Ergebnissen, die zu erreichen mir gelungen war, verhältnismäßig Glück wünschen. Alles in allem steht es nunmehr fest, daß das mit einem guten Fernglas bewaffnete Auge bei weitem den Sieg über die Photographie davon trägt, denn es giebt Umstände, in welchem mit der letzteren durchaus nichts anzufangen ist. Ich will indessen meine Platten (es sind acht an der Zahl) entwickeln und dann mich mit der Auseinandernahme und Verpackung meiner Instrumente beschäftigen, damit ich sobald wie möglich den Rückweg in die Heimat einschlagen kann.

„Das Verhalten der Bevölkerung während der Erscheinung war eigentümlich. Ich selbst war mit meinen Beobachtungen beschäftigt und habe deswegen auf das Volk nicht achten können. Aber meine Freunde haben mir davon erzählt. Rings um die Pallisaden, durch welche wir unsere Instrumente vor der bei dem russischen Volke besonders stark entwickelten Neugier geschützt hatten, drängte sich eine dichte Menge, welche den fortschreitenden Weg des Mondes vor der Sonne mit immer steigender Angst verfolgte. In dem Augenblicke, als die Finsternis total wurde, sowie vorher und nachher bekreuzigten sich die Leute unaufhörlich, und ein Schrei der Erlösung erscholl, als der erste Lichtstrahl wieder hervortrat. Eine große Zahl von Neugierigen war aus Jurjewitz herbeigeeilt, um unsere Beobachtungen zu verfolgen. Fünf Dampfer waren eigens zu diesem Zwecke gechartert worden.

„In Kostroma und in Warnawia sind die Beobachtungen nach den Nachrichten, welche wir bis jetzt von dort erhalten haben, vollständig mißlungen."

Dieser Brief wurde ein paar Tage später durch den folgenden ergänzt:

„Die Depesche, welche ich an die Sternwarte gesandt habe, wird Sie in Kenntnis gesetzt haben, daß die während der Finsternis aufgenommenen Photographien einige Resultate ergeben haben. Die Aufnahmen sind während der Totalität gemacht worden und zwar mit dem Apparat mit vier Objektivgläsern nach Dallmeyer, Roß und Darlot (zwei Stück). Die besten Bilder sind die durch die Dallmeyerschen Objektivgläser erzeugten. Im ganzen sind sechs Photographien gut geworden, während die übrigen beiden manches zu wünschen übrig lassen. Die Dauer der Exposition betrug bei der ersten Aufnahme acht, bei der zweiten zwölf, bei der dritten sechzehn, bei der vierten zwanzig, bei der fünften vierundzwanzig und bei den drei letzten je dreißig Sekunden. Die Chromosphäre und die Protuberanzen finden sich auf allen Bildern wiedergegeben, und auf zweien außerdem noch Spuren von der Corona und ein Bild des Regulus, welcher sich in dem Augenblicke in der Nähe der Sonne befand. Ganz besonders wichtig ist, daß die Photographien die Genauigkeit der von mir während der Totalität angefertigten Zeichnung verbürgen.

Ein geschickter Photograph aus Moskau, Namens Karin, hat gleichzeitig in Jurjewitz mehrere Aufnahmen mit einem siebenzölligen Objektivglas von Roß gemacht. Dieselben ergeben ähnliche Resultate wie die meinen. Im ganzen ist

das Material, welches wir auf unserer Station zusammengebracht haben, erträglich, und ich kann mich glücklich schätzen, daß ich wenigstens etwas erreicht habe, während die übrigen Beobachtungsstationen darin unglücklich gewesen sind.

„Kineschma, wo sich Bredischin, Ferry, Capeland und Miß Brown befanden: Himmel bedeckt, nichts.

„Wiatka (Tacchini, Ricco, Kleiber): nichts.

„Warnawin (Ceraski und Sokulow): nichts.

„Klinn (Müller, Kempf und Scheiner aus Potsdam, Hasselberg aus Pulkowa): nichts.

„Von den fremden Beobachtern hat somit nur unsere Station Erfolge gehabt.

„In Katinski, fünfundfünfzig Werst östlich von uns, an der Wolga, war der Himmel klar. Das Schauspiel hat sich dort in seiner ganzen Großartigkeit gezeigt. Die Corona war leuchtend und nach der Aussage der Beobachter hatte sie nicht die Form einer Glorie (eines Heiligenscheins), sondern bildete mehrere konzentrische Kreise. Selbst die Protuberanzen waren mit bloßem Auge sichtbar. Nach der Angabe einzelner Beobachter funkelten sie und zeigten die verschiedenen Farben des Regenbogens.

„Der Schreck unter den Eingeborenen war groß. Die Kinder versteckten sich, die Weiber beteten und nach der Vorlesung des Evangeliums, welche am Sonntag vorher stattgefunden hatte, hatten sie alle Veranlassung, fromm wie alle Russen sind, das Ende der Welt zu fürchten. Denn die Evangelienstellen, welche um diese Jahreszeit verlesen werden sollen, nämlich Ev. Matth. 24 v. 27—33 und v. 42—51 sprechen wirklich davon, daß die Sonne sich verfinstern wird. In Wirklichkeit liegt darin, daß die Sonnenfinsternis gerade zu der Zeit stattfand, als diese Evangeliumsstellen verlesen wurden, nichts Auffallendes, dieses zeitliche Zusammentreffen ist eben dadurch gegeben, daß der Mond die ihm vorgezeichnete Bahn unwandelbar innehält.

„Zu beachten ist auch, daß die Verdunkelung so stark war, daß die Tauben wie sinnlos gegen die Mauern flatterten und die Schöpse von der Weide erschreckt dem Stalle zuliefen.

„Welch erhebendes Schauspiel hätten wir bewundern können, wenn wir gutes Wetter gehabt hätten; denn schon unter den ungünstigen Bedingungen, unter welchen ich es beobachtet habe, war es großartig.

„Ich habe drei Tage in Nishnij-Nowgorod zugebracht. Heute Abend reise ich nach Moskau weiter. Hier herrscht jetzt der größte Meßtrubel. Ein Treiben auf den Straßen, ein wunderbares Leben, wie es sich nicht beschreiben läßt. Nishnij-Nowgorod ist am besten geeignet, das asiatische Leben kennen zu lernen.

„Sobald ich meine Instrumente in Moskau auf die Beförderung gegeben habe, werde ich nach dem Westen weiterreisen. L. Niesten."

* * *

Wenn eine Sonnenfinsterniß stattfindet, so tritt die schwarze Mondscheibe vor die Sonnenscheibe. Wenn die erstere die letztere vollständig bedeckt (totale Sonnenfinsternis), so sieht man rings herum die glänzende, rosa gefärbte Chromo-

sphäre (Farbenkugel), aus welcher mehrere Protuberanzen, die Corona und die Glorie hervorragen. Dies alles giebt der total verfinsterten Sonne jenes eigentümliche Aussehen, welches zu allen Zeiten bewundert worden ist. Von hieraus werden die ungeheuren Strahlen herausgeworfen, welche zweifellos der Sonnenatmosphäre nicht angehören und die Drehung der Sonne um ihre eigene Achse nicht mitmachen. Der eine dieser Strahlen war länger als der Sonnendurchmesser.

Die englischen astronomischen Gesellschaften hatten besondere Expeditionen abgesandt, und eine große Anzahl von Mitgliedern derselben hatte sich bereit erklärt, an verschiedenen Punkten der Mittellinie, so weit sie sich durch Rußland zieht, Aufstellung zu nehmen, aber das Unternehmen scheiterte aus einem Grunde, welcher weder mit der Astronomie noch mit der Meteorologie etwas zu thun hat. Es war den Herren mitgeteilt worden, daß durch ein russisches Gesetz allen der griechischen Kirche nicht angehörigen Geistlichen, welchen Titel sie auch führen und welche Stellung sie auch einnehmen möchten, das Überschreiten der russischen Grenze verboten sei. Da nun ein Teil der englischen Astronomen thatsächlich Reverends sind, so glaubten sie, in Preußen bleiben zu müssen, und wählten aufs Geratewohl die Stadt Lyck zur Beobachtungsstation. Dort aber machte ein dichter Wolkenvorhang jede Beobachtung unmöglich. Um für alle Fälle gesorgt zu haben, hatte die Liverpooler astronomische Gesellschaft eine Vertreterin aus dem schöneren Geschlecht nach Kineschma gesandt, Fräulein Dr. Elisa Brown. Aber auch dort war die Finsternis nicht zu sehen; nur eine Sekunde lang teilten sich die Wolken und zeigten das Tagesgestirn, verfinstert und von einer Glorie von unbeschreiblicher Schönheit umkränzt.

Dieses Mißgeschick hat einen der Redakteure der wissenschaftlichen Zeitschrift: „English Mechanic“ zu folgenden Betrachtungen veranlaßt:

„Wenn eine Kommission von angestellten Astronomen, mit reichen Mitteln auf Staatskosten versehen, mit allen Reisebequemlichkeiten ausgerüstet, mit entsetzlich großen Kisten ausgestattet, welche zum Vergnügen aller Neugierigen im Auslande in vierzölligen Buchstaben die Inschrift: „Government Expedition“ tragen, eine Beobachtungsreise macht und dann, durch einen Wolkenschleier an jeder Beobachtung verhindert, sich damit tröstet, daß sie ein paar Körbe Schaumwein leert, dann gestehe ich offen, ist mein Bedauern nicht so übermäßig lebhaft. Anders ist es aber, wenn Leute aus reinem Eifer für die Wissenschaft und ihre Fortschritte auf eigene Unkosten eine teure Reise unternehmen, um der Natur neue Geheimnisse abzugewinnen. Dann fühle ich aufrichtiges und lebhaftes Bedauern, besonders wenn ich unter den Namen derer, welche dieser mutvollen Unternehmung sich unterzogen haben, auch den Namen einer Dame, wie Fräulein Brown, antreffe.“

Diese Betrachtungen gelten nicht nur für England. Es wäre auch in anderen Ländern möglich, gewisse amtliche wissenschaftliche Unternehmungen zu kennzeichnen, welche um so schwerer auf den Staatshaushalt drücken, je weniger sie für die Wissenschaft leisten. Und wenn es Gelehrte genug giebt, welche für die Wissenschaft leben, so giebt es auch solche, welche durch die Wissenschaft leben wollen und die die Wissenschaft nicht als Zweck, sondern als Mittel betrachten. Die Herren

sind vielleicht von Natur geld- oder ehrgierig und begreifen nicht, daß die Wissenschaft in sich den höchsten Lohn trägt für alle, welche nach ihr streben. Anstatt der Wissenschaft zu dienen, wollen sie dieselbe beherrschen und eine möglichst einträgliche Stellung einnehmen. Jeder hat eben seinen Geschmack. Der Astronom, welcher den angeführten Beitrag in dem „English Mechanic" geschrieben hat, zieht die unabhängigere Stellung eines Dieners der Wissenschaft vor. Vielleicht hat er Recht.

Aber wir wollen über diesen Erwägungen unseren Gegenstand nicht vergessen. Es ist für alle, selbst für die Schwelger auf Staatskosten, bedauerlich, wenn sie zum Zwecke der Beobachtung einer astronomischen Erscheinung eine lange und anstrengende Reise machen und dann den Himmel von einer undurchdringlichen Wolkenhülle bedeckt vorfinden, so daß sie nicht eine einzige Untersuchung anstellen können. Dieses Schicksal haben, wie wir sahen, viele der ausgesandten Expeditionen gehabt, welche auf der Mittellinie des Verfinsterungsgebietes Aufstellung genommen hatten.

An zwei Stationen waren Luftballons in Bereitschaft gehalten, mit welchen man die Wolken durchdringen und oberhalb desselben die Finsternis beobachten wollte. Der eine wurde von dem kaiserlich russischen technischen Institut in Klin abgelassen und stieg mit Herrn Mendeliew 700 m, der andere in War, mit Herrn Swierinzew, erreichte die Höhe von 1000 m. Die Ballons waren mit reinem Wasserstoffgas gefüllt, aber der erste war noch nicht fertig, als die Totalität eintrat, und Mendeliew stieg, um keinen Augenblick zu verlieren, ohne die Begleitung eines gelernten Luftschiffers auf. Er drang aber nicht durch die Wolkenschicht. Der andere wurde durch einen heftigen Platzregen am Aufsteigen behindert, welcher gerade im entscheidenden Augenblick in Strömen herabgoß. So mißlangen beide Unternehmungen. Die Pariser Akademie für Wetterbeobachtung durch Luftschiffahrt hat vor einiger Zeit jedem der beiden mutigen Astronomen, denen der Himmel so schlecht für ihre Bemühungen gedankt hat, eine goldene Medaille übersandt.

Der Gouverneur von Moskau, welcher die Unwissenheit der unter seiner Verwaltung stehenden Bevölkerung kannte, hatte in seiner ganzen Gubernie folgende Bekanntmachung verbreiten lassen:

„Die Landleute brauchen nicht zu erschrecken, wenn sie einige Zeit nach der Sonnenfinsternis einen runden Körper, welcher Menschen trägt, auf die Erde herabfallen sehen. Dieser Körper ist ein Apparat, welcher Luftballon heißt und dazu dient, die Gelehrten so weit in die Höhe zu tragen, daß sie, ohne durch die Wolken gestört zu werden, die Finsternis beobachten können."

Diese Bekanntmachung erinnert einigermaßen an die ähnliche, welche im Jahre 1783 in der Umgegend von Paris angeschlagen und unter Trommelschlag ausgerufen wurde, als die französischen Luftschiffer ihre ersten Fahrten gemacht hatten.

Einige Astronomen hatten sich bei der Gelegenheit auch die Suche nach dem Planeten Vulkan vorgenommen. Auch diesem Unternehmen stellte sich die un-

günstige Witterung entgegen, allein ich glaube, daß auch ohne diese ein solcher nicht gefunden worden wäre.

Die Dauer der Totalität betrug in Petrowska 2 Minuten 32 Sekunden, in Kineschma 2 Minuten 36 Sekunden; in Perm, wo die Breite des Gebietes, innerhalb dessen die totale Finsternis zu sehen war, 220 km betrug, dauerte sie 2 Minuten 53 Sekunden. Es war dunkel wie in der Nacht; die wilden Tiere auf dem Felde und die Haustiere zeigten die größte Unruhe; die Vögel, welche in den Bäumen sangen, verstummten mehrere Minuten vor dem Eintreten der Totalität und schliefen zuletzt ein. Aus dem mitgeteilten Berichte von Niesten entnehmen wir, daß auch die russische Landbevölkerung durchaus kein Vertrauen zu der Sache hatte, und erst als die Sonne wieder erschien, befestigte sich wieder der Glaube an das gleichmäßige Walten der natürlichen Gesetze.

* * *

Auch unabhängig von ihrer hohen wissenschaftlichen Bedeutung gewährt die Erscheinung einer totalen Sonnenfinsternis einen wunderbaren und ergreifenden Anblick. Von allen Bildern, welche sich dem Astronomen während seiner Thätigkeit darstellen, kann mit diesem keines verglichen werden. Ein ernsthaftes Interesse bietet diese Erscheinung erst, sobald der Mittelpunkt der Sonnenscheibe durch den Mond verdeckt wird. Von diesem Augenblicke an beginnt die Helligkeit ganz merklich abzunehmen, und sobald die Verfinsterung sich der Totalität nähert, geht die Zunahme der Dunkelheit so schnell vor sich, daß sie etwas Erschreckendes hat. Das Wunderbarste ist aber nicht sowohl die Abnahme der Helligkeit als die Farbenveränderung aller Gegenstände. Alles nimmt eine traurige, düstere, ja unheimliche Färbung an. Die lachendste frühlingsgrüne Landschaft wird grau und trübe; der Himmel wird an den höchsten, der Sonne nächsten Stellen bleifarben und in der Nähe des Horizontes grünlich gelb. Das menschliche Gesicht bekommt eine Leichenfarbe, ähnlich wie sie sich beim Schein einer Flamme von mit Natriumchlorür gesättigtem Alkohol zeigte. Diese fahle Färbung und vor allem die Abnahme der Temperatur machen den Eindruck, als wenn die Natur ihre Lebenskraft verlöre.

Gleichzeitig herrscht in dem ganzen Luftraum ein großes Schweigen. Die kleinen Vögel verschwinden, die Insekten verkriechen sich, alles sieht aus wie die Vorzeichen eines drohenden, schrecklichen Unheils. Es wird verständlich, daß unwissende Völker von einer entsetzlichen Angst ergriffen werden, wenn sie das Tagesgestirn so erbleichen sehen, und daß sie glauben müssen, eine ewige Nacht sei hereingebrochen. Die Geschichte berichtet uns von dem Schrecken, welcher bei solcher Gelegenheit die Völker des Altertums, sogar die zivilisiertesten, überfiel; ein solcher Schreck war auch der, welchen der Statthalter von Achaia dem Apollonius von Thyana zeigte. In China stürzten sich bei der Sonnenfinsternis des Jahres 1868 die Leute in die Boote, um dem Verderben zu entrinnen; nicht einmal durch die Anwesenheit der Astronomen, welche ihre Instrumente aufgestellt und sich zur Anstellung von Beobachtungen fertig gemacht hatten, ließen sie sich beruhigen.

Nebenumstände, welchen für gewöhnlich niemand eine Bedeutung zuschreibt, sind oft im stande, den Eindruck, welchen die Himmelserscheinung an sich schon macht, noch zu verstärken. So machte im Jahre 1842 eine Wolke, welche sich in geringer Entfernung von der Sonne ausbreitete, auf Airy den Eindruck, als wenn eine ungeheure Masse sich mit schrecklicher Geschwindigkeit auf die Erde stürzte.

P. Secchi schreibt bei Gelegenheit der Sonnenfinsternis im Jahre 1870: „Alle Beobachter sind sich einig in der Schilderung ihrer persönlichen Eindrücke. Wir selbst traten dem Ereignis besser vorbereitet entgegen als je ein anderer, und doch wurden wir von einer Aufregung, und wie wir gestehen wollen, von einer unwillkürlichen Furcht ergriffen. Wir brauchten unsere ganze Willenskraft, um uns des Gefühls zu bemeistern, welches uns beim Anblick eines so großartigen Schauspiels gepackt hatte.

„Alle Gelehrten sprachen in ihren Berichten von dem Eindruck, welchen man hat, wenn man zum ersten Mal eine totale Sonnenfinsternis sieht. Wir empfanden das zweite Mal eine sehr viel geringere Aufregung, und deshalb scheint es uns empfehlenswert, daß der Beobachter die sorgfältigen Operationen, welche er bei einer Sonnenfinsternis auszuführen hat, nicht zum Gegenstand seines ersten Versuches macht. Diese Aufregung hängt indes sehr viel von den äußeren Umständen ab, sie ist um so stärker, je wolkenloser der Himmel ist, und je weniger der Beobachter sich von seiner aufmerksamen Betrachtung des erhebenden Schauspiels durch andere Dinge abziehen läßt.

„Wenn der Beobachter eine günstige Aufstellung hat, so kann er mit Leichtigkeit beobachten, wie der Schlagschatten des Mondes wie ein gewaltiges Unwetter auf der Erde entlang schreitet.

„Wir haben von der Spitze des Berges St. Michael diese schwarze Schattensäule über die Ebene dahinschreiten sehen, die schneller als jedes Ungewitter schreitet, sodaß die Geschwindigkeit der Fortbewegung eher der einer Lokomotive unter vollem Dampfe gleicht.

„Kapitän Pistoia sah im Jahre 1870 in Augusta diesen Schattenkegel mit Blitzesschnelle vorwärtslaufen und den nebligen Himmel entlanggleiten. Marchisio, welcher seinen Posten auf der Spitze des Leuchtturms von Capo dell' Armi in Kalabrien hatte, sah ihn vom Ätna herkommen und mit unglaublicher Geschwindigkeit über das Meer eilen. Diese Bewegung scheint mehr aufzufallen, wenn der Himmel neblig ist, weil der Rand des Schattenkegels dann schärfer abgeschnitten ist.

„Besonders in diesem Augenblicke fällt das feierliche Schweigen auf, welches sich der ganzen Natur während der vorübergehenden Nacht bemächtigt. Auf dem Desierto de las Palmas in Spanien waren wir von einer neugierigen, geschwätzigen Menge umgeben, über deren fortwährendes Plappern wir uns schon den ganzen Tag herzlich geärgert hatten. Aber als der große Augenblick herankam, wurde alles so still, daß wir das Ticken unseres Chronometers so deutlich hören konnten wie mitten in der Nacht auf der einsamen Sternwarte. Aller Augen hefteten

sich mit gespannter Aufmerksamkeit auf den schmalen, noch unverdeckten Sonnenstreifen, welcher immer schmaler wurde und zuletzt ganz verschwand."

Dieser helle Streifen der Sonne, welcher die Form eines Halbmondes hat, verringert sich immer schneller und zuletzt mit einer erschreckenden Geschwindigkeit. Bald gleicht er nur noch einem feinen Faden mit zwei Spitzen, dann wird er durch die vorspringenden Randberge des Mondes durchbrochen und in mehrere Teile zerlegt, endlich verschwindet er ganz.

In demselben Augenblicke wird das Bild plötzlich vollständig verändert. Mitten in dem bleigrauen Himmel hebt sich eine schwarze Scheibe ab, umgeben von einer prächtigen silberstrahlenden Glorie, aus welcher mächtige, rosafarbene Flammen hervorsprühen, ein Schauspiel, erhaben und schrecklich zugleich. Um dasselbe besser verständlich zu machen, geben wir die naiven Worte wieder, in welchen der englische Astronom Baily im Jahre 1842 seine Eindrücke geschildert hat; es war dies zu einer Zeit, als die Gelehrten mit diesen Erscheinungen noch weniger vertraut waren. Diese Schilderung lautet:

„Ich war damit beschäftigt, die tickenden Sekundenschläge meines Chronometers zu zählen, um den Augenblick der völligen Bedeckung der Sonnenscheibe durch den Mond genau feststellen zu können. Da draußen drängten sich die Leute in großen Massen in den Straßen, auf dem Platze und in den Fenstern der Häuser und hatten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Schauspiel gerichtet, welches sie betrachteten. Um mich her war es vollkommen still. Plötzlich verschwand der letzte Sonnenstrahl, und in demselben Augenblicke erscholl rings aus allen Kehlen ein donnernder Beifallsschrei (evviva), welcher mich fast betäubte. In allen Fibern zuckt es mir, ein Schauer überläuft mich: Ich betrachte die Sonne und sehe vor mir das ergreifendste Schauspiel, welches man sich denken kann. Statt des Tagessternes war da eine pechschwarze Scheibe, umgeben von einer glänzenden Glorie, derart, wie die goldenen Ringe, welche die Maler über den Köpfen der Heiligen anbringen.

„Der wunderbare Anblick nahm mich ganz gefangen. Ich verlor viel von der kurzen, kostbaren Zeit, welche ich hatte, und hätte fast den Zweck meiner Reise vergessen. Nach den Beschreibungen, welche ich gelesen hatte, hatte ich wohl einen lichten Schein um die Sonne erwartet, aber nur einen schwachen und dämmerungsartigen, während ich jetzt einen hellen Goldring vor mir hatte, dessen Glanz dicht am Rande der schwarzen Scheibe sehr stark war, um dann ganz allmählich abzunehmen und in einem Abstand von der Sonne, welcher ungefähr so groß war wie der Sonnendurchmesser, ganz zu verschwinden. Einen so wundervollen Anblick hatte ich nicht vorausgesetzt.

„Indessen kam ich bald von meiner Bestürung wieder zu mir, ich nahm das schwarze Blendglas von dem Okular meines Fernrohres und blickte von neuem hindurch. Da war mir eine neue Überraschung aufgespart gewesen. Die strahlende Corona, welche die Mondscheibe umgab, war an drei Stellen von ungeheuren Purpurflammen unterbrochen, deren Durchmesser gegen zwei Minuten betrug. Diese Flammen schienen unbeweglich und boten denselben Anblick wie die schneeigen

Gipfel der Alpen im Lichte der untergehenden Sonne. Es war mir unmöglich zu unterscheiden, ob diese Flammen Wolken oder Berge waren. Während ich sie noch betrachtete, um ihren Charakter festzustellen, blitzte wieder der erste Sonnenstrahl durch die Finsternis hervor und belebte wieder die Natur. Mich aber versetzte dieser Sonnenstrahl in die traurige Stimmung eines Mannes, welchem seine glühendsten Wünsche vereitelt werden in dem Augenblick, wo er ihre Erfüllung ganz nahe glaubt."

* * *

Man mag diese Erscheinung auch noch so sehr gewohnt werden, der Eindruck, welchen sie auf den Beschauer macht, bleibt doch immer gleich lebhaft. Es ist unmöglich, die schwarze Scheibe, welche an die Stelle der Sonne getreten ist, und den goldenen Strahlenkranz rings herum mitten in dem dazu grell kontrastierenden bleifarbenen Himmelsgewölbe, mit gleichmütigem Blicke anzusehen.

Die Dunkelheit, welche herrscht, solange die Verfinsterung total ist, hängt sehr von der Beschaffenheit des Himmels ab. Im allgemeinen gleicht sie der Dunkelheit der Nacht, etwa eine halbe oder drei Viertelstunden nach Sonnenuntergang, wenn man von den Sternen nur erst die allerglänzendsten erblickt; aber die Venus kann man in der Regel schon lange vor dem Eintritt der Totalität sehen. Die Dunkelheit erscheint durch den plötzlich eintretenden Wechsel zwischen Licht und Nacht infolge des Gegensatzes viel größer, als sie wirklich ist. Im allgemeinen kann man ein großgedrucktes Buch lesen, aber es ist nicht möglich, die Gradstriche auf den Instrumenten oder die Stellung der Zeiger auf einer Taschenuhr schnell und sicher zu erkennen. Die Astronomen müssen daher auch, um den Chronometer und Instrumente mit Gradstrichen lesen zu können, Lampen brennend haben.

Die roten Flammen sind oft mit bloßem Auge zu sehen, und im Desierto sagten die Bauern „Die Sonne brennt" (el sol tiene fuego). Während der Finsternis von 1868 sahen sie aus wie Türme, welche auf dem Rande des Mondes gebaut waren, und einige Beobachter hielten sie infolge einer Augentäuschung für Ausbiegungen des Mondrandes.

Mit dem Wiedererscheinen des ersten Sonnenstrahles verschwindet das ganze zauberhafte Bild. Die Sonne glänzt dann wie eine elektrische Lampe, sie wirft einen scharfabgeschnittenen Schatten, dessen Ränder aber hin und her flackern; man glaubt zu sehen, wie die Lichtwellen in Form von gewellten oder geschlängelten Streifen vorwärtsschreiten. Die Natur ist noch düster, aber sie scheint ihre gewöhnliche Heiterkeit schrittweise wieder zu bekommen; die traurige Stimmung, welche sich aller Zuschauer bemächtigt hat, weicht einem angenehmeren und heiteren Gefühle.

Einige Zeit kann man den Weg des sich entfernenden Schattens verfolgen.

Das ist mit wenig Worten eine Darstellung des Bildes, welches eine totale Sonnenfinsternis bietet. Die Beschreibungen desselben, welche bisher geliefert worden sind, sind recht oft übertrieben, aber gerade diese Übertreibung ist ein Beweis für die lebhafte Aufregung, welche alle Beobachter empfinden. Den Ge-

lehrten fällt es, obgleich sie schon von ihren Vorgängern darauf vorbereitet sind, sehr schwer, sich von der unthätigen Betrachtung des großartigen Schauspiels, welches die Natur ihnen bietet, loszumachen und an die Verrichtung ihrer Arbeiten zu denken. Es wäre für einen Astronomen viel angenehmer, eine totale Sonnenfinsternis als einfacher Liebhaber ohne Instrumente zu betrachten und sich den Eindrücken, welche so mächtig auf ihn hereinstürmen, ganz hinzugeben, anstatt sie beherrschen zu müssen, denn während der zwei bis drei Minuten, welche die Totalität dauert, hat der Astronom nicht eine Sekunde freie Zeit, wenn er alle die Untersuchungen anstellen will, welche er anstellen könnte und sollte.

Es giebt noch viele Erdbewohner, welche in diesen Erscheinungen übernatürliche Zeichen und Wunder erblicken, und einige in dieser Hinsicht sehr interessante Beobachtungen sind von den Reisenden bei Gelegenheit der letzten Finsternisse gemacht worden.

Am 17. Mai 1882 wurden die Einwohner von Peking von der Sonnenfinsternis, welche für sie damals fast total war, gewaltig aufgeregt. Sobald das Himmelsgestirn anfing sich zu verdunkeln, bedeckte sich der Himmel seinerseits mit dichten Wolken. Da schnürte jeder in größter Eile ein kleines Bündel aus seinen wertvollsten Sachen, dann schlossen sie sich in ihre Häuser ein, während draußen die Gonge an den buddhistischen Tempeln mit Gewalt geschlagen wurden, um den Himmelsdrachen in die Flucht zu treiben, welcher sonst die Sonne verschlingen würde. Buddha sei Dank, die Sonne gewann wieder ihre gewöhnliche Klarheit und die Natur ihre Frische und Grüne, die Chinesen wurden wieder beruhigt; sie kehrten zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück und beglückwünschten sich, daß sie diesmal noch so gut davongekommen seien.

Dieselbe Finsternis wurde in der Türkei mit Flintenschüssen empfangen, welche den Himmelsfeind von dem Verschlingen der Sonne abhalten sollte.

Solche Beispiele sind nicht selten. Die unterrichtete Menschheit nimmt unter der Menschheit im allgemeinen nur einen sehr kleinen Prozentsatz ein.

Die nächste in Europa sichtbare totale Sonnenfinsternis wird am 9. August 1896 stattfinden, aber dieselbe wird nur unter sehr viel weniger günstigen Bedingungen zu beobachten sein als die letzte; denn sie beginnt in Norwegen und Lappland und schreitet von da nach Sibirien fort. Man muß also bis zum 28. Mai 1900 warten; dann wird eine totale Sonnenfinsternis Spanien durchziehen; eine dritte wird sich am 30. August 1905 über die Pyrenäen, eine vierte am 17. April 1912 über Frankreich, Deutschland und Rußland hinziehen, die vierte wird indes nur ringförmig sein. Eine fünfte und zwar diesmal wieder eine totale wird Rußland von Finnland bis zum Kaukasus am 21. August 1914 durchlaufen. Wie man sieht, sind diese Erscheinungen recht selten; die Freunde der Wissenschaft müssen daher, sobald sich eine solche zeigt, alle ihnen möglichen Anstrengungen machen, um dieselbe beobachten und ihr einige neue Geheimnisse entlocken zu können; denn die Natur bietet noch viel Unerforschtes und nur der Arbeit und der Ausdauer giebt sie es preis.

Zeitbeschwerden.

Existenzlose Existenzen.

Wer von den Zentren unserer Großstädte die Schritte hinweglenkt nach der Peripherie, der könnte wähnen, in einen räumlich ganz anderen Wohnort verschlagen zu sein. Mit dem Kämmereiluxus — wenn der Ausdruck verstattet ist — dem teueren Pflaster, der taghellen Beleuchtung verschwindet auch hier der immense Aufwand der verfeinerten Kultur, die glänzende, wenn auch häufig geschmacklose Dekorierung der Schaufenster, das nervenerschütternde Gewoge der Fuhrwerke, das Gewühl der beschäftigten und unbeschäftigten Volksmenge. Nur zu bestimmten Stunden findet hier lebhafter Verkehr statt, wenn die Bewohner zur Arbeit eilen und wenn sie zurückkehren.

Dennoch sind die kerzengraden Straßen mit ihren himmelhohen Häusern auch zu anderer Zeit nicht ganz verödet. Wenn es die Witterung nur irgendwie gestattet, sieht man in ihnen Scharen von Kindern sich herumtreiben. In den beengten, übervölkerten, häufig zugleich als Arbeitsstätte benutzten Wohnräumen ist für die zahlreiche Jugend kein Raum, eben so wenig in den auf's knappste bemessenen Höfen — die Straße ist hauptsächlich der Platz, wo sie aufwachsen und gar nicht so selten ihr — Grab. Kein Zweifel, daß diese Lage der Dinge ernste Gefahren sittlicher und ökonomischer Art hervorruft. Der Hang zum Verbrechen, geschlechtliche Exzesse werden hierdurch nicht minder gefördert als die Gesellschaft hart für ihre Unterlassungssünden bestraft durch Verbreitung bösartiger Krankheiten und Epidemien. Mit Recht setzen daher die neueren sozialpolitischen Besserungsbestrebungen bei der Wohnungsfrage den Hebel an.

So wenig wir diese Bemühungen unterschätzen und so sehr wir für ihren Erfolg alle Menschenfreunde ohne Unterschied des Standes und der Religion interessieren möchten, — durchgreifende Abhilfe ist auf diesem Wege nicht denkbar. Eine ganze Sintflut von „Vorschlägen zur Lösung der sozialen Frage" hat sich seit einem Menschenalter ergossen. Bekennen wir es aufrichtig, ein jeder Vorschlag hat in seiner Sphäre eine gewisse Berechtigung und dürfte, praktisch und energisch durchgeführt, einen gewissen Erfolg haben; aber kein einziger kann einen nachhaltigen Erfolg gewinnen, wenn er dem Problem der B e v ö l k e r u n g s v e r m e h r u n g nicht auf den Leib rückt.

Während bis vor kurzem die wissenschaftliche Nationalökonomie die grundlegenden Sätze von Robert Malthus (nicht ihre falsche Formulierung) ziemlich unbestritten ihrem Lehrgebäude anfügte, ist in der letzten Zeit hiergegen heftige Opposition erfolgt. Der geistreiche, scharfsinnige Amerikaner Henry George hat es für gut befunden, jene Lehre kritisch zu vernichten, bevor er sein Allheilmittel, die Verstaatlichung des Grund und Bodens, an die Stelle setzen konnte. Nichts weniger beabsichtigen wir, als uns an dieser Stelle an dem Streite zu beteiligen. Es sei uns einzig das nicht von Voreingenommenheit, sondern von ehrlicher wissenschaftlicher Überzeugung diktierte Urteil verstattet, daß George wie seine Vorgänger in keiner Weise die Lehre von Malthus erschüttert haben.

Bekennen wir uns sohin zu dem Satze, daß die Hauptquelle des Elends die übergroße Vermehrung der ärmsten Bevölkerungsschichten sei, so liegt uns die Pflicht ob, Abhilfmaßregeln vorzuschlagen. Abgesehen davon, daß die gewaltige Konkurrenz der Proletarier die Lohnsteigerung hindert oder paralysiert, ihren standard of life herabdrückt, sittliche und politische Gefahren heraufbeschwört, ist auch das nackte Selbstinteresse der Besitzenden direkt interessiert. Immer gewaltiger wachsen die städtischen Armenbudgets an, ohne daß die private Wohlthätigkeit nachließe; immer mehr wachsen auch die Anforderungen und die Leistungen des Staates. Wenn wir trotz einzelner Fehlgriffe unsere neue sozialpolitischen Gesetze für segensreich halten, — sie sind so recht ein Ausdruck der Güte des verstorbenen Kaisers, — so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß ein reiferer Ausbau dieser Gesetzgebung fast unübersteigliche Schranken findet an den Mitteln der zur Leistung Verpflichteten.

Von allen Seiten also drängt diese Frage zu einer Lösung.

Mit Bestimmtheit können wir einen Weg als ungangbar bezeichnen, es ist der Rückfall in die alten Schranken des Polizeistaates, als da waren: Zunftbann, Niederlassungsbeschränkungen, Eheverbote gegen Arme 2c. Nicht einmal in den patriarchalischen Zuständen einer Zeit, die wir sehr euphemistisch die „gute alte" nennen, waren diese Mittel immer von Wirkung und brachten ein Heer anderer Übelstände hervor. Was wirkungslos sein muß und so gegen den Geist des Jahrhunderts streitet, verdient kaum die Ehre der Berührung.

Auch von einer Erhöhung des gesetzlichen Heiratsalters versprechen wir uns relativ wenig. Die vergleichende Statistik zeigt, daß die Sitte des Volkes weit mächtiger hier wirkt als irgend welche gesetzliche Beschränkung, die eventuell andere sittliche Übelstände erzeugen könnte.

Dagegen scheint uns der Kernpunkt des Problems getroffen zu sein, wenn wir die Festlegung eines Kindsgutes seitens der Eheschließenden zur Diskussion stellen und befürworten. Auf dem Wege der Versicherung im Anschluß an die bereits geltenden und noch zu erwartenden Gesetze erscheint uns dieser Vorschlag, den bereits Karl Marlo gemacht hat, eben so durchführbar als segensreich. Daß ein derartiger Zwang die ärmsten Bevölkerungsschichten an vorzeitigem Eheschluß und leichtsinniger Kinderzeugung hindern würde, mindestens retardierend wirken müßte, halten wir für fraglos. Die günstigen Wirkungen für Kinder und Eltern wie für die ganze menschliche Gesellschaft liegen auf der flachen Hand, sie sind nicht bloß ökonomischer, sondern hervorragend gerade ethischer Natur.

Wer bloß nach der Schablone der persönlichen Freiheit regiert, wird freilich die beliebte Einwendung dagegen erheben können, daß diese Beschränkung der freien Menschenwürde unstatthaft und, weil gegen die Armen gerichtet, auch unbarmherzig sei.

Die Argumentation ist zu fadenscheinig, um Stich halten zu können. Gerade im Interesse der Armen befürworten wir diese Beschränkung der Verehelichungs- und Zeugungsfreiheit. Ein natürliches Recht auf diese „Freiheit" erkennen wir ebenso wenig an als auf die Freiheit zu thun und zu lassen, was dem souveränen Individuum beliebt, ein Satz, der jedes Recht negieren würde.

Allein mit dem bloßen Hinweis auf dieses Projekt ist freilich wenig gethan. So wenig man von uns eine spezialisierte Bill erwarten wird, haben wir doch die Pflicht, mit einigen markanten Strichen wenigstens die Umrisse zu skizzieren.

Gehen wir von dem Bestehenden im Vaterlande aus, so hätte allerdings unseres Erachtens die Serie der sozialpolitischen Gesetze nach Professor Brentano mit der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit beginnen sollen und das Gelingen dieses Planes hätte schnelleren und wirksameren Fortschritt auf dieser Bahn ermöglicht. Indessen da man mit der Fürsorge gegen Krankheit und Unfälle begonnen hat, wozu nun die Altersversicherung als Projekt hinzutritt, so gebührt vor unserer Kindsgutversicherung unzweifelhaft der gegen Arbeitslosigkeit der Vortritt. Denn nur unter dieser Voraussetzung ist die Leistung einer auch noch so minimalen Rente erzwingbar. Endlich dürfte die Häufung und der Zusammenhang dieser Institutionen eine Herabminderung der jetzt unerträglich hohen Verwaltungskosten ermöglichen.

Es versteht sich von selbst, daß die Renten nicht an die Eltern zurückgezahlt werden. Zweifelhaft erscheint es uns, ob Kinderlosigkeit, die Jahre hinaus besteht, von der Zahlung der Rente befreien würde. Der letztere Fall wird überhaupt erst praktisch, wenn man Zahlungen während der Ehe für praktikabel erachtet, wie wir es thun, und nicht etwa, wie Marlo will, eine Summe bei Eingehung der Ehe deponieren muß, welche Zins auf Zins angelegt und später den Kindern ausgehändigt wird. Dieser Vorschlag hat jedoch das Bedenken, daß diese Summe relativ hoch gegriffen werden müßte. Sie würde mithin für den Armen, auf den es doch hauptsächlich abgesehen ist, unerschwingbar sein und einem Eheverbote mit all' dem Gefolge von dessen sittlichen Übeln gleichkommen.

Solches wird bei Ratenzahlung zu der Rente vermieden, und wir geben ihr daher entschieden den Vorzug. Sorgfältige statistische Berechnungen können die einzuholende Durchschnittsleistung unschwer feststellen und angemessen erhöhen und erniedrigen. Im Anschluß daran

könnte eine freiwillige oder obligate Witwenversicherung entstehen, wie überhaupt der Spartrieb einen mächtigen Anreiz erhielte.

Detaileinwürfe wie Übelstände, die bei jedem Fortschritt unleugbar vorhanden sind, werden sich leicht in praxi abstellen oder doch wenigstens mildern lassen.

Nur eine einzige Warnung möchten wir diesem Vorschlage, den wir hiermit der öffentlichen Diskussion unterbreiten, auf den Weg mitgeben. Legen wir auf die drängenden Übel ungesäumt die bessernde Hand; aber hüten wir uns, in der Jagd nach großen und erhabenen Zielen uns nicht zu überstürzen und statt mit historischer Geduld die Dinge ausreifen zu lassen, Hals über Kopf statt in stetiger Entwickelung vorwärts zu gehen. Auch in der Sozialpolitik gilt das große Wort Benjamin Franklins:

Die Zeit bestätigt nichts, was ohne sie gemacht wird.

Der Mangel an naturwissenschaftlicher Bildung.

Jedes Zeitalter hat seine starken und schwachen Seiten, sein vorwiegendes Interesse nach der einen oder anderen Richtung. Dies besondere Interesse an religiösen Fragen im 16. Jahrhundert machte im 17. einer nicht geringeren Teilnahme an den Experimenten und Fortschritten der Naturwissenschaften Platz. Aber auch diese erlahmte schließlich, und an die Stelle der letzteren traten pädagogische und philosophische Untersuchungen. Unser Jahrhundert mit seinen fortgeschrittenen geistigen und materiellen Kommunikationsmitteln zeigte rascheren Wechsel, und je nachdem die eine oder die andere Frage auf der Tagesordnung stand und das Interesse des Publikums erregte, sorgte eine reiche, allgemein verständliche Litteratur ebensowohl dafür, dies zu befriedigen, als auch es wach zu erhalten. So beschäftigte man sich vor 15 bis 20 Jahren auf das eifrigste mit der Lehre Darwins, den spektralanalytischen Fragen und so manchem Anderen, was die rasch fortschreitende Naturwissenschaft Neues bot. Aber als diese Fortschritte wieder einen gleichmäßigeren Gang annahmen, als der Reiz der Überraschungen abnahm, ging das Interesse auf andere Gebiete über, die solche nunmehr eher boten, an die Stelle der Naturwissenschaften trat die Archäologie, die prähistorische Forschung und das Kunsthandwerk, die Elektrotechnik aber konnte das Publikum nur vorübergehend fesseln, zum Teil allerdings durch eigene Schuld, denn selten hat die populäre Litteratur ihr, wenn ich so sagen darf, Gewissen in so unverantwortlicher Weise durch die maßlosesten Übertreibungen belastet wie hinsichtlich so vieler Mitteilungen über Leitungen der Elektrotechnik.

War nun früher dieser Wechsel des Interesses des Publikums ein notwendiger, sowohl dieses selbst, wie auch die Wissenschaft, dem es sich zuwandte, förderndes, so ist er in neuerer Zeit dies nicht mehr. Die in allzu reichem Maß gebotene Lektüre hat vielmehr eine Verflachung zu Wege gebracht, die für die wirkliche Bildung äußerst gefährlich zu werden droht. Die lesende Welt ist in einer Weise namentlich durch die Journallitteratur, vor der zu warnen bekanntlich Goethe schon für notwendig hielt, verwöhnt, daß ein tieferes Eingehen in den Stoff fordernder Artikel kaum noch Glück macht. Wer wollte sich auch noch damit anstrengen, da die Flut von Romanen, Erzählungen und Novellen, die täglich produziert werden, viel bequemere und amüsantere Unterhaltung gewährt! Bei der Würdigung dieser ist aber der Sinn für reine Schönheit völlig verloren gegangen, und es ziehen nur noch Effekte, die einem nicht verwöhnten Lesegaumen nur Ekel und Widerwillen erregen können. Dabei ist es bedenklich genug, daß das Hauptkontingent der Produzenten und Konsumenten dieser litterarischen Erzeugnisse Frauen sind, vielleicht freilich nur deshalb, weil die Männer sich gewöhnt haben, ihre Erholung von den Arbeiten des Geschäftes oder Amtes nicht mehr aus guten Büchern, sondern in geselligen Zusammenkünften bei Wein und Bier aus immer wieder erzählten Anekdoten zu schöpfen.

Wenn nun auch der Tageslitteratur eine gewisse Schuld an dieser Verflachung zugesprochen werden muß, so trägt sie dieselbe doch nicht allein, ist wohl nur durch jene möglich geworden. Der tiefer liegende Grund muß darin gesucht werden, daß die Bildungsweise der jetzigen Generation in ihr nicht das Bedürfnis nach würdiger geistiger Nahrung erweckt, wie sie

in ganz besonderer Weise Natur und Kunst gewähren kann. Ein solches Bedürfnis war früher in viel höherem Grade vorhanden, und man wird nicht ganz fehl gehen, wenn man in erster Linie die heutige Schule anrechnet, daß unsere Jugend im Gegensatz zu der Frische früherer Generationen ein übersättigtes blasiertes Wesen zur Schau trägt. Der so viel dafür verantwortlich gemachten Überbürdung möchten wir nicht die Schuld beimessen, sind vielmehr der Ansicht, daß diese mit jener Blasiertheit die Folge derselben Ursache ist, die wir in der einseitigen Betonung der Form zum Nachteile des Stoffes sehen, welche in erster Linie die Naturwissenschaften schädigen muß.

In der That dürfte die jetzt übliche Behandlung der Unterrichtsstoffe mehr schaden als die Forderung der Gymnasialbildung für Berufe, in denen philologische Kenntnisse völlig nutzlos sind. Was nützt es dem Schüler für sein späteres Leben, wenn er mit ängstlicher Sorgfalt darauf sehen mußte, daß sein Heft genau dieselbe Uniform trug wie das irgend eines Mitschülers, was, wenn er imstande ist, bei jeder unerwartet über ihn hereinbrechenden Prüfung in einer den dieser Prüfung beiwohnenden Beamten befriedigenden Weise zu bestehen? Ist er nicht dadurch gezwungen, Dingen ungebührliche Beachtung zuzuwenden, die wohl Mittel zum Unterricht, aber nicht den Zweck desselben abgeben können. Eine unserer größeren Zeitungen hatte gewiß Recht, wenn sie vor einiger Zeit darauf hinwies, daß Schüler keine Soldaten sind, und daß die Lehrer, die wohl in immer größerer Zahl Offiziere der Reserve sein oder gewesen sein werden, sich ja hüten müßten, die in dieser ihrer Berufsseite notwendige Methode auf jene zu übertragen. Die Thätigkeit der Aufsichtsbehörde wird allerdings durch solche Drillung eine leichtere, aber wird sie es nicht auf Kosten der Entwickelung der Schüler zu Selbständigkeit und geistiger Freiheit?

Für die Naturwissenschaften aber müssen sich diese Verhältnisse als besonders ungünstig erweisen, da sie und die ihnen als Grundlage dienende Mathematik den die Oberaufsicht führenden Personen meistens fremd sind. Dadurch sind diese von vornherein in ihrer Begutachtung mehr auf die Betonung von Äußerlichkeiten hingewiesen, und so greift z. B. in der Mathematik das bei ihr fast ganz wertlose Herstellen von „Reinschriften“ mehr und mehr Platz, die man dem „überbürdeten“ Schüler besser ersparte. Verträgt doch die Mathematik nur ihre eigenen, ausnahmslosen Gesetze, Einführung anderer Bestimmungen lenkt die Aufmerksamkeit von ihnen ab, auf Kosten der Einsicht in ihr ganz eigentümliches Wesen. Wo nicht, wie bei den Prüfungen, Konklavearbeiten möglich sind, wird der Vorteil mathematischer, der Korrektur des Lehrers unterliegender Arbeiten recht gering anzuschlagen sein, und man hat seit ihrer Einführung bessere Leistungen gewiß nicht zu verzeichnen.

In den sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften liegt die Sache etwas günstiger. Wenn auch die meist mehr oder weniger auf theologischem Standpunkt stehende Oberbehörde nicht gestatten wird, im Unterricht an die Entwickelungstheorie streifende Ansichten anklingen zu lassen, so hat man sich doch wenigstens dazu verstanden, sie beim Lehrer als zulässig zu erklären, und die neueren Lehrbücher verlassen immer mehr und mehr die einfach beschreibende Methode. Doch ist damit nicht viel gewonnen, da diese Stoffe nur in den unteren Klassen ihre Behandlung finden, während in den oberen Klassen an ihre Stelle Physik und etwas Chemie treten. Hier aber zeigen sich diese Übelstände in besonderem Grade. Der übertriebenen Betonung der Form dürfte indessen nur zum Teil der Umstand zuzuschreiben sein, daß die Behandlungsweise der Physik, anstatt eine streng auf Experimente gegründete zu sein, immer mehr eine mathematische wird, daß sich der Lehrende wohl gar noch etwas darauf zu Gute thut, dies Ziel erreicht zu haben. Er übersieht gänzlich, daß alsdann das Gegengewicht, welches die Physik der Methode der Mathematik zu halten hat, illusorisch, sie selbst sehr unverdienter Weise zum Nebenfache wird. Doch pflegt dies Beiseitesetzen aller Experimente auch noch den Grund zu haben, daß den Anstalten der dazu nötige Apparat fehlt, und, wenn er vorhanden ist, der Lehrer nicht gelernt hat, ihn genügend zu benutzen. Wie unzureichend und unzweckmäßig der Unterricht im Experimentieren für den künftigen Lehrer auf den Universitäten ist, ist oft genug hervorgehoben worden. Ist derselbe doch auf die Ausbildung gelehrter Physiker und geschickter Experimentatoren

für wissenschaftliche Zwecke, nicht aber für künftige Lehrer zugeschnitten, und es ist bekanntlich ernstlich in Erwägung gezogen worden, neue Professuren zu gründen für den Unterricht in den Dingen, welche dieser wirklich braucht. Eine solche Vorbildung wäre aber um so notwendiger für ihn, als ihm später nur eine geringe Anzahl, oft noch recht unvollkommener Apparate zur Verfügung stehen, deren Brauchbarkeit der vielfach herrschende Grundsatz, die Physik nicht in die Hand eines Lehrers zu legen, zu erhöhen durchaus nicht geeignet ist.

Diese nicht ausreichende experimentelle Vorbildung des künftigen Lehrers ist neuerdings dadurch recht fühlbar geworden, daß an den meisten staatlichen und städtischen höheren Lehranstalten in der anerkennenswertesten Weise Mittel zur Anschaffung eines ausreichenden physikalischen Apparates zur Verfügung gestellt worden sind. Er wurde es umsomehr, als die Industrie sich diese Gelegenheit nicht entgehen ließ und eine Menge mechanischer Werkstätten zur Herstellung von Schulapparaten entstanden. Man wird nicht behaupten können, daß die Erzeugnisse aller derselben sich durch Solidität auszeichnen, und es scheint, daß manche Anstalt mit ihren neuen Apparaten nicht viel besser daran ist, als sie es vorher war.

An den höheren Mädchenschulen hat die einseitige Betonung der Methode konsequenter Weise dazu geführt, daß der naturwissenschaftliche Unterricht in die Hand von seminaristisch gebildeten Lehrern gelegt wurde, die eine Vorbildung zum Experimentieren gar nicht mitbringen. Besitzen doch auch die Seminarlehrer selbst im allgemeinen eine solche nicht! Als die reorganisierten Gewerbeschulen noch bestanden, wurde in richtiger Würdigung dieses Mangels mehrmals eine Anzahl der Seminarlehrer zu mehrwöchentlichen Kursen in Experimentalphysik und Chemie an diese Anstalten geschickt und damit zugleich bewiesen, daß man in den leitenden Kreisen recht wohl wußte, wo diese Wissenschaften in der für Lehrer geeigneten Weise betrieben wurden. Indem der Staat die letzte der unter seiner Leitung stehenden Anstalten dieser Art vor kurzem hat eingehen lassen, hat er sich auch dieses Mittels zur Ausbildung seiner Lehrer im Experimentieren beraubt, die nun die Lehrstoffe, für deren Behandlung sie bei ihren Zöglingen den größten Wert auf die Anschauung legen müssen, selbst aus Büchern zu lernen gezwungen sind. Aber auch diese lassen mehr und mehr im Stiche. Nichts ist bezeichnender für die öde Hervorkehrung der Form als die, man möchte fast sagen, fabrikmäßig hergestellten „methodischen“ Lehrbücher, die ein und derselbe Verfasser für alle Naturwissenschaften herausgiebt und die auf verschiedenen Stufen denselben Stoff immer wieder behandeln, indem sie ihre Betrachtungen nur auf mehr Einzelheiten ausdehnen. Ist es schon äußerst mißlich, den schwierigen Stoff Schülern und Schülerinnen vorzulegen in einem Alter, in dem sie für denselben, weil noch nicht reif genug, auch nicht das geringste Interesse haben können, so wird das wiederholte Vorführen desselben nur die Folge haben können, ihnen den Geschmack an denselben für alle Zeit gründlich zu verderben.

Auf solche Art vorgebildete Schüler und Schülerinnen werden wohl kaum den Trieb aus der Schule mitbringen, sich in irgend einen Wissenszweig ernstlich zu vertiefen, in die Naturwissenschaften aber gewiß am allerwenigsten. So geht es aber einem großen Teil des Publikums, namentlich unseren Frauen. Der Schule entwachsen, werden sie mühelose Lektüre anderer vorziehen und gewiß nie dazu zu bringen sein, sich mit einem auf wissenschaftlicher Grundlage in allgemein verständlicher Weise vorgetragenen Gegenstand eingehender zu beschäftigen, gerade so, wie wir es jetzt sehen. Daß dies die Naturwissenschaften am ärgsten trifft, ist nur die Probe auf das dargelegte Exempel, und es dürfte hohe Zeit sein, durch Abstellung der gerügten Mißstände die kommenden Generationen vor einer ähnlichen Verflachung zu bewahren.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

Die Barceloneser Weltausstellung.

Barcelona, Ende Mai 1888.

Zu den vielen Ausstellungen dieses Jahres kommt auch eine solche in Barcelona, der Hauptstadt der spanischen Provinz Katalonien, eine Weltausstellung, die in vielfacher Hinsicht besonderes Interesse verdient. Es ist das erste Mal, daß Spanien die Völker der Erde zu einem jener friedlichen Wettkämpfe auffordert, in denen seit beinahe vier Jahrzehnten die Nationen sich in ihrer Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Industrie messen.

Was Spanien zuerst hierzu bewog, war der Ehrgeiz, der jungen, strebsamen Kräften eigen ist und sie veranlaßt, es älteren hoch entwickelten Individuen gleich- oder zuvorzuthun. Sie glauben sich befähigt und berechtigt, ihre Stimme in allen Dingen zur Geltung zu bringen. Zwar ist Spanien als Staat mindestens ebenso alt wie die übrigen großen Staaten Europas, aber seine erste Blüte- und Entwicklungsepoche ist längst vorbei, Jahrhunderte hindurch hat es gänzlich darniedergelegen und erst neuerdings, erst in diesem Jahrhundert hat es sich zu neuer Thätigkeit aufgerafft und erscheint daher im europäischen Völkerkonzert als jüngster Organismus, der in eine neue Entwicklungsperiode eingetreten ist und seit kurzem sogar den Anspruch erhoben hat, in die Reihe der Großmächte aufgenommen zu werden.

Dieses lebhafte Bewußtsein und Gefühl seiner Kraft hat Spanien nun bethätigen zu müssen geglaubt, indem es den kühnen Plan faßte, eine Weltausstellung zu veranstalten.

Dieser Gedanke erregte im Auslande zunächst gerechtes Erstaunen und an vielen Orten wohl auch große Bedenken. Letzteres war besonders in Deutschland der Fall, wo man einerseits zu der Erkenntnis der geringen Nützlichkeit solcher Weltausstellungen im allgemeinen gekommen ist und wo man besonders das spanische Unternehmen für außerordentlich gewagt hielt. Deutschland hat im übrigen, seit der Wiedererrichtung des Bourbonenthrones in Spanien und aus monarchistischem so wie aus politischem Interesse dem Wiedererwachen Spaniens zu neuem Leben, seiner Beteiligung an der modernen Kulturarbeit, seiner inneren politischen und kulturellen Entwicklung das denkbar größte Interesse entgegengebracht, die größte Sympathie bewiesen, direkte Verträge mit ihm erstrebt. Es waren daher nicht unfreundliche politische, sondern lediglich praktische handelspolitische Gesichtspunkte, welche Deutschland bewogen, sich nicht offiziell an der Ausstellung in Barcelona zu beteiligen und diese Motive werden sich voraussichtlich auch bald als völlig zutreffend und richtig erweisen: das große, ungemein kostspielige Unternehmen wird in merkantiler Hinsicht ziemlich unfruchtbar sein.

Die Initiative dazu ging von Barcelona aus, das allerdings der einzige Ort in ganz Spanien ist, der sich für die Ausführung des Gedankens dieser Weltausstellung eignet, weil hier und in der ganzen Provinz Katalonien allein von einem regen Handelsleben, von starker Industriethätigkeit gesprochen werden kann. Barcelona hat daher durch seine Senatoren und Abgeordneten immer in allen handelspolitischen Fragen seinen Anschauungen am Sitze der Zentralregierung Ausdruck gegeben und sich gewöhnlich den konservativen wie den liberalen Regierungen gegenüber feindlich gezeigt, weil es seine Interessen durch diese stets in unverdienter Weise vernachlässigt glaubte. Reich durch ihren Handel und ihre Industrie haben die Katalanen stets eine besondere Berücksichtigung ihrer Erwerbsquellen verlangt und das Prinzip der Schutzzölle immer auf das eifrigste verteidigt. Jeder der in den letzten Jahren abgeschlossenen Handelsverträge Spaniens mit dem Auslande hat ihren Unwillen in höchstem Grade erregt, denn durch jeden, namentlich aber durch den mit England, haben sie sich auf das empfindlichste geschädigt gesehen. Unter der liberalen, durchaus freihändlerischen Regierung Sagastas hat sich der Gegensatz zwischen den Katalanen und dem übrigen spanischen Volke, besonders den Kastiliern, der Art zugespitzt, daß mehrmals ein ernster Konflikt daraus zu entstehen drohte. Handel und Industrie Kata-

loniens sind nun allerdings unter dem Einfluß der freihändlerischen Politik der jetzigen Regierung und infolge der Erleichterung der Einfuhr fremder Waren in den letzten Jahren so niedergegangen, daß die ganze Provinz sich durch eine ernste wirtschaftliche Krisis bedroht sieht, deren Symptome und Vorläufer sich seit lange bemerkbar gemacht haben. Die Textilindustrie, der Haupterwerbszweig Kataloniens und seiner Hauptstadt Barcelona, hat besonders gelitten, zahlreiche Fabriken sind in den letzten Jahren geschlossen worden, andere, die sich noch zu halten vermocht haben, arbeiten nur mit der Hälfte ihrer früheren Angestellten und meist nur jeden zweiten Tag; die aufgehäuften Waren finden keinen Absatz, und eine ernste Arbeiterkrisis droht der Provinz und ihrer Hauptstadt beständig und findet in häufigen Strikes ihren vorläufigen Ausdruck.

Im Hinblick auf diese traurige wirtschaftliche Lage der Provinz und allerdings des ganzen Landes faßten die Barcelonesen noch vor dem Tode des Königs Alfons XII. und vor dem Karolinenkonflikt den Entschluß, durch eine Weltausstellung eine Änderung der bestehenden Verhältnisse herbeizuführen, sich im Innern wie nach außen hin größeres Ansehen zu verschaffen und ihre Stimme in allen handelspolitischen Fragen fernerhin den Regierungen gegenüber in ungleich höherem Grade zur Geltung zu bringen, als dies bisher geschehen ist. Bestärkt wurden sie in diesem Entschluß hauptsächlich noch durch den des Madrider Handelsstandes, ebenfalls eine große Industrieausstellung zu veranstalten, zu der doch Katalonien und Barcelona in erster Linie und in ausgedehntestem Maße mit ihren Produkten hätten beisteuern müssen.

Es hätte nun hier immerhin noch etwas sehr Bedeutendes geleistet werden können, wenn die Veranstalter dieser Ausstellung den Rahmen derselben etwas verkleinert, wenn sie, wie es wiederholentlich angeraten wurde, eine spanisch-amerikanische Ausstellung arrangiert hätten. Hiergegen wurde aber mit Recht von vielen Seiten der Einwurf erhoben, daß das Unternehmen dadurch einen politischen Charakter erhalten konnte, dessen Spitze sich gegen die germanischen Mächte richtete. Das wäre allerdings nicht nur den Mitgliedern der ibero-amerikanischen Union höchst willkommen gewesen, sondern hauptsächlich auch den Republikanern aller Schattierungen, die sogar ausdrücklich verlangten, die Ausstellung sollte eine solche der „Völker lateinischer Rasse“ sein, und die aus ihr ein Verbrüderungsfest der Spanier, Franzosen, Italiener und Südamerikaner machen wollten.

Glücklicherweise wußten die Leiter des Unternehmens zu verhindern, daß demselben ein so ausgeprägt politischer republikanischer, antigermanischer Charakter verliehen wurde, und nachdem man der offiziellen Beteiligung Österreichs sicher war, wurde eifrigst an der Vollendung des großen Werkes gearbeitet. Allerdings geschah dies nicht mit der Energie, die erforderlich gewesen wäre, um die Ausstellung wenigstens in ihren Hauptteilen bis zu dem endlich festgesetzten Tage ihrer Eröffnung, dem 8. April 1888, zu vollenden. Als sie an diesem Tage ohne jede besondere Feierlichkeit wirklich dem Publikum zugänglich gemacht wurde, bot sie noch einen so chaotischen Anblick, daß kein Gedanke daran war, daß ihre feierliche Eröffnung sogleich nachfolgen konnte. Letztere mußte wieder und wieder hinausgeschoben werden, bis sie endlich am 20. d. M. thatsächlich und zwar unter ganz besonderen und außerordentlich glänzenden Umständen erfolgte.

Von ihrer Beendigung ist allerdings auch heute noch keine Rede, und wenn die Direktion nun auch alles aufbietet, um ihre Fertigstellung zu beschleunigen, so werden hierfür in einzelnen ihrer Teile doch mindestens noch mehrere Wochen, vielleicht Monate erforderlich sein.

Kein Zeitpunkt aber konnte ungünstiger sein für die Eröffnung als der jetzige, und vielleicht wäre es klug gewesen, auf die zahlreichen warnenden Stimmen zu hören, die sich noch in den letzten Wochen vernehmen ließen, daß man die Eröffnung mindestens bis auf den September hinausschieben möge.

In diesen ersten Tagen ist der Besuch, dank den besonderen Umständen, die wir sogleich erwähnen werden, und dank der Anwesenheit des Hofes ein ziemlich bedeutender gewesen: man versichert, durchschnittlich hätten sich täglich 5000 Besucher eingestellt. Es ist dies eine Zahl, die für die hiesigen Verhältnisse als sehr hoch bezeichnet werden muß, die aber, selbst wenn sie während der ganzen Dauer der Ausstellung konstant bliebe, noch lange nicht ausreichen würde,

um den finanziellen Aufwand nur entfernt auszugleichen. Die Herstellung der erforderlichen Bauten, das ganze Unternehmen, die weiteren Kosten werden eine Summe ergeben, die die im Budget vorgesehene bei weitem übertrifft. Selbst die Verlängerung der Ausstellung bis Januar wird einen Ausgleich des großen Defizits schwerlich ermöglichen.

Sobald der Hof die Stadt verläßt, was binnen 8 Tagen geschieht, fürchtet man eine sehr große Verminderung der Besucherzahl, denn ist es jetzt schon unerträglich heiß hier, also werden vollends während der Sommermonate Juni, Juli, August sehr wenige fremdländische Besucher hierher kommen, und eine außerordentlich kostspielige Propaganda wird notwendig sein, das Ausland im Herbst noch einmal für die hiesige Ausstellung zu interessieren. Wenn man indessen auf starken Besuch aus Spanien selbst rechnet, so fürchten wir, daß dies auch nicht zutreffen wird. Man muß den Antagonismus kennen, der zwischen Katalonien und dem übrigen Spanien besteht, man muß wissen, wie neidisch und eifersüchtig alle übrigen Spanier auf die durch ihren Fleiß wohlhabenden und reichen Katalanen sind, wie von beiden Seiten gegen einander beständig gehetzt und intriguiert wird, um mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen, daß der Besuch seitens der Spanier auch sehr gering sein wird.

Im Gegensatz zu den großen Ovationen, die jetzt dem Hofe hier dargebracht werden, bereiten sich allerdings die Republikaner vor, im Herbst hier eine bedeutende Propaganda zu entfalten, und diese kann vielleicht vorübergehend auch der Ausstellung von Nutzen sein.

Was die Beschickung der letzteren anbetrifft, so überwiegt Frankreich bei weitem, das sich diese Gelegenheit nicht hat entgehen lassen, um durch glänzende Entfaltung seiner Industrieprodukte Handelsvorteile zu erzielen und den spanischen Markt zu erobern. Nächst Frankreich sind es außer Spanien hauptsächlich Österreich und Italien, die sich stark beteiligt haben. Überaus dürftig ist Deutschland vertreten, das sich allerdings in der Maschinenhalle vor den meisten andern Nationen auszeichnet.

Kann sich die Ausstellung an Reichtum seiner Objekte nicht mit den großen Weltausstellungen messen; können wir für sie auch kein vorteilhaftes Ergebnis absehen und vor allem leider auch keine Hebung der Industrie in Spanien, müssen wir vielmehr befürchten, daß dieses mit enormen Mitteln ausgeführte Unternehmen einen sehr schweren wirtschaftlichen Rückschlag auf Katalonien haben wird, so ist sie doch durch eigenartige Verhältnisse in politischer Hinsicht höchst bedeutsam geworden.

Der Aufschwung, den Spanien im Laufe der letzten 15 Jahre infolge seiner verhältnismäßig ruhigen und friedlichen inneren Entwicklung genommen hat, macht es zu einem politischen Faktor, mit dem alle Mächte glauben rechnen zu müssen. Sie alle haben daher die Gelegenheit der feierlichen Eröffnung der Ausstellung durch die Königin-Regentin ergriffen, um ihr und der jungen Großmacht, an deren Spitze sie steht, ganz besonders glänzende Huldigungen darzubringen. Beinahe vereinzelt steht in der Weltgeschichte diese großartige, friedliche Flottendemonstration da, die sich in diesen Tagen hier in Barcelona abgespielt hat und die, weit entfernt davon, der Ausstellung zu gelten, durchaus politischen Charakter hat.

Sie ist nun beendet, bald wird der Hof die Stadt verlassen, und der Indifferentismus des Auslandes wie des Inlandes gegen die so mühsam hergestellte Ausstellung wird schwerlich durch alle die Feste gebrochen werden, mit denen die Leiter des Unternehmens auch in den folgenden Monaten anzulocken suchen werden.

Rundschau auf kolonialpolitischem und handelsgeographischem Gebiete.

I. Afrika.

Die Erschließung Afrikas absorbiert nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen europäischen Welt einen großen Teil des öffentlichen Interesses. Der kolonialpolitische Afrika-Enthusiasmus des deutschen Volkes ist der stillen, planmäßigen Arbeit der speziellen Interessenten gewichen. Der Afrika-Enthusiasmus der ganzen gebildeten Welt findet Nahrung in einer neuen Großthat des jüngsten Zeitalters geographischer Entdeckungen, vielleicht der letzten dieses Zeit-

alters. Denn voraussichtlich wird gerade sie in die bevorstehende Epoche großafrikanischer Kulturpolitik überleiten, durch endgültige Erschließung des Sudan für europäische Zivilisation. Der Amerikaner Stanley ist, ausgerüstet mit englischem Gelde, von der Aruwimimündung nach Osten aufgebrochen, um dem durch die mahdistische Bewegung seit Jahren abgeschnittenen Deutschen Dr. Schnitzer Entsatz zu bringen. Die großartigen Vorbereitungen dieser Entsatzexpedition lassen auf jenes weitere Ziel schließen. Auch bei dieser seiner zweiten bahnbrechenden That hat er das Glück, mit dem Glanz seines Ruhms als Bahnbrecher der Kultur denjenigen einer That der Menschlichkeit zu verbinden. Wie er 1871 wenige Jahre vor Antritt seiner großen Afrikareise Livingstone suchte und fand, so sucht er 1887/8 einen Weg, um einem andren hervorragenden Träger der Zivilisation zu helfen.

Doch haben sich innerhalb der dazwischenliegenden 16 Jahren auch die Zustände Innerafrikas geändert. Dr. Schnitzer, unter dem Namen Emin Pascha der vormals ägyptischen Äquatorialprovinz, ist nicht wie Livingstone von Beruf Missionar und seiner Hauptthätigkeit nach wissenschaftlicher Forscher, sondern in erster Linie Vertreter einer sehr realistischen Kulturpolitik, welche sich in den wenigen Jahren seiner Wirksamkeit sogar schon in materieller Hinsicht bewährt hat.

Aus diesem Grunde fordern jene Vorgänge in Zentralafrika auch in der vorliegende Rundschau Erwähnung. Es sei daher gestattet, aus der von Schweinfurth und Ratzel mit Unterstützung von R. W. Felkin und G. Hartlaub herausgegebenen Sammlung von Reiseberichten Dr. Schnitzers [1]) diejenigen wissenschaftlichen Inhalts hervorzuheben, welche noch nicht, wie die anderen Berichte der Sammlung in den Mitteilungen von Perthes Institut, des Vereins für Erdkunde in Leipzig, der Geographischen Gesellschaft in Wien oder in Ausland, Scattish Geographical Magazine, Esploratore Veröffentlichung fanden. Es sind das aus drei an Dr. Schweinfurth gerichteten Briefen entnommene Ausführungen Dr. Schnitzers über Forschungs-, Arbeiter- und Kulturfrage und über Kultur, Handel und Verwaltung in der Äquatorialprovinz Schon das Jahr 1881, das dritte Jahr von Schnitzers Gouvernement brachte einen Nettoüberschuß der Verwaltungskosten von 100000—120000 Mk., das folgende sogar von 240000 Mk. Die noch nicht durch islamitische Invasion verdorbene Bevölkerung ist der Zivilisation zugänglich. Doch schlägt Schnitzer, im Anschluß an Schweinfurth vor, zu energischer Erschließung des Landes Chinesen einzuführen. Versuchspflanzungen, welche zunächst in den Nilstationen angelegt worden waren, ergaben sehr günstige Resultate in bezug auf Pferdezahnmais, dessen Bau auch bei den Negern Verbreitung fand, Reis, Weizen, Wein — nach mehrjährigen vergeblichen Versuchen! —, Papaya, Arachiden, die im Süden der Provinz heimischen Ölpalmen und Bananen, Dattelpalmen, Guaven, Tomaten, welche faustgroße Früchte trugen, verschiedene Gemüse- und Bambusarten. Eucalyptus gedieh kümmerlich, Kaffee und Peperoni nicht. An einheimischen Nutzpflanzen werden u. a. stellenweise extensiv angebaute Durra, Eleusine, tropische Knollengewächse, darunter ein neues, „Kambo“ genannt, Butterbäume, ölgebende Moringa, Amomum, Tamarinden, Kautschukranken, der durch eßbare Früchte, wohlriechendes Harz und von Insektenfraß verschontes Holz ausgezeichnete Mpaffubaum (Canarium edule) erwähnt. Kamele kommen im Osten der Provinz (Turkanj) vor und wurden erfolgreich in ihrem zentralen Teile eingebürgert. Der Strauß besitzt im Südosten, der Elefant in der ganzen Provinz große Verbreitung. Im dritten der erwähnten Briefe (März 1883) giebt Dr. Schnitzer seinen Elfenbeinvorrat auf 30000 kg an. Nach Dr. Junker lagerten in den Magazinen Ende 1885 75000 kg. Da schon seit Anfang 1884 Negerrebellion und danach die mahdistischen Wirren Handel und Verkehr in der Provinz lähmten, ist anzunehmen, daß die überschüssigen 45000 kg den Ertrag des Jahrgangs 1883/84 ausmachen. Wenn diese Annahme zutrifft, was mit den sonstigen Nachrichten über Elefanten- und Elfenbeinreichtum des oberen Nilgebietes übereinstimmt, so wurde dort in

[1]) Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Paschas aus den ehemals ägyptischen Äquatorialprovinzen und deren Grenzländern. — Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichnis. Leipzig F. A. Brockhaus 1888. 8. XXII., 550 S. geh. 12 M.

einem Gebiete, kleiner als das deutsche Reich, jährlich doppelt so viel Elfenbein als im Hinterlande Kameruns und mehr als $^1/_{20}$ von dem bisherigen Elfenbeinertrage ganz Afrikas gewonnen. Außer jenem Elfenbein waren 1885 Vorräte von Kautschuk, Eisen, Wachs, Häuten, Straußenfedern, vegetabilischen Fetten, Tamarinden u. dergl. vorhanden. Diese Vorräte werden zum größten Teile noch jetzt existieren.

Diese kaum anzufechtende Voraussetzung möchte dazu beitragen, Stanleys Berechnung über den kommerziellen Ertrag der Emin-Entsatz-Expedition gegenüber den Einwürfen sicherzustellen, welche Dr. Pechuel-Lösche in seinem Kongowerk erhebt.[1] Sie gründen sich erstens auf die Ausrüstungs- und Reisekosten der aus 10 Europäern und 635 Eingeborenen bestehenden Expedition bis zum Aruwimi, welche von Stanley nicht verrechnet wurden, zweitens auf die Ansprüche Dr. Schnitzers, seiner Beamten und Soldaten an den Ertrag der Provinz, welcher drittens kein herrenloses Gut ist, sondern der ägyptischen Regierung gehört. Es ist unmöglich, etwas Entscheidendes zu erwidern. Der angegriffene Stanley selbst befindet sich im Innern Afrikas. Die oben erwähnten weiteren Ziele seiner Expedition sind in Dunkel gehüllt. Doch erscheint es aus naheliegenden Rücksichten geboten, ihn wenn auch nur durch Hypothesen in Schutz zu nehmen. Ref. giebt deshalb seiner persönlichen Meinung Ausdruck, daß die Expeditionskosten einem anderen, weiteren Unternehmen zur Last fallen als dem Entsatze Schnitzers, daß die Ansprüche Dr. Schnitzers und der Seinen gegen das oben erwähnte Mehr von gesammelten Handelsgütern verrechnet worden sein mögen, und daß als Eigentümer der aus jener Provinz gewonnenen Erträge nicht der Staat, welcher die Provinz aufgegeben hat, sondern der Retter ihrer Beamten, Soldaten und ihrer produzierenden Bevölkerung anzusehen ist. Aus solchen oder ähnlichen Überlegungen nahm Stanley jenen Elfenbeinschatz wohl als Gewinn der Entsatz-Expedition an, loco Wadelai, und rechnete nach Abzug der Transportkosten einer drei- oder viermaligen Abholungsexpedition auf einen Reingewinn von 300000—1000000 Mk.

Die erwähnte Publikation des deutschen Forschungsreisenden, welcher (1875/76) Mitglied der Loangoexpedition und von März bis Oktober 1882, in Vertretung Stanleys, Leiter der belgischen Kongoexpedition gewesen ist, vereinigt zwei Hauptziele. In ihrem ersten Teile sind die amtlichen Schriften veröffentlicht, welche er während seiner Wirksamkeit im Dienste des Kongounternehmens verfaßte. Es ist das eine Handlung der Notwehr. Im Mouvement géographique (1886) und in der in demselben Jahre erschienenen deutschen Streitschrift des Stanley-Übersetzers von Wobeser waren dem Verfasser mit Unrecht Widersprüche vorgeworfen worden, welche zwischen seinen Urteilen über die Aussichten des Kongo-Unternehmens während und denjenigen nach seiner amtlichen Thätigkeit bestehen sollten. Im zweiten Teile sind verschiedene bereits in den Geographischen Nachrichten und Mitteilungen, dem Ausland, der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik und den Schriften der berliner Gesellschaft für Erdkunde und des dritten Deutschen Geographentages vom Verfasser veröffentlichte Arbeiten über Unterguinea und den Kongostaat zusammengestellt. Unter ihnen enthält die zuerst 1879 in den Geographischen Nachrichten (Berlin) erschienene Studie über Handel und Produkte Unterguineas und der Loangoküste außer noch jetzt bedeutungsvollen kommerziellen Darlegungen eine ausgezeichnete Charakteristik der Bafirte. Erwähnt sei ferner die zuerst 1848 im Ausland erschienene epochemachende Abhandlung des Verfassers über den Laterit.

Neu hinzugefügt sind (S. 424—511): Eine Schlußbetrachtung, das innere Kongoland, ein zu dieser gehörender Nachtrag, Verzeichnisse der Faktoreien und Handelshäuser und von Kongolitteratur.

Das letztere Verzeichnis erhebt in Bezug auf Zeitungsartikel naturgemäß keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Das Verzeichnis der Faktoreien, zuerst 1877 aufgestellt, ist bis ausschließlich 1887 fortgeführt. Innerhalb dieser zehn Jahre hat sich der Handel des Kongolandes immer mehr an den Unterlauf des Kongo selbst konzentriert. Am Schluß des letzten Jahres betrug die Zahl der Faktoreien

---

[1] Dr. Pechuel-Lösche, Kongoland. I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das belgische Kongo-Unternehmen. II. Unterguinea und Kongostaat als Handels- und Wirtschaftsgebiet.

am Kongo 85, außer vier gegenwärtig geschlossenen, an der vorwiegend portugiesischen Kongoküste (Süden) 27, außer drei geschlossenen, an der vorwiegend französischen Loangoküste (Norden) 64 außer zehn geschlossenen. Der Kongostaat selbst trieb am Prol Handel. Die Congo and Central African Co. und die belgische Compagnie du Congo pour le commerce et l'industrie bereiteten ihre Beteiligung am Kongohandel vor. Das Hauptgeschäft war noch immer in Händen der großen Nieuwe Afrikaansche Handels-Vennootschap (Rotterdam, Haupthaus in Banana). Von deutschen Häusern haben sich Alexander Stock zu Kinsembo an der Kongoküste und Gödelt und Gütschow an der Yumbabai (Loangoküste) etabliert.

Die oben angezogenen Bemerkungen des Verfassers über die Emin-Ersatz-Expedition sind dem Essay über das innere Kongoland entnommen. Ebendaselbst sind gegen das Projekt einer Eisenbahn, welche den Wasserweg im Gebiet der Livingstonefälle ersetzend, von Vivi nach dem Stanley Prol führen soll, Einwände ähnlichen Inhalts erhoben. Verfassers Kostenanschlag für Herstellung einer solchen Bahn, deren Länge er auf 380 km angiebt, beträgt 60800000 M., also 160000 Mk. für jedes Kilometer. Gegenüber dem ungefähr dreimal so niedrigen Kostenanschlag Stanleys und dem fünfmal so niedrigen Zboinskis möchte der Anschlag des Verfassers der Wahrheit um so näher kommen, als u. a. auch die Herstellungskosten der noch nicht vollendeten senegambischen Eisenbahn, die auf 120 Mill. Fr. für 1170 km, also auf 82000 M. pr. km veranschlagt worden sind, in Wirklichkeit sogar das 9—10fache betragen haben sollen). Trotzdem ist der Bau dieser Bahn nicht aufgegeben worden. Jede afrikanische Kulturpolitik hat zunächst mit Verlust zu arbeiten und erst auf zukünftige Rentabiliät zu rechnen.

Diese zukünftige Rentabilität wird vom Verf. zwar in Rücksicht gezogen, aber nach des Ref. Meinung bei weitem unterschätzt. Die noch wenig erforschten Gebiete des inneren Kongolandes östlich von 17° O. Gr. und nördlich von 6° S. sind größtenteils reich bewässerte Niederungen. Was von ihnen bekannt geworden ist, und zwar nicht nur Flußwiesen und -Wälder, sondern auch Plateau- und Bergländer, wie durch Dr. Schnitzler Makrakaland, durch Dr. Junker Kallika- und Lulariland an der nördlichen, durch Dr. Wolf[2]) Bakubaland an der südlichen Peripherie und das von den Leutnants Kund und Tappenbeck erreichte Waldgebiet im Innern ist trotz vorwiegendem Lateritboden und wahrscheinlich eintretender Trockenheit von vielversprechender Produktivität. Doch wird diese Frage erst in Zukunft endgültig zu entscheiden sein. Das gleiche gilt von derjenigen wegen Gunst oder Ungunst des Klimas. Ebensowenig wie „Behauptungen, die einseitig vom persönlichen Befinden ausgehen,“ besitzen die allgemeineren Behauptungen einzelner Reisender Beweiskraft. Das Urteil desjenigen Arztes, welcher am tiefsten in das Innere vorgedrungen ist, des Dr. L. Wolf, ist für das innere Kongoland, mit Ausschluß der sumpfigen Niederung, nicht ungünstig[3]). Endlich harren auch die Wasserstraßen eingehenderer Untersuchung. Die Schwierigkeiten, welche, wie Verf. hervorhebt, auch der untere Kassai-Sankuhru der Schiffahrt entgegenstellt, werden durch Sandbänke und nicht durch Felsriegel veranlaßt. Sie werden also einer Stromregulierung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstellen. Daß auch der Mobangi im Norden praktikabel ist, dararauf läßt die durch Van Gela im vorigen Jahre unternommene Stromfahrt schließen. Sie wurde im Dampfer En Avant ausgeführt, dessen Erhaltungszustand schon auf der Sankuhru-Lomamifahrt 1886 Dr. Wolf als bedenklich charakterisiert hat[4]). Durch einen Vergleich dieser Schilderung mit den Anforderungen, welche Verf. in der vierten Druckschrift (S. 140 ff.) an Kongodampfer stellt, erhält man tieferen Einblick in die mutmaßliche Veranlassung des Zerwürfnisses, welches die Veröffentlichung jener amtlichen Papiere zur Folge hatte. In letzter Instanz scheint dasselbe auf einem unlösbaren Konflikt zwischen germanischer Überlegung und hochgespannten romanischen Anforderungen an individuellen Heroismus zu be-

[1]) Zöller, Togaland S. 15 u. 22.

[2]) Dr. Wolf, Über afrikanisches Küsten- und Inland-Klima. Deutsche geograph. Blätter X, 3, S. 211. Bremen 1887.

[3]) Tageblatt der 60. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte. Wiesbaden 1887. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 1888, Heft V. S. 210.

[4]) Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde 1887. S. 88 ff.

ruhen. Im Gegensatz zu der von Stanley selbst ausgesprochenen Meinung war es deshalb richtig, daß von Anfang an sein deutscher Gegner seine Angriffe vorzugsweise gegen das Kongo-Unternehmen, nicht gegen Stanleys Person richtete. Den Fehler, welchen unser Landsmann in der Folge beging, vermag Ref. allein darin zu erkennen, daß er sich ebenfalls von unberechtigten persönlichen Invektiven nicht freihielt. Den bösartigen Charakter, welchen jener Konflikt überhaupt annahm, scheint vorzugsweise der Umstand verschuldet zu haben, daß weder Stanley noch Pechuel-Lösche hinreichend vor den eigenen Freunden geschützt waren.

Statistisches über die deutschen Reichspostdampferlinien.

Konnten wir vor einigen Monaten mit Genugthuung über Achtungs- und Schnelligkeits-Erfolge der Dampfer unserer neuen „Reichspostdampferlinien" berichten, so ergreifen wir heute gern die Gelegenheit, aus dem ersten statistischen Material, welches soeben über diese neuen Verkehrseinrichtungen veröffentlicht wird, einige Mitteilungen folgen zu lassen. Wir möchten dadurch die richtige Schätzung und Würdigung der wirtschaftlichen Bedeutung dieser Dampferlinien erleichtern und in immer weiteren Kreisen das Verständnis wecken und befestigen, daß diese Neueinrichtnng ein Bedürfnis für den Aufschwung unseres Außenhandels und daß deren Unterstützung seitens Großhandel und Großindustrie im allgemeinen wirtschaftlichen Interesse anzuraten ist. Unsere Industrie und unser Handel mögen auf Weltausstellungen — (über die wir in unserer Rundschau möglichst allgemein interessierende Original-Berichte bringen) lernen; mögen sich dort durch vorteilhafte Schaustellungen bekannt machen und neue wertvolle Beziehungen anknüpfen; mögen durch weisen Gebrauch von zu diesem Zweck errichteten Gelegenheiten, wie Ausfuhrmuseen, schwimmenden Ausstellungen, Ausfuhrmusterlagern u. s. w. eine stets wachsende Anerkennung ihrer Leistungen, Erzeugnisse u. s. w. im Ausland anstreben, durch das Hinaussenden tüchtiger Vertreter wie durch geschickte Zuhilfenahme von wirksamen Reklame-Gelegenheiten weiter in dieser Richtung wirken, — erst die möglichst vielseitige Benutzung und dadurch ermöglichte vollkommenste Leistungsfähigkeit eigener Dampferlinien, die sie von der Abgabe großer Summen für Fracht u. s. w. an fremde Nationen entbinden, die ihnen eine gute, schnelle Beförderung von Waren und Erzeugnissen sichern und die Ruf und Ansehen des deutschen Namens in fernen Zonen erhöhen, werden sie in den Stand setzen, den früheren Vorsprung anderer Nationen einzuholen und auch auf dem Weltmarkt erfolgreich den friedlichen Wettkampf auf wirtschaftlichem Gebiete durchzufechten.

Nach den erwähnten Veröffentlichungen wurden 1887 — in der letzten Jahreshälfte — für die ostasiatischen Hauptlinien verladen in Bremerhaven 8857 cbm; in Antwerpen 2630 cbm; in Genua 266 cbm; (von August ab). Die Güter sind fast ohne Ausnahme Stückgüter, da Roheisen, Eisenschwergut u. s. w. ausgeschlossen sind. In Rückfracht wurden in demselben Zeitabschnitt eingeschifft: von Shanghai 3344 cbm; von Hongkong 5516 cbm; (worunter von Japan vermittelst Zweiglinien zur Hauptlinie gebracht 2767 cbm;) von Singapore 3437 cbm; von Colombo 1665 cbm; von Aden, Suez und Port Said im ganzen ca. 400 cbm. — Neben diesen direkten Verladungen nach Europa spielt aber auch im Zwischenverkehr zwischen den einzelnen asiatischen Häfen unter sich, wie zwischen Genua und Antwerpen, resp. Bremerhaven die Beförderung einer großen Menge von verschiedener Ladung eine Rolle. Bei Betrachtung der Warengattungen, aus denen sich die aufgeführten Frachtmengen zusammenstellen, fällt zunächst der Vorteil in die Augen, den das Anlaufen von Genua für die Beförderung von Seidenfracht erzielt hat. Von Shanghai und Hongkong finden wir, meist für Antwerpen und Bremerhaven bestimmt, unter den Frachten hauptsächlich: Häute, Tabak, Strohwaren und Chinawaren, von Singapore Gewürze, besonders Pfeffer, Tabak, Zinn u. s. w., von Colombo Cocsöl, Copra, Matten u. s. w.

Für die australische Linie, welche nebenbei bemerkt, seitdem auch von ihr Colombo angelaufen wird, die ostasiatische Linie beträchtlich entlastet hat, wurden in ungefähr demselben Zeitraum (Mitte Juni bis Anfang November 1887) eingeschifft in Bremerhaven 4724 cbm, in Antwerpen 1078 cbm; in Genua 452 cbm; in Port Said 407 cbm; in Colombo 736 cbm;

während die Rückfrachten auf derselben von Sydney 3494 cbm; von Melbourne 2993 cbm; von Adelaide 2352 cbm; von Colombo 2953 cbm; von Aden 141 cbm; und von Port Said 96 cbm betrugen. Die Warengattung umfaßt bei dieser Linie gewerbliche Erzeugnisse jeder Art, wie gewebte Waren, bearbeitete Eisenwaren, Glaswaren, Bier, musikalische Instrumente u. s. w. während von Australien nach Deutschland gingen: Wolle, Rohmetalle, Talg, Häute und von den angelaufenen asiatischen Häfen die vorstehend schon aufgezählten Produkte und Waren. Insgesamt betrug nach 1885 der Wert der von und nach Deutschland mit deutschen Schiffen beförderten Güter für Ceylon (Colombo) 300000 Mark, für Singapore ca. 5 Millionen und für ganz Australien etwa 12 Millionen Mark. 1887 ist dagegen der Wert von den durch die deutschen Reichspostdampferlinien beförderten Gütern bereits auf 50 Millionen Mark zu veranschlagen, zudem nimmt nach dem benutzten Bericht auch die Beförderung von Reisenden auf den Reichsdampfern — obschon deren Fahrpreise gegen andere Linien teurer — wesentlich zu, eine umso erfreulichere Erscheinung, als die Passagierbeförderung wesentlich den Betriebsgewinn beeinflußt und als das beste Reisepublikum fremder Nationen unter den Passagieren stetig zunimmt.

Wir können also stolz auf die in den mitgeteilten Erfolgen liegende Anerkennung unserer noch jungen Reichspostdampferlinien sein, können uns der Hoffnung hingeben, daß die Resultate stetig günstiger sich gestaltende und wachsende sein werden, und wohl mit Recht unsere früheee Mahnung wiederholen, die gesamte Handelswelt, deutsche Industrielle und Kaufleute daheim wie :m Ausland mögen sich die Benutzung dieser Verkehrsgelegenheit angelegen sein lassen, damit dieselbe sich kräftige, ausdehne und vervollkommne zum Nutzen für das Ziel unserer gesamten wirtschaftlichen Bestrebungen, für die Wohlfahrt unseres Vaterlandes.

Litterarische Berichte.

Friedrich Lux. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von Dr. August Reißmann. Mit Porträt in Stahlstich. Leipzig 1888. Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

Der Titel des Buches sollte besser lauten: „Dr. August Reißmann, als Allerweltsbiograph dargestellt rc." Wie jenem Manne der Sage alles, was er berührte, zu Gold wurde, so wird alles, was Reißmann berührt, zu einem Buche. Wenn der Autor sich einmal dazu entschlossen hat, die einzelnen Artikel des elfbändigen Musiklexikons von Mendel-Reißmann in Bücher umzusetzen, dann wird bald jede Lokalgröße mit einer Biographie geschmückt sein. Ich kenne aber viele verdienstvolle Musiker, welche wie Friedrich Lux in der Stadt und Umgebung, wo sie ersprießlich wirken, beliebt und geehrt sind, denen es auch an Anerkennungen von hoher Seite nicht fehlt, die aber trotzdem die Mitwelt oder gar die Nachwelt, wenn nicht mit ihren eigenen Werken, so auch nicht mit ihren Biographien belästigt wissen wollen. Um unsere Erwartungen offenbar nicht zu hoch zu spannen, wendet sich der Lux-Biograph in einer längeren, die ganze Entwickelungszeit der abendländischen Musik durchmessenden Einleitung gegen das, wie er glaubt, formtötende moderne Losungswort „neu und originell." Haben wir uns mit diesem der Originalität nicht eben holden Gedanken der Einführung in das Leben und Wirken von Friedrich Lux einmal abgefunden, dann wird es uns nicht mehr wundern, daß die Werke dieses Komponisten großenteils aus Bearbeitungen und Uebertragungen bestehen, während die vier Symphonien des Friedrich Lux noch Manuskript geblieben sind. Ueber die Opern desselben äußert sich der Biograph, obwohl er diesen den bewußten „Rundgang über alle deutschen Bühnen" voraussagt, ziemlich vorsichtig; er war aber so unvorsichtig, in seinen Analysen eine Menge nichtssagender Notenbeispiele anzubringen, welche nicht sehr für die angepriesenen Werke, weil gegen das moderne „Losungswort", sprechen. Sehen wir von den hymnologischen Scherzen Reißmanns ab — man glaubt ihn fortwährend über einen Klassiker ersten Ranges deklamieren zu hören —, so müssen wir nach Recht und Gewissen feststellen, daß Friedrich Lux, geboren zu Ruhla, (wenn es interessiert) im Jahre 1820, das Mainzer Konzertwesen als langjähriger Dirigent und tüchtiger Musiker wesentlich gefördert und gehoben hat. Als Leiter dreier Mittelrheinischer Musikfeste hat sich Friedrich Lux Lorbeeren er-

worden, welche aber Reißmann, natürlich mit Hinblick auf die Notwendigkeit seiner Biographie, als „unverwelklich“ bezeichnet. R. H.

Ludwig van Beethoven von W. J. v. Wasielewski. Mit einem Porträt in Stahlstich. Berlin 1888. Verlag von Brachvogel & Ranft. 2 Bände.

Der Autor hat mit gewissenhafter Benutzung älterer und neuerer Resultate der Beethovenforschung eine anregende, flott geschriebene Biographie zusammengestellt, welche, wie schon die romanhaften Kapitelüberschriften zeigen, für das große Publikum bestimmt ist. Die wissenschaftliche Grundlage, sachgemäßer Ernst, eine fließende Darstellung, welche mit großem Geschicke fast durchgängig Aeußerungen Beethovens und seiner Zeitgenossen als lebensvolle Illustrationen der Charakterschilderung verwendet — diese Vorzüge dienen dem schön ausgestatteten Buche zu warmer Empfehlung. Die Gabe, trotz der Häufung des Materials leicht und sicher zu orientieren, den Leser die Gewalt des Stoffes nicht allzu drückend empfinden, aber doch fühlen zu lassen, ist dem Verfasser in hohem Grade eigen . . . Wasielewski zweifelt noch immer an der Echtheit der drei Bettina-Briefe, obwohl der zweite doch schon im Autograph als authentisch veröffentlicht wurde. R. H.

Die Bedeutung der Musik im sozialen Leben des deutschen Volkes. Von Ludwig Meinardus. (Soziale Zeitfragen. Neue Folge, herausgegeben von Dr. Theodor Müller. 21. Heft. Minden 1888. J. C. C. Bruns Verlag.

Dem umfangreichen Stoffe ist der Verfasser in einer nur fünfzig Seiten fassenden Schrift den Hauptzügen nach gerecht geworden. Wir erhalten einen tiefen, ausreichenden Einblick in das Musikleben des deutschen Volkes; nur die reinigende Wirkung der Wagnerschen Werke und Ideen auf das Opernwesen unterschätzt der Verfasser in bedenklicher Weise, indem er den ethischen Wert der Wagnerschen Kunstschöpfungen herabsetzt. Die Baireuther Festspiele sind in der Schrift kaum gestreift, obwohl doch ihre Bedeutung im sozialen Leben des deutschen Volkes ein besonderes Thema der „Zeitfragen“ bilden sollte. Daß Könige und Fürsten nach Baireuth pilgerten, um die Werke des Meisters zu bewundern, während früher ebensolche Meister als „Angestellte“ die Hof- und Tafelmusik großer und kleiner Höfe zu besorgen hatten — das ist doch ein soziales Moment, welches einer eingehenderen Betrachtung würdig ist. Der streng sachliche und würdige Ton, welcher die Schrift des geschätzten Verfassers im allgemeinen durchzieht, verdient Anerkennung. Die strenge Objektivität geht der Schrift nur dort verloren, wo Richard Wagner berührt wird. Daß Wagner meinte, „ohne alle Gesetze schaffen zu sollen, indem er als Maß des Schönen in der Kunst nichts und keinen anderen Meister anerkannte als — sich selbst“ — gehört zu jenen bekannten Unterstellungen, bei welchen mit Sicherheit darauf gerechnet wird, daß der Leser solche Bemerkungen leichter hinzunehmen, als sich in den zehn Bänden Wagnerscher Schriften über deren Stichhaltigkeit zu vergewissern vermag. In den gesammelten Werken Wagners ist nicht ein einziger Satz zu finden, der den zitierten Ausspruch rechtfertigen könnte, unzählige Sätze Wagners aber widerlegen ihn. . . Mit der bezeichneten Einschränkung kann das Heft allen Gebildeten, welche die Bedeutung der Musikpflege für das soziale Leben des Volkes nicht verkennen, dringend empfohlen werden.

R. H.

Die Politik des Unbewußten von Malthus II. Verlag der Rengerschen Buchhandlung, Leipzig.

Mit Eduard v. Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ hat das vorliegende Buch nur die Aehnlichkeit des Titels gemein, sonst ist es eine durchaus selbständige, geschickt geschriebene Erläuterung der Thatsache, daß die wichtigsten Ereignisse im politischen und sozialen Leben der Völker die notwendige Folge von Naturgesetzen sind, deren Existenz wir uns selten oder nie bewußt werden. Die Sprache des Verfassers ist edel und frei von gehässiger Polemik, sie atmet eine warme Vaterlandsliebe, einen wohlthuenden Idealismus und einen festen Glauben an die große Zukunft der Menschheit, das Buch kann daher unbedenklich jedem denkenden Leser empfohlen werden. Störend wirken nur einige naturwissenschaftliche Schnitzer, die dem Verfasser bei seinen Ausführungen passiert sind und die deutlich erkennen lassen, daß er trotz seines gelehrten Gewandes doch ein Laie ist, wie z. B. die Phanerogamen und die Schmetterlinge der „Steinkohlenformation“ oder die Uebersetzung des Wortes Brachycephal mit Langschädel und Dolichocephal mit Kurzschädel, anstatt umgekehrt. F.

Deutsche Geschichte. Erster Band von Felix Dahn. Erste Hälfte (bis a. 476.) Gotha 1883. Verlag von Fr. A. Perthes. Zweite Hälfte (bis a. 814.) Ebd. 1888. (Auch bezeichnet: Geschichte der deutschen Urzeit).

In den vorliegenden zwei starken Bänden des großen Perthesschen Unternehmens der Geschichte der europäischen Staaten hat Professor Felix Dahn eine Darstellung der ältesten deutschen geschichtlichen Verhältnisse bis zum Tode Karls des Großen gegeben. Durch seine Bearbeitung der Geschichte der Völkerwanderung von E. v. Wietersheim, durch sein großes Werk über die Könige der Germanen und durch seine rechtsgeschichtlichen Forschungen war der vielgenannte Verfasser besonders für die Lösung der schwierigen Aufgabe als der richtige Mann bezeichnet. Dazu kam dem spröden, großen

aber auseinander fallenden Stoff gegenüber sein großes Kompositionstalent mit zur Geltung und so ist es ihm denn gelungen, die Geschichte der deutschen Urzeit auf eine Weise zu schreiben, welche ebenso den Ansprüchen der Wissenschaft als den Forderungen der gebildeten Freunde der Historie genügen wird. Wir haben hier keine eingehende gelehrte Kritik zu schreiben. Es genügt auf den reichen Inhalt aufmerksam zu machen. Der erste Band giebt im 1. Buche unter dem Titel Einleitung eine Darstellung der ältesten Urzeit. Die Herkunft und die Einwanderung der Germanen, die älteste europäische Besiedelung, die früheste Gliederung und die Namen des Volkes, das Land, die Lebensbedingungen und wirtschaftlichen Zustände, Verfassung und Recht, die höhere Kultur werden geschildert. — Das 2. Buch erzählt dann die äußere Geschichte der Germanen von dem Cimbernkriege bis zu dem Untergange des weströmischen Reiches und der Errichtung des fränkischen Staates durch Chlodonech. In dem 2. Bande (3. 4. 5.) Buch erhalten wir zuerst die äußere Geschichte des Frankenreichs unter den Merowingern, dann die des Frankenreichs unter den Arnulfingern (Pippin der mittlere, Karl der Hammer, K. Pippin, Karlmann und Karl der Große), und zuletzt die innere Geschichte während jener Jahrhunderte, d. h. eine Darstellung der ethnographischen, politischen, rechtlichen, volkswirtschaftlichen und kirchlichen Zustände der Deutschen im fränkischen Staat. Manches hier kurz oder gar nicht Ausgeführte gedenkt der unermüdliche Verf. in neuen Bänden seiner Könige ꝛc. und in seinen merowingischen und karolingischen Studien auszuführen. Möge ihm dazu die volle Frische und Kraft bleiben! Q.

Geschichte der Stadt Berlin von Oskar Schwebel. Berlin 1888. Verlag von Brachvogel & Ranft. Lieferung 1 bis 3. S. 1—160.

Das Werk soll in zwölf Lieferungen zu je fünf Bogen erscheinen; da jede Lieferung nur 1 Mark kostet, so würde das ganze Werk zu dem sehr billigen Preise von 12 Mark zu haben sein. Soweit die ersten drei Lieferungen und der der ersten derselben beigegebene Prospekt erkennen lassen, haben wir eine gut gegliederte, klare, sorgfältige Darstellung vor uns, welche den Inhalt des ganzen zugänglichen Materials dem Laien verständlich und anschaulich vor Augen führt. Als eine sehr hübsche Darstellung erscheint besonders die Zusammenfassung dessen, was aus der slavischen Vorgeschichte bekannt ist, nach den Werken von Giesebrecht und Friedel, aber auch im folgenden finden wir überall eine klare, übersichtliche, gewandte Darstellung.

K. F.

Der Spiritismus vor dem Richterstuhle des philosophischen Verstandes. Von Dr. Adolf Steudel. Stuttgart, A. Bonz & Comp.

In 12 Abschnitten behandelt der Verfasser seinen Stoff, wie nicht anders zu erwarten und wie zu billigen, als Gegner des Spiritismus, zum Teil mit Beziehung auf andere Schriften, welche sich die Bekämpfung dieses Schwindels zum Zweck gemacht haben. Manche Verirrung des Menschen geht zwar von selbst zu Grunde, aber dennoch ist es nützlich, sich nicht immer auf diese Selbstvernichtung zu verlassen, sondern sie durch Kritik zu beschleunigen. Der gesunde Menschenverstand sollte schon deswegen absolutes Mißtrauen gegen den spiritistischen Schwindel empfinden, weil wiederholt die gröbsten Betrügereien von Spiritisten unwiderleglich ans Licht gezogen worden sind. Enthüllungen dieser Art findet man auch bei O. Henne-Am-Rhyn „das Jenseits“ (Leipzig 1881) S. 233 f. B.

Ein wenig Philosophie-Sophismen und Paradoxe anläßlich der religiös-philosophischen Schriften des Grafen L. N. Tolstoi von J. Rotowitsch. Berlin 1887. R. Wilhelmi.

Den Wert der kleinen Schrift werden wir Deutsche darin zu erblicken haben, daß sie uns (indirekt) auf Tolstoi aufmerksamer macht, dessen Lektüre zu empfehlen ist. Außerdem schildert der Verfasser russische Verhältnisse und Gebrechen, was für uns gleichfalls von Interesse ist. Dagegen ist er etwas zu heftig in einigen Behauptungen, mit denen er scheinbar unser Wissen in Deutschland siegreich überbietet. So sagt er z. B. S. 19 vorwurfsvoll, Kant habe sich (angeblich) durch seine große Entdeckung der angeborenen Ideen und Formen unsterblich gemacht. Allein Kant hat sich ausdrücklich in einem Briefe dagegen verwahrt, daß er angeborene Ideen lehre. Gegen Kant richtet sich also die Polemik wegen der angeborenen Ideen vergeblich. Allerdings kann man aus Darstellungen der Kantischen Lehre mitunter jenen irrigen Eindruck erhalten, wie denn auch Lotze (Metaphysik S. 21) von angeborenen „Auffassungsweisen“ spricht, auf Kants Lehre hindeutend. B.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

1870/71.

Erzählung von einem preußischen Staatsmanne.

Kapitel IV.
„Mein Krieg."

Zu der ihm von der Kaiserin zur Audienz bestimmten Stunde begab sich der Graf Godoni nach den Tuilerien. Seine Fahrt dorthin erlitt jedoch eine unerwartete Verzögerung. An der Ecke der rue *** und des Boulevards des Italiens nämlich hatte sich ein Menschenauflauf gebildet, welcher die Passage derartig hinderte, daß Fuhrwerke nur im allerlangsamsten Tempo vorwärts gelangen konnten. Auf die Frage des Grafen, was denn dort los sei, wußte sein Kutscher ebensowenig eine Antwort zu geben, als dies vermutlich die Mehrzahl der herumstehenden Leute vermochte. Von Minute zu Minute vermehrte sich die Zahl.

In dem Augenblicke aber, als der Graf, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen, dem Kutscher einen Wink geben wollte umzukehren und auf einem anderen Wege ihn an sein Ziel zu fahren, trat eine der vielen fragwürdigen Gestalten an den Schlag des Wagens und rief mit halblauter Stimme den Grafen bei seinem Namen an. Erstaunt hier gekannt zu sein, blickte jener den Sprecher an und lachend fuhr dieser fort: „Ich sehe, meine Verkleidung muß gut sein, da Sie mich nicht erkennen."

„Baron Losinski?" rief jetzt halb staunend und halb fragend der Graf.

„Derselbe," entgegnete jener, „doch sprechen Sie nicht so laut. Wie ich vermute, fahren Sie jetzt zur Kaiserin und wir werden mithin bald die Entscheidung haben."

Der Graf nickte bejahend mit dem Kopfe, und der Baron fügte lächelnd hinzu: „Sie sehen, ich habe recht gehabt, als ich meinte, der Zufall werde uns zu Hilfe kommen. Diese spanische Frage kommt uns außerordentlich gelegen. — Doch ich will Sie nicht aufhalten."

„Allerdings muß ich mich sehr beeilen," entgegnete der Graf, „doch sagen Sie schnell, was treiben Sie hier in diesem Kostüm? Giebt man in Paris im Sommer und am hellen, lichten Tage Maskenbälle?"

„Das nicht," erwiderte der Baron, „sondern ich mache Stimmung. Was ich darunter verstehe, werden Sie sehr bald, vielleicht in einer knappen Stunde sehen oder vielmehr hören. Doch nun leben Sie wohl."

Mit diesen Worten wandte er sich um und verschwand in dem Menschengewühl, während der Wagen des Grafen nunmehr durch eine Seitenstraße im schärfsten Tempo weiter fuhr und nach kurzer Zeit vor den Tuilerien anlangte.

So sehr er sich aber auch beeilt hatte, so war doch die festgesetzte Zeit infolge des geschilderten Intermezzos schon um fast eine Viertelstunde überschritten. Mit schnellen Schritten eilte deshalb der Graf die breiten kostbaren Treppenstufen hinauf, welche zu den Empfangsgemächern der Kaiserin führten, und hatte nach wenigen Sekunden das Vorzimmer betreten. Hier trat ihm der diensthuende Kammerherr, welcher in einem das Vorzimmer mit dem Empfangssalon verbindenden Gange auf und ab schritt, entgegen und bat ihn, noch ein wenig zu verziehen, da die Kaiserin augenblicklich noch durch den Besuch des Großalmoseniers in Anspruch genommen sei.

Während der Kammerherr hierauf mit einer Verbeugung zurücktrat, hatte der Graf auf einem der Fauteuils Platz genommen, und indem er seine Uhr mit der in dem Zimmer befindlichen verglich, sagte er, zufrieden vor sich hin lächelnd: „Wie es scheint, habe ich heute einen besonderen Glückstag. Ich komme zu spät, und man bittet mich deswegen um Entschuldigung. Und wem verdanke ich dies? Der gute Erzbischof ist zwar sonst mein Freund nicht; aber für diesen Dienst, den er mir unbewußt erweist, muß ich ihm ohne Zweifel dankbar sein. — Doch was mag ihn heute, so unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Rom, zur Kaiserin führen? Sollte man ihm dort einen Auftrag? — doch nein, eine solche Vertrauensperson war er ja niemals und dürfte es jetzt bei seiner oppositionellen Haltung dem Dogma gegenüber noch viel weniger sein. Es kann sich also nur um private Mitteilungen oder ganz einfach um einen Pflichtbesuch handeln. Nun wir werden ja sehen.

Der Erzbischof Darboy, welcher das Vatikanische Konzil verlassen hatte, weil er, wie die Mehrzahl der französischen und deutschen Bischöfe, das in den Vorberatungen hinsichtlich des Infallibilitätsdogmas abgegebene „non" oder „juxta modum placet" weder zurücknehmen, noch, wie es in einer dem Papst überreichten Ergebenheitsadresse hieß, angesichts desselben wiederholen wollte, hatte inzwischen seine ganze Beredsamkeit aufgeboten, um der Kaiserin die zweifelhaften Chancen eines Krieges darzulegen. Doch waren alle seine Argumente machtlos gegenüber der Überzeugung derselben, daß nur ein glücklicher Krieg ihr eine sichere Gewähr für die Befestigung des Thrones und namentlich für die Thronfolge ihres Sohnes bieten könne.

„Darum," fuhr sie fort, „bin ich erstaunt, auch aus Ihrem Munde, Monseigneur, einen Krieg verdammen zu hören, gegen welchen bisher nur die entschiedensten Feinde des Kaiserreichs sich ereifert haben, und welcher nicht nur den Ruhm der französischen Waffen, sondern auch die Macht des heiligen Stuhles zu neuem Glanze bringen soll und wird. Ja, fürwahr, ich werde stolz darauf

sein, wenn es mir gelungen ist, diesen Krieg zum Ausbruch zu bringen, und die Geschichte soll ihn der Nachwelt als „meinen Krieg“ überliefern.“

Mit wachsender Erregung hatte die Kaiserin gesprochen, während der Erzbischof tief gekränkt sich erhob, indem er sagte: „Ew. Majestät wollen verzeihen, wenn ich bitte, mich huldreichst zu entlassen. Es ist mir nicht möglich, für einen Krieg mich zu begeistern, den ich, mag er einen noch so glorreichen Ausgang haben, immer nur als ein großes und schweres Übel, als eine Geißel Gottes anzusehen vermag. Für einen Diener der Kirche ruht alles Heil nur in der Erfüllung jener Engelsbotschaft: „Friede auf Erden“.

Die Kaiserin hatte sich gleichfalls erhoben und auf den Erzbischof zutretend und ihm die Hand reichend, entgegnete sie in bittendem Tone: „Scheiden Sie nicht im Groll von mir, mein Vater, es lag mir durchaus fern, Sie kränken zu wollen, es war nur meine Überzeugung, welcher ich Ausdruck verlieh.“

„Ew. Majestät wissen,“ antwortete der Erzbischof, „daß Sie keinen treueren und ergebeneren Diener haben können, als den, welcher vor Ihnen steht, und wenn ich allzu kühn meine Meinung äußerte, so geschah dies, weil ich mit tiefster Sorge und Wehmut in die Zukunft blicke. Der Allmächtige wolle verhüten, daß meine Besorgnis begründet ist; sollte aber das, was ich befürchte, eintreten, so hat mir das Beispiel meiner Vorgänger gezeigt, wo der Platz des Erzbischofs von Paris ist.“

„Mein Gott, an was denken Sie?“ rief bestürzt die Kaiserin.

„An mein Amt,“ entgegnete der Erzbischof, „und an meine Pflicht, getreu zu sein bis in den Tod.“

Mit einer tiefen Verbeugung schritt er darauf aus dem Saal, während die Kaiserin ihm erschüttert nachblickte.

„Sollte es möglich sein, was dieser sonst so klar denkende Mann befürchtet?“ flüsterte sie leise.

„Nein, nein, er irrt, er sieht nur das Schlimmste, und das glänzende Bild, welches die Zukunft uns enthüllt, entgeht seinen Blicken. Ein Frankreich, wie es der große Napoleon geschaffen, das der ganzen Welt Gesetze vorschreibt, gestützt auf die heilige Kirche und selbst wieder diese schützend, das soll das Erbe sein, welches einstmals Napoleon IV. das seine nennt.“

Heftig schlug die Kaiserin bei diesen Worten auf eine goldene Glocke, welche auf dem Tische stand, und rief dem eintretenden Kammerdiener zu, den Grafen Godoni einzuführen.

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten, mein lieber Graf, daß ich Sie so lange warten ließ,“ mit diesen Worten begrüßte sie den Eintretenden.

„Ew. Majestät bin ich dafür nur zu Dank verpflichtet,“ entgegnete dieser, und als die Kaiserin ihn erstaunt anblickte, fuhr er fort: „Nur auf diese Weise ward es mir möglich, mich einigermaßen auf das Glück und die Ehre vorzubereiten, gesammelt vor einer großen Kaiserin und der schönsten Frau erscheinen zu dürfen.“

Die Kaiserin, welcher man in der That, trotz ihr vierundvierzig Jahre, dieses Prädikat noch zuerkennen konnte, entgegnete lächelnd: „Ich werde dem hochwürdigen Pater Beckx meinen besonderen Dank für die Wahl seines Abgesandten sagen lassen. Wie befindet sich der würdige Greis?"

„Es steckt eine staunenswerte Energie in diesem wunderbaren Mann," entgegnete der Graf. „In einem Alter, wo die Mehrzahl der Menschen sich nach Ruhe sehnt, scheint bei ihm sich eine neue Jugendkraft zu entfalten. Alles, was der Kirche in letzter Zeit an neuen Segnungen zu teil wurde, ist einzig und allein sein Werk. Nicht Pius IX., auch nicht der Kardinal Antonelli ist es in Wahrheit, der die Kirche und damit die Welt regiert; es ist jener unscheinbare Mann, der sie alle an unsichtbaren Fäden leitet."

„Ich habe es stets mit Bewunderung verfolgt, mit scheinbar wie einfachen Mitteln er das große Ziel verfolgt, welches er sich gesteckt hat," antwortete die Kaiserin, „doch lassen Sie hören, inwiefern kann ich dem heiligen Orden nützlich sein."

„Ich brauche wohl nicht Ew. Majestät auf die gegenwärtige politische Lage aufmerksam zu machen," erwiderte der Graf. „Ew. Majestät werden in Ihrer erhabenen Stellung und mit der Ihnen innewohnenden Weisheit dieselbe längst genauer als es mir möglich war durchschaut haben; mein Auftrag beschränkt sich darauf, Ihnen die Gefahr ans Herz zu legen, welche der Kirche droht."

„Und worin liegt diese Gefahr?" warf die Kaiserin ein.

„Die wachsende Macht Preußens und damit des Protestantismus birgt eine Fülle von Eventualitäten in sich, welche man in Rom nicht ohne Besorgnis zu betrachten vermag. Mit dem ihm eigenen Scharfblick sah der Kardinal Antonelli sofort in dem Tage von Sadowa ein welterschütterndes Ereignis, und vielleicht wäre schon damals der richtige Zeitpunkt für die katholischen Mächte gewesen, energisch einzugreifen. Mag man damals die Gelegenheit versäumt, oder mögen die Verhältnisse thatsächlich ein solches Vorgehen verboten haben, weiter und auch heute noch zu zögern, würde dem Ansehen Frankreichs zweifellos nicht förderlich sein."

„Sie sprechen mir aus der Seele," entgegnete die Kaiserin, „doch fahren Sie fort."

„Wie mir von maßgebender Seite versichert wurde, wartet das französische Heer schon lange ungeduldig, um endlich die Revanche für Waterloo zu nehmen; der Krieg wird dort und auch sonst mit Enthusiasmus aufgenommen werden. Dazu kommt die Unzufriedenheit, die vielfach in Deutschland gegen das preußische Regiment herrscht. Hannover und Hessen werden den Kaiser Napoleon als ihren Befreier begrüßen und ich zweifle nicht, daß der Hinweis darauf, es gelte der Kampf in erster Linie der protestantischen Vormacht, auch alle katholischen Elemente Deutschlands auf unserer Seite vereinigen wird. Ich glaube deshalb auch, daß die Besorgnis vor einem unglücklichen Feldzuge gänzlich außer dem Bereiche des Möglichen liegt."

„Und doch hat man gerade vor wenigen Minuten dies letztere Bedenken in mir wach gerufen," warf die Kaiserin ein.

„Der Herr Großalmosenier — denn ich zweifle nicht, daß er es gewesen, ist kein Mann der That," erwiderte der Graf. „Sein weiches Gemüt zittert vor dem Gedanken, wieviel Blutvergießen ein Krieg mit sich bringen, und wieviel Menschenleben derselbe kosten müsse, und deshalb vermag er sich nicht zu dem Gedanken aufzuschwingen, daß nichts zu kostbar sein darf zur größeren Ehre Gottes. Ich achte den Standpunkt des Herrn Erzbischofs als einen durchaus edlen und humanen, allein für den eines unbedingt gehorsamen Dieners der Kirche halte ich ihn nicht."

„Und ich glaube, Sie haben Recht," entgegnete die Kaiserin; „allein es gilt noch eine mächtigere Persönlichkeit von der rechten Ansicht zu überzeugen, und ich fürchte, daß dies mit größeren Schwierigkeiten verbunden sein dürfte, als man gewöhnlich meint."

Erstaunt blickte der Graf auf: „Sollte Se. Majestät der Kaiser? —"

„Er hat kein rechtes Vertrauen mehr zu seinem Stern und zu seiner Kraft," erwiderte die Kaiserin „und deshalb zaudert er."

„Wie sollte Se. Majestät noch zaudern können," rief der Graf „wo man auf dem Wege ist, seine erlauchte Gemahlin, Ew. Majestät selbst, persönlich zu beleidigen!?" Und ehe die Kaiserin, welche ihn verwundert ansah, Zeit gehabt hatte, ihn zu unterbrechen, fuhr er fort.

„Die Krone des schönen Landes, welches mit Stolz Ew. Majestät zu seinen Töchtern zählt, will man einem Prinzen jenes Hauses übertragen, welches in immer mehr wachsender Überhebung die Geschicke Europas lenken zu wollen sich erkühnt! Ein Hohenzoller auf Spaniens Thron, muß nicht Ew. Majestät dies als eine persönliche Beleidigung empfinden, und sollte es nicht auch auf eine solche damit abgesehen sein? Und wer würde in Wahrheit der Regent Spaniens sein? Ohne Zweifel doch jener Herr von Bismarck, welcher von einer Wiederherstellung des Reiches Karl V. zu träumen scheint. Hat er doch schon ein gefügiges Werkzeug in dem Marschall Prim gefunden und sicherlich auch schon weiter die Fäden seiner Intriguen gesponnen."

„Ein seltsamer Mann," warf die Kaiserin gedankenvoll ein.

„Und doch," fuhr der Graf fort, „so fein er auch sein Spiel vorbereitet zu haben glaubt, so ist doch der allezeit wachenden Fürsorge der heiligen Kirche die drohende Gefahr nicht entgangen, und man wird niemals in Rom zugeben, daß preußischer und mithin auch protestantischer Einfluß in Spanien Wurzel zu fassen vermag."

„Der Prinz Leopold," fuhr er fort, da die Kaiserin eine Bewegung des Erstaunens machte, „gehört ja allerdings der katholischen Linie der Hohenzollern an; aber er ist doch immer ein Hohenzoller, er ist preußischer Offizier, und als solcher abhängig von den Direktiven, welche ihm von dem Haupte der Familie, vom König von Preußen zugehen. Frankreich wird sich also in Zukunft nach zwei Seiten hin vorzusehen haben; denn ich zweifle nicht, daß der Prinz Leopold die Genehmigung zur Annahme der spanischen Krone nur gegen ein Versprechen er-

halten haben wird, welches ihn im Kriegsfalle auf die Seite von Frankreichs Gegner stellt."

„So daß es also sowohl das Interesse der heiligen Kirche als auch Frankreichs erfordert, energisch gegen das Projekt Front zu machen," warf die Kaiserin ein, „das war es doch, was Sie sagen wollten, mein lieber Graf, nicht wahr?"

„Ich bin glücklich, mit meiner Argumentation bei Ew. Majestät ein so huldreiches Verständnis zu finden," entgegnete der Graf sich verneigend. „Aber wird auch Se. Majestät der Kaiser —?"

„Er wird sich den Erwägungen nicht verschließen können," entgegnete die Kaiserin in bestimmtem Tone, „daß ihm kaum eine Wahl bleibt, wenn er nicht seine entscheidende Stimme im Rate der europäischen Großmächte einbüßen will. Was ich mehr fürchte, ist etwas anderes. Eine große Mehrheit der Deputiertenkammer und auch die Masse des Volkes will nichts vom Kriege wissen."

„Ich bitte gehorsamst um Verzeihung, wenn ich Ew. Majestät zu widersprechen wage," erwiderte der Graf. „Alle jene Männer, welche für den Frieden sprechen, Thiers, Favre und Genossen, sind Feinde des Kaiserreichs, und nur weil sie aus dem Kriege einen neuen Ruhmeskranz für Ew. Majestät erlauchten Gemahl und somit eine Stärkung des imperialistischen Prinzips fürchten, bieten sie alle ihre Kraft und Beredsamkeit auf, denselben zu hintertreiben. Die Menge des Volkes aber ist, wie ja das Plebiszit ergeben hat, durchaus kaiserlich gesinnt, und ich bin überzeugt, daß die kriegerischen Kundgebungen der Massen nicht werden lange auf sich warten lassen."

Kaum hatte der Graf diese Worte gesprochen, als wirre Laute und ein stetig anwachsender Lärm, dem Rollen des Donners vergleichbar, an sein Ohr und das der Kaiserin drangen.

Um zu verstehen, was vorging, müssen wir unsere Leser ersuchen, mit uns nach dem Boulevard des Italiens zurückzukehren, wo, wie erinnerlich, der Wagen des Grafen Godoni durch ein Volksgedränge aufgehalten wurde. Allmählich hatten sich dort eine Reihe von Gruppen gebildet, in welchen man die verschiedensten Berufsklassen und Stände vertreten sah, und welche sich von Minute zu Minute vergrößerten. Man bemerkte dort neben dem Arbeiter in der Blouse den geistlichen Herrn, neben dem Vertreter des Bürgerstandes den nirgends fehlenden Pariser Gassenjungen, und auch das weibliche Geschlecht fehlte natürlich nicht. Im ganzen überwog jedoch die Schar der Müßiggänger und solcher Leute, welche überall sind, wo „etwas los" ist.

In allen diesen Gruppen nun wurde eifrig debattiert, und zwar vorwiegend so, daß einer den anderen zu überschreien suchte. Bisweilen erhob sich dann ein allgemeines Gebrüll, aus welchem man besonders Rufe wie „à bas la Prusse!" „vive la France!" und „à Berlin" hervortönen hörte. Der unbefangene Passant konnte den Eindruck haben, als tage hier eine regelrecht berufene Volksversammlung, während der Kenner auf der Stelle die Mache erkannte, welche in Paris, wie überall, mit wenig Geld und viel Liqueur die Neugier und andere Schwächen

der Menschen für ihre Zwecke zu benutzen verstand, um in kurzer Zeit Tausende auf einem Platze zu versammeln und alle dasselbe schreien zu lassen.

Unter allen Gruppen erregte besonders allgemeine Aufmerksamkeit eine, deren Wortführer ein großer, kräftig gebauter Mann in einer blauen Bluse war. Auch hier drehte sich das Gespräch um Krieg und Frieden, und zwar schien der Redner sehr entschieden für den Frieden zu plaidieren. Während aber die Mehrzahl der Zuhörer sich bisher darauf beschränkt hatte, ihn zuweilen, wie auf Kommando, durch ein wütendes Zischen und Gebrüll „à Berlin“ zu unterbrechen, schien man jetzt zu Handgreiflichkeiten übergehen zu wollen, und schon erhoben sich drohend einige Fäuste gegen ihn. In diesem Augenblicke war es, wo der Baron Losinski sich vom Grafen Godoni verabschiedete und einen Weg durch die Menge zu jener Gruppe hin zu gewinnen suchte.

Als der Redner ihn erblickte, warf er schnell durch einige kräftige Rippenstöße die ihn zunächst Umgebenden zur Seite und war durch die so gebahnte Gasse in wenigen Augenblicken in die Nähe des Barons gelangt. Es geschah dies so überraschend schnell, daß nur wenige auch von ihren Fäusten ihm gegenüber Gebrauch machten, wogegen die Mehrzahl sich darauf beschränkte, ihm Drohungen und Schimpfworte nachzuschicken. Dem größeren Teile der letzteren hatte wohl die rasche Entschlossenheit des Mannes imponiert, während die Übrigen nach der einen Probe seiner mächtigen Faust nach keiner Fortsetzung verlangten. Dazu kam noch, daß die allgemeine Aufmerksamkeit sich bereits wieder anderen Rednern und Schreiern zuwandte.

Auch der Baron von Losinski mußte bereits von weitem in dem Blusenmann eine Person erkannt haben, welche er suchte. Sein Gesicht zeigte die vollste Befriedigung, als er ihn in so eifriger Thätigkeit sah, und es war ein geradezu herzlicher Ausdruck, mit welchem er ihm jetzt die Hand entgegenstreckte. Zögernd legte der Blusenmann seine große rauhe Hand in die von seinem Kostüm seltsam abstechende aristokratisch feine des Barons, indem er sagte: „Es war hohe Zeit, Monseigneur, daß Ihr kamt, ich glaube es fehlte wenig, daß man mich für meine friedfertige Rede gehörig durchgebläut hätte.“

„Ihr habt Eure Sache vortrefflich gemacht, mein lieber Kamerad,“ entgegnete der Baron. „Euer Dienst wird nicht vergessen werden, und ich werde dafür sorgen, daß Euch ein Pflaster auf die blauen Flecke gelegt wird.“

„O nein, Monseigneur,“ erwiderte jener, „das bißchen Prügel ist nicht schlimm. Ich fürchtete nur, daß durch die Entstehung einer Prügelei der Hauptzweck, um welchen es sich handelt, verfehlt werden könnte. Wenn die Polizei einschreitet —“

„Sie wird nicht,“ entgegnete in bestimmtem Tone der Baron. „Doch, was geht dort vor? Es scheint mir, man läßt den Kaiser leben.“

In der That hörte man jetzt aus der Volksmenge donnernde Rufe „vive l'empereur!“ welche sich mit den „à Berlin“-Rufen mischten. Der scharfe Blick des Barons erkannte sogleich, daß ein zweiter seiner besonderen Agenten in Thätigkeit getreten war. In der Mitte der nach Tausenden zählenden Menge stand ein alter Sergeant in der Uniform der berühmten Garde des ersten Kaiser-

reiches, geschmückt mit dem Kreuz der Ehrenlegion, welcher unter lebhaften Gestikulationen und Fuchteln mit seinem Krückstock von den Großthaten der französischen Armee und natürlich auch seinen eigenen erzählte. Mit atemloser Spannung lauschte man seinen Worten, welche den Söhnen und Enkeln den Ruhm ihrer Väter und Großväter und besonders ihres großen Kaisers verkündeten; immer höher gingen die Wogen der Begeisterung, und endlich hob man den alten Krieger, trotz seines Widerstrebens, auf die Schultern und zog so unter Hüteschwenken und Gebrüll mit ihm herum.

Mit sichtlicher Befriedigung folgte der Baron den Vorgängen und war jetzt im Begriff, nebst seinem Gefährten sich dem improvisierten Triumphzuge anzuschließen, als dieser plötzlich stockte.

Man sah, wie aus einer anderen Gruppe ein Mann, den man gleichfalls auf die Schultern gehoben hatte, sich bemühte, Gehör zu verlangen. Kaum hatte ihn der Baron erblickt, als er seinem Gefährten einige Worte zuflüsterte und einen Moment später hörte man mit mächtiger, weit über den Platz hin schallender Stimme zur Ruhe auffordern. Alle Augen wandten sich nach dem Rufer hin; doch bereits nach wenigen Augenblicken war die allgemeine Aufmerksamkeit dem neuen Redner zugewandt, welcher mit wohltönenden, eindringlichen Worten bat, man möge neben dem großen Kaiser auch derjenigen seiner treuen Verbündeten gedenken, für welche stets das Herz derselben geschlagen habe, und es als ein Vermächtnis desselben betrachten, dem unglücklichen Volke, welches unter fremder Knechtschaft seufze, die Freiheit wiederzugeben. Laute Beifallsrufe unterbrachen den Redner und verstärkten sich zu einem fast betäubenden Lärm, als derselbe mit einem Hoch auf die beiden ritterlichsten Nationen, auf Frankreich und Polen schloß.

Die Begeisterung schien nunmehr ihren Höhepunkt erreicht zu haben, als wieder ein neuer Redner seine Stimme erhob und der Menge mitteilte, man, d. h. Thiers, Favre und Genossen, hätten soeben in der Kammer die Regierung wegen ihrer kriegerischen Rüstungen angegriffen. Lautes Schreien der Verwünschung antwortete auf diese Nachricht; man schrie und brüllte: „Tod den Verrätern! Hängt sie auf!“ Diese und ähnliche Rufe schwirrten wild durcheinander und viele Stimmen verlangten schnellste und sofortige Ausübung der Volksjustiz. Schon machte sich ein Trupp auf, um auf dem nächsten Wege nach dem Hause der Deputiertenkammer zu marschieren, als eine tiefe Stimme, welcher man es anhörte, sie sei gewöhnt zu befehlen, sie zurückhielt. Es war der Baron Losinski, welcher in diesem Augenblicke eingriff und welchem es nach wenigen Worten gelang, die Ruhe wieder herzustellen.

„Meine Freunde,“ sagte er, „ihr, das freie Volk von Paris, feiert heut euren größten Triumph. Ihr wollt den Krieg und darum werdet ihr ihn haben. Schändet nicht diesen Tag und laßt jene Verblendeten, welche nicht erkennen, wo das Heil für ihr Vaterland winkt. Laßt uns vielmehr zum Kaiser gehen und sagt ihm, was ihr wünscht. Er hat gezeigt, daß er seine Macht nur euch verdanken will und wird auch in diesem kritischen Wendepunkte sich nicht von blinden und kurzsichtigen Agitatoren leiten lassen, sondern in dem Willen seines Volkes

und in der Stimme von Paris, welches das Haupt und das Herz von Frankreich ist, den Ausspruch vernehmen, welchem er folgen muß zum Ruhm und zur Größe des Vaterlandes."

Auf die atemlose Stille, welche während dieser Worte auf dem ganzen Platze geherrscht hatte, folgte nunmehr ein unbeschreibliches Geschrei aus Tausenden von Kehlen. In wenigen Augenblicken hatte sich der Zug wieder formiert, und unter fortwährenden, begeisterten Rufen von „vive l'empereur", „vive la France" und „à Berlin" zog man nach den Tuilerien. Je weiter man kam, desto mehr verlängerte sich der Zug und verstärkte sich das Geschrei. Zwar versuchten mehrmals Polizeibeamte einzuschreiten; allein, ganz abgesehen davon, daß sie in ihrer Minderzahl völlig ohnmächtig der Menge gegenüberstanden, geschah es auch an einer Stelle, wo ein besonders diensteifriger Kommissar mit einer größeren Anzahl von Beamten energisch einzugreifen begann, daß eine Person aus der Menge an ihn herantrat und ihm wenige Worte zuflüsterte. Sofort verschwand alles, was bis dahin von Polizei auf dem Platze gewesen war.

Die Kaiserin war, als der Lärm sich den Tuilerien näherte, erwartungsvoll dem Fenster näher getreten und sich zu dem Grafen umwendend, welcher in der Mitte des Gemaches stehen geblieben war, sagte sie: „Was bedeutet diese Demonstration, mein lieber Graf?"

„Ich erblicke in derselben," entgegnete dieser, „den Beweis meiner, Ew. Majestät gegenüber unterthänigst geäußerten Ansicht von der Stimmung des Volkes."

„Sollten Sie sich nicht täuschen, und sollte nicht vielmehr diese Emeute nur eine Fortsetzung der heute in der Kammer in Szene gesetzten Angriffe gegen die Regierung des Kaisers sein?" erwiderte die Kaiserin.

In diesem Augenblicke, gleichsam um dem Grafen die Antwort zu ersparen, hörte man begeisterte Hochrufe auf den Kaiser erschallen und sich verbeugend sagte der Graf: „Sind Ew. Majestät nun überzeugt?"

Mit einem bezaubernden Lächeln reichte die Kaiserin ihm die Hand, welche derselbe ehrfurchtsvoll an die Lippen führte und sagte: „Ich muß mich wohl vor Ihrer diplomatischen Kunst beugen; denn ich glaube vermuten zu müssen, daß diese Begeisterung der guten Pariser nicht auf ganz natürlichem Wege entstanden ist."

„Sagen Ew. Majestät vielmehr auf einem nur zu natürlichen Wege," entgegnete lächelnd der Graf, „und indem er mit dem Finger auf einen Mann in der Menge deutete, welcher die Seele des Ganzen zu sein schien, fuhr er fort: „Wenn es Ew. Majestät interessiert, den Hexenmeister kennen zu lernen, welcher —"

„Es ist mir nicht nur interessant," fiel die Kaiserin ein, „sondern ich hege den aufrichtigsten Wunsch, dem Manne zu danken, welcher mich meinem Ziel soviel näher gebracht. Es ist ein Freund von Ihnen?"

„Ein Mitglied des Ordens," entgegnete der Graf.

„Sein Name?" „Baron von Losinski."

„Ach! ein Pole!" rief die Kaiserin erfreut. Sagen Sie dem Baron, ich würde entzückt sein, ihn zu empfangen und ihm selbst meinen Dank auszusprechen. Doch nun wollen wir keinen Augenblick zum handeln verlieren."

Nach diesen Worten schlug sie auf die goldene Glocke und rief dem eintretenden Kammerherrn entgegen: „Melden Sie Sr. Majestät dem Kaiser, daß ich ihn in hochwichtiger Angelegenheit baldmöglichst zu sprechen wünsche.“

In huldvollster Weise verabschiedete sie hierauf den Grafen Godoni, welcher Mühe hatte, aus den Tuilerien herauszugelangen, da die Volksmassen bis dicht vor die Einfahrt hin Posto gefaßt hatten und noch immer hier ihrer kriegerischen und kaiserlichen Gesinnung durch lautes Rufen Ausdruck gaben.

Vom Portale aus machte er dem Baron Losinski, welcher ihn sogleich erblickte, ein Zeichen, das dieser alsbald durch ein gleiches beantwortete und bestieg dann eilends den an der nächsten Ecke haltenden Wagen, um nach seinem Absteigequartier in der rue *** zurückzukehren.

Kapitel V.
Die Sommerfrische in Varzin.

Je unruhiger es in Paris war, um so ruhiger war es in Berlin und Varzin und nichts deutete in der Umgebung des Grafen Bismarck darauf hin, daß jenseits der Vogesen irgend eine dunkle Wolke in Sicht sei. Alles machte den Eindruck des procul negotiis und wer den Grafen in seinem herrlichen Buchenpark umherwandern oder im traulichen Gespräch mit seiner Familie in der Laube vor der Thüre sitzen sah, hätte schwerlich geglaubt, daß die Frage: ob Krieg, ob Frieden, sich auf des Messers Schneide bewegte. Sein Generalstab beschränkte sich auf seinen damaligen „klassischen Rat“, den Geheimrat Bucher, und der Geschäftsbetrieb auf die laufenden Sachen, so daß man es nicht einmal für nötig gehalten hatte, ein Mitglied des Chiffrier-Bureaus heranzuziehen. Graf Bismarck schien den Grundsatz Talleyrands adoptiert zu haben, sich niemals zu übereilen, aber auch niemals zu spät zu kommen, und er kannte die augenblickliche europäische Konstellation genau genug, um sich nicht darüber zu täuschen, daß der Kaiser Napoleon zwischen der Kriegs- und Friedenspartei einstweilen noch ratlos hin und her schwanke und auf eine Kundgebung des Schicksals warte.

Ebenso war es ihm nicht unbekannt geblieben, daß man von Rom aus alle Hebel ansetzte und besonders die Kaiserin bestürme, Frankreich in einen Krieg mit Preußen hinein zu treiben, doch ließ ihn dies alles sehr kalt, und er hatte den damaligen Gesandten Preußens in Paris, den Freiherrn von Werther, ausdrücklich dahin instruiert, sich für die spanische Königsfrage in keiner Weise zu echauffieren, sondern dieselbe als eine Privat-Angelegenheit des katholischen Zweiges der Hohenzollern zu behandeln. Herr von Werther schien vom Schicksal dazu ausersehen, als Geburtshelfer bei allen großen europäischen Kriegen zu funktionieren, 1866 als Gesandter in Wien, 1870 als Gesandter in Paris, und beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges als Gesandter in Konstantinopel.

Es war in Varzin Gewohnheit, daß Graf Bismarck die laufenden Sachen beim Frühstück erledigte, und so finden wir ihn denn auch heute beim Frühstück im eifrigen Gespräch mit seinem vortragenden Rat.

„Ja mein lieber Bucher“ — sagte der Graf — „die Sachen drängen in Paris zur Entscheidung, Cotillon und Sontane haben eine Allianz gegen uns geschlossen und Paris hat heute nahezu das Aussehen, als wenn sich ein zweites Konzil versammle, in welchem der Kaiserin Eugenie die Rolle der Maria, aber wohl nur der von Loretto, zugedacht zu sein scheint. Die bisherigen Damen von Loretto haben keinen Einfluß mehr, da Se. Majestät der Kaiser — wie die Gräfin Dubarry zu sagen pflegte — nicht mehr amüsabel ist. Unser Werther spielt den Ängstlichen, was ich ihm zwar nicht aufgetragen habe, was aber unter den obwaltenden Verhältnissen vielleicht garnicht übel ist. Man predigt zwar noch nicht einen förmlichen Kreuzzug gegen uns, doch kommt es in der Sache ziemlich auf dasselbe hinaus. Übrigens ist der Kaiser ein wirklich kranker Mann und es wird aller Künste der Kaiserin bedürfen, denselben in den Sattel zu bringen. Die spanische Königsfrage ist mir Wurst und das Geschrei der Schwarzröcke in Paris ist mir noch Wurster. Worauf es mir ankommt, ist, daß wir die „Geforderten“ sind; ich habe darauf schon als Student immer einen besonderen Wert gelegt. Der Thron von Spanien ist überdies kein besonders bequemer Sitz, selbst ganz abgesehen von den „zärtlichen Verwandten.“

„Was befehlen Ew. Exzellenz, daß dem Gesandten geschrieben wird?“

„Nichts“ — sagte Graf Bismarck; „wir haben hier etwas besseres zu thun, als schreiben, nämlich unsere Gesundheit zu pflegen. Spielt Werther den Ängstlichen, so spiele ich den Nonchalanten. Dabei ist es mir nicht unbekannt geblieben, daß Benedetti einem Kriege mit uns abgeneigt ist und sich sein Ausgleichsobjekt lieber in Belgien holen möchte. Er war auf diesen Gedanken so erpicht, daß er auf den Leim ging, mir einen darauf bezüglichen, eigenhändig geschriebenen Vertragsentwurf zu behändigen, der uns vielleicht noch gute Dienste leisten wird.“ Beide Herren lachten.

„Von unseren deutschen Bundesgenossen haben wir die befriedigendsten Erklärungen und der Herr an der Seine arbeitet, aber diesmal buchstäblich, pour le roi de Prusse. Er wird uns das fertig machen, was wir sonst vielleicht nicht fertig bekämen. Höchst interessant ist die Ruhe und Siegesgewißheit, mit welcher unser allergnädigster Herr der drohenden Gefahr gegenübersteht. Auch nicht die Spur eines Zweifels, daß wir als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen, wogegen der Kaiser von Frankreich unter dem Banne eines Fatalismus steht, der ihm das 17. Jahr seiner Regierung als sein letztes erscheinen läßt. Damit ist derselbe schon halb besiegt, denn der Sieg wird, wie man sagt, in der Seele des Feldherrn entschieden.“

Während man noch so konversierte, wurde dem Grafen Bismarck ein Telegramm überreicht, welches er, sobald er es gelesen, dem Herrn Bucher behändigte. „Aus Paris,“ sagte er, „man scheint dem armen kranken Mann die Nachfolge Karls des Großen vorzuspiegeln. Dabei scheint die Kaiserin die spanische Königsfrage als eine persönliche Beleidigung zu empfinden und einen Krieg gegen uns als das einzige Mittel zu betrachten, ihrem Sohne die Nachfolge zu sichern. Es ist mir stets geschichtlich und psychologisch gleich lehrreich und interessant gewesen,

daß die Fatalisten die Erfüllung ihres Schicksals und gewisser Prophezeiungen stets durch die Mittel herbeiführen, welche von ihnen darauf berechnet sind, dieselben zu vermeiden. Es ist dies ein psychologischer Zug, der sich ebenso in den griechischen Tragödien, wie in dem deutschen Märchen findet. Was war der Kaiser zur Zeit der Weltausstellung und was ist er heute? Um Koch bei dem großen Hexenkessel Paris zu spielen, dazu gehört etwas mehr, als einen parvenu zum Vater und eine spanische, ja allerdings recht hübsche Gräfin zur Mutter zu haben. Das Zeug zu einer Kaiserin-Mutter kann man eben nicht beim Schneider bestellen. A propos", schaltete der Graf ein, „kennen Sie die hübsche Unterredung zwischen der Kaiserin Eugenie und dem Großfürsten Konstantin auf einem der großen Hofbälle der Weltausstellung? In dem großen Kranze schöner Damen war die Kaiserin unstreitig die schönste, und als sie den Großfürsten fragte, welche Dame ihm als die schönste erschiene, hatte sie unzweifelhaft ihren Namen erwartet. Es kam aber anders. „Majestät," sagte der Großfürst, „ich bin ein Barbar und ich finde keine Frau schön, als meine eigene."

„Siehst du, mein lieber Otto," sagte die Gräfin, welche inzwischen in den Salon getreten war, lächelnd, „man kann auch von den Russen lernen."

„Ich habe meine Lehrjahre hinter mir," war seine Antwort. „Übrigens wollen wir heute noch unsere gewöhnliche Spazierfahrt machen. Wer weiß, was morgen passiert."

Diese Spazierfahrten waren ein regelmäßiger Bestandteil der Villeggiatur in Varzin und eine Lieblings-Erholung des Kanzlers, da sie ihm Gelegenheit boten, seine neu angelegten Schonungen, Fischteiche, Rieselwiesen und dergl. in Augenschein zu nehmen. „Mache dich fertig," sagte er, „in einer kleinen Stunde wollen wir fahren. Sie begleiten uns," fügte er zu Bucher gewandt hinzu „doch möchte ich Sie bitten, zuvor noch dieses Konvolut von Gesandtschafts-Berichten durchzusehen und mir demnächst darüber Vortrag zu halten."

Nachdem dieser sich entfernt, suchte auch der Graf Bismarck sein Arbeits-Kabinet auf, um — wie dies sein intimer Geschäftsbetrieb war — eigenhändig einen Bericht an Se. Majestät den König zu erstatten. Nachdem er dies absolviert, ließ er seinen vortragenden Rat zu sich bescheiden.

„Nun," sagte der Graf Bismarck, „wollen wir uns noch etwas mit Politik beschäftigen und bitte ich deshalb um den vorbehaltenen Vortrag über die Ihnen behändigten Gesandtschafts-Berichte. Beginnen wir mir mit Paris."

„Der Pariser Bericht" sagte Herr Bucher, „ist in der Hauptsache mit Wiederholungen angefüllt, doch habe ich davon den Eindruck, daß Herr von Werther nicht den Ängstlichen spielt, sondern daß er wirklich ängstlich ist und gern den Versuch einer Verständigung machen möchte."

Der Graf Bismarck lächelte und entgegnete: „Thun wir ihm den Willen und schreiben wir ihm, daß wir bereit sind, die spanische Königs-Kandidatur definitiv fallen zu lassen. Wenn die Franzosen glauben, wir fürchten uns, so werden sie desto bissiger werden. Sie haben mich doch verstanden."

Der Rat verbeugte sich und fuhr dann fort: „In dem Petersburger Bericht ist eigentlich nur die Notiz von Interesse, daß sich dort in den Kreisen des Panslawismus ein gewisses steigendes Interesse für Frankreich bemerklich macht und daß man sich mit dem Gedanken wird befreunden müssen, daß eine entscheidende Niederlage Frankreichs der bisherigen Freundschaft zwischen Rußland und Preußen vielleicht einen empfindlichen Stoß versetzen könnte."

„Lassen wir das einstweilen auf sich beruhen," sagte der Kanzler, „kommt Zeit, kommt Rat. Rußland hat einen Pfahl im Fleisch, auf welchen wir nur ein wenig zu klopfen brauchen, um die russischen Staatsmänner aus ihren panslawistischen Träumereien wieder auf den Boden der Wirklichkeit herabzuziehen. Einstweilen handelt es sich um persönliche Eifersüchteleien des Fürsten Gortschakoff, welcher es nicht verwinden kann, daß manche Leute mich für klüger halten als ihn. Außerdem können die Herren in St. Petersburg sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, daß die schönen Tage des Kaisers Nicolaus vorüber sind und auch schwerlich wiederkehren werden. Man hat wohl noch die Ansprüche, aber nicht mehr das Zeug dazu."

„Interessanter ist der Bericht aus Wien," fuhr der Rat fort. „Man rechnet dort bestimmt auf einen Angriffskrieg Frankreichs gegen den norddeutschen Bund und auf eine Mitwirkung der katholischen Kirche, um den Ketzerkönig wieder aus seiner usurpierten Stellung zu verdrängen."

„Das kümmert mich wenig," sagte der Graf Bismarck, „der Kaiser Franz Joseph ist ein zu einsichtiger Herr, als daß es dem Grafen Beust auf die Dauer gelingen könnte, denselben über das wahre Interesse Österreichs zu täuschen, und was die Kurie anlangt, so werden die Herren in Rom bald auf das lebhafteste bedauern, eine so ausgesprochene „Politik von dieser Welt" betrieben zu haben. — Pius IX. ist kein Staatsmann, sondern hat höchstens das Zeug zu einem frommen Kaplan. Es wird doch auch wieder jemand kommen, mit dem man ein verständiges Wort sprechen kann. Im übrigen wird jede antideutsche Bestrebung in Österreich schließlich zu unseren Gunsten ausschlagen, und wenn wir mit Frankreich fertig sind, so wird Österreich in der Kürze unser bester und zuverlässigster Freund. Wir werden die Herren in Wien zur Liebe zwingen."

„Auf unsere deutschen Bundesgenossen können wir mit Sicherheit rechnen; die Zeiten, in denen Frankreich einen Rheinbund machen konnte, sind unwiederbringlich dahin, und die nationale Strömung ist stark genug, um jeden, der sich dagegen stemmen sollte, von seiner Stelle wegzuschwemmen. Man versucht ja von Rom und Paris aus allerdings, die Katholiken Deutschlands gegen uns mobil zu machen, doch lasse ich mir darüber kein einziges meiner drei Haare grau werden und vertraue fest auf die Vaterlandsliebe unserer katholischen Mitbürger. Man kann in dem heutigen Deutschland vielleicht noch den Welfen spielen, den Franzosen gewiß nicht mehr."

„Ein gutmütiger, etwas dummer Kerl, so pflegte der verstorbene General von Gerlach Napoleon I. zu charakterisieren, während er den III. als ein Ausbund von Nichtswürdigkeiten verabscheute. Es ist mir schwer geworden, der

richtigen Analyse in Preußen Eingang zu verschaffen. Er glaubt sein Onkel zu sein, und ist doch nur seine Tante, und seine Politik ist ein fatalistisches Hazardspiel, zu welchem er selbst kein Vertrauen mehr hat. Anders die Kaiserin Eugenie. Diese hat man allerdings katholisch fanatisiert und dieselbe glauben gemacht, daß es eine persönliche Beleidigung für sie sei, ihr Vaterland durch einen Hohenzollern regieren zu lassen. Man wird sich noch mehr wundern, wenn demnächst vielleicht ein Sohn des Königs von Italien den spanischen Thron besteigen sollte, allerdings wohl nicht für lange Zeit, doch wird es immerhin eine interessante Erinnerung sein."

Inzwischen war die für die Spazierfahrt festgesetzte Stunde herangerückt und bewährte der Kanzler auch hier wieder die ihm eigentümliche, sehr wertvolle Gabe, sich immer ganz und voll in den ihm zunächstliegenden Gegenstand zu versenken.

Es war, als ob er sich überhaupt den ganzen Tag mit nichts anderem beschäftigt hätte als mit Kiefer-Schonungen und Rieselwiesen, und er behandelte seine Forellen-Zucht mit nicht minderer Schärfe und Energie als die Zucht des Herrn von Beust und prüfte seine Schonungen mit derselben Sorgfalt, wie die Entwickelung der Pläne der Kaiserin Eugenie und der Machinationen des römischen Maschinenmeisters.

Bei dem Diner, das sich unmittelbar an die Spazierfahrt schloß, war von allem Möglichen die Rede, nur nicht von den brennenden Tagesfragen. Ein Uneingeweihter hätte schwerlich auf die Vermutung geraten können, daß man stündlich das Signal zu einem Kriege auf Leben und Tod aus Paris erwarte. Man unterhielt sich über die Persönlichkeit des Kaisers Napoleon und der Graf Bismarck wies darauf hin, daß derselbe sich nicht nur körperlich sondern auch geistig im Niedergang befinde. Seine Stärke habe eben in seinem Selbstherrschertum bestanden und mit dem Zurückgreifen auf den Parlamentarismus sowie mit der Auswahl ausgesuchter Mittelmäßigkeiten zu Ministern, habe derselbe seine Abdankung bereits vollzogen. Außerdem sei die Intendantur der Armee und der Eisenbahn-Betrieb für militärische Zwecke äußerst mangelhaft organisiert, und es habe in den Reihen der Armee an Haupt und Gliedern eine Überschätzung und Selbstberäucherung Platz gegriffen, auf welche man mit vollem Rechte das Wort des alten Napoleon von Jena her anwenden könne: „ils se tromperont furieusement."

„Man schreibt ja" — bemerkte ein anwesender Gast — „in der französischen Presse, unsere Landwehr werde auf Rollstühlen gefahren und lebe hauptsächlich von Tisanen-Thee. Was werden die für Augen machen, wenn sie unsere Garde-Landwehr sehen![1])"

„Es ist mir," sagte der Graf Bismarck, „historisch sehr interessant, daß es eine Art politischer Maxime der Vorsehung zu sein scheint, jede Dynastie einmal zu restaurieren und so gewissermaßen die Probe auf das Exempel zu machen, ob

[1]) Ein sehr enragierter Preußenhasser in Versailles erklärte bei dem Einmarsch der Garde-Landwehr, daß er solche Truppen in der That noch nie gesehen habe.

sie die Gründe ihrer Vertreibung theoretisch und praktisch erkannt, oder — wie man es kirchlich charakterisiert — Buße gethan habe. Die Stuarts sind einmal restauriert; alle späteren Versuche waren vergeblich. Die Bourbons sind einmal restauriert, und alle weiteren Versuche werden vergeblich sein. Ebenso werden, falls der jetzige Kaiser der Franzosen sein Schicksal durch Provozierung einer Art von Religionskrieg erfüllen sollte, die Bonapartisten vergeblich eine zweite Restauration versuchen. Verbraucht, verbraucht; vorüber, vorüber. Die Einzigen in Frankreich, welche noch keine Restauration erfahren haben, sind die Orleans, wenn man diese überhaupt als eine von den Bourbons unterschiedene Dynastie gelten lassen will, doch ist das Bürger-Königtum durch das Bürger-Kaisertum bereits überholt und die Familie zählt keinen Mann in ihren Reihen, der etwas mehr als ein Bankier und Kouponschneider wäre, ganz abgesehen davon, daß der Fluch des Hauses Condé auf ihr lastet."

Ein kleiner beweglicher Herr, mit dichtem weißen Haar, der sich mit dem Grafen Bismarck duzte, warf die Bemerkung dazwischen, daß ihm die Thätigkeit der Kaiserin Eugenie und der voraussichtlich konfessionelle Konflikt an der ganzen Sache das bedenklichste sei.

„Lieber Hans," sagte der Kanzler, „mir liegt nichts ferner, als die Politik vom Standpunkte eines Nachmittagspredigers zu betreiben. Die Kaiserin der Franzosen ist glücklicher Weise nicht so scharfsichtig, um die unabweislichen Konsequenzen zu bemerken. Sie führt den König von Italien nach Rom, denn der frühere Plan, die französischen Truppen in Rom durch spanische zu ersetzen, ist glücklicher Weise ein für allemal verdorben. In Rom aber gilt auch heute noch der Grundsatz: victrix causa diis placuit, d. h. in gutes Italienisch übersetzt, die Kirche hält es am liebsten mit dem Sieger. Mich dauert Napoleon, derselbe hat sich viele Verdienste um Frankreich, namentlich um dessen ländliche Bevölkerung erworben, aber man wird ihm mit Undank lohnen!"

In diesem Augenblick wurde dem Grafen eine Depesche überreicht. „In Chiffern," sagte derselbe „wir scheinen kühleres Wetter zu bekommen und ich werde meine Sommerfrische mehr nach Süden verlegen müssen." Damit hob er die Tafel auf und zog sich in sein Arbeits-Kabinet zurück, indem er seinem Rat winkte, ihm zu folgen. In seinem Kabinet angelangt, sagte er: „Die Bombe ist im platzen, bereiten Sie alles vor, daß wir jeden Tag reisen können. Man wird wahrscheinlich noch einige Kreuz- und Querzüge versuchen, um uns eine Art moralischer Demütigung aufzuzwingen, doch wird man damit kein Glück haben. Se. Majestät der König muß sofort benachrichtigt werden, da man zunächst voraussichtlich die Miene annehmen wird, als ob man mit der Zurückziehung der spanischen Königs-Kandidatur seitens der Krone Preußens sich zufrieden gestellt erklären werde. Man weiß bereits im voraus, daß dies nicht geschehen wird, da Preußen stets den Standpunkt festgehalten hat, daß es mit der ganzen Sache formell nichts zu thun habe und eine Kandidatur, welche es nicht aufgestellt, auch nicht zurückziehen könne. Die Spanier haben es lediglich mit dem hohenzollerschen Prinzen zu thun und für uns ist die Affaire mit dessen Verzichtleistung erledigt."

„Man wird es vielleicht versuchen, Se. Majestät zu brüskieren, doch ist unser Allergnädigster Herr auf alles vorbereitet und den Franzosen auch diplomatisch mehr als gewachsen. Eine kurze chiffrierte Notiz für die Minister des Krieges und des Innern muß sofort expediert werden."

Nachdem der Rat sich zurückgezogen hatte, trat die Gräfin in das Kabinet und wurde von dem Grafen lächelnd mit den Worten begrüßt: „Was hat der Kotillon mit der Politik zu schaffen?"

„Ich bin lange genug," sagte die Gräfin, „deine Frau, um zu wissen, daß du einigermaßen dem Grundsatze Ludwigs XI. von Frankreich huldigst; ich will auch nur fragen, wann wir Varzin verlassen?" „Morgen, übermorgen," war die Antwort, „bereite alles so vor, daß keine Zögerung stattfindet, wenn der Augenblick gekommen ist. Es ist diesmal ein ganz anderes Gefühl, mit welchem ich in den Krieg ziehe, wie im Jahre 1866. Es ist zu schwer — sagt man mit Recht — wenn der, welcher um Pardon bittet, dieselbe Muttersprache spricht. Noch niemals während der ganzen Krisis habe ich den geringsten Zweifel darüber gehegt, wer aus dem Kampfe als Sieger hervorgehen wird, und das weitere läßt sich leicht im voraus berechnen." Damit setzte er sich an seinen Schreibtisch, um eine Depesche an den König zu expedieren.

„Unserer deutschen Bundesgenossen sind wir sicher" — so etwa lautete sein Bericht, „der, dessen Haltung am meisten angezweifelt wurde, der jugendliche König von Bayern, scheint sich als der Zuverlässigste und Eifrigste bewähren zu wollen. Freilich haben wir im Jahre 1866 keinen Zweifel darüber gelassen, daß es uns mit unserer Politik bitterer Ernst ist, und die jüngst verflossenen vier Jahre haben das Nationalgefühl wenigstens soweit gekräftigt, daß selbst der widerharigste kleinstaatliche Minister es nicht mehr wagen darf, mit den Feinden Deutschlands auch nur zu kokettieren. Man bedroht uns allerdings damit, daß Garibaldi Napoleon zu Hilfe kommen werde, doch wird derselbe uns schwerlich Schaden thun, sondern nur die revolutionären Parteien in Frankreich verstärken. Es sollen ja schon einige kleinere Aufläufe in Paris stattgefunden haben, in deren Inszenierung bekanntlich die Polen sehr geschickt sind, doch haben diese zunächst wohl nur den Zweck, als „Volksstimme" zu figurieren und dem kriegerischen Drängen der Partei der Kaiserin zu sekundieren. Die Parole ist à Berlin, und man wird ja wohl auch dahin gelangen, allerdings unter Aufsicht preußischer Landwehrleute. Spezieller Vereinbarungen mit Italien bedarf es für uns nicht, da unsere Interessen Hand in Hand gehen und die spanische Frage hat ihre Dienste gethan, da Rom nicht mehr mit spanischen, sondern mit italienischen Truppen besetzt werden wird."

Nachdem er seine Depesche beendigt hatte, schellte er und ließ den Herrn „Hildebrand" zu sich entbieten.

„Chiffrieren Sie diese Depesche und halten Sie sich bereit, morgen früh nach Berlin abzugehen. Es kommt mir hauptsächlich darauf an, die Thätigkeit des Obersten Stoffel und den Verkehr auf der französischen Botschaft genau überwacht zu sehen."

Der also Angeredete war ein junger Mann von distinguiertem und intelligentem Aussehen, der an dem Diner zwar teil genommen, sich aber ganz schweigend verhalten hatte. „Sobald Sie Ihren Auftrag in Berlin ausgeführt, begeben Sie sich unverzüglich nach Italien. Ihre Instruktionen bleiben die alten; wir haben vorsichtiger Weise stets mehr als ein Eisen im Feuer.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Mädler,

nach den Aufzeichnungen seiner Witwe, Minna von Mädler, geb. Witte.

Wie mehrere unter den neueren Astronomen, welchen die Wissenschaft viel verdankt, so hat sich auch Mädler durch zunächst neben seinem eigentlichen Beruf betriebenes eifriges Studium der Astronomie einen bedeutenden Platz unter den Astronomen von Fach errungen. Als Hülfsarbeiter bei der Königlichen Sternwarte in Berlin, kam er mit dem Kommerzienrat Wilhelm Beer in Berührung. Beer ließ sich von ihm in die Geheimnisse der höheren Mathematik und Astronomie einweihen, und faßte bald ein solches Interesse namentlich für letztere Wissenschaft, daß er in seiner Villa im Thiergarten sich seine eigene Sternwarte herrichtete, sie mit ausgezeichneten Instrumenten versah, und so Mädler in den Stand setzte, in seinen Mußestunden nun auch die Astronomie praktisch zu betreiben. Man weiß, mit welchem glänzenden Erfolg dies geschah. Zunächst war es der Mond, der an Beer und Mädler vortreffliche Beobachter fand, aber auch mit den Planeten, und unter ihnen namentlich mit Mars, beschäftigten sich die Freunde, und später auch Mädler allein, in eingehender Weise. Während die Resultate der letzteren Beobachtungen hauptsächlich in den astronomischen Nachrichten mitgeteilt wurden, benutzten Beer und Mädler das reiche in 600 Nächten durch Beobachtung des Mondes gewonnene Material 1834 zur Herausgabe ihrer berühmten Mappa selenographica, welche in 300 facher Vergrößerung die Mondoberfläche mit soviel Einzelheiten darstellt, wie etwa eine auf einem Quartblatte dargestellte Karte von Frankreich aufzeigen würde. Der drei Jahre später der Öffentlichkeit übergebene Text fügte der bildlichen Darstellung noch eine Menge wichtiger Einzelnheiten zu.

Ohne die bedeutenden Kosten, welche Beer darauf verwandte, wäre die Veröffentlichung der Mappa unmöglich gewesen, doch äußerte sich später Beer selbst gegen Mädlers Schwiegermutter und Frau nur mit größter Bescheidenheit über den Anteil, den er an diesem Mondstudium genommen hatte. Für Mädler hatten seine Arbeiten die erfreuliche Folge, daß er 1836 eine feste Anstellung an der Berliner Sternwarte als Königlicher Professor fand, welche ihm gestattete, seine Thätigkeit nunmehr ganz der Wissenschaft zu weihen. So trat er denn immer mehr als der wissenschaftliche Vertreter jenes schönen Werkes hervor, und

da er es an berühmte Astronomen versandt hatte, so war es natürlich, daß dieselben ihren Dank dafür an ihn richteten.

Das wurde der Anlaß der beiden folgenden Briefe, die Gauß, mit welchem er schon länger bekannt war, an ihn richtete. „Euer ꝛc. habe ich meinen allerverbindlichsten Dank abzustatten," schreibt der berühmte Göttinger Mathematiker am 30. Oktober 1837 an Mädler, „teils für das schon vor längerer Zeit erhaltene Exemplar Ihrer Mappa selenographica, teils für das neue, mir unlängst durch eine hiesige Buchhandlung zugestellte Werk über den Mond.

Sie begründen dadurch eine neue Epoche für einen Teil der Astronomie, dessen unermeßlichen Reichtum wir dadurch erst kennen lernen. Was mich selbst betrifft, so gestehe ich, daß ich der Schröterschen Behandlung niemals habe Geschmack abgewinnen können, Lohrmanns Arbeit aber näher zu studieren, durch den Umstand abgeschreckt wurde, daß sie einen noch so gar kleinen Teil des Mondes umfaßte. Ich war daher auf der Mondoberfläche immer fremd geblieben. Aber durch Ihr Werk ist mir auf einmal der Mond höchst interessant geworden, und ich verspreche mir davon für mich selbst den vielfachsten Genuß und Ersatz für eingebüßte Reisen auf der Erde.

Außerordentlich erleichtert wird das Bekanntwerden im Monde durch Ihre Karte in einem Blatt werden, deren Erscheinen ich daher mit größter Sehnsucht erwarte. Nach den Äußerungen eines früheren Briefes von Ihnen vermute ich, daß diese Karte in ähnlicher Art gearbeitet sein wird, wie die Mappa selenographica, nämlich so, daß sie den Mond vorstellt, wie er wirklich ist. Dies bleibt auch natürlich immer das wichtigste und nötigste. Aber — entschuldigen Sie eine Äußerung, die sich mir unwillkürlich aufdrängt — sollte es nicht auch recht verdienstlich sein, neben einer solchen Generalkarte nun auch eine reine Vollmondskarte auszuarbeiten, in welcher nämlich alle Gegenstände nicht nach ihrer Bedeutsamkeit an sich, sondern nach der Stärke ihrer Augenfälligkeit im Vollmonde hervorgehoben würden? Wie hell leuchten im Vollmonde eine Menge elegant scharfer Kraterchen, die in anderen Phasen viel weniger hervortreten und sich durch nichts auszeichnen, sich auch durch nichts vor diesen auszeichnen können. Freilich enthält Ihr Werk die Data dazu, eine solche Karte zu machen, so daß allenfalls auch ein Anderer sie schon jetzt ausführen könnte, aber am willkommensten wäre dieselbe doch unmittelbar aus Ihren Händen, oder wenigstens unter Ihrer speziellsten Aufsicht gearbeitet . . .

Etwas schmerzlich ist es mir doch gewesen, daß mein alter Freund Schröter jetzt so tief herabsteigen muß. Ich spreche nicht von seinen Folgerungen, die sind immer schwach und haben wohl immer jedem mathematisch gebildeten Astronomen als sehr schwach geschienen, aber ich hatte doch immer noch die Meinung, daß seine oft peinlich pedantische Akkuratesse anzuerkennen sei, obwohl ich auch hierin schon seit langer Zeit mißtrauisch geworden bin . . . Nun aber haben Sie auch vielfältig nachgewiesen, daß man sich auf seine Beobachtungen im Monde auch nicht verlassen kann. — Unerfahren, wie ich selbst noch im Monde bin, habe ich doch selbst jetzt schon ähnliches bemerkt."

Kurze Zeit nachher schickte Mädler an Gauß die erwartete kleinere Karte. Es ist das seine allgemein verbreitete kleine Mondkarte auf einem Blatt, „die unter Auslassung der feinen Details nur Umrisse" zeigt. Im Dezember 1837 bereits drückte Gauß in folgendem Schreiben seinen Dank dafür aus:

„Ich habe nun auch das gütige Geschenk Ihrer Generalkarte erhalten und dafür meinen verbindlichsten Dank abzustatten. Gewiß werden Sie ein paar unbedeutende Bemerkungen dazu auch nur in diesem Sinne aufnehmen: nämlich als Beweis, daß ich auch diese Generalkarte mit lebhaftem Interesse durchreise . . . Obgleich ich die Wichtigkeit der genauen Bestimmung der kleinen Mondskrater für anderweitige Zwecke, z. B. solche, die Sie in Ihrem Aufsatze in den Astronomischen Nachrichten angegeben haben, keineswegs verkenne, im Gegenteil sehr hochstelle, so dachte ich bei meinem Wunsche nicht eigentlich hieran, sondern ich betrachte die Eroberung einer Vollmondskarte, wie eine Aufgabe, die ihren Zweck in sich selbst hat. Der Begriff von Wichtigkeit bei den Gegenständen der Naturforschung bleibt immer relativ und ist namentlich am meisten abhängig von ihrem Verhältnisse zu den menschlichen Erkenntnismitteln. Am Fixsternhimmel sind Jahrtausende hindurch die Größenordnungen die Haupttitel gewesen, die ihre Ansprüche, Beobachtungsgegenstände der Astronomen zu sein, rangierten. Und mit Recht, solange anderes zu erheblicher Ausbeute zu bringen, keine Mittel da waren. Vielleicht werden in späten Jahrhunderten ganz andere Wichtigkeitstitel gelten, wenn die Doppelsterne und die Sterne mit starken Bewegungen erst bekannt sind. Mein Gleichnis hinkt etwas, fühle ich. Ich wollte nur sagen: die Wichtigkeit dessen, was wir am Monde beobachten, muß zunächst auch von unseren Erkenntnismitteln abgeschätzt werden. Das sind nun freilich die ungleichen Niveaus (die vielleicht für die Mondbewohner eine viel untergeordnetere Wichtigkeit haben mögen, während das, was für sie das wichtigste ist, uns ganz entgeht). Aber die Erscheinung des Mondes im Vollmonde, die alle Monat mit für den größten Teil des Mondes wenig bedeutenden Veränderungen wiederkehrt, ist eine eigentümliche, wo meistens ganz andere Gegenstände als ausgezeichnet hervortreten und es ist meiner Meinung nach — eine nicht unwürdige Aufgabe, daß man sucht, davon ganz Herr zu werden und sie soviel als möglich zu erschöpfen, ganz unabhängig davon, daß diese feinen, scharfer Bestimmung fähigen Gegenstände, auch sonst Nutzen bringen können. Ich brauche nicht hinzuzufügen, wie sehr ich selbst sehe, daß dazu sehr viel Arbeit erforderlich sein wird, um es auf eine so würdige Art einzuführen."

Wenn nun auch Mädler den von Gauß ausgesprochenen Wunsch nicht erfüllt hat, da er glaubte, „daß Mondbeobachtungen und Darstellungen im Vollmonde nicht wohl thunlich wären," so hatte er doch allen Grund, mit Befriedigung auf seine ausgeführten Arbeiten zu blicken. Namentlich regten dieselben den langjährigen Direktor der Sternwarte in Athen, Julius Schmidt, zu ähnlichen an, die nicht minder berühmt wurden. Es wird, ehe wir uns zu weiteren Erfolgen der Bestrebungen Mädlers wenden, von Interesse sein, von einigen Aus-

zügen aus den in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts geschriebenen Briefen Schmidts an ihn Kenntnis zu nehmen.

„Nach so langer Zeit des Schweigens," schreibt er, „ist es mir eine Freude, bestimmte Veranlassung gefunden zu haben, Ihnen wieder schreiben zu können. Abgesehen von speziellen Zwecken, hatte ich schon öfters gewünscht, mit Ihnen in häufigeren wissenschaftlichen Verkehr zu treten, da besondere Vorliebe gerade für Ihre, auf das Physische der Astronomie gerichteten Bestrebungen von so überwiegend großem Einfluß auf meine Neigungen, ich darf sagen, auf das Geschick der letzten 15 Jahre gewesen sind. -- 15 Jahre habe ich jetzt, ohne erhebliche Unterbrechung, dem Monde gewidmet, aber erst vor 10 Jahren angefangen, mich nur innerhalb der von Ihnen mit Recht vorgeschriebenen Grenzen zu halten. Bei aller Verehrung von Schröter, dessen Werke ich soviel früher als das Ihrige kennen lernte, habe ich doch früh begriffen, daß nur die rein topographischen Studien, unterstützt durch Messung und Rechnung unsere Kenntnis vom Monde wahrhaft befördern werden. Daß ich bis jetzt nichts über den Mond geschrieben habe, liegt in dem Wunsche, nur das zu liefern, was mit dem Werte von Lohrmanns und Ihrer Arbeit konkurrieren kann . . .

Die Herausgabe des großartigen Lohrmannschen Nachlasses ist mir im September 1851 von dem seligen Ambr. Barth persönlich in Bonn übertragen, nachdem ich dieselbe 2 Jahre lang abgelehnt hatte. Der allzufrühe unselige Tod Barths (im Dezember 1851) hat nur eine geringe unwesentliche Verzögerung veranlaßt. Im Mai 1853 habe ich in Leipzig mit den Chefs der Barth'schen Buchhandlung die Sache soweit befördert, daß ich in diesem Winter hier die Arbeiten beginnen konnte, deren Beendigung aber in 2 oder 3 Jahren kaum zu erwarten ist . . .

In meiner ganzen Arbeit werde ich Ihre große, für alle Zeiten wichtigste als Basis betrachten. Daß ich derselben jene Anerkennung und jene Wertschätzung zollen werde, die nur äußerst wenige nach Maßgabe eigener vieljähriger Betrachtungen empfinden können und welche die späteste Zukunft Ihrem Werke nie versagen wird, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. In der Nomenklatur wird nichts geändert. Was Sie nach der kritischen Untersuchung der Benennungen von Riccioli, Hevel, Schröter, Lohrmann festgesetzt haben, soll durchaus so bleiben . . .

Nach dieser Abschweifung komme ich nochmals auf die Nomenklatur zurück. Mit Ihrem Prinzipe, Namen und durch solche gleichsam Besitzungen auf dem Monde zu verteilen, bin ich vollkommen einverstanden. Ich werde daher bei Herausgabe der Lohrmannschen Arbeiten einige bisher unbekannt gebliebene Mondgebirge mit Namen belegen, und da ist es denn sehr natürlich, vor allen Ihnen zuerst diese kleine Ehre zu erweisen. Ich ersuche Sie daher, mir bald erklären zu wollen, ob Sie mir erlauben, ein augenfälliges Gebirge, den großen Krater Theophilus A, westlich vom Theophilus im Mare Nectaris mit Ihrem Namen belegen zu dürfen . . .

So viel für heute. Ich darf wohl bald von Ihrer Freundlichkeit eine Antwort in betreff Ihrer Mondbesitzung erwarten, woran mir viel liegt, weil so leicht eine Zögerung zu der andern kommt und ich die einzelnen Abschnitte gern abschließen möchte . . ."

Das waren schöne und wohlverdiente Erfolge, die Mädler seinen Arbeiten verdankte. Doch aber dürfte es nicht unmöglich sein, daß diejenigen, über welche wir nun noch zu berichten haben, das Herz des berühmten Astronomen noch mehr befriedigten. Der Naturforscherversammlung, welche im Herbst 1839 in Pyrmont tagte, hatte er eben die Resultate seiner selenographischen Untersuchungen vorgelegt, als ihm dieselben in einer Weise und von einer Seite verkörpert wieder entgegengebracht wurden, von welcher er es am wenigsten erwartet hatte. Auf Grund dieser Untersuchungen hatte die in Hannover lebende Hofrätin Witte, geborene Böttcher, eine ebenso große Freundin, als tüchtige Kennerin der Astronomie, einen Mondglobus modelliert, den sie in Pyrmont, wohin sie sich zu diesem mit ihrer Tochter Minna begeben hatte, Mädlern zur Prüfung vorlegte. Mädler war auf das freudigste überrascht. „Meine Befriedigung," sagte er darüber, „war um so größer und vollständiger, je weniger ich der Sache vorher Vertrauen geschenkt hatte. Hier war nicht die Rede von einer bloß fleißigen und mühsamen Dilettantenarbeit, wie ich es allenfalls erwartet hatte, hier lernte ich eine Meisterin kennen, die mit gerechtem Stolze auf ihr schönes Werk blicken konnte." Von Pyrmont wurde der Globus nach Berlin gebracht, wo ihn Mädler später mehreren Gliedern des Königshauses vorzuzeigen die Ehre hatte. Alexander von Humboldt sah ihn bei Mädler und auch ihm gefiel er so, daß er erklärte, ein solches Kunstwerk dürfe Berlin nicht wieder verlassen und es erreichte, daß König Friedrich Wilhelm IV. es für die Berliner Kunstsammlungen erwarb.[1]) Mädler aber nahm von Pyrmont aus seinen Rückweg in die Heimat über Hannover, um sich mit der Künstlerin während eines Aufenthalts von mehreren Tagen noch auf das eingehendste über die Monddetails zu unterhalten. Abreisend ließ er zwei Briefe, einen an Minna Witte, den andern an deren Eltern zurück, deren Beantwortung ihm die Hand der genannten Dame zusagte und die Entstehung einer 34jährigen, in seltener Übereinstimmung geführten, höchst glücklichen Ehe wurde.

Kurz nach seiner Verlobung fragte Gauß bei Mädler an, ob er im Falle die Wahl ihn träfe, geneigt sei, der Nachfolger des nach Pulkowa berufenen Professors Struve in Dorpat zu werden. Beseelt von dem Wunsch eine mit so glänzenden Mitteln versehene Sternwarte, darunter den berühmten Fraunhoferschen Refraktor zu seiner Verfügung zu erhalten, antwortete Mädler bejahend, und er hatte kaum seine junge Frau heimgeführt, als er in der That den Ruf nach Dorpat erhielt und, namentlich auch auf den Rat Alexander von Humboldts, so

[1]) Noch zwei andere, dem ersten gleiche Globen, hat Frau Hofrätin Witte verfertigt, von denen der eine durch Sir John Herschel unter großer Anerkennung in der Royal astronomical Society vorgezeigt wurde, dann in Mädlers Hände kam, dessen Witwe ihn noch besitzt, während der andere der Königin Friederike von Hannover geschenkt wurde und sich in der Privatbibliothek König Georgs V. befindet.

ungern er auch sein Vaterland verließ, annahm. Schwer war die Trennung von seinen Freunden, von Zeune, dem Gründer und Direktor der Blindenanstalt, von Lichtenstein und Ritter, mit denen er bereits 1828 den Verein für Erdkunde in Berlin gestiftet hatte, von Chamisso, der den freilich vergeblichen Vorschlag gemacht hatte, ihm, damit sie nicht verloren ginge, eine Sprache zu lehren, die er auf seiner Reise um die Welt erlernt hatte, von Bopp, Grimm, Hitzig, und andern. Auch die Trennung von dem ihm sehr befreundeten Humboldt und dessen allerdings zuweilen stark mit attischem Salz gewürzten Gesprächen oder besser Vorträgen — (denn Antworten erwartete er nicht) — die in schönster und klarer Diktion dahinströmten, wurde ihm schwer, aber die Jahreszeit war bereits vorgerückt und keine Zeit mehr zu verlieren. So trat das junge Ehepaar die Reise in die neue Heimat an.

Manche schöne Erinnerung nahm es dorthin mit. In Hannover hatte Mädler die seiner Frau bereits bekannte Karoline Herschel besucht, die daselbst schon 90 Jahre alt, den Rest eines der Unterstützung ihres Bruders William geweihten thatenreichen Lebens in Ruhe verbrachte. Bei ihrer Durchfegung des Himmels habe sie manchen neuen Kometen gefangen, meinte sie in ihrer deutsch-englischen Ausdrucksweise, aber das seien ja nur Kleinigkeiten, einen solchen Kometen finde man ja schon. Wenn auch den neuern Entdeckungen in der Astronomie noch folgend, verkörperte sich dieselbe für sie doch in ihrem: „brother William and most excellent nephew Sir John." Sie verehrte Mädlern eine von ihr eigenhändig kopierte Synopsis of William Herschels 72 Papers und seiner Frau das von Sir John Herschel verfaßte Gedicht, welches die in dem Riesenrohre seines Vaters versammelte Herschel'sche Familie gesungen hatte, als dasselbe, in Slough nach jahrelangem Gebrauch invalide geworden, niedergelegt worden war.

Laßt singen uns alle in fröhlichem Chor,
Daß rasselt und rauschet das riesige Rohr,

begann es in Minna von Mädlers Übersetzung, die später nebst dem englischen Original von Schumacher in den astronomischen Nachrichten mitgeteilt wurde, gewiß zur Freude Sir Johns, denn er schickte der Übersetzerin zum Danke eine als Manuskript gedruckte wohlgelungene Übertragung von Schillers Spaziergang im Urversmaß in die englische Sprache.

In Berlin hatte Minna von Mädler nicht versäumt Goethes berühmte Bettina zu besuchen und ihr Gemahl hatte sie dorthin begleitet. Auf dem Hausflur wollte er sich entfernen, aber eine Stimme hatte über das Treppengeländer herab gerufen: „Nein, Professor, Sie dürfen mir nicht entwischen, kommen Sie nur mit herein." Im Zimmer hatte sich dann rasch eine lebhafte Unterhaltung mit der eben heimgekehrten Dame des Hauses entwickelt. Außergewöhnlich und geistreich war alles, was Bettina sagte, aber die tausend Fragen, die sie that, die Blitze ihres beweglichen Geistes, die Lichtfunken, die sie mit kecker Hand bald hier und bald dorthin warf, machten den Verkehr mit ihr nicht leicht und die angestrengteste Aufmerksamkeit nötig. Sie sprach viel über Friedrich Wilhelm IV., von seiner Unterhaltung, seiner Korrespondenz mit ihr, von Bruno

Bauer, den sie zur Mißbilligung des Königs protegierte, von Clemens Brentano rc. Rückert war kürzlich bei ihr gewesen. „Man weiß gar nicht", meinte sie, „wie eine so zarte Poesie sich in solch eine kolossale Hünengestalt habe verirren können." Über Grimms äußerte sie: „Es sind mir gute liebe Freunde, mit denen ich aber recht ordentlich über ihr jämmerliches Betragen hinsichtlich Hoffmanns, das ich eigentlich gar nicht begreife, gezankt habe. Der Jakob schreibt wunderhübsche Verse, deren reizende Naivetät höchst selten und nur von wenigen verstanden wird; für mich aber haben sie einen unendlichen Zauber." Dann folgten Erörterungen über den Mond, über seine Krater und Gebirge, über Gruithuysens Festungswerke, die nach Aragos Ausspruch gelegentlich einer Rezension der Selenographie Mädler zerstört hatte, über seine Bewohner, die Beschaffenheit seiner jenseitigen Halbkugel. Plötzlich fragte sie ihren Gast: „Glauben Sie an Gott?" und Mädler antwortete ernst: „Ein Astronom, der fast täglich Gelegenheit hat, in Gottes Werkstatt und in die Tiefen seiner Allmacht zu schauen und dennoch an seinem Dasein zweifelt, hat die Aufgabe des echten Naturforschers verkannt. Diese ist, die Gesetze, welche die Natur nicht sich selber, aber Gott ihr gegeben hat, zu erforschen und in ihnen und ihrer ewigen Ordnung seine unendliche Weisheit und allwaltende Fürsorge zu erkennen." Dann gingen Mädlers. „Eine so selten geistreiche Frau kann schon die Erlaubnis beanspruchen, etwas selten originell zu sein," meinte Mädler auf dem Heimweg.

Daß sie auch im Beerschen Hause vorsprachen, verstand sich von selbst. Die „alte Madame Beer", die Mutter des Kommerzienrats, seines Bruders Michael, des Dichters des Struensee und des berühmten Komponisten Meyerbeer war die letzte Repräsentantin des gelehrten israelitischen Damenkreises, welcher zur Zeit der Befreiungskriege unter Rahel Levins (später Gattin Varnhagens) Vorsitz bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Die berühmtesten Männer verkehrten bei ihr und als Minna von Mädler den Wunsch äußerte ihren Sohn Meyerbeer kennen zu lernen, antwortete sie: „Na, das können sie ja haben, der Meyerbeer ist heute just von Paris angekommen und soll Sie morgen bei mir zu Tische führen." So hatte denn am anderen Tag die junge Frau das Vergnügen, aus dem Munde des Maestro die neuesten Ereignisse in der französischen Hauptstadt, die pikanten Details der Intriguen und Kabalen, die dort gegen ihn geschmiedet wurden zu vernehmen. In anderer Weise interessant war Streckfuß, der Tischnachbar ihres Mannes. Eben aus Italien zurückgekehrt, wo er die eingehendsten mit Erfolg gekrönten Nachforschungen über Tasso angestellt, meinte er: „Es ist höchst merkwürdig, wie klar sich vor Goethes divinatorischem Blick bei seiner Schöpfung des Tasso, das über diesen bis jetzt ganz Unbekannte enthüllt hat. Er schildert Tasso, sein Wesen und seinen Charakter bis in die feinsten Nüancen genau so wie es die spätere Forschung bewahrheitet hat — und das ist auch das Hauptergebnis der meinigen!"

Auf der Reise nach Dorpat wurde nur in Königsberg kurze Zeit angehalten, um Bessel zu besuchen. Unvergeßlich war den Reisenden der harmonische Eindruck, den er machte. Er besprach mit Mädler dessen Pläne für die nächste Zeit, aber

mit der „Höflichkeit des Herzens“ blieb das dem Verständnis der Frauen weniger Zugängliche von der Mittagstafel und dem Theetische ausgeschlossen. Lachend wiederholte Bessel die bekannten Worte, die Gauß an den noch wenig erprobten Astronomen gerichtet hatte, als derselbe sich ihm im Jahre 1810 auf der Durchreise nach Königsberg vorstellte. „Ja, mein lieber Bessel“, hatte der große Mathematiker damals gesagt, „Sie sind nun Professor in Königsberg! Wissen sie auch, was das heißt? In Königsberg sind sehr tüchtige Leute, nehmen Sie sich ja zusammen!“ Nur Bessels halberwachsene Tochter war zuhaus bei ihren Eltern. „Sehen Sie,“ sagte ihr Vater, ihre Wange streichelnd, „dieses junge Kind ist mit der Sorge für alle meine Uhren und Chronometer betraut, die sie aufzieht und vortrefflich in Ordnung hält. Hier auf der Sternwarte sind wir alle im Dienste der Astronomie beschäftigt.“

Seiner Verehrung für den „größten der damals lebenden Astronomen“ hat Mädler Ausdruck gegeben, wo er konnte. Er hielt ihm nach desselben 1846 erfolgten Tode gelegentlich des Geburtsfest des Zaren eine Gedächtnisrede, die das Motto trug: „Ein Lichtstrahl ist zur Sonne heimgegangen!“

Die Übersiedlung in sein neues Vaterland bezeichnete für Mädler einen Lebensabschnitt, der durch das weite Feld selbständiger Wirksamkeit, das sich ihm eröffnete, so wie für die wissenschaftlichen Früchte, die ihm gewährt wurden darauf zu ernten, wohl der bedeutendste seines langen Lebens ist; doch kann in dieser kurzen Darstellung desselben selbstverständlich davon keine Erwähnung geschehen. —

Mädler behielt seine Stelle in Dorpat bis zum Jahre 1865, wo ein beginnendes Starleiden ihn zwang sich emeritieren zu lassen. Er behielt dabei den Titel eines kaiserlich russischen wirklichen Staatsrates und den Adel, welcher ihm mit dem Titel Exzellenz verliehen war und starb 1874 in Hannover, wo er sich nach 3jährigem Aufenthalt in Bonn dauernd niedergelassen hatte. Die Trauernachricht beantwortete der Kurator der Dorpater Universität, Graf Alexander Keyserlingk mit einem Briefe, der folgenden aus solchem Munde doppelt ehrenden Nachruf enthält:

„Was er (Mädler) für den Ausbau der Wissenschaft gethan, wird fortleben, so lange die menschliche Wissenschaft lebt, in reinerem Glanze zum Teil, als unter den Zeitgenossen; was er als Meister einer klaren fesselnden Darstellung geleistet, wird Tausenden in der Zukunft Stunden erhebender Betrachtung zuführen, wie es geschehen in der Vergangenheit. Aber die liebenswürdige Persönlichkeit des vortrefflichen Mannes, die dem Gewöhnlichen des Alltagslebens entrückte Gesinnung, die überall zu dem Unvergänglichen den Blick erhob, die müssen wir auf Erden wieder zu finden, nicht mehr hoffen! Ist das Leben auch ein langes gewesen und das Wirken ein reiches, in gewisser Beziehung ein vollendetes, wie wenig vermag es doch den unbegrenzten Reichtum einer Menschenseele zu erschöpfen.“

Das Bild.

Novelle
von
Charles Reade.

(Schluß.)

„Auf dem ganzen Heimwege ging das Fräulein hochmütig voran, wie jemand, den solche Kleinigkeiten nicht beirren können; der Marquis aber war düster und verstimmt. Er legte die Hand auf meine Schulter und sagte: „Wir waren heute nahe daran insultiert zu werden; ich sehe voraus, daß dies mit Blutvergießen enden wird. Sie haben neulich ganz richtig bemerkt: Kugeln sind ein Argument, dem diese Kanaillen zugänglich sind. Ich werde noch heute mein Schloß in Verteidigungszustand setzen lassen. Wir werden das Dorf einstweilen mit keinem Besuche mehr beehren. Die Hochzeit wird in unserer Hauskapelle gefeiert werden."

„Ich blickte ängstlich auf meine Braut, um zu sehen, wie sie dies aufnehmen würde. Sie sagte nichts; nur schien sie ganz Ohr zu sein. Als ich nach dem Frühstück ihr Boudoir betrat, fand ich sie damit beschäftigt, eine vielfarbige Kokarde mit Goldspitzen zu verzieren. Sie war höchst geschmacklos; aber ich wagte nicht es zu sagen, sondern fragte mit geheuchelter Bewunderung, wen sie zu schmücken bestimmt sei.

„Sie, wenn Sie sie verdienen können. Sie gehört dem Sieger heute Nachmittag, dem schnellsten Läufer, dem stärksten Ringer. Sie brauchen nur die verachteten Bauern in diesen männlichen Übungen auszustechen, und ich werde die Ehre haben, sie an ihrer Schulter zu befestigen!"

„Ich sah, daß sie mich demütigen und mich vielleicht in einen Streit verwickeln wollte; aber ich erinnerte mich, daß der Mittwoch nahe sei, und antwortete so freundlich als ich nur konnte: „Sie müssen nicht glauben, daß ich die leidenschaftlichen Vorurteile unseres Vaters teile. Ich wünsche gegen alle Menschen gerecht zu sein. Es ist an diesen kräftigen, ehrlichen Söhnen der Arbeit viel zu bewundern. Aber deshalb braucht man die höheren Stände nicht insgesamt zu verachten. Der Bauer, der eine Figur schnitzt, die man eben so gut für einen Hirten, einen Jäger oder einen Heiligen halten kann, könnte bei Todesstrafe nicht Ihr Bild malen; und ein Duell mit geschliffenen Rappieren erfordert mehr echte Männlichkeit, als ein Faustkampf.

„Ich wußte, daß meine Worte ihr mißfallen würden: daher brachte ich sie in einem so unterwürfigen und versöhnlichen Tone vor, daß sie sich zu keiner Antwort bemüßigt fand.

„Dann setzte ich mich neben sie und bat sie mir zu verzeihen, wenn ich vielleicht eine Gesellschaftsklasse überschätzte, der sie angehöre und die sie schmücke. Trotzdem würden ihre Ansichten immer von mir hochgestellt werden. Dann fügte ich hinzu: „doch warum verschwenden wir unsere Zeit mit solchen Reden

Ich für meinen Teil bin viel zu glücklich um zu streiten. Oh, wenn ich Ihrer nur etwas würdiger wäre! Wenn ich nur wüßte, was ich thun sollte, damit Sie mich auch ein wenig liebten, nun da Sie mich öffentlich als Ihren Verlobten anerkannt haben.“ —

„Sagen Sie, mon épouseur,“ schaltete sie ruhig ein. Da erinnerte ich mich, daß das pedantische, sinnliche Geschöpf in Rousseaus verderblichem Buche die beiden Bewerber, die sie verachtet, so nennt. Eifersucht und Mißtrauen gewannen über meine Selbstbeherrschung die Oberhand, und ich rief: „Wer ist der St. Preux, gegen den Sie mich so herabsetzen? Wenn er Ihrer würdig ist, warum wagt er es nicht, sich zu zeigen?“

„Seien Sie beruhigt,“ erwiderte sie mit trotzigem Stolze, „ich werde nie jemanden heiraten, dessen ich mich zu schämen habe.“

„Das bezweifle ich nicht,“ sagte ich; „aber wenn dieser St. Preux jemals zwischen meine Braut und mich treten sollte, wird es mir eine Ehre sein, mit ihm die Klinge zu kreuzen, und eine noch größere, ihn zu töten. Und das werde ich auch thun, so wahr es einen Himmel über uns giebt!“ Ich war damals ein sehr geübter Fechter.

„Ach,“ sagte sie, „also würden Sie mich auch gegen meinen Willen heiraten?“

„Nein,“ entgegnete ich, durch diesen direkten Hieb verblüfft; „aber ich würde ebensowenig mein vor dem Altar gegebenes Wort brechen. Würden Sie es thun? . . . Unser Gespräch hat jedoch eine solche Wendung genommen, daß der Marquis von Groucy davon in Kenntnis gesetzt werden sollte.“

„Sie erbleichte, faßte sich jedoch in einem Augenblick. „Das ist überflüssig,“ sagte sie. „Es thut mir leid, wenn ich Sie beleidigt habe.“ Sie senkte ihr Haupt mit unnachahmlicher Anmut, und als sie es wieder erhob, lächelte sie und sagte: „Ihre Neigung schmeichelt mir. Sie haben die Vorurteile, aber nicht die Laster ihrer Standesgenossen. Lassen sie uns Freunde sein!“ Sie reichte mir ihre weiße Hand. Ich fiel auf die Kniee und küßte dieselbe inbrünstig.

„Oh, wie ich Sie anbete,“ seufzte ich, und meine Augen waren gewiß nicht minder beredt; denn selbst die ihren gewannen einen sanfteren Ausdruck als ich noch je in ihnen gesehen hatte.

„Doch gerade in dem Augenblick, wo wir uns in so süßer Weise versöhnten, kam eine grausame Unterbrechung.“

Der Erzähler hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als eine, wie mir schien, grausame Unterbrechung kam. Der Pfarrer trat triefend in das Zimmer. Mein gastfreundlicher Onkel nahm ihm den Überrock ab und ließ sogleich eine Flasche alten Burgunder erwärmen und mit Gewürz versetzen. In seiner herzlichen Gastfreundschaft würde er völlig auf die Fortsetzung der Geschichte verzichtet haben. Das konnte ich aber nicht ertragen, und sobald es nur irgend anging, sagte ich schüchtern: „Der Herr Pfarrer weiß eine gute Geschichte gar wohl zu schätzen.“

„Oh ja, ganz gewiß,“ bestätigte der Pfarrer so eifrig, daß ich ihn hätte umarmen mögen. Nach einigen höflichen Redensarten, und nachdem dem Pfarrer

die Umrisse der Erzählung mitgeteilt worden waren, fuhr Herr von Pontarlais fort. Es fiel mir damals auf, daß es ihm ganz angenehm zu sein schien, einen gebildeten, aufmerksamen Zuhörer mehr zu haben. Der gute Pfarrer lauschte, als fürchte er eine Silbe zu verlieren.

„Also unser Gespräch wurde unterbrochen, indem der Marquis uns abholte, um den bäuerlichen Spielen beizuwohnen. Von dem Laufen und Schießen weiß ich nur noch, daß nichts dabei zu sehen war, und daß der rotköpfige Riese den Preis gewann. Mit abgezogener Mütze trat er vor den Marquis, um einen Zinnkrug in Empfang zu nehmen.

„Dann kam das Ringen. Zwei Bauern, den Oberkörper entblößt, rangen mit einander, mit mehr Kraft als Geschicklichkeit. Einer wurde zu Boden geworfen und zog sich beschämt zurück. Dann kam ein anderer und warf den Sieger zu Boden. Jeder Kampf dauerte lange Zeit. Die Sonne begann zu sinken, und Ihr ergebener Diener zu gähnen.

„Meine Verlobte wandte keinen Blick ab und war voll Enthusiasmus, obwohl der Anblick eher monoton als anziehend war. Aber der Marquis hatte Mitleid mit mir und sagte: „Sie brauchen nicht dies alles auszuhalten. Das Ende weiß man voraus. Nach zwei Dutzend Gängen wird einer als Sieger ausgerufen werden und dann wird der „Kämpe“ den mit ziemlicher Leichtigkeit besiegen. Der Kämpe ist der rotköpfige Riese Flaubert. Er wird vortreten, auf ein Knie fallen, und meine Tochter wird ihn mit dieser Kokarde schmücken. — Ich hoffe, du hast dein Riechfläschchen nicht vergessen, Kind? — Sonst pflegte ich alle zu bewirten; aber nach ihrer Unverschämtheit heute bei der Kirchenthüre, — eine besondere Unverschämtheit gegen Sie, monsieur mon gendre — werde ich nur den Kämpen Flaubert und die zwölf Männer, die seine Ehrenwache bilden, in das Schloß einlassen. Pierre hat seine Befehle: wenn die anderen einzudringen suchen, wird er das Fallgatter auf ihre Köpfe herab lassen. Man hat ihnen das mitgeteilt, und auch warum es geschieht.“

„Nun, mir lag wenig daran, meine Braut den Kämpen mit der Kokarde schmücken zu sehen, so schlenderte ich denn fort und wanderte eine Zeit lang im Schlosse umher, bis mich eine unwiderstehliche Neugierde in den Teil des Gebäudes führte, den Fräulein von Groucy bewohnte. Ich betrat ihr Schlafzimmer, vor Neugierde und Entzücken zitternd; es war groß und hoch, das Bett hatte keine Vorhänge und war mit einem schneeigen Laken bedeckt. Das war alles: spartanische Einfachheit herrschte überall. Das Bild, eingerahmt wie Sie es jetzt sehen, stand auf zwei mächtigen Stühlen, und mein Herz pochte, als ich das sah. Auf einem Tische neben dem Spiegel entdeckte ich das kleine Figürchen, mit welchem Flaubert gleichzeitig mit dem Hasen den Marquis beschenkt hatte. „Nun,“ dachte ich, indem ich dieses Scheusal und mein Bild ansah, „ich habe nichts dagegen, wenn sie einen Vergleich anstellt! Ich schämte mich meiner Neugierde und zog mich bald zurück. Dann setzte ich mich in ihrem Boudoir nieder. Ihre Arbeit lag auf dem Tische, nebst verschiedenen anderen Spuren ihres Waltens; ein feiner Wohlgeruch vermischte sich mit dem Dufte

der Blumen. Ich saß am offenen Fenster. Stimmen murmelten im Schlosse, aber draußen war alles still. Süße Träume künftigen Glückes kamen über mich; ich lehnte meinen Kopf zum Fenster hinaus und sog die Abendluft ein. Dabei dachte ich an Mittwoch und an das selige Leben, das diesem Tage folgen sollte. Ich war ruhig und zum erstenmale unsäglich glücklich.

„Die Sonne war untergegangen. Im Schlosse war es still, die kleine Anzahl von Besuchern, die der Marquis eingelassen hatte, mußte sich schon entfernt haben; aber noch immer blieb ich in meinen köstlichen Träumen versunken. Plötzlich schien es mir, als ob ich im Dunklen eine Gestalt längs der Mauer schleichen und sich einen Augenblick in der Nähe des Turmes aufhalten sähe. Dann verschwand sie wieder so plötzlich, als wäre es nur ein Schatten gewesen. Schatten oder nicht, ich wollte eben wieder eifersüchtig werden, als meine Braut heiter in das Zimmer trat, um mich zum Abendessen abzuholen.

„Sie müssen uns nicht ganz und gar verlassen," sagte sie. Ihre Augen waren so strahlend und ihr ganzes Wesen so heiter und schmeichelnd, daß ich mich sofort im siebenten Himmel fühlte.

„Oh, hast du ihn doch gefunden?" rief der Marquis lustig, „das ist gut, denn ich habe einen wahren Wolfshunger."

„Ein prächtiges Mahl wurde zu Ehren unserer Verlobung aufgetragen, und wir thaten ihm auch alle Ehre an. Ich erinnere mich nicht mehr, was gesprochen wurde, aber ich entsinne mich, daß Irene zum erstenmale ihre Geistesgaben glänzen ließ. Welche Lebendigkeit, welche Anmut! Welch' sprudelnder Witz, ohne Bosheit! Welch' unnachahmliche Gabe zu gefallen, zum erstenmale mit dem Wunsche zu gefallen gepaart. Welch' wunderbarer Widerspruch im Wesen der Frau!

„Ihr Vater war nicht minder entzückt als ich und umarmte sie zärtlich, als sie sich mit einer sanften, demütigen Entschuldigung zurückzog. Sie sagte, der Tag, so schön er gewesen, habe sie doch angegriffen.

„Ihr Vater und ich blieben zurück und vergaßen unsere gewohnte Piquetpartie über unseren Lobeserhebungen.

„Der Gegenstand war unerschöpflich und wir waren gewiß noch über eine Stunde beisammen sitzen geblieben, als man ein Gemurmel von vielen Stimmen hörte. Fräulein Donon trat mit erschreckter Miene in das Zimmer und sagte, vor dem Schlosse sei ein großer Tumult.

„Viel eher eine Serenade zu dieser festlichen Gelegenheit," meinte der Marquis. In diesem Augenblick jedoch begann die große Glocke der Kirche zu läuten. Es war die Sturmglocke.

„Brennt das Haus, ohne daß wir es wissen?" rief der Marquis.

„Ich lief zum Fenster, riß es auf und sah hinaus. Flammende Fackeln bewegten sich von mehreren Seiten gegen das Schloß und ich hörte zorniges Gemurmel.

„Ich glaube," sagte ich in nicht geringer Aufregung, „sie wollen uns angreifen, wie neulich das andere Schloß."

„Herr von Groucy lächelte ingrimmig. Desto schlimmer für sie, wenn sie es thun. Ich habe in der Dämmerung die Zugbrücke aufziehen lassen, und wir haben genügend Munition."

„Hier erschien ein Diener mit einem Gesicht, das Neuigkeiten verkündigte.

„Was giebt es?" fragte der Marquis.

„Man weiß nicht was sie wollen," sagte der Mann. Es war der Rüdenmeister. „Ich habe ihnen durch das Gitter zugerufen, sie sollen sagen, was für ein Unrecht ihnen geschehen ist. Aber die Narren brüllten nur immerzu „der Kämpe, der Kämpe!" Ich konnte kein anderes Wort aus ihnen herausbringen. Glauben sie, daß wir den Schurken gefangen halten?"

„Unsinn", sagte der Marquis. „Das ist ein Vorwand. Lade sofort sämtliche Flinten mit Kugeln."

„Der Mann verschwand, um diesen Befehl auszuführen."

„Aber kann der Kämpe nicht zufällig eingeschlossen worden sein," sagte ich, „als man die Zugbrücke aufzog? Mir schien, als hätte ich im Finstern eine Gestalt im Blumengarten schleichen sehen."

„Nein, nein," entgegnete der Marquis. „Wenn jemand zufällig mit eingeschlossen worden wäre, so würde er zum Pförtner gekommen sein, und der hätte ihn hinaus gelassen. Jeder Vorwand ist denen gut genug, um uns zu beschimpfen oder auszurauben! — Das ist das Frankreich der Jetztzeit. Gut denn! Nicht eine solche Kanaille soll lebendig in das Schloß kommen."

„Wie Sie befehlen," sagte ich, von seinem Feuer mitgerissen.

Wir wechselten flüchtig diese Worte, während wir die große Treppe hinaufstiegen. Pierre und Guillaume kamen uns mit den geladenen Flinten entgegen.

„Sie wundern sich wohl, mich so ruhig zu sehen, während Frauen unter meinem Schutz, und diese wilden Bestien draußen sind;" sprach der Graf zu mir. „Aber ich bin Soldat und verstehe mein Geschäft. Das Schloß ist einfach uneinnehmbar für eine solche Gattung von Feinden, außer an einer Stelle, dem kleinen Ausfallpförtchen, und das starrt von Eisen. Sollten sie es einschlagen, so ist die Öffnung so klein, daß wir drei sie bequem einen nach dem andern niederschießen können. Bei Tagesanbruch kann ich die Überlebenden dem Kapitän Beaumont übergeben, der mit einer Schwadron berittener Karabiniers hier eintreffen wird. Das Schlimmste ist, Vicomte, daß ich Ihre Braut stören muß; denn nur von ihrem Fenster aus kann man das Pförtchen mit unseren Gewehren bestreichen."

„Er schritt auf das Zimmer seiner Tochter zu; wir blieben natürlich ein wenig zurück. Aus dem anstoßenden Korridor blies uns ein kalter Wind entgegen, und eine kleine, aber massive Thüre mit riesigen Angeln stand weit offen.

„Der Marquis drehte sich erstaunt nach uns um, und zum erstenmale schien er unruhig zu sein. Er sagte mit leiser, unsicherer Stimme:

„Wer hat die Thüre geöffnet?"

„Führt sie zum Garten?" fragte ich, denn es überfiel mich die Angst vor einem schlimmen Geheimniß.

„Sie führte dahin, aber ich habe sie vor zehn Jahren schon vernageln lassen," entgegnete der Marquis.

„Vor gut zehn Jahren, gnädiger Herr," sagte Pierre; „ich selbst vernagelte sie auf Ihren Befehl. Ich wollte, ich wüßte wer der Verräter ist, der die Nägel herausgezogen und die Riegel zurückgeschoben hat."

„Der Marquis war bleich und seine Augen blitzten. „Rasch zum Fallgatter, Pierre und Guillaume," befahl er, „und wenn jemand vom Hause her sich nähert, so erschießt ihn unverzüglich. Mein Schwiegersohn und ich können das Pförtchen allein bewachen."

„Dann ging er zum Zimmer seiner Tochter und klopfte leise an; keine Antwort. Er klopfte lauter — keine Antwort.

„Sie schläft," sagte er; „ich muß hinein gehen und sie vorbereiten."

„Nun zog ich mich aus Zartgefühl zurück.

„Er nahm einen Schlüssel aus der Tasche und sperrte die Thüre auf.

„Im Zimmer seiner Tochter war ein Mann.

„Dieser Mann war der Kämpe.

„Der Kämpe" stand regungslos und schien ganz verblüfft zu sein.

„Fräulein von Groucy, ebenso rasch als er langsam war, sprang mit ausgebreiteten Armen vor ihn hin, um ihn zu schützen. Im nächsten Moment aber rief sie: „Fliehe, fliehe, wenn dir dein Leben lieb ist." In dem Augenblick, als sie von ihm zurücktrat, damit er fliehen könne, zielte der Marquis nach seinem Kopfe und drückte ab, mit derselben Ruhe, als ob er einen wilden Eber niederschießen würde.

III. Kapitel.

„Was ich für das Gehirn des Kämpen hielt, flog nach dem Schusse im Zimmer gräßlich umher; die Luft war von Pulverdampf erfüllt, ein schwerer Körper stürzte an dem Marquis und mir vorbei, und die Thüre des Pförtchens wurde von außen zugeschlagen. Herr von Groucy trat in das Zimmer, ich folgte ihm. Der Rauch begann sich zu verziehen, man sah alle Dinge wie in einem Nebel — ganze Büschel roter Haare flogen umher, die Kugel hatte sie vom Kopfe des Kämpen abgerissen.

„Irene, weiß wie ein Geist, lehnte am Kamine. Ihre Gestalt war etwas zusammengesunken; aber das Haupt war stolz erhoben, und die Augen blitzten übernatürlich. Der Marquis, so stark er war, sank zitternd auf einen Stuhl.

„Wie ist der Mann hier herein gekommen?" fragte er mit heiserer Stimme.

„Ich ließ ihn durch die kleine Pforte herein," sagte sie mit bleichem Antlitz, aber ohne Zögern. „Siehst du nicht, daß ich ihn liebe?"

„Du liebst diese Kanaille?" stöhnte der Marquis.

„Ich liebe den jungen Mann, weil er ein echter Mann ist und alle Tugenden seiner bescheidenen Stellung besitzt. Er verdient sein Brot auf ehrenvolle Weise und ich werde stolz sein,. ihm dabei zu helfen. Du und dieser Herr, Ihr habt die Dinge beschleunigt, da Ihr mich zu einer Heirat ohne Liebe zwingen wolltet.

Kein Elend, keine Erniedrigung kann dieser gleich kommen. Deshalb rief ich ihn zu Hilfe und begab mich in seinen Schutz."

„Ich werde ihn töten," sagte der Marquis mit fürchterlicher Ruhe.

„Sie trat sogleich vor und kreuzte ihre Arme. „Dann wirst du auch meine Ehre töten, denn er ist mein Geliebter: ich gehöre ihm an."

„Bei diesem kühnen Geständnis richtete der Marquis sich seiner ganzen Höhe nach auf und erhob die Hand, um Irene zur Erde zu schmettern. Aber er schlug sie nicht. Es wäre vielleicht besser für sie gewesen, wenn er es gethan hätte; Worte können schrecklicher als Schläge sein.

„Da du nicht mehr tiefer sinken kannst," sagte er, „so heirate Deinen Bauer und lebe mit ihm auf seinem Misthaufen. Von jetzt an habe ich kein Kind mehr. Ich verstoß dich, ich verläugne dich. Möge Gottes Fluch für immer auf dich und ihn fallen!"

„Da neigte sie zum erstenmale ihr stolzes Haupt und flüsterte: „Du wirst mir später einmal verzeihen."

„Verzeihen?" sagte er mit unsäglicher Verachtung, „ich werde dich vergessen. Du bist mir jetzt nicht mehr als der Staub, den ich unter meinen Füßen trete. Komm, mein Sohn, mein einziges Kind." Er nahm meine Hand und zog mich mit sich fort. Er blickte nicht mehr zurück, ich aber warf noch einen langen, verzweifelten Blick auf sie, die ich zu meinem Unglück lieben und doch hassen mußte. Ihre weiße Hand ruhte auf einem hohen Stuhl, ihr Haupt war gebeugt; aber ihre furchtlosen Augen wandten sich nicht von uns ab. Sie war schön, wie sie dastand, halb eingeschüchtert durch den Fluch des Vaters — ebenso schön als sie in ihrer Verachtung, ihrem Zorn und ihren sanften Träumereien gewesen war, wo ein glückliches Lächeln auf ihren Lippen spielte und ein sanftes Feuer in ihren feuchten Augen glänzte."

Der Erzähler machte eine Pause und wir saßen still in Betrachtung des Bildes versunken; da kam Susanne eilig in das Zimmer, mit Thränen in den Augen und sagte dem Pfarrer, der alten Katharine ginge es sehr schlecht und sie bäte ihn zu ihr zu kommen. Er stand sogleich auf und ging mit Susanne.

„Es wäre besser, wenn Sie heute bei uns schliefen," rief mein Onkel ihm nach. „Sie wissen, Ihr Bett steht immer bereit."

„Mit Vergnügen," antwortete er.

Sobald sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, bemerkte ich, einigermaßen ärgerlich, daß ich noch niemals eine interessante Geschichte gehört hätte, ohne daß eine ganze Reihe von Unterbrechungen störend dazwischen gekommen sei.

Die beiden älteren Herrn lächelten über meine Ungeduld. Herr von Pontarlais meinte, daß diese Unterbrechungen mich vielleicht mehr als andere betrübten. Mein Onkel aber sagte: „Wir müssen gute Menschen nehmen wie sie sind, und Gott für sie danken. Ich kenne ihn seit vierzehn Jahren; aber es ist noch niemals vorgekommen, daß er einen Kranken wegen irgend eines persönlichen Wohlbehagens vernachlässigt hätte."

Ich kann mich entsinnen, daß ich damals etwas beschämt war; ich sagte, daß ich den guten Pfarrer gewiß sehr verehrte und liebte, und wenn er nur bei der alten Katharine bleiben wollte, dann wäre alles gut; aber nach einigen Minuten würde er zurückkommen, und dieses ewige Kommen und Gehen sei mir so schmerzlich, denn es zerrisse den Faden der schönsten Geschichte, die ich je erzählen gehört hätte.

„Beruhigen Sie sich, mein junger Freund,“ sagte Herr von Pontarlais; „meine Geschichte ist beinahe zu Ende.“

„Der Marquis nötigte mich nach einiger Zeit, ihn zu verlassen und mich zur Ruhe zu begeben. Aber ich konnte keine Ruhe finden. Ich war wütend und verzweifelt; ich liebte und haßte — das ist die Hölle auf Erden!

„Am nächsten Morgen kam Fräulein Donon, in Thränen aufgelöst, zum Marquis, und sagte, sie hätte die ganze Szene gehört; aber sie beschwöre uns, wir möchten ja kein Wort gegen Irenens Ehre glauben. Bis zu der verhängnisvollen Nacht hätte sie mit dem Menschen nur bei ländlichen Festen, oder von ihrem Balkon herab, vierzig Fuß vom Boden entfernt, reden können. „Das arme unerfahrene Mädchen,“ sagte sie, „wie konnte sie die Tragweite ihrer Worte bemessen? Sie wußte nicht was sie sagte.“

„Rousseaus Schüler haben nicht viel zu lernen,“ war die ingrimmige Antwort.

„Gleich darauf kam Pierre in das Zimmer und meldete, daß das Fräulein als Bäuerin gekleidet, mit einem kleinen Bündel in der Hand, das Schloß verlassen hätte. Ich sprang auf, doch der Marquis hielt mich mit eiserner Kraft fest. „Laß sie gehen,“ sagte er. „Mag sie ihre Schmach in die Hütte eines Bauern tragen, mein Haus soll sie nicht entehren. Ihre eigene Mutter, wenn sie lebte, würde sie nicht im Hause behalten, und wenn sie auf den Knien vor ihr läge.“

„Das war das Ende. Ich blieb noch einen jammervollen Tag, und dann schickte mich der Marquis nachhause. Ich sagte ihm, ich würde meinem Vater mitteilen, daß der Charakter seiner Tochter sich nicht mit dem meinigen vertrüge.

„Was! Ihretwegen lügen?“ fuhr der eiserne Edelmann auf. „Sprich die Wahrheit, mein Sohn, und sei meiner Liebe sicher.“

„Nun, diese Schwierigkeit löste sich von selbst. Ich kam in heftigem Fieber zuhause an und lag viele Wochen an einer Gehirnentzündung bewußtlos darnieder.

„Ich erholte mich langsam, und erst nach Monaten konnte ich wieder allmählich anfangen zu gehen. So hätte denn dieses schöne, gefährliche Geschöpf beinahe zwei Menschen getötet: den Schurken, den sie trotz ihres königlichen Wesens anbetete — die Kugel hatte ihn nur um eines Haares Breite verfehlt — und den Mann, den sie verschmähte, und der dadurch an den Rand des Grabes gebracht wurde.“

Der Pfarrer kam wieder in die Stube, als diese Worte gesprochen waren; er blickte sehr ernst und sagte, er müsse die Nacht über hier bleiben; er fürchte, daß Katharine sterbend sei. Sie schliefe eben jetzt, aber es sei der Schlaf der völligen Erschöpfung.

Mein Onkel war sehr bekümmert und stand sogleich auf, um nach seiner treuen Dienerin zu sehen. Die Erzählung ward, wie ich es vorausgesehen hatte, unterbrochen; man sprach nur mehr von der alten Katharine und ihren bescheidenen Tugenden, bis mein Onkel sehr verstimmt zurückkam. Dann erschien Susanne und brachte eine große silberne Bowle, die man schleunig mit Wein, Zucker, Zitronen und Gewürz füllte, ein köstliches duftendes Gebräu.

Nachdem die Gläser gefüllt waren, faßte ich Mut und beschwor den Grafen, die Geschichte zu vollenden. Er willigte sogleich ein, meinte jedoch, sie würde jetzt nicht mehr viel Interesse für mich haben, da die Hauptperson verschwunden sei.

„Ich lag lange Zeit zwischen Leben und Tod, und selbst nachdem ich außer Gefahr war, blieb mein Kopf wüst und verwirrt. Trotzdem gewann ich nach und nach eine gewisse stumpfe Gemütsruhe, und ich habe seitdem noch manchmal bei anderen Opfern der zarten Leidenschaft bemerkt, daß eine durch Liebesgram herbeigeführte Gehirnentzündung entweder den Körper tötet, oder das Herz heilt.

Meiner langen und gefährlichen Krankheit folgten Monate körperlicher Schwäche, während welcher Zeit meine Umgebung verschworen zu sein schien, nichts von der Familie Groucy zu wissen. Ohne Zweifel hatten sie gemessene Befehle.

Endlich, eines Tages, da ich mich stärker fühlte, fragte ich meinen Vater mit geheuchelter Fassung, ob er noch immer mit meinem lieben Freunde, dem Marquis von Groucy korrespondiere?

„Jawohl, mein Sohn," war die Antwort. „Er ist in England. Er hat seinen Besitz verkauft und ist emigriert. Auf der Durchreise besuchte er mich und weinte an deinem Bette, du aber hast ihn nicht erkannt." Das machte meine Thränen fließen. Nach einer Weile sagte ich: „Vater, sie, die ich so heiß geliebt habe — oh Vater, ich kann jetzt alles ertragen, sprich mir von ihr. Ihr eigener Vater hat sie verlassen; aber vielleicht ist sie zur Besinnung gekommen und braucht nur einen Freund, um sie vor diesem Elenden zu retten?"

„Gregoire" sprach mein Vater mit Festigkeit, „sei ein Mann und vergiß diese Frau. Sie ist nicht wert, daß man einen Gedanken an sie verschwende. Sie hat sich den Misthaufen gewählt, sie mag auch darauf liegen." Als ich ihn drängte mir mehr von ihr zu erzählen, sagte er: „Was willst du noch weiter wissen, du hast keine Braut, mein armer Freund hat keine Tochter mehr — sein edles Geschlecht ist ausgestorben."

Von dieser Zeit an bewahrte ich ein trauriges und düsteres Schweigen. Alle die mich wirklich liebten, schmeichelten sich, daß ich *sie* vergessen hätte; aber jetzt nach so vielen Jahren gestehe ich Ihnen, Monsieur Frédéric, daß ihre Schönheit, ihre Stimme und die Liebe, die ich ihr geschenkt hatte, mich verfolgten und mich abhielten zu heiraten, bis ich endlich ein verstockter Junggeselle wurde. Selbst jetzt, in diesen späten Tagen, zuckte mein altes Herz bei dem plötzlichen Anblick ihres Schattens hier, des getreuen Abbildes eines Wesens, das ich zu sehr geliebt hatte.

Daraufhin betrachteten wir alle das Bild, der Pfarrer stand sogar auf und besah es mit erstaunter Miene.

Aber ich lechzte nach mehr. „Gewiß," sagte ich, „haben Sie in all diesen Jahren noch etwas über sie gehört?"

„Nicht ein Wort."

„Oder Erkundigungen eingezogen?"

„Keine."

„Wenigstens wissen Sie, ob sie lebt oder tot ist?"

„Nein, ich weiß es nicht."

Da begann ich mein Mißgeschick zu bejammern. „Ach, Herr Graf," sagte ich, „als Sie Ihre schöne Geschichte anfingen, war ich überzeugt daß ich alles über sie erfahren würde, auch ihren jetzigen Aufenthalt. Aber Sie haben sie aus den Augen verloren, als sie nicht älter war als ich jetzt bin, und dann fällt der Vorhang und alles ist dunkel. Jetzt habe ich keine Hoffnung mehr, niemand weiß etwas von ihr."

„Sie irren sich," sprach der Pfarrer ernst, „ich weiß sehr viel von ihr."

„Ist es möglich!" rief ich ganz aufgeregt. „O wie herrlich! Lieber Freund, bitte, erzählen Sie uns alles, was Sie wissen."

„Nicht doch, Monsieur Frédéric; ich darf Ihnen nicht erzählen, was ich als Beichtvater und Seelenhirt weiß; aber ich will Ihnen alles sagen, wozu ich ein Recht habe. Ach, es ist eine kurze, schreckliche Geschichte!"

„Nun denn. Vor vielen Jahren, bevor ich hierher kam, hatte ich eine Pfarre drüben, hinter den Bergen, und zu meiner Gemeinde gehörte auch eine Bauernfamilie Flaubert. Das Haupt derselben war eine Witwe, die ihren kleinen Besitz mit großer Geschicklichkeit und vielem Scharfsinn bewirtschaftete und das Haus mit äußerster Sparsamkeit in Ordnung hielt. Sie hatte zwei Söhne, die beide verheiratet waren. Alle lebten zusammen unter einem Dach.

„Der Ältere war nach der Mutter geraten, ein fleißiger, vernünftiger Mensch, den seine Frau, die auch ein Stück Land und etwas Geld in die Ehe mitgebracht hatte, bei der Arbeit unterstützte. Sie hatten zwei Kinder, nicht mehr. Der andere war ein junger Mensch, dem schon in früher Jugend seine körperlichen Gaben nicht zum Heile gereichten. Er war ein Riese an Gestalt, und doch konnte er wie ein Hirsch laufen und wie ein Faun tanzen. Ein unübertrefflicher Schütze, Wilddieb und Sieger bei allen Ringkämpfen in der Umgebung, wurde er sogar von seiner Familie „der Kämpe" genannt. Drei bis viermal im Jahre kam eine Gelegenheit, wo sie stolz auf ihn waren — wenn er von den Jahrmärkten Preise heimbrachte. Die übrige Zeit schämten sie sich seiner. Die Frau dieses jungen Menschen war ein Wesen, das jedem auffallen mußte. Ihre Gestalt war stattlich, ihre Haltung anmutig. Ihr Gesicht hatte nicht mehr die Frische der Jugend und Schönheit, die auf diesem reizenden Bilde hier erblühen. Sieben Jahre des Bauernlebens und die heiße Sonne der Provence hatten ihren Nacken und ihre Arme gebräunt, und ein unzufriedener Sinn, dem die Religion keinen Trost bot, gab ihrem Gesicht einen bitteren Ausdruck. Ich erinnere mich, daß schon damals eine tiefe Furche ihre Stirne durchkreuzte, daß ihre Wangen hohl waren, und ihr Hals keine so glatte Säule, wie auf dem Bilde hier. Aber ich kann

mich auch entsinnen, daß ihre Hände, obwohl sonnverbrannt, schön geformt waren und nicht wie die einer Bäuerin aussahen. Ihre Augen und Augenbrauen waren wirklich prachtvoll, und ihr Gesicht war weiß und glatt wie Elfenbein. Ja, ja, ich kann es mir wohl denken, daß dieses Bild ihr in der Blüte ihrer Jugend ähnlich war. Nun, wie ich schon früher bemerkt, als ich sie zum erstenmale sah, da hatten harte Arbeit und Sonnenbrand ihr Werk gethan und — wie ich jetzt höre — eines Vaters Fluch an ihr gezehrt.

„Die Familie Flaubert wohnte eine Viertelmeile weit vom Dorfe entfernt und ich hatte Michaels Frau mehr als einmal gesehen, bevor ich mit ihr sprach. Ihre Erscheinung und ihre Haltung waren so auffallend, daß ich mich bei den Bewohnern des Dorfes, mit denen ich schon bekannt war, nach ihr erkundigte.

„Oh, die schöne Bäuerin!" sagte die eine. „Die Gräfin!" sagte eine andere, in rohem Spotte über ein höher gestelltes Wesen. Dann erzählte man mir, sie sei die Tochter eines eingefleischten Aristokraten, der nach England geflohen wäre, weil sie einen Bauer aus Liebe geheiratet hatte. Man wußte zahlreiche Einzelheiten anzugeben, und Sie würden lächeln, wenn Sie die gemeinen Romane hörten, die jeder Erzähler auf ihre Geschichte, die doch schon abenteuerlich genug war, aufbaute.

„Die Witwe Flaubert und die Frau ihres älteren Sohnes kamen regelmäßig zur Kirche. Eines Tages nach der Messe sprach ich mit ihnen und fragte, warum nicht auch die Frau des zweiten Sohnes mitkäme?

„Die beiden Frauen sahen einander an und zuckten die Achseln. „Ach die," sagte endlich die Witwe, „die bringt mich wirklich oft zur Verzweiflung; bei allen ihren anderen schönen Eigenschaften ist sie auch noch, wie mir scheint, eine Heidin. Vom Haushalt, von der Arbeit versteht sie nichts, sie sitzt den ganzen Tag entweder müssig, starrt ins Feuer und träumt, oder sie arbeitet an irgend einer überflüssigen Stickerei. Nicht einmal auf einen Topf am Feuer kann sie aufpassen, entweder läßt sie den Topf überlaufen oder das Feuer ausgehen."

„Ich machte natürlicher Weise diesen Bemerkungen alsbald ein Ende und redete den beiden Weibern recht eindringlich zu, doch Geduld mit ihr zu haben; aber ich sah, daß meine Worte in den Wind gesprochen waren.

„Einige Tage nachher überraschte mich ein heftiger Regen in der Nähe des Flaubert'schen Hauses, und ich mußte dort Schutz suchen. Ich klopfte an der Thüre, man nahm keine Notiz davon, ich klopfte wieder: ein leichter Schritt und Michaels Frau öffnete die Thüre. Ihr Empfang war nicht eben gastlich. Sie sagte im breitesten provenzalischen Dialekte: „Niemand zuhause" und hielt die Thüre fest. Da versuchte ich es mit dem Französischen. „Madame," sagte ich, „ich bin ganz durchnäßt, und wenn ich, ohne Sie zu stören —"

„Geben Sie mir die Ehre einzutreten," antwortete sie in tadellosem Französisch und mit der anmutigsten Höflichkeit. Sie setzte sich zu mir an das Feuer und wir sprachen über allerlei gleichgültige Dinge. Dennoch mußte ich ihre Anmut und Liebenswürdigkeit bewundern und ihr Französisch, diese Sprache der

Höflichkeit, die sie sofort an die ihr angeborene Verbindlichkeit erinnert hatte. Sie sprach es entzückend, so wenig Gebrauch sie auch jetzt davon machte."

„Ich habe unser zuerst unbedeutendes Gespräch vergessen; aber ich erinnere mich, daß sie zuletzt ihre Augen fest auf mich heftete und sagte: „Monsieur, warum haben Sie mich französisch angesprochen?"

„Ich antwortete ihr ehrlich und nicht ohne Bewegung: „Madame, weil ich Ihre Geschichte kenne. (Ihre bleiche Wange rötete sich dabei.) Und, um ganz aufrichtig zu sein, ich kam hierher, da ich hoffte, durch meinen Rat und meine Autorität manches in diesem Hause angenehmer und besser zu gestalten."

„Da würden Sie nur Ihre Zeit verlieren," sagte sie. „Diese Leute hassen mich von ganzem Herzen und ich verachte sie von ganzer Seele. Es ist jetzt auch so weit gekommen, daß wir einander nur vertragen, weil wir auf dem Punkte sind uns zu trennen. Mein Mann erbt eine kleine Summe und damit kauft er eine Hütte und einige Felder, die billig zu haben sind, da sie einem Emigranten gehörten. Es wird ganz gut mit uns gehen, wenn wir nur erst allein sind."

„Das wünsche ich von ganzem Herzen," sagte ich; „aber ich fürchte, daß Sie zu wenig an die harte Bauernarbeit gewöhnt sind. Auch Ihr Mann hat ja niemals pflügen, mähen und arbeiten gelernt, wie sein Bruder, er scheint mehr Geschmack für Zerstörungen und Spiele zu haben und —"

„Oh, Sie brauchen sich nicht so zart auszudrücken," unterbrach sie mich; „er ist faul, und was noch schlimmer ist, er trinkt und spielt. Aber das ist alles die Schuld seiner Mutter, die ihm stets nachgiebt und ihm jetzt auch noch zuredet, sein Heim zu vernachlässigen, da sie auf mich eifersüchtig ist. Wenn ich ihn nur einmal von diesem elenden Weibe fort habe, wird er bei mir bleiben und ein ehrliches, arbeitsames Leben führen, ebenso wie ich es seinetwegen thun werde."

„Ich wußte, daß Michaels schlechte Gewohnheiten viel zu tief saßen, um nur durch Liebe, ohne Religion ausgerottet werden zu können. Ich hielt es für meine Pflicht, ihr dies zu sagen. Sie wurde sofort unnahbar. Und als ich weiter in sie drang, entgegnete sie mir mit all der kalten Ungläubigkeit und Satire dieses unseligen Zeitalters. Sie war vollständig gewappnet durch die Lehren des Herrn Volney, d'Alembert, Voltaire und anderer, wie durch ihr eigenes Selbstvertrauen. So sagte ich ihr denn, daß ich nicht mit ihr streiten, sondern für sie beten wollte."

„Glauben Sie, daß Gebete erhört werden?" fragte sie ironisch.

„Ich erwiderte, daß eindringliche Gebete stets gehört und auch manchmal erhört würden."

„Nun," sagte sie, „das eindringlichste Gebet, das ich je gehört habe, war, als mein eigener Vater mich und meinen Mann verfluchte. Wird Gott es erhören?"

„Nicht in bezug auf Ihre Seelen," entgegnete ich.

Sie zuckte die Achseln, als ob sie sagen wollte, diese Ausnahme sei nicht eben sehr wertvoll. Ich verließ das Haus traurig und mit dem Gefühl, eine Niederlage erlitten zu haben.

„Und ich möchte dafür einstehen, daß Sie Ihr Wort gehalten und für dieses verstockte Wesen gebetet haben," sprach mein Onkel.

„Von ganzem Herzen und ganzer Seele," erwiderte der gute Pfarrer.

Dann fuhr er fort:

„Es war eines Abends im Winter, als ich sie das nächste Mal wiedersah. Die ganze Familie, Michael ausgenommen, war versammelt. Sie empfingen mich alle in freundlicher Weise und gaben mir den Ehrenplatz an einem langen Tische, um den sie saßen, damit beschäftigt, aus einem großen Haufen Weizen die verdorbenen Körner auszulesen."

„Der älteste Sohn unterhielt mich mit einer geschwätzigen Rede über den Markt und die Getreidepreise. Während der Zeit saß Michaels Frau mit den Füßen am Feuer, mit gekreuzten Armen und den Kopf an die Wand gelehnt, in einer Stellung, die schläfrige Verachtung ausdrückte."

„Doch plötzlich hörte man im Hofe einen Pfiff, und sofort sprang sie voll Lebendigkeit auf."

„Da ist er!" rief sie und schoß zur Thüre hinaus. Sie kam bald wieder zurück, mit „dem Kämpen," der uns alle mit lauter jovialer Stimme und unbeholfener Höflichkeit begrüßte.

„Schwiegertochter," sagte die Mutter, „bedient Euren Mann."

„Daraufhin schnitt diese ein ungeheueres Stück Brot ab und schöpfte einen großen Napf voll Suppe aus dem Topfe. Unglücklicher Weise hatte man den Topf etwas vom Feuer entfernt, um mehr Holz darauf zu legen, und die Suppe war nur mehr lau. Der Kämpe schnitt ein Gesicht.

„Kaltes Wetter draußen und kalte Suppe drinnen," bemerkte er. Er sagte es nicht barsch, seine Mutter jedoch fuhr sogleich auf.

„Oh Ihr Heiligen im Paradiese!" rief sie und wandte sich an ihre unliebsame Schwiegertochter; „ist es möglich, daß eine Frau so alt wie Ihr werden kann und noch nicht versteht, ihres Mannes Suppe warm zu erhalten, bis er nachhause kommt?"

„Die junge Frau sah sie hochmütig an und erwiderte: „Es geht niemanden etwas an, wenn es Michael recht ist." Um Friede zu stiften, mischte ich mich ein und sagte, ich fürchtete es sei meine Schuld, da ich den Topf etwas zurückgeschoben hätte, um meine Füße zu wärmen.

„Der Kämpe — im Grunde genommen ein gutmütiger Geselle — unterbrach mich und sagte: „Macht nicht aus einer Mücke einen Elefanten. Die Suppe ist sehr gut, wenn sie auch etwas kalt ist; und jedenfalls kommt sie an einen warmen Ort." Und damit aß er sie rasch auf. „Weit schlimmer ist," fuhr er fort, „daß meine Füße von dem schmelzenden Schnee ganz naß sind!" hiermit zog er ein paar riesiger Schuhe ab, warf sie seiner Frau zu und sagte: „Da, Frau, bringe mir das alles wieder in Ordnung!"

„Die Tochter des Marquis von Groucy nahm die Schuhe ihres bäuerlichen Gebieters, beugte ihr Haupt demütig über dieselben, kratzte den Schmutz mit einem Stück Holz ab, wischte sie mit einem feuchten Lappen rein; dann füllte sie die-

selben mit heißen Kohlen, nahm diese wieder heraus und brachte die Schuhe ihrem Herrn. Er nahm sie ohne ein Wort des Dankes in Empfang. Das that mir weh, und ich verabschiedete mich bald darauf. Michaels Frau, der Gewohnheit ihrer Jugend folgend, wie ich vermute, begleitete mich über den Hof. Ich erfaßte diese Gelegenheit, um ihr zu sagen, daß, nachdem sie gelernt hätte sich vor einem Manne zu beugen und ihre Pflicht so demütig zu thun, sei ich überzeugt, sie würde sich auch eines Tages vor Gott beugen, der die Stolzen demütigt und die Demütigen erhebt.

„Was glauben Sie, welche Antwort dieses, von den Grundsätzen Volneys, d'Alemberts und Voltaires erfüllte Wesen mir gab?

„Monsieur!“ sagte sie, „es giebt Pfarrer, die nur über Religion reden können; es giebt einige, die auch vernünftig reden können. Sie sind einer der wenigen Glücklichen, die dies können, wenn sie es wollen; denn Sie waren ein Weltmann. Wenn es Ihnen einerlei ist, bitte ich Sie, wenn Sie mir die Ehre erweisen mit mir zu verkehren, lassen Sie die Religion aus dem Spiel und beschränken Sie sich auf die Vernunft.“

„Das will ich thun, Madame,“ sagte ich traurig; „aber Sie müssen mir erlauben, für Sie zu beten.“

„Etwa vierzehn Tage später begegnete mir der Kämpe. Er war auf dem Wege zu einem Jahrmarkte, der in der Nachbarschaft abgehalten wurde und trug seine Sonntagskleider. Ich fragte ihn, ob er sich wieder wie gewöhnlich zu irgend einem Preiskampf begäbe? Er sagte: „Nein, diesmal habe ich ein ernsthafteres Geschäft. Meine Mutter hat mir endlich die achthundert Franks ausbezahlt, die sie mir schon längst versprochen hatte; ich will jetzt eine Hütte und ein Stück Land von einem Emigranten kaufen. Das werden meine Frau und ich bewirtschaften; denn aufrichtig gestanden, Herr Pfarrer, die Weiber vertragen sich nicht zuhause; meine Mutter verachtet meine Frau und meine Frau haßt meine Mutter. Es wird besser sein, wenn wir auseinander gehen.“

„Ich hatte meine Zweifel darüber, denn ich hielt sowohl Mann als Frau für gleich ungeeignet, ein Leben voll Arbeit und Entsagung zu führen; aber ich behielt dies für mich und begnügte mich, den vertrauensseligen jungen Mann vor den Versuchungen des Jahrmarkts zu warnen.

„Seien Sie unbesorgt,“ sagte er und ging voll fröhlicher Zuversicht dahin.

Noch an demselben Abend suchte er mich in meinem Hause auf, bleich und erregt, und wußte ein anderes Lied zu singen. Er hatte sich verleiten lassen, sagte er, mit einer kleinen Summe zu spielen, um mit dem Gewinne seiner Frau eine goldene Kette kaufen zu können; er hatte diese Summe verloren und in der verzweifelten Hoffnung sie wieder zu gewinnen, nach und nach sein ganzes kleines Vermögen verspielt. Eine Tugend besaß der arme Bursche — kindliche Ehrfurcht. Er sprach mit Thränen in den Augen von der Güte und Aufopferung seiner Mutter, und sagte, daß er sich nicht entschließen könne, ihr vor die Augen zu treten, nachdem er in einem Tage das Geld, das sie in vier Jahren mühselig erspart, vergeudet hatte. Er wollte fort aus dieser Gegend und bat mich seiner

Mutter zu sagen, wie reuig und beschämt er sei. Ich sagte: „Mein Sohn, ich will etwas besseres thun, und ich will mit dir zu ihr gehen und dir die Größe der Mutterliebe zeigen."

„Nun, es gelang mir endlich, ihn zu überreden, mit mir bis zu dem Hause zu gehen; aber ich konnte ihn nicht bewegen, mit mir hinein zu kommen, bevor ich sein Geständnis bei seiner Mutter vorgebracht hatte. Ganz, wie ich es erwartet hatte, sagte sie: „Der arme einfältige Junge! Sagen Sie ihm doch, er soll zum Abendessen herein kommen; seine Mutter wird ihre Hand nicht von ihm zurückziehen." So holte ich ihn denn. Die anderen empfingen ihn mit grimmigem Schweigen und die alte Frau sagte nur: „Schau, Michael, es ist schade, daß du so unvernünftig warst; aber 's ist dein eigenes Geld, das du verloren hast und niemand hat ein Recht, sich zu beklagen. Dieses Haus steht dir immer offen." Dann, als er sah, daß seine Frau furchtbar bleich war, ging er zu ihr, um sie zu versöhnen; aber sie fuhr vor ihm zurück und rief: „Komme mir nicht nahe, du Narr, du elender Verschwender! Du hast mich verurteilt, mein ganzes Leben lang mit diesen Leuten zu leben, und ich hasse sie von ganzem Herzen!" Da ein fürchterlicher Streit zwischen Mann und Frau unausbleiblich schien, zog ich mich zurück, aber ein unbestimmtes Etwas bewog mich, in einiger Entfernung vom Hause zu warten und für dieses so schlecht zu einander passende Paar zu beten. Ach, es wäre besser gewesen, wenn ich die Stube nicht verlassen hätte, denn, wie die anderen mir später mitteilten, das wütende Weib überschüttete ihn mit Hohn und Vorwürfen, bis er thatsächlich seine riesige Hand erhob und sie ins Gesicht schlug.

„Zuerst war sie betäubt, hörte ich; aber bald stieß sie einen wilden Schrei der Qual und Raserei aus und völlig unbewußt, die Stickerei, an der sie gearbeitet hatte, zusammenraffend, sprang sie auf und fluchte ihnen Allen.

„Verfault auf eurem Misthaufen, alle zusammen!" schrie sie, riß die Thüre auf und stürzte hinaus.

„Da rief die alte Frau: „Gieb acht, Michael, sie bringt Schande über dich!" Er stürzte ihr nach.

„Unglücklicherweise strauchelte sie über etwas auf dem Hofe, und ich sah, wie der schnellfüßige Kämpe sie einholte, packte und gegen das Haus zu schleppte. Sie schrie, sie wehrte sich — umsonst; doch zuletzt riß sie sich mit einer verzweifelten Anstrengung teilweise los und ich sah, wie sie ihre Hand hoch erhob und dem Manne einen Schlag auf die Brust versetzte. In diesem Augenblick trat ich vor, um zwischen den Beiden zu vermitteln.

„Zu meiner Überraschung stieß der Riese einen Schreckensruf aus, wankte einige Schritte und stürzte dann über Hals und Kopf in das Haus hinein. Zweifellos war es ein wütender Schlag gewesen; aber es war doch nur die Hand einer Frau, die ihn geführt hatte, und ich sah keine Waffe in dieser Hand. Michaels Frau raste nach der andern Seite fort, und ich glaube, sie würde, ohne mich zu bemerken, an mir vorbei gerannt sein, wenn ich nicht einen Ausruf des Mitleids und der Teilnahme ausgestoßen hätte. Da blieb sie stehen und starrte

mich an. Ihre Augen hatten im Mondlicht einen eigentümlich fürchterlichen Ausdruck — den Ausdruck eines wütenden, wilden Tieres. „Er hat mich geschlagen," schrie sie. „Er hat mich geschlagen! Mich, die Frau, die alles für ihn aufgegeben hat, die eines Vaters Fluch auf sich geladen hat! Mein Fluch und der meines Vaters komme über ihn und seine ganze Brut!" Damit schoß sie an mir vorbei und verschwand.

„Nach kurzem Zögern fühlte ich, daß es meine Pflicht sei, mich in das Haus zu begeben und irgend einen, wenn auch hoffnungslosen Versuch zu machen, dem Unheil zu steuern; ich war entschlossen, die ganze Autorität meines Amtes gegen diesen Schurken geltend zu machen, nicht minder aber gegen die andern, deren feindseliges Wesen den Weg zu dieser unerhörten Grausamkeit gebahnt hatte."

„Ich ging also in die Stube hinein und fand den Kämpen mit dem Rücken an der Wand lehnen, mit rollenden Augen und laut stöhnend. Diese Lage der Dinge schien seinen Bruder höchlich zu unterhalten, wenigstens höhnte er den Kämpen, daß es ihm nicht gelungen sei, sein Weib mit Gewalt zurückzubringen. „Du wirst keinen Preis mehr im Ringkampf gewinnen!" sagte er.

„Nie," stöhnte der Koloß, „mit mir ist's aus." Dabei schien er an der Wand beinahe zusammenzusinken und seine Hände fuhren jählings nach seiner Brust.

„Da sah ich nach und entdeckte etwas, das mich mit bangem Zweifel erfüllte. Er hatte seinen Sonntagsstaat an und daher auch ein weißes Hemd. In der Mitte seiner breiten Brust steckte etwas, das ich zuerst für einen sehr großen Hemdknopf oder für eine Busennadel aus Perlmutter hielt.

„Um dieses Ding war ein feiner roter Kreis, dünn wie ein Haar, und ich sah, daß dieser rote Kreis sich ausdehnte. Meine Erfahrung in der Armee lehrte mich, wie gefährlich dies war, und ich rief: „Ruhe! Der Mann ist erstochen worden und verblutet innerlich." Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so sank der arme Kämpe völlig zu Boden und stöhnte noch einmal: „Je suis un homme perdu." Sofort waren alle um ihn versammelt. Nach einigen rasch gewechselten Worten unternahm ich es, mit Einwilligung seiner Mutter den Gegenstand aus der Wunde zu ziehen. Es war ein Instrument, welches die Damen in jener Zeit zum Sticken gebrauchten. Ich glaube, sie bohrten Löcher damit, um dann mit der Nadel leichter nachfahren zu können. Das ganze Instrument war kaum vier Zoll lang und der Stahl daran kaum drei Zoll; aber die Hand einer Frau hatte so nachdrücklich gestoßen, daß selbst noch ein Teil des Griffes in der Wunde steckte. Als ich diese unbedeutende und doch so verhängnisvolle Waffe herauszog, stieß der Kämpe einen Seufzer der Erleichterung aus. Die Verblutung nach innen hörte auf; aber jetzt sprudelte und strömte das Blut aus der kleinen Wunde. Alle Versuche es zu stillen, waren vergeblich; es wäre auch ganz nutzlos gewesen, denn er mußte entweder mit Schmerzen nach innen oder schmerzlos nach außen verbluten. Dies alles sagte ich den Leuten sehr ernst und so schonend als möglich. Nun ergossen diese bedauerungswürdigen Menschen

eine wahre Flut von Verwünschungen über die Frau, die ihnen dies angethan hatte. Nun machte ich zum erstenmal die Autorität der Kirche geltend. Ich nahm mein Kruzifix heraus und befahl allen, selbst der Mutter, die ihn geboren hatte, das Zimmer zu verlassen. Dieser prachtvolle Körper, so voll Blut, Kraft und Jugend, widerstand lange dem verhängnisvollen Blutverlust, und Gott gab mir Zeit, mein Werk zu vollenden. Der sterbende Mann beichtete seine Sünden, er sah ein, daß er verdient hatte, was ihm geschehen war, nachdem er seine Hand gegen ein schwaches Weib erhoben, das er zu lieben und zu schützen gelobt hatte. Er segnete seine Mutter und seinen Bruder und vergab seiner Frau. Dann gab ich ihm von ganzem Herzen und mit gutem Gewissen die Absolution, und er starb in Frieden."

„Ach, meine Freunde, wer, der solches erlebt hat, könnte noch auf seine Jugend und Kraft stolz sein? Hier lag der Besieger der ganzen Umgegend, auf seinem eigenen Boden, angesichts all der Krüge und Schüsseln, die er gewonnen hatte, da er die anderen Simsons der Nachbarschaft überwand — dahingestreckt durch die Hand einer schwachen Frau."

„Ich erspare euch, meine Freunde, die Schilderung der Seelenqual der Mutter, der Trauer im ganzen Hause, einer Trauer, die den Haß nicht verminderte. Man entsendete sofort die Diener der Gerechtigkeit, um die Schuldige aufzuspüren. Sie war leicht zu finden, denn kaum hatte sie die verhängnisvolle Nachricht gehört, so stellte sie sich selbst den Gerichten. Die Verhandlung wurde in Marseille geführt; ich wundere mich, daß mein Freund hier sich nicht an dieselbe erinnert, denn sie erregte damals nicht wenig Aufsehen. Die Freunde des Verstorbenen, besonders die Mutter, betrieben die Anklage mit der äußersten Bitterkeit. Die alte Frau hatte gesagt, daß nichts sie über den Tod des Sohnes trösten könnte, als wenn sie den Kopf der Mörderin in den Korb des Henkers rollen sähe. Ich wohnte der Verhandlung bei und kann mich an keine weiteren Einzelheiten erinnern, als an die wenigen Worte, die die Angeklagte sprach; denn die haben sich meinem Gedächtnis eingeprägt. Sie trug den Anzug einer Bäuerin, aber ihre Haltung zeigte ihre adelige Geburt. Sie schien gedrückt, aber würdevoll und geduldig; sie unterbrach niemanden und beklagte sich über nichts. Als der Augenblick gekommen war, wo sie zu ihrer Verteidigung reden durfte, sprach sie:

„Bürger, der öffentliche Ankläger hat euch gesagt, daß ich meinen Mann getötet habe, und das ist leider nur zu wahr. Aber er hat auch gesagt, daß ich ihn böswillig getötet habe und darin irrt er sich vollständig. Mein Mann war mir alles in allem. Ich hatte für ihn alles aufgegeben: Vater, Freunde, Rang, Wohlstand; und ich liebte ihn zärtlich. Er hatte mich furchtbar gereizt, und ich machte ihm bittere Vorwürfe. Dann schlug er mich unmenschlich. Was that ich? Erfaßte ich irgend eine todbringende Waffe und schlug ich damit nach ihm? Nein. Ich floh nur, und wenn er mich hätte entfliehen lassen, so wäre dieses ganze Unglück niemals geschehen. Aber er holte mich ein, packte mich und wollte mich in das Haus zurück schleppen, wo ich von jedem einzelnen Familiengliede gehaßt wurde. Meine Leidenschaft war groß, ich gestehe es, aber meine Furcht war noch

größer, und aus Furcht schlug ich nach ihm, nicht aus Böswilligkeit. Suchte ich nach irgend einer Mordwaffe? Nein, ich traf ihn mit dem, was in meiner Hand war, und ich wußte in dem Augenblick kaum, was ich in der Hand hielt. Ich glaube, daß, wenn schwache Menschen mit überwältigender Macht angegriffen werden, so ist es ihnen gestattet, durch irgend welche Waffen diesen Unterschied auszugleichen. Aber können Sie dieses winzige Instrument, das der Kunst der Frau dient, eine Waffe nennen? Wurde schon jemals ein starker Mann mit einem solchen Ding getötet? Mein Mann starb, weil es Gottes Wille war; mich hatte Gott zu seinem unseligen Werkzeug ausersehen, und niemand kann den Tod meines Mannes mehr betrauern als ich — ich werde ihn beweinen, wenn alle anderen ihn schon vergessen haben werden. Selbst seine Mutter hat noch einen Sohn; ich aber hatte nur ihn in der ganzen Welt. Ich sage dies alles nur, weil es die Wahrheit ist, nicht um mich der Strafe zu entziehen. Wie kann man mich strafen? Eine Kerkerhaft kann mein Elend nicht vermehren und der Tod würde es beenden. Deshalb verlange ich auch nicht Gnade, sondern nur Gerechtigkeit!"

„Bei diesen Worten, die in so traurigem Tone und mit edlem Anstand gesprochen wurden, löste sich die Anklage auf vorsätzlichen Mord in nichts auf. Die Angeklagte wurde verurteilt, sich für zwei Jahre in ein geistliches Haus zurückzuziehen.

„Dort besuchte ich sie oft und fand ein verändertes Wesen in ihr. Ihr Herz war reuevoll und gebrochen; sie weinte stundenlang, und zuletzt fand sie Trost. Ihre Demut war nun sehr groß. Als sie ihre Freiheit wiedererlangte, wurde ich ihr Gewissensrat.

„Die Buße, die ich ihr auferlegte, war, in Verborgenheit zu leben. Viele Jahre lang hat sie ihren Lebensunterhalt unter einem angenommenen Namen erworben und niemals die Geschichte ihres Lebens aufgedeckt. Manche Menschen sagen höhnisch: Je größer der Sünder, desto größer der Heilige. Aber darin liegt eine gewisse Wahrheit. Innerhalb gegebener Grenzen sündigen manche Menschen ihr lebenlang, ohne sich für Sünder zu halten; aber wenn sie ein Verbrechen begehen, dann klärt das Urteil der Welt sie über ihre Fehler auf und die Reue beginnt, sowie die Selbsttäuschung aufhört. Diese Verbrecherin ist längst schon ein wahrhaft frommes, demütiges, fleißiges, treues, selbstverleugnendes Wesen, voll christlicher Nächstenliebe geworden. Auf Erden hat sie eine niedere Stellung gewählt; aber ich meine, ihr Platz im Himmel wird ein schöner sein."

Des guten Pfarrers Worte rührten uns nicht wenig, und wir alle wünschten, ihren verborgenen Aufenthaltsort zu erfahren, um ihr Los zu erleichtern.

Aber der Pfarrer wollte nichts davon hören. „Nein", sagte er. „Das ist ein Beichtgeheimnis. Sie hat gelobt in Verborgenheit zu leben, und sie muß bis zum Ende ausharren. Aber wenn Sie, Herr von Pontarlais, ihr das Leid vergeben können, das sie Ihnen einstens zugefügt, so würde ihr dies ein Trost sein."

„Ach, die arme Seele! . . . . Von ganzem Herzen!" rief er und führte sein Taschentuch an die Augen.

Nach dieser Erzählung und den Betrachtungen, die sie hervorrief, waren wir alle nicht mehr zu einem gewöhnlichen Gespräch aufgelegt. Wir zogen uns bald zurück, mit Ausnahme des guten Pfarrers, den Susanne eiligst zu Katharine berief. In dieser Nacht schien mir das Haus ungewöhnlich unruhig. Ich erwachte mehrmals über den Lärm eiliger Schritte. Aber bei der herzlosen Jugend stellt der Schlaf sich bald wieder ein. Am andern Morgen fand ich Susanne in Thränen und meinen Onkel sehr betrübt: die treue Katharine war tot.

Nach dem Frühstück forderte der Pfarrer uns auf, das offizielle Dokument in Augenschein zu nehmen, das er bei diesem traurigen Anlaß verfassen mußte. Er reichte es uns mit der Bemerkung: „Der Beichtstuhl hat jetzt keine Geheimnisse mehr." Man stelle sich mein Erstaunen vor, als ich folgende Worte las: „Gestorben am 10. Juli 1821 an Erschöpfung, Irene von Groucy, Witwe des Michael Flaubert."

Mein Onkel nahm das Bild von der Wand herab. „Ich ziehe vor", sagte er, „mir meine arme, treue Katharine vorzustellen, wie ich sie kannte." Ich teilte diese Ansicht. Aber als mein guter Onkel starb und das Bild mein Eigentum wurde, hing ich es wieder in einem von mir selten benützten Zimmer auf.

In letzter Zeit, am Ende meines eigenen Lebens, nun ich mich dem Orte nähere, wo schöne Seelen am höchsten geehrt werden, habe ich dem einst geliebten Bilde einen Ehrenplatz gegeben. Es ist mir eine eigentümliche Erinnerung an meine Jugend. Ich denke manchmal an die arme Katharine, wie sie ihr eigenes Bild mit so viel Anstand, Würde und frommer Ergebung betrachtete; und ich erwarte diese Heilige im weißen Gewande noch viel schöner als das Bild zu finden, das mich einst so sehr entzückte.

Aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Kavallerie von Hartmann.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Reventlou-Preetz in Kiel.

Berlin, 27. Januar 1850.

Ew. Hochgeboren übersende ich diese Zeilen durch den Hauptmann im königlichen Großen Generalstabe Herrn Hartmann, welchen ich mir zugleich erlaube, Ihnen angelegentlichst zu empfehlen. Derselbe hat auf meinen Wunsch von dem Herrn Kriegsminister den Auftrag erhalten, sich eine Zeitlang in den beiden Herzogtümern aufzuhalten, um die Lage der Dinge daselbst aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ich habe geglaubt, dadurch einem Bedürfnisse abzuhelfen, das, wie ich vermuten darf, von der Statthalterschaft eben so lebhaft empfunden sein wird, wie von der königlichen Regierung.

Welche falsche und zum Teil geradezu verleumderische Berichte über die Zustände und Stimmungen in beiden Herzogtümern über die Vorfälle an einzelnen Orten, über die Maßregeln der Statthalterschaft selbst verbreitet worden sind und wie ungünstig diese auf die Stimmung der fremden Mächte und dadurch auch indirekt auf die Erfolge der Unterhandlungen eingewirkt haben, ist Ew. Hochgeboren wohl bekannt. Ew. Hochgeboren haben mich zwar oft durch eingehende und umfassende Mitteilungen in den Stand gesetzt, dergleichen Anschuldigungen zu widersprechen und die Sache der Herzogtümer zu verteidigen; durch die oft nötig gewordenen Anfragen Ihres hiesigen Agenten mußte aber vielfache Verzögerung entstehen und es war zugleich ein wesentliches Hindernis für den Erfolg meiner Bemühungen, daß ich mich immer nur auf Berichte und Mitteilungen berufen konnte, welche, als von der einen direkt beteiligten Seite ausgehend, von der Gegenseite als parteiisch und im Interesse der Herzogtümer allein gegeben, dargestellt werden konnten. Ich habe diesem Übelstande am besten dadurch abzuhelfen geglaubt, daß ich, da die offizielle Anstellung eines Agenten bei der Statthalterschaft nicht den Verhältnissen angemessen sein würde, eine Person meines Vertrauens in rein vertraulicher Weise in die Herzogtümer sende, um mir rechtzeitige und eingehende Berichte über alle Angelegenheiten, die von Wichtigkeit sein können, zugehen zu lassen. Ich glaube, daß dies sehr wesentlich im Interesse der Herzogtümer liegt und daß Ew. Hochgeboren ganz in diesem Interesse handeln werden, wenn Sie den Hauptmann Hartmann, den ich als einen sehr fähigen, einsichtsvollen und von den besten Gesinnungen beseelten Offizier kenne, in vertraulicher Weise möglichst über den Stand der Dinge, sowohl in militärischer wie in jeder anderen Beziehung, unterrichten, mit demselben offen die Verhältnisse und Zustände besprechen und ihm so viel als möglich diejenigen Mitteilungen zugehen lassen, welche von Interesse für die königliche Regierung sein und auf ihre fortgesetzten Bemühungen für die Sache der Herzogtümer Einfluß haben können. Ich glaube durch diese vertrauliche Sendung den Herzogtümern einen wesentlichen Dienst zu leisten und bitte Sie, die Stellung des Herrn Hartmann in diesem Sinne aufzufassen.

Es ist mein Wunsch, daß derselbe sich auch nach Schleswig zum General von Hahn wie zum Grafen zu Eulenburg begebe. Die Landesverwaltung ist, namentlich über den Stand der Dinge in Holstein und vielleicht selbst im südlichen Schleswig, offenbar so wenig mit zuverlässigen Nachrichten versehen und hat infolge dieses Umstandes zeitweise so übertriebenen Besorgnissen Raum gegeben, daß es nur höchst wünschenswert sein kann, daß dem Grafen zu Eulenburg durch einen jungen, zuverlässigen Mann, der seiner Stellung nach für unparteiisch gelten muß, eine richtigere und dadurch beruhigende Darstellung gegeben werde.

Bei einer solchen, durch eine angemessene Persönlichkeit vermittelten Verständigung dürfte sich mancher einzelne kleine Anstoß, manche auf falscher Darstellung oder augenblicklicher Gereiztheit beruhende Rekrimination, deren Beseitigung gewiß zum Wohle des Landes in beiderseitigem Interesse liegt, leicht heben lassen.

Ich ersuche daher Ew. Hochgeboren nochmals, dem Hauptmann Hartmann Ihr volles Vertrauen zuzuwenden und denselben durch Ihre Mitteilungen in den Stand zu setzen, den Zweck seiner, aus den wohlwollendsten Absichten der königlichen Regierung hervorgegangenen Sendung zu erfüllen.

Privatbriefe des Hauptmann Hartmann.

Kiel, den 1. Februar 1850.

Ich bin vorgestern Abend hier wohlbehalten eingetroffen. Selbigen morgens hatte ich Berlin verlassen. Meine Abreise von dort war durch mehrere Umstände verzögert worden. Einesteils wollte man im Ministerium die Krisis in den Kammern erst überstanden sehen, bevor man meine Entsendung dekretierte, anderenteils war der Minister des Auswärtigen plötzlich so heftig erkrankt, daß die Ausfertigung meiner Instruktion dadurch Aufschub erlitt. — Meine Sendung ist durchaus vertraulicher Natur; man will über hiesige Zustände in den mannigfachsten Beziehungen Aufklärung erhalten; namentlich auch um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, den englischen und hauptsächlich den dänischen Klagen, über die Nichtausführung der Waffenstillstandskonvention, entgegen treten zu können. Die Unhaltbarkeit des Provisoriums in Schleswig stellt sich von Tag zu Tag mehr heraus; die Engländer und Dänen werfen die Schuld den Maßregeln der Holstein'schen Statthalterschaft und den preußischen Truppen vor; in Berlin ist man der Ansicht, daß die eigentümlichen Verhältnisse Schleswigs überhaupt, dem drei auf dänischen Vorschlag gebildeten Provisorium den Boden verweigerten und daß sich damit die dänischen Behauptungen, daß man in jenem Lande die Rückkehr des alten Regimes mit Freuden begrüßen würde, als unrichtig erwiesen hätten. — Man fordert von mir nun Berichte, die einfach das Faktische darlegen, und die womöglich aus dem Faktischen die preußische Ansicht als die richtige darstellen. Man hat den Grafen Westmoreland von meiner Sendung in Kenntnis gesetzt und ihm gegenüber geltend gemacht, daß man glaube, in mir jemanden geschickt zu haben, der, vermöge der Beziehungen seines Vaters, dem englischen Kabinet nicht unangenehm sei. Man hat ferner einen Offizier gewählt, weil man keinen Zivil-Agenten bei der hiesigen Statthalterschaft haben wollte, und gerade mich, weil ich noch nicht hier gefochten habe und bei mir demnach keine holsteinischen Sympathien vorauszusetzen sind. So bin ich durch die Vermittelung meines alten Gönners Usedom zu diesem Kommando gelangt, das schwierig und epineus, wenig Ehre verspricht, das mich allerdings in sehr interessante Verhältnisse und Verbindungen bringt, mich aber von Luise und meinem Hause trennt und damit wahrlich ein großes Opfer verlangt. —

Kiel, den 2. Februar 1850.

Treulich will ich dir berichten, wie es mir geht, wie das neue Bild, welches sich vor meinen Augen entfaltet, nach und nach mit seinen Lichtern und Schatten mir bekannter wird und wie ich in seinem bunten Gewirre einen Faden nach dem anderen gewinne, der mich sicher hindurch geleitet.

Nachdem ich die wenigen Zeilen an dich gestern geschlossen hatte, ging ich zum General von Bonin, um mich zu präsentieren. Blumenthal, sein Generalstabschef, hatte mich schon darauf vorbereitet, daß ich auf etwas Mißtrauen gegen unser Ministerium stoßen würde. Das schien aber schnell überwunden und ich gewann bald in der Unterhaltung mit ihm die interessantesten Aufschlüsse über die hiesigen Zustände. Ich hatte lange bei ihm gesessen, als ich bat, mich beurlauben zu dürfen, um meine übrigen Besuche zu machen. Ich fand von all' den Herren nur den alten Kommandanten, ein Überbleibsel der dänisch-holsteinischen Armee, zuhause, aber auf den Straßen ein buntes, reges Leben. Soldaten aller Truppengattungen mischten sich mit Landleuten, die zum Markte hereingekommen waren. Das gutherzige, niedersächsische Platt klingt prächtig; die kräftigen Gestalten der hiesigen Einwohner fallen sehr vorteilhaft auf. Kiel liegt ziemlich lang gestreckt am Hafen, den jetzt natürlich dickes Eis deckt, auf dem sich hunderte von Schlitten bewegten. Die eingefrorenen Schiffe sehen traurig diesem Getümmel zu. Bei schöner Jahreszeit muß die Gegend hier bezaubernd sein; jetzt fehlen die Farben, welche Wasserlandschaften besonders schmücken.

War ich enttäuscht, von den mühsam gesuchten Herren keinen gesprochen zu haben, so fand ich dagegen am Tische des General von Bonin eine der interessantesten Persönlichkeiten, den Herzog von Augustenburg, den Kronprätendenten, wenn ich ihn so nennen soll. Derselbe ist hier zur Landesversammlung als Mitglied. Er diniert täglich beim General. — Der Herzog ist eine vornehme, aristokratische Erscheinung mit geistreichem, lebendigem Auge; sehr mitteilend, freundlich das Interessanteste erzählend. Der Herr ist nicht beliebt, weder in Dänemark noch hier, jedenfalls ist er ein Mann von vielem Geist und vielem Wissen. Der General wohnt im Schloß, das an der nordöstlichen Ecke von Kiel, mit dem Blick auf den weiten Hafen gelegen ist. Sein Tisch ist gut; an kleiner, runder Tafel versammelt er seine Umgebung. Der General ist für mich eine höchst interessante Persönlichkeit. Voller Geist und raschen Entschlusses sprüht seine Unterhaltung von brillanten staatsmännischen und militärischen Gedanken. Vielleicht daß dieselben nicht mit der vollständigen Ruhe der Konsequenz zur Reife gebracht werden. Ich habe heute Morgen wieder beinahe zwei Stunden bei ihm gesessen, voller Aufmerksamkeit seinem Gedankenfluge folgend. Wie seine militärische Thätigkeit, so seine Rede und Denkweise. — Träge, wenn nicht von außen angeregt; selbst über das Maß hinaus kühn und strebend, wenn aus der Indolenz durch von außen Kommendes aufgerüttelt. Dabei liebenswürdig und gewinnend freundlich. —

Nach dem Diner ging ich zum Grafen Reventlou, dem Statthalter, ihm meine Aufwartung zu machen und meine Depesche zu übergeben. — Ein großer, schöner Mann, wie es scheint etwas exaltiert; zuerst etwas gekniffen und gereizt gegen Preußen. Er nahm mich in Gegenwart seiner Frau und Tochter an. Wir sprachen lange und viel über Holstein und Preußen und ich entwickelte alle meine Redegabe, um ihm zu zeigen, wie ein passives Zuwarten von seiten der Holsteiner und der Statthalterschaft jetzt die einzig richtige Politik in ihrer

und in Preußens Sache sei. Wir schienen uns ziemlich verständigt zu haben, als ich fortging. —

Den 4. Februar.

Meine Hauptthätigkeit ist immer, daß ich Zeitungen lese, Menschen sehe, um mich zu unterrichten und in der Orientierung der hiesigen Verhältnisse weiter zu schreiten suche. Am zweiten mittags war ich wieder beim General mit dem Herzoge. Nach dem Diner ging ich, an dem Tage zum zweitenmale, in die Landesversammlung, hörte einige gute Reden. Die ganze Physiognomie der Versammlung, obgleich mitten in der Revolution gebildet, ist ruhig und anständig. Auch die heftigsten Reden beobachteten eine schonende Form für bestehende Verhältnisse und für die Ansichten anderer Personen, die Verhandlungen trugen durch und durch den Charakter der norddeutschen Gründlichkeit und Leidenschaftslosigkeit.

Gestern Morgen suchte mich ein in Schleswig abgesetzter Geistlicher auf, der Generalsuperintendent Rehhoff aus Apenrade, eine durch und durch würdige Erscheinung, wahr, offen, edel. Die Landesverwaltung in Flensburg hat ihn seiner Stelle entsetzt und einfach brotlos gemacht. Während er noch bei mir war, trat der Statthalter Beseler ein. Ein neues langes Gespräch von 1½ Stunde Dauer. Mittags Diner beim anderen Statthalter, Graf Reventlou, wo sieben bis acht Personen eine sehr angenehme Unterhaltung führten. Auch den hiesigen Departementschef des Auswärtigen, Herrn von Harbou, den ich heute besuchte und eine mehrstündige Konversation mit ihm hatte, lernte ich da kennen. Du glaubst es garnicht, wie schlecht man unsere, die preußischen, Interessen hier vertreten hat; als wenn man gar keine Kenntnis von den eigentlichen Verhältnissen gehabt hätte! —

Heute habe ich, vor der Tafel beim General, eine Fahrt an dem Kieler Busen lang, nach einem kleinen Fort, das man, meinem verstorbenen Freunde Delius zu Ehren, „Deliusfort" genannt hat, gemacht. Es soll mit zur Verteidigung des Kieler Hafens dienen. — Es muß hier im Sommer himmlisch sein; selbst jetzt ist es reizend.

Morgen gehe ich nach Schleswig und will von dort eine weitere Reise unternehmen. Ich mag über die dortigen Verhältnisse nicht urteilen, bis ich sie durch den Augenschein kennen gelernt habe. Du glaubst nicht, wie viele Zeit diese praktische Politik wegnimmt! In einer Beziehung bin ich hier recht überrascht und erfreut. Hier sind doch einmal Menschen ohne Schminke; dieser Propst Rehhoff z. B. ist herrlich; von Harbou gescheut und gediegen, ebenso Beseler. Es ist etwas Prächtiges, unter Menschen zu sein, die durch ein lebhaftes Interesse erregt und erwärmt sind. Auch Blumenthal gewinne ich täglich lieber, er ist ungemein tüchtig. Wir verstehen uns so gut.

Die beiden ersten Berichte sind nun gottlob fertig; sie haben mir ziemlich viel Mühe gemacht und ganz freien, leichten Herzens sende ich sie morgen nach Hamburg und diese Zeilen in ihrer Begleitung. Es würde mich natürlich sehr erfreuen zu hören, daß man zufrieden mit ihnen war. Vielleicht äußert sich Usedom darüber und du kannst mir dann berichten. — Ich wünschte, ich hätte

sie persönlich überbringen dürfen; indessen ich denke, die Dänen thun mir den Gefallen und geben bald eine Veranlassung, die es rechtfertigt, daß ich persönlich darüber berichte. —

An den königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz Exzellenz.

Euer Exzellenz habe ich die Ehre, laut der mir gewordenen Instruktion vom 27. Januar cr. den beifolgenden ersten Bericht ganz ergebenst zu übersenden, und erlaube mir, denselben noch mit einigen erläuternden Worten zu begleiten.

Als eine der Grundlagen aller derjenigen Wünsche und Bestrebungen, die auf das gerichtet sind, was zunächst zu thun sein möchte, um eine Änderung der augenblicklichen politischen Lage der Herzogtümer herbeizuführen, muß man hier im Lande die Überzeugung ansehen, daß die Anstrengungen, einen Frieden mit Dänemark zum Abschluß zu bringen, nicht mit Erfolg gekrönt sein werden. Diese Überzeugung herrscht in allen Kreisen und man ist überall mit dem Gedanken vertraut, daß man genötigt sein wird, mit allen Kräften den Krieg wieder aufzunehmen. Man stützt sich dabei auf die Stimmung der in diesem Augenblick in Kopenhagen den Ton angebenden Partei, welche man als höchst kriegerisch gesinnt kennen will; ferner auf die bekannte Zähigkeit, mit welcher die dänische Diplomatie das einmal vorgesteckte Ziel zu verfolgen wisse. Man meint, die dänische Regierung kenne sehr gut die in den deutschen Kabinetten bestehende lebhafte Abneigung gegen eine Erneuerung des Krieges; sie wisse zudem die Sympathie, welche ihre Sache bei den außerdeutschen Großmächten und bei Österreich finde, trefflich zu benutzen; man will ferner namentlich das russische Interesse bei einer Durchführung der dänischen nicht annehmbaren Forderungen beteiligt wissen. In den Anknüpfungen von Friedensunterhandlungen sieht man hier nur das Mittel des Temporisierens, wodurch Dänemark die Eröffnung des Krieges bis zu einer ihm günstigeren Jahreszeit, während der es den vollen Nutzen von seiner Marine zu gewinnen im stande wäre, hinauszuschieben trachtet. —

Es mag übrigens gleich hier erwähnt sein, daß sich für diese Ansichten allerdings einige Bestätigung in den Nachrichten finden läßt, welche hier von Kopenhagen heute aus bester Quelle in vertraulichster Weise eingegangen sind. Denselben zufolge hat das dänische Ministerium beschlossen, die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Die Truppen in Jütland sollen auf 15 Bataillone (3 Brigaden) und 19 Schwadronen, unter dem Kommando des General von Moltke, gebracht werden, die auf Alsen, unter dem Befehle des Generals von Schleppegrell, auf 12 Bataillone und 2 Schwadronen. — Bei alledem ist man hier vollständig darauf gefaßt, den Kampf mit der dänischen Armee ohne Unterstützung anderer deutschen Truppen aufnehmen zu müssen und hält sich dieser Aufgabe gewachsen.

Eure Excellenz wollen nun geneigtest erwägen, daß in dem Maße, wie jene Überzeugung in das Bewußtsein der Bevölkerung, gestützt auf die angeführten Raisonnements, eingedrungen ist, auch das Verlangen laut wird, die Feindseligkeiten sobald als möglich holsteinischerseits zu eröffnen und damit einmal

die jetzt noch nach dieser Seite hin günstigen Verhältnisse der Jahreszeit zu benutzen, dann aber gleichzeitig den Zuständen in Schleswig eine Ende zu machen. Inwiefern man berechtigt ist, die letzteren mit so dunklen Farben zu schildern, wie man es thut, darüber werde ich suchen mir an Ort und Stelle ein Urteil zu bilden. Das ist aber Thatsache, daß durch die Entfernung der Geistlichen und Lehrer in Nord-Schleswig, namentlich aber des dortigen Generalsuperintendenten Rehhoff die Gemüter der ruhigsten und loyalsten Männer auf das lebhafteste erregt worden sind und daß ferner das faktische Aufhören jeder Regierung in Süd-Schleswig mit einer Demoralisierung der dortigen Bevölkerung droht. Es vergeht denn auch infolge dieser Verhältnisse faktisch fast kein Tag, an welchem nicht Adressen hier eingingen, bei welchen sich gerade die konservativ gesinnten Klassen der Bevölkerung beteiligen und welche die Statthalterschaft auffordern, wiederum die Verwaltung des Herzogtums Schleswig in die Hand zu nehmen, resp. mit der Armee die Eider zu überschreiten. Die Regierung thut in der That alles, um solche Adressen in richtiger Weise zu bescheiden und überhaupt dasjenige zu beseitigen, was die vorhandene Erregtheit in der angeführten Richtung steigern könnte. So hat sie noch heute mit Aufwendung aller Kräfte es zu bewirken gesucht, daß der bekannte Bungersche Antrag, der ein Einrücken in Schleswig fordert, in der Landesversammlung nicht zur Verhandlung kommt. —

Es waltet indessen ein Umstand ob, der es verhindern möchte, daß die Statthalterschaft, wenn nicht eine Änderung im Provisorium für Schleswig vorgenommen wird, noch lange Zeit im stande ist, dem Andringen der öffentlichen Meinung zu widerstehen. Der Kostenaufwand, welchen die Unterhaltung der schleswig-holsteinischen Armee erfordert, muß jetzt allein durch Holstein aufgebracht werden. Dieses wird, ohne neue Steuern zu entrichten, indessen nur bis in den März hinein dazu im stande sein. Mit der dann auszuschreibenden außerordentlichen Steuer wird das Verlangen, nunmehr auch die Armee zu gebrauchen, um Schleswig wieder zum Mitträger der Unterhaltungskosten zu machen, sich möglicherweise zu einer solchen Höhe steigern, daß es ein Nachgeben erzwingen wird.

Es möchte aus alle dem zu folgern sein, daß, wenn man die unendlich schwierige Aufgabe, sich Schleswig gegenüber in zuwartender Passivität zu erhalten, der Statthalterschaft erleichtern will, eine baldige Änderung des Provisoriums im Herzogtum Schleswig täglich notwendiger wird.

Mit den geheimen Artikeln des Waffenstillstandes bekannt, scheint die Statthalterschaft entschlossen zu sein, mit um so größerem Nachdrucke sich allen Bestrebungen zu widersetzen, welche zu einer Wiedereröffnung des Krieges von dieser Seite her führen müßten. Aber vielleicht möchte auch für Preußen eine Aufforderung in dem Bestehen der geheimen Artikel liegen, möglichst frühzeitig demjenigen indirekt entgegen zu wirken, was die Erfüllung einer der in jenen übernommenen Verpflichtungen fordern müßte. Die Zurückberufung des General von Bonin und der kommandierten und beurlaubten preußischen Offiziere, so wenig zahlreich die letzteren noch sind, hieße einerseits den empfindlichsten Schlag gegen die moralische Kraft der hiesigen Armee führen, andererseits würde damit dem preußischen Ein-

flusse eines der kräftigsten Media entzogen. Unter der Führung des General von Bonin gewann die Armee während der letzten Kampagne den inneren Halt und das gehobene Selbstgefühl, welche sie jetzt auszeichnen. Mit seiner Person sind beide verwachsen. Eine Zurückberufung des Generals würde nachteiliger wirken, wie eine verlorene Schlacht und würde ein sehr gutes Glied der norddeutschen Gesamt-Streitmacht bedeutend schwächen. Und wenn man jetzt die schleswig-holsteinische Armee wie eine Kolonie der preußischen ansehen kann, so käme eine Rückberufung unserer Offiziere einem Abschneiden des Vermittelungsgliedes zwischen Mutterland und Kolonie gleich, einer Lossagung des ersteren von der letzteren. Das erstere verlöre aber damit nicht allein an Einfluß, sondern hätte auch einer anderen Macht (ob ideellen oder materiellen), der sich die hiesige Armee, als allein bestehend, ohne Selbständigkeit gewiß zuwenden müßte, eine ansehnliche Verstärkung zugeführt. Wie aber schon oben gesagt, ein wirksames Mittel gegen eine Wiederaufnahme des Krieges von hier aus und damit indirekt gegen die Schwächung des hier wirkenden preußischen Einflusses, liegt nur in der baldigsten Modifizierung des Provisoriums in Schleswig. Es verdient dabei noch ein Umstand bemerkt zu werden. Es war in der That hier die Idee verbreitet, daß mit dem 10. Januar der Waffenstillstand als abgelaufen betrachtet werden und die Statthalterschaft die Regierung in Schleswig wieder übernehmen würde. Dieser Termin, in dessen Herankommen man in Schleswig das erwünschte Nahen eines Abschlusses drückender Verhältnisse sah, ist vorübergegangen. Man steht nunmehr mit seinen Hoffnungen vor Jahren und wird um so ungeduldiger und dringender. —

Die schleswig-holsteinische Armee erscheint in alle dem, was ich bis jetzt von ihr gesehen habe, als durchaus wohl und zweckmäßig ausgerüstet und organisiert. Über das Detail ihrer Stärke, die Zahlenverhältnisse der Dienstthuer und Permittierten zu einander, ihre Dislokation ꝛc. habe ich mir erlaubt, eine genau auf Thatsachen beruhende Liste beizulegen. Die Jäger-Inspektion und die drei ersten Infanterie-Brigaden umfassen die Dienstpflichtigen der Jahrgänge 1846—1850 (welcher letzere im Oktober v. J. einberufen wurden). Die Dienstpflicht, welche als eine allgemeine seit 1848 eingeführt ist, beginnt mit dem 21. Lebensjahre. Aus den Jahrgängen 1844 und 1845 ist die 4. Infanterie-Brigade, und den Jahrgängen 1840—1843 die 5. Infanterie-Brigade gebildet. Bei der Kavallerie und Artillerie ꝛc. sind die älteren Jahrgänge (1840—1845) den einzelnen Truppenkörpern als Reserven überwiesen. — Die Bewaffnung dieser Truppen ist mit großem Aufwande von Mitteln bewerkstelligt worden; drei Jäger-Korps führen Büchsen, die drei andern und vier Infanterie-Bataillons Spitzkugelgewehre (à la Thouvenin), der Rest der Infanterie das preußische Perkussionsgewehr. Schieß-Übungen werden von der Artillerie und Infanterie unablässig abgehalten. —

Es scheint hier nicht der Ort zu sein, weitere Details über die Armee-Organisation ꝛc. zu geben. Wenn Ew. Exzellenz in dieser Beziehung speziellere Aufklärungen wünschen, so sehe ich dahin lautenden Befehlen entgegen. Bei dem disponiblen Material würde es mir nicht schwer werden, denselben nachzukommen. Darauf möchte ich aber nochmals Ew. Exzellenz geneigteste Aufmerksamkeit zu

lenken mir erlauben, daß die hiesige Armee als eine der best ausgerüsteten und best disziplinierten Deutschlands für den Augenblick angesehen werden muß. Es kann nicht genug berücksichtigt werden, daß dieselbe namentlich in letzterer Beziehung seit dem Waffenstillstande Anerkennungswertes geleistet hat, und ist dabei nochmals zu erwähnen, daß die Armee zu wenigstens ein Drittel aus Schleswigern, die ihrer Heimat entzogen sind, besteht.

Die Armee hat aber in diesem Augenblick für die Herzogtümer nicht allein die Bedeutung der aktiven Wehrkraft, sie hat noch eine viel höhere, politische. In der Armee repräsentiert sich die Gemeinschaftlichkeit der Herzogtümer in voller Ungestörtheit. Die Statthalterschaft bedarf wahrlich nicht der Mittel, wegen deren Klagen gegen sie geführt worden sind, die sie anwenden soll, um ihren Einfluß, der Landesverwaltung zuwider, im Herzogtum Schleswig lebendig zu erhalten. Die etwa 5000 Permittierten (Beurlaubten) machen einfach dadurch, daß sie in ihrer Heimat sind, mehr und wirksamer Propaganda als alle Emissäre. Die anderen 5000 Schleswiger, die hier bei den Truppenteilen Dienst thun, erhalten gleichzeitig das gemeinsame Band fester und kräftiger als alle Gesetze und Institutionen. Die Fäden, welche somit die Herzogtümer an einander fesseln, stehen mit dem innersten Leben der Familien und des Volkes in Beziehung. Dabei muß man nicht vergessen, daß dies Band der gemeinsamen Armee um so kräftiger ist, als diese durch die Kampagne des vorigen Jahres, durch die Frische und Jugendlichkeit ihrer Führer zu der am meisten moralisch elanzierten Deutschlands gehören möchte. Bei Belassung einer gemeinschaftlichen Armee doch die Bestrebung der Landesverwaltung durchzuführen, möchte fast zu den Unmöglichkeiten gehören. —

Es ist hier noch nachzuholen, daß das diesseitige Oberkommando der Armee bei den geringen Entfernungen, die hier überhaupt zur Sprache kommen und bei den getroffenen Vor-Anstalten die Erwartung hegt, binnen drei Tagen den größesten Teil der Permittierten bei den Fahnen versammelt zu sehen. Damit ist freilich noch nicht die Möglichkeit auch abzumarschieren gegeben; dieselbe möchte jedoch nach Verlauf von acht bis zehn Tagen nach Erlaß der Einberufungsordre gewonnen sein können. —

Schließlich erlaube ich mir noch über zwei, mit in die mir gewordene Instruktion gezogene, Gegenstände zu berichten. Was zuerst die Insel Fehmarn anbetrifft, so hat daselbst faktisch jede Einwirkung einer oberen Verwaltung wie in Süd-Schleswig aufgehört. Eine Besetzung der Insel mit holsteinischen Truppen findet nicht statt. Die dort erhobenen Abgaben ꝛc. liefern die Hebungsbeamten in die hiesigen Kassen.

Sodann Friedrichsort: wie bekannt hat das Oberkommando der schleswig-holsteinischen Armee sich gegen die Räumung dieses Forts erklärt. Das letztere ist nunmehr mit einer Artillerie-Festungs-Kompagnie (150 Mann) und einem Detaschement Jäger (ein Offizier mit 46 Mann) besetzt, welchen Truppen neben ihrer eigentümlichen Bestimmung auch die Aufgabe gestellt ist, einige 40 Militär-Sträflinge, die dort untergebracht sind, zu überwachen. Das Fort ist durch 26 Geschütze schweren Kalibers notdürftig armiert. Für den Fall der Wiedereröffnung des Krieges hegt man die Absicht, die Besatzung bis auf 400 Mann zu

verstärken. Friedrichsort bildet mit der ihr gegenüberliegenden, mit sechs schweren Geschützen armierten Laboe'er Batterie die erste Verteidigung des Kieler Hafens. Eine zweite ist mit den neugebauten, ebenfalls mit einander korrespondierenden Befestigungen, das Delius-Fort nordwärts und die Ellerbecker-Batterie südwärts gewonnen. Die wichtigste dieser fortifikatorischen Anlagen, welche durch keine andere weder schon bestehende oder noch neu zu etablierende ersetzt werden kann, bildet das Fort Friedrichsort. Auf einer südlich vorspringenden Landspitze erbaut, beherrschen seine Geschütze die daselbst nicht mehr als 2500 Schritt breite Einfahrt in den Kieler Hafen. Einige unschwer anzulegende Erweiterungen der jetzigen Fortifikation mit Benutzung einer Sandbank inmitten der Einfahrt würden eine vollständige Schließung des Hafens möglich machen. Jede andere Befestigungsanlage wird nur die Verteidigung und Schließung eines oberen Teils des Hafens bewirken; durch Friedrichsort geschieht dies für den ganzen. Nirgends sind die gegenseitigen Verhältnisse der Nord- und Südküste zu einander so günstig für die hier beredeten Zwecke als zwischen Friedrichsort und Laboe. Gäbe man das erstere auf, so verzichtete man damit auf jede Beobachtung der landwärts ansegelnden Schiffe und auf eine Einwirkung gegen dieselben. Die hohe und eigentümlich geformte südliche Küste würde überhaupt auch außerdem, daß sie gegen die Einfahrt nicht so günstig wie Friedrichsort gelegen ist, nicht die Anlegung eines größeren Werkes gestatten.

Wenn nun in Anbetracht der großen Wichtigkeit des vortrefflichen Kieler Hafens für die Ostsee und damit für Preußen und Deutschland in ein Aufgeben der, nach dem obigen unersetzbaren Hauptbefestigung desselben, seitens Holsteins nie gewilligt werden dürfte und wenn mit dem Herstellen des jetzigen Provisoriums in Schleswig ein Anbahnen der neuen Verhältnisse dieses Herzogtums bewirkt werden sollte, so möchte es vielleicht politisch geboten sein, die Holstein'sche Regierung gerade während dieses Provisoriums, in der Behauptung von Friedrichsort möglichst zu unterstützen.

Mit dem morgenden Tage werde ich nach Schleswig abgehen, um von dort meine Reise bis Flensburg, Apenrade, Hadersleben etc. auszudehnen. Ew. Exzellenz meinen zweiten Bericht zu überreichen, hoffe ich baldmöglichst die Ehre zu haben.

Mit der vollkommensten und ausgezeichnetsten Hochachtung zeichne ich mich Ew. Exzellenz ganz ergebenster

Kiel, den 8. Februar 1850

Hartmann
Hauptmann im Großen Generalstabe.

Bericht:

Die Ansichten der Mitglieder der Statthalterschaft in Kiel und des kommandierenden Generals der schleswig-holstein'schen Armee über dasjenige, was den von ihnen vertretenen Interessen am meisten frommen möchte und die Bethätigung jener Ansichten in der augenblicklichen Präsenzstärke der Armee, ihrer Dislokation etc. scheinen es unzweifelhaft zu lassen, daß, so lange in dem Zustande des Herzog-

tums Schleswig nicht entscheidende Veränderungen eintreten, eine Wiedereröffnung der Feindseligkeiten von hier aus in keiner Weise beabsichtigt wird.

Wie ich aus den Unterhaltungen mit den genannten Personen mit Sicherheit entnehmen zu können glaube, so hält man ein passives Zuwarten Schleswig gegenüber als das augenblicklich von den Umständen gebotene Notwendige und Zweckmäßige. Es ist allerdings faktisch, daß es nicht an dringenden Bitten und Forderungen gefehlt hat, welche von den verschiedensten Seiten und allen Gegenden beider Herzogtümer gegen die Statthalterschaft laut wurden und einen Einmarsch der holstein'schen Armee in das Herzogtum Schleswig verlangten. Nicht allein, daß zahlreiche Adressen und Deputationen in diesem Sinne hier zu wirken suchten, in der Landesversammlung selbst wurde ein dahin gehender Antrag gestellt und unterstützt. Bis jetzt ist es aber der Statthalterschaft, unterstützt durch das Oberkommando der Armee, vollständig gelungen, die sich in dem Angeführten aussprechende Stimmung niederzuhalten. Es erscheint indessen fraglich, ob nicht die Zustände in Nord-Schleswig eine solche Wendung nehmen können, daß sowohl die Statthalterschaft als der kommandierende General nicht mehr im stande sein werden, sich den Forderungen zu widersetzen. Man blickt hier mit ängstlicher Spannung nach den Städten des Nordens, in denen sich daselbst das deutsche Element namentlich konzentriert, nach Flensburg, Apenrade und Hadersleben. Die Verwickelungen, die zwischen der Landesverwaltung einerseits und den dortigen Magistraten, den Geistlichen und dem Obergericht für das Herzogtum Schleswig andererseits Platz gegriffen haben, ließen hier die Furcht rege werden, daß es dort zu blutigen Konflikten zwischen den beiden Nationalitäten, zu Emeuten oder dergleichen kommen möchte. Träte dieses wirklich ein, nähmen solche Konflikte einen ernsthaften Charakter an, würden die schwedischen Truppen vielleicht genötigt mit den Waffen einzuschreiten, oder endlich, rückten in Folge solcher Ereignisse dänische Truppen über den Alsengrund resp. die Königsau, so würde es zu den schwierigsten Aufgaben der Statthalterschaft wie des Oberkommandos gehören, den Befehl zum Überschreiten der Eider zurückzuhalten. Die dann laut werdende Forderung würde ihr Organ in der, wenigstens für den Augenblick noch tagenden Landesversammlung finden, in welcher der größere Teil der für Süd- und Nord-Schleswig gewählten Abgeordneten anwesend ist. — Und um so entschiedener würde jenes Verlangen ausgesprochen werden, als die Armee etwa zu ein Drittel aus Schleswigern besteht und als erst der letzten Beorderung der Dienstpflichtigen von seiten Schleswigs mit der größesten Bereitwilligkeit nachgekommen wurde. Es möchte in letzterer Beziehung wohl der Beachtung wert sein, daß sich von den, auf den 2. Oktober 1849 einbeorderten 900 Schleswig'schen Rekruten, 850 zum genannten Tage pünktlich einstellten und daß, nachdem an den nachfolgenden Tagen sich noch einzelne einfanden, nur 30 Schleswiger sich als renitent erwiesen. Unter den sich Stellenden waren Leute aus den der Königsau angrenzenden, nördlichen Kirchspielen.

Die Armee, deren Effektivbestand sich auf 25 264 Mann Infanterie, 2403 Mann Kavallerie, 3738 Mann Artillerie, 373 Mann Train ꝛc., 465 Mann Ingenieure,

in Summa 32263 Mann beläuft, ist bis auf 11469 Mann Infanterie, 1734 Mann Kavallerie, 2502 Mann Artillerie, 370 Mann Train &c., 226 Mann Ingenieure, in Summa 16301 Mann permittiert worden.

Die Permittierungen sind nach Altersklassen, nach allen Teilen der beiden Herzogtümer hin vorgenommen worden. Man glaubt dabei der eventuellen Wiedergestellung so sicher zu sein, daß auch die Nord-Schleswiger auf einfachen Handschlag hin entlassen worden sind. —

Die Truppen garnisonieren im allgemeinen in den nach Abschluß des Waffenstillstandes bezogenen Standquartieren. Einige Dislokationsveränderungen, die neuerdings vorgenommen worden sind, geschehen, dem hier angenommenen Prinzip zufolge, um eventuellen demokratischen Einflüsterungen durch häufigeren Garnisonwechsel entgegen zu treten. Man hat seit dem Abschluß des Waffenstillstandes vom 10. Juli v. J. die angestrengteste Thätigkeit darauf verwandt, einerseits den während der letzt bestandenen Kampagne eingetretenen Abgang von Mannschaften und Material zu ergänzen, andererseits den Plan, der der Organisation der Armee ursprünglich zu Grunde gelegt worden war und den der Wiederausbruch des Krieges 1849 nicht vollständig ins Leben treten ließ, in allen seinen Teilen zu realisieren. In diesem Sinne ist die Einrichtung von fünf neuen Reserve-Bataillonen der fünften Infanterie-Brigade zu betrachten, von denen, ähnlich unserer Landwehr, in diesem Augenblick nur ein Stamm von vier Mann per Bataillon in den Stabsorten besteht, zu denen aber im Fall eines Wiederausbruchs des Krieges die Altersklassen 1840—1843 einberufen werden sollen.

Die in dem angedeuteten Sinne entwickelte Thätigkeit scheint nun allerdings das Resultat gehabt zu haben, daß man die Armee in ihrer Ausrüstung, Bewaffnung etc. als vollständig kriegsbereit ansehen kann, Maßregeln indessen, die auf eine sofortige Wiederaufnahme der Feindseligkeiten hinzielten, sind nicht wahrzunehmen. Um in der Armee alle Offizierstellen zu besetzen, was bis dahin niemals möglich gewesen und deren eine noch größere Anzahl durch die Verluste der letzten Kampagne vakant geworden war, hatte man bald nach dem Waffenstillstand mehrere Individuen engagiert, die eine Probedienstzeit von nur vier Monaten abzuleisten verpflichtet und nun erst wirklich als Offiziere angestellt wurden. Bei der Kürze der Zeit hat hier nicht an die Etablierung von Bildungsanstalten junger Leute zu Offizieren gedacht werden können; man wird daher noch lange genötigt sein, die Offizierkorps auf die angedeutete Weise zu rekrutieren. Als eine auf Wiedereröffnung des Krieges hindeutende Maßregel hat die oben angeführte Anstellung nicht erkannt werden können. Unterhandlungen mit den Offizieren der ehemaligen ungarischen Insurgenten-Armee, über den Eintritt in die diesseitige Armee, haben seitens der Behörden nicht stattgefunden. Die Anstellung der Offiziere überhaupt ist ganz in den Händen des kommandierenden Generals.

Nicht allein, daß man von dieser Seite her, bei der Wiederanstellung von Offizieren, die aus anderen Armeen ausgeschieden waren, mit der größesten Vorsicht zu Werke gegangen ist, man hat auch jedesmal, wo man nur irgend vermuten mußte, daß sich andere Armeen solcher Individuen, ihrer demokratischen

Sympathieen wegen, entledigt hatten, ihnen den Eintritt in die diesseitige Armee entschieden verweigert.

Dabei ist indessen wohl zu erwägen, daß im Offizierkorps, obwohl gänzlich in der Minderzahl und jetzt kräftigst niedergehalten, doch auch demokratische Elemente vorhanden sind, daß ferner die alten dänischen Offiziere, die in die holsteinischen Bataillone übertraten, dazu diejenigen Offiziere, welche man aus anderen Armeen als aus der preußischen, namentlich aus der hannoverschen gewann, daß diese alle in Gemeinschaft, eine Art von Gegensatz gegen die vorherrschend hier eingeführten preußischen Militärinstitutionen, Reglements etc. und gegen die große Anzahl von Offizieren, welche die Träger derselben sind, hervorrufen möchten. Es hat daher nicht an Versuchen gefehlt, vermittelst deren sich die genannten Elemente von außen her auf Umwegen eine Verstärkung zu verschaffen suchten und möchte es unzweifelhaft sein, daß eine Zurückberufung der beurlaubten oder kommandierten preußischen Offiziere solchen Bestrebungen den allergrößten Vorschub leisten und den durchaus konservativen Tendenzen der jetzigen Regierung eine Hauptstütze entziehen würde.

Wenn nun nach dem obigen weder die Absichten der die hiesigen Verhältnisse leitenden Personen, noch die von ihnen getroffenen Maßregeln auf eine sofortige Wiederaufnahme des Krieges hingehen möchten, so muß hier schließlich noch bemerkt werden, daß man sich durch die starke Permittierung auch das Mittel aus der Hand gegeben hat, mit entscheidenden Kräften die Eider sofort zu überschreiten. Die schleunige Einberufung der Beurlaubten möchte zudem bei der Neuheit der ins Leben gerufenen Militärorganisation des Landes und bei den bekannten Verwaltungsverhältnissen des Herzogtums Schleswig auf manche Hemmnisse treffen. Jedenfalls möchte es aber bei der Permittierung von Tausenden nach allen Teilen Schleswigs hin, der dasigen Landesverwaltung nicht schwer werden, authentische Nachrichten über eine Maßregel zu gewinnen, die einer diesseitigen Wiedereröffnung der Feindseligkeiten notwendig vorangehen müßte.

Kiel, den 4. Februar Hartmann

Hauptmann im großen Generalstabe.

Privatbriefe:

Schleswig, den 7. Februar 1850.

Mit tausend Freuden benutze ich die Ruhe, die mir hier gegeben ist, um dir Grüße zu senden. Wenn ich auch von dir nichts höre, weil ich in Kiel die Ordre zurücklassen mußte, daß mir deine Briefe nicht nachgesandt würden, so sollst du doch nicht ohne Nachrichten von mir sein. —

Ich bin, wie ich dir schrieb, am Dienstag von Kiel über Eckernförde hierher gefahren. Der bekannte Oberst von Zastrow und Blumenthal begleiteten mich bis zu dem erstgenannten Orte; wir bestiegen gemeinschaftlich die Gefion, die durch die herrlichste Arbeit der schleswigschen Schiffszimmerleute zu einem der schönsten Schiffe wiederhergestellt worden ist. Es wäre ein Jammer, sollte dies prächtige Besitztum wieder in dänische Hände fallen; in diesem Augenblicke sind

die Batterien nicht einmal im stande, Geschütze aufnehmen zu können; mit der Aufkündigung des Waffenstillstands soll es mein Hauptbestreben sein, alles zu thun, um die Fregatte zu schützen.

Nach Einnahme eines sehr opulenten Frühstücks fuhr ich allein nach Schleswig weiter. Das Land ist prächtig, fruchtbare Felder, reiche Bauerngehöfte; schöne Buchenwaldungen, herrliche Seen müssen es in besserer Jahreszeit, als eins der geschmücktesten im Norden unseres Vaterlandes erscheinen lassen. Jetzt ist es windig und feucht und weder auf meinem offenen Wagen noch nachher in meinem kalten Zimmer wollte es mir recht komfortabel erscheinen. Gestern machte ich dem General von Hahn meinen Besuch und wurde auch hier sehr freundlich aufgenommen. Ich fand bei ihm dieselben Ansichten wie in Kiel und wie sie sich jedermann aufdrängen müssen, der einigermaßen mit offenen Augen sieht. Ein himmelschreiendes Verscherzen und Mitfüßentreten unserer preußischen und deutschen Interessen! Alles unter der blinden Anschauung einer Partei, die dekretiert: „l'état c'est moi“ und die, wenn auch das Königtum in Kopenhagen in der greulichsten Demokratie, dennoch ihm jedes Unrecht, jede Nichtachtung von Gesetz und Gefühl erlaubt und gestattet. Unsere hiesigen Vertreter haben es so weit gebracht, daß jetzt keine Partei, weder die dänische noch die deutsche, etwas von uns wissen will und daß die Flensburger Blätter russische und österreichische Truppen zum Aufrechterhalten des Waffenstillstandes verlangen. — Gestern habe ich dem hiesigen Generalsuperintendenten Nielsen und dem Direktor des hiesigen Obergerichts von Ahlefeld einen Besuch gemacht; ersterer namentlich macht den Eindruck großer Entschiedenheit und ist voller Würde und Wohlwollen. Wenn doch unser König diese Männer einmal sähe! Wie würden sie gerade seiner Persönlichkeit, seinen Lieblingsanschauungen zusagen! Zu Tisch war ich beim General. Ich fand hier einige alte Bekannte, namentlich den Sohn meines alten Regimentskommandeurs und Gönners, des Generals von Schreckenstein. Heute habe ich in Akten gekramt und morgen früh gehe ich nach Flensburg.

Wenn du Gelegenheit dazu findest, so äußere an maßgebender Stelle, daß ich nichts mehr wünsche, als autorisiert zu werden, ein paar Tage nach Berlin zurückzukehren, um mündlich darüber zu berichten, wie man unser preußisches Interesse hier mit Füßen trete. Man kann nicht alles schreiben! — Tausend Briefe und Berichte würden nicht so viel wirken wie eine Rücksprache, am liebsten mit dem Könige selbst.

Kiel, den 14 Februar.

Meine Reise ist ohne Unfall zurückgelegt worden. Deine Briefe waren mir nicht nachgesendet; ich hatte ihnen kein bestimmtes Ziel anweisen können, sie auch nicht den schleswigschen Posten, die nicht ohne Neugierde und Wißbegierde sind, anvertrauen mögen. Gestern händigte mir Blumenthal dieselben hier ein; ihr Inhalt hat mich tief bewegt, aber wie der Trost des Himmels, der nie ausbleibt, durchglüht mich das Gefühl des Dankes für den Reichtum geistiger Schätze, deren Bewährung ich in deinen Briefen finde. —

Ich bin mit einem ganzen Zwerchfell voll Bilder und Anschauungen aus Schleswig zurückgekehrt. Sie in richtige Reihenfolge zu bringen, ihnen Form und Leben zu geben, bedarf ich einiger Zeit, die ich mit dem möglichsten Fleiße verwenden werde.

Die Zustände in Schleswig drängen mit Gewalt auf eine Änderung. Die bedenklichsten Verwickelungen drohen dort mehr und mehr um sich zu greifen. Dänische Perfidie und Gewaltsamkeit, gepaart mit der Kurzsichtigkeit eines preußischen Beamten, treiben dort ein Spiel der Willkür, das die edelsten Fasern des Volkslebens, die Hebel der Sittlichkeit, Religion und Rechtgefühl ungeahndet gefährdet. — In Apenrade ist drei Sonntage hinter einander kein Gottesdienst abgehalten; in Flensburg sind die Schulen geschlossen. —

Ich ging zunächst am Freitage nach Flensburg. Graf Eulenburg und Graf Lehndorf nahmen mich freundlich auf. — Am folgenden Tage nahm ich sofort meinen Pilgerstab auf und zog ins Sundewitt nach Gravenstein, namentlich wollte ich die Düppler Schanzen sehen, hoffte auch einiges von den Dänen zu hören. Ich traf es insofern nicht ganz glücklich, als ich die Gegend, die im Sommer bezaubernd schön sein muß, nur im dicksten Nebelgewande zu sehen bekam, hatte dagegen eine rechte Ausbeute an Bildern von schleswigschen Zuständen oder vielmehr an Störungen derselben. Es war so dunkel, daß ich erst Sonntag früh zurückzugehen wagen durfte. Graf Eulenburg machte die betreffenden Besuche mit mir; ein Diner bei Herrn von Tillisch führte mich vollständig in das Personal der zeitigen Verwaltung von Schleswig ein. Es ist eine wunderbare Zusammensetzung. Ich entzog mich den Unterhaltungen, welche nach Tisch gepflogen wurden, dem L'hombre- und Ekarteetische, bald. Der Oberst Hodges, der außerordentlich zuvorkommend gegen mich war, drang in mich, noch den Montag in Flensburg zu bleiben. Da ich meine erste Absicht — bis Jütland vorzugehen — schon aufgegeben hatte, weil Graf Eulenburg nicht gern wollte, daß ich die Grenze überschreite, so benutzte ich Montags die Zeit vor der späten Essensstunde, um nach Apenrade zu fahren. Eine Unterhaltung mit dem dortigen Bürgermeister Schow gab mir neue Lichter in dem noch mannigfach dunklen Bilde von Schleswigs Verhältnissen. Zurückgekehrt wurde zu der reichbesetzten Tafel des Obersten geschritten. Wenn du dies „beef“, welches den Tisch zierte, gesehen hättest, so würdest du sagen: „für m e i n e Küche Vorrat auf ein Vierteljahr.“ Um dir Hodges zu schildern, wie er mir vorkommt „a good natured fellow,“ nur die e i n e Äußerung: „I shoot their foxes and drink their wines, why should I not like the Germans?“ — Und du glaubst nicht, wie ich in der Sprachverwirrung an der oberstlichen Tafel mit kühner Stirn englisch und französisch durcheinander sprach! — Die schwedischen Offiziere sprachen schwedisch, französisch oder deutsch; die Dänen dänisch oder deutsch, die Deutschen alles durcheinander und Oberst Hodges nur englisch oder französisch: sechs Sprachen durchkreuzten sich fortwährend. — Ich mußte mich früh empfehlen, da ich noch einen deutschen Kaufmann aufzusuchen wünschte, welcher im Namen seiner Mitbürger schon fünfmal nach mir gefragt hatte. — Dieser führte mich später noch zu seinen Damen;

man ist verloren, wenn man in deren Hände fällt! Das sprüht von Haß gegen Dänemark und Preußen; an komischen Effekten fehlte es wahrlich in dem tragischen Ensemble nicht. —

Nachrichten von unangenehmen Exzessen in Schleswig treiben mich dorthin. Es war dort viel auszugleichen. Eine Kabinetsordre, gegeben infolge Eulenburg'scher Berichte, hatte den General von Hahn aufs äußerste erregt, dazu waren die Exzesse getreten, um so unangenehmer, weil sie der Landesverwaltung neues Terrain lieferten. Ich reiste bei dem fürchterlichsten Sturme weiter und war gegen drei Uhr morgens wieder hier, wo ich etwas Nachtruhe vergeblich suchte, denn der Orkan hielt die Fenster meines Zimmers in lärmendster Bewegung. — Mit dem frühesten des gestrigen Morgens eilte ich zu Blumenthal, wo ich, außer deinen Briefen, Nachrichten über die während meiner Abwesenheit hierorts Platz gegriffenen An- und Absichten vorfand. Dieselben nötigten mich, sofort den General und die hiesigen Machthaber aufzusuchen, um Schritten vorzubeugen, die im höchsten Grade provozierend gewesen sein würden. So ging ich wie eine Münze aus einer Hand in die andere, bis abends ganz spät. —

Bericht an den königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Freiherrn von Schleinitz.

Kiel, den 14. Februar 1850.

Euer Exzellenz habe ich die Ehre ganz ergebenst mitzuteilen, daß ich gestern von meiner Reise nach dem Herzogtum Schleswig zurückgekehrt bin. Ich fand hier in Kiel die Gemüter sehr alarmiert durch neue Nachrichten, welche von den Rüstungen der Dänen, sowie von dem Erscheinen ihrer Kriegsschiffe an der Schleswig'schen Küste, berichtet hatten. Man sprach in der Regierung und beim General-Kommando entschieden davon, daß es nötig sein würde, sofort die Permittierten der Armee einzuberufen. Ich habe mich bemüht darauf aufmerksam zu machen, wie eine derartige provozierende Maßregel nichts weniger als für ein günstiges Resultat der in Berlin betriebenen Friedens-Unterhandlungen förderlich erscheinen könnte. Man scheint auch vorläufig von einem solchen Beschlusse Abstand genommen zu haben.

Ew. Exzellenz wissen, daß die diesseitige Landes-Versammlung die Statthalterschaft autorisiert hat, sobald als thunlich neue Wahlen für beide Herzogtümer auszuschreiben, um damit die jetzt noch bestehende konstituierende Versammlung durch eine nach dem neuen Wahlgesetz berufene Legislative zu ersetzen. Die hiesige Regierung wünscht es außerordentlich, hierzu in den Stand gesetzt zu werden, weil sie glaubt durch eine Versammlung, welche vermöge des neuen Wahlgesetzes einen viel konservativeren Charakter haben würde als es die konstituierende hatte, einen bedeutenden Zuwachs an Kraft und somit an Unabhängigkeit, in Durchführung eines neuen Provisoriums resp. Definitivums, zu gewinnen. Man wünscht vor allem dem nochmaligen Zusammenberufen der jetzigen Landes-Versammlung enthoben zu sein. Nun bedarf aber die Statthalterschaft mit dem Ablauf des Kriegs-Budgets (Ende März) einer neuen Bewilligung der Steuern und müßte, wenn

bis dahin die neuen Wahlen nicht würden vorgenommen werden können, sich dennoch zu dem oben angeführten Schritte entschließen. Die jetzigen Verhältnisse im Herzogtum Schleswig machen selbstredend ein Ausschreiben der Wahlen daselbst unmöglich.

Unter dem oben angezogenen Gesichtspunkte wünscht man daher umsomehr eine baldige Modifizierung des Provisoriums, wodurch wenigstens Süd-Schleswig der Einwirkung der Statthalterschaft wiederum zugänglich würde. Man sprach es ohne Rückhalt gegen mich aus, daß man in dem Falle, wo man für den Süden Schleswigs die Wahlen ausschreiben könnte, mit dem Beschluß auch zu der in Erfurt zusammentretenden Versammlung zu wählen, nicht anstehen würde.

Ich habe geglaubt Ew. Exzellenz, behufs einer vollständigen Orientierung in den hiesigen Verhältnissen hiervon Mitteilung machen zu müssen. —

Während meiner Abwesenheit ist seitens des Kommandos der Reichs-Fregatte Gefion, welche bekanntlich im Eckernförder Hafen liegt, die Aufforderung an die Statthalterschaft ergangen, behufs Armierung des Schiffes, die bis jetzt in Rendsburg lagernden Geschütze der Fregatte verabfolgen zu lassen. Die Statthalterschaft hat, im Einverständnisse mit dem General-Kommando, jene Auslieferung bis dahin verweigert, daß für die Fregatte ein ihren Besitz sichernder Schutz im Hafen geschaffen worden sei. Man hat indessen gleichzeitig den Befehl nach Rendsburg gehen lassen, die Geschütze soweit zu appretieren und zu verladen, daß sie event. sofort nach Eckernförde geschafft werden könnten. Die Batterien bei Eckernförde sind für den Augenblick nicht armiert und erlaube ich mir Ew. Exellenz geneigteste Aufmerksamkeit umsomehr auf die beredete Angelegenheit zu lenken, als nach, freilich nicht vollständig begründeten, Nachrichten am 12. d. Mts. an der Küste von Schwansen (die Landschaft nördlich Eckernförde) eine dänische Fregatte, desgl. eine Korvette, eine Brigg und ein Dampfer gesehen worden sind, als ferner in der Nacht vom 12. auf den 13. ein dänisches Dampfschiff den Hafen von Eckernförde rekognosziert haben soll. Dem Herrn General von Hahn habe ich hiervon Kenntnis gegeben.

Meine Reise durch das Herzogtum Schleswig hat mir die vielfältigste Gelegenheit gegeben, mir Kenntnis von den dortigen Zuständen zu verschaffen. Ich erlaube mir das folgende betreffs derselben Ew. Exzellenz ganz ergebenst zu unterbreiten, werde mir aber die Ehre geben, in den nächsten Tagen persönlich nach Berlin zu gehen, um mündlich das hier Dargelegte zu interpretieren und zu vervollständigen.

Der Widerstand, welchen die Thätigkeit der Landesverwaltung fortwährend findet, hat einerseits ihre Einwirkung auf Süd-Schleswig fast vollständig paralysiert, hat aber die Verwaltungs-Kommission andererseits in eine Partei-Stellung gedrängt, welche sowohl die richtige Auffassung ihrer Maßregeln seitens der Bevölkerung unmöglich macht, als auch von Tag zu Tage die Durchführung des eigentlichen Zweckes ihrer Einsetzung: „Die Aufrechterhaltung der Ruhe, Ordnung und die friedliche Anbahnung einer selbständigen politischen Stellung des Herzogtums Schleswig“ auf größere Hindernisse stoßen läßt, so daß einem voll-

ständigen Scheitern desselben entgegengesehen werden muß. Die angedeutete eigentümliche Stellung, in welcher sich die Landesverwaltung befindet, zwingt dieselbe da, wo sie überhaupt noch nicht auf ein Geltendmachen ihrer Autorität verzichtet hat, um dies zu erreichen, zu Gewaltmaßregeln, die aber immer zu neuen Verwickelungen führen, deren endliche Lösung nicht abzusehen ist. —

Um die Kraft des angeführten Widerstandes zu ermessen, bedarf es nur eines Blickes auf die Bevölkerung, die ihn, soweit sie deutsch ist, mit ganz geringen Ausnahmen in ihrer Gesamtheit mit vollem Selbstbewußtsein und mit der ganzen zähen Entschlossenheit ihres Charakters leistet.

Man darf dabei nicht vergessen, daß diese Zähigkeit in dem Bestehen von Verhältnissen gebildet ist, die bis in die einzelnen Details hinein, bis zu der Einteilung des Landes in Ämter, Harden ꝛc. in Probsteien Jahrhunderte alt sind.

Mag über das Begründetsein der Rechtsforderungen der Schleswiger vielfältiger Zweifel geltend gemacht werden können, Herkommen und Usus haben sie mit ihnen verwachsen gemacht. Um die Größe jenes Widerstandes zu begreifen, muß ferner beachtet werden, daß dieses Land eine eigentliche Büreaukratie nie gekannt hat, daß seine Beamten auf das engste mit der Bevölkerung verwachsen sind. Seine Geistlichkeit hat noch die feste Basis einer tiefen Religiosität im Volke, die um so gesicherter ist, als jene sich nie neologischen Richtungen hingab und eine innige Vereinigung von Kirche und Schule noch wirkliches Leben hat. Die städtischen und bäuerlichen Verhältnisse, die reichen Nahrungsquellen des Landes haben ein Proletariat sich nicht bilden lassen; und wenn demokratische Auflehnungen der Massen gegen eine Regierung niemals einen wirklichen Charakter und Zähigkeit dokumentieren, so möchte der in Schleswig sich entwickelnde zähe Widerstand dafür ein Beweis sein, daß derselbe recht in dem eigentlichen besten Kerne der Bevölkerung seinen Sitz hat, dort seine reiche Nahrung erhält und wirklich national ist. —

Dieser Widerstand mußte natürlich am kräftigsten und einer Organisation am zugänglichsten in Süd-Schleswig sein, das von einer durchaus ungeteilten deutschen Bevölkerung bewohnt wird. — Jedenfalls ist die Landesverwaltung in ihrem ersten Auftreten mit einer Unterschätzung dieser Verhältnisse zu Werke gegangen. Die preußischen Truppenkommandeure, zuerst Oberst von Lebbin, dann Generalmajor von Hahn, mußten dies sehr bald erkennen, und da nun die Landesverwaltung ohne irgend wie im Süden eine Partei zu haben, in ihrer Auffassung der Verhältnisse Anordnungen traf, in denen die Bevölkerung den Ausfluß auch des preußischen Willens sah, so wurde die Stellung jener Truppenkommandeure eine der schwierigsten. Die strikte Durchführung jener Anordnungen mußte zu der ernstesten Anwendung der Massengewalt führen und damit zu Konflikten, welche leicht hätten nach Holstein herübergreifen und die Stellung des preußischen Kabinetts zu den Herzogtümern kompromittieren können. Wenn unter diesem Gesichtspunkte die Landesverwaltung nicht immer bei den Truppenkommandeuren die vollste Willfährigkeit gefunden hat, so konnte dies noch weniger da stattfinden, wo durch die Anforderungen der ersteren die Erhaltung der Disziplin ꝛc. bei den Truppen ge-

fährdet schien. Es hat dies namentlich Bezug darauf, daß Exekutionskommandos von 7, 8, 10 Mann ꝛc. auf vereinzelte Güter und zwar in der Zahl von 94, gegeben werden sollten, welche, ohne der Autorität eines Offiziers unterworfen zu sein, sich selbst überlassen, gerade bei der Eigentümlichkeit ihres Kommandos und der schleswig'schen Verhältnisse, sicherlich Gefahr gelaufen wären, die jetzt effektiv bestehende sehr gute Haltung zu verlieren. Die Truppenkommandeure glaubten aber auf eine derartige Zerstückelung ihrer Militärkräfte um so weniger eingehen zu können, als sie dadurch außer stand gesetzt worden wären, event. durch die Anordnungen der Landesverwaltung hervorgerufenen Ementen ꝛc. mit Nachdruck entgegenzutreten. Dabei haben die Truppenkommandeure, und speziell der Generalmajor von Hahn, mit Entschiedenheit über die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung gewacht und damit gewiß jede Terrorisierung abgewendet, die etwa das Kundgeben eventuell vorhandener dänischer Sympathieen verhindert hätte. Die oben angedeutete verschiedene Auffassung der schleswig'schen Verhältnisse hat zu Mißverständnissen zwischen der Landesverwaltung, speziell dem Grafen zu Eulenburg und dem General von Hahn geführt, welche sich im Laufe des Geschäftsverkehrs noch gesteigert haben.

Ich habe mir bei beiden genannten Herren Mühe gegeben, zu einer wenigstens ostensiblen Beseitigung jener Mißverständnisse beizutragen. Es ist mir nicht gelungen und möchte dieses jetzt um so schwieriger sein, da ein direkt an Se. Majestät gerichteter Bericht des Grafen zu Eulenburg sich in einer Weise über eine zu gewärtigende Indisziplinierung der Truppen ausgesprochen hat, die den Kommandeur derselben sehr verletzen mußte. Der General beschäftigt die Truppen, soweit dies in der Jahreszeit möglich ist, nach allen Richtungen hin und hat dieselben dadurch in einer durchaus zufriedenstellenden Haltung bewahrt. Die verhältnismäßig geringe Zahl von Bestrafungsfällen spricht gewiß ebenso sehr dafür, als die äußere Erscheinung der Leute und das Zeugnis der Offiziere. Dabei ist das Einvernehmen mit der Bevölkerung ausgezeichnet. Die Vorgänge in Süderstapel und Eckernförde, welche dort während der letzten Tage stattfanden, sprechen nicht dagegen. Sie bestehen in Streitigkeiten, wie sie jeder Tanzboden und jeder Ort aufzuweisen hat, wo eine Anhäufung von jungen Leuten niederen Standes in der Zeit vor den Fasten stattfindet.

Wie oben gesagt, ist die Landesverwaltung niemals zu einer Anerkennung ihrer Autorität in Süd-Schleswig gediehen. Die Versuche, renitente Beamte durch andere zu ersetzen, sind fast überall gescheitert. Wenn man in diesen Versuchen schon an und für sich nicht durch die moralischen resp. geistigen Eigenschaften der disponiblen Subjekte unterstützt wurde, so wurde den letzteren einfach dadurch, daß sie sich der Landesverwaltung zur Disposition gestellt hatten, in den Augen der Bevölkerung ein solcher Makel an der Ehre, daß sie auf einer Gewinnung von Autorität verzichten mußten.

In Husum gelang die Einsetzung eines neuen Bürgermeisters. Sofort legten die Magistratsmitglieder ihre Ämter nieder. Ein neuer Magistrat wurde konstituiert, obwohl dies in der Art wie es geschah, gegen die Gesetze verstieß. Nur

eines der neuen Mitglieder blieb im Amt. Bürgermeister wie Magistratsmitglied sind ohne jedwede Einwirkung auf die städtischen und bürgerlichen Verhältnisse, deren Repräsentanten sich ihnen geflissentlich entziehen. Vom Bürgermeister erlassene Pönalbefehle werden vom Obergericht in Schleswig wieder aufgehoben und erhalten somit keine Folgen. Der an Ordnung und Sitte gewöhnte Sinn der Husumer Bevölkerung läßt die Möglichkeit einer Fortdauer dieses Zustandes zu; das Polizeigericht hat effektiv weniger Strafe zu verfügen wie je.

Die von der Landesverwaltung angeordneten Militär-Exekutionen waren dreifacher Art. Einmal wurden ganze Städte und Gemeinden von ihnen betroffen, wenn in denselben die Bevölkerung sich gegen die entsendeten Beamten oder Kommissarien der Landesverwaltung durch Exzesse etc. vergangen hatte. Dann erhielten einige städtische und richterliche Beamte Exekutionen, wenn sie die geforderte Vollziehung oder Publikation der Anordnungen der Verwaltungskommission verweigerten. Sodann wurden schließlich einige adelige Güter mit Exekution belegt, die sich weigerten die ausgeschriebenen Steuern zu zahlen.

Die Ausdehnung der geleisteten Exekutionen und ihre Dauer ergiebt die beifolgende Tabelle. —

Wie schon oben bemerkt, war an den General von Hahn die Forderung gestellt worden, auf 94 adelige Güter Kommandos der genannten Art zu senden. Nach den betreffenden Vorschriften soll in solchen Fällen pro Hufe ein Mann als Exekution verpflegt werden. Der General glaubte nunmehr nur solche Güter belegen zu dürfen, welche nach dem Obigen vermöge ihres Umfangs 20 Mann aufnehmen mußten, um somit im stande zu sein dergleichen Kommandos einen Offizier beizugeben. Da außerdem den starken Kompagnien der Infanterie-Regimenter wenigstens ein Kapitän und zwei Offiziere belassen werden mußten, so waren zu solchen Kommandos nur wenige Offiziere disponibel und beide Rücksichten machten es unmöglich, vorläufig mehr als drei der geforderten Exekutionskommandos zu geben.

Sämtliche Exekutionen in Süd-Schleswig sind ohne Erfolg geblieben. Thatsächlich sind die Steuerbeträge bei den Steuerpflichtigen, Adeligen, Bürgern und Bauern vorhanden und warten dieselben nur auf den Augenblick, wo sie die ersteren der Statthalterschaft zur Disposition stellen dürfen. —

Unter den von der Landesverwaltung eingeforderten Steuern waren auch diejenigen, welche, behufs der Deckung der Kriegskosten (inkl. der Verpflegung der deutschen, nicht preußischen Truppen) und der Bestreitung der durch die gemeinschaftliche Landesverwaltung an sich erwachsenden Ausgaben, von der Gesetzgebung für beide Herzogtümer dekretiert worden waren, ein Umstand, der große Erbitterung auch außerhalb der deutschen Bevölkerung des Herzogtums erregt hat. —

Die Steuer-Exekutionen dürfen, den bestehenden Gesetzen zufolge, nur auf vier Wochen ausgedehnt werden. Nach Verlauf derselben soll im Nichtzahlungsfalle eine von dem zustehenden Gerichte zu dekretierende Auspfändung erfolgen. Da nun der bezeichnete Termin bei den adeligen Gütern verflossen ist, so wird

vermutlich nunmehr die Verwaltungskommission bei dem angegebenen Gerichte, dem Obergerichte, auf Auspfändung der Beteiligten antragen. Das letztere, an seiner Spitze der Direktor von Ahlefeld, ein Mitglied einer der angesehensten und begütertsten Familien des Landes, hat von Anfang an die Landesverwaltung als zu Recht bestehend nicht anerkannt. Infolge dieses mit Konsequenz durchgeführten Grundsatzes sind nach allen Richtungen hin Verwickelungen und Rechtsstörungen erwachsen. Eine neue Verwickelung wird die mit Bestimmtheit zu erwartende Verweigerung, die Auspfändungen zu dekretieren, abgeben.

Wenn somit die eine Oberbehörde des Herzogtums den vollsten Anteil an dem entwickelten Gesamtwiderstande nimmt, so wird derselbe gleichfalls von der anderen, der Generalsuperintendentur für Süd-Schleswig, geteilt. Dieselbe ist in den Händen des Superintendenten Nielsen, eines durch und durch würdigen Repräsentanten seines Standes und getragen von der Achtung beider Herzogtümer. Er ist faktisch noch Mitglied der gemeinschaftlichen Regierung für dieselben, die jetzt in Kiel ihren Sitz hat, und nimmt an den von ihr ausgehenden betreffenden Beschlüssen Teil. An der Spitze der ganzen süd-schleswig'schen Geistlichkeit tritt in diesem Augenblick Nielsen, für den entsetzten Generalsuperintendenten von Nord-Schleswig, Rehhoff, gegen die Verwaltung auf.

Ew. Exzellenz wollen geneigtest aus dem Angeführten ermessen, daß ein Brechen dieses Widerstandes nur möglich ist, wenn man das Land in Belagerungs-Zustand (über den die diesseitigen Gesetze aber nichts besagen) erklärt, Kriegs- und Stand-Rechte einsetzt und mit der rücksichtslosesten Anwendung der Gewalt der Waffen vorschreitet. Ist dies aber aus politischen Gründen nicht thunlich, und wird es auch verboten durch die entwickelte, wenn auch in falscher Richtung doch in der That sittliche Kraftäußerung des Volkes, so scheinen die hiesigen Zustände in entgegengesetzter Richtung eine Abhilfe und zwar des schleunigsten zu fordern. Wenn auch die Ruhe und Ordnung bis auf kaum nennenswerte Exzesse nicht gestört worden sind, wenn der Druck der Exekutionen, obwohl im Westen sehr empfindlich, bei den großen Hilfsmitteln des Landes wohl zu ertragen ist, so ist es doch unthunlich, daß unter den obwaltenden Verhältnissen sowohl die sonst fest begründete Achtung vor dem Gesetz und der Obrigkeit bei der vollständigen Regierungslosigkeit mehr und mehr leidet, als daß auch eine Erbitterung gegen Dänemark und Preußen um sich greift, die sowohl im höchsten Interesse des Friedens wie der anzubahnenden neuen Verhältnisse, nicht weiter getrieben werden dürfte. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß die jetzigen Zustände den demokratischen Bestrebungen, wenn sie überhaupt sich hier geltend zu machen vermögen, bedeutenden Vorschub leisten müssen und daß diese außerdem in den Landschaften Schwansen und Dänisch-Wold, wo der Grund und Boden fast ganz in den Händen adeliger Besitzer ist, in den Verhältnissen der Zeitpächter zu den Besitzern wohl Anknüpfungspunkte finden können. Gerade die konservativsten und bei dem herrschenden Gesetz am meisten interessierten Leute fordern eine Änderung des augenblicklichen Zustandes, der außerdem die große Gefahr in sich trägt, daß endlich doch die Zügelung der Menge nicht mehr möglich ist, infolge dessen dann von neuem das

Andringen an die Statthalterschaft, die Zügel der Regierung wieder in die Hand zu nehmen, laut werden würde. Schon jetzt beklagt man sich, sowohl in Süd- wie in Nord-Schleswig, auf das bitterste über die passive Haltung der Statthalterschaft und es ist thatsächlich, daß nur die überall geachteten Namen der Mitglieder derselben sie vor einem mehr und mehr um sich greifenden Mißtrauen schützen. —

Noch dringender aber, wie die Zustände in Süd-Schleswig fordern diejenigen von Nord-Schleswig eine Abhilfe. Hier bot sich der Landesverwaltung in dem dänischen Teile der Bevölkerung eine Partei dar, mit Hilfe der es ihr gelang, ihre Autorität geltend zu machen, welche Partei aber wieder die Verwaltungs-Kommission benutzte, um ihren Sonderinteressen Geltung zu verschaffen. Diese dänische Partei ward verstärkt einerseits durch einen großen Teil der deutschen, durch Handels-Interessen an Dänemark geknüpften Flensburger Bevölkerung, andererseits durch eine Anzahl Leute, welche entweder durch Verpflichtungen an Dänemark gekettet sind, oder deren Dienste von der provisorischen Regierung der Herzogtümer resp. der Statthalterschaft aus den vielfältigsten Gründen verschmäht wurden. In dieser Verstärkung haben die Partei und die Landes-Verwaltung ihre intelligentesten und thätigsten Kräfte. —

Der deutsche Teil der Bevölkerung hat namentlich seinen Sitz in den Städten. Infolge dessen sind diese diejenigen Punkte geworden, wo die Reibungen zwischen den beiden Parteien zu den traurigsten Zuständen geführt haben. Der von den Deutschen der Landes-Verwaltung entgegengesetzte Widerstand nötigte diese zur Entsetzung von Magistraten, von Lehrern, von Beamten jeder Kategorie, zu Ausweisungen, überhaupt zur Anwendung von Polizeimaßregeln der verschiedensten Art, welche die Verwirrungen in den Familien wie in den Kommunen, die schon durch die verschiedenen Meinungen hervorgerufen waren, zu den unerträglichsten steigerten. In Apenrade wurden Bürgermeister und Magistrat entsetzt, ohne daß man ihnen den Grund dieser Verfügung mitteilte. Ein anderer Magistrat wurde konstituiert, dessen Mitglieder der dänischen Partei angehörig, aber bescholten oder in schlechtem Rufe stehend, oder im Ort nicht ansässig waren. Die Bürger-Repräsentanten verweigerten demselben ihre Mitwirkung bei den betreffenden Gemeinde-Angelegenheiten. Der städtische Kassenbeamte, mit der Auszahlung städtischer Gelder an die Autorisation seitens beider Kollegien gewiesen, hat faktisch seit der Konstituierung jenes Magistrats keine Zahlung aus städtischen Kassen geleistet. Das Obergericht in Schleswig entzog dem Magistrat die ihm zustehende Untergerichtsbarkeit und beauftragte damit den Hardesvogt (Einzelrichter für das Land) Sarauw in Apenrade. Die Landes-Verwaltung hob diesen Beschluß des Obergerichts seinerseits auf, obgleich hierzu gesetzlich nur das Oberappellationsgericht in Kiel befugt gewesen wäre. Der neue Magistrat verbot demnach dem Sarauw die Ausübung der ihm übertragenen Funktion und so schlief diese überhaupt gänzlich. Der Generalsuperintendent Rehhoff, seit zwölf Jahren Propst und Hauptprediger in Apenrade, der sich ebenfalls weigerte, mit dem genannten Magistrat in Geschäftsverbindung zu treten, wurde entsetzt; andere Geistliche erkannten seine

Entsetzung nicht als zu recht geschehen an und weigerten sich deshalb die Funktionen des Rehhoff, statt seiner, zu versehen; somit hat an zwei Sonntagen in Apenrade kein Gottesdienst stattgefunden. Die Lehrer haben gegen die Entsetzung ihres Schulinspektors protestiert, ihre Entlassung ist zu erwarten.

Ein vorherrschend einflußreicher und verwirrender Schritt der Verwaltungs-Kommission scheint die Entsetzung derjenigen Geistlichen zu sein, denen durch die provisorische resp. die gemeinschaftliche Regierung solche Stellungen auf legale Weise übergeben worden waren, welche von ihren Inhabern, mit dem Aufgeben des Landes durch die Dänen im Jahre 1848, verlassen wurden. Die genannten Regierungen hatten die, auf die bezeichnete Weise vakant werdenden Pfarrämter nur an ausgezeichnete junge Leute gegeben, gerade um die Gemeinden an sich zu fesseln. Mit der Einsetzung der Landes-Verwaltung wurden dennoch einzelne Petitionen zu Gunsten der alten Geistlichen laut, denen die ersteren dann ohne weiteres Folge gab. Die nunmehr entsetzten Geistlichen erhielten dabei die Aufforderung, um eine Geldunterstützung zu bitten, welcher bis jetzt keiner nachkam. Diesen Entsetzungen sind andere solcher Geistlichen gefolgt, welche man für besonders thätig für die deutsche Partei hielt und deren letzte die schon erwähnte des General-Superintendenten war. Es sind elf Geistliche abgesetzt; der jetzt erst beginnende gemeinschaftliche Widerstand wird noch diejenige anderer nötig machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erbschaft des Propheten.

Von

Hans Altona.

Als am 29. Mai 1453 der letzte Griechenkaiser tapfer kämpfend dem Schwerte der Osmanen erlag, und Sultan Mohammed II. den Halbmond statt des Kreuzesbanners auf der Sophienkirche in Konstantinopel aufpflanzte, da durchzuckte ein Schrei des Entsetzens und des tiefen Schmerzes das gesamte christliche Europa. Obwohl man das Ereignis vorausgesehen hatte, so erweckte es doch jetzt, als es zur Thatsache geworden war, die lebhafteste Teilnahme. Aber zu energischem Handeln gegen den gefährlichen Gegner konnte man sich nicht aufraffen. Hatte man früher den Moslem im eigenen Lande aufgesucht, so vermochte jetzt nicht einmal der tragische Untergang des griechischen Kaiserhauses ein thatkräftiges Eingreifen der christlichen Staaten zu veranlassen.

Zu hoher Blüte steigt unter kriegerischen Führern das Osmanentum nach dem Falle von Byzanz empor. Palästina, Ägypten und die ganze nordafrikanische Küste werden in raschem Siegesfluge erobert. Anderseits dringen die Türken bis vor die Thore Wiens. Das Abendland erzittert vor den wilden, zügellosen Horden

und das geängstigte Volk fleht in den Kirchen um Abhülfe vor der dräuenden Türkengefahr. — Das ist die Glanzzeit des Osmanentums. Aber kurz ist ihnen dieselbe zugemessen. Als das nationale Bewußtsein zu erstarken anfängt, da rafft man sich zu gemeinschaftlichem Handeln auf gegen den gefährlichen Feind, der die ganze Kultur des Abendlandes zu vernichten droht. Ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte dieser Zeit bildet die Belagerung Wiens, wo durch mutiges und aufopferungsvolles Wirken zum ersten Male die Macht der Moslems gewaltige Einbuße erleidet. Seit dieser Zeit hört ihre Offensive gegen das Abendland auf: die Angegriffenen werden die Angreifer und drängen die Anhänger des Propheten zu wiederholten Malen über die Donau zurück. Und bald entsteht den bedrängten Osmanen ein neuer, gefährlicherer Feind jenseit des Pruth. Das nordische Reich, in Schnee und Eis entstanden, drängt gewaltsam nach Süden, dem schwarzen Meere zu.

Die Reiche vergehen, und auf ihren Trümmern bauen sich neue auf. Noch ist allerdings die Herrschaft des Islam in Europa nicht gänzlich erloschen, aber nicht seiner Thatkraft, sondern nur der Eifersucht der europäischen Mächte verdankt er sein klägliches Dasein. Wer soll, wer wird einst die Erbschaft dieses Reiches antreten?

Es ist ein bekannter Erfahrungssatz der Geschichte, daß schwache oder kleine Staaten nie sicherer in ihrer Existenz gewesen sind, als wenn sich verschiedene andre Mächte den Besitz eben dieses Staates streitig machen. Gerade so geht es auch mit dem „kranken Mann". Mit vollkommener Ruhe kann er vorläufig noch vom goldnen Horn aus dem Laufe der Dinge entgegen sehen: die Eifersucht der europäischen Mächte bietet die sicherste Gewähr für seine Existenz.

Derjenige Staat nun, welcher seit fast zwei Jahrhunderten die Vernichtung der Türkei systematisch erstrebt, ist bekanntlich Rußland. Hinge es von ihm allein ab, so wäre der Moslem längst aus Europa vertrieben und der Zar trüge die Krone der griechischen Kaiser am goldnen Horn. Aber in der hohen Politik des heutigen Europa ist der Wille des einzelnen selten geltend; allein wird Rußland dieses hohe Ziel seines Ehrgeizes wohl schwerlich erreichen.

Der erste russische Herrscher, der die Machtentfaltung Rußlands nach Süden hin als unbedingt notwendig angedeutet hat, ist Peter der Große. In seinem politischen Testamente weist er mit klaren, deutlichen Worten darauf hin. Er selbst war zu sehr im Norden beschäftigt, als daß er praktisch seine Ideen bei Lebzeiten hätte verwirklichen können. — Die meisten Nachfolger Peters haben das Ziel ihres großen Ahnen stets vor Augen gehabt. Obwohl das 18. Jahrhundert fast nur russische Kaiserinnen kennt, so verstehen diese doch thatkräftige, nationale Politik zu treiben. Vor allem Katharina, deren Günstling Potemkin in raschem, unerhörtem Siegeslaufe die Scharen der Osmanen vor sich hertreibt. Schon damals dachte Rußland allen Ernstes an eine Besetzung Konstantinopels. Aber die drohende Haltung Englands und der Tod des deutschen Kaisers, Rußlands Verbündeten, zwingen es, von seinen ehrgeizigen Plänen abzustehen. —

Mit großem Nachdruck wird im 19. Jahrhundert die traditionelle Politik Rußlands im Süden wieder aufgenommen von Kaiser Nikolaus I. Es ist nicht das geringste Verdienst des dritten Napoleon, daß er dem erdrückenden Übergewicht des Ostens durch eine erfolgreiche Koalition der Westmächte zu begegnen gewußt hat. Wenige Jahrzehnte vergehen, und abermals rücken russische Heere über Donau und Pruth, um „bedrängte Glaubensgenossen" vom schimpflichen Türkenjoche zu befreien. Dieses Mal ist die Türkei allein auf sich angewiesen. Und der alte Heldensinn der Osmanen erwacht noch einmal: die ruhmvollen Tage bei Plewna erinnern an die glanzvollsten Zeiten ihrer Geschichte. Europa sieht mit Staunen und Bewunderung, was der kranke Mann noch zu leisten im stande ist. Aber trotz aller Tapferkeit muß der Türke schließlich der überlegenen Macht seines Gegners weichen: nur der Dazwischenkunft der europäischen Mächte ist es zu danken, daß ihm nach reichlichem Aderlaß eine neue Lebensfrist verschafft wird. —

Die Hauptgegner der russischen Eroberungspolitik am Balkan sind England und Österreich. Ersteres ist Rußlands natürlicher Widersacher schon wegen der kritischen Lage in Zentralasien. Wenn es nach ihm ginge, so hätten längst alle Staaten des Kontinents eine gewaltige Koalition gegen den übermütigen Moskowiter bilden müssen. Übrigens ist trotz aller Drohungen von einem thatkräftigen Eingreifen Englands gegen Rußland auf der Balkanhalbinsel nichts zu befürchten. Hat es doch noch jüngst, zur Zeit der bulgarischen Wirren, durch einen seiner Vertreter erklären lassen, daß seine Hauptinteressen am Himalaya und nicht am Balkan zu suchen seien. —

Ganz anders verhält es sich dagegen mit dem zweiten Gegner Rußlands, Österreich. Es verdient dieses um so mehr unsere ernste Betrachtung, als auch Deutschland indirekt durch sein nahes Verhältnis zu diesem Staate auf das lebhafteste dabei beteiligt ist. —

Das augenblickliche Verhältnis zwischen Wien und Petersburg ist bekanntlich seit der bulgarischen Umwälzung ein ziemlich gespanntes. Das frühere Dreikaiserbündnis ist bedenklich gelockert worden. Die vornehmste Ursache dieser Spannung haben wir aber in der neuesten Phase der orientalischen Frage zu suchen.

Und doch haben sich gerade diese beiden Staaten, wie die Geschichte lehrt, selten als Feinde gegenübergestanden. Eigentlich nur zweimal: 1762 und 1812. Das erste Mal war es die blinde Bewunderung eines russischen Zaren für den großen Friedrich, welcher das bis dahin engste Freundschaftsverhältnis mit Österreich plötzlich löste; das zweite Mal mußte der österreichische Doppelaar dem Corsen gezwungen Heeresspflicht gegen Rußland leisten. Sonst war das Verhältnis zwischen beiden Staaten stets ein gutes gewesen. Die Einigkeit der österreichisch-russischen Bestrebungen mit bezug auf die Türkei war noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts so groß, daß Kaiser Joseph II. gemeinschaftlich mit Rußland gegen die Osmanen in den Kampf zog. Allerdings zeugt dieses Bündnis gerade nicht von hervorragendem staatsmännischem Geschick der damaligen Politiker Österreichs. Denn es liegt auf der Hand, daß die In-

teressen dieser beiden Staaten, mit bezug auf die Balkanhalbinsel, sich diametral gegenüberstehen. Napoleon I. hat dies bereits in einer Unterredung mit Metternich angedeutet als er sagte: „Les victoires russes sont une grande affaire pour vous!“ Österreich erstrebt die Erhaltung, Rußland die Vernichtung der Türkei an. Österreich muß unter allen Umständen, will es sich nicht selbst den Lebensnerv abschneiden, sich die Donaumündung frei erhalten. Eine dauernde Harmonie beider Staaten auf der Balkanhalbinsel scheint unmöglich. Rußland giebt sich gar keine Mühe mehr zu verhehlen, daß es sein höchstes Ziel ist, das goldene Horn zu erreichen. Dann fällt aber auch die ganze Westküste des schwarzen Meeres nebst den wichtigen Donaumündungen in seine Hände. Andererseits strebt Österreich mit allen Kräften dem ägeischen Meere bei Saloniki zu, um ein Absatzgebiet für seinen Handel zu erlangen. Werden beide Völker neben einander hausen können? Das wird, abgesehen von anderen Bedingungen, nach der ganzen ethnographischen Beschaffenheit des Landes kaum zu erwarten sein.

Mit Österreich ist aber Deutschland seit dem Jahre 1879 auf das engste verbündet. Österreichs Fall würde also auch Deutschland in Mitleidenschaft ziehen. Und daß die Stimmung der maßgebenden Politiker an der Newa uns seit dem Berliner Kongresse nicht gerade allzu günstig gesinnt war, ist hinreichend bekannt. Also indirekt ist auch Deutschland bei der Lösung der orientalischen Frage beteiligt und der zufriedene Ausspruch seines Bürgers:

> Nichts Bessres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
> Wenn hinten weit in der Türkei,
> Die Völker auf einander schlagen“ —

ist jetzt nicht mehr zutreffend. Das haben die bulgarischen Wirren des vorletzten Jahres auf das lebhafteste bewiesen. —

Übrigens hat es auch nicht an Stimmen gefehlt, welche den gänzlichen Verfall des osmanischen Reiches in Abrede stellen. „Nur einer vorübergehenden Schwächung unterliege es, keiner dauernden. Was ihm fehle, seien tüchtige Feldherrn und Staatsmänner.“ Und in der That kann man solche Einwendungen nicht gänzlich von der Hand weisen. Daß die kriegerischen Tugenden der Moslems noch nicht ganz erloschen sind, hat es zur Genüge bei Plewna gezeigt.

Das wirtschaftliche und geistige Leben der Türkei liegt allerdings sehr im argen. Aber das Land ist von Natur reich, und die Hilfsquellen desselben noch längst nicht erschöpft. Wohl hat eine langjährige Lotterwirtschaft und eine gewisse angeborne Trägheit die Produktionsfähigkeit einst blühender und fruchtbarer Landstrecken verringert. Man behauptet wohl, das erschlaffende Haremsleben sei es in erster Linie gewesen, welches den türkischen Staat bis an den Rand des Abgrundes gebracht habe. Aber man vergißt dabei, daß die Einrichtung der Polygamie von jeher bei den Völkern des Orients im Schwunge gewesen ist, und daß dieselben trotzdem viele Jahrhunderte hindurch reich und blühend waren. Man denke doch nur an die Juden, Perser, Phönizier u. s. w. Der Hauptgrund des Rückganges aller mohammedanischen Staaten ist am ersten

in der schamlosen Erpressung der Statthalter zu suchen, welche die Bewohner bis auf das Blut aussaugen. An und für sich ist die gesetzliche Steuer ja nicht so groß — etwa $^1/_{10}$ des Ertrages — aber in der Art der Erhebung liegt das Unglück des Landes. Jeder Pascha sucht sich in möglichst kurzer Zeit zu bereichern, zumal er nicht weiß, ob er nicht schon morgen durch eine der üblichen Hofintrigen seines Postens verlustig wird. Es geht ähnlich wie in Rußland: der Zar ist weit und erfährt nichts davon. Denn wird auch einmal ein schuldiger Pascha gehängt, das Raub- und Ausbeutesystem wird doch fortgesetzt. Um den Unterschleif zu verhindern, läßt man oft monatelang nach der Reife das Korn auf dem Halme stehen, bis es verfault oder ausfällt. Der Landmann aber, der sich so um die Früchte seines Fleißes gebracht sieht, verliert schließlich jeden Mut und versinkt in Faulheit und Erschlaffung.

Wohl hat in unserem Jahrhundert die Türkei wiederholt versucht, durch gründliche Reformen und Anpassung an das europäische Staatensystem die ärgsten Übelstände abzustellen. Als Englands Einfluß noch auf die Türkei vorherrschend war, besonders in den vierziger Jahren unter Lord Palmerston, versuchte man auf dem Wege der Reform die Türkei zu heilen. Die Leibgarde, die Janitscharen, welche besonders starr am Alten hing und wie die alten Prätorianer in Rom einen unheilvollen Einfluß ausübte, wurde mit Gewalt abgeschafft. Ja sogar zur freiheitlichen Institution eines Parlamentes hat man sich seitdem emporgeschwungen. Aber die Türkei ist noch nicht reif dafür, das haben die späteren Ereignisse deutlich bewiesen. Was ihr not thut, ist eine gründliche Reform von unten herauf. Man kann kein halbbarbarisches Volk mit einem Schlage zum zivilisierten machen. Zunächst muß durch gute Schulbildung ein neues Geschlecht herangezogen werden, welches einer freiheitlichen Entwickelung fähig ist. —

Wir haben bisher nur die europäische Türkei einer näheren Betrachtung unterzogen. Es erübrigt noch einen Blick zu werfen auf die anderen Besitzungen des osmanischen Reiches. Von den asiatischen Ländern können wir hier absehen, da sie in ihren politischen Beziehungen zu Europa augenblicklich ohne Belang sind. Ganz anders dagegen verhält es sich mit Nordafrika. Seit einer Reihe von Jahren spielt dieses in der Weltpolitik eine hervorragende Rolle, und mehr als je tritt die Wichtigkeit dieser Länder sowohl an und für sich, als wegen ihrer Lage zu den europäischen Staaten und zu den großen Straßen des Weltverkehrs in den Vordergrund. —

Als die Lehre Mohammeds anfing sich auszubreiten, da drangen seine Nachfolger, die streitbaren Kalifen, weit über die Grenzen Arabiens hinaus. Im Gegensatz zum Christentum, welches in seinen Anfängen friedlich wirkte, wurde die neue Lehre den besiegten Völkern mit Feuer und Schwert aufgedrungen. Ganz Nordafrika fiel in die Hände der Moslems. Aber hiermit begnügten sie sich nicht. Sie setzten über die schmale Landenge, welche den schwarzen Erdteil von Europa trennt, warfen das Gotenreich über den Haufen und drangen über die Pyrenäen in Gallien ein. Doch hier trat ihnen ein ebenbürtiger Gegner entgegen: die Schlachten bei Tours und Poitiers haben den Ahnen Karls des Großen

unsterblich gemacht. Aber blieb ihnen in Zukunft auch das schöne Frankreich verschlossen, auf der pyrenäischen Halbinsel setzten sie sich desto mehr fest. Sie stifteten dort blühende Reiche, welche Jahrhunderte hindurch bestanden haben. In Spanien hat der Islam gezeigt, daß er der höchsten Kultur fähig ist.

Die Schöpfungen der Mauren in Afrika hielten sich bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Der allgewaltige Feldherr Selims, der kühne Abenteurer Haireddin, eroberte diese Reiche und machte sie zu mehr oder minder abhängigen Provinzen des Sultans von Konstantinopel. Von der Zeit an datiert ihr materieller Verfall. Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts bilden diese nordafrikanischen Raubstaaten den Schrecken der Christenheit. Und Europa, zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, duldet die Schmach.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt der innere und äußere Verfall dieser Staaten zu Tage zu treten. Bonaparte unternimmt seinen kühnen Zug nach Ägypten und kämpft mit Erfolg gegen die so sehr gefürchtete Reiterschar der Mamelucken.

Bei dem eben erwähnten Reiche, Ägypten, können wir unsere weitere Betrachtung beginnen. Als die Franzosen im Jahre 1801 dieses Land verließen, ernannte der Sultan den Mehemed Ali, einen schlauen und energischen Mann, zum Statthalter in Ägypten. Dieser rottete das Korps der Mamelucken, das ihm gefährlich zu werden drohte, aus, und machte sich bald zum unumschränkten Gebieter des Landes. Sogar Syrien fiel ihm zu. Frankreich unterstützte ihn insgeheim. Dies bewog schließlich England, den Rivalen Frankreichs in Ägypten, am 15. Juli 1840 eine Quadrupelallianz europäischer Mächte (Rußland, Preußen, Österreich, England) zu stande zu bringen, infolge deren der unbotmäßige Vasall gezwungen wurde, sich von neuem der Pforte als Lehnsmann zu unterwerfen.

Seit dieser Zeit war französischer oder englischer Einfluß, je nach Herrscher oder Stimmung, im Nillande vorherrschend. Unter Ismael Pascha, der im Jahre 1863 zur Regierung kam, überwog der französische Einfluß. Dieser Herrscher war es auch, der, durch Napoleons III. Vermittelung zum Chedive erhoben, dem französischen Ingenieur Ferdinand von Lesseps die Erlaubnis zur Durchstechung der Landenge von Suez erteilte.

Als Ismael Pascha später in Geldverlegenheiten geriet, faßte er den Plan, England die in seinem Besitze befindlichen Aktien des Suezkanals gegen eine Zahlung von vier Millionen Pfund Sterling anzubieten. Der damalige Premierminister Englands, Lord Beaconsfield, ergriff begierig die Gelegenheit, Mitbesitzer dieser wichtigen Verkehrsstraße nach Indien zu werden. Inzwischen wurden aber die Verlegenheiten des Chedive im Innern und nach außen immer größer. Er vermochte sich nicht mehr zu halten und wurde genötigt, einer englisch-französischen Kommission die Ordnung seiner Finanzen zu überlassen. Als er sich der europäischen Bevormundung durch Bildung eines eigenen Ministeriums zu entziehen versuchte, wurde er auf Betreiben der europäischen Großmächte seines Thrones für verlustig erklärt und sein ältester Sohn Tewfik zu seinem Nachfolger ernannt. Unter Tewfiks Regierung brach im Jahre 1881 in Kairo ein furchtbarer Militär-

aufstand aus, an dessen Spitze der talentvolle, aber gewaltthätige Arabi Pascha stand. Die Aufrührer proklamierten sich als die nationale Partei und: „Ägypten den Ägyptern!“ war ihre Losung.

Selbstverständlich vermochte Europa dem Laufe der Dinge nicht ruhig zuzusehen. Auf Frankreichs Veranlassung trat in Konstantinopel eine europäische Konferenz zusammen. Als Hauptbeschluß wurde festgesetzt, daß man dem Sultan oder Tewfik nicht vorgreifen und nur dann einschreiten solle, falls Leben und Sicherheit europäischer Unterthanen bedroht seien. Wie England diesen Paragraphen benützte, um eine blühende Stadt zu bombardieren und sich dadurch in den alleinigen Besitz des Nillandes zu setzen, ist bekannt.

Durch die Schlacht bei Tel-el-Kebir wurde Arabis Gewaltherrschaft ein Ende bereitet. Die Engländer hätten füglich jetzt das Land verlassen können. Aber zur Beruhigung des Landes und „um die Finanzen zu ordnen,“ verblieb die englische Armee auch nach der Niederwerfung der Rebellen im Lande. Der Ärger der Franzosen war groß. Aber vorläufig vermochten sie nichts daran zu ändern. Das Einzige, was sie bewirkten, war, daß zwischen beiden Staaten ein gemeinsames Abkommen beschlossen wurde, nach dem die Engländer so lange im Nillande verbleiben sollten, bis die Ruhe hergestellt und die finanziellen Verhältnisse geregelt seien.

Das Kabinett von St. James war froh, einmal festen Fuß in Ägypten gefaßt zu haben und ist bis heute durchaus nicht geneigt, diese mit Not und Mühe errungene Position — man denke an die Kämpfe gegen den Mahdi — wieder aufzugeben. Der Besitz Ägyptens bedeutet die Herrschaft über den Suezkanal und das Rote Meer, die beiden Hauptverkehrsadern nach Indien. Diese in die Hände einer feindlich gesinnten Macht fallen zu lassen, hieße sich selbst den Lebensnerv abschneiden. Zwischen England und Frankreich ist dadurch eine Spannung hervorgerufen worden, welche erst durch die jüngst erfolgte Neutralitätserklärung des Suez-Kanals einigermaßen geschwunden ist. Aber die Rivalität um den endgültigen Besitz Ägyptens dauert fort.

Die mittleren Staaten Afrikas, vor allem Algier, bieten augenblicklich wenig Bemerkenswertes. Es ist bekannt, daß es den Franzosen, obwohl sie viel Segensreiches dort geschaffen haben, trotz ungeheuerer Opfer an Menschen und Geld nie recht gelungen ist, Algier zu einer echt europäischen Kolonie umzuwandeln. Man hat ihnen deshalb, ob mit Recht oder Unrecht, von mancher Seite jegliches Kolonisationstalent abgesprochen. Durch Einverleibung von Tunis im Jahre 1881 hat Frankreich seine nordafrikanischen Besitzungen beträchtlich erweitert. Doch hiermit ist das Ziel seines Ehrgeizes nicht erreicht. Wie seine Interessen sich mit denen Englands in Ägypten kreuzen, haben wir bereits angedeutet.

Aber außer England hat Frankreich noch einen Gegner bei seiner Mittelmeerpolitik: Italien. Die Staatsmänner im Quirinal blicken schon seit geraumer Zeit mit Besorgnis auf Frankreichs Vergrößerungssucht in Nord-Afrika. Man erinnert sich, wie bereits die Annexion von Tunis viel böses Blut auf der apenninischen Halbinsel hervorgerufen hat. Und von ihrem Standpunkte aus haben die

Italiener vollkommen recht, das Vorgehen Frankreichs mit wachsamen Augen zu beobachten. Tunis im Besitze einer starken Macht, bezeichnet eine furchtbare Bedrohung Italiens. Das haben bereits die Römer vor mehr als zweitausend Jahren erkannt. Nicht eher haben sie geruht, als bis das stolze Karthago in Trümmer und Asche versank.

Als letztes, aber nicht unwichtigstes Reich des Islam bleibt noch Marokko übrig. Gerade dieses hat in unserer Zeit die Aufmerksamkeit der europäischen Staatsmänner und Reisenden auf sich gezogen. Verschiedene neue Reisewerke, größtenteils von Franzosen verfaßt, sind in den letzten Jahren über dieses Land veröffentlicht worden[1]).

Wir ersehen daraus, wie die Bevölkerung im tiefsten Elend schmachtet, wie die an und für sich außerordentlich reichen Hilfsquellen des Landes in keiner Weise ausgebeutet werden, wie ein despotischer Fürst, der sich um nichts kümmert, und ein lasterhafter, schwelgerischer Hof die geringen Einkünfte des Landes verschleudert und verpraßt. Es herrschen Zustände, welche Europa zur Schande gereichen. Aber die Eifersucht der Staaten verhindert auch hier ein europäisches Einschreiten.

Am meisten Hoffnung auf die spätere Erwerbung Marokkos dürfte wohl Spanien haben. Und eine gewisse Berechtigung kann man seinen Forderungen nicht abstreiten. Denn fiele dieses Reich in die Hände einer ihm feindlichen europäischen Macht, so würde, da auch bereits die europäische Seite der wichtigen Meeresenge in anderen Händen sich befindet, ihm der Ausgang aus dem wichtigen Becken des Mittelmeeres geradezu unmöglich gemacht. Und wenn sich Italien in den Besitz von Tripolis und Barka bringt, so werden die Spanier, da Frankreich bereits seinen Anteil an der Erbschaft des Propheten besitzt, dieses wichtige Gebiet jedenfalls für sich in Anspruch nehmen. So ohne weiteres wird ihnen dieser Besitz allerdings schwerlich zugestanden werden. Das Zustandekommen der Marokko-Konferenz ist bis jetzt von Frankreich noch hintertrieben worden.

Sogar Deutschland ist als Mitbewerber um den Besitz Marokkos genannt worden. Wahrscheinlich ist dieser Alarmruf, der auf der pyrenäischen Halbinsel lebhafte Unruhe hervorgerufen hat, von dem allzeit argwöhnischen Gallier ausgegangen. Wir glauben kaum, daß dem Gerüchte Thatsachen zu Grunde liegen. Sollte die deutsche Regierung aber wirklich beabsichtigen, unter der Zahl der Mitbewerber aufzutreten, so ist gewiß, daß dieser Entschluß von vielen Tausenden seiner Bewohner mit lebhaftester Freude begrüßt werden würde. Von allen unseren Besitzungen würde diese jedenfalls die weitaus wertvollste werden. Die Hilfsquellen des Landes sind sehr groß, der Boden fruchtbar und das Klima milde. Welch' großartiges Absatzgebiet würde sich dort unserem Handel und unserer Industrie eröffnen! Es würde dies Land bei weitem unsere jetzigen Kolonien übertreffen. Die Interessen Spaniens

[1]) Wir meinen: Un empire qui croule. Le Maroc contemporain par Ludewic de Campon. Paris. E. Plon 1886. — El Maghreb. 1200 Miles Ride through Marocco. By Hugh E. M. Stuttfield. London. Sampson Low. 1886. — Reconnaissance au Maroc. Par le Vicomte de Foucauld. Paris. Challlant et Cie. 1888.

brauchten deshalb noch nicht verletzt zu werden: da Deutschland hier nur friedliche Zwecke verfolgt, so könnten die strategisch wichtigen Punkte ruhig den Spaniern überlassen werden. Doch dieses sind vorläufig nur Hypothesen, deren Verwirklichung noch in weitem Felde liegt.

Mit der Betrachtung Marokkos schließen wir. Man sieht, die orientalische Frage ist eine vielköpfige Hydra, welche an irgend einem Punkte immer von neuem ihr Haupt erhebt. Mit gespanntem Auge verfolgt man die allmähliche Auflösung eines Reiches, dessen kriegskundige Scharen einst Europa erzittern machten. Und noch viele schwere und harte Kämpfe wird es kosten, bis die Frage der Hinterlassenschaft des Propheten zu allseitiger Befriedigung entschieden sein wird.

Platens Gedanken über Philosophie und Religion.

Zum ersten Male aus dem ungedruckten Nachlasse mitgeteilt

von

Heinrich Meisner.

Vorbemerkung.

Die religiöse Sturm- und Drangperiode Platens fällt in die Zeit seines Aufenthaltes in Würzburg und Erlangen. Um dieselbe ganz zu verstehen, muß man gerade bei der außergewöhnlichen Charakterentwickelung des Dichters nach den Einflüssen fragen, denen er in jener Zeit ausgesetzt war. Damals lebte Platen gänzlich in dem Banne des philosophischen Systems seines Lehrers J. J. Wagner, dessen Idealphilosophie dem Schüler mehr Verwirrung als Aufklärung des Denkens gebracht hat. Nach den Bemerkungen des „Tagebuches“ des Dichters, der unerschöpflichen Quelle zum Verständnis seines Schaffens, hatte freilich der einundzwanzigjährige Jüngling sich bereits mit dem Gedanken getragen, ein Lehrgedicht über natürliche Religion zu schreiben, ja die Vorrede dazu war bereits fertig, aber statt des Lehrgedichtes kam eine Posse in Knittelversen zum Vorschein, welche unter dem Titel „der Sieg der Gläubigen“ in die Gesamtausgabe der Werke aufgenommen worden ist. Der Kampf gegen die geoffenbarte Religion und gegen den Katholizismus wurde dadurch begonnen, allein Platen sah wohl selbst, daß durch diese Art der Verspottung nur wenig zu erreichen sei; denn der Gedanke, einer vernünftigen Religion bei den Gebildeten durch ein ernstes Gedicht Eingang zu verschaffen, wie dies etwa Konfucius bei den Chinesen that, kehrt noch später in dem Tagebuche wieder. Eine vernünftige Religion aber müsse auf deistischer Grundlage erbaut werden, also alles Übernatürliche wäre überflüssig und Gott habe keinen Teil an der Regierung der Welt. Mit solchen Ideen trat Platen 1818 in den Würzburger Kreis ein. Was Wunder, daß er sofort für die Philosophie Wagners sich begeisterte, jene Philosophie, welche sich

selbst als die Wissenschaft des Alls, als Mutter der Wissenschaften bezeichnet, in deren Schoß die übrigen nach völliger Ausbildung zurückkehren müßten! Hier fand der Dichter auch die Zweifel, mit denen er sich trug, durch den Ausspruch eines verehrten Lehrers geradezu gerechtfertigt. Die Vorliebe für solche Anschauungen blieb, als Platen nach Erlangen gegangen war. Seinen Freunden setzt er die Wagner'schen Gedanken auseinander, daß der Protestantismus nur eine vorübergehende Form sei, mit dem historischen Zweck, die deutsche Philosophie hervorzubringen, welche das Christentum erklären und erhellen solle, welches von dem Augenblicke an mißverstanden worden sei, da man angefangen habe, daran zu zweifeln. Diese eigenen Worte Platens aus seinem Tagebuch bezeichnen die Stimmung und den Zeitpunkt am besten, in welcher und in welchem die nachfolgende Arbeit über Christentum und Mystizismus niedergeschrieben sein wird. Da wir außer den angeführten Tagebuchbemerkungen weder von dem Dichter selbst noch von anderen eine Darstellung seines Glaubensbekenntnisses während seiner Jünglingszeit bis jetzt besessen haben, so dürfen die nachstehenden Mitteilungen, welche ich einer bisher unbekannten Handschrift der königlichen Bibliothek in Berlin entnehme, für eine Charakteristik Platens Interesse beanspruchen.

Nicht aber wäre es angebracht, allein daraus ein Gesamturteil über die religiösen Ansichten des Dichters zu konstruieren. Er, der in seinen Meinungen so manchem Wechsel unterworfen war, hat auch die Wagner'schen Ideen, welche ihn lange genug gefangen hielten, später über Bord geworfen, als in Erlangen ihm des berühmten Schelling Vorträge einen neuen Weg des Denkens zeigten. Ja neben diesem hielt er sich sogar noch einen anderen Pfad zur religiösen Erkenntnis offen, indem er sich einer regelmäßigen Bibellektüre zuwandte. Diese müssen wir als die Quelle einer Anzahl von Gedichten aus den Jahren 1820 bis 1822 ansehen, welche, wie „Das Kreuz," „Auf Golgatha", „Christnacht" den früheren Deisten nicht mehr wieder erkennen lassen.

Einige Worte über Christentum und Mystizismus.

Nichts gewährt dem Menschenfreund einen so traurigen Anblick, nichts drückt die schönen, unsterblichen Hoffnungen des philosophischen Denkers so tief zu Boden, nichts endlich entwürdigt so sehr unser ganzes Geschlecht, als wenn das Streben einer Zeit, d. h. der Mehrzahl derer, die ihr angehören, dahin geht, einen Rückschritt in der Kultur zu machen. Ein solches Ereignis scheint gleichsam die Vorsehung selbst zu lästern, es bekräftigt die schauderhafte Idee jenes schwärmerischen Zürichers,[1]) der die Welt einen Kreislauf nannte und der Menschheit die Annäherung zur endlichen Vollkommenheit absprach; es ist nicht minder verderblich, als wenn ein Stern unseres Planetensystems zurückrollte und Verwüstung unter die Welten trüge.

Aber jene Rückschritte sind nur vorübergehende und die Vorsicht bleibt gerechtfertigt. Je größer die Zahl der Feinde, um desto leuchtender der Sieg. Mag immer ein modischer Aberglaube in jede Periode der Menschenbildung ver-

[1]) Lavater.

schlungen sein, mag die eine an thessalische Zauberer, an Gespenster die andere, die dritte an Clairvoyanten glauben: fehlte es doch niemals an Männern, die ihrer Zeit einen mehr dauernden Charakter aufdrückten, als der Stempel der Lüge vermochte, und der Irrtümer Lächerlichkeit konnte nur abzwecken, einer besseren Meinung Relief zu geben.

Meine Liebe ist die Wahrheit. Ich gehöre nicht zu denen, die ihr den Irrtum vorzuziehen im stande sind, selbst wenn dieser Irrtum beglückend wäre. Seine schädlichen Folgen sind unausbleiblich. Soweit mein eigener Geist und selbst jener der weisesten des jetzigen Zeitalters von der reinen untrüglichen Quelle des absolut Wahren noch entfernt sein mag, eben soweit liegt doch auch mancher vergangene Wahn hinter uns, um nicht klar als solcher erkannt zu werden. Traurig ist es, wenn es Menschen giebt, welche wähnen, es möchte Verbrechen sein, frei die Vernunft zu brauchen, sie, der Gottheit bestes Geschenk und ihre reinste Offenbarung.

Ich will nicht untersuchen, ob irgend ein Mensch überhoben sein könne der Pflicht des Nachdenkens; allein wohl weiß ich, daß es den Einrichtungen des gegenwärtigen öffentlichen Lebens gemäß Klassen der Gesellschaft giebt, denen es versagt wurde, ihres Geistes edlere Blume zu entwickeln, weil durch die ungleiche Verteilung des Eigentums der Drang der körperlichen Bedürfnisse hinreicht, alle jene Kräfte in Anspruch zu nehmen, welche sonst einer geistigen Bildung anheimfallen würden. Ich will nicht untersuchen, ob es, ohne das mindeste an der bestehenden Verfassung zu ändern, nicht möglich sei, die Denkkraft auch des gemeinen Volkes zu beleben, wenn anders die hierarchischen Glieder des Lehrstandes, welche gleichmäßig durch den ganzen Stand verteilt sind, ihrem Eifer eine bessere Richtung geben wollten und ein schöneres Ziel ihrer Berufspflicht setzten.

Dies alles übergehend, richte ich mich einzig und allein an die höheren, an die gebildeten Stände. Auf sie bezieht sich, was ich sagen werde. Sie beschwöre ich, dem mystischen Schwindelgeist, in ihrer Mitte entstanden, starkmütig zu begegnen, auf daß nicht er, wohl aber seine große Widersacherin, die Aufklärung, die Gemüter der niederen Volksklassen für sich gewinne und einnehme. Die Extreme berühren sich. Wo der Geist der Verfinsterung eroberungssüchtig über die Erde streift, da wird auch die Vernunft nicht duldend mit vorgehaltenem Schild sich verteidigen; voll edler Heftigkeit wird sie selbst zum Schwerte greifen, um mit gleichen Waffen den Feind zu bekämpfen.

Scheint es doch, daß jetzt, wo gesunde politische Grundsätze sich so lebhaft und doch wieder gemäßigt aussprechen, wo bürgerliche Freiheit das unverkennbare Verlangen aller Mitglieder des Staates geworden, daß gerade jetzt die kleinen finstern Geister emsiger als je bemüht wären, sich mindestens ein Asyl im Tempel der Religion zu gründen, daß die Hierarchie den günstigen Augenblick erhaschte, um sich selbst einen Teil jener Gewalt zuzuwenden, welche anfängt von der monarchischen Herrschaft verschmäht zu werden oder welche sie aufzugeben gezwungen ist.

Aber soll denn die Religion allein der Pflege gesteigerter Fortbildung nicht teilhaft werden? Schon von Natur aus sind wir zu einer unwandelbaren Glaubensmeinung, zu einer positiven Übereinstimmung verdorben. Der Schöpfer hat in unsere Organe, in unsere ursprüngliche Denkweise eine so feine, unendliche Verschiedenheit gelegt, daß auch nicht zwei Menschen das Licht der Sonne sahen, die in ihren Urteilen von den wichtigsten bis zu den unwichtigsten Dingen herab sich gleich und ganz einerlei Sinnes gewesen wären. Wer es daher unternehmen will, eine Glaubenssatzung aufzustellen oder fortzupflanzen, die nicht mit den natürlichen, gleichsam angeborenen Ideen des Menschen eins und dasselbe ist, er möge sich jenen Kaiser und seine widerspenstigen Uhren ins Gedächtnis rufen. Wollte ich mich daher auch einer gesitteten Satzung ausschließlich in die Arme werfen, welchem von ihren Verkündigern soll ich glauben, welcher von ihren Seiten soll ich zugehören? Wo sollte ich den Maßstab hernehmen, sie zu messen, woher die Zeit, sie alle zu prüfen? Wie sollte ich aus dem Chaos der Widersprüche mich herauswinden? Nein, ein so schweres Problem gab der Bildner des Menschen dem Menschen nicht auf zu lösen. Nein, seine Gesetze sind einfach, ein unverdorbenes, vorurteilsfreies Gemüt erkennt sie auch ohne den Beistand des Katecheten.

Der Christianismus, auf den sich Priestermacht sowohl als jene neue Lehre der Mystiker gründen, fängt allgemach an, sich selbst und die Bestimmung, die ihm die Vorsehung zudachten, zu überleben. Was einmal im Sinken begriffen ist, wird keine Macht der Erde vor dem Fall bewahren. Sollte es nicht ratsamer sein, statt ein umsturzdrohendes Gebäude fortwährend auszubessern und mit fremden Balken zu unterstützen, dafür lieber allmählich ein neues tauglicheres aufzurichten, wobei man die brauchbaren Steine des alten keineswegs verschmähen dürfte?

Kein mönchischer Sophismus, keine Beschönigung wohlmeinender, obgleich eigensinniger Verfechter des Christentums ist fähig, die Mängel desselben zu decken, die immer sichtbarer dem unparteiischen Untersucher vor die Augen treten, — Mängel, wodurch es so weit hinter jener unumstößlichen Göttlichkeit zurückbleibt, mit der es frühere Jahrhunderte für eine Ewigkeit zu stempeln glaubten. Nicht sein Alter bürgt für seine Unfehlbarkeit, denn es gab ältere Religionen vor ihm; es bürgt auch nicht seine Dauer, denn durch Jahrhunderte hin rauchten Altäre den gefabelten Uraniden. Es bürgt nicht seine Verbreitung; denn ausgedehnt war auch der heidnische Glaube; über des neuen Kontinents unermeßliche Strecken breitete sich der Götzendienst, ehe spanische Abenteurer ihr unduldsames Kreuz in den friedlichen Boden pflanzten. Nicht die Wunder sind Belege der Wahrheit; meist sind jene Wunder verdächtig, naturwidrig, lächerlich. Nicht Märtyrer konnten die Wahrheit befestigen, denn auch der Irrtum hat seine Märtyrer.

Vorzüglich wird der Glaube an göttliche Offenbarung der Christuslehre dadurch beeinträchtigt, daß er ganz und gar auf dem Zeugnisse eines einzigen Buches ruht, eines Buches zwar, das viele Wahrheiten und lebensweise Gesetze in sich schließt, aber auch vieles enthält, was von allen geläuterten Ideen über die

Eigenschaften Gottes und seine Verehrung abweicht. Sollte uns Gott verdammen können, weil wir ein Buch zu bezweifeln wagten, daß so vieler Dunkelheit und Vieldeutigkeit unterworfen ist, in dem so viele Stellen sich finden, deren Echtheit selbst Theologen bestreiten (und wer möchte nun im stande sein, das Echte vom hinzugekommenen herauszufinden?), ein Buch, worüber die Meinungen geteilt sind? Wie viel mehr sind wir dann verbunden, an den Koran zu glauben, von dem seine Anhänger behaupten, daß er von Ewigkeit her geschrieben sei? Können wir zwei Dinge zugleich für echt halten, wenn sie sich widersprechen? Wer beweist uns aber, daß unsere Offenbarung die rechte, eine fremde aber untergelegt und falsch sei?

Kann der Gott, auf welchen Christus sich beruft, ein anderer sein, als der Gott der Juden, der Gott des alten Bundes? Wer ist aber dieser Gott der Juden? Wie lächerlich ist es, dieses auserwählte Volk deshalb zu preisen, weil es nur an einen Gott glaubte, da doch dieser Gott ebenso fehler- und fabelhaft war, als irgend ein Götze. Sobald der Glaube der Einheit Gottes nicht aus der Vernunft folgt, so ist er ohne Wert. Gleichviel ob dann das Geschlecht des Uranus von der Erde verschwindet,

Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn.

Aber Christus bezeichnet ja die Gottheit als einen liebenden Vater? Wohl, aber auch dieser Vater hat seine Leidenschaften, er wohnt im Himmel, er kann sogar beleidigt werden und hat seine Freude daran, gelobt und gepriesen zu werden, wie ein gemeiner, seiner Schmeichler gewöhnter Tyrann.

Ein gewöhnlicher Einwurf ist, daß der, welcher der Bibel unbedingten Glauben versagt, auch alle historischen Zeugnisse überhaupt verwerfen müßte. Ich will glauben, soweit die Vernunft es zugiebt, doch was den Naturgesetzen widerstrebt, kann ich nicht für geschehen halten. Ich werde nicht zugeben, daß Gott selbst, der unsichtbare, alles durchdringende Geist, durch eine Wolke rufen könne: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ Ich werde nicht zugeben, daß ein wirklich gestorbener wieder könne belebt werden, nicht zugeben, daß es möglich sei, ohne zu sinken, die nachgiebigen, unfesten Wellen des Meeres zu überschreiten. Wie? Sollte sich die Bibel mehr Glauben beimessen, als die Natur selbst? Sollte ich den unverkennbaren Ausdruck der Gottheit Lügen strafen einer Schrift willen, welche Menschen schrieben?

Und welches waren diese Mirakel, wenn wir sie näher beleuchten? Einer Frau wird geholfen, weil sie gläubig das Kleid Jesu Christi berührte. Sollte es ein so großes Verdienst sein, jemanden auf sein bloßes Wort für den Sohn Gottes zu halten? Diesen blinden Glauben vermag die Vernunft nicht zu billigen. Warum gebrauchte nicht Jesus von Nazareth seine Wunderkraft, um die Sitten der Menschen zu bessern und ihren Verstand aufzuklären, warum nicht, um uns ewige Dokumente seiner vorgegebenen Sendung zu hinterlassen? Wäre dies nicht größer, nicht angemessener dem Messias gewesen, als bei einer Hochzeit Wasser in Wein zu wandeln?

Aber, könnte man einwenden, sollen wir plötzlich für Gaukelei erklären, was unsere Ahnen und Urahnen heilig hielten? Sollte die Gottheit seit 1800 Jahren ihr Spiel mit dem getäuschten Menschengeschlechte getrieben haben? Dies wird keineswegs, vielmehr davon das Gegenteil behauptet. Das Christentum war jener Zeit notwendig, in der es erschien, so wie es jetzt noch für viele heilsam ist, bei denen eine plötzliche Palinodie von keiner Wirkung sein würde. Wer wollte seinen bildenden Einfluß auf die barbarischen Völkerströmungen aus dem Orient leugnen, wer wollte leugnen, daß es in einer Zeit allgemeiner Verwilderung, allgemeiner Entbundenheit der Sitten wie ein Himmelsbote über den blutig verwüsteteten Erdkreis schwebte? War es nicht endlich die Stufe, auf welcher die Menschheit, vom leeren und zu nichts abzweckenden Gottesdienste sich abwendend, zu einer gediegneren Religion sich erheben kann, welche der Anteil kommender Jahrhunderte sein wird. So konnte auch unsere Gegenwart nur aus dem Mittelalter hervorgehen, und es ist billig, unsere Ahnen nicht herabzusetzen, indem man dem Mittelalter noch einen höheren Grad von Roheit und Bigottismus zuschreibt, als ihm wirklich eigen war. Aber nichts kann auf der anderen Seite seltsamer und abgeschmackter erscheinen, als jene Zeit, die sich weder mit unserer, noch mit der griechischen vergleichen darf, zu beneiden, ja in Wort und That zurückzurufen und das Kleinliche, Frömmelnde ihres Geschmacks nachahmen zu wollen, wie die mystische Schule sich vornahm.

Ich kehre zum Christianismus zurück. Wie, entgegnet mir ein zweiter und besserer Verfechter desselben, wie aber, wenn jene sinnlos genannten Geheimnisse nur symbolisch wären, wenn diese Religion von jeher mißverstanden worden wäre? (Befolgt würde sie ohnedem nicht, nur ihre Gebräuche, eben weil sie so viele Gebräuche hat, an welchen der Schwachkopf kleben kann). Diese Mysterien, die dem Vernünftigen so anstößig scheinen, werden durch keine Stelle der Bibel auf dieselbe Art festgesetzt, wie man sie in späteren Jahren erklärte. Was ist die Taufe anders, als ein jüdischer Gebrauch von den Persern entlehnt, welcher die Reinigung der Seele sinnbildlich darstellt? Es heißt zwar, daß diejenigen selig würden, welche glauben und getauft sind, doch nicht, daß die Ungetauften verdammt seien. Nur ein orthodoxer Priester oder einer, der es übel meint, kann zweifeln, daß das Abendmahl eine andere Bedeutung hatte, als man ihm späterhin unterlegte, und daß Christus sich nicht selbst verdaute und zugleich von seinen Jüngern verdaut wurde. Nirgend erklärt der Messias die Dreifaltigkeit Gottes mit klaren Worten. Hätte er aber wirklich die Absicht gehabt, ein solches Dogma einzuführen, nie würde es hinreichend gewesen sein, dasselbe blos auf eine dunkle unbestimmte Weise auszusprechen, da den Juden diese Spaltung des höchsten Wesens so außerordentlich fremd und selten vorkommen mußte, daß sie sie ohne ausdrückliche Erklärung niemals würden anerkannt oder begriffen haben; um so mehr, da Jesus selbst versicherte, er sei nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen.

Könnte er nicht auch, wenn er sich den Sohn Gottes nannte, eine bloß geistige Verwandtschaft darunter verstanden haben? Könnte nicht die Versöhnung Gottes mit der Menschheit von rein moralischer Bedeutung sein? Es ließe sich

erweisen, daß das unsinnige und verderbliche Dogma der Erbsünde, obgleich auf die Bücher Mosis gegründet, doch erst vom heiligen Augustinus wahrhaft wieder aufgefrischt und der christlichen Religion einverleibt wurde, auf welches Dogma dann das ganze Gebäude der Versöhnung gebaut wurde. Derselbe finstere und unduldsame Augustinus war es auch, der zuerst aussprach, daß es besser sei, mit irdischem Leibe zu verbrennen, als ewig in den Flammen der Hölle schmachten zu müssen, wodurch das Christentum eine jener blutigen und zerstörten Satzungen gewann, welche dem großen Dichter die Worte in den Mund legten: „Opfer fallen hier, Weder Lamm noch Stier, Aber Menschenopfer unerhört!"

Sollen wir daher von den Mißbräuchen ausgehen, um die Wesenheit zu verdammen? Sollen wir den schönen fruchttragenden Baum umhauen, weil die Besorger des Gartens ihn kleinlich und widersinnig beschnitten haben?

Auf diese Einwürfe antworte ich folgendes. Gern will ich das meiste von dem einräumen, was hier behauptet wird. Auch war von meiner Seite noch nicht von christlichen Mißbräuchen die Rede — und das Volumen eines Foliobandes würde nicht hinreichen, sie alle zu erörtern. Ich will's der Lehre Jesu nicht aufbürden, daß ein Gregor die Ehe verboten, ein Innocenz die Ohrenbeichte geboten hat, nicht aufbinden, was ein Ferdinand mordet oder ein Philipp II.

Ambos imigos das humanas vidas. Gleichwohl möchte es schwer sein, diese Lehre von aller Schuld gänzlich freizusprechen, wenn man den traurigen Ereignissen nachgeht, die sie veranlaßte. Eine Art von Unduldsamkeit, wovon keine individuelle Religion sich völlig rein erhalten kann, und ein gewisser Frömmigkeitsgeist, der über dem Himmel die Erde zu vergessen scheint, sind Merkmale ihres Charakters.

Gerade jener Ausspruch des Messias, daß er das Gesetz erfüllen, nicht aufheben wolle, gehört unter die unbestimmtesten, die aus seinem Munde geflossen sind. Wollte er keine Abänderungen in der alten Lehre treffen, so war die seinige überflüssig; wollte er das Gegenteil, warum erklärte er nicht deutlicher, wieweit sich unser Glauben an das alte Testament erstrecken dürfe?

Daß die sogenannte Versöhnung nicht wohl blos moralisch gemeint sein konnte, darauf scheinen die Worte zu deuten: „Dies ist mein Blut, das für Euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden." Diese Sündenvergebung ist ohne Zweifel eines der verdammlichsten Dogmata, die von irgend einer Religion verbreitet wurden, aber leider gründet sie sich auf Christi eigene Anrede an die Apostel: „Denen Ihr die Sünden vergebet, denen sollen sie vergeben sein," wodurch Christus nicht nur das Amt der richtenden Gottheit sich anmaßt, sondern sogar den Verbreitern seiner Offenbarung eine Beglaubigung überliefert, die die Gewissen der Menschen zum Spielzeug ihrer Launen oder eingeschränkter Begriffe macht. Der Ablaß, der dem Dogma der Sündenvergebung die Krone aufsetzte, muß wenigstens der genügsamen Wohlfeilheit seiner Taxationen wegen bewundert werden. Für sieben Groschen ward ein Vatermord nachgesehen und für eben so viel konnte man seine Mutter schänden.

Was die Stelle von den Taufzeremonien und der damit verknüpften Seligkeit betrifft, so heißt sie, auf das glimpflichste verdolmetscht, nichts anders als: die-

jenigen werden selig sein, die meine Lehre befolgen. Ist diese nun zur Seligkeit notwendig, in welchem Lichte erscheint die Gottheit, welche es so vielen Menschen und Jahrhunderten unmöglich machte, diesem Glauben sich in die Arme zu werfen. Ist sie es aber nicht, so erscheint sie als überflüssig, wenn wir anders unter Seligkeit das höchste Interesse des Menschen verstehen müssen, und die Göttlichkeit der christlichen Satzungen stürzt zusammen.

Ich leugne nicht, daß der Christianismus, sobald seine positiven Grundpfeiler erschüttert werden, zu einer hohen Reinheit gesteigert werden kann. Ich leugne nicht, daß, wenn man jede Wahrheit, welche die Vernunftreligion lehrt, und alles Vortreffliche, was wir in den späteren Jahrhunderten den Forschungen der Philosophie zu danken haben, mit dem Namen Christentum bezeichnen will, dieser Name die Sache selbst weder schlimmer machen noch erheben kann. Aber sobald der Name nur bleiben soll, warum nicht auch ihn zu den Toten legen? Warum unter dem Titel einer besonderen Sekte den übrigen Teil des Menschengeschlechts ausschließen? Warum sollte sich nicht jeder dem weisen Nathan an die Seite stellen wollen, dem es genügt, ein Mensch zu heißen?

So laßt denn niemals den Fesselzwang des einseitigen Urteils die freien Schritte eurer Denkkraft hemmen; mißtraut nicht den Freunden der Wahrheit, weil ein Schwächling sie etwa mit dem Namen Freigeist oder Gottesleugner zu schänden sucht, wenn ihr Bild von der Gottheit nicht ist, wie das seine. Von allen Skeptikern der größte, Hume, war er kein Patriot? War er kein edler Mensch? Laßt uns nicht jene Schätze verschmähen, womit auch die Jünger eines fremden Kultus den unsterblichen Geist bereichert. In Natur und Wissenschaft eindringend lehrt ein Pythagoras; der Weisheit Sprüche fließen vom Mund eines Mark Aurel; ein Mendelssohn beschämt die Christenheit. Laßt uns die Worte befolgen, die selbst ein Apostel sprach: „Prüfet alles und das beste behaltet!“

Der Katholizismus wird von einigen deshalb verteidigt, weil er die Künste begünstigen soll, und daß sie gleichsam nicht ohne ihn bestehen können und mit ihm sinken müssen, eine Behauptung, die ganz und gar nicht an ihrem Platze ist. Denn gesetzt auch, daß Linos, Homer, Apelles und Phidias heimliche Katholiken waren, so läßt sich doch leicht behaupten, daß die Kunst blühen würde, wenn auch die vernünftigste, reinste und bilderloseste Religion herrschte, denn der Genius der Menschheit ist's, der jene Schätze zu vergeben hat, und nicht eine Glaubensformel. Wenn die Erde den letzten ihrer Bewohner verschlingen wird, dann und nur dann auch werden die Künste feiern.

Wie, ist die Religion der Vernunft nicht erhebender und größer, als irgend eine beschränkte Vorstellung, nicht fähiger, jedes Gefühl zu beleben? Ist denn die Natur zu karg, nicht reich genug die Geschichte, um alle Bildersäle der Welt zu stellen? Ist, um einen Raffael zu begeistern, die Vaterlandsliebe zu unheilig? Weinen sollten wir eher, wenn wir so viele Glut der Ideen, so vielen Reichtum der Künste verschwendet sehen an ein und dasselbe Märchen, das nicht minder langweilend einförmig ist, als es fromm sein mag und heilig.

Gedanken zur Religions- und Kirchengeschichte.

Perser, die nur einen Gott, ohne Bilder von Menschenhänden geformt, in alter Einfalt verehrten, konnten den Glauben der Juden nicht hassen.

Der menschliche Geist, welcher die Entfernungen der Gestirne mißt, welcher vereinte Elemente auflöst, welcher die Kenntnis der ganzen Vergangenheit umfaßt, die Meinungen und Schicksale von Millionen entscheidet und weit in die Zukunft wirkt, wo kommt er her, wo geht er hin? Man hat dem Himmel den Blitz entwendet, Erdreich über die Meere erobert, Kometenbahnen berechnet, hohe Regionen der Lüfte durchdrungen; und wer sind wir? Woher, wohin unser Ziel? Hierüber verstummen unsere Sinne. Formeln von Abstraktionen sind besser oder unvollkommener gedacht, gesagt, verglichen worden, und nichts scheint gewisser, als Ungewißheit.

Ohne zu erwägen, daß Arten und Gattungen Worte sind und nur das einzelne existiert und daß das Weltall aus einer unzählbaren Menge kleiner Teile besteht, aber im Verhältnis zu unendlicher Kraft noch mehr ein Punkt ist, als das kleinste dieser Teilchen im Zusammenhang seines Ganzen unmerklich scheinen mag: ist die Vorsehung auf das einzelne sehr unphilosophisch geleugnet worden. Es ist aber vor Gott nichts groß, nichts gering, nichts schwer; durch einen Willen wollte er auf eine ihm bewußte Zeit die Idee, welche wir Weltall nennen.

Die Kraft der Charaktere nahm ab, als die Begriffe geläutert wurden.

Die Unwissenheit ist absprechend.

Der scharfsinnige Akademiker, der verstandvolle Stoiker, der lebhafte, witzige Schüler Epikurs erblickten nur Thorheit in dem Volksglauben, nur Fabeln im Hesiod. Eine in Sina[1]) und Indien unerhörte Geistesentwickelung brachte der griechischen Religion einen Streich bei, den Confutse nie fürchten darf.

In den unreligiösesten Hauptstädten ist der Wunderglaube am größten.

In zwei Dingen bewies Moses eine außerordentliche Geistesgröße: daß er die Hauptsache von weniger wesentlichen Dingen, die so oder anders sein können, unabhängig macht, und daß er nicht auf die Ewigkeit seiner gottesdienstlichen Anstalten zählte, sondern seinem Volke voraus sagte, es werde wohl einst ein eben solcher Prophet (Dolmetscher göttlicher Wahrheit) kommen, wie er selbst.

Wer die morgenländischen Poesien so buchstäblich, wie abendländische Bücher nehmen will, wird durch diese Entstellung ihres Sinns ihrem Zweck und Ansehen schaden.

Die Lehre Jesu war keine andere, als die dem ältesten Menschengeschlecht vom Schöpfer eingegrabene: daß er sei und alles dergestalt regiere, daß niemand, auch durch den Tod nicht, der Vergeltung seiner Handlungen beraubt oder davon befreit werde. Den wichtigen Punkt fügte Jesus hinzu: daß jene, der Kindheit ungebildeter Völker und der Nachahmung des Altertums lang nachgesehene Priestergebräuche, deren Unwert schon David und Jesaias gefühlt, nun aufzuhören haben und auf keinem anderen Wege, als dem der Humanität, welche er lehre und übe,

[1]) China.

das Wohlgefallen Gottes zu suchen sei. Daher veränderte Jesus nicht nur an der Staatsverfassung nicht das geringste, sondern führte weder irgend eine Priesterschaft, noch sinnliche Religionshandlungen ein. Er verband sein eigenes Andenken mit dem Genusse der unentbehrlichsten Lebensmittel.

Der Mißbrauch halb verstandener Kenntnisse war schädlicher, als Neros Wut oder Domitians Edikte.

Die Jesuiten waren in der That allen alles; voll Enthusiasmus und Staatskunst in Spanien und Amerika, bei den Franzosen große Gelehrte, im katholischen Deutschland Patrone der Vorurteile.

Die ersten christlichen Gesellschaften, von einander unabhängig, unterhielten Brüdersinn durch Briefe und, wenn Zufälle sie notwendig machten, wechselweise Almosen.

Daß Aufseher der Gemeinde (Bedeutung des Wortes Bischof) ihre Versammlungen ordnen, den Briefwechsel besorgen, die milden Gaben verwalten sollten, floß aus der Natur; die Ältesten waren eben so natürlich ihnen zu Rat, und Helfer (Diakonen) besorgten die Aufträge. Nach dem Abgange oder Tod eines Bischofs trugen die Ältesten den oder die vor, welche für den Platz die geschicktesten schienen; die Gemeinde bestimmte die Wahl; infolge der bestehenden Verbrüderung wurden bei dem Antritt seines Amtes benachbarte Bischöfe zu dem Gebet und Gottesdienste des Tages gerufen.

Aber bald wurde er gleichsam als Nachfolger der mosaischen Hohenpriester, die Ältesten wie Priester, die Helfer wie Leviten betrachtet. Das war so eine Manier zu reden; aber geschmeichelte Eitelkeit und endlich Privatinteresse heiligten sie und gaben ihr den größten Nachdruck. Hierdurch geschah, was Griechen und Römern unerhört war und in den Lehren Jesu nicht den mindesten Grund hatte, daß eine eigene Klasse von Beamten unter dem Namen Klerus (Klerisei) sich bildete, von welcher im Lauf der Zeiten die Gemeinde unter eine Art Vormundschaft gesetzt wurde, die endlich in Herrschaft überging und ein dem christlichen Brudersinn entgegengesetztes Ansehen und Interesse bekam.

Von der Vergleichung mit dem Hohenpriester der Juden erhoben sich Bischöfe bis zu der mit Jesu selber, welcher einige ewige Hohepriester der Christen zu Stellvertretern habe. In diesem Verhältnis maßten sie sich eine mit der ersten Einfalt und Freiheit unvereinbarliche Beherrschung der Gewissen an; und sintemal, wer das Wichtigere besorgt, über das Geringere um so unzweifelbareres Ansehen hat, erhob sich die geistliche Macht in wenigen Jahrhunderten über die weltliche, deren Gegenstände nur vergängliche Dinge sind, und welche zu jener in das Verhältnis gehört, wie die Erde zum Himmel, Materie zum Geist, Körper zur Seele.

Bereits waren Bischofswürden, wie der Kaiserthron, durch Parteiungen erstritten worden. Unter dem Namen der Kirchenzucht wurde das Leben der Christen einer Sittenrichterei unterworfen, welche in den ersten Zeiten zum Schein hatte, dafür zu sorgen, daß die Gemeinde durch keine Ärgernisse verächtlich, verhaßt oder verdächtig würde und nachmals zur Erhöhung der Priestermacht vor-

nehmlich beitrug. Hierzu kam, daß, da die Vorschriften alter Gesetzgeber vernünftigen oder scheinbaren Grund in der Natur oder in Umständen hatten, jetzt verkehrte Anwendung mißverstandener, unzusammenhängender Schriftstellen mit unwidersprechlichem Ansehen als Gesetz vorgeschrieben wurde; wodurch der Glaube, der durch die leitende Vorsehung für zwei oder für drei wichtige Sätze von Zeit zu Zeit erneuert wurde, an eine unendliche Menge Observanzen und Subtilitäten gefordert und ein Joch wurde, das in Verbindung mit der politischen Lage des Reiches und mit dem Verfall der Litteratur nicht wenig zur Erniedrigung des Geistes und Herbeiführung langer Barbarei wirkte.

So wurde das Werk Jesu durch die Menschen verdorben. Jedoch, gleichwie keine Weltbegebenheit ohne zweckmäßiges Verhältnis zum Ganzen bleibt, so trug sich zu, daß, ohne Wissen der Urheber, auch die Hierarchie eine Zeitlang zum öffentlichen Besten wirkte.

Als die wilden Krieger aus Norden das unaufhaltbar fallende Reich zerstörten, würde Europa geworden sein, was die asiatischen Länder unter den Türken, wenn nicht jene ein in voller Kraft aufsprossender Größe stehendes, durch Heiligkeit imponierendes Korps im römischen Reich angetroffen hätten, welches auf ihre rohen Geister freilich nicht mit Liebeslehren und feiner Humanität wirken konnte, aber mit der Zuchtrute des Kirchenbannes, dem Teufel und seinen Engeln, den Schrecknissen des höllischen Feuers unsere erschrockenen Väter im Zaum zu halten wußte. Hierdurch gelehriger, wurden sie für reineres Licht zuletzt empfänglich; durch eine Form von Religion fähig, nach und nach die Religion selber zu erkennen und vermittelst dieser ihnen von der Vorsehung gegebenen Erziehung endlich den Alten gleich zu werden, ja in vielem sich über sie emporzuschwingen.

Der Schutz der Arbeit und der Armut durch den Staat.

Von

E. Hirschberg.

Dem gewaltigen Umschwung, welchen die Stellung Deutschlands seit dem Jahre 1871 nach außen hin erfahren hat, ist ein kaum minder großer vor nahezu zehn Jahren im Innern gefolgt. Der Übergang vom Freihandel zum Schutz- und Finanzzoll, die Stärkung der Regierungsgewalt durch verschiedene gesetzgeberische Akte und schließlich die sozialpolitische Neuordnung unserer inneren Verhältnisse haben unserem Wirtschaftsleben in verhältnismäßig kurzer Zeit ein sehr verändertes Gepräge gegeben.

Man geht wohl kaum fehl, wenn man — abgesehen von den finanziellen Bedürfnissen des jungen Reiches — in der sozialdemokratischen Bewegung die äußere Veranlassung sieht, welche auf dem sozialpolitischen Gebiete den Um-

schwung mittelbar hervorgerufen hat. Die sozialdemokratische Bewegung war zwar eine Krankheit der Zeit, aber sie hatte ihre wohlbegründete Krankheitsgeschichte in der Notlage der arbeitenden Klassen. Vergegenwärtigt man sich nur dabei, daß ihre Lehren, sobald man sie der demokratischen Tendenzen entkleidete, für eine Kräftigung der Staatsgewalt wohl benutzbar waren, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Gesetze, welche die Regierung zum Wohle der Arbeiter durchsetzte, dem bisherigen Individualismus unseres Wirtschaftslebens staatssozialistische Prinzipien entgegensetzten.

Fürst Bismarck hat in einer seiner parlamentarischen Reden Ferdinand Lassalle als einen Aristokraten bezeichnet und scherzhaft sogar von einer Dynastie Lassalle, gegenüber einer Dynastie Hohenzollern, gesprochen. Er that dies nicht, ohne in sympathischer Weise seiner Bekanntschaft mit Lassalle zu gedenken und hervorzuheben, daß letzterer es war, welcher in Beziehungen zu ihm, dem Ministerpräsidenten, zu treten wiederholt versucht hätte. Vielleicht ist es der Geschichte dieser Zeit noch vorbehalten, mehr über die Bemühungen und über die Absichten Lassalles zu erfahren, und vielleicht kann man dann auch klarer erkennen, ob und wie dieselben auf den Begründer der fast zwei Dezennien später inaugurierten Sozialpolitik von mittelbarem Einfluß gewesen sind.

Jedenfalls erinnert das Wort Bismarcks von der Dynastie Lassalle an die oft gehörte Behauptung, daß die ganze Idee eines sozialdemokratischen Staates nichts weniger als demokratisch sei, ja daß sie die Knechtung der Freiheit bedeute und dem Absolutismus nur einen neuen sozialen Mantel umhänge.

Und in der That — die neue Sozialpolitik verdankt nicht nur dem äußeren Drucke der Sozialdemokratie ihre Entstehung. Denn wenn es auch ein Verdienst der letzteren gewesen ist, das Elend der arbeitenden Klassen immer wieder und wieder der Regierung und den Parteien vorgeführt zu haben, so steigerte sich diese Agitation doch in der Weise und begann die Massen in dem Maße zu erregen, daß der Staat sich zum Einschränken derselben veranlaßt sah.

Und während so die Regierung die Fluten der sozialdemokratischen Bewegung durch ein Sozialistengesetz zu dämmen versuchte, erkannte sie die prinzipielle Berechtigung derselben dadurch an, daß sie unmittelbar den arbeitenden Klassen zu Hilfe eilte. Dabei ereignete es sich denn, daß man den sozialistischen Forderungen stellenweise in Bedenken erregender Weise entgegen kam.

Mit den sozialdemokratischen Theorieen wurde eine gewisse Sichtung vorgenommen, man nahm das Soziale auf, ließ das Demokratische fallen und knüpfte an die alten Lehren des Absolutismus an. So war es bezeichnend, daß der Reichskanzler im Parlamente auf das Recht auf Arbeit nicht in der sozialdemokratischen Formulierung, sondern in der Fassung des allgemeinen Landrechts und damit auf den genialen Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, auf Friedrich den Großen, zurückging. Die Idee des sozialen Königtums erstand neu. Der Sozialismus wurde aus dem Lager der Sozialdemokratie in das der Regierung übergeführt, und die letztere begann die erstere mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, gestützt einerseits auf das Sozialistengesetz, welches die Gegner — wenn

auch nicht tot — so doch im wesentlichen mundtot gemacht hatte, und andererseits darauf, daß man thatsächlich den Forderungen der Sozialdemokraten in weiterem Maße entgegen zu kommen suchte.

Der Sozialismus im Frack begann den Sozialismus in der Bluse zu verdrängen.

Man kann nun dagegen auf das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen bei den Wahlen hinweisen, und mit Recht; das Sozialistengesetz hat die Bewegung allerdings nur von der Oberfläche zurückgedrängt; andererseits aber vollzieht sich innerhalb der sozialdemokratischen Partei, wenn nicht alles täuscht, eine Abwendung von dem Revolutionären und eine Hinneigung zum Gesetzmäßigen. Auch der Gegner dieses intoleranten Gesetzes wird diesen Erfolg zugeben müssen. Es fragt sich nun, ob es gelingen wird, die sozialdemokratische Bewegung wieder in ihre patriotischen Tendenzen zurückzuführen. Wir sagen: wieder! denn Lassalle war ein Patriot, er betrachtete seine Bewegung als eine nationale. Das Internationale ist erst später in die Bewegung hineingetragen worden. Diese Rückkehr zum Patriotismus wäre ein großer Erfolg insofern, als die Rückkehrenden doch eine recht veränderte Sachlage vorfinden und manche ihrer Wünsche — freilich in anderer Form — erfüllt sehen würden.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß dies sozialpolitische Programm der Regierung den Sozialdemokraten mehr Annäherungspunkte bietet als den Liberalen. Allerdings hat Lassalle den Arbeiter-Spar-,Kranken-,Invalidenkassen nur einen bedingten Wert für „lokale Organisationen" beigemessen, würde also in den heutigen entsprechenden Einrichtungen auch nur in seinem Sinn bedingt brauchbare Institutionen erblicken. Indem er aber den Hauptwert auf die Intervention des Staates legte, würde er doch in den heutigen Vorschlägen der Reichsregierung zum Teil Befriedigung gefunden haben. Denn der Kernpunkt der Lassalleschen Ideen von der Gründung von Produktivassociationen bestand in dem unmittelbaren Eintreten des Staates mit Geldmitteln für den Arbeiter.

Ein solches Eintreten ist allerdings bisher noch nicht thatsächlich erfolgt. Vorgeschlagen seitens der Regierung ist es dagegen schon gelegentlich des Unfallversicherungs-Gesetzentwurfes und auch jetzt gelegentlich des Entwurfs über die Invaliden-Versicherung. Dieses Eintreten ist von großer prinzipieller Bedeutung; dokumentiert sich doch gerade in ihm unmittelbar die Hilfe des Staates in weit höherem Maße als bei einem bloßen Versicherungszwang oder bei Zwangsversicherungs-Kassen.

Die verschiedenen Versicherungen der Arbeiter gegen Krankheit, Invalidität, Unfall ꝛc. sind einmal als unmittelbare Erfordernisse des Lebens der Arbeiter anerkannt; denn auf welchen Titel hin sonst hätte der Staat den Versicherungszwang aussprechen können? Die Mittel, sich diese Erfordernisse durch eigene Kraft zu beschaffen, lagen nicht vor, und so stellt der Staatsbeitrag für diese Versicherungsarten, gerade so wie der Arbeitgeberzuschuß im Grunde einen Zuschuß zum Lohne dar. Und das ist das Revolutionäre der neuen deutschen Sozialpolitik. Das unmittelbare Einstehen des Staates für Bedürfnisse des Lebens,

die Übernahme der Verpflichtungen, welche dem einzelnen gegenüber seiner eigenen Person bei Krankheit und Unfall, gegenüber seiner Witwe, seinen Waisen moralisch obliegen, ist ein neues Prinzip, würdig dem Geiste des Jahrhunderts und rühmlich für die ideale Gesinnung seiner Verfechter.

„Aber wie läßt sich dieses ideale Prinzip praktisch bethätigen?" fragen die einen; und „ist dasselbe nicht schon längst in einer Reihe humaner Einrichtungen praktisch bethätigt? ist nicht die Armenpflege ein Ausdruck dieses „praktischen Christentums"? fragen die anderen. Diese Frage ist zu verneinen. Gewiß ist die Armenpflege praktisches Christentum, und gewiß ist dieselbe in letzter Linie ein Einstehen des Staates für den Hilflosen, aber wohl noch nie hat man dieselbe als eine Art von Versorgungsanstalt betrachtet. Sie ist ein Akt der Notwehr des Staates, und noch nie hat man dieselbe als das erstrebenswerte Endziel der Laufbahn angesehen, abgesehen vielleicht von jenem Proletariat, welches verroht und verzweifelt genug ist, die Unterbringung im Arbeitshause oder in der Strafanstalt zu provozieren. Die Behauptung also, daß es das erweiterte Prinzip der Armenpflege ist, welches der Staat in der neuen Versicherungsgesetzgebung zur Anwendung zu bringen beabsichtigt, kann nicht als zutreffend anerkannt werden. Was die kaiserliche Botschaft vom 7. November 1881, welche als die Begründerin der neuen Arbeitsgesetze angesehen wird, beabsichtigte, war vielmehr ein anderes: es sollte dem Arbeiter ein Teil der Sorge für das Ungewisse der Zukunft in der Weise abgenommen werden, daß das Eintreten der Armenpflege vermieden würde. Einerseits wurde anerkannt, daß die Sicherstellung gegen die Wechselfälle des Lebens, wie Krankheit, Unfall, Invalidität, Alter, Tod mit zu denjenigen Zielen gehören, um derentwillen der Kulturmensch den bitteren Kampf um das Dasein ringt, daß dieselben den Preis dieses Kampfes ausmachen müssen, und daß der Lohn dieser Mühe wert sein muß. Auf der anderen Seite aber war es klar, daß die große Masse den Preis in diesem Kampfe nicht errang. Wohl genügte der Lohn um das Leben zu fristen, wohl gab es auch für den Arbeiter Zeiten, da die lebhafte Produktion bei lohnender Arbeit einen gewissen Aufwand gestattete; jedoch das eherne Gesetz der Lohnarbeit drückte das Einkommen der arbeitenden Klassen immer wieder auf die Lebensnotdurft herab. Aber zur Lebensnotdurft gehörten nicht die Versicherungen gegen Krankheit, Unfall, die Sorgen im Sterbefall, im Alter und bei der Invalidität. Diese befriedigen mehr die Kultur-, jene mehr die Naturbedürfnisse des Menschen. Hier half nur zweierlei: entweder garantierte der Staat den Teil des für diese Zwecke erforderlichen Lohnes, dem Arbeiter gleichzeitig die betreffenden Versicherungspflichten auferlegend, oder er legte die Versicherungpflichten auf und beschaffte die Mittel auf andere Weise. Die Unmöglichkeit des ersteren Weges ohne Umsturz unserer Gesellschaftsordnung leuchtet ein. Indem der Staat aber den letzteren beschritt, blieb ihm wiederum nur die Wahl: entweder die Mittel in der Weise zureichend zu beschaffen, daß die Kosten der Versicherungen vom Staate gewährleistet, oder daß die Hilfe durch Organisation oder durch die Einrichtung einer zwangsweisen Beitragspflicht anderer begründet wurde. Der erstere dieser beiden Wege ist der so-

zialistische, indem aus dem Staatssäckel derjenige Einkommenteil in Form von Versicherungsbeiträgen gegeben wird, welcher dem Arbeiter selbst obläge: ein Zuschuß zum Lohne. Nicht minder aber wird man auch die zwangsweise Beiziehung anderer als sozialistisch bezeichnen müssen; denn auch hier ist der Effekt: die Vermögensausgleichung dadurch, daß Dritte Leistungen aus ihrem Einkommen machen müssen, welche von Rechts wegen Andern zufallen. Daß diese Dritten moralisch zu diesen Leistungen verpflichtet sein mögen, übt auf die volkswirtschaftliche Natur dieser Beiträge keinen Einfluß aus; denn ein anderes ist die Moral und ein anderes die Volkswirtschaft.

Gewiß ist es nun gleichgültig, unter welchem Namen den arbeitenden Klassen geholfen wird, wenn nur thatsächlich die ausreichende Versicherung gegen die genannten Wechselfälle des Lebens bewirkt wird. Jedoch darf dabei nicht vergessen werden, wo hier die Macht des Staates ihre Grenzen findet, und daß auch der Sozialismus den Armen und Arbeitern nicht mehr zu bieten vermag als der Individualismus: nämlich als ultima ratio nicht mehr als die Armenpflege, welche er hier nur unter neuem Namen und in neuer Form einrichtet. So gut dem Staate bei seinen heutigen Staatsformen die Lohngarantie unmöglich ist, so gut ist ihm die Garantie all jener Lebensbedürfnisse unmöglich, welche in den genannten Versicherungsformen von dem Lohne bestritten werden sollen.

Was bleibt, um bereits gesagtes zusammenzufassen, da dem Staate anderes übrig, als entweder den Arbeiter, soweit derselbe die Mittel hat, zu zwingen, von denselben etwas für Versicherungszwecke herzugeben, oder sie selbst zu leisten. Bekanntlich ist die erste Möglichkeit, und zum Teil die zweite im Krankenversicherungsgesetz in der Weise erfüllt, daß der Arbeitnehmer zwei Drittel, der Arbeitgeber ein Drittel des Beitrages leistet, während nach dem Unfallversicherungsgesetz der Arbeitgeber alle Kosten zu tragen hat und nach dem Alters- und Invalidenversicherungs-Gesetzentwurf je ein Drittel der Arbeitnehmer, der Arbeitgeber und das Reich. Daß auch andere Faktoren, wie die Kommunen, die Armenverbände beigezogen werden können, bedarf kaum der Erwähnung.

Und alle diese Zuschüsse, von wem immer sie herrühren, sind nichts anderes als Ergänzungen des Lohnes, sind nichts anderes als das Anerkenntnis, daß der Arbeitslohn nicht hinreicht, auch nur die Ausgaben desjenigen Lebensunterhaltes zu decken, welcher nach dem heutigen Stande als kulturnotwendig bezeichnet werden muß. Es wäre nun nichts gefährlicher als zuzugeben, wie es die Motivierung der sozialpolitischen Gesetzgebung zu Anfang that, daß den Arbeitern ein Anspruch auf diese Leistungen des Staates, des Arbeitgebers zustehe. Wäre doch dann die sozialdemokratische These von dem an den Arbeitern durch die Kapitalisten begangenen Diebstahl richtig! Ein Anspruch auf einen Teil des Vermögens eines anderen setzt in dem vorliegenden Falle dessen unrechtmäßige Vorenthaltung voraus. Erfüllen aber Staat und Arbeitgeber keinen Anspruch des Arbeiters, indem sie einen Teil seiner Versicherungen bezahlen, so leisten sie einen freiwilligen Akt der Unterstützung. Und so wird die ganze sozialpolitische Gesetzgebung immer nur als eine Neugestaltung der Armenpflege betrachtet werden

müssen, insoweit, als für einen großen Teil der Bevölkerung, welcher erfahrungsgemäß der Armenpflege am häufigsten anheimfällt, eine Neuordnung der letzteren in Anlehnung an das Arbeiterversicherungswesen Platz greift.

Es ist nun bereits bemerkt worden, daß es schließlich für die Frage des Wohlergehens der Arbeiter verhältnismäßig irrelevant ist, auf welchem Wege ihre Lage gebessert wird; wenn dies eben nur thatsächlich und nachhaltig erfolgt. Und es soll hier nicht ein Prinzipienstreit neu entfacht werden, welcher der guten Sache bei dem gegenwärtigen Stande derselben nur schaden kann. Die Gesetzgebung ist einmal auf dem bezeichneten Wege vorgegangen, ein Rückzug ist nicht mehr möglich. Es ist leichter, noch nie gewährte Unterstützungen zu verweigern, als regelmäßig geleistete und gesetzlich zugesicherte wieder zu entziehen. Was vorher Gnade war, wurde Pflicht, und wo vorher ein Bittgesuch am Platze war, da besteht nun ein Rechtsanspruch.

Aber eingedenk der eigentlichen ökonomischen Prinzipien der neuen Sozialpolitik muß man doch bleiben. Denn wenn man die wirtschaftliche Natur und Entstehung der den Arbeitern auf dem Wege der Versicherungsgesetzgebung gemachten Zuwendungen nicht vergißt, so wird man sich auch der Grenzen bewußt werden, bis zu denen der Staatssozialismus in seinen Leistungen bei der heutigen Gestaltung des Erwerbslebens nur gehen kann, und an welchen die Selbsthilfe wieder in ihre Rechte tritt.

Diese Grenzen, bis zu welchen die Leistungsfähigkeit des Staates zu Gunsten der Arbeiterversicherung gehen kann, dürften bald erreicht sein. Die Grundzüge zur Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter sind ein sprechendes Zeugnis dafür. Man vergegenwärtige sich das erstrebenswerte Ziel einer derartigen Institution und vergleiche damit dasjenige, was der Staat dem gegenüber nur zu leisten in der Lage ist. Bei der Kranken- und Unfallversicherung hat der Staat noch eine hinreichende Versicherung der Arbeiter herbeizuführen vermocht; aber die Schwierigkeit der Aufgabe liegt wesentlich in der Invaliden- und Alters-, in der Witwen- und Waisenversicherung. Die letzteren beiden Versicherungsarten sind von der Regierung vorerst nur in Aussicht genommen. Ihre Kosten sind auf 119 Mill. Mark veranschlagt, die Kosten der Invaliden- und Altersversicherung auf 156 Mill. Die Leistung soll dort bestehen in mindestens 60 Mk. Rente jährlich für die Witwen und 30 Mk. für jedes Kind, hier in einer Invalidenrente von 120 Mk. jährlich, welche bis zu 250 Mk. steigen kann und in einer Altersrente von 120 Mk., welche bei Bezug der Invalidenrente in Wegfall kommt.

Es genügt, diese Summen nur zu nennen, um zu verstehen, daß es sich hier in Wahrheit um eine Versicherung gar nicht handelt. Die in der Denkschrift der Regierung in dieser Hinsicht gemachten Bemerkungen beruhen auf Selbsttäuschung. „Ihrem Betrage nach," so heißt es in der Denkschrift, „wird die Rente so bemessen werden müssen, daß sie einerseits nicht nur eine teilweise Erleichterung der öffentlichen Armenpflege oder ein Taschengeld darstellt, andererseits aber auch, wie schon angedeutet wurde, nur für notdürftigen Lebensunterhalt an billigen Orten ausreicht. Letzteres wird dazu führen, daß die Rentenempfänger thunlichst auf

dem Lande ihre Wohnung nehmen, dadurch die Bevölkerung des platten Landes vermehren und letzterem neben dem Reste ihrer Arbeitskraft auch vermehrten Geldumsatz zuführen.“ Es mag hier unerörtert bleiben, ob die genannten Renten wirklich für den notwendigen Lebensunterhalt irgendwo, sei es auch nur an billigen Orten, ausreichen, und ob ein etwaiges Übersiedeln dieser Rentiers und ihrer Renten, statt der Landwirtschaft Nutzen zu bringen, nicht vielmehr die ländlichen Armenlasten steigern würde, es genüge, nur darauf hinzuweisen, daß selbst bei einer weiteren Belastung der Industrie und der Industriellen durch die Beiträge und durch das Eintreten des Staates mit Geldmitteln nicht eine auch nur einigermaßen auskömmliche Invaliden- oder Altersrente erreicht wird, sondern höchstens ein Taschengeld. Dies darf nicht Wunder nehmen. Man vergegenwärtige sich die ungeheuren Kosten, die schon diese Minimalleistungen verursachen, um einzusehen, daß durch das Eingreifen des Staates ein Mehr garnicht erreicht werden kann.

Aber dies ist, wenn man die Sache nur recht betrachtet, nicht weiter zu bedauern. Die Übernahme auskömmlicher Renten auf den Staat würde die Arbeiter zu Staatspensionären machen und alle die schwerwiegenden Gründe gegen sich haben, welche die sozialdemokratische Lehre gegen sich hat. Betrachtet man dagegen diese Dinge von dem Gesichtspunkte einer bloßen Umformung der Armenpflege, so werden sich Bedenken in solchem Maße nicht geltend machen lassen. Der Staat ist nicht allmächtig, und je mehr er sich gegenüber den Notleidenden, deren es immer welche geben wird, als der allgegenwärtige Retter aufspielt, um so mehr wird er die Zahl der bei ihm Rettung suchenden vermehren, statt vermindern, und um so mehr wird er das Bewußtsein der eigenen Kraft, das Gefühl der Selbsthülfe in den Arbeitern erdrücken.

Es darf nicht vergessen werden, daß die schwierigste und wichtigste Aufgabe der sozialpolitischen Gesetzgebung mit Kranken-, Unfall-, Invaliden-, Alters-, Witwen-, Waisen-Versicherung keineswegs gelöst ist. Die Grundlage alles Übels ist und wird sein der geringe Arbeitslohn und hiermit in Verbindung die Zufälle der Arbeitslosigkeit. Es wird unausbleiblich sein, daß, wenn der Schlußstein der Arbeitergesetze durch Witwen- und Waisenversicherungen gesetzt sein wird, das Gefühl einer wirtschaftlichen Hebung des Arbeiternotstandes doch nicht wird Platz greifen können. Allmählich wird dem Arbeiter zum Bewußtsein kommen, daß die Entlastung der bisherigen Armenpflege durch die Schaffung einer neuen, in der Form von Versicherungseinrichtungen ersetzt worden ist. Dann ergiebt es sich von selbst, daß der Staat auch derjenigen Versicherung seine Aufmerksamkeit schenken wird, welche die Grundlage der übrigen hätte werden sollen: Der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, d. h. derjenigen Versicherungsart, welche dem Arbeiter auch dann ein Einkommen garantiert, wenn er, wie dies in der Natur seines Berufes liegt, zeitweise der Beschäftigung entbehrt. Würde es gelingen, eine solche Versicherung durchzuführen, so würde dem Arbeiter die selbständig dauernde Leistung von Versicherungsprämien möglich und staatlicher Zwang und fremde Beihilfe ganz oder zum Teil unnötig sein.

Es soll dieser Punkt hier nicht weiter erörtert werden; er ist nur darum hervorgehoben worden, damit man in dem Ziele des modernen Staatssozialismus das Zentrum nicht vergesse, und damit gleichzeitig ein Maß gegeben sei, an welchem bemessen werden kann, bis wohin dem Staatssozialismus innerhalb unserer heutigen Kultur nur zu gehen möglich ist.

Wenn man zugiebt, daß das Eingreifen des Staates für die verschiedenen Arbeiterversicherungen eine Folge des geringen Lohnes ist, welcher den Arbeitern die Selbstfürsorge unmöglich macht und wenn man sich auch über den Sozialismus hinwegsetzt, welcher darin liegt, daß der Staat selbst, oder durch Zwang seinerseits andere diesen geringen Lohn durch Zuschüsse in Form von Versicherungsbeiträgen ergänzen läßt, so wird man doch zurückschrecken, wenn der Staat bei der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit in ähnlicher Weise vorginge. Auch hier seinerseits die Mittel gewähren, um dem Arbeiter ohne Arbeit Einkommen zu garantieren, oder gar den Arbeitgeber hierzu zu zwingen, wäre wohl der Punkt, an welchem unser Staatssozialismus Halt machte. Hier vor dem „Rechte auf Arbeit," und zwar nicht vor dem „Recht" auf Arbeit im Armenhause, sondern vor der Garantie der Arbeit oder des Einkommens wird der Staat seine Ohnmacht erklären, d. h. seine Allmacht negieren müssen. Hier muß der Staatssozialismus sein alles leisten, ein teilweises Unterstützen, wie bei der Altersversicherung etwa, genügt nicht: hier heißt es, entweder die Armenpflege durch eine zureichende Versicherung gegen Arbeitslosigkeit von dem Arbeiter abhalten oder dies in zureichender Weise zu thun für unmöglich und damit die Armenpflege, welche eben vermieden werden sollte, selbst als jene Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu erklären.

Das wirtschaftliche Elend wird auf dem Wege der Staatshilfe eben nie und nirgends zu beseitigen sein. Die Hilfe des Staates muß sich darauf beschränken, auf dem Wege der Armenpflege das Ärgste zu verhüten, den Wohlstand und die Gesittung der Bevölkerung aber in der Weise zu fördern, daß die freiwilligen Thaten der Nächstenliebe den wirtschaftlich Schwächeren zu Hilfe eilen. Im übrigen wird der Staat die Selbsthilfe nach Möglichkeit begünstigen und in richtige Bahnen zu leiten haben. Wenn die moderne sozialpolitische Gesetzgebung eine Gefahr in sich schließt, so ist es vor allem die, daß das bisher unerhörte Eintreten des Staates mit einem ganzen Apparat von Kassen und Behörden zum Wohle der Arbeiter die Selbsthilfe auf diesem Gebiete zurückschrecke, um so mehr, als die geschaffenen Institutionen in keiner Weise genügen, um die Not der Arbeiter radikal zu bekämpfen.

Wenn die neuen Gesetze auch tief in das bisherige Arbeiterkassenwesen eingegriffen haben, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sie in vor- und weitsichtiger Weise dasselbe wenigstens nicht ganz zerstört, sondern möglichst erhalten haben, und wenn eine Äußerung des Vertreters derselben, des Staatsministers von Böttichcr, richtig ist, so ist es der Regierung gleichgültig, durch welche Kanäle den Arbeitern die Wohlthaten derselben zufließen. Die berufsgenossenschaftliche Organisation der Arbeiter-Hilfskassen insbesondere ist erhalten geblieben, eine Anzahl derselben freilich in die behördliche Form gezwängt,

eine andere in der alten Form belassen; vielleicht versteht sich die Regierung dazu, den Kassen noch mehr Freiheit der Bewegung zu verschaffen. Das berufsgenossenschaftliche Prinzip besonders ist es gewesen, welches in jahrhundertelanger Entwickelung das Arbeiterunterstützungswesen gefördert hat, und wenn die Buntscheckigkeit des letzteren in den neu geschaffenen Organisationen noch zum Teil zu erkennen ist, so wird dies eine für die Verwaltung vielleicht unbequeme, im übrigen aber erfreuliche Thatsache sein. Vielleicht wird die Selbsthilfe hier wieder einsetzen und dem Arbeiterkassenwesen die weitere, an die alten Traditionen der Selbsthilfe anschließende Förderung geben. Diese Festhaltung der alten berufsgenossenschaftlichen Kassengliederung ist es ja gerade noch, welche den Gedanken — wie wir gesehen haben, oft auch nur die Illusion — daß es sich um Versicherung, nicht um Armenpflege handelt, erhält. Der Staat wird also bemüht bleiben müssen, bei der Kranken-, Unfall-, Invaliden-, Alters-, Witwen-, Waisen-Versicherung die Selbsthilfe zu schützen und zu fördern. Auf demjenigen Gebiete aber, wo als der Staatsweisheit letzter Schluß wieder die Armenpflege erscheint, in der Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit, auf welchem Gebiete, wie wir gezeigt zu haben glauben, nur die Selbsthilfe wirken kann, auch da wird es die Aufgabe des Staates sein, dieselbe nicht zurückzudrängen, sondern kräftig zu unterstützen.

Wenn der Staat allmählich von dem Koalitionsverbot der Arbeiter zur Koalitionsfreiheit übergegangen ist, so darf er hier nicht engherzig Halt machen, wenn es gilt, die Folgen dieses Prinzipes zu vertreten. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Strikes, in welchen die Koalitionsfreiheit der Arbeiter zur Erzielung höherer Löhne und zur Versicherung während der Arbeitslosigkeit zum Ausdruck kommt, in der Hand von Agitatoren eine gefährliche Waffe bilden können; aber sie sind so sehr die einzige Waffe der Arbeiter, daß es ein Frevel ist, ihnen dieselbe zu rauben. Das ganze Bestreben der Gesetzgebung müßte dahin gehen, diesen Strikes das Tumultuarische und Willkürliche zu nehmen und ihnen ein Forum geordneten und planvollen Unterhandelns zu gewähren. Durch Anknüpfung an das Prinzip der Berufsgenossenschaften, durch eine Organisierung des Arbeitsnachweises innerhalb dieser Organe, durch eine Wiedererweckung des Selbstgefühls in der Richtung des Gesetzmäßigen wird es gelingen, auch diejenigen Kreise mit der neuen Gestaltung der Arbeiterfrage zu versöhnen, welche bisher ihre Feinde waren, und daß dies nicht zum letzten Teile die Arbeiter selbst sind, dürfte notorisch sein.

Wenn die Gesetzgebung das erreichen will, was ihr Ziel sein sollte: eine wirkliche Versicherung der arbeitenden Klassen gegen die Armenpflege, welcher sie infolge von Arbeitslosigkeit, Unfällen, Alter u. s. w. anheimfallen können, so bleibt ihr nichts übrig, als wieder auf die Selbsthilfe hinzuweisen. Denn ohne dieselbe ist das Maß ihres Könnens frühzeitig erfüllt. —

Die orientalische Frau.

Von
Joseph Beckmann.

Über das Frauenleben im Orient etwas Neues zu bringen, kann nicht der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein. Abgesehen davon, daß der Fremde — und dazu noch Mann — von dem Wirken der orientalischen Frau in ihrer Häuslichkeit nichts zu sehen bekommt und alle seine Kenntnisse mehr durch Hören als durch eigene Erfahrung findet, dünkt dieses wenige selbst nicht anziehend genug, zum Gegenstande einer besonderen Behandlung gemacht zu werden. Das Leben der orientalischen Frau muß unsäglich trostlos erscheinen für jedermann, der die geistige und moralische Ebenbürtigkeit des Weibes anerkennt. Kein Vorzug, den Geburt oder Reichtum gewähren, vermag dem Leben jener Frauen den Stempel der Einförmigkeit zu benehmen und der Grund liegt naturgemäß in der Beschränkung ihrer Freiheit, die unseren Begriffen von Selbstbestimmung und moralischer Verantwortlichkeit so sehr widerstrebt. Jeder Leser wird schon Gelegenheit gefunden haben, über die „entwürdigende Stellung" der Frau im Orient eine eigene Meinung zu bilden und wenige werden anstehen es auszusprechen, daß diese Frau eine bedauernswerte Sklavin ist. Soweit nun von der beschränkten persönlichen Freiheit die Rede ist, geht unsere Ansicht Hand in Hand mit der landläufigen, darüber hinaus jedoch nicht und trennt sich vollends, wenn die Lage der orientalischen Frau „entwürdigend" genannt wird. Diese Abweichung der Anschauungen bildet auch den Ausgangspunkt für die Darstellung der wirklichen Lage der Frau bei den Völkern des Islams, welche für die Beurteilung orientalischer Zustände allein maßgebend sind. Die eingeborenen Juden, Christen und Griechen haben, besonders in Syrien und Ägypten, sich in Tracht und Sitte so sehr dem Moslem angeschlossen, daß es schwierig, oft unmöglich wird, den Unterschied zu erkennen. Auch die Frauen sind nicht zurückgeblieben und die Duldsamkeit der neueren Zeit hat dazu beigetragen, die Verschiedenheiten auszugleichen. Und doch bestehen für diese scheinbar ein ganzes bildenden Stämme so unterschiedene Satzungen, daß man unmöglich dieselben in einem Atem nennen kann.

Die koptische Frau betrachtet es als eine Schande unverschleiert auszugehen, gerade so wie bei uns keine Dame einen Schritt ohne Handschuhe machen will — es ist einfach Modesache geworden. Die schwarzäugige Sarah hinwieder wird während eines Gastmahles ganz unbefangen neben dem fremden Gast sitzen; doch wehe diesem, wenn es ihm einfallen sollte, durch irgend eine kleine Galanterie die Aufmerksamkeit seiner Nachbarin auf sich zu ziehen. — Die Lebensweise dieser Völker bietet ein Gemisch von Beschränkung und Freiheit, deren Beschreibung zwar sehr anregend wirken, doch nicht als Abbild des orientalischen Lebens dienen kann — für uns ist die muselmanische Mehrzahl allein von Interesse.

Ist aber die Lage der orientalischen Frau in Wirklichkeit eine so niedrige, wie wir sie uns vorzustellen gewöhnt sind? — Ganz gewiß nicht! Man sagt,

ihr Verhältnis zum Mann und ihre gesellschaftliche Rangstufe seien entwürdigend für das weibliche Geschlecht. Kein Einsichtiger wird nun bestreiten, daß eine Entwürdigung nur dort bestehen kann, wo sie gefühlt und empfunden wird. Die Orientalin fühlt aber nichts dergleichen; das Entwürdigende ihrer Lage findet sich nur in unseren Augen. Die Ursache liegt darin, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse des Ostens unseren Anschauungen nicht entsprechen. Die Orientalen finden aber aus demselben Grunde die Lage unserer Frau eine traurige, weil diese schaffen, erwerben muß und dabei nicht so ausgiebigen Schutz genießt, wie die ihrige. Wer ist im Recht? — Offenbar die beiden und ein jeder von seinem Standpunkte. Es giebt ja kein absolutes Gesetz für gut und schlecht in allem, was Sitte und Anschauung betrifft; alles ist Sache der Angewöhnung und bekanntlich ist der Mensch im Durchschnitt das Produkt der Umstände, unter welchen er lebt. Das Verhältnis der Frau zur Gesellschaft ist im Oriente durch jenes Buch geregelt, welches dem Moslem als die wörtliche Offenbarung des göttlichen Willens gilt; welches Gesetzbuch, Verfassung, Gebetbuch und Moralkodex in einem ist. Auch der vorgeschrittenste Orientale zweifelt nicht an der Heiligkeit des Koran; — wie könnte er nun eine Gesellschaftsordnung, welche im wesentlichen den Anforderungen des göttlichen Willens entspricht, für anderes als das Ideal der Vollkommenheit betrachten? Und wie können wir annehmen, daß die orientalische Frau sich zurückgesetzt fühle, wenn sie den sittlichen und Glaubensgeboten ihres Volkes gemäß lebt? Schon die bloße Thatsache, daß die Orientalinnen von ihren christlichen Geschlechtsgenossinnen glauben, daß diese wegen ihrer größeren Freiheit und Unabhängigkeit von den Männern nur gering geschätzt werden, beweist, daß erstere ihre Stellung für die bevorzugte ansehen. Es ist klar, daß kein Europäer diesen Standpunkt teilen kann und fern sei es von uns, für diese Gesellschaftsordnung eine Lanze einzulegen. Doch ist es unsere Aufgabe, eine ungefärbte und vorurteilsfreie Darstellung der wirklichen Verhältnisse zu geben und ohne Zweifel ist es hierbei gleichgiltig, wie wir Fremdlinge darüber denken.

Die Stellung der Frau muß nach den drei großen Gesichtspunkten betrachtet werden, die naturgemäß sich darbieten: dem rechtlichen, ethischen und gesellschaftlichen. Man kann behaupten, daß die Rechte der Frau in der Welt des Islams besser und genauer umschrieben sind, als bei anderen Völkern. Während bei uns jeder Staat, jedes Kantonchen seine eigenen Ehe- und Erbschaftsgesetze hat, die im Laufe der Zeit wechseln, gilt im islamitischen Orient seit über 1200 Jahren ein einziges Gesetzbuch — der Koran, welcher überdies so viel ausgezeichnete Kommentatoren und weitgehende Ergänzungen gefunden hat, daß jedes Verhältnis bis in die kleinste Einzelheit geregelt erscheint. Es sei gestattet, einzelne auf unseren Gegenstand bezug habende Vorschriften hierher zu setzen.

Das wichtigste Prinzip des Erbrechtes gipfelt in der Bestimmung, daß die Frauen nach derselben Regel erben wie die Männer, wobei jedoch ihr Anteil nur halb so groß ist, wie der der männlichen Erben. So erhalten die Töchter von dem väterlichen Vermögen nur halb so viel wie die Brüder und zwei Drittel desselben, wenn keine männlichen Geschwister vorhanden sind. Diese anscheinende

Härte gegen die Mädchen findet dadurch eine Ausgleichung, daß bekanntlich im Orient der Mann seiner Zukünftigen die Mitgift geben muß. Der Mann erbt die Hälfte des Vermögens von seiner kinderlos gestorbenen Frau und ein Viertel, wenn sie Nachkommen hatte. In demselben Verhältnisse erbt die Frau nach dem Gatten, jedoch mit der oben ausgesprochenen Beschränkung. Was immer eine Frau von ihrem Gatten, ihren Anverwandten oder dritten Personen erhält, ist ihr ausschließliches Eigentum und weder der Gatte noch dessen Gläubiger haben irgend welchen Anspruch darauf. Im Falle der Scheidung nimmt die Frau alles mit, was sie in die Ehe gebracht hat, soweit es noch vorhanden ist. Überdies ist der Mann verpflichtet, die geschiedene Frau noch eine gesetzliche Frist von drei bis vier Monaten im Hause zu behalten und sie zu erhalten, darf sich jedoch nicht derselben nähern. Die Kinder verbleiben bei der Mutter und zwar Mädchen, bis sie mannbar geworden (9 Jahre), Knaben bis zum 2., 7. Jahre oder bis nach erreichter Volljährigkeit, je nach den verschiedenen Sekten.

Was wir an der Stellung der orientalischen Frau unwürdig finden, ist hauptsächlich die Vielweiberei. Das ist allerdings der wundeste Punkt und es wäre abgeschmackt zu leugnen, daß unsere Zustände die besseren und natürlicheren sind. Wir erkennen keine Mittelstufe zwischen dem einfachen Zusammenleben der Geschlechter und der monogamischen Ehe; es müßte denn — wie die Ehe des Orients — ein künstliches Ding sein. Der Prophet hat bei Gründung seines Glaubensreiches Herz und Gefühl nicht zu Rat gezogen — er hat aber mit scharfem Verstande das Ideal praktischer Vollkommenheit angestrebt. Ganz entgegen unseren Anschauungen, die dem Menschen die Wahl zwischen gut und böse lassen und darnach die Vergeltung bemessen, hat Mohammed die Vorschriften für seine Gläubigen aufgestellt. Er traut nicht dem sittlichen Gefühl; er weiß, daß bei neunundneunzig Menschen von hundert der Schurke stärker ist als der Trieb zum Guten. Er sucht daher, anstatt die Sünde zu verbieten, derselben durch praktische Mittel zuvorzukommen. So ist die Vielweiberei gegen den Ehebruch und dessen Folgen gerichtet; das Gebot für die Frau, sich nur verschleiert zu zeigen, ebenfalls ein Präventiv gegen die Sünde; das Verbot des Weintrinkens soll die bösen Thaten verhindern, welche der Mensch im Rausche begeht. Wir haben nur mit der Erlaubnis zur Vielweiberei uns zu beschäftigen. Die betreffende Stelle im Koran wird dahin ausgelegt, daß der Mann so viel Frauen nehmen darf als er braucht, doch nie mehr als vier. Also hat diese Lizenz keinen frivolen Zweck, sondern soll den Ehebruch verhüten. Wir haben gar keinen Grund anzunehmen, eine orientalische Frau empfinde dieselben Gefühle, die sich z. B. bei einer Europäerin einstellen, welche die Liebe ihres Gatten mit anderen teilt. Vor allem wirken Religion und Erziehung, sie gar nicht daran denken zu lassen, daß es anders sein könne. Und wenn doch der Zweifel sich regt, belehrt sie ein Blick auf ihre Umgebung, daß andere Frauen — auch durch Geburt und Reichtum höherstehende — in gleicher Lage sind. Sie hat es von Kindheit an so gesehen, sie hat es nicht anders gehört: warum sollte sie also gerade damit unzufrieden sein? Die geneigte Leserin beruhige sich: sie ist es nicht. Wo Viel=

weiberei ist, muß auch Reichtum vorhanden sein und das ist gewöhnlich ein wirksames Pflaster gegen Herzenswunden. Nicht jeder kann sich den Luxus eines mehrfachen Haushaltes gönnen. In Ägypten z. B. kommen auf hundert verheiratete Männer höchstens 3—4, welche zwei Frauen halten. Eine noch weitere Herzenszersplitterung erfordert aber schon bedeutende Mittel, die natürlich nur den wenigsten zu Gebote stehen. Ist es nicht praktisch eingerichtet, daß diese wenigen vom Glücke begünstigten in ihren Frauenhäusern Zerstreuung suchen für müssige Stunden, anstatt daß sie, wie bei uns, auf Abenteuer ausgehend, die Ruhe und das Glück anderer Familien stören? Die voranstehende Ausführung ist eigentlich ein prächtiger Beweis — wenn es eines solchen bedürfte —, daß die monogamische Ehe trotz alledem die einzig richtige ist. Wir sehen ein verhältnismäßig zivilisiertes Volk freiwillig von der Vielweiberei zur ersteren zurückkehren. In der That besitzen unter den seßhaften Arabern nur Vagabunden und reiche Leute mehrere Liebsten auf einmal; — die Bauern, Kaufleute, Beamte, Künstler leben mit einer Frau, und es ist bezeichnend, daß ein solcher Mann schon aus diesem Grunde Anspruch auf allgemeine Achtung erhebt.

Wir wissen zwar nicht viel davon, wie das Verhältnis der Frau zum Manne im Hause und ihre Stellung zur Familie sich gestaltet, aber wir dürfen nach allem schließen, daß sie ein mehr als erträgliches Dasein führt. Der Orientale — wenn er, selten genug — von seiner Frau spricht, sagt: Meine Gattin oder meine Dame; alle die wenig achtungsvollen Benennungen, welche von den Männern unserer unteren Volksklassen gebraucht werden, sind unerhört. Er gedenkt häufig seiner Familie und ist jederzeit bereit, der Gattin eine kleine Aufmerksamkeit nachhause zu bringen. Vor Mißhandlungen ist die Frau durch das Gesetz geschützt, welches dieselben als Scheidungsgrund bezeichnet. Und wenn man nach der leidenschaftlichen Liebe und Verehrung urteilt, welche die Araber bis in das späteste Alter der Mutter entgegenbringen, muß in diesen Frauen doch viel Weiblichkeit und häusliche Tugend vorhanden sein. Wo aber diese sich finden, kann es nicht fehlen, daß die Frau den Gatten feßle, ihn leite — ihn unterjoche, wenn ihre Art darnach ist. Die geneigte Leserin möge es glauben: im Orient regiert der goldgestickte Pantoffel ebensogut wie daheim. Wie das Dasein der mit Glücksgütern gesegneten Frauen — das Haremleben — sich abspielt, wurde schon zu oft, wenn auch nicht mit ängstlicher Treue, wiedergegeben, als daß besondere Erwähnung nötig wäre. Wenn aller Komfort des Lebens mit Aufopferung der Freiheit nicht zu teuer erkauft ist, sind jene Frauen glücklich. Die einzige Beschäftigung der vornehmen Orientalin liegt darin, das Vermögen ihres Eheherrn auf die schnellste Art zu verpuffen und man wird es uns ohne weiteres glauben, daß sie immer Helfer findet in diesem menschenfreundlichen Bestreben, besonders dort, wo „europäische Zivilisation“ schon vorgedrungen ist. Ein einfacher Geist faßt nicht die Ungeheuerlichkeiten, welche da begangen werden. Daß eine vornehme Türkin eine Million Schulden besitze, gehört zu den Alltäglichkeiten und ist eben nur dadurch möglich, daß faktische Vermögenstrennung der Gatten herrscht. Der Mann ist zwar nicht verpflichtet, für die Schulden der

Frau einzutreten, wird es jedoch in den meisten Fällen thun und sich noch hüten, die schöne Sünderin seinen Unmut allzu scharf fühlen zu lassen. Die Ansichten, welche wir uns über die Tyrannei der Pascha gegen ihre Frauen bilden, dürften jedenfalls veraltet sein. Thatsächlich wird der Fall äußerst selten sein, daß eine Haremsdame, ernstlich vor die Wahl gestellt, sich für den Austritt entscheide. Als Griechenland seine Unabhängigkeit erlangt hatte und es bekannt wurde, daß zahlreiche griechische Frauen und Mädchen in den Harem der Pascha schmachteten, wurde durch Intervention der Großmächte diesen Frauen die Rückkehr in das Vaterland freigestellt, aber nur die wenigsten machten von der Erlaubnis Gebrauch. Vor kurzem wiederholte sich ein ähnlicher Fall in Kairo. Der englische Generalkonsul Baring wollte erfahren haben, daß einige Mädchen in dem Hause eines bekannten Pascha eine schlechte Behandlung erführen und ließ ihnen seine amtliche Hilfe anbieten. Die Damen antworteten ihm unverblümt, er möge sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern und sie in Ruhe lassen. Nun ist es ganz richtig, daß Insassinnen von Harem zuweilen infolge schlechter Behandlung entfliehen und den Schutz der Behörden suchen, aber das sind Dienerinnen, welche durch die Launenhaftigkeit ihrer Herrinnen zur Verzweiflung gebracht werden; die Vielweiberei ist jedoch unschuldig daran. Und Hand aufs Herz, wie viele Mädchen wären nicht bereit ein Verhältnis einzugehen, das ihnen Reichtum, Bequemlichkeit, Lebensgenuß bietet und dabei nicht einmal unmoralisch genannt werden kann, da es durch Sitte und Gesetz anerkannt ist?

Die Absperrung der Frauen bringt es als weitere Folge mit sich, daß sie nicht oder doch nur sehr wenig arbeiten müssen. Der volkswirtschaftliche Schaden, der in dieser Enthaltung vermutet werden könnte, ist nicht bedeutend, da einesteils viele Länder des Ostens an Übervölkerung leiden und ferner, weil gegenwärtig nur sehr geringe Industrie vorhanden ist. Einst blühte das arabische Kunstgewerbe und auch die Frauen beteiligten sich daran. Die Stickereien auf Seide, welche das Entzücken der Liebhaber bilden, sind nur mehr als Antiquitäten erhältlich. Auch die Bildung der Frauen hat seinerzeit eine bessere Pflege erfahren. Wir lesen von berühmten Dichterinnen, aus deren erhaltenen Werken wir ersehen, daß sie die Sprache meisterhaft zu handhaben wußten. Die Überlieferung berichtet sogar von Frauen, die an der Spitze eines Heeres in den Kampf zogen, Reiche eroberten und ihre Völker weise und kräftig regierten. Heute nehmen die Frauen auch nicht entfernt einen ähnlichen Anteil am öffentlichen Leben. Die Landbauern ausgenommen, deren Frauen bei der Feldarbeit mithelfen und die Früchte in der Stadt verkaufen, beschäftigen sich die Araberinnen nur mit häuslichen Arbeiten. Alle Einkäufe für den Haushalt besorgt der Mann. Diese Scheu vor jeder Arbeit außer dem Hause geht soweit, daß selbst kochen, plätten, nähen, kurz alle Verrichtungen, welche in der ganzen Welt den Frauen zufallen, dort durch Männer besorgt werden müssen. Aus diesem Grunde sind alle Dienstpersonen Männer. Kaum daß der Fremde eine Amme oder ein Kindsmädchen für seine Familie erhalten kann.

Wir erblicken die schlimmste Ungerechtigkeit orientalischer Gesetzgebung gegen die Frau in der Leichtigkeit der Scheidung, welche einem gewissenlosen Manne es gestattet, lediglich aus Lust oder Laune, neue Ehebündnisse einzugehen. Die Scheidung kann zwar auch von der Frau herbeigeführt werden, jedoch nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen, welche der Gatte durch allerlei Kniffe wirkungslos machen kann. Der männliche Teil hingegen ist an keine Voraussetzung gebunden und es genügt bekanntlich, daß der Mann vor Zeugen die Scheidungsformel ausspreche, um die Ehe giltig zu lösen. Es ist klar, daß diese Leichtigkeit vielen Mißbräuchen die Thüre öffnet; das Gesetz hat deshalb vorgesorgt durch die Bestimmung, daß ein Mann seine geschiedene Frau dreimal wieder zu sich aufnehmen darf, wodurch viele Übereilungen gut gemacht werden können. Eine viel wirksamere Remedur gegen die Härte des Gesetzes ergiebt sich jedoch aus dem veredelnden Einfluß, den das Eheleben überall ausübt. Die Scheidung ist im Oriente viel seltener, als sie rechtlich sein könnte. Kein anständiger Orientale wird schon seines Ansehens wegen ohne Notwendigkeit die Frau verstoßen; dieser Fall tritt fast nie ein, wenn Kinder vorhanden sind, weil das Herz dieser der Mutter folgt. Es darf auch nicht übersehen werden, daß an die geschiedene Frau nicht jenes Vorurteil anhaftet, wie bei uns; der Umstand, daß eine Frau bereits einmal verheiratet gewesen, wird für sie kein Hindernis bilden, eine zweite und vielleicht bessere Heirat einzugehen.

Es erübrigt uns noch, von der Bewegungsfreiheit zu sprechen, welche im allgemeinen den Frauen eingeräumt ist, doch würde es zu weit führen, alle die örtlich verschiedenen Zustände zu beschreiben. Der den Frauen auferlegte Zwang, sich den Blicken aller mit ihnen nicht blutverwandter Männer zu entziehen, hat für die ersteren manche Vorteile und sichert ihnen eine Rücksichtnahme und wirkliche Höflichkeit seitens Fremder, von der wir trotz unserer zugespitzten Galanterie sehr weit entfernt sind. Das Gefühl für die Unverletzbarkeit des Frauenhauses, die Achtung für die alleinstehende Frau sind so tief gewurzelt, daß auch das Gesetz mit ihnen rechnen muß. In der Bewegung ist die Frau viel weniger gehemmt als bei uns und nicht wenige benützen diese Freiheit, um Seitenwege einzuschlagen. Der Grad der Absperrung ist übrigens in den verschiedenen Ländern nicht gleich. Frauen und Mädchen der Beduinen und Fellachen dürfen ganz unverschleiert gehen. Bei den Kabylen Algeriens ist es ähnlich; dagegen dürfen sie nie einzeln das Haus verlassen. Zu bestimmten Stunden im Tage gehen die Weiber eines Dorfes zum Brunnen und während dieser Zeit darf sich kein Mann in den Straßen zeigen. In den Städten Ägyptens ist jede Frau, welche einen Schleier erschwingen kann, verhüllt, dafür ist ihre Freiheit fast unbeschränkt. Es wäre übrigens verfehlt zu glauben, daß die Orientalin ihre Absperrung als einen entwürdigenden Zwang empfinde. Wenn sie in guter Ehe lebt, verlangt sie gar nicht mehr Freiheit, ja sie fühlt sich gekränkt, wenn der Gatte an Strenge und Eifersucht nachläßt, denn sie faßt es dahin auf, daß er sie weniger liebt als vordem. Die Verschiedenheit der Begriffe macht es erklär-

lich, daß, was uns abscheuliche Mißachtung der Frauenwürde scheint, dort als Anzeichen ungeschwächter Liebe gedeutet wird.

Wir hätten schließlich noch zu erwähnen, inwiefern die Berührung mit Europäern und die Bekanntschaft mit unseren Anschauungen dort, wo ein unmittelbarer Verkehr stattfindet, auf die Lage der orientalischen Frau Einfluß ausgeübt hat. Daß ein solcher erfolgt, ist gewiß; er ist aber bisher noch nicht wahrnehmbar. Das Verhältnis der Frau zur Gesellschaft hat sich im Orient nicht auf natürlichem Wege entwickelt, sondern wurzelt durchaus in der Religion. So lange diese feste Burg unerschüttert bleibt, wird auch die Orientalin ihrer europäischen Schwester Mitleid und Teilnahme einflößen. Sonst aber liegen Zeichen langsamer Wandlung vor. Wie die vornehmen Frauen die europäische Mode, mit Ausnahme des Hutes, voll angenommen haben, kann es auch nicht fehlen, daß der häufige Verkehr dieser Frauen mit gebildeten Europäerinnen ihre Ansichten verändere. Auch die Erziehung der Mädchen reicher Leute liegt vielfach in Händen von Europäern. Viele Orientalen geben ihren Kindern Hofmeister und Erzieherinnen; später werden die Mädchen in die von Europäern gehaltenen Schulen geschickt. Wir stehen noch am Anfang — aber schon die kommende Generation wird vielleicht den Einfluß europäischer Gesittung bei der Orientalin wahrnehmen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft.

England und seine Kolonieen im Falle eines Krieges.

Im englischen Unterhause hat vor kurzem der konservative Abgeordnete Bartelot den Antrag gestellt, durch eine Kommission die Mittel zur Verteidigung des Landes untersuchen zu lassen. Der Finanzsekretär im Kriegsdepartement, Brodrick, bekämpfte den Antrag, weil derselbe die Schwächen Englands vor der ganzen Welt bloßlegen würde. Und damit hat er recht. Um klar zu stellen, ob England noch berechtigt ist, in den großen Weltfragen ein gewichtiges Wort mitzusprechen und ob seine Bundesgenossen- oder Gegnerschaft hoch anzuschlagen sei, möchten wir seine Streitkräfte zu Wasser und zu Lande einer Betrachtung unterziehen.

Fassen wir zunächst die Flotte ins Auge. Daß das neueste Flottenbudget um 905581 L. geringer ist als das vorjährige, könnte zu der Meinung verleiten, die Seemacht befinde sich in so gutem Zustande, daß deren Instandhaltung nur wenig Kosten fordere. Aber selbst Stimmen aus dem Inselreiche sind anderer Ansicht. So stellt die „Army and Navy Gazette“ vom 31. Dezember 1887 die Fragen auf: „Ist es wahr, daß

1. auf keiner Station des Mittelmeeres ein Schiff erster Klasse sich befindet?
2. Das Kanalgeschwader französischen Schiffen gegenüber untauglich ist?
3. 4 Panzer- und mehrere andere Schiffe keine brauchbaren Geschütze haben?
4. Keine Reserve von Artilleristen und Maschinisten der Flotte vorhanden ist?
5. Die Maschinen neuester Schiffe ungenügend sind?"

Die Antwort lautet „ja". Es ist kein Zweifel möglich, Englands Stolz, die „meerbeherrschende" Flotte, ist im Niedergange begriffen. Beträgt auch die Anzahl ihrer Kriegsschiffe noch das Doppelte derjenigen Frankreichs, so hat doch letzteres ebenso viel Panzerschiffe als England. Italien gebietet über 3 mächtigere Panzer als Großbritannien, im Torpedowesen ist Deutschland ihm überlegen. Der Dampf hat die Technik in den Vordergrund gedrängt, das Kriegsschiff ist Maschine geworden; aber England blieb in der Technik zurück. Der britische Admiral Elliot hat neuerdings dargethan, daß sämtliche englische Schiffe 2. und 3. Ordnung den neuen schweren Geschützen gegenüber unbrauchbar sind, sodaß 1890 nur 22 Schlachtschiffe übrig bleiben, und die Herrschaft im Mittelmeere aufgegeben werden muß. Am kläglichsten ist es mit dem Geschützwesen bestellt. „Times" vom 18. Juli 1886 gestehen: „Die Ergebnisse unserer Kanonenfabrikation haben sich beständig verschlimmert, England hat im Augenblick keine Artillerie zu seiner Verteidigung, vielen Schiffskapitänen ist es verboten, ihre Kanonen abzufeuern, aus Furcht, dieselben würden zerspringen. Letzteres geschah 1886 auf den Kriegsschiffen Thunderer, Collingwood und Achive. Die Kanalflotte besteht aus den schlechtesten Fahrzeugen, nämlich 5 veralteten Panzerschiffen, 1 unbrauchbaren Kanonen- und Torpedoboot.

Um zu den Aufgaben der Flotte überzugehen, müssen wir einen Blick auf die über alle Weltteile zerstreuten Kolonieen werfen. Sie bieten für England keine Stärke, sondern eine kaum zu deckende Schwäche. Das Mutterland ist nicht im stande, sich selber zu schützen, geschweige denn seine Kolonieen. Diese vermögen sich aus eigener Kraft nicht zu verteidigen. Dies Unvermögen hat verschiedene Gründe. Erstens ist die Bevölkerung mancher Kolonieen dünn gesäet, oder aus den verschiedensten, teils halbwilden Stämmen gemischt. Zweitens fehlt es aber auch an dem Willen, etwas zur Selbstverteidigung zu thun. Die Kolonieen sagen mit Recht: „wir haben in der Politik keine Stimme, werden nicht gefragt über Krieg und Frieden, sind nur Gegenstand der Besteuerung. England mag uns schützen, wir verteidigen höchstens unsere engere Heimat." Unter dieser verstehen viele nur ihr Dorf. „Unser Handel geht nur bis zu dem und dem Punkte, warum sollen wir darüber hinaus auch noch Englands Handel schützen?" Kurz, es fehlt der Gedanke an die Zusammengehörigkeit und Interessengemeinschaft mit dem Mutterlande, und dieses hat nicht das geringste gethan, ihn zu wecken und zu fördern. Es erwartet, daß jedermann in den Kolonieen seine Pflicht thue; diese erwarten aber das gleiche von England. Leere Phrasen haben im Kriege keinen Wert, nur die That entscheidet. Gethan ist aber fast nichts, denn an leitender Stelle ist man noch nicht einmal zum Entschluß gelangt, sich über Mittel und Wege der Kolonialverteidigung zu einigen.

Die Unklarheit erhellt am besten, wenn man einen kurzen Blick in die Vergangenheit wirft.

Früher waren zum Schutze der auswärtigen Besitzungen Teile des stehenden Heeres dort in Garnison. Als aber 1859 die Verwickelungen zwischen Österreich und Frankreich eintraten, erwachte England plötzlich aus langem Traume, denn Großbritannien, die Grundlage aller Unternehmungen, war von Truppen fast entblößt. Die Regierung erklärte: „Die Flotte muß Handel und Nahrungszufuhr, kann aber nicht England vor einer Invasion schützen." Die bisherige beschauliche Ruhe war damit jäh unterbrochen, man glaubte durch den Nebel hindurch schon feindliche Bajonette auf britischem Boden zu erblicken. Was nur an auswärtigen Garnisonen zu entbehren war, wurde in die Heimat gezogen, einige Neubildungen im Heere und Anlagen von Befestigungen wurden vorgenommen. Die erregte Bevölkerung verstieg sich zur Selbsthilfe, indem etwa 170000 Freiwillige sich zur Verteidigung des heimatlichen Bodens verpflichteten.

Hiermit war plötzlich das Interesse für die bisher so gepriesene Flotte in den Hintergrund getreten. Das Haus der Gemeinen verteilte die Rollen, indem es 1861 den Grundsatz aussprach: „Die Armee bleibt im Königreich, die Flotte schützt die Kolonieen." Diesen Ausspruch halten wir für fehlerhaft, denn in jedem Falle müssen Land- und Seemacht zur Erfüllung der vorliegenden Zwecke zusammenwirken.

Betrachten wir zunächst die Aufgaben der Flotte. So ungeheure Strecken zu beherrschen, wie sie zwischen England und seinen Kolonien sich ausdehnen, ist nur möglich, indem man einzelne beherrschende Punkte der Seewege in Schach hält. Sie müssen zunächst ermittelt werden.

Wir nennen Halifax für den Seeweg nach Kanada; ferner Bermuda, Bahama, Jamaika und Antigua für die Linie nach Westindien; endlich für Ostindien und Australien durch das Mittelmeer: Gibraltar, Malta, Aden, Bombay, Komorin, St. Georg Sund, Trinkomale, Singapore, Hongkong, wobei vorausgesetzt ist, daß der Suezkanal noch benutzbar ist. Sonst sind auf der Kaplinie zu nennen: Sierra Leone, Ascension (jetzt aufgegeben), St. Helena, Simonsbay, Mauritius und K. Georgs Sund; auf der Kap Horn-Linie: Sierra Leone, Ascension, Falklands, Sydney, Fidschi-Inseln.

Solche Punkte, an den befahrensten Seewegen gelegen, zu Häfen geeignet und mit Kohlenvorräten versehen, werden schon im Frieden die Sammelplätze zahlreicher Schiffe sein. Wird die Besetzung eines der genannten Punkte unterlassen, so weht dort sicher bald des Feindes Flagge.

Wir haben eben der Kohlen erwähnt. Ohne sie ist natürlich im Zeitalter des Dampfes keine Flottenunternehmung möglich. England ist im Besitze zahlreicher und gut gelegener Kohlenstationen; aber geschützt sind sie nicht. Dazu gehören Befestigungen und Garnisonen; Schiffe allein vermögen sie nicht zu schützen. Bei Ausbruch eines Krieges werden die unverteidigten Kohlenstationen die Magnete sein, welche die feindlichen Kreuzer mächtig anziehen, um die Vorräte zu nehmen

oder zu vernichten und damit sofort den britischen Seehandel lahm zu legen. Möge man wohl bedenken, daß die Verteidigungsmaßregeln viel Zeit in Anspruch nehmen, der Angriff aber wie ein Blitz aus der Luft fährt. Ein gewaltiger Schrecken wird dann die Handelsflotte ergreifen und damit die Ernährung Englands in Frage stellen, denn die Hälfte seiner Bevölkerung ist auf überseeische Zufuhr angewiesen, die Hungersnot steht warnend vor der Thüre. Welchen Schaden vermag schon ein einziger kühner Kreuzer dem Handel zuzufügen, und nun sind 2 neue Seemächte herangewachsen: Deutschland und Italien! Anstatt sich an Siegen über halbwilde Völkerschaften zu berauschen, sollte Großbritannien die Augen öffnen und nicht den Vogel Strauß nachahmen; die Gefahr droht nicht nur, sie nähert sich.

Man hat geglaubt, sich helfen zu können, indem man im Kriegsfalle die tauglichsten Handelsdampfer bewaffnet, die über alle Meere zerstreut sind, eine willkommene Beute, falls sie sich zur Ausrüstung nach England begeben.

Denn unglaublich aber wahr ist, daß auswärtige Schiffswerften fehlen, welche zur Herstellung der Kriegsschiffe dienen. Wird ein solches bei Sydney schadhaft, so hat es den 2 monatelangen Weg nach England zu machen, unterwegs wehrlos dem Feinde überantwortet. Am nötigsten wäre eine große Schiffswerft im Osten, in Sydney, denn Bombay genügt nicht. Für Amerika besteht nur Bermuda als Dock. So großartig die betreffenden Anstalten in Portsmouth, Chatam und Plymouth auch sind, sie würden, abgesehen von der Entfernung, den Anforderungen nicht genügen können, weil nichts vorbereitet ist.

Endlich 1879 wurde der Anfang gemacht, die Fragen wegen Verteidigung, Kohlenplätzen, Schiffswerften, Befestigungen, Garnisonen und deren Kosten einer Kommission vorzulegen. Dabei blieb es. Eine Wirkung der Kommissionsarbeit war nicht zu verspüren. Wie konnte das auch anders sein? War man doch über die Hauptfrage im unklaren, ob die Kolonieen sich selbst verteidigen müssen, oder ob dies Sorge des Mutterlandes sei. Noch heute ist diese Frage ungelöst, obgleich zahlreiche Stimmen aus den Kolonieen erschallen, die da wissen wollen, was sie im Kriegsfalle zu erwarten hätten. Kanada allein ist, des Fragens müde, endlich zu einer Art von Militär-Organisation gelangt, um auf eigenen Füßen stehen zu können, während die meisten anderen Kolonieen dem Beispiele des Mutterlandes folgen und ein unberechenbares Freiwilligensystem (auf Friedensdauer!) versuchen. England kümmert sich weder um diese Bemühungen, noch um einheitliche Bewaffnung u. s. w. Vielleicht thut es wohl daran, an den Puls der größeren, sogenannten, „selbständigen" Kolonieen nicht zu fühlen.

Kehren wir zur Flotte zurück. Ihre Aufgabe wird erst dann erfüllbar, wenn ihr die Freiheit der Bewegung gegeben und ihre Kraft nicht über alle Weltmeere zersplittert wird. Die Schlachtenflotte muß zusammenbleiben, da wo die Entscheidung liegt. Dies ist im Kanal, dem Vereinigungspunkte aller Seewege. In die entfernteren Meere, an die beherrschenden Punkte müssen Kreuzerschiffe gesendet werden, die Kohlenstationen und zu erbauenden Schiffswerften sind von

der Seeseite durch lokale Hafenschiffe und Torpedos, auf dem Lande durch Batterien und Lokaltruppen zu sichern. Im Kanal liegt aber nicht bloß der Zusammenlauf aller Seewege, nein auch die Gefahr der Invasion und der höchst wahrscheinlich vorhergehenden Absperrung (Einschließung.) Dieser Einsicht sich verschließend, hat die Verteidigungskommission von 1859 die Flotte entbunden von der Verpflichtung, im Kanal zu liegen, aus Besorgnis, der Gegner werde sonst zu sehr den Handel und die Kolonieen schädigen. Freilich wäre es zu wünschen, daß die Flotte nicht zu sehr durch den Schutz der Küste Englands in Anspruch genommen werde, aber dies setzt voraus, daß im Mutterland genügende Landmacht und Befestigungen vorhanden seien. Auf beide kommen wir später zu sprechen.

Hatten wir die Flotte als erste Verteidigungslinie betrachtet, so bilden die Küstenbefestigungen die zweite. Nach englischer Ansicht ist darin viel geschehen, betrachten wir aber die Sache näher, so sind die meisten Werke veraltet, nicht sturmfrei, die Geschütze von zweifelhafter Haltbarkeit, die nötige Bedienungsmannschaft nicht vorhanden. Ohne auf die Einzelheiten einzugehen, erwähnen wir nur, daß die Südküste Irlands unbeschützt ist, denn Kork ist auf der Landseite völlig offen. Außer Portsmouth ist kein Platz mit fehlerloser Befestigung zu nennen, auf der englischen Ostküste weist nur Harwich fünf Geschütze auf. Das sonst hoch entwickelte Eisenbahnnetz entbehrt der militärischen Organisation, so daß eine rasche Unterstützung der Küsten nicht gewährleistet ist. Im Innern und zum Schutze der Hauptstadt sucht man vergeblich nach einem befestigten Lager als Sammelpunkt.

In den Kolonieen ist weder von einer Flotte die Rede, noch sind die Küstenbefestigungen nennenswert. Für Australien soll neuerdings eine Flotte aufgestellt werden, für die es 18 Mill. L. neben jährlich 5 Mill. L. Unterhaltungskosten zahlen soll. An Vorschlägen hat es auch bisher nie gefehlt!

Als drittes Verteidigungsmittel nennen wir das englische Landheer. (In den Kolonieen zeigt nur Kanada die Anfänge einer Heeresorganisation). Von der britischen Armee bleiben, nach Abzug der in Ägypten und den Kolonieen und Stationen befindlichen Garnisonen und der dahin erforderlichen Nachschübe im Kriegsfalle, im Mutterland an geworbenen Truppen noch 73000 M. Infanterie, 10000 Mann Miliz, 12600 Mann Reiterei, 48 Feld- und reitende Batterien (8016 Mann), 4509 Mann Ingenieur- und 2400 Mann Verwaltungstruppen, zusammen 132125 Mann, also etwa 4 Armeekorps. Hiervon lassen sich aber infolge der höchst mangelhaften Wehrverfassung nur etwa 30000 Mann ins Feld stellen. Beachtet man, daß z. B. im Jahre 1886 die Zahl der Desertionen 5402 Mann = 8,2 % der Rekruten betrug, so läßt sich ermessen, welchen Umfang die Fahnenflucht annehmen würde, wenn Krieg mit einer europäischen Macht in Aussicht steht. Fehlt doch diesem mittelalterlichen Söldnerheere das kräftige Band der Vaterlandsliebe, das unlöslich an die Fahne fesselt. Das Offizierkorps, obwohl vom besten Willen beseelt, leidet unter der unglücklichen Heeresorganisation, höhere Kriegswissenschaft ist ihm fremd, ein Generalstab nach deutschen

Begriffen nicht vorhanden. Und doch, welch ungeheure Aufgaben sind dem englischen Landheer gestellt! Anstatt aber mit aller Macht an den Aufbau eines neuen Heereswesens die Hand zu legen, nimmt man nur einzelne Regungen wahr, wie kleine Probemobilmachungen, Pläne zur Hafenbefestigung und Kolonialverteidigung. Wie wenig man auf Verstärkung der Streitmacht bedacht ist, zeigt die Herabminderung auch des neuesten Heeresbudgets. Bei Umwandlung von reitenden in Feldbatterieen hat man neuerdings deren Zahl vermindert, obgleich das allgemeine Interesse von der Flotte ab-, dem Heere zugewandt war.

An mahnenden Stimmen hat es bisher nicht gefehlt. Männer, wie Lord Beresford, Wolseley, Charles Dilke und Admiral Elliot, Blätter wie „Army und Navy Gazette," „Fortnightly Review", sowie vortreffliche Werke wie das von Major Colomb „Defence of Great and Greater Britain" und von Major Wachs „die Weltstellung Englands" predigen laut genug — umsonst.

Warum diese Stimmen erfolglos verhallen, hat verschiedene Gründe. Erstens liegt die Schuld an den höchsten Behörden. Kriegsamt, Admiralität und Kolonialamt arbeiten in verschiedenen Richtungen ohne gemeinsamen Plan, sich gegenseitig hindernd. Es fehlt die kräftige Hand, diesem verhängnisvollen Zustande ein Ende zu machen. Zweitens scheut England trotz seiner ungeheuren Einnahmen die Kosten für eine verstärkte Streitmacht — eine Sparsamkeit am unrechten Orte. Die Kolonieen sind ihm eine Goldquelle, weiter nichts. Im Kriegsfalle giebt man sich der Hoffnung auf Bundesgenossen und diplomatische Künste hin. Man denkt nur von heute auf morgen. Nur so ist es erklärlich, daß ein sonst so praktisches, im Vergrößern des Besitzes so gewandtes Volk, völlig unthätig bleibt gegenüber den drohenden Gefahren.

Während der britische Löwe müßig auf seiner unermeßlichen Beute schlummert, ziehen sich die unheilvollen Wolken von allen Seiten zusammen. Mit fieberhafter Eile baut der Moskowiter an der transkaspischen Bahn, das eiserne Band schmiedend, mit dem er allmählich aber sicher die Perle Indien in die Krone des Zaren zu fügen gedenkt. In der kurzen Frist eines Jahres hat ein Eisenbahnbataillon die 566 km lange Strecke bis Merw gebaut, jetzt ist der Amu Darja bei Czardui überschritten. Von hier nach Süden wird eifrig die Zweigbahn nach Kilif dicht an der bucharisch-afghanischen Grenze vollendet. Hat erstgenanntes Geleise Taschkend erreicht, so ist es den Russen ein Leichtes, auf sicherer Anmarschlinie in 14 Tagen 1—2 Armeekorps durch die zahlreichen indischen Pässe zu werfen. Was steht den Briten zu Gebot? Nur 150000 Sepoys und 70000 europäische Söldner umfaßt die indische Armee, von der nur ein Teil und zwar kaum vor zwei Monaten dort verwendbar ist, denn die Festungen, Eisenbahnen und Anmarschlinien wollen gesichert, die eingeborenen Fürsten überwacht sein. Die russische Reiterei und reitende Artillerie ist marschbereit, in sieben Tagen können ihre Standarten vor den Mauern Herats, dem Schlüssel Indiens, erscheinen. Nun rächt sich, daß England versäumt hat, das tapfere Reitervolk der Turkmenen sich zum Bundesgenossen zu machen. Ungeduldig erwarten diese den Augenblick, um unter russischem Kommando sich in die märchenhaften Gefilde Indiens zu er-

gießen. Herat, obwohl von englischen Ingenieuren nach neuer Art verstärkt, ist von nahen Höhen überragt und muß schwerem Geschütz erliegen.

Noch bietet sich ein letztes Mittel gegen die drohende Gefahr, wenn England rasch die Bahn nach Herat weiterführt, Quetta befestigt und von hier aus der strategisch wichtigen Linie Kandahar-Ghuzni einen Stützpunkt bietet. Glaubt es aber, die Russen hinter dem Indus abwarten zu dürfen, so ist Indiens Schicksal besiegelt.

Nach diesem unschätzbaren Lande führt Englands bester und kürzester Weg durchs Mittelmeer. Die starken Festen Gibraltar und Malta schützen ihn teilweise; aber gefahrdrohend wächst Frankreichs Herrschaft an der afrikanischen Küste. Das wichtige Cypern entbehrt noch jeder Befestigung. Der wundeste Punkt dieses Weges bleibt aber der Suezkanal, auf dessen Neutralität und Benutzbarkeit im Kriegsfalle nicht zu rechnen ist, auch wenn England augenblicklich — wahrscheinlich auf nicht lange — seinen Fuß in Ägypten hat. Frankreich, Italien und Rußland müssen ihm den Suezkanal verlegen aus eigenstem Interesse. Dann bleibt den britischen Schiffen nur der gefahrvolle und 1700 geogr. Meilen längere Weg um das Kap, ein gewaltiges Hemmnis für militärische Unternehmungen.

Die größte Kolonie gilt es in Amerika zu schützen. Dort hat man endlich in letzter Stunde die kanadische Pacificbahn gebaut, welche ermöglicht, in etwa 14 Tagen englische Streitkräfte von der Heimat nach der Küste des großen Ozeans zu befördern. Aber während der eine Endpunkt, Halifax, gut befestigt ist, bleibt die ungeheure Strecke und der westliche Endpunkt Port Moody weder natürlich noch künstlich geschützt, was bei der teilweisen Nähe der amerikanischen Grenze höchst bedenklich erscheint. Zweifellos bedeutet die kanadische Bahn einen Wendepunkt für das Aufblühen des Handels, einen kühnen Schachzug gegen die fortschreitende Herrschaft Rußlands im großen Ozean, wo England bisher fast machtlos. Es war hohe Zeit, denn der russische Koloß hatte seine Flottenbasis an der ostasiatischen Küste 1000 Meilen nach Süden gerückt, in 15 Tagen konnten russische Streitkräfte in Vancouver Island, in 8 Tagen in Hongkong landen. Das wichtige Kohlenland Britisch Kolumbia, dessen Bedeutung durch den Panamakanal noch erhöht wird, war preisgegeben. Dem sogar mit einer Schiffswerft ausgerüsteten festen Kriegshafen der Russen: Wladiwostok hatte England weit und breit nichts Ähnliches entgegenzusetzen, seine Schiffe müssen behufs Herstellung die heimatlichen Häfen aufsuchen. Auch Wladiwostok genügte dem Zaren nicht, denn der Hafen ist mehrere Monate durch Eis gesperrt. Unablässig drängt daher die russische Kraft nach Süden. Dies erkennend hat England mit kühnem Griffe durch Vertrag Port Hamilton an sich gebracht, wodurch seinem Gegner der Weg aus dem Japanischen Meere südlich in das Gelbe und das Chinesische Ostmeer versperrt wird. Die ungeheure strategische Bedeutung Port Hamiltons erfassend, hat man die von Natur schon starke Insel befestigt. Hierauf richtete Rußland seine Augen auf einen in der Bucht von Korea gelegenen Hafen, Port Lazarew. Nun geschah vor kurzem das unerhörte: England hat Port Hamilton an China zurückgegeben. Eine Erklärung findet dies nur, wenn man annimmt, es wolle im Gefühle seiner

Schwäche vermeiden, mit Rußland in Streit zu geraten und in gewohnter Weise andere, hier die Chinesen, die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Ob es sich Chinas Bundesgenossenschaft gegen die Russen erkauft hat? Zu verachten ist sie nicht in anbetracht dessen, was das Reich der Mitte bisher für seine Land- und Seemacht gethan hat. Weit über 100000 Mann sind europäisch ausgebildet und bewaffnet, die Kanonen sind Krupp'sches Erzeugnis. Die beiden Flotten sind in bestem Zustande und weisen eine gewaltige Anzahl von neuen Schiffen, teils deutschen, teils englischen Ursprungs auf.

An dieser Stelle sei noch erwähnt, daß außer Port Hamilton England neuerdings auch die Kohlenstation Ascension im atlantischen Ozean aufgegeben hat. Hoffentlich sehen wir dort bald die deutsche Flagge wehen, zum Nutzen der Flotte und der Kolonieen.

Endlich wäre noch der bevorstehenden Vollendung des Panamakanals zu gedenken, der gewaltige Verschiebungen zu Gunsten Amerikas und zum Nachteile Englands verursachen muß. Doch mag es genügen, nur auf näher liegende Gefahren hingewiesen zu haben.

Zum Schlusse erwähnen wir noch die Vorschläge, welche Sir Charles Dilke in diesen Tagen in der „Fortnightly Review" gemacht hat:

1. Die Seehäfen und Kohlenstationen zu befestigen, so daß die Mitwirkung der Flotte entbehrlich wird, 2. die überseeischen Garnisonen mit Eingeborenen unter englischen Offizieren zu besetzen, 3. die Reserve 1. Klasse unter die Freiwilligen oder die Miliz zu verteilen, 4. die Miliz für den Dienst im Auslande zu bestimmen, 5. die Freiwilligen zu dauerndem Dienste zu verpflichten, falls die Miliz abwesend und die Reserven einberufen sind, 6. die Armee praktischer zu uniformieren, 7. den Gebildeteren kürzere Dienstzeit zuzusprechen, ihnen die Wahl des Aufenthalts zu überlassen, wenn sie auf eigene Kosten leben wollen, mit der Verpflichtung, sich jederzeit zu stellen. Nach abgelegter Dienstzeit sollen sie geprüft werden. Dagegen spricht sich Dilke gegen die allgemeine Wehrpflicht aus.

Wir halten sie für Englands einzige Rettung. Selbst wenn sie nur den Vorteil hätte, den Sinn des Volkes vom „alleinseligmachenden" Gelderwerb auf höhere nationale Ziele zu lenken, es fähig zu machen, dem Vaterlande persönliche Opfer zu bringen, dann wäre schon Großes erreicht, der militärische Sinn geweckt, dem Heere die gebührende Achtung in der Gesellschaft errungen, das Mutterland durch seine starken Söhne gesichert. Wie kann Großbritannien nur wähnen, auf die Dauer unter den waffenstarrenden Mächten eine wehrlose Sonderstellung behaupten zu dürfen? Wer möchte seine Bundesgenossenschaft suchen, wer seiner Stimme im Rate der Völker noch Gewicht beilegen? Wir Deutsche haben infolge unserer Stammesgemeinschaft und aus anderen Gründen den Wunsch, England stark und gerüstet zu sehen, obwohl unvergessen bleibt, daß britische Staatskünstler 1871 die Friedensverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich zu durchkreuzen suchten.

Also weg mit dem Söldnerheer und den hochtönenden Worten! Wo nicht, wird England zu spät erwachen, seine Kolonieen als reife Frucht in Feindes

Hand fallen sehen. Es bleibt ihm nur der zweifelhafte Trost, lange genug aus der Goldquelle geschöpft und sich nicht den Kopf darüber zerbrochen zu haben, wie man ein Weltreich schützt und schirmt.

Berlin. Hofmann.

Nationalökonomie.

Die preußische „Steuerschraube" in der volkstümlichen Vorstellung und im Lichte der Kritik.

I.

Trotzdem jetzt die Einführung neuer Steuern von der Zustimmung der Volksvertretung abhängig ist und die Verwendung der Steuern ihrer Kontrole untersteht, ist die Besteuerung immer noch die wohl bestgehaßte Einrichtung im Staate. Das beliebteste Schlagwort der Räsonnements über den Steuerdruck ist die „Steuerschraube". Was denkt man sich unter diesem bildlichen Ausdruck?

Man meint damit, daß, wie die Schraube dazu dient, einen allmählich sich steigernden Druck auf einen Körper auszuüben oder einen solchen allmählich in die Höhe zu treiben, so immer höhere Summen von den Steuerpflichtigen erpreßt werden. Damit wirft man der Staatsregierung vor, daß ihr Bestreben auf fortdauernd höhere Steuerbelastung gerichtet sei, den Steuergesetzen aber, daß sie die Handhaben zur Verwirklichung dieses Bestrebens bieten. Der beschränkte Raum verbietet uns, bei allen einzelnen Steuern nachzuweisen, welchen Bestimmungen der maßgebenden Gesetze man im einzelnen diesen Vorwurf macht; wir beschränken uns daher auf die Klassen- und die Einkommensteuer als diejenigen, bei denen das Geschrei über die Steuerschraube am lautesten ertönt.

Bei den genannten beiden Steuern tadelt man es vor allem, daß dieselben auf dem sogenannten Quotitätsprinzip beruhen, d. h. daß der Steuerfuß, nicht aber die Gesammtsteuersumme feststeht, sodaß letztere durch hohe Einschätzungen beliebig gesteigert werden könne, und man möchte dasselbe daher durch eine ein für allemalige gesetzliche oder eine jährlich bei der Etatsberatung zu bewirkende Feststellung des Gesamtsteuersolls ersetzen, um dadurch der Regierung das Interesse an hohen Einzelveranlagungen zu nehmen.

Ein weiteres vermeintliches Heilmittel gegen die Steuerschraube ist die Beseitigung jeder Mitwirkung der Regierung bei dem Veranlagungsgeschäft und die Übertragung desselben in allen Instanzen lediglich an Kommissionen der Steuerpflichtigen selbst. Die gegenwärtig bereits den Steuerpflichtigen eingeräumte Mitwirkung hält man für ganz unzureichend. Bei der Klassensteuer liegt zwar die Veranlagung zunächst in der Hand einer von der Gemeinde gewählten Kommission; aber man glaubt, daß der den Vorsitz führende und die zu Grunde zu legenden Ermittelungen vornehmende Gemeindevorsteher zu abhängig von den vorgesetzten Staatsbehörden sei, um die Steuerpflichtigen vor Überbürdung zu schützen. Sodann aber bilde ja die Veranlagung durch die Kommission lediglich ein Gutachten, das zunächst dem Obergutachten des Landrats unterworfen werde, während die

thatsächliche Feststellung der Steuer in der Hand der Bezirksregierung liege. Von jedem unmittelbaren Staatsbeamten jedoch glaubt man ohne weiteres voraussetzen zu dürfen, daß ihm nur das Interesse des Staatssäckels am Herzen liege. Bei der Einkommensteuer setzt nun zwar eine gewählte Kommission die Steuer fest, aber dabei hat man wieder zu tadeln, daß in dieser Kommission der Landrat den Vorsitz führt. Über die Reklamationen wird bei der Klassensteuer die für jeden Kreis gebildete Reklamationskommission nur gehört, und in dieser Kommission habe nicht nur wiederum der Landrat den Vorsitz, sondern die Mitglieder derselben brauchten auch nicht einmal ausschließlich den Klassensteuerpflichtigen anzugehören. Die Entscheidung über die Reklamation steht der Regierung zu, wenn diese sich aber dem Gutachten der Reklamationskommission nicht anschließen will, der Bezirkskommission für die Einkommensteuer. Daß die Regierung als entscheidende Behörde den Steuerpflichtigen nicht behagt, ergiebt sich aus dem erwähnten Vorurteil gegen die Staatsbeamten; es kommt hier noch hinzu, daß man glaubt, da die Regierung auch in erster Instanz entschieden habe, werde sie an der ersten Entscheidung eigensinnig festhalten. Gegen die Bezirkskommission wird eingewendet, daß dieselbe zu $^2/_3$ aus Einkommensteuerpflichtigen zusammengesetzt sei und unter dem Vorsitz eines Regierungsbeamten, in der Regel des Regierungspräsidenten, stehe. Nun findet allerdings noch das weitere Rechtsmittel des Rekurses statt; aber derselbe geht an den Finanzminister, und diesem traut man erst recht keine Unparteilichkeit zu. — Günstiger liegen die Verhältnisse für den Zensiten bei der Einkommensteuer, da hier die Bezirkskommission endgiltig über die Reklamationen entscheidet; indes hat man an dieser Kommission eben den Vorsitz eines Regierungsbeamten auszusetzen.

Ganz abgesehen aber von dem Wert oder Unwert des Instanzenzuges bei der Klassen- und Einkommensteuer will man vielfach behaupten, derselbe sei für einen großen Teil der Steuerpflichtigen dadurch ungangbar gemacht, daß der Zensit genötigt sei, den entscheidenden Behörden einen genauen Einblick in seine Verhältnisse zu gewähren, ja die Kommissionen zum Teil sich diesen Einblick auch gegen den Willen des Zensiten verschaffen könnten. Hierdurch würden insbesondere Geschäftsleute oft genötigt, unbillige Steuern zu tragen, da eine solche Durchforschung ihrer Verhältnisse ihnen noch größeren Schaden verursachen würde; es sei ja allerdings den Mitgliedern der Steuerkommissionen Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht, aber da die Verletzung dieser Pflicht nicht mit Strafe bedroht sei, werde die Verschwiegenheit nicht beobachtet.

Auch daß bei der Einschätzung den mitwirkenden Organen keine anderen Schranken gezogen sind, als durch das Verbot des „tieferen und lästigen Eindringens“ in die Verhältnisse der Zensiten wird vielfach als ein Angriffspunkt fiskalischer Willkür bezeichnet, denn ein solch' allgemein gehaltenes Verbot sei so gut wie gar keines und mache den Einschätzungsorganen jede Willkürlichkeit möglich.

II.

Wer, unbekannt mit den thatsächlichen Verhältnissen, diese Beschwerden über die Steuergesetzgebung vernimmt, dem kann allerdings der preußische Staatsbürger

als das beklagenswerte Opfer fiskalischer Willkür erscheinen. Wenn man aber die Sache einmal unparteiisch prüft, so gewinnt sie denn doch ein ganz anderes Ansehen. Zunächst hat man gar kein Recht, bei der Staatsregierung ein rücksichtsloses, einseitiges Streben nach möglichst hohen Steuererträgen vorauszusetzen. Die direkten Steuern und insbesondere die Klassen- und Einkommensteuer sind in ihren Erträgen fortgesetzt gewachsen, das ist richtig. Aber ein solches Wachstum ist natürlich und muß mit einer Zunahme der Volkszahl und des Volkswohlstandes eintreten, und daß sich beides in den letzten Jahrzehnten gehoben hat, wird wohl niemand in Abrede stellen. Es würde hier bei dem uns zur Verfügung stehenden beschränkten Raum zu weit führen, den statistischen Nachweis zu erbringen — soweit ein solcher überhaupt bei Verhältnissen wie den vorliegenden möglich ist — daß die Steuererträge in keinem stärkeren Verhältnis gewachsen sind, als z. B. der Konsum an solchen Gegenständen, die nur bei Zunahme des Wohlstandes in größerer Menge ver- resp. gebraucht zu werden pflegen (z. B. Wein, Zucker, Thee ꝛc.). — Wenn übrigens die Zunahme der Steuererträge eine von der Regierung künstlich gemachte wäre, so müßte man doch annehmen, daß sie am stärksten in Jahren mit besonders ungünstigen Etats gewesen wäre. Gerade das Gegenteil ist aber der Fall gewesen: Die Defizitjahre 1878—80 weisen die geringste Steigerung auf, während die stärkste in die wirtschaftliche Blütezeit 1871—74 fällt. Und dann, wäre es denn so lohnend für die Staatsregierung, die Steuerschraube rücksichtslos anzudrehen und sich dadurch verhaßt zu machen? Gewiß nicht! Bei der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer ist eine willkürliche Steigerung der Erträge teilweise gänzlich, teilweise so gut wie gänzlich unmöglich gemacht. Bei der Klassen- und Einkommensteuer aber findet sie an der Gefahr einer Verminderung des Steuerobjekts durch Abnahme der Kapitalbildungen und Vertreibung des Kapitals ins Ausland ihre naturgemäß von jeder nicht geradezu nach dem Grundsatz „Après nous le déluge“ wirtschaftenden Regierung zu beobachtende Grenze. Eine Steigerung um einige wenige Prozent, wie sie sonach nur möglich ist, würde aber bei der im Vergleich zu dem Staatsbedarf verhältnismäßig geringen Bedeutung der Klassen- und Einkommensteuer in keinem Verhältnis zu der Gehässigkeit einer solchen Maßregel stehen. Übrigens hätte der Landtag es auch in der Hand, ein übermäßiges Andrehen der Steuerschraube für die Regierung dadurch zwecklos zu machen, daß er ihr die Verwendung der hierdurch erzielten Mehreinnahmen versagte.

Was nun die bemängelten gesetzlichen Bestimmungen über die Klassen- und Einkommensteuer anlangt, so würde eine Kontingentierung dieser beiden Steuern ihnen ihre bei ihrem Verhältnis zur Volkszahl und zum Volkswohlstand natürliche Beweglichkeit nehmen, was um so bedenklicher wäre, als die übrigen direkten Steuern in dieser Beweglichkeit bereits gehemmt sind und daher die Erhaltung des letzten beweglichen Faktors in den direkten Steuern unumgänglich notwendig ist. Eine alljährliche Feststellung des zu erhebenden Steuerbetrages durch den Landtag aber würde uns der Parlamentsherrschaft bedenklich näher bringen und ist schon deshalb aufs entschiedenste abzulehnen, würde aber auch in der Richtung einer Verhütung übermäßig harter Einschätzungen wirkungslos sein; denn man denkt

sich diese jährliche Steuerkontingentierung in der Weise, daß der Landtag nach den Einschätzungsergebnissen zu bestimmen hätte, wie viel Monatsraten (Simpla) der Steuer zu erheben seien; es ist aber handgreiflich, daß dann der Regierung der Wunsch nahe liegen würde, durch Hinaufschrauben der Steuereinschätzungen in die Lage zu kommen, möglichst wenig Monatsraten vom Parlament beanspruchen zu müssen. Und sodann legt das Bewußtsein der Anpassung der jährlichen Steuererträge an die Staatsausgaben die Versuchung nahe, mit letzteren minder sparsam zu sein.

Gerade so unpraktisch ist das Verlangen einer Beseitigung der Mitwirkung von Staatsbeamten bei Feststellung der Steuerschuldigkeiten. Denn diese Mitwirkung bildet ein unentbehrliches Gegengewicht gegen die bei jeder aus Steuerpflichtigen gebildeten Kommission vorhandene und durch die mangelhafte Gesetzes- und Geschäftskenntnis noch gesteigerte Neigung zu allzu niedrigen Veranlagungen. Da nun naturgemäß diese Neigung, sowie die Gesetzes- und Geschäftskenntnis bei den einzelnen Kommissionen in sehr verschiedenem Maße vorhanden ist, so würden die Veranlagungen bei Wegfall der Mitwirkung von Staatsbeamten sehr viel ungleichmäßiger ausfallen, als gegenwärtig; es ist aber eine alte Erfahrung, daß man weniger über eine absolut als über eine im Verhältnis zu der des Nachbarn zu hohe Steuer klagt. Man hat nun wohl vorgeschlagen, die Kommissionen lediglich aus Zensiten zu bilden, denselben aber Fiskalanwälte nach Analogie der Staatsanwälte zur Seite zu stellen. Sollen indes die Fiskalanwälte nicht thatsächlich die Stellung der jetzigen Vorsitzenden der Kommissionen erlangen, so dürfen sie bei den Beschlußfassungen der Kommission nicht zugegen sein, können dann aber ein durch die vorgenannten Gründe herbeigeführtes Überhandnehmen unrichtiger Entscheidungen und damit eine nicht zu bewältigende Überlastung der höheren Instanzen nicht verhindern. Dies und die Notwendigkeit, das nötige, jetzt von den verschiedenen Beamten beschaffte Material selbst herbeizuschaffen, würde den Steuerpflichtigen die Mitwirkung bei der Steuerveranlagung sehr bald gründlich verleiden. Am schärfsten würden alle diese Übelstände natürlich bei einer als höchste Instanz für die ganze Monarchie zu errichtenden Zentralkommission hervortreten. Hierzu würde sich bei dieser noch gesellen die durch den notwendigen Mitgliederwechsel herbeigeführte Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung gleichmäßiger Grundsätze und die durch Unkenntnis der Verhältnisse anderer Provinzen verursachte Gefahr von Eifersüchteleien zwischen den Angehörigen der verschiedenen Landesteile innerhalb der Kommission. Man hat als Zentralinstanz auch einen Steuergerichtshof nach Art des Oberverwaltungsgerichts vorgeschlagen; aber auch diesem Vorschlag kann man nicht beistimmen. Denn die infolge eines förmlichen Gerichtsverfahrens unvermeidliche Verzögerung der Entscheidungen müßte Verwirrung in die Staatsfinanzwirtschaft mit ihren einjährigen Etatsperioden bringen und auch auf die Privatwirtschaften störend einwirken. Auch ist nicht abzusehen, wie es mit den Kosten des Verfahrens gehalten werden sollte; denn Außeransatzbleiben derselben würde zum unerträglichsten Mißbrauch führen; legte man sie aber dem unterliegenden Teil auf, so hieße das, den Steuerpflichtigen die Ergreifung der

Rechtsmittel ungemein erschweren. Es bleibt also schon nichts übrig, als dem Finanzminister die Rekursentscheidungen zu belassen; höchstens könnte die Zulässigkeit des Rekurses in ähnlicher Weise, wie diejenige der Revision im Verwaltungsstreitverfahren, an bestimmte Voraussetzungen geknüpft werden; in diesem Umfang aber erscheint sogar die Einführung eines Rekurses gegen die Entscheidungen der Bezirkskommissionen auf Einkommensteuer-Reklamationen erwünscht; denn durch die jetzige Endgiltigkeit dieser Entscheidungen hindert man eine gleichmäßige Verteilung der Einkommensteuer auf die verschiedenen Landesteile. Die Mitwirkung aber gerade des Landrats und des Regierungspräsidenten bei den Steuerveranlagungen braucht wahrhaftig den Steuerpflichtigen keine Besorgnis einzuflößen; denn der Schwerpunkt der Thätigkeit dieser Beamten liegt auf ganz anderen Gebieten, als auf dem der Steuerverwaltung in dem Sinne, daß sie ein so hervorragendes Interesse an möglichst hohen Veranlagungen hätten, und insbesondere der Landrat bedarf zu einer ersprießlichen Amtsführung in so hohem Maße des vertrauensvollen Entgegenkommens seiner Kreiseinsassen, daß es ihm sicher nicht einfallen wird, dieselben durch übermäßige Fiskalität zu erbittern. Überträgt man dagegen den Vorsitz in den betreffenden Kommissionen anderen, in einer engen Verbindung mit der direkten Steuerverwaltung stehenden Beamten, so wird, was diese an fiskalischem Eifer mehr besitzen, durch ihren geringeren Einfluß auf die Kommissionsmitglieder und ihre, infolge des ihnen von den Steuerpflichtigen entgegengebrachten Mißtrauens, geringere Kenntnis der Verhältnisse derselben reichlich aufgewogen.

Zuzugeben ist allerdings, daß gegenwärtig die Verschiedenheit der Mitwirkung der Zensiten bei der Klassen- und bei der Einkommensteuer keinen rechten Grund mehr hat. Die Verschmelzung der Klassen- und Einkommensteuer ist aber auch wohl nur noch eine Frage der Zeit. So lange jedoch die Klassensteuereinschätzungskommissionen in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung bestehen, können ihnen weitergehende Befugnisse schlechterdings nicht übertragen werden; dazu fehlt es an kleineren Orten oft zu sehr an genügender Intelligenz der Mitglieder und bildet der vorsitzende Gemeindevorsteher sehr vielfach infolge seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Gemeindemitgliedern ein zu ungenügendes Gegengewicht gegen die allzu milden Neigungen der Laienkommissionen. Gegen die Reklamations- und die Bezirkskommission aber liegt für die Klassensteuerpflichtigen nicht der geringste Grund zum Mißtrauen vor; denn es ist gar nicht abzusehen, was die einkommensteuerpflichtigen Mitglieder dieser Kommissionen für ein Interesse daran haben sollten, die Klassensteuerpflichtigen zu überbürden, um so weniger als ja in der Bezirkskommission auch Klassensteuerpflichtige mit über die Einkommensteuer-Reklamationen entscheiden, also sicher zu einer Begünstigung der Einkommensteuer zu ungunsten der Klassensteuerzensiten nicht schweigen würden. Die Regierung endlich entscheidet ja über die Reklamationen nur, insofern sie sich dem Votum der Reklamationskommission anschließt, also thatsächlich gar nicht selbständig.

Wenn man eine Änderung in der Bestimmung über die Befugnisse der Veranlagungsorgane verlangt, so kann man sich dem anschließen, indes freilich im

entgegengesetzten Sinne, wie es der unzufriedene Steuerzahler will. Denn nicht beschränkt, sondern erweitert müssen diese Befugnisse werden. Von einem Veranlagungsorgane eine gerechte Veranlagung fordern und ihm gleichzeitig jedes tiefere und lästige Eindringen in die Verhältnisse der Zensiten verbieten, ist ein Unding. Wenn die Klassen- und Einkommensteuer besonders lästig empfunden wird, so liegt dies in erster Linie daran, daß diese Steuern nicht gleichmäßig verteilt sind, letzteres aber hat wiederum seinen Grund darin, daß den Veranlagungsorganen die Hände zu sehr gebunden sind. Zu einer gleichmäßigen Verteilung der Klassen- und Einkommensteuer wird man nur durch Einführung einer auf die Angabe thatsächlicher Momente beschränkten Selbstdeklarationspflicht mindestens für das Kapitaleinkommen, für die übrigen Einkommensarten aber einer Verpflichtung zur Erteilung wahrheitsgemäßer Auskunft auf bestimmte Fragen der Veranlagungsorgane gelangen, womit Hand in Hand zu gehen hätte der Erlaß von Strafandrohungen für Verletzung der gelobten Verschwiegenheit durch Mitglieder der Veranlagungskommissionen.

Einrichtungen dieser Art und Verschmelzung der Klassen- mit der Einkommensteuer unter Beibehaltung eines allenfalls auf bestimmte Voraussetzungen zu beschränkenden Rekurses an den Finanzminister würden u. E. die Klagen über die Steuerschraube, soweit dies überhaupt bei der allgemeinen Unlust zur Steuerzahlung möglich ist, am besten vermindern. Denn sie bewirken eine möglichst gleichmäßige Steuerverteilung, und, wie schon erwähnt, weniger eine Überbürdung mit Steuern im Verhältnis zu dem eigenen Einkommen erregt Unzufriedenheit als vielmehr eine Überbürdung im Vergleich zu anderen Steuerpflichtigen.

Osnabrück. Dr. jur. Strutz.

Naturwissenschaftliche Revue.

Elektrizität des Himmels und der Erde.— Gewitter. — Dämmerungserscheinungen und Krakatau. — Nebel und Bewegungsverhältnisse der Plejaden. — Fortschreiten der grönländischen, Temperatur der Schweizer Gletscher. — Tau und Reif. — Bildung der Steinkohle. — Künstliche Rubine. — Materialienkunde. — Encyklopädie der Zoologie ꝛc. und Chemie. — Natürliche Pflanzenfamilien. — Lehrbücher der Botanik. — Uebergang einer Art in eine verwandte. — Rudimentäre Fischnasen. — Bakterien von Keuchhusten ꝛc. — Bakterien in Hagelkörnern. — Die pflanzlichen Wurzelparasiten. — Gesetze der Naturerscheinungen. — Telepathie. —

Die Erklärung der die Gewitter verursachenden und sie begleitenden Erscheinungen hat bis in die neueste Zeit die größten Schwierigkeiten gemacht. Es fehlte an Beobachtungen, die sich über größere Gebiete erstreckten und erst nachdem er diese ermöglicht, gelang es von Bezold richtige Anschauungen über die Art, wie ein Gewitter zu stande kommt, zu erhalten. Seit dem ist diese Frage immer weiter verfolgt, das Interesse an ihr gewachsen. Dieses suchen die heute vorliegenden Lieferungen der Elektrizität des Himmels und der Erde von Urbanitzky[1]) zu befriedigen, von welchem Werk nun etwa die Hälfte vorliegt. Die Besprechung der notwendigen meteorologischen Bedingung des Gewitters, der auf breiter Front plötzlich aufsteigende Luftstrom, der den Zeitpunkt, zu welchem das Gewitter über einem Ort steht, kennzeichnet

[1]) Hartleben, Wien.

und den tiefsten Barometerstand im Vergleich mit dem vorhergehenden und dem folgenden verursacht, schließen sich weitläufige Schilderungen von Blitzschlägen und Erörterungen über dieselben an. Sind dabei die Beobachtungen von Kugelblitzen von gewissem Interesse, so gilt das Gegenteil von den vielen Schilderungen von Blitzen verschiedener Art aus dem Munde von Schülern und ungebildeten Leuten. So unmittelbar sich die Beobachtung des Blitzes aufdrängt, so schwierig ist es, das Gesehene, weil oft sich so gar nicht an frühere Erfahrungen anschließend, richtig wiederzugeben. Sollte das nicht der Grund sein, daß solche Beobachter so besonders viel Merkwürdiges sehen oder gesehen zu haben glauben? Gerade bei Gewittern ist der Aberglaube, wie bekannt, reich vertreten. Damit sollen solche Beobachtungen indessen durchaus nicht verworfen, nur in die gehörigen Grenzen eingeschlossen werden. Daß ja auch nicht alles Aberglauben ist, was lange Zeit als solcher galt, beweist das Resultat, das Börnstein[1]) aus der Untersuchung der Gewitter vom 13. bis 17. Juli 1884 erhalten hat, daß die Gebirge die Gewitter anziehen und festhalten, die Flüsse sich ihrem Zuge als Hindernis erweisen. Das stimmt mit Ansichten, die an vielen Orten gang und gäbe sind, überein. Die Erscheinung erklärt sich aber durch den schmalen Streifen der das Gewitter bildenden aufsteigenden Luft, welcher von beiden Seiten neue Luft hereinzieht. Wird nun von dem Gewitter der von vorn eindringende Luftstrom durch ein Gebirge abgehalten, so wird der entgegengesetzte stärker und treibt das Gewitter gegen das Gebirge, das umgekehrte tritt bei seinem Abzug ein. An einem großen Flusse aber findet das Gewitter einen kalten herabsinkenden Luftstrom in der Mitte, der an beiden Seiten durch aufsteigende Luftströme begrenzt wird. Dadurch kann bei niedrig gehenden Gewittern der aufsteigende Luftstrom zur Ruhe, das Gewitter zum Erlöschen gebracht werden, während ein höher gehendes durch den aufsteigenden Luftstrom an der anderen Seite des Flusses auf diese herüber gezogen wird und hier seinen Weg fortsetzt.

Hat diesen Resultaten der Beobachtung die Wissenschaft anfangs zweifelnd gegenüber gestanden, so that sie dies in weitaus höherem Grade hinsichtlich anderer in der Luft beobachteter Vorgänge, der gesteigerten Dämmerungserscheinungen und des braunen, die Sonne umgebenden Ringes, die unsere Revue öfter erwähnt hat. Sie werden auf den Ausbruch von Krakatau zurückgeführt, doch waren die Untersuchungen über das merkwürdige Phänomen noch im Gange. Durch die Arbeiten Kießlings[2]) ist nun aber wohl die Frage zu einem Abschluß gebracht, an dem die noch ausstehenden Resultate der von der königlichen Gesellschaft in London eingesetzten Kommission kaum etwas ändern werden. Die Ausbreitung der Erscheinungen vom Augenblicke der Krakatankatastrophe an und von ihrem Schauplatz aus wohl über die ganze Erde ergeben mit Evidenz, daß in diesem mächtigsten aller unterseeischen Ausbrüche, die wir kennen, die Ursache derselben zu suchen ist. Die optischen Erscheinungen aber sind durch Wasserdampf, der in größere Höhe wie sonst emporgestiegen ist, nicht aber durch Aschenteilchen hervorgerufen und sind deshalb nichts anderes als gesteigerte Dämmerungserscheinungen. Sie lassen sich sämtlich mit künstlich erzeugtem Wassernebel herstellen.

Unterdessen ist eine andere von Beobachtungen am Himmel ausgehende Frage, die wir auch bereits berührt haben, durch weitere Resultate immer interessanter geworden. Durch die Anwendung der Photographie auf die Fixsterne hatte man, wie sich der Leser erinnern wird, in den Plejaden[3]) einen Nebel um den Stern Maja entdeckt. Neuere Fortsetzungen der bezüglichen Arbeiten haben nun ergeben, daß dieser Nebel nur ein Teil größerer Nebelmassen ist, welche den größten Teil der Plejaden bedecken. Dabei fand man zwei eigentümliche geradlinige Fäden von Nebelmasse auf, von denen der eine auf seinem Wege sieben Sterne trifft, die er zu verbinden scheint. Würde aus dieser Nebelmasseverbindung folgen, daß die durch sie verknüpften Sterne zu einem Systeme gehören, so hat sich das auch durch Bestimmung der gegenseitigen Stellung der Plejadensterne ergeben, die Elkin[4]) neuerdings ausführte und mit

[1]) Meteorologische Zeitschrift 1887. S. 443.

[2]) Meteorologische Zeitschr. März 1888.

[3]) Comptes rendus CVI. p. 912. nach naturw. Rundschau, 1888 Nr. 20.

[4]) Transactions of the Astron. Observ. of Yale University. 1887. Nach naturw. Rundschau 1888. S. 60.

der vor dreiundfünfzig Jahren von Bessel gemachten verglich. Dabei zeigte sich, daß die sechs hellsten Sterne des Sternhaufens eine gemeinschaftliche Bewegung haben und somit wohl zu einem System gehören, die Plejaden-Gruppe also aus zwei nur optisch zusammengehörigen Stern-Gruppen besteht. Von der Beobachtung des Sternbildes, welches wie kein anderes das Interesse der Menschen aller Zeiten erregte, werden wir also noch manchen wichtigen Aufschluß hoffen dürfen.

Auf der Erde glaubte man ähnlich wichtige Aufschlüsse am Pol finden zu dürfen. Obwohl es nun bisher nicht gelang, denselben zu erreichen, so haben, wie bekannt, die ihn suchenden Expeditionen doch der Wissenschaft unendlich genützt. So hat die vor kurzem zurückgekehrte englische Expedition, die einen Zeitraum von zwei Jahren zum Studium von Grönland benutzt hat, ein unerwartet rasches Vorrücken der Gletscher[1]) konstatiert, während des Sommers 99" in 24 Stunden, während des Winters 30—35." Legt man diese Zahlen anstatt der in den Alpen gefundenen zu Grunde, um die Periode der Eiszeit zu berechnen, so erhält man viel kürzere Zeiten, wie bisher. Die bequeme Erreichbarkeit hat bisher die Gletscher der Alpen allen Gletscherbeobachtungen als Norm zu Grunde legen lassen, es sind aber auch nur an ihnen aus eben dieser Ursache eine Anzahl Erscheinungen beobachtet worden, deren Kenntnis sich uns sonst vielleicht noch länger entzogen hätte. Dahin sind die neuerlich von Hagenbach und Forel[2]) ausgeführten Temperaturbestimmungen in einer natürlichen Grotte des Arolla-Gletschers zu rechnen. Anstatt des erwarteten Gefrierpunktes fand sich die Temperatur von —0,002° bis —0,031° C. Diese Temperaturerniederung kann nur ihren Grund in dem Druck der über der Beobachtungsstelle befindlichen Eismasse haben, deren Höhe über der Grotte 40 m betrug. In der That würde der Druck von je 10 m dem Drucke einer Atmosphäre gleich sein, eine Atmosphäre erniedrigt den Schmelzpunkt des Eises um 0,0075°, der Druck von 4 Atm. also auf 0,030° und eine niedrigere Temperatur wurde nicht beobachtet. Dem kompakten Gletschereis stehen die zarten Nädelchen gegenüber, welche jedermann als Reif bekannt sind. Es lag nahe, denselben als gefrorenen Tau zu betrachten. Indessen geht das nicht an, denn während Aitken[3]) eine Glasplatte dem Betauen und dann dem Bereifen aussetzte, fand er im ersten Falle die dem Winde zugekehrte Kante trocken und den Tau auf den Seitenflächen mit wachsender Entfernung von derselben stärker, im anderen Falle dagegen diese Kante am stärksten bereift. Es müssen also verschiedene Umstände walten, welche Tau und Reif entstehen lassen, und zwar entsteht, wie Aitken weiter auseinandersetzt, der Tau als Niederschlag des in der Luft enthaltenen Wasserdampfes an dem durch Ausstrahlung seiner Wärme genügend abgekühlten Körper, der Reif dagegen aus Nebelbläschen, die in der erkaltenden Luft entstanden, sich mit derselben unter die Gefriertemperatur abkühlen und erstarren, sowie sie mit einem festen Körper, namentlich einem Eiskristall, in Verbindung kommen. So erklärt sich namentlich das Anwachsen der Nadeln beim Rauhreif, sowie die besondere Ausbildung derselben an der Windseite.

Während die Frage nach der Bildung dieser oberirdischen Niederschläge als entschieden angesehen werden darf, steht es anders mit der nach der Ursache jener mächtigen unterirdischen Ablagerungen, die die Steinkohlenlager bildeten. Eine interessante Untersuchung darüber hat vor kurzem Spring[4]) veröffentlicht. Ausgehend von der Ansicht, daß, wenn die Kohlen aus zusammengeschwemmten und mit Schlamm überdeckten Pflanzen entstanden wären, dies nur in tiefen, lange vorher von Pflanzen bewachsenen Stellen hätte geschehen können, die Unterlage alsdann mit Kohlenwasserstoffen durchtränkt, die obere davon frei sein müßte — daß ferner, wenn, wie Fremy will, die Kohlenlager als Torfmoose oder ähnliche Pflanzen an der Stelle wuchsen, wo wir sie jetzt noch finden und unter Druck plötzlich darüber gelagerter Massen verkohlten, in den sie überlagernden Schichten sich flüssige Kohlenwasserstoffe finden müßten und zwar die leichtst flüssigen am höchsten —

[1]) Nature, 1887, vol. 37, pag. 200.

[2]) Compt. rend. CV. pag. 859.

[3]) Proceedings of the Royal Society of Edinburgh v. XIV. pag. 121 nach naturw. Rundschau 1888. S. 278.

[4]) Ann. de Soc. Belg. de Geologie nach naturw. Rundschau 1888. S. 178.

daß endlich, wenn während sie, soweit es die sich verändernden Verhältnisse erlaubten, immer weiter wuchsen, bis sie durch die Gesteine jener Schichten, die vom Wind oder Wasser herbeigeführt sie nach und nach überdeckten, die sie überlagernden Schichten mit Steinkohle durchsetzt sein müßten, prüfte er die chemische Zusammensetzung der oberen und unteren Grenzgesteine der Kohlenlager. Er fand die dritte Ansicht bestätigt, wonach also der Prozeß ganz und gar nichts Gewaltsames hatte. Die Ansichten Fremys, deren Voraussetzung der französische Gelehrte experimentell geprüft hatte, hat man somit fallen lassen müssen. Einen um so größeren Erfolg kann dagegen Fremy hinsichtlich der Herstellung künstlicher Rubine[1]) aufweisen. Daß man solche erhalten, erzählten wir früher, aber sie waren bröcklich und unbeständig. Die neuerdings erschmolzenen aber unterscheiden sich in nichts, auch nicht in der Kristallform, von den natürlichen. Sie konnten durch herauskristallisieren aus einer geschmolzenen Masse erhalten werden. Ob sich die Industrie dieser Entdeckung bemächtigen und billige Rubine herstellen wird? Ob die Nachahmungen dieses Edelsteines dadurch verdrängt werden? Jedenfalls wird dem Juwelen kaufenden Publikum künftighin der Juwelier eine neue Ware vorlegen, vor der die meisten Käufer ratlos stehen werden. Giebt es doch schon genug der verschiedensten Edelsteine und nicht wenige, die der Juwelier anders nennt, wie der Mineralog. Ein Buch, das die Warenkunde der Edelsteine enthielte, müßte deshalb von großem Nutzen sein, aber dasselbe Bedürfnis zeigt sich auch bei anderen Gelegenheiten, man denke an das verschiedene Pelzwerk der Kürschner, ja man denke nur an die verschiedenen Rindfleischarten der Fleischer, deren Bezeichnung selten erkennen läßt, an welcher Stelle sie beim lebenden Tiere saßen. Andererseits ist namentlich dem künftigen Gewerbetreibenden die genaue Zusammenstellung der Verdienste, die z. B. nur das Rind um den Menschen sich erwirbt, von dem nur wenig Teile nicht benutzt werden, wichtig und so hinsichtlich vieler anderen Tiere, Pflanzen und Mineralien. Man hat deshalb in Österreich den Versuch gemacht an Handwerker-, Gewerbe- und Handelsschulen ꝛc. den Unterricht in der Naturkunde durch solchen in der Materialienkunde zu ersetzen. Der glückliche Gedanke liegt dem Lehrbuch dieser Wissenschaft zu Grunde, welches Braun und nach dessen Tode Hanausek[2]) bearbeitet hat und von dem bisher der erste Band, das Tier- und Mineralreich behandelnd, erschienen ist. Durch schöne Holzschnitte illustriert, wird dieses Lehrbuch auch vielen willkommen sein, die der Schule längst entwachsen sind.

Weiter gehenden Bedürfnissen dieser Art genügt die Encyklopädie der Naturwissenschaften, von der wieder drei neue Lieferungen vorliegen[3]). Der zoologische und ethnologische Inhalt reicht von Merodon bis Mya. In größeren Artikeln werden behandelt: die Meropidae, die Bienenfresser, altweltliche Vögel mit dem Schöpfungszentrum in Afrika; die Mestizen, die Mischlinge von Weißen und Indianern, die in Kalifornien nicht viel taugen, im Süden brauchbarer sind; die Miao-the, Gebirgsbewohner im südlichen China, durch Beamte regiert, welche der Kaiser von China aus ihrer Mitte ernennt; die Milch nebst Milchviehrassen und Milchzeichen der einzelnen Individuen; das Raubvogelgeschlecht der Milvinae; die zu den Negritos gehörigen, die Andamanen bewohnenden Mincopies; die Taubenrassen Mövchen und Mohrenköpfe; endlich, um viele andere unerwähnt zu lassen, die Mollusken. Die chemischen Lieferungen verbreiten sich über die Kohlenhydrate, das Kohlenoxydkalium und den Kohlenstoff. Die Wichtigkeit der ersteren fällt sogleich in die Augen, wenn ich die dazu gehörigen Stoffe nenne, die Dextrose und den Traubenzucker, den Rohr- und Milchzucker, die Stärke und die Cellulose. Das Kohlenoxydkalium, ein leicht explodierender Körper, war schon 1825 entdeckt, seine Zusammensetzung konnte aber erst in neuerer Zeit richtig erkannt werden. Über die Wichtigkeit des Artikels Kohlenstoff ist kein Wort weiter zu verlieren.

Von den natürlichen Pflanzenfamilien von Engler und Prantl sind die weiteren Lieferungen 12—17 herausgegeben[4]). Sie enthalten, durch die herrlichsten Abbildungen geziert,

---

[1]) Compt. rend. T. CVI. 565.

[2]) Wien, Alfred Hölder. Pr. 1,50 M.

[3]) Handwörterbuch der Zoolog., Anthropol. und Ethnologie, Lief. 22. Handw. der Chemie Lief. 26 und 27., Breslau, E. Trewendt.

[4]) Leipzig, Engelmann.

den Schluß der Gramineen, darin gerade die Getreidearten und die Bambusae, deren Eigentümlichkeiten und vielfache Benutzung ausführlich besprochen werden, sodann die Fortsetzung der einzelnen Teile der Angiospermen und deren Bestimmung, der Fruchtblätter, der Früchte, die Entwickelung und Verwendung des Pollens. Von weiteren abgehandelten Pflanzenfamilien führen wir nur die bekannteren an, die Cyperaceen, Typhaceen mit den Pandaneen, die Juglandaceen mit unseren Nüssen und dem amerikanischen Hickory, die Salicaceen, Betulaceen und Fagaceen, unsere wichtigsten Laubholzbäume enthaltend, die Nymphaeaceen und Magnoliaceen, wozu der Tulpenbaum u. a. gehört, weiterhin den Schluß der Bromeliaceen und Iridaceen.

Beweist die Herausgabe dieses Werkes den Aufschwung, welchen das Studium der Botanik in neuerer Zeit genommen hat, so ergiebt sich das nämliche aus zwei Lehrbüchern dieser Wissenschaft, von denen eines von Wossidlo[1]), ein anderes von Pockorny[2]) verfaßt vorliegt. In beiden wird das ganze Gebiet des Pflanzenreiches vorgeführt, die wichtigsten Pflanzen, namentlich auch die Pilze beschrieben und in charakteristischen und guten Abbildungen dargestellt, wobei man denen des Pockorny'schen Buches freilich die 15. Auflage etwas ansieht. Während der letztere nun mehr Gewicht auf den gärtnerischen Teil der Botanik, Pfropfen, Okulieren rc. legt, behandelt Wossidlo ausführlicher die Vorrichtungen zur Bestäubung und zum Fruchttransport, und fügt auch eine Darstellung der Vegetationsgebiete der Erde, durch eine Karte erläutert, an.

Diese Lehrbücher sind nicht ausschließlich, aber doch in erster Linie auf Schüler berechnet, lediglich an die Liebhaber wendet sich auf anderem Gebiete das Lehrbuch der Stubenvogelpflege[3]) von Ruß, das eben in Lieferungen zu erscheinen beginnt. Bei der immer zunehmenden Liebhaberei, Vögel und namentlich ausländische im Käfig zu halten, müssen die von Ruß mitgeteilten notwendigen Einrichtungen und Vorsichtsmaßregeln besonders zeitgemäß sein und ihre Befolgung wird manchem seinen Liebling am Leben erhalten. Besonders beherzigenswert sind die Mahnungen, die Ruß an die Großhändler richtet, in deren Käfige die Vögel sofort nach überstandener Seefahrt gelangen, um von da so rasch wie möglich weiter zu gehen. Gerade die Eingewöhnung der Vögel nach der Landung erfordert aber die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt und die Händler dürften nicht Tiere weitergeben, deren Absterben sicher zu erwarten ist. Die erste Lieferung enthält sodann Muster zweckmäßiger Käfige; das beigegebene Farbenbild, eine wohlbesetzte Vogelstube darstellend, wird mehr zur Gewinnung für das Buch, wie ernsterem Zwecke dienen.

Von desselben Verfassers Vögel der Heimat[4]) sind nun die letzten Lieferungen erschienen. Sie enthalten die Schilderung der Adler, Falken, Bussarde, Habichte und Eulen. Die beigegebenen 10 Tafeln zeigen uns wieder in wunderschöner Ausführung: im Feld Drossel, Heidelerche und Gartenrotschwanz, im Rohr die drei Rohrsänger, im Wald Misteldrossel, Krammetsvogel und Gimpel, im Haag Wendehals und Schwarzamsel, hinten im Laube halb verborgen eine Schleiereule, in felsiger Hochgebirgsöde Zeisig, Stieglitz und Girlitz, im Bergwald einmal Berghäufling, Bergfink und Leinzeisig, zum anderen Hohl-, Ringel- und Felsentaube, an altem Gemäuer Kernbeißer, Wachtelkönig und Steinkauz, alles in friedlichem Behagen, was nur gestört ist auf dem letzten Bild, wo ein Sperber Jagd auf Feldsperlinge macht, denen aber vor Schreck das weiße Halsband, was sie in der Natur kennzeichnet, abhanden gekommen scheint.

Das wäre ein Beispiel von dem Kampfe ums Dasein, dem Darwin eine so wichtige Rolle in der Entwickelungsgeschichte der organischen Wesen zuweist, gleichzeitig mit der Veränderlichkeit, die in einem oder andern Sinne die Einzelwesen zeigen. Aber seine Ansicht setzt Mittel-

---

[1]) Wossidlo, Lehrb. der Botanik mit 700 Holzschnitten und einer Karte. Berlin Weidmannsche Buchhandlung. 4 M.

[2]) Pockorny. Illustrierte Naturgeschichte des Pflanzenreiches. 15. Aufl. mit 401 Abbildungen. Leipzig. G. Freytag. 2,50.

[3]) Magdeburg, Creutz'sche Verlagshandlung. Lief. 1. M. 1,50.

[4]) Prag. G. Freytag.

formen zwischen den jetzt bestehenden Arten voraus, deren man jedoch erst wenige gefunden hat. Wenn es nun wohl auch richtig sein wird, daß solche Mittelformen vielfach nur ein kurzes Dasein haben werden, so sind Beobachtungen um so wichtiger, die uns das Übergehen einer Art in eine verwandte zeigen könnten. Und solcher Beispiele giebt es, worauf Schneider[1]) aufmerksam macht, in den alten Stollen Clausthals im Harze und Freibergs in Sachsen. In den Wassern jener lebt eine Art Flohkrebs, die sich durch bleiches Aussehen und verkümmerte Augen von dem oberirdischen Verwandten auszeichnet, in diesen eine eben so gebildete Assel. Beide können vor nicht viel länger wie 300 Jahren in die Erde sich begeben haben und zeigen trotzdem bereits so große Abweichungen von ihren unzweifelhaften Stammarten. Auf einen ähnlichen Vorgang hat Wiedersheim[2]) bei den Tetranodonarten aufmerksam gemacht, Fischen, die von Korallen und Schaltieren leben, deren steinharte Hüllen sie zermalmen müssen. Anstatt in der Nase münden ihre Riechnerven in zwei Tentakeln, eine Rückbildung, deren Ursache in der Notwendigkeit der Entwickelung der mächtigen Kiefermuskulatur liegen dürfte, die den Riechnerven verdrängt.

Die Fähigkeit, sich verschiedenen Verhältnissen anzupassen, ist namentlich groß bei den Pilzen und das macht die schmarotzenden unter ihnen einesteils besonders gefährlich, wie es anderenteils auch die Bestimmung der Arten aufs höchste erschwert. Daß man einige neue Bacterien-Krankheitserreger gefunden hat, wird der Leser nicht anders erwarten, diesmal ist es ein grüner Durchfall der Kinder und der Keuchhusten, die erkannt sind. Interessanter aber ist die von Bujwid[3]) in Warschau beobachtete Thatsache, daß Hagel Bacillen mit aus der Luft brachte, welche in Warschau bisher nie beobachtet worden waren. Interessanter, aber deshalb noch nicht über allen Zweifel erhaben, obwohl man sich recht gut denken könnte, daß der sich in der Luft in irgend welcher Weise bildende Hagel Sporen dieser kleinen Wesen in sich einschlösse. Viel wichtiger wie solche Einzelheit ist die Arbeit Hartigs über die pflanzlichen Wurzelparasiten[4]), deren es vier Arten giebt. Mit der ersten derselben hat den Leser bereits eine frühere Revue bekannt gemacht, es sind phanerogame Gewächse, deren Wurzeln sich an Graswurzeln festsaugen und aus denselben Nahrung entnehmen, Augentrost, Klappertopf, Wachtelwaizen u. a. Die zweite Gruppe sind Schmarotzerpilze, deren fadiges Gewebe (Mycel) die Wurzeln zerfrißt und sich dann im Boden verbreitet. Kommen die Fäden an die Luft, so entwickeln sie Sporen, die den Pilz zu bisher gesunden Pflanzen bringen, indem sie durch die Luft, durch Mäuse ꝛc. weitergetragen werden. Ein solcher Pilz bewirkt die Rotfäule des Nadelholzes. Da dieselbe Laubbäume nicht befällt, so ist gemischter Bestand das beste Mittel gegen seine Verbreitung. Die Laubbäume haben dafür andere ebenso gefährliche Würgengel. Unschuldiger ist das Schmarotzen der dritten dieser Gruppen, der Trüffeln, von denen die Hirschtrüffel auf Kiefern, die echte auf Eichen- oder Buchenwurzeln lebt. Für gewöhnlich greifen sie nur die Wurzelhaut an, ohne die Wurzelspitzen zu gefährden. Schädlicher wiederum ist eine vierte Gruppe von Pilzen, die dem Kartoffelfäulepilz nahe verwandt sind. Ihre Sporen ruhen oft lange im Boden, so lange bis eine Wurzel mit ihnen in Berührung kommt. Sich entwickelnd dringen sie nun in die Pflanze ein, die sie völlig infizieren. Regen, Menschen oder Tiere verbreiten dann ihre Sporen weiter. Andere Schmarotzer sind viel anspruchsloser und suchen, wie Göbel[5]) bei schmarotzenden Farren fand, durch besonders gebildete Organe an ihrem Standort den Humus zu erzeugen, der dort zunächst fehlt. Da bildet denn eine Species zweierlei Blätter, die einen gewöhnlicher Art, die andern nach oben offenen Nischen vergleichbar. In diesen Nischen sammeln sich abfallende Blätter, Ästchen ꝛc. und indem ihre Träger selbst rasch verwesen, geben sie Gelegenheit zur Bildung von Humus, in den der Farn nun auch selbständige Wurzeln sendet.

[1]) Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1888. Nr. 37.

[2]) Anatom. Anz. 1887. Nr. 21. Nach Naturwiss. Rundschau 1888. Nr. 39.

[3]) Zentralbl. für Bacteriologie 1888, S. 1.

[4]) ib. S. 17 und Nature, vol. 37, S. 229.

[5]) Annales du Jardin Botanique de Buitenzorg 1887, S. 1. Nach Naturwiss. Rundschau 1888. 214.

Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen der Natur hat oft genug zu dem Versuch eingeladen, dieselben, wenigstens die anorganischen, unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zusammenzufassen. In recht schwacher Weise versucht dies einmal wieder Pinner[1]) in einem die Gesetze der Naturerscheinungen betitelten Buche, das als einen Band des Wissens der Gegenwart zu finden uns überraschte. Der Leser kann sich bei dem Studium desselben von der Wahrheit des Goethe'schen Wortes überzeugen, daß Stoff ohne Form zu einem beschwerlichen Wissen führt. Beschwerlich ist dieser Mangel an Ordnung, das dadurch verursachte Hin- und Herzitieren, eigentümlich sind Behauptungen, wie die, daß wir infolge einer „unbewußten geistigen Schlußfolgerung" das Licht in geraden Linien sähen, daß die Flüssigkeit der galvanischen Elemente nur als Leiter funktioniere und endlich, daß es nur eine Urkraft, nämlich — die Bewegung gäbe. Ganz passend schließt sich hier die Erwähnung eines Werkchens von Wollny[2]), über Telepathie an. Sein Verfasser ist der Ansicht, daß alles, was in der Welt geschehe, auch seine natürlichen Ursachen habe. Hinsichtlich der Telepathie sei es aber höchst gefährlich, wenn man ihre Geheimnisse, wie dies hinsichtlich der Telephonie geschehen sei, ausplaudre, da es ja à priori ersichtlich sei, daß jemand einen andern, welcher den Gegenstand seiner Beobachtungen und Einwirkungen bildet, durch Beibringung eines Herzschlages töten könne. Andererseits könne jener ernährt werden, ohne daß er Nahrung zu sich nähme, wenn dieser nur solche erhielte. Es nähmen dann von dem Einwirkenden Teilchen von der Größe der Sonnenstäubchen ihren Weg zu dem andern und ernährten ihn. Dieser Vorgang würde ein freilich nach gewöhnlicher Ansicht noch wunderbarerer sein, wie die Speisung des Elias durch Raben. Der Verfasser hält indessen dafür, daß es mit natürlichen Dingen zugehe. Wie aber, das hüllt er in wohlberechnetes Dunkel, viele dadurch gewiß leider mehr anlockend, wie zurückschreckend.

Auf den festen Boden menschlicher Entwickelung führt uns das Werk von v. Hellwald[3]) wieder zurück, welches die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung darstellt. In den fünf bis jetzt vorliegenden Lieferungen wird nach einigen einleitenden Bemerkungen namentlich Geschlechtsverkehr und Familienleben bei den Tieren behandelt, dann wird die Entstehung des Schamgefühls untersucht und sodann zu dem eigentlichen Thema übergegangen. Da ist es denn freilich kein schönes Bild, welches wir von den Urzuständen der Menschheit bekommen. Das Schamgefühl und die Kleidung entwickelte sich aus der Sitte, Schmuckgegenstände zu tragen und diese anzuhängen, bot der Gürtel die beste Gelegenheit; aus derselben Quelle stammt die Sitte der Tätowierung. Die Familie aber nimmt ihren Anfang von der Gemeinschaft der Mutter mit dem Säugling und dieser Anfang wurde vielleicht durch die Gewohnheit eingeleitet, solches Verhältnis jahrelang ungeändert fortbestehen zu lassen. So beginnt sie als Matriarchat, auf das erst viel später das Patriarchat folgte. Dazwischen kann eine Epoche der Polyandrie liegen. Auch die Sitte vieler kleinerer neben einander wohnender Stämme, Clans, ihre Weiber nur aus einem andern Stamme, wenn nötig durch Raub zu nehmen, wird bedeutsam. Vieles, was in Sage und Mythus nachklingt, erinnert an jene uralten Gebräuche. Sehr vieles, was der Verfasser anführt, mag zutreffend sein. Doch ist die Lösung jenes Problems von der Betrachtung der Naturvölker der Jetztzeit aus immerhin etwas Bedenken erregend. Ob einige dieser Völker jenem Urzustande noch nahe stehen und welche dies sind, ist eine Frage, die sich schwer beweiskräftig entscheiden läßt und wenn dies, wie schon oft, von den Australiern behauptet wird, so muß man aus ihrer Sprache umgekehrt den Schluß ziehen, daß sie früher höhere Kultur besessen und nur durch die Unwirtlichkeit ihrer jetzigen Heimat, in die sie in grauester Vorzeit einwanderten, in ihren rohen Zustand gekommen sind. Ähnliche Schwierigkeiten aber bestehen wohl bei allen Völkern, und so wird nur eine Musterung aller, wie sie unser Buch enthält, einigermaßen sichere Resultate geben können. Daß das „goldene" Zeitalter entschieden unlieblicher war, wie die Jetztzeit, davon ist heute wohl jeder überzeugt. Der Menschheit aber wird es nur zu um so höherem Ruhme gereichen, je niedriger die Stufe war, von der sie zu ihrer Kultur emporgestiegen ist.

[1]) Leipz., Wien und Prag, G. Freytag, F. Tempsky, 1888. 1 M. — [2]) Leipzig, O. Wigand. 60 Pf. — [3]) Leipzig, Ernst Günther, à Lief. 1 M.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

Gas- und Petroleum- resp. Benzin-Motoren.

Schon vor längerer Zeit führte das Bestreben, neben der Dampfmaschine zunächst für den Kleingewerbebetrieb praktische Motoren zu schaffen, die nicht den Schwierigkeiten der Anlage von Dampfkesseln und Dampfmaschinen, den mit dem Betrieb derselben verbundenen Gefahren, den gesetzlichen Einschränkungen bei Erlangung der Erlaubnis zu deren Aufstellung u. s. w. unterworfen, dennoch die Vorteile einer billigen, bewegenden Kraft verallgemeinerten, zu Versuchen, die Explosionskraft eines Gemisches von Luft und Leuchtgas zur Herstellung eines solchen Motors zu verwenden. Nach manchen, sich in der Praxis nicht bewährenden Versuchen wurde der Gasmotor des Franzosen Lenoir als eine Erfindung hingestellt, die geeignet sei, der Kleinindustrie in dem harten Kampf gegen den Großgewerbebetrieb zum Siege zu verhelfen. Einen Fortschritt gegen diesen, den an ihn geknüpften Erwartungen nicht entsprechenden Motor, zeigte dann die Langen-Otto'sche Gaskraftmaschine, bei welcher der Kolben durch die heftige Explosion eines Gas- und Luft-Gemisches in die Höhe geschleudert wurde, beim Niedergehen durch eine Zahnstange den auf ihm lastenden Atmosphärendruck auf die Schwungradwelle übertragend. Diese Maschine fand zur Zeit trotz ihres sehr geräuschvollen Ganges als einziger praktischer Motor für den Kleingewerbebetrieb, der sich zudem durch sehr geringen Gasverbrauch auszeichnete, weite Verbreitung. Dann trat im letzten Jahrzehnt die Elektrizität infolge der sich häufenden, epochemachenden Erfindungen mehr und mehr in den Vordergrund und schien in dem bald entbrennenden, heftigen Konkurrenzkampf mit dem Leuchtgas des nahen Sieges gewiß. Manche hielten schon in kurzer Zeit die Herstellung von Kohlengas für einen überwundenen Standpunkt, doch die Gastechnik wehrte sich mit allen Mitteln. Der Kampf wogt noch immer hin und her und die Vervollkommnung, die die Gasmotoren inzwischen erreicht, ihre erzielte Verwendbarkeit auch für größere Betriebe und im größten Umfang gerade als zweckmäßigste und zuverlässigste Betriebsmaschine für elektrische Beleuchtungsanlagen selbst, haben dem Gas ein neues, großes Verwendungsgebiet für längere Zeit eröffnet. Wir halten es bei der Wichtigkeit, welche diese Motoren heute für Klein- und Groß-Industrie, speziell für die ständig zunehmenden elektrischen Beleuchtungsanlagen haben, auch gegenüber der Thatsache, daß deren Herstellung einen großen Industriezweig und viele hervorragende, deutsche Werke beschäftigt, für angebracht, die Fortschritte dieser Spezialindustrie durch eine Schilderung der neuesten Motoren in dieser Revue zu beleuchten. Wir legen dieser Besprechung der vervollkommneten Gas- und Petroleum-Motoren die Systeme einer der hervorragendsten und ältesten Fabriken auf diesem Gebiete, der Deutzer Gasmotoren-Fabrik in Deutz, zu Grunde, deren Gefälligkeit wir verschiedene Angaben wie benutzte Fachschriften[1]) verdanken. Als Nachfolger der eingangs erwähnten Langen-Otto'schen Gaskraftmaschine ist zunächst Otto's Gasmotor (Otto's neuer Motor) zu erwähnen. Bei diesem ist das eben angedeutete Prinzip ganz verlassen, indem bei demselben nur die Explosivkraft des Gases wirkt und direkt durch Pleuelstange und Kurbel auf die Schwungradwelle übertragen wird. Infolge dessen ist der frühere geräuschvolle Gang wesentlich verbessert und verursachen solche Motoren nicht mehr Geräusch wie eine gut gebaute Dampfmaschine. Derselbe wird meist als liegender eincylindrischer Gasmotor gebaut und liegen seine Vorzüge zum Teil in der Konstruktion, zum Teil in der vollkommenen Ausführung. In bezug auf erstere sind insbesondere die von Otto gewählte Zündung, die besondere Art der Chargierung und die Kompression des explosiblen Gasgemisches, wie die einfache und höhere Steuerung bemerkenswert. Der Deutzer Motor ist ein Viertakt-Motor, bei welchem erst

[1]) Elektrotechnischer Anzeiger, Berlin. — Polytechnisches Notizblatt. — Mitteilungen des Bayrischen Gewerbe Museums, Nürnberg. —

bei jeder zweiten Umdrehung eine Explosion und neuer Antrieb erfolgt, so daß auf vier auf einander folgende halbe Umdrehungen folgende vier Arbeitsvorgänge kommen: Explosion, Ausblasen, Ansaugen von neuem Gasgemisch, Kompression derselben; dann wieder neue Explosion u. s. w. — Zur Zündung ist die allein gegen Versagen der Zündeinrichtung sichernde Flammenzündung benutzt. Mit der zunehmenden Verwendung der Gasmotoren für den Betrieb elektrischer Lichtanlagen stiegen die Anforderungen besonders an den möglichst gleichmäßigen Gang derselben, die eincylindrischen Motoren zeigten keine konstante Umdrehungsgeschwindigkeit, da letztere mit der Explosion stieg, bis zur nächsten wieder abnahm, dann wieder stieg u. s. w. und machte sich diese Unregelmäßigkeit um so fühlbarer, als auf zwei Umdrehungen, resp. vier einfache Hube der Maschine nur während eines Hubes eine neue Kraftwirkung erfolgte. Diese Ungleichförmigkeit im Gang des Motors verursachte u. a. das unangenehme „Wogen" des Lichtes bei elektrischer Glühlichtbeleuchtung. Versuche, durch schwere Schwungräder, also vergrößertes Trägheitsmoment, durch Einschaltung eines Vorgeleges mit Schwungrad oder Verbindung der Riemenscheiben an demselben durch eine Spiralfeder Abhülfe zu schaffen, genügten nicht und gelangte die Gasmotorenfabrik Deutz schließlich zu dem Bau eines zweicylindrischen Motors, analog der Zwillingsmaschine bei den Dampfmaschinen. — Um einen, den weitgehendsten Ansprüchen genügenden, gleichförmigen Gang zu erzielen, wurde statt des früheren Prinzips, die Regulierung durch Änderung der Zahl der Explosionen gemäß dem Kraftverbrauch zu bewirken, das für diesen Fall geeignetere Prinzip gewählt, nach welchem die Stärke der Explosionen entsprechend dem Luftverbrauch geändert wird; d. h. es findet bei jeder Umdrehung eine Explosion statt, aber die Gaszufuhr wird entsprechend der vorhandenen Geschwindigkeit reguliert, also die Stärke der Explosion und damit des neuen Antriebs ändert sich nach Bedürfnis. Diese Motoren zeigen einen so gleichmäßigen Gang, daß die Dynamomaschine direkt vom Motor ohne Vorlage betrieben werden kann. — Otto's neuester Motor ist nicht wie die früheren atmosphärischen Gaskraftmaschinen auf geringere Kraftleistungen beschränkt, sondern das demselben zu Grunde liegende Prinzip gestattet die Konstruktion von Maschinen mit einer Leistung von $1/_{3}$—100 Pferdekräften bei geräuschlosem Gang. Von denselben sind mehr als 23000 Exemplare mit einer Gesamtleistung von über 70000 Pferdekräften überall hin verbreitet, zum größeren Teil liegende Eincylindermaschinen und in Fällen, wo es sich um größte Regelmäßigkeit der Bewegung oder um Leistungen von mehr als 30 Pferdekräften handelt, Zweicylindermaschinen. Um ihre Vorzüge kurz zusammenzustellen, sei erwähnt: dieselben verlangen keinen Heizer, keine beständige Wartung und können jederzeit sofort nach dem Anzünden der Gasflamme in Betrieb gesetzt und nach Belieben wieder abgestellt werden. Sie können an jedem Ort, auch in bewohnten Räumen und auf Etagen ohne besondere Konzession aufgestellt werden, gestatten es also, jedem Betriebspunkt die ihm erforderliche Kraft direkt zuzuführen und große Transmissions-Anlagen wie damit verbundene Kraftverluste zu vermeiden. Endlich fallen alle Unannehmlichkeiten und Gefahren, die mit Dampfbetrieb verbunden sind, fort. Zu einem Vergleich der Ökonomie des Gasmotorenbetriebs mit derjenigen der Dampfmaschine mögen folgende Angaben dienen.

Nach den in größeren, gut eingerichteten Gasfabriken gemachten Erfahrungen ergeben 100 Kilo Kohlen rund 30 cbm Gas und es erübrigen nach Abzug des zur Heizung der Retorten nötigen Koks noch 50 Kilo Koks zum Verkauf. Da der Heizwert des Koks 10% höher anzunehmen ist als derjenige von Steinkohlen (der Verkaufswert ist in Städten sogar 20—30% höher), so ist es gerechtfertigt, statt 50 Kilo Koks 55 Kilo Steinkohlen in Rechnung zu stellen, also von dem zur Gasbereitung in die Retorten gefüllten Kohlengewicht dieses Quantum in Abzug zu bringen. Es haben somit 100—55 Kilo = 45 Kilo Steinkohlen Material und Wärme gegeben zur Erzeugung von 30 cbm Leuchtgas. Ein cbm Leuchtgas ist also im Materialpreise 45:30 = 1,5 Kilo Kohlen. Da nun große Gasmotoren 700 Liter = 0,7 cbm per Stunde und Pferdekraft durchschnittlich an Gas verbrauchen, so erfordert eine Pferdekraftstunde dieser Motoren ein Äquivalent von 1,5 × 0,7 = 1,05 oder rund 1 Kilo Steinkohlen, eine Leistung, die man nur mit vorzüglich arbeitenden Dampfmaschinen größter Dimension bei Anwendung von Kondensation und rationeller Kesselanlage erreichen kann. Aus vorstehenden Erläuterungen

geht schon hervor, daß der Gasmotor seine anfängliche Bestimmung, hauptsächlich kleineren Betriebsanlagen zu dienen, wesentlich erweitert hat. Seine großen Vorzüge, in einzelnen Fällen die Raumverhältnisse, der einfache Betrieb u. s. w. führten mehr und mehr zu seiner Verwendung in größeren und großen Anlagen. Z. B. wird die Kostenfrage entscheidend auf die Wahl wirken, wenn der Erbauer einer Anlage selbst Gas produziert oder Gas zu ausnahmsweise billigen Preisen erhalten kann. Unter solchen Umständen kann sich der Betrieb einer größeren, elektrischen Anlage mit Gasmotoren nicht wesentlich teurer oder selbst ebenso billig wie der mit einer Dampfmaschine stellen. Ein solcher Fall wird namentlich bei Erbauung städtischer Anlagen für elektrisches Licht in Frage kommen, wenn die Gemeinde eine eigene Gasfabrik besitzt. Dieselbe wird sich dann das Gas zum Selbstkostenpreis berechnen und den Betrieb billiger wie mit Dampfmaschinen haben, andererseits aber doch durch den Verkauf des elektrischen Lichtes an die Konsumenten einen mittelbaren Gewinn aus dem von ihr erzeugten Gas ziehen können und dabei den Vorteil haben, daß ihre Gasfabrik nicht brach gelegt wird, sondern weiter ausgenutzt werden kann. Aber auch in einer Reihe anderer Fälle, wo man das Gas nicht zum Selbstkostenpreis, sondern nur verhältnismäßig billig beziehen kann, wird sich die Verwendung der Gasmotoren empfehlen; z. B. für Theater, welche nur während weniger Stunden zu beleuchten sind, und bei denen Einfachheit des Betriebs und größere Sicherheit gegenüber Dampfmaschinen wesentlich ins Gewicht fällt, ebenso unter ähnlichen Gesichtspunkten für andere öffentliche Anstalten. Als Beispiele seien hier einige große Beleuchtungsanlagen genannt, bei welchen man den Deutzer Gasmotor zum Betrieb gewählt hat. Für die elektrische Beleuchtung der Sophieninsel zu Prag sind drei 50pferdige Zwillingsmotoren aufgestellt, von denen zwei den Betrieb bewältigen, einer in Reserve steht. Ebenso arbeitet die Zentral-Station für elektrische Beleuchtung in Dessau mit zwei 60 pferdigen und einem 30 pferdigen Gasmotor. Ein 30pferdiger Zwillingsmotor betreibt die elektrische Beleuchtungsanlage im Kölner Stadttheater. Bei dem niederrheinischen Musikfest im Jahre 1886 war der große Gürzenichsaal in Köln durch 40 Bogenlampen taghell erleuchtet, welche von zwei Dynamomaschinen der Firma Spiecker & Co. Köln gespeist und von zwei 12pferdigen Otto'schen Zwillingsmotoren betrieben wurden. Zum Betrieb der Zuckerfabrik von Pfeiffer & Langen, Elsdorf, sind 6 Gasmotoren, welche 191 Pferdekräfte leisten, aufgestellt u. s. w. — Man sieht also, daß die Verwendung der Gasmotoren nicht nur bei kleinen, sondern auch bei größeren Anlagen bedeutend an Ausdehnung gewonnen und mit der der Dampfmaschine zu konkurrieren beginnt. Ein Fachmann im elektrotechnischen Anzeiger äußert: „Die Dampfmaschine werde wohl bis auf weiteres ihr Übergewicht behaupten, doch erscheine die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Gasmotor eine ebenso universelle Verbreitung erfahre wie erstere, wenn erst die industrielle Herstellung und Anwendung des Wassergases so ausgebildet sein werde, wie es zu erwarten stehe. Es werde dann die Frage auftauchen, ob nicht mittelst Wassergas, Gasmotor und Dynamomaschine eine erheblich höhere Ausnutzung der in der Kohle aufgespeicherten Kraft erzielt werden könne, als wenn wir die Dynamomaschine mittelst einer Dampfmaschine betreiben. Ohne Zweifel liege hier ein Fall vor, der nicht nur ein technisches, sondern auch ein sehr großes volkswirtschaftliches Interesse habe, und in diesem Sinne betrachtet, erscheine der Gasmotor als allgemein wichtiger Apparat.

Im Anschluß an diese Ausführungen über „Otto's neuen Motor" hätten wir nun noch spezielle weitere Konstruktionen für bestimmte Zwecke zu erwähnen. Neben den liegenden Motoren mit ihren vorstehend beschriebenen Vorzügen hat die Deutzer Gasmotorenfabrik einen neuen vertikalen Motor: „Otto's neuen Motor stehender Konstruktion" geschaffen, der mit allen bewährten Einrichtungen der liegenden Motoren den Vorteil eines geringen Raumbedarfs aufweist und daher überall, wo diese Eigenschaft in Frage kommt, große Verbreitung findet. Derselbe ist eine einseitig wirkende Gasmaschine, bei welcher also die Explosionskraft des Gases nur auf einer Seite des sich im Arbeitscylinder bewegenden Kolbens wirkt. Dieser Arbeitscylinder ist länger als der Kolbenhub und zwar so, daß wenn der Kolben sich in seiner tiefsten Stellung befindet, zwischen diesem und dem Cylinderboden noch ein Raum bleibt, welcher mit

den von der vorhergehenden Füllung herrührenden Verbrennungsprodukten gefüllt ist. Zu einem Spiele der Maschine gehören zwei volle Umdrehungen der Kurbelwelle, oder vier einfache Kolbenhube, auf welche sich die einzelnen Arbeitsperioden folgendermaßen verteilen: wenn der Kolben sich aus seiner soeben beschriebenen Stellung nach oben bewegt, so gestatten die Steuerungsorgane der Maschine das Ansaugen eines Gemisches von Gas und Luft. Dieser „Saugperiode“ folgt die „Kompressionsperiode“, wenn der Kolben wieder abwärts geht, wobei sämtliche Einströmungskanäle geschlossen sind. Ist der Kolben am Ende seines Hubes angelangt, so ist die Ladung im Cylinder so zusammengepreßt, daß an der Gaseintrittsstelle die Cylinderfüllung am gasreichsten ist. Durch den Steuerungs- oder Zündschieber wird nun mittelst der Zündflamme die Entzündung bewirkt. Die entstehende hohe Spannung (Explosion) treibt den Kolben aufwärts und dieser überträgt die ihm erteilte Arbeit mittelst der Pleuelstange auf die Kurbelwelle. Auf diese „Zünd- oder Arbeitsperiode“ folgt während des Kolbenrückganges die „Ausblaseperiode,“ während welcher das Ausblaseventil geöffnet den Austritt der Verbrennungsprodukte gestattet, so lange sich der Kolben nach unten bewegt. Die während der Arbeitsperiode dem Kolben erteilte Kraft wird also hier, ähnlich wie bei der Eincylindermaschine, vom Schwungrad aufgenommen und durch dessen lebendige Kraft die weitere Bewegung des Kolbens während der drei folgenden Perioden bewirkt. Durch eine sehr sinnreiche Pendelregulator-Konstruktion wird der Gang des Motors reguliert, zugleich auch verhindert, daß bei einem plötzlichen Stehenbleiben der Maschine Gas in den Maschinenraum tritt und dadurch Explosionsgefahren entstehen. Der durch diesen Regulator der Kraftleistung entsprechend gehaltene Gaskonsum beträgt bei den stehenden Motoren, ebenso wie bei den liegenden, je nach Quantität des Gases 0,4—1 cbm per Stunde und effektive Pferdekraft. Diese vertikalen Motoren, welche in Größen von $\frac{1}{2}$, 1, 2, 3, 4 und 6 Pferdekräften gebaut werden und sich durch exakte, solide Konstruktion aller Teile, wie verhältnismäßig niedrige Preise auszeichnen, bedürfen keiner besonderen Fundamentierung und können in Etagen mit dem Gebälk verschraubt, überall direkt montiert werden. Nur für größere Kraftleistungen sind dieselben nicht mehr zweckmäßig und müssen durch liegende Konstruktionen ersetzt werden.

Der Umstand, daß nicht an allen Betriebsorten Leuchtgas zu erhalten ist, hat nun zu vielfachen Versuchen geführt, die Gasmotoren mit flüssigen Kohlenwasserstoffen, resp. mit einem explosiven Gemisch von Luft und Kohlenwasserstoffgasen zu betreiben. Die Gasmotorenfabriken sind noch immer beschäftigt, besonders die schweren Kohlenwasserstoffe, vor allem Petroleum, in dieser Richtung dienstbar zu machen und leuchtet die große Bedeutung dieser Bestrebungen leicht ein, wenn man bedenkt, daß Petroleum selbst im kleinsten Dorfe zu haben oder an jedem Orte leicht zu beziehen ist. Sind diese Versuche auch noch nicht so weit gediehen, daß derartige Motoren schon jetzt in der Praxis verwendbar sind, so ist es doch gelungen, die leichten wasserstoffreichen Kohlenwasserstoffgase, sogenannte Benzine und ähnliche Verbindungen, zu benutzen und einen sogenannten Petroleum- resp. Benzin-Gasmotor einzuführen, der den großen Vorzug hat, an allen Orten betrieben werden zu können, ohne an den Anschluß an eine Gasfabrik gebunden zu sein. Die Konstruktion unterscheidet sich von der bekannten Konstruktion der Gasmotoren nur insofern, als die Explosion nicht durch Flammen, sondern durch elektrische Zündung bewirkt wird. Die nötige Elektrizität, die eine hohe Spannung haben muß, wird durch eine magnet-elektrische Maschine erzeugt, welche am Motor selbst montiert ist und durch die Steuerung desselben betrieben wird. Mit dem Motor ist der Gaserzeugungsapparat verbunden, der event. auch der größeren Sicherheit halber vom Motor entfernt in einem anderen Raum aufgestellt werden kann. Dieser Gaserzeuger besteht aus einem gußeisernen, luftdicht verschlossenen Gefäß, in welches das zu vergasende Benzin eingegossen wird. Ein Schwimmer zeigt ständig die Menge der im Gefäß enthaltenen Flüssigkeit an. Eine Rohrleitung, in welche ein cylindrischer, gußeiserner Topf und ein Rückschlagventil eingeschaltet sind, verbindet Benzingefäß und Motor. Tritt nun im Arbeitscylinder die Aussaugperiode ein, so öffnet sich das Rückschlagventil und es wird durch ein Drahtsieb und ein Zuführungsrohr atmosphärische Luft angesaugt. Das Zuführungsrohr taucht mit einem brausenartig erweiterten Ende in das Ben-

zin ein und die Luft muß letzteres in feinverteilten Bläschen durchstreichen, sich mit den Dämpfen desselben sättigend. Das so gebildete Benzingas gelangt dann in den mit Kieselsteinen gefüllten Eisencylinder und von dort in den Arbeitscylinder des Motors, in welchem es mit der durch ein besonderes Rohr angesaugten Luft das zur Arbeit der Maschine erforderliche Explosionsgemisch bildet. Trotzdem bei diesen Einrichtungen die Bildung explosiblen Gases im Gaserzeuger selbst ausgeschlossen erscheint, sind doch eine Reihe von Sicherheitsvorrichtungen zur Verhütung jeder Explosion angebracht. Ein Drahtnetz schließt das Benzingefäß nach außen hin ab und verhindert Eindringen von Flammen und Feuer. Der mit Kieselsteinen gefüllte Cylinder macht ein Rückschlagen der Flamme in das Benzingefäß unmöglich; das Rückschlagventil öffnet sich nur, wenn der Motor Gas ansaugt und unterbricht nach Schluß dieser Periode selbstthätig die Verbindung zwischen Arbeitscylinder und Benzingefäß; endlich ist noch in dem Rohrstück zwischen Rückschlagventil und Motor ein Sicherheitsventil angebracht, welches für den Fall, daß die Explosion in diesen Teil eindringt, jede Spannung durch Auslaß nach außen beseitigt. Um die Erzeugung des Gases zu erleichtern, können die abziehenden, warmen Verbrennungsprodukte ganz oder teilweise zur Erwärmung des Benzins verwendet werden, was sich namentlich dann empfiehlt, wenn der Benzin-Apparat der Kälte ausgesetzt ist. Bei Versuchen in der permanenten Ausstellung für Industrie und Handel in Nürnberg ergab sich bei einem 1 pferdigen Benzin-Motor durchschnittlich per Stunde und Pferdekraft ein Verbrauch von 0,66 Kilo Benzin, demnach würden die Betriebskosten (bei einem Preis des Benzins von 40 Pf. per Kilo im Faß) 26,6 Pf. betragen, d. h. sie würden bei einem 1 pferdigen Benzin-Motor ungefähr gleich hoch sein, wie bei einem Gasmotor, wenn das Gas ca. 24 Pf. per cbm kostet. Doch kommt immerhin die Gefährlichkeit des Benzins, infolge welcher besonders beim Lagern und Einfüllen größte Vorsicht geboten ist, sehr in Betracht und wird der Benzin-Motor wohl als beachtenswerte Erfindung, geeignet für den Betrieb von Werkstätten und Anlagen kleineren Umfangs, größere Einführung finden, wenn auch nur da, wo er den Gasmotor wegen mangelnden Gases zu ersetzen hat.

Als sehr wichtigen Fortschritt der Gasmotoren-Industrie müssen wir schließlich „Otto's neuen Motor in Verbindung mit Dowson-Gas-Apparaten" aufführen. Diese, eine große Ersparnis gegen Dampfmaschinen bedingende Betriebseinrichtung hat in größerem Maße der vorteilhaften Verwendung von Gasmotoren in der Großindustrie die Wege gebahnt. Dowsongas ist ein dem Generatorgas ähnliches Heizgas, welches in den, der Dowson Economic Gas and Power Company limited, London, patentierten Apparaten hergestellt wird. Es enthält bei normaler Darstellung ca. 40 Volumen-Prozent in brennbaren Gasen, brennt mit blauer, nicht leuchtender Flamme und ist zum Betrieb von Gasmotoren, sowie zu Heiz- und anderen industriellen Zwecken sehr geeignet. Der Dowson-Gas-Apparat ist für den Gasmotor dasselbe, was der Dampfkessel für die Dampfmaschine ist. Derselbe besteht aus einem kleinen Dampfkessel mit Überhitzer und Speisepumpe, einem Gaserzeuger, einem Gasbehälter von ca. 5 cbm Inhalt, sowie den zur Verbindung der einzelnen Teile erforderlichen Rohrleitungen. Die Regulierung der Gasproduktion erfolgt automatisch dem Gas-Konsum entsprechend. Die Produktion kann unbeschadet der Ökonomie des Betriebs in gewissen Grenzen wechseln, ca. um $^2/_3$—$^3/_4$ der normalen Erzeugungsmenge. Für größere Motoren und bei stark schwankendem Konsum ist ein Gasbehälter von entsprechend höherem Inhalt wie oben erwähnt empfehlenswert. Dowsongas wird erhalten, indem man einen Strom atmosphärischer Luft vermittelst eines Strahles überhitzten Dampfes durch die im Gaserzeuger befindliche, glühende Brennmaterialsäule bläst, die abziehenden Produkte reinigt (durch Waschen mit Wasser) und in einem Gasbehälter ansammelt. Der überhitzte Dampf wird in dem kleinen Dampfkessel von ca. 60 Liter Inhalt erzeugt und durch einen Injector unter den Rost des Generators geblasen. Zur Vergasung in dem Generator dürfen nur von allen bituminösen Bestandteilen freie Steinkohlen, also Anthracitkohlen, verwendet werden. Das Brennmaterial ist in Stücken von Haselnuß bis Walnuß-Größe aufzugeben und muß möglichst frei von schlackenbildendem Rückstand sein. Der Dampfkessel ist mit Gaskoks zu heizen. Ein Mann kann den Apparat mit Bequemlichkeit

bedienen und stellen sich die Unterhaltungskosten nicht höher, als die eines Dampfkessels für die gleiche Kraftleistung. Zur Aufstellung des Apparates ist allerdings eine gesetzliche Konzession erforderlich, deren Erlangung aber keine besonderen Schwierigkeiten macht, da der Betrieb weniger gefahrvoll und belästigend als der Dampfbetrieb ist. Immerhin können die Motoren mit diesem Apparat nicht in bewohnten Räumen oder in oberen Stockwerken aufgestellt werden, was aber bei deren Bestimmung für größere Betriebe weniger in Betracht kommt. Ein solcher, sagen wir „Dowsongas-Motor“ konsumiert bei seiner Maximalbeanspruchung höchstens das aus einem Kilo Brennstoff erzeugte Gasquantum per Stunde und effektive Pferdekraft. Seine Hauptvorteile bestehen in großer Ersparnis an Brennmaterial gegenüber dem Betrieb durch Dampfkraft, geringen Anlagekosten, geringerem Raumbedarf für Aufstellung und Kohlenvorrat, Ersparnis eines kostspieligen Schornsteins, einer ebensolchen Kesseleinmauerung, einfacher, leichter Bedienung, erhöhter Betriebssicherheit und Verwendbarkeit des überschüssigen Heizgases zu häuslichen und industriellen Zwecken. Die „Dowson Economic Gas & Power Company“ hat den Alleinverkauf ihrer patentierten Gaserzeugungsapparate für Kraftzwecke der Deutzer Gasmotorenfabrik übertragen und läßt diese Apparate in Deutschland herstellen, so daß solche von genannter Fabrik inkl. Motoren zu billigsten Preisen, unbeschwert durch Zoll, Transportkosten, Spesen 2c. geliefert werden. Einem Bericht über die „Messung des Effektes und Verbrauches eines Otto'schen Gasmotors in Verbindung mit Dowsongasbetrieb,“ ausgeführt von Professor Teichmann an der königlich-technischen Hochschule in Stuttgart, und Ober-Ingenieur Fr. Böcking vom Rheinischen Dampfkessel-Überwachungs-Verein entnehmen wir folgendes: Als Versuchsobjekt diente ein 40pferdiger Gasmotor mit Dowsongasbetrieb. Es wurde ein Gesamt-Brennmaterialverbrauch per Stunde und Pferdekraft von 0,7644 Kilo festgestellt, wovon auf Anthracitkohlen im Generator verbraucht 0,677 Kilo, auf Gaskoks im Kessel konsumiert 0,0869 Kilo kamen, der Dampfverbrauch für Gaserzeugung und Kesselspeisung betrug pro Stunde und Pferd 0,54 Kilo, das 6,22fache des im Kessel verbrauchten Koks. Die mittlere Dampfspannung betrug 3,65 Atmosphäre. — Wo es sich also um konstanten Betrieb handelt, ist der Dowsongas-Motor sehr zu empfehlen und kann den Wettbewerb mit größeren Dampfmaschinen aufnehmen, wie aus obigem Bericht über Kohlenverbrauch und Leistung hervorgeht. Die Deutzer Motorenfabrik hat bedeutende Anlagen dieser Art in Nürnberg, Offenbach, in Italien u. s. w. ausgeführt und vor kurzem einen 100pferdigen Motor fertiggestellt, der mit 4 Cylindern, von denen je zwei sich gegeneinander überliegen, arbeitet. Der Gang dieser Maschine ist ein äußerst ruhiger infolge der Ausbalancierung der Masse und der Gaskonsum ein sehr geringer; auch steht nichts im Wege, die Maschine bis zu 200 Pferdekräften auszuführen.

Haben wir so die Fortschritte in der Herstellung von Gasmotoren beleuchtet und gezeigt, wie solche in vervollkommneten Konstruktionen sogar den Großgewerbebetrieb im Wettkampf mit den Dampfmaschinen zu erobern suchen, so möchten wir zum Schluß noch in neuerer Zeit zu Tage tretende, beachtenswerte Bestrebungen erwähnen, die dahin zielen, einerseits dem Kleingewerbe die Anschaffung von Gasmotoren, sei es durch weit ausgedehnte Zahlungstermine, sei es durch mietweise Überlassung zu erleichtern, andererseits deren allgemeine Einführung durch beträchtliche Herabsetzung des Preises für Kraftgas zu fördern. Die großen, städtischen Gasfabriken wären berufen, diesen Bestrebungen Rechnung zu tragen und am ersten in der Lage, Verträge zur Hergabe von Gasmotoren gegen regelmäßige Abzahlungen mit Handwerkern und Kleinindustriellen zu schließen, da sie infolge der Überwachung des Gasverbrauchs mit den Motorenbesitzern in steter Berührung bleiben, also auch die sachgemäße Behandlung der Motoren kontrollieren können; auch würde ein Entgegenkommen in der Berechnung des Gaspreises für Betriebsmaschinen den selbst gasherstellenden Gemeinden sicher doppelte Vorteile bringen, da ein billiger Gaspreis vermehrte Aufstellung von Motoren, also gesteigerten Konsum und Hebung der Klein- und Mittel-Industrie, also Steigerung der Steuerkraft zur Folge haben würde. Eine uns in Abschrift vorliegende Petition an den Magistrat der Stadt Nürnberg begründet diese Forderungen in ausführlicher Weise und hebt viele beherzigenswerte Gesichtspunkte hervor, die bei deren Beurteilung in Frage kommen. Nicht mit Unrecht wird u. a. in derselben bemerkt;

„Seit die Dampfmaschine die Großindustrie in vielen Gewerben herangebildet habe, seien Handwerk und Kleingewerbe in immer engere Grenzen zusammengedrängt. Auf der einen Seite große Fabriken mit zahlreichen Arbeitern und Bedienungsmannschaften der Maschinen, als solche selbst halbe Maschinen, und auf der anderen Seite ein sich kümmerlich fristendes Handwerk — das sei im großen und ganzen seit Jahren der Zustand unserer Industrie! Würden dem Kleingewerbe und Handwerkerstand billige, leistungsfähige Betriebskräfte zur Verfügung stehen — wie sie ihm mit erleichterten Anschaffungsbedingungen und herabgesetztem Gaspreis die heutigen Gasmotoren in Aussicht stellten — so würden kleine Spezialfabrikanten einzelner Artikel billig, schön und leistungsfähig arbeiten; es würde mit einem solchen Vorgehen seitens der Gemeinden für ein gut Stück soziale Frage die Lösung angebahnt, denn jeder kleine Handwerker, der fleißig und strebsam, finde dann Gelegenheit, sich mit Aussicht auf Erfolg selbständig zu machen. Z. B. würde bei einer durchaus nicht unmöglichen Ermäßigung des Gaspreises für Motoren auf 10—12 Pf. per cbm ein kleiner Unternehmer bei 10 Arbeitsstunden eine Pferdekraft, also eine Arbeitsleistung gleich der von 6—7 Mann bei Handbetrieb, für 1 Mark zur Verfügung haben und müßten jedem Unbefangenen die gewaltigen Vorteile solch' billiger Betriebskraft einleuchten. Auch sei es vom hygienischen Standpunkt für die Gemeinden geraten, die Verwendung von Gasmotoren, die nicht durch luftverderbenden Rauch, Ruß, Staub u. s. w. lästig fallen, gegenüber Dampfmaschinen zu unterstützen. Für die Großindustrie sei seit Erfindung der Dampfkraft unendlich viel geschehen, für die Klein- und Mittel-Industrie fast nichts und sei wohl zu bedenken, daß aus dem vernachlässigten Handwerk Fabrikarbeiter und Sozialdemokraten erwachsen. Alle diese und noch eine Reihe anderer, wohlmotivierter Gesichtspunkte und thatsächlicher Erfahrungen müßten den Stadtgemeinden die Überzeugung verschaffen, daß das Gesuch nicht ein selbstsüchtiges, auf unhaltbare Gründe gestütztes sei, sondern daß eine höchst bedeutsame Veranlassung zu demselben vorliege, so daß seine Berücksichtigung ebenso sehr der Gemeinde selbst, also allen Mitbürgern wie den Petenten zu gute komme.“ —

Mögen die vorstehenden Schilderungen und Mitteilungen dazu beitragen, den Ruf der um die Vervollkommnung und Nutzbarmachung der Gasmotoren verdienten Deutzer Gasmotorenfabrik in immer weiteren Kreisen zu verbreiten und die Verwendung dieser Betriebsmaschinen im Inland, wie den Absatz derselben ins Ausland zum doppelten Nutzen unserer Industrie zu heben.

Litterarische Berichte.

Das Leben Jesu. Ein Roman in zwei Büchern von Oskar Linke. Minden i. Westf. 1888. Verlag von J. C. C. Bruns.

In der Auffassung der Persönlichkeit Jesu, seines Wesens und Wirkens, seines Leidens und Sterbens stehen sich auch heut noch wie in den ersten Tagen des Christentums zwei Auffassungen gegenüber, die sich wohl nie werden vereinigen lassen, nämlich die göttliche und die menschliche, oder, wie man sie auch nennt, die athanasianische und die arianische. Ueber die wissenschaftliche Berechtigung beider zu handeln, ist hier nicht der Ort; es fragt sich nur, ob das vorliegende Buch, dessen Verfasser in Jesu nicht den zum Zweck der Versöhnung mit Gott geopferten Gottessohn, sondern den als Märtyrer durch seine fanatischen Gegner getöteten Menschen sieht, von diesem Standpunkte aus seinen Zweck, ein lebenswahres und in seiner Bedeutung klar erfaßbares Bild von der Persönlichkeit Jesu zu geben, erreicht hat. Es läßt sich dieser Zweck zunächst auf dem Wege wissenschaftlicher Kritik erreichen, wie es in dem „Leben Jesu“ von Strauß, Renan, Keim u. a. geschehen ist, oder es wird mit Beiseitelassung alles kritischen Materials die Berechtigung der arianischen Auffassung vorausgesetzt und von hier aus dargestellt, wie das Leben des Menschen Jesus von Nazareth gewesen sein **kann**, wie wir uns mit Hilfe der Phantasie und einiger Erfindung den Verlauf dieses Lebens selbst zu konstruieren haben. Diesen letzteren Weg hat der Verfasser gewählt, und, wie wir meinen, nicht ohne Geschick und Geschmack, was zunächst die Auswahl der aus der Bibel entlehnten Erzählungen und wichtigen Momente

und die durchweg schöne und edle Sprache betrifft. Die Phantasie hat dem Verfasser schöne Züge zur Ausschmückung seines Helden geliehen, so z. B. die zarte Schonung des Blattes mit dem Käfer, das plötzliche Entstehen des Vaterunsers, den Hosiannah-Ruf des schlafenden Kindes u. a., die Erfindung hat ihn in Herodias, Ahasver, Benlevi u. a. zur Darstellung treffender Typen des damaligen Judentums geführt, und wenn seine Erfindung zuweilen etwas weit gegangen zu sein und sich zu weit vom biblischen Inhalt zu entfernen scheint, so findet dies darin eine Rechtfertigung, daß diese Darstellung ja ein Roman genannt wird. Allerdings ist das zu oft betonte Entzücken der Mädchen und Frauen über Jesu äußere Erscheinung störend und die Reinigung von Ungeziefer nach dem Wüstenaufenthalt direkt abstoßend und unangenehm, ja geradezu abscheulich; ebenso unwahrscheinlich die Mißhandlung durch den Schulmeister wegen „Zerstreutheit, Faulheit und Verstocktheit.“ Solche und ähnliche Züge, vor allem aber das in einem ganz anderen, nicht vorteilhaften Tone gehaltene Nachwort, welches am besten weggeblieben wäre, weil es den schönen Eindruck des Ganzen sehr herabstimmt, sind Fehler des sonst entschieden guten Buches. Schön, wenn auch nicht neu, da schon Goethe diese Erklärung bringt, ist die Darstellung des Judas Ischarioth und seines sogenannten Verrats; wenigstens angedeutet, wenn auch nicht genug hervorgehoben, der Nachweis, wie das Volk zu seinem Wunderglauben und Jesus selbst zum Glauben an seine Messianität gelangt ist. — Selbstverständlich müssen wir sagen, daß dieses so dargestellte Leben Jesu wohl so gewesen sein kann, aber nicht so gewesen sein muß; jedenfalls aber halten wir es für geboten, das höchst interessante und gewiß viele ansprechende Buch gebührend zu empfehlen. C. S.

Das nervöse Jahrhundert. Von Paul Mantegazza. — Einzig rechtmäßige Uebersetzung. Leipzig. Verlag von F. W. Steffens.

Der durch seine früheren Schriften bereits vielfach bekannte italienische Arzt und Gelehrte fühlt in vorliegendem Buche unserem Jahrhundert scharf den Puls und findet dasselbe durch und durch nervös. Er begründet diese seine Benennung, indem er zeigt, wie das Thun und Treiben der modernen Gesellschaft im Gegensatz zu früheren Zeiten von einer steten Hast erfüllt ist, die niemals den Menschen in Ruhe sich seines Daseins freuen läßt, wie die ganze Lebensweise, sogar die leiblichen und geistigen Genußmittel, dem nervösen Charakter entsprechen, wie das Uebel sich von einer Generation auf die andere forterbt und sich verschärft. An ein paar Beispielen wird dargelegt, wie die Krankheit sich äußert, indem in wenigen Minuten das scheinbar vollkommenste Wohlbefinden mit den bedenklichsten Zuständen abwechseln kann, denen dann wieder Zeiten von Abspannung und Unbehaglichkeit, die man für launenhaft und eingebildet halten möchte, folgen. — Die Ursache der so sehr um sich greifenden Nervosität findet Verfasser in den Vorgängen des Jahres 1789, das zwar die schmachvollsten Ketten brach und einem großen Teile der Menschheit ihm bis dahin entzogene Rechte und Freiheiten gab, aber ihm auch das Joch auferlegte, über sich und für sich selbst nachzudenken, wozu er gar nicht befähigt war. Bis dahin lebten die unteren Stände unbewußt dahin unter dem Joche ihrer Bedrücker; niemand kümmerte sich darum, ob sie dachten; aber nun, wo der Staat es für eine Schande hält, wenn eins seiner Glieder nicht lesen und schreiben kann, haben die Menschen zwar viele Freiheiten errungen, aber kein Mensch hat mehr die Freiheit, dumm zu sein. Diese verstärkten Ansprüche der Allgemeinheit an die Geistes- oder Gehirnthätigkeit des Einzelnen, die ihren Höhepunkt in dem Lehrplan der höheren Schulen finden, deren System der Verfasser wenig schön, aber richtig mit der Methode, eine Gans zu stopfen, vergleicht, haben die Sorge für die ebenbürtige Ausbildung des Körpers zurücktreten lassen und dadurch jene Reizbarkeit und Schwäche der Organismen geschaffen, die die Grundlage der Nervosität bilden. — Alle politischen und sozialen Verhältnisse und Einrichtungen des Jahrhunderts geht Verfasser durch, um an ihrer Hand zu zeigen, wie sie der Nervosität Vorschub leisten und wenn man ihm auch in den meisten seiner Ausführungen zustimmen muß, so widerspricht man doch in dem Falle, wo er behauptet, auch der Protestantismus sei eine der Ursachen der Nervosität, namentlich unter den germanischen Völkern, weil er den Menschen über die Religion nachzudenken zwänge, was ihm in katholischen Ländern die Kirche abnähme. Dies mag dem Verfasser in seiner Eigenschaft als Italiener und Katholik verziehen sein, der nicht zu beurteilen vermag, wie gerade dem germanischen Gemüt die Religion tief empfundene Herzens- und nicht Verstandessache ist, wenn auch nicht immer blind auf alles geschworen wird, was der Priester sagt. — Für jede Krankheit aber giebt es ein Heilmittel; so wird auch die Menschheit an der Nervosität nicht zu Grunde gehen, ja Verfasser spricht die Hoffnung aus, daß das kommende Jahrhundert sie überwunden haben werde, indem es den Ballast, mit dem jetzt schon die Kinder überfüttert werden, beiseite werfen und eine harmonische Ausbildung des Geistes und Körpers erstreben werde. Zu diesem Resultat soll ein jeder mit beitragen, indem er nur den Genuß für erlaubt hält, den er durch eigene Anstrengung sich erkauft und der Reiche und Vornehme soll durch sein Beispiel dem Niedrigstehenden zeigen, daß nicht die Arbeit und sei es die geringste, sondern der Genuß ohne Arbeit Schande ist. — Vorliegendes Buch soll nach Verfassers

Absicht zwei Fortsetzungen erhalten, in denen er, wie hier das physische, so das moralische und geistige Wesen des Jahrhunderts beleuchten will, und welche nach dem Vorgange dieses das heuchlerische und das skeptische Jahrhundert benannt sein werden. Da die Lektüre dieses ersten Bandes durchaus keine fachwissenschaftlichen Kenntnisse, was mancher vielleicht vermuten könnte, erfordert, im Gegenteil die klaren Ausführungen für jeden, der überhaupt beim Lesen zu denken gewillt ist, und etwas mehr als die Füllung müßiger Stunden beansprucht, leicht faßbar sind, so wird man mit um so mehr Spannung den folgenden Bänden entgegensehen. — Die Uebersetzung ist eine durchaus gute und gelungene. Fr. H.

Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg. In den ältesten deutschen Uebersetzungen mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von Julius Hoffory und Paul Schlenther. 2 Bde. Berlin 1887. 1888. Verlag von G. Reimer.

Das Unternehmen, die besten Komödien des großen dänischen Lustspieldichters Holberg in deutschem Gewande des 18. Jahrhunderts in das Gedächtnis der Gegenwart zurückzubringen, haben wir bei seinem Anfang an dieser Stelle bereits begrüßt und zeigen nunmehr unsern Lesern den Abschluß davon an. Vierzehn Komödien sind hier in der alten Uebersetzung Dethardings u. a., welche in der dänischen Schaubühne gesammelt wurden, die der Kopenhagener Buchhändler Rothe 1755 herausgab, neu gedruckt, indem zugleich der Text mit dem dänischen verglichen und darnach ergänzt und berichtigt wurde. So liegen in den zwei Bänden folgende vierzehn Komödien Holbergs vor: Der politische Kannegießer, Jean de France, Jeppe vom Berge, Meister Gert Westfaler, der elfte Juni, die Wochenstube, die Weihnachtsstube, die Maskeraden, Ulysses von Ithacia, die Hexerei, der glückliche Schiffbruch, Erasmus Montanus, der Geschäftige, Don Ranudo de Colibrados. Jedem Stück ist eine Einleitung vorangestellt, welche über Holbergs Quellen und über das bibliographische des dänischen Originals und der deutschen Uebersetzung Auskunft giebt. Außerdem sind dem ersten Band als Einleitungen beigegeben: Holbergs Leben von P. Schlenther (19 Seiten); Holbergs Komödiendichtung von J. Hoffory (50 Seiten), und Holberg und Deutschland von P. Schlenther (57 Seiten). In seinem Aufsatz giebt Herr Hoffory eine kritische Betrachtung der einzelnen Komödien seines alten Landsmannes. Herr Schlenther dagegen geht den Einwirkungen Holbergs auf die deutsche dramatische Kunst nach und spürt die Wirkungen auf einzelne hervorragende deutsche Männer auf. Die Herausgeber haben ihr Buch Henrik Ibsen gewidmet, den sie „den bedeutendsten Dramatiker der neuen Zeit" zu nennen belieben. Q.

Nos gens de lettres. Leur vie intérieure. Leurs rivalités. Leur Condition par Frédéric Loliée. Avec une préface par Paul Bourget. Paris 1887. Calman Lévy.

Dieses fesselnde Buch enthält nicht, wie man aus dem Titel schließen könnte, Skandalgeschichten oder prickelnde Ausplaudereien aus dem Leben der französischen Schriftsteller, sondern eine soziale Studie von bleibendem Werte. Dabei beschränkt es sich nicht auf die unmittelbare Gegenwart, sondern geht zurück bis zur Zeit des ersten Kaiserreichs und schildert, wie von jenen Tagen an bis heute die Lebensbedingungen der Schriftsteller, ihr Wesen, ihre Ansprüche, ihre Erfolge und ihre Stellung sich gestaltet und entwickelt haben. Das Gemälde, welches Loliée entwirft, ist ziemlich grau in grau gemalt und scheint an manchen Punkten etwas übertrieben oder mit einer gewissen Tendenz komponiert; fesselnd und lehrreich ist es jedenfalls, mit Sachkenntnis und überzeugender Beredsamkeit geschrieben. Loliées Hauptgedanke ist folgender: Die Litteratur ist für die meisten Schriftsteller des 19. Jahrhunderts zugleich ein Handwerk und eine Kunst. Sie haben sich den Grundsatz angeeignet: „Der Priester muß vom Altar leben", — und dieser Grundsatz ist um so schwerer heute durchzuführen, je größer und allgemeiner das Bedürfnis eines soliden Wohlbefindens und des offenbaren Luxus geworden ist. Als Handwerker muß der Schriftsteller fortgesetzt schaffen, und was er schafft, regelt sich lediglich nach dem volkswirtschaftlichen Satze von Angebot und Nachfrage; als Künstler will der Schriftsteller, unabhängig von den Anforderungen des Tagesgeschmackes, die Offenbarungen seines innersten Wesens zu Tage bringen. Aus dem Kampfe zwischen jener harten Wirklichkeit und diesem hohen Ideale ergiebt sich der tragische Kampf der französischen Schriftsteller unserer Tage, den Loliée mit sachkundiger und geistreicher Feder schildert. Wir geben den Schluß seiner Ausführungen hier wieder: „Ja, um Schriftsteller zu werden und beharrlich die Pflichten, Prüfungen und Lasten dieses Standes zu tragen, muß man einen mächtigen, unwiderstehlichen Beruf in sich fühlen. Friedliche Herzen und bescheidene Naturen, die vor allem nach einer glücklichen Stellung im Leben streben, mögen diesem Berufe fern bleiben. Das Leben des Künstlers in jenem sonderbaren Winkel der Erde, der die pariser Welt heißt, . . . ist nur eine trügerische Lockspeise. Man denke nur an Flaubert, der sich 8 Monate in sein Zimmer einschloß und dann totmüde (foudroyé) auf die letzte Seite seines Buches hinsank, obgleich er die Natur eines Riesen besaß; an Taine, der von Philosophie, Kunst und Kritik aufgerieben, sein halbes Leben in der Schweiz zubringen mußte; an Goncourt, der sich in seinem Landhause zu Auteuil mit seinem Japan

und seinen Stichen einschloß; auch an Zola, den man nirgends sieht, der stets gebeugt an seinem Schreibtische sitzen soll; an jene Tag und Nacht anhaltende Arbeit, welche die Stirn vor der Zeit furcht, welche tötet und erschöpft: dann werdet ihr dieses Dasein in seiner vollen Wirklichkeit verstehen. Der Schriftsteller des 19. Jahrhunderts hat an Unabhängigkeit und äußerem Glück bedeutendes errungen. Hat man aber gesehen, welche schwere Mühen seinen Erfolgen, welche Enttäuschungen seinem Gewinn, welche Anstrengungen seinen Aussichten beständig gegenüberstehen, so muß man unbedingt zugeben, daß die üble Seite das Glück und den Erfolg bei weitem überwiegt. Wer die Schriftstellerbahn nur beschreitet, um die Mittel zu finden, sie bald wieder zu verlassen; wer sich seiner ersten Erfolge nur bedient, um sich geschickt herauszuziehen und anderswo ein Unterkommen zu suchen, von dem aus er dann den Gedanken nur wie eine Luxuspflanze pflegen will; der ist, wie uns scheint, zwar nicht der Tapferste, aber der Klügste jedenfalls. Das ist meine aufrichtige Meinung." — Diese Ansicht Loliées ist zweifellos richtig und trifft auch für Deutschland zu. Nur wer eine auskömmliche Lebensstellung hat, mag es wagen, sich auf die Bahn des Schriftstellers zu begeben. Denn diese ist dornenvoll und undankbar. Unsere besten Geister legen davon Zeugnis ab.

—nn.

Mariengarn. Ein Liederkranz von Eduard Tempelten. Leipzig, Herbig.

Es erweckt ein rührendes Andenken an vergangene schöne Zeiten, wenn der Dichter im höheren Alter auf die Blüten zurückblickt, die ihm die Muse in der Jugend einst gegeben. Dann klingen die Verse wie Glockenklang und in hoher Weihe steigen alle Freuden der Minne-Zeit und sonniger Tage vor der Seele wieder auf und was schon vergessen schlummerte, das erwacht in der Dichtung wieder. Doch nicht nur der Dichter, sondern auch der Kritiker hat an dem, was ein Sänger einst gesungen und wie sich die Morgengabe der Musen später entwickelt hat, ein hohes Interesse. Man kann einen Dichter am besten beurteilen, wenn man ein Bild seines gesamten Schaffens vor Augen hat; es ist deshalb auch die Pflicht einer Zeitschrift, auf früher erschienene aber vielleicht schon vergessene Werke bedeutender Autoren hinzuweisen. — Der Verfasser der vorliegenden Gedichte hat sich einen geachteten Namen in der Litteratur erworben, er ist besonders als Dramatiker in weiten Kreisen bekannt, seine „Klytämnestra", sein „Cromwell" und andere Dramen sind von großen Theatern mit Erfolg aufgeführt worden und werden sich auf der deutschen Bühne erhalten. Die Leyer des Dichters ist höheren Zielen gefolgt, von den schönen Klängen in dem „Mariengarn" ist seine Muse in die Arena gezogen, in welcher der Kampf ums Leben und ein Spiegelbild der historischen und modernen Charaktere vor Augen tritt. Doch auch die zarten Glockentöne, welche in der Jugend dem Dichter einst geklungen, spiegeln ein inneres dramatisches Leben. Die Dichtungen „Am Klavier", „Vorgefühl", „die dunklen Tannen rauschen", „Zur Zeit der letzten Rosen" u. a. atmen auch in den Leser innere Bewegung ein. Es sind liebliche Gesänge in diesem Buche vereint, die das Herz erfrischen und die Jugend wieder in die Seele trägt. — Die Muse hat den Dichter des „Mariengarn" nicht verlassen, sie hat ihn zur Freundschaft mit Meistern, wie Fr. Rückert u. A. und zu unermüdlichem edlen Schaffen begleitet. Jetzt wirkt er an einem deutschen Musenhofe, dessen Fürst selbst die Feder führt, und was im „Mariengarn" einst von ihm geträumt, das ist in des Lebens Wirklichkeit gedrungen.

Die Prinzipien der Philosophie von René Descartes, übersetzt und erläutert von J. H. v. Kirchmann. Zweite Aufl. Heidelberg 1887. Verlag von G. Weiß.

Diese Schrift des berühmten französischen Philosophen (1596—1650) hat freilich hauptsächlich ein geschichtliches Interesse und wir werden vielfach nicht mehr Lust haben, seinen Annahmen zu folgen. Trotzdem ist es eine scharfsinnige Bemühung, vielen Problemen der Welt beizukommen und besitzt noch heute eine anregende Kraft. Die Schrift zerfällt in vier Teile. Der erste handelt von den Prinzipien der menschlichen Erkenntnis, der zweite von denen der körperlichen Dinge, der dritte von der sichtbaren Welt (darunter Sonne, Kometen, Planeten), der vierte über die Erde (die Schwere, Ebbe und Flut, die Metalle, das Feuer u. s. w.).

B.

Unter kurbrandenburgischer Flagge. Deutsche Kolonial-Erfahrungen vor 200 Jahren. Nach dem Tagebuche des Chirurgen Johann Peter Oettinger unter Mitwirkung des kaiserlichen Vize-Admirals z. D. von Henk herausgegeben von Hauptmann a. D. Paul Oettinger. Berlin 1886. Verlag von R. Eisenschmidt.

Der Titel ist unklar und nicht frei von Widersprüchen, und das Buch selbst bietet nicht, was es bieten könnte und sollte. Warum ist nicht das Oettinger'sche Tagebuch selbst herausgegeben, in dokumentarischer Gestalt, das gewiß auch des Reizes des Altertümlichen nicht entbehrt hätte? Jetzt ist dieser fast durchweg verwischt. Wir haben statt eines wissenschaftlichen Beitrages zur deutschen Kolonialgeschichte eine Unterhaltungslektüre erhalten, welche als solche allerdings sehr zu empfehlen ist.

A. B.

History of Prussia under Frederic the Great 1745—1756. Two volumes. Boston and New-York. Houghton Mifflin and Co.

Professor Tuttle hat seinem im Jahre 1884 erschienenen Bande „Geschichte Preußens bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen" nunmehr zwei weitere folgen lassen, welche die Geschichte Preußens unter der Regierung des Großen Königs von 1745 bis 1756 behandeln. Wie ihre Vorgänger, müssen auch diese Bände als ein sehr wertvolles Geschenk angesehen werden, das der amerikanische Historiker seiner eigenen Nation, ganz besonders aber uns Deutschen macht. Wir finden auch hier wieder die Tiefe und Gründlichkeit der Forschung und vor allem das bei einem Nicht-Europäer und Sohn eines Volkes mit noch so junger Geschichte überraschende Verständnis für deutsche, speziell preußische Dinge, die schon den ersten Band auszeichneten und dem Verfasser die Anerkennung der berufensten deutschen Kritiker (Rudolf Gneist u. a.) erwarben. Mit außerordentlichem Geschick und sicherem kritischem Blicke weiß Mr. Tuttle den Stoff, der kaum für irgend eine andere Periode der Geschichte in solch' ungeheuerlicher Masse angehäuft, und z. T. recht spröder und schwieriger Natur ist, zu sichten und in klarer, lichtvoller Weise zu gestalten. Der große Name Carlyles ist so eng verbunden mit der Geschichte der Regierung Friedrichs des Großen, daß es der Verfasser für geboten erachtet, in seiner Vorrede die Bedenken derer zu entkräften, die es für ein Sakrileg erachten oder stutzig darüber werden könnten, ein Gebiet, das des Meisters Fuß beschritten, noch einmal von einem Späterkommenden betreten zu sehen. Und wir können nicht anders, als seinen Ausführungen beipflichten, wenn er, bei voller Anerkennung des hohen Wertes des Carlyleschen Buches als Kunstwerk, hervorhebt, wie unzureichend darin der eigentliche Geist des im 18. Jahrhundert in Preußen wirkenden Systems zur Anschauung gebracht wird; wahrscheinlich aus unzureichender Kenntnis desselben seitens seines Verfassers, dem eine große Zahl der heute benutzbaren Quellen noch nicht zu Gebote standen, und der auch die zu Gebote stehenden z. T. nicht benutzt hat. Seitdem Mr. Froude, der ehrliche aber etwas indiskrete Freund und geistige Testaments-Vollstrecker Carlyles, uns gezeigt hat, daß letzterer zu seinem Werke nicht inspiriert worden ist durch den gebieterischen Trieb der Pflicht, einem der großen Wohlthäter der Menschheit ein Denkmal zu setzen, sondern weil ihm bei der Umschau nach einem Thema für eine geschichtliche Arbeit der dritte preußische König besonders gelegen erschien, ist die bisher geltende romantische Ueberlieferung, welche Friedrich den Großen und Carlyles sozial-philosophisches Prinzip zu einander in Beziehung brachte, zum großen Teile gestört worden, und seine Geschichte Friedrichs muß es sich nun gefallen lassen, daß an dieselbe der gleiche Prüfstein, wie an jedes andere historische Werk gelegt werde; mit Recht hebt Mr. Tuttle ferner hervor, daß zwischen Carlyles und seinem Werke ein wesentlicher Unterschied des Planes bestehe; nicht eine Biographie Friedrichs, sondern eine Geschichte des Lebens Preußens, als eines Staates, der Entwickelung seiner Institutionen, seiner Fortschritte auf politischem und sozialem Gebiete unter der Regierung Friedrichs des Großen habe er schreiben wollen. Daß ihm dies in so hohem Grade gelungen ist, hat der Verfasser nicht zum kleinsten Teile dem Prinzip zu danken, daß er bei seiner Quellenforschung das Material aus den Staatsarchiven nicht nur Preußens, sondern aller Großstaaten Europas zu Rate gezogen hat, und so für die Politik Friedrichs eine Beleuchtung gewinnen konnte, wie sie in solcher Objektivität wohl bisher noch nicht erreicht worden ist. Wenn wir in seiner Vorrede der Aufführung aller dieser Quellen, unter denen die neueren klassischen Publikationen des preußischen Staatsarchivs (Sybel, Droysen, Duncker, Koser u. a.), die großartige Arbeit des Oesterreichers von Arneth (Geschichte Maria Theresias) und die berühmte, „Sbornik" betitelte Sammlung von Korrespondenzen der kaiserlich russischen historischen Gesellschaft, besonders ehrenvoll erwähnt sind, folgen, so stehen wir mit Erstaunen vor solch' gewaltiger Energie und Arbeitskraft. Und durch dies Labyrinth von Verträgen, Korrespondenzen, dynastischen Plänen, territorialen Vergrößerungen, taktischen und strategischen Operationen, ist uns Mr. Tuttle ein sicherer, zuverlässiger Führer, der über alle Details keinen Augenblick die Einheit des Ganzen aus dem Auge verliert. Ueberall tritt am rechten Orte die Gestalt des Königs, welcher alledem Stempel und Gepräge aufdrückt, in vollem Relief hervor, in scharfer, freilich oft unerbittlicher Beleuchtung; sine ira et studio gezeichnet, mit dem ehrlichen Bestreben, die volle, reine Wahrheit zu geben, und zugleich in warmer, würdevoller Sprache die außerordentliche Größe des Mannes zeigend. In der That, wir glauben nicht, daß eine Geschichte des Friedericianischen Preußens aus deutscher Feder existiert, welches diesem Buche an Wert gleichzustellen wäre. Möchte es bald einen würdigen Uebersetzer finden!

T.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

1870/71.

Erzählung von einem preußischen Staatsmanne.

Kapitel VI.

Wir führen unsere Leser heute in eine unberühmte Straße von Paris, vier Treppen hoch, in die recht einfach ausgestattete Wohnung eines kleinen Advokaten, in welcher sich außer dem Wirt noch vier Personen befinden, deren Gesichtszüge es zweifelhaft lassen, ob mehr semitisches oder französisches Blut in ihren Adern fließe. Es war dies der Ausschuß der sogenannten „Unversöhnlichen der Deputiertenkammer," der Wirt: Herr Jules Favre und die Gäste: die Herren Gambetta, Jules Ferry, Jules Simon und Rochefort. Es war in der Dämmerstunde, und man unterhielt sich über die am Vormittag stattgehabte Volksbewegung, wobei man die volle Schale von Haß und Hohn über den Kaiser ausgoß. „Man sieht," sagte Rochefort, „daß sein Vater Stallmeister gewesen ist; reiten hat er gelernt, sonst versteht er vom Regieren nicht einmal so viel wie ein richtiger Polizeikommissar, sonst würde er wenigstens wissen, daß ich in Paris bin und daß Frankreich in Paris regiert wird. Unsere Leute haben heute noch lauter als die anderen à Berlin geschrieen, und die heilige Eugenie von Loretto hat mit Grazie auf den Zopf angebissen, unsere Opposition gegen den Krieg als eine Empfehlung desselben zu verwerten."

„Ich bin mit Vergnügen bereit," sagte Gambetta, „alle möglichen Fragen der inneren und äußeren Politik zu diskutieren, aber ich bin noch mehr hungrig und durstig und wünsche vor allen Dingen zu Nacht zu speisen und zwar möglichst gut, wenn es sein kann. Der Wein, welchen wir hier trinken, löscht ja auch den Durst, mehr kann man ihm aber nicht nachrühmen."

„Eßt meine Herren," erwiderte Jules Favre lachend — „eßt gut und trinkt noch besser, wenn Ihr es bezahlen könnt; ich lebe immer noch mehr von Hoffnung als von Braten, denn Louis Napoleon ist leider nicht so einfältig wie Louis XVI., der Danton dafür, daß er ihm demnächst den Hals mit abschneiden half, dessen lukullische Diners aus seiner Privatchatulle bezahlte."

„Ich stimme mit Gambetta," bemerkte Jules Ferry, „ich habe heute einen kleinen Fischzug an der Börse gemacht und einige Goldfische gefangen und bin bereit,

einen Teil auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen, wenn Ihr heute meine Gäste sein wollt."

Dieser Vorschlag wurde natürlich mit ungeteiltem Beifall aufgenommen, und bald befand man sich in einem luxuriös ausgestatteten Kabinet des Café de Paris hinter einer reichbesetzten Tafel. Die Herren waren in der That hungrig und durstig, und deshalb aß und trank man zunächst mit Eifer in der Stille. Allmählich kam aber die Unterhaltung wieder in Gang, und Gambetta bemerkte, Alexander Dumas hätte wahrhaftig Recht, wenn er der Kochkunst unter allen Künsten fast die höchste Stelle anweise. „Es giebt ja noch immer gute Menschen," fuhr er fort, „welche für Ideale schwärmen, aber schließlich läuft die Sache doch immer auf einen mehr oder minder edlen oder gemeinen Sinnenreiz hinaus. Bei der Kochkunst aber werden, mehr als bei irgend einer anderen Kunst, alle Sinne gleichmäßig in Anspruch genommen und befriedigt: Geschmack, Geruch, Gesicht, und selbst das Gefühl und das Gehör gehen nicht ganz leer aus, wenigstens ist es für mich ein Genuß, einen schönen Pfirsich in der Hand zu halten und einen Champager-Pfropfen knallen zu hören."

„Unser Freund fängt an poetisch zu werden, und ich freue mich schon darauf, wenn er einmal in die Lage kommen sollte, künstlerische Dejeuners und Diners zu veranstalten," sagte Rochefort — „doch werden hierfür die Einnahmen an der Barre kaum ausreichen. Glücklicher Weise hat der moderne Bastard von Frankreich soweit den Verstand verloren, daß er sich den Weiberrock hat anziehen lassen und uns die Möglichkeit gewährt, den großen Hexenkessel Paris wieder einmal zum Überkochen zu bringen. Mit der Armee wären wir nicht fertig geworden, mit dem Parlamentarismus aber werden wir fertig, und eine freie Presse kann die Monarchie in Frankreich überhaupt nicht ertragen. Was meint unser freundlicher Wirt dazu?"

„Ich meine" — sagte Jules Ferry, „daß das Geld heute wie sonst die Welt regiert und daß wir deshalb vor allem danach trachten müssen, uns zu bereichern. Lärm können wir ja auch so machen, aber Einfluß werden wir erst dann gewinnen, wenn wir mit über die Staatskrippe verfügen. Im übrigen müssen wir unser Schicksal von den Prussiens erwarten; daß sie Frankreich besiegen, wünsche und fürchte ich nicht, umsomehr aber, daß sie dieser Karrikatur von einem neuen Cäsar das letzte Brot backen und seine Stellung im Innern unhaltbar erschüttern. Ich halte deshalb auch die offizielle, demonstrative Opposition gegen den Krieg nach wie vor für das Richtige. Siegt der Kaiser, so sind unsere Pläne so wie so vertagt; wird er geschlagen, so können wir unsere Hände in Unschuld waschen und mit umsomehr Nachdruck über ihn herfallen."

„Für mich ist es von besonderem Interesse" — sagte Jules Favre, „daß auch der kleine pfiffige Romancier des ersten Kaiserreichs gegen den Krieg plädiert; derselbe war bekanntlich nicht abgeneigt, Frankreich unter Louis Philipp in einen Krieg zu verwickeln, und fürchtet, wie es scheint, einen Sieg des Napoleon. Der alte Intrigant ist niemals etwas Anderes gewesen und wird auch niemals etwas

Anderes sein als ein Schacherer, und er scheut sich, den Streit auf ein Gebiet zu verlegen, wo er nicht die erste Flöte spielen kann. Einstweilen möchte ich bitten, daß wir für die entscheidende Sitzung, welche voraussichtlich am 15. dieses Monats stattfinden wird, schon heute die Rollen verteilen. Wir dürfen nicht vergessen, daß das neuste Plebiscit die Chancen unseres Polichinell bedentend gehoben hat, und daß es uns, ohne unsere Popularität zu gefährden, nicht gestattet ist, irgend eine Besorgnis, daß Frankreich geschlagen werden könne, zu verlautbaren."

„Allerdings" — fügte Gambetta hinzu, „ist es nun einmal bei uns Axiom, daß das französische Volk das erste der Welt ist; wir sind die große Nation; die französische Armee ist die erste, der französische Richterstand hat nicht seinesgleichen; die französischen Finanzen sind besser verwaltet als die irgend eines anderen Landes; unsere Gelehrten, Dichter, Künstler haben nirgends ihres gleichen; wir sind das geistreichste Volk der Welt, kurz, es giebt keine Tugend, die bei uns nicht im Superlativ zu finden wäre. Es wird uns dies alles von Jugend auf so oft versichert, daß man es schließlich glauben muß, und wenn man es nicht glaubt, dann hat man aufgehört, ein Volksmann zu sein."

„Wir müssen," — warf Ferry ein — „den Standpunkt festhalten, daß wir, die Vertreter von Paris, in Wahrheit auch die Vertreter von ganz Frankreich sind; daß der sogenannte Kaiser für uns nichts ist als ein meineidiger Usurpator, der durch Mord- und Gewaltthat und über die Leichen von Frankreichs besten Söhnen hinweg die Stufen des Thrones erstiegen hat; daß die Republik die noch zu Recht bestehende Verfassung Frankreichs ist und daß wir diesem Abenteurer nicht einen Mann und nicht einen Groschen bewilligen dürfen. Selbstverständlich ist der Augenblick noch nicht gekommen, die Entscheidung auf die Straße zu verlegen, doch ist es immerhin empfehlenswert, durch kleine Ementen, wenn auch zunächst scheinbar gegen uns, die Pariser Bevölkerung wieder mit ihrem alten Gewerbe vertraut zu machen. Es ist heute bequemer, mit Polizei und Armee Straßenskandal zu machen als gegen sie, und der Pariser ist bekanntlich leicht umzustimmen."

Nachdem man sich schließlich über das Programm geeinigt und die Rollen verteilt hatte, war auch das Mahl bei seinem Ende angelangt, und man trennte sich, doch nicht ohne daß Gambetta den Wunsch ausgesprochen hätte, wenn Ferry wieder einmal einen so guten Einfall hätte, auch „ihre Damen" zuzuziehen.

Inzwischen spielte sich auf dem Kriegsministerium eine andere Szene ab. Nach dem Befehle des Kaisers befand sich der Oberst Stoffel bei dem Kriegsminster in dessen Privat-Kabinet, in welchem außer ihm nur noch der Marschall Mac Mahon anwesend war. „Ich kann," — sagte der Oberst Stoffel, „die von mir früher erstatteten Berichte nur bestätigen und muß wiederholen, daß es ein verhängnisvoller Irrtum sein würde, die preußische und deutsche Armee mit der österreichischen zu verwechseln. Die Überlegenheit der preußischen Armee über die österreichische war unbestreitbar und deutlich erkennbar in jeder Beziehung. Das preußische Unteroffizierkorps ist vortrefflich und dem unsrigen durch Bildung überlegen. Dasselbe gilt von dem Offizierkorps. Ich war erstaunt, in der

preußischen Armee eine so große Zahl unterrichteter, strebsamer und hervorragender Offiziere zu finden. Es giebt eine militärische Schrift, die beste, die jemals einem menschlichen Gehirn entsprossen, ein Werk, von welchem der Marschall Marmont gesagt hat: der, welcher dieses Werk studiert und begreift, hat die Gabe des Feldherrn. Es sind die Denkwürdigkeiten Napoleons. Wie viele Offiziere giebt es in Frankreich, welche dieses Werk studiert haben? Es ist traurig eingestehen zu müssen, daß die Offiziere der obersten Grade, die, welche vielleicht morgen schon Divisionen oder Armeekorps kommandieren werden, nicht einmal wissen, daß ein solches Werk existiert. (Nach dem Gesicht des Marschalls Leboeuf zu urteilen, schien er auch zu diesen zu gehören!) Es giebt nur wenige, die es gelesen, und die Zahl derjenigen, welche es verstanden haben, kann man an den fünf Fingern herzählen. Dagegen in Preußen — und ich übertreibe wahrlich nicht — habe ich während meines Aufenthaltes von zwei Monaten mehr Offiziere gefunden, welche die Denkwürdigkeiten Napoleons studiert haben, als in Frankreich während fünfundzwanzig Jahren."

Mac Mahon hatte sehr aufmerksam zugehört, sagte aber alsdann lächelnd: „Sie wissen, mein lieber Oberst, wie hoch ich Ihre militärische Befähigung und Beobachtungsgabe schätze, aber Sie haben sich durch das Äußere imponieren und durch den mustergiltigen Drill etwas bestechen lassen. Ich habe die preußische Armee auch in der Nähe gesehen und halte aber um deswillen an meiner Überzeugung fest, daß sie der unsrigen nicht ebenbürtig ist und nicht wagen wird, angriffsweise gegen uns vorzugehen."

„Sie haben, Herr Marschall, die preußische Armee vor König Wilhelm gesehen. Die preußische Armee von heute ist eine ganz andere als die von vor zehn Jahren. Man wird uns den Krieg nicht erklären, der Graf Bismarck hat es mir selbst gesagt; wir werden warten, bis Ihr mit Flintenschüssen auf uns losgeht: dann aber wird man uns schwerlich noch wieder zur Offensive kommen lassen. Man kennt hier weder den Grafen Bismarck noch den General von Moltke. Graf Bismarck, dieser große Mann, bei dem die Kraft des Geistes und die des Willens in vollkommenem Gleichgewicht stehen, hat sich allerdings mit dem Verlangen des deutschen Volkes, die Frage seiner Einheit nötigen Falls auch gegen den Willen Frankreichs zu lösen, identifiziert, doch wird er sich nicht etwa durch Ungeduld hinreißen lassen, den Konflikt zu beschleunigen. Er weiß zu gut, daß die Zeit sein bester Verbündeter ist. Was aber General von Moltke anlangt, so genügt eine einzige Unterredung mit diesem ausgezeichneten Mann, um sich von seinem richtigen, sicheren Urteil sowie von seinen außerordentlichen militärischen Kenntnissen zu überzeugen; ich gestehe, daß ich über seine hervorragenden Eigenschaften geradezu betroffen gewesen bin. Der von ihm gebildete Generalstab ist unzweifelhaft der erste in Europa. Die preußischen Generalstabs-Offiziere kennen die Karte Frankreichs — fürchte ich — genauer als die unsrigen, und wir werden voraussichtlich noch verhängnisvolle Erfahrungen machen.

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Oberst Stoffel", entgegnete der Marschall Lebouf. „Ihre bisherigen Berichte gingen stets von der Grundanschauung aus, daß ein

Krieg mit Preußen unvermeidlich sei, wenigstens meldeten Sie schon im Herbst des Jahres 1866, daß dieser Krieg eingetragen sei in das Buch des Schicksals. Wie soll ich es verstehen, daß Sie heute als ein so entschiedener Gegner des Krieges auftreten und unsere Niederlage im voraus als besiegelt betrachten?"

„Weil ich fast vier Jahre inmitten dieses Volkes gelebt und dessen gefahrdrohende Überlegenheit in jeder Richtung erkannt habe. Auf der einen Seite ein männliches, militärisch ausgebildetes, diszipliniertes Volk, von Vaterlandsliebe und Glauben erfüllt, in der frischen Freude eines großen Sieges voll Vertrauen zu seinem Könige und seinen Führern; von bewährten starken Einrichtungen getragen und geleitet von dem ersten Staatsmann seiner Zeit. Auf der anderen eine von Fraktionen und Parteien zerrissene, unwissende, skeptische, egoistische und eitle Nation, der selbst die Idee des Vaterlandes verloren gegangen war und die, nichts mehr achtend, seit achtzig Jahren sich darin gefiel, der Reihe nach alle Institutionen, welche sie regierten, zu zerstören. Daß Preußen auf einen Krieg, wenn es denselben auch nicht wünscht, vorbereitet ist, weiß ich aus eigener Anschauung; wie weit dies hier der Fall ist, darüber darf ich mir kein Urteil erlauben. Was wollte ich lieber, als daß ich mich täuschte!"

„Wir sind ebenfalls fertig bis auf den letzten Knopf," sagte der Kriegsminister, „und ich halte es mit den alten napoleonischen Traditionen, den Soldaten auf Kosten des Feindes zu ernähren, oder wie der alte Wahrspruch lautet: den Soldaten singend und den Feind weinend zu erhalten."

„Wenn wir nur erst soweit wären," entgegnete Stoffel, „ich fürchte, daß wir nicht über Kehl hinaus kommen werden. Überdies ist nicht jeder Napoleon ein Feldherr. Daß Se. Majestät heute nicht mehr derselbe Mann ist wie im italienischen Feldzuge, weiß niemand besser als der Herzog von Magenta, dem es auch nicht unbekannt ist, was die Eifersüchteleien unter den Generalen bedeuten."

„Wir sind bereits zu weit gegangen, um noch zurückweichen zu können, und wir würden die Armee in bedenklichster Weise verletzen, wenn wir die Besorgnis, geschlagen zu werden, auch nur entfernt als Motiv unserer Politik gelten lassen wollten. Die Würfel sind geworfen, und wir müssen das Spiel weiter wagen."

„Ich danke Ihnen für Ihren Freimut, Oberst Stoffel," sagte der Marschall Mac Mahon. „Wir werden beide unsere Schuldigkeit thun, und der Gott der Schlachten wird entscheiden."

Fast gleichzeitig hatte der sogenannte Vize-Kaiser Rouher eine Audienz bei dem Kaiser gehabt und denselben in wesentlicher Übereinstimmung mit Benedetti auf die Gefahren der neu inaugurierten inneren und äußeren Politik hingewiesen. „Sprechen Sie, Sire, mit den Parisern die Sprache, welche diese am besten verstehen. Es ist ein vergeblicher Versuch, die Advokaten in der Kammer durch Ollivier und Grammont überwinden zu wollen, und der Preis, um welchen das Spiel geht, ist ein sehr hoher. Des Volkes in den Departements sind Ew. Majestät auch heute noch sicher, der Pariser aber ist man niemals sicher, und die erste bedeutende Niederlage wird hier mit einer Emeute beantwortet werden."

Der Kaiser neigte sich zu seinem Vertrauten und sprach mit leiser Stimme, als ob er sich vor seinem eigenen Worte fürchte: „Sie besitzen mein Vertrauen nach wie vor und sage ich denn auch Ihnen und Ihnen allein Dinge, für welche es eines verschwiegenen Mannes bedarf. Ich habe gewünscht, als Kaiser von Frankreich zu sterben und meinen Sohn als meinen Nachfolger zu hinterlassen, und ich fühle, daß mir die Zeit nur noch knapp zugemessen ist. Voraussichtlich werde ich die Kaiserin Eugenie mangelhaft beraten und meinen Sohn als unerfahrenen Jüngling zurücklassen. Versprechen Sie mir, beiden ein treuer Freund zu bleiben."

Herr Rouher beugte sich mit unverkennbarer Rührung auf die Hand des Kaisers. „Majestät" — fügte er hinzu, „Ihre Wünsche sind auch die meinigen, und deshalb habe ich Sie gebeten, Ihre Kräfte zu schonen und nicht mit eisernen Würfeln um das Schicksal Ihrer Dynastie zu spielen. Die Anschauung Ihrer Majestät der Kaiserin ist mir nicht unbekannt, doch halte ich dieselbe für importiert und bin gewiß, daß es sich dabei um ganz andere Interessen handelt, und daß die Männer, welche dahinter stehen, sich schließlich um Ihre Familie sehr wenig bekümmern werden."

„Ich sage mir das alles selbst, mein lieber Rouher, aber ich weiß nichts zu entgegnen, wenn die Kaiserin mich darauf hinweist, daß der Glanz des Bonapartismus im Erbleichen begriffen sei und durch Gloire neu vergoldet werden müsse. Man giebt mir dabei zu verstehen, daß der Krieg die beste Gelegenheit wäre, die Franzosen mit der Regentschaft der Kaiserin vertraut zu machen und diese selbst darin zu üben, so daß ich mir schließlich sage: „vogue la galère und dir geschehe, wie du willst," zumal es fast ebenso unsicher ist, ob mein Sohn mein Nachfolger wird, wenn ich den Strohtod sterbe."

„Allerdings ist die Zukunft ungewiß, doch glaube ich so viel versichern zu können, daß nur ein unglücklicher Krieg Ew. Majestät bei Ihren Lebzeiten vom Thron zu stürzen vermag, und meine Treue gehört an erster Stelle dem lebenden Kaiser."

„Versuchen Sie Ihr Glück bei der Kaiserin, welche Sie ja stets mit ihrem Vertrauen beehrt hat, doch werden Sie, fürchte ich, nicht mehr erreichen, als daß man, wenn die Gründe versagen, zu Thränen seine Zuflucht nimmt."

„Was Ew. Majestät nicht gelungen ist, wird mir noch weniger gelingen. Die katholischen Spanierinnen sind beharrlich, zumal wenn die Mutterliebe dabei im Spiele ist."

„Für alle Fälle," sagte der Kaiser, — „sind hier zwei Portefeuilles, das eine für die Kaiserin und unsern Sohn, das andere für die Ihnen bekannte Dame mit ihren drei Kindern. Den Inhalt des ersten bitte ich auf den Namen der Kaiserin bei der Bank in London zu hinterlegen; den Inhalt des zweiten bei Rothschild in Paris, und zwar zu je einem Viertel auf den Namen der Mutter und der Kinder; ich folge dabei dem Beispiel des Kaisers Nikolaus bei seiner Auseinandersetzung mit dem Fräulein Nelidoff und lege die Sache und deren weitere Behandlung mit vollem Vertrauen in Ihre Hände. Im übrigen erwarte ich Sie heute Abend zum Diner en petit comité in dem Kabinet der Kaiserin."

Nachdem Herr Rouher den Kaiser verlassen, wurde der Polizei-Präfekt Pietri gemeldet. „Majestät", — sagte derselbe nach der ersten Begrüßung — „es hat heute eine Volksbewegung en miniature „mit eingestelltem Jagen" stattgefunden, und ich habe derselben freiere Bewegung gestattet, da ich mich nicht darüber täuschen konnte, daß dieselbe eine gemachte war und daher gewisse Grenzen nicht überschreiten würde, à bas la Prusse und à Berlin war die Melodie mit verschiedenen Variationen, in denen man die vermeintliche kriegerische Politik Ew. Majestät feierte. Man schrie sehr laut, doch klang das Geschrei mehr wie das einer bezahlten Claque."

„Ich habe den Lärm aus der Ferne gehört," — erwiderte der Kaiser — „doch habe ich mich nicht weiter darum gekümmert, da ich nicht zweifelhaft bin, wer dabei hinter den Koulissen gestanden hat. Was ich zu hören wünsche, ist Ihre eigene Ansicht über die Stimmung der Bevölkerung von Paris." Der Polizeipräsident bemerkte, daß der Kaiser ihn dabei mit einem forschenden Blick betrachte, und er beeilte sich deshalb zu antworten: „Majestät, die Stimmung der Pariser ist unberechenbar wie die Wogen des Meeres. Heute glaube ich, daß die Masse der Bevölkerung einer kriegerischen Politik entschiedene Sympathien entgegenbringt, wenngleich ich nicht verschweigen darf, daß bei der Mache unzweifelhaft Ausländer beteiligt waren und daß die entschiedenen Feinde der Regierung Ew. Majestät fast noch lauter lärmten als andere. Mir scheint die offenbar gemachte Demonstration eine ernste Beachtung nicht zu verdienen, wie denn auch nichts leichter ist als morgen das Gegenteil in Szene zu setzen. Was ich in Paris zu bemerken glaube, das ist eine noch nicht greifbare dumpfe Schwüle. Es ist eine gewisse Bewegung in den Tiefen des Kraters, und man muß sich auf gewaltsame Eruptionen gefaßt machen, wenn das Kriegsglück uns den Rücken kehren sollte. Der ruhige Bürger ist durch Ew. Majestät frühere Siege verwöhnt und träumt nur von gloire und Frankreichs prestige, ohne sich die Kehrseite der Medaille genauer zu betrachten."

„Lassen Sie mich offen sein, mein lieber Pietri," — unterbrach der Kaiser seinen Polizeipräfekten — „ich hatte Sie eigentlich in Verdacht, Ihre Hand bei der heutigen Straßenkomödie etwas mit im Spiele gehabt zu haben." „Aber Majestät," entgegnete der Polizeipräfekt lächelnd, „es giebt keinen Menschen, dem zu Gefallen ich den Versuch machen würde, Sie zu täuschen und zwar, wenn mich nicht höhere Motive bestimmten, einfach schon um deswillen, weil ich einen solchen Versuch für aussichtslos halte; ich habe die Straßenkomödie gestattet, um daraus vielleicht etwas zu lernen, und ich habe gelernt." „Und was haben Sie gelernt?" „Zunächst, daß es italienische Emissäre sind und zwar kirchliche und politische, welche, so widerspruchsvoll dies auch erscheinen mag, beiderseits zum Kriege treiben, da sie von demselben, je nach dessen Ausfall, die Durchführung ihrer Pläne erhoffen. Sodann daß die Polen hier wie überall die Hand im Spiele haben, und daß ein großer Teil des katholischen Klerus in Frankreich nach einer von auswärts gegebenen Parole handelt. Was die Armee anlangt, so ist dieselbe in der Pariser Bevölkerung nicht gerade beliebt, und man bereitet deshalb schon heute, wenn

auch sehr vorsichtig, darauf vor, daß die „kaiserliche Soldateska“, die „Tyrannenknechte“, vielleicht geschlagen werden könnten, daß aber die französische Nation unüberwindlich und die erste in der Welt sei und bleiben müsse.“

„Danach vermag ich aus der Stimmung der Pariser keinerlei Rat für mich zu entnehmen,“ entgegnete der Kaiser nach kurzem Besinnen. „Geht es gut, nun, dann ist es gut, und geht es schlecht, nun, dann geht es sehr schlecht. Das französische Volk ist nur durch Thatsachen zu regieren, und mit welcher imponierenden Thatsache vermag ich heute zu rechnen, wenn nicht mit dem Kriege? Das ist ja eben der Zirkel, in welchem ich mich bewege. Ich weiß, was Sie mir darauf erwidern wollen, aber solche Dinge lassen sich nicht improvisieren, und die Furcht vor der sozialen Revolution ist heute nicht so groß, um der Bürgerschaft das Schießen auf den Boulevards als schmackhaft erscheinen zu lassen. Ich muß, — setzte der Kaiser mit finsterer Miene hinzu, — mein Schicksal erfüllen, und wenn mein Sohn auf fremder Erde stirbt, so wird ihm wenigstens seine Mutter das Grab gegraben haben. — Es ist alles eitel, und ein gesunder Postknecht ist besser als ein kranker Kaiser. Was uns nach den Bestattungsfeierlichkeiten erwartet, wer weiß dies genau, und für mich hat der Gedanke, in das Nichts zurückzukehren, keinen Schrecken mehr. Sie sind mehr mein Beichtvater als der Priester, der mein Gewissen hin und herzerrt, um seinen Oberen zu gefallen. Ich habe auf den Höhen der Menschheit gestanden und ich steige jetzt herab mit dem Bewußtsein, daß ich mich nicht danach sehne, den Weg zum zweiten Male zu machen.“

Zur gewohnten Stunde erschien der Kaiser in dem Kabinet der Kaiserin, wo er seinen Vertrauten bereits vorfand, die Kaiserin mit strahlendem Lächeln, Herrn Rouher mit der Miene der Resignation. „Wenn man in diese Sonne blickt, dann verschwinden alle trüben Gedanken,“ sagte der Kaiser galant; „was giebt es, Madame, das Sie so heiter stimmt?“ „Die schönen Tage der ersten Liebe scheinen wiederzukehren,“ — sagte die Kaiserin — „und ich erblicke auf Ihrem Haupte schon den Kranz des Triumphators neben der Bürgerkrone. Wer Ohren hat zu hören, der kann sich heute nicht mehr darüber täuschen, daß Ew. Majestät Politik von der Begeisterung des Volkes getragen wird. Oh, mein Louis,“ fügte die Kaiserin leise und zärtlich hinzu, „ich fürchte nun nichts mehr — weder für uns noch für unser Kind.“

„Sie sind zu bibelfest, Madame, um nicht zu wissen, daß das Hosianna und das Kreuzige dicht bei einander wohnen, und ich kann mich leider nicht zu dem Glauben begeistern, daß die Jungfrau Maria, auf deren Fürbitte Sie einen so großen Wert zu legen scheinen, sich auch für Infanterie und Kavallerie, für Chassepot und Mitrailleusen interessiert. Mein Oheim hielt an dem Grundsatze des alten Dessauers fest, daß die Vorsehung gewöhnlich mit den starken Bataillonen sei, und rechnete weniger auf die Fürbitten der Heiligen als darauf, jedesmal auf dem entscheidenden Punkte der Stärkste zu sein. Die großen Feldherrn sind leider sehr sparsam gesät, und der Oberst Stoffel behauptet, daß wir dem General von Moltke keinen gleichwertigen entgegenzustellen haben.“

„Ach, der Stoffel ist auch schon verpreußt; ich würde an meinem Glauben irre werden, wenn der Ketzer über die Königin des Himmels triumphieren sollte.“

„Nicht über die Königin des Himmels, eine Würde, die mir überhaupt unbekannt ist," — erwiderte der Kaiser mit leisem Spotte —, „sondern über die Franzosen, die zu einem nicht geringen Teile weit mehr Ketzer sind als die Deutschen. Was meinen Sie, mein lieber Rouher, zu dem kriegerischen Eifer und der Siegeszuversicht der Kaiserin?" „Ihre Majestät ist so sehr an den Sieg gewöhnt." — sagte der galante Vize-Kaiser, „daß sie auch den König von Preußen schon als Besiegten betrachtet, doch fürchte ich, daß diese Barbaren auch vor der Schönheit nicht Halt machen werden."

Inzwischen war das kaiserliche Mahl serviert, und Rouher begab sich in den kleinen Speisesaal, wo er außer dem Herzog von Magenta nur noch den Herrn Benedetti vorfand. Alsbald erschien auch der Kaiser, die Kaiserin am Arme führend. Der Kaiser schien sehr heiter zu sein, und die Kaiserin strahlte vor Vergnügen.

Kapitel VII.
Ein kaiserliches Mahl.

Obschon es nicht in unserer Absicht liegt, das kaiserliche Mahl von der kulinarischen Seite darzustellen, so wollen wir doch nicht verschweigen, daß der Kaiser Napoleon es sehr wohl verstand, die Leistungen seiner Küche zu kritisieren, und daß er, wie alle Leute, die eine bedrängte Jugend hinter sich haben, nicht unempfänglich war für die Genüsse einer wohlbesetzten Tafel. Allerdings legte er immer mehr Wert auf die Qualität als auf die Quantität, besonders als sich sein Unwohlsein in fühlbarer Weise geltend machte, doch betrieb er sein Mahl keineswegs mit der Eile wie sein Oheim, der selten länger als eine halbe Stunde bei Tische saß, und dessen Gäste, wenn sie nicht vorsichtiger Weise vorher gegessen hatten, ebenso hungrig aufzustehen pflegten, als sie sich gesetzt hatten, da die Teller sofort gewechselt wurden, so wie der Kaiser den betreffenden Gang absolviert hatte. Von Weinen gab er ebenfalls dem Burgunder den Vorzug, und es war nach der Tradition in der Napoleonischen Familie der Chambertin der eigentliche Kaiserwein. Ebenso liebte es der Kaiser, den Speisesaal nach dem beliebten Kunstausdrucke mit einer Anzahl von Hofbeamten geschmackvoll zu meublieren, doch wurde hiervon bei kleinen vertraulichen Diners, um die Unterhaltung nicht zu genieren, eine Ausnahme gemacht, so daß der letzte Gang mit abgetretenen Secundanten verlief und nur nach der Weise des ancien régime ein alter, zuverlässiger Beamter gewissermaßen als Wache aufgestellt wurde, um neugierige Horcher fern zu halten.

Die Heiterkeit, welche die Kaiserin mit in den Saal gebracht, wußte sie dort auch festzuhalten, und die Unterhaltung bewegte sich zunächst in den verschiedenen Variationen des bekannten Themas „Volkes-Stimme, Gottes-Stimme." Selbstverständlich konnte der Kaiser nicht anders, als die Ovationen, welche ihm als dem Erwählten des Volkes persönlich dargebracht waren, mit einer gewissen Befriedigung zu begrüßen und als Gegengewicht gegen das demagogische Treiben der „Unversöhnlichen" in der Kammer gelten zu lassen, und er erleichterte damit

der Kaiserin den Nachweis, daß er bei dem Kriege gegen Deutschland ganz Frankreich hinter sich habe. Es ist eben psychologisch so interessant, daß selbst Fürsten, welche die Carriere vom Verschwörer auf den Thron gemacht haben, und die deshalb genau wissen, wie es gemacht wird, sich doch immer wieder, wenn auch nur vorübergehend, durch den Beifall der Massen berauschen lassen, mit alleiniger Ausnahme vielleicht von Oliver Cromwell, welcher, als er bei seinem Einzuge in London darauf aufmerksam gemacht wurde, wie sich die Menschen herbeidrängten, ihn zu sehen, ganz trocken antwortete: „Wenn ich gehängt werden sollte, würden noch mehr da sein."

„Sire", sagte die Kaiserin — deren Schönheit durch ihre Heiterkeit noch gehoben wurde — mit ihrem graziösesten Lächeln, „Sie haben es verstanden, den Schreiern in der Kammer die beste Antwort von außen geben zu lassen, und ich halte es für ungefährlicher mich gegen die Helden von Jena als gegen Pariser Barrikaden zu schlagen." „Sie vergessen, Madame" entgegnete der Kaiser, „daß dieselben „Helden" sich demnächst bei Leipzig und Waterloo ganz leidlich geschlagen haben, und daß mein Oheim nicht auf St. Helena gestorben sein würde, wenn die verdammten Preußen nicht gewesen wären. Wenn ich ganz Frankreich hinter mir habe, so wird Frankreich auch zum ersten Male ganz Deutschland gegen sich haben."

„Ich glaube," erwiderte die Kaiserin ausweichend, „daß der Herr Marschall meiner Meinung ist, und daß er auch den Beistand richtig zu würdigen weiß, welchen wir von der heiligen Kirche empfangen." „Seitdem die Gabe der Weissagung versiegte, weiß man leider niemals genau, was im Rate der Vorsehung beschlossen ist" war die Antwort des Herzogs von Magenta, „und ich kann leider nicht leugnen, daß der Oberst Stoffel mich etwas mit seinen Besorgnissen angesteckt hat. Wir sind indeß schon zu weit gegangen, als daß nicht ein Zurückweichen in diesem Augenblicke schon eine halbe Niederlage wäre. Ich bin ein guter Katholik, aber ich bedaure gerade um deswillen, daß man der Frage einen kirchlichen Anstrich gegeben hat, so daß man wagen kann, dem katholischen Klerus den Vorwurf in das Gesicht zu schleudern, eine neue Bartholomäusnacht gegen die Protestanten vorbereitet zu haben.[1]) Die Verfolgung der Hugenotten hat sich an den Bourbons furchtbar gerächt, und es ist nicht von ungefähr, wenn auch heute von verschiedenen Seiten der Klerikalismus als der eigentliche Feind Frankreichs bezeichnet wird."

Die Miene der Kaiserin hatte sich während dieser Äußerungen sichtlich verfinstert, und sie konnte ihre Überraschung, einen Gegner zu finden, wo sie einen Bundesgenossen erwartete, kaum verbergen. „Ich weiß wohl" — sagte sie mit erzwungenem Lächeln — „daß die Kriegsmänner sich mehr auf die Kanonen als auf die Mutter Gottes verlassen, aber ich weiß auch, daß die französischen Herrscher geschworen haben, die katholische Religion und die religiöse Einheit (l'unité religieuse) des Staates zu verteidigen, und ich habe mir von frommen und gelehrten

[1]) Diese Angabe findet man näher begründet in dem im Jahre 1883 erschienenen Buch „Bismarck nach dem Kriege". 2. Auflage. S. 8.

Leuten sagen lassen, daß der Protestantismus die Revolution entfesselt und den Keim der sozialen Zersetzung in den Schoß der französischen Nation geworfen habe."

„Man legt" — unterbrach sie der Kaiser — „meinem Oheim die Äußerung in den Mund, daß er bei Wiederherstellung der Religion und Kirche in Frankreich einen großen Fehler damit begangen habe, nicht den Protestantismus zur Staatsreligion gemacht zu haben; „er würde damit viele Verwickelungen und Schwierigkeiten vermieden haben, doch kannte der Kaiser den französischen National-Charakter zu gut, um sich einer solchen Täuschung hinzugeben. Etwas Anderes ist es freilich, am Vorabend eines großen Krieges auch noch diesen Keim der Zwietracht in ein ohnehin schon von Parteien zerrissenes Land zu werfen."

Nach dieser Bemerkung des Kaisers entstand eine Art verlegenen Stillschweigens, welches Rouher mit der Äußerung unterbrach, daß ein gewisses Betonen des katholischen Princips der zwiespaltigen Bevölkerung Deutschlands gegenüber immerhin nicht ganz ohne Wert sein dürfte. Freilich solle man dabei niemals vergessen, daß Paris mit Recht den Namen Babylons an der Seine führe, und daß der Leiter der deutschen Politik zur Zeit die katholischen Mitbürger, trotz aller Provokationen von Rom, mit ganz besonderer Rücksicht behandele. „Was meinen Sie dazu, mein lieber Benedetti — fragte der Kaiser — der Sie doch die Dinge mehr in der Nähe gesehen haben? Erwarten Sie eine Diversion der katholischen Bevölkerung Deutschlands zu unsern Gunsten oder zu Gunsten Roms?"

„Das ist so wenig der Fall," entgegnete der Botschafter, „daß das katholische Bayern heute fast schon an der Spitze der nationalen Bewegung marschiert, und daß eine merkliche Begünstigung Frankreichs seitens des römischen Stuhls selbst in den bigottesten Kreisen Westfalens die Autorität Roms in bedenklicher Weise gefährden würde. Ich habe einzelne Personen sondiert, doch ist die Möglichkeit einer rheinbundsartigen Bewegung absolut ausgeschlossen. Die Herren in Rom arbeiten zwar nicht für den König von Preußen, um so mehr aber für den König von Italien, und nichts scheint mir gewisser zu sein, als daß die Zuaven in Rom durch die Bersaglieri abgelöst werden."

Natürlich blieb auch die Volksdemonstration von vorher nicht unerwähnt, und es gelang der Kaiserin mit großer Gewandtheit, auch dieser eine religiöse Seite abzugewinnen und in dem „Kaiser von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes" eine Art von mystischer Einheit nachzuweisen. „Mein Oheim" — sagte der Kaiser, — „hat den Kampf gegen die erstarrten Überreste des Mittelalters als den Inhalt seines Lebens betrachtet, und mir war vom Schicksal die Aufgabe gestellt, die Volksmassen zu disciplinieren und den im Niedergange begriffenen dritten Stand durch den vierten abzulösen. Wie es scheint, habe ich in dem Grafen Bismarck meinen Pitt gefunden, und dabei hat dieser Mann, wie mein Oheim die Kriegskunst, so die alte Diplomatie auf den Kopf gestellt. „Ist es möglich, daß ich diesem Manne so viel Land ließ?" — sagte mein Oheim von dem Könige von Preußen, als er nach dem Frieden von Tilsit die Landkarte ansah. Es war der finanzielle Grundsatz des großen Kaisers, daß Frankreich ein

Kriegsbudget von 800 und ein Friedensbudget von 700 Millionen haben müsse. „Das stimmt aber heute nicht mehr" — wagte Rouher den Kaiser lächelnd zu unterbrechen — „es fehlen heute die unfreiwilligen Beiträge, welche damals die anderen Völker zu den französischen Budgets leisteten. Man muß auf den Köpfen der Welt einherschreiten wie auf einem Teppich, sagte Morny kurz vor dem Staatsstreiche, aber die Deutschen sind leider wenig geneigt, sich auf der Nase tanzen zu lassen."

„Das Volk muß eine Religion haben, aber diese Religion muß in der Hand der Regierung sein" — sagte der Kaiser zur Kaiserin gewandt — „oder wie Portalis es seiner Zeit ausdrückte: „Die Menschen müssen fixiert, der Aberglaube muß regularisiert und in unübersteigliche Schranken eingeschlossen werden." Aber wir können die Religion nicht beliebigen Leuten in Rom zur Ausnützung übergeben, und Louis XIV. hatte ganz Recht, Rom durch viele Gefälligkeiten in den Dienst von Frankreich zu stellen. Dies ist für mich der eigentliche Sinn des Gallikanismus."

„Ew. Majestät großer Oheim hatte aber auch den Grundsatz" — sagte der Herzog von Magenta — „daß man niemals weit genug gehen könne, und daß nur im Extrem Ruhe, Poesie, Aufregung, Reiz und Befriedigung liege, und seine politischen Pläne hatten deshalb keine Grenzen." „Die deutschen Geschichtsschreiber behaupten, daß er an dieser Unbegrenztheit seiner Pläne schließlich zu Grunde gegangen sei," erwiderte der Kaiser, „und ich habe deshalb auch niemals daran gedacht, Moskau zu erobern. Die Prophezeiung meines Oheims, daß Europa in fünfzig Jahren republikanisch oder kosakisch sein werde, hat sich nicht erfüllt. Es sind die Armeen, durch welche die Völker beherrscht werden. Der Donner der Kanonen ist an die Stelle der Glocken getreten; doch dauert auch dies nur so lange, als es gelingt, dem Volke das parlamentarische Sprachrohr mißliebig zu machen und vorzuenthalten. Mit den modernen Freiheiten aber ist eine Regierung überhaupt unmöglich, und das sogenannte republikanische Regiment ist nichts als ein ununterbrochener Kampf der Hunde um den Knochen, was man im gewöhnlichen Leben das Parteiregiment nennt. Mein Oheim hatte bei allem, was er that, den Instinkt des Genies, und der wies ihn auf Rußland hin, nur daß er eben zu hoch über allen Menschen stand, als daß eine gewöhnliche politische Allianz für ihn möglich gewesen wäre. Wer sein Freund sein wollte, der mußte sein Diener sein. Ich, der ich nur das gewöhnliche Militärmaß besitze, habe schon oft daran gedacht, mich mit den Russen näher zu verständigen, doch würde es dann allerdings mit der englischen Freundschaft zu Ende sein."

„Ew. Majestät" — warf Benedetti ein — „ist es unzweifelhaft genauer als mir bekannt, daß es schon zur Zeit Louis Philipps nahe daran war, ein intimes Einverständnis mit dem Kaiser Nikolaus zu stande zu bringen, und daß nur die Februar-Revolution einen Strich durch die Rechnung machte. Um Deutschland zu demütigen, muß man mit Rußland einig sein, und auch dann bleibt es noch immer ein schweres Stück Arbeit. Im übrigen ist die evangelische Kirche in Deutschland zu schwach, als daß sie der katholischen ernsthafte Besorgnisse

einflößen könnte, wogegen man sich unter Umständen an der griechischen Kirche einen ebenbürtigen, mit großer politischer Macht ausgerüsteten Todfeind groß ziehen wird.

Der Kaiser warf nur einen kurzen Blick auf seine Gemahlin und entgegnete dann lächelnd: „Leider kann ich die Theater-Vorstellungen in Erfurt nicht wiederholen und habe auch nur wenig Grund, bei dem Zaren besondere Sympathien für mich persönlich vorauszusetzen. Man läßt sich immer wieder durch den Schein der Zivilisation in St. Petersburg täuschen; der Russe ist noch heute ein richtiger Barbar, und es wird, wenn mich nicht alles täuscht, nicht zu lange dauern, daß sich in Rußland eine ähnliche Umgestaltung vollzieht wie in Frankreich durch die erste Revolution, nämlich, daß dort das eingeborene Element in ähnlicher Weise wieder an die Oberfläche und zur Geltung kommt wie bei uns das keltisch-römische. Peter der Große war für Rußland ein Fremder, wie für Frankreich das Germanentum; das bischen Lackierung, was er dem Altrussentum gab, ist so ziemlich abgekratzt, und in beiden Ländern ist dieselbe fast unwillkürliche Reaktion gegen das germanische Element." Es war eine Eigentümlichkeit des Kaisers, ebenso wie seines Oheims, sich so sprungweise zu unterhalten. Fast schien es, als wenn er seinen eigenen Gedanken Audienz gab und dabei gewisse Springpunkte in die Öffentlichkeit treiben ließ.

Inzwischen war das kaiserliche Diner so weit vorgeschritten, daß es sich seinem Ende näherte, als sich plötzlich die Kaiserin erhob, und ihr Glas leerte, um den Kaiser als Triumphator zu begrüßen: „Dem Sieger in dem Krimkriege, dem Sieger in Italien, dem Eroberer der Rheingrenze, dem Erwählten des Volkes," sagte sie, indem sie sich vor dem Kaiser verbeugte und — setzte sie leiser hinzu — „dem Neubegründer der napoleonischen Dynastie." Der Kaiser küßte seiner Gemahlin die Hand und sagte zu seinen Gästen gewandt: „Meine Herren, anstatt des gewöhnlichen Desserts habe ich als letzten Gang eine Staatsratssitzung in partibus in Aussicht genommen, an welcher auch Ihre Majestät die Kaiserin in ihrer doppelten Eigenschaft als Mutter und als zukünftige Regentin ein hervorragendes Interesse hat. Wollen Sie uns, meine Herren, in den kleinen Salon begleiten".

Kapitel VIII.

Staatsrat in partibus.

Um das folgende richtig zu verstehen, glauben wir einen kurzen Abriß der Geschichte Frankreichs seit der Schlacht von Königgrätz-Sadowa voranschicken zu müssen. Man hatte den schnellen und glänzenden Sieg des kleinen und bis dahin gering geachteten Preußens nicht allein als eine Beeinträchtigung, sondern auch als eine Beleidigung Frankreichs empfunden, und der Ehrgeiz und die angeborene Ruhmsucht der französischen Nation fühlten sich um so tiefer verletzt, als man sich nicht verhehlen konnte, daß man sich nicht in der Lage befunden hatte, dem siegreichen Preußen wirksam entgegen zu treten.

Keine Aussicht, daß Deutschland auch nur das kleinste Dorf an Frankreich abtreten werde, keine Hoffnung, auf friedlichem Wege die fortschreitende Einigung Deutschlands aufzuhalten, vielmehr die Gewißheit, die man bei der Luxemburger Affaire in die Hand bekam, daß Preußen sich nicht brüsquieren lasse und niemandem das Recht zugestehe, sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands einzumischen.

Norddeutschland begann bereits seinen Einfluß über die Mainlinie auszudehnen, und man glaubte nicht länger zögern zu dürfen, um die vermeintlichen Sympathien Süddeutschlands nicht völlig zu verscherzen. Der scheinbare diplomatische Erfolg, welchen Frankreich durch die Neutralisation Luxemburgs gewonnen hatte, genügte dem Gloirebedürfnis der Franzosen nicht.

Nur wenige zweifelten an der Unüberwindlichkeit des französischen Heeres, und, der Unentschlossenheit des Kaisers gegenüber, erhob die Opposition sich um so entschiedener, als selbst ein Teil der Armee sein Mißvergnügen im Plebiszit aussprach. Angesichts dieser Situation ließ der Kaiser sich zu dem unheilvollen Mißgriff verleiten, parlamentarische Konzessionen zu machen und seine Ratgeber aus den Reihen der Opposition zu wählen. Damit war man auf die bekannte schiefe Ebene geraten. Das unausgesetzte Andringen der Parteien im Innern schien die Herrschaft des Hauses Napoleon zu bedrohen. Man erklärte die nationale Ehre für gefährdet, das Ministerium suchte seinen Halt in der Unterstützung der Parteien, und nur ein großer Erfolg schien das Gouvernement noch sichern zu können. Es lag nahe, diesen Erfolg in einem Konflikt mit Preußen zu suchen, da man hierbei auf allseitige Zustimmung rechnen durfte.

Den Vorwand zu diesem Konflikt bot die spanische Thronfolgeangelegenheit, welche am 3. Juli 1870 durch die Presse in die Öffentlichkeit lanciert war. Man wußte in Paris bereits, daß sich das Zepter Karls V. in den Händen eines preußischen Prinzen befinde. Im auswärtigen Amt in Berlin äußerte sich am selben Tage der französische Geschäftsträger le Lourd über den peinlichen Eindruck, welchen diese Nachricht in Paris gemacht habe. Man erwiderte ihm, daß die spanische Frage für Preußen und dessen Regierung nicht existiere und auch Se. Majestät den König nur als Familienangelegenheit interessiere. In Paris glaubte man indes diese Angelegenheit zu einer Demütigung Preußens ausnutzen und damit auch den übrigen Mächten die Bedeutung und den Einfluß Frankreichs wieder in Erinnerung bringen zu sollen.

Demgemäß ersuchte der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Grammont, den beurlaubten preußischen Botschafter in Paris, dem in Ems weilenden Könige die Aufregung der französischen Nation zu schildern. Zugleich erklärte derselbe auf eine bestellte Interpellation im corps législatif im seltsamen Widerspruche mit sich selbst, man werde sich von französischer Seite nicht in die inneren Angelegenheiten der spanischen Nation mischen, welche sich dabei in voller Ausübung ihrer Souveränität befinde, dagegen aber hielte man sich nicht verpflichtet zu dulden, daß eine fremde Macht das gegenwärtige Gleich-

gewicht Europas zu ihren Gunsten störe, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze.

Diese Rede des Herzogs rief einen wahren Beifallssturm hervor. Vergeblich gab der Gesandte Spaniens am 8. Juli in Paris die Erklärung ab, daß der General Prim nur direkt mit dem Prinzen von Hohenzollern — nicht mit der preußischen Regierung unterhandelt habe. Die Presse that ihre Schuldigkeit, um die Leidenschaft des Volkes zur Siedehitze zu bringen. Schon schrieb man in den Pariser Blättern: „Das kaudinische Joch ist bereit für die Preußen — sie werden sich darunter beugen und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie es nicht wagen, einen Kampf aufzunehmen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft ist rc.“

Der Gesandte, Graf Benedetti, erhielt den Auftrag, von dem Könige von Preußen die Erklärung zu verlangen, daß Se. Majestät die von dem Prinzen von Hohenzollern ohne seine Erlaubnis gefaßte Entschließung mißbillige und ihm befehle, von derselben zurückzutreten. Am 9. Juli wurde dem Grafen Benedetti von dem in Ems verweilenden Könige eine Audienz gewährt und die Antwort erteilt, daß der König in seiner Eigenschaft als Familienoberhaupt keinen Befehl zur Annahme gegeben habe und eben so wenig einen Befehl zur Ablehnung erteilen werde.

Bei einer ferneren Audienz am 11. wurde auf eine Wiederholung dieser Forderung dieselbe ablehnende Antwort erteilt, daß der Prinz vollkommen frei in seinen Entschließungen sei. Daneben erfolgte am 12. Juli die Erklärung des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, daß er im Namen seines Sohnes die Kandidatur zurückziehe. Wenn auch der Herzog von Grammont früher dem englischen Botschafter versichert hatte, der freiwillige Rücktritt des Prinzen würde ausreichen, um den Konflikt beizulegen, so erklärte man dies jetzt für ungenügend, da Frankreich die Thronbesteigung ohnehin nicht geduldet haben würde. Man wollte Preußen eine demütigende Erklärung abringen, angeblich, um die öffentliche Volksstimmung zu beschwichtigen, da der Minister Olivier erläuternd hinzufügte, daß die hohenzollern-spanische Angelegenheit weit mehr die Nation in Aufregung versetzt als den Kaiser beschäftigt habe.

Nach der Thronentsagung ließ Se. Majestät der König dem Grafen Benedetti mitteilen, daß er diese Angelegenheit nunmehr als beigelegt betrachte. Da Benedetti jedoch schon am Abend zuvor den Auftrag erhalten hatte, eine bestimmte Versicherung des Königs zu fordern, daß er niemals wieder seine Einwilligung zu dieser Kandidatur geben würde, so trat er nunmehr mit dieser Forderung wieder hervor und wurde schließlich auf den geschäftsmäßigen Weg durch das auswärtige Ministerium verwiesen. Diese Abweisung des französischen Botschafters wurde in Paris nicht nur als persönliche Beleidigung des Grafen Benedetti — von welcher dieser selbst nichts wußte — dargestellt, sondern auch als eine Nichtachtung der französischen Nation ausgebeutet. In der gesamten diplomatischen Welt dagegen wurde das Verfahren des französischen Kabinets, welches Preußen nur die Wahl zwischen Demütigung und Krieg ließ, als ein geradezu unerhörtes

betrachtet. Zugleich war dabei so viel klar, daß der Kaiser selbst bereits eine passive, fast willenlose Rolle spiele.[1])

Nachdem man in dem kleinen Salon angelangt und der Kaffee serviert war, eröffnete der Kaiser die Erörterung mit einer kurzen Ansprache, in welcher er auseinandersetzte, daß er heute über den Wert der preußischen Armee und ebenso darüber im klaren sei, daß die französische Armee sich der Truppenmacht des geeinten Deutschlands gegenüber entschieden in der Minderzahl befinde, und sei er um deswillen nur mit Widerstreben und nur zögernd an diesen Krieg herangetreten. Leider sei die Sache aber inzwischen so weit gediehen, daß man ohne Demütigung nicht mehr zurückweichen könne, ja nicht einmal einen Vorwand der Verzögerung aufzufinden vermöge. Er gebe sich indes der Hoffnung hin, da nach der Versicherung des Marschalls Leboeuf alles erzbereit (archiprêt) sei, dies Mißverhältnis durch die Schnelligkeit der Mobilisierung und der Bewegungen der französischen Armee nicht nur ausgleichen, sondern sogar zu seinen Gunsten umgestalten zu können. Die beabsichtigte Vereinigung mit den süddeutschen Staaten müsse durch überraschende Überschreitung des oberen Rheinlaufes verhindert werden, und nach dem ersten Erfolge glaube er auf die Kooperation Österreichs und Italiens rechnen zu dürfen.[2])

Mit sichtlicher Befriedigung ergriff die Kaiserin unmittelbar nach dem Kaiser das Wort: „Die Jungfrau Maria sei gepriesen," sagte sie — „daß wir endlich so weit sind, wie die alten Marienbrüder gegen die ketzerischen Preußen zu Felde zu ziehen. Hier ist mehr als die Jungfrau von Orleans, und ich scheue mich nicht, das Wort auszusprechen, den Fluch über mein Haupt, wenn der Ketzer triumphieren sollte."

Sie hatte diese Worte mit erhobener Stimme und strahlendem Auge gesprochen, so daß selbst der Kaiser sie mit einiger Überraschung anblickte. „Ich beneide Sie, Madame, um Ihren siegesgewissen Glauben, doch fürchte ich, daß weder die Jungfrau Maria noch der heilige Vater die Stelle eines himmlischen Generalstabschefs bekleiden, da lasse ich mir noch eher den General der Jesuiten gefallen, der Name hat wenigstens einen militärischen Klang" — fügte er mit trübem Lächeln hinzu. „Was meinen Sie, mein lieber Herzog?" wandte er sich an den Marschall Mac Mahon. „Ich meine" — sagte der Herzog von Magenta mit einem gewissen Nachdruck, „daß uns in der deutschen Armee katholische Christen gegenübertreten werden, welche bei der Jungfrau Maria vielleicht mehr in Gnaden stehen als unsere Zuaven und Turkos, und daß für den französischen troupier alles darauf ankommt, den Feldzug mit einem Siege eröffnen und den Krieg auf deutschem Boden führen zu können. Es wird sich deshalb darum handeln, ob Ew. Majestät Kriegsminister in der That so bereit ist, wie er sagt, und ob die Vorkehrungen für die Konzentration und die Verpflegung der Armee so vor-

---

[1]) Wir befinden uns mit dieser unserer Darstellung im vollen Einklange mit dem Generalstabswerk, also der besten und authentischen Quelle. Der Verfasser.

[2]) Die betreffenden Details finden sich einer im Jahre 1871 erschienenen Broschüre, welche vom Kaiser selbst verfaßt sein soll. Der Verfasser.

sorglich getroffen sind, um den oberen Rheinlauf in der von Ew. Majestät beabsichtigten Weise rechtzeitig überschreiten und dadurch Süd- und Norddeutschland von einander trennen zu können. Wenn Deutschland — wie ich fürchte — uns mit der Mobilisierung zuvorkommt, dann haben wir den Krieg, ehe wir uns versehen, im eigenen Lande und werden uns von Hause aus auf einen für den französischen National-Charakter nicht unbedenklichen Verteidigungskrieg angewiesen sehen. Ich unterschätze dabei nicht die Überlegenheit unseres Infanterie-Gewehrs und dessen verheerende Wirkungen aus gedeckten Stellungen, ich lege aber noch mehr Wert auf den Elan unserer Truppen, welche beim Angriff und Sturm nicht ihres gleichen haben. Frankreichs Soldaten sind gewöhnt, die Hauptstädte Europas zu besuchen, sie haben zu allen Zeiten, unter der Oriflamme ebenso wie unter dem Lilienbanner und der Trikolore, Europa mit dem Ruhm ihrer Thaten erfüllt, und der Name Napoleon wird ihnen ein Unterpfand des Sieges sein."

Rouher, der diese Auslassungen mit einem undefinierbaren Gesichte angehört hatte, bemerkte in seiner kalten, ruhigen Weise: „Ew. Majestät wollen von einem jeden ‚seine eigene Überzeugung nach seinem besten Wissen und Gewissen hören, und so darf ich denn auch mit meiner Meinung nicht zurückhalten, da das empire sich unverkennbar auf einer abschüssigen Bahn bewegt, und da dasselbe in neuerer Zeit in seinem Prestige sowohl nach innen als nach außen nicht unerheblich eingebüßt hat. Die Ursache des Niedergangs ist jedoch an erster Stelle im Innern zu suchen, und es heißt nichts Anderes als eine Gefahr durch die andere beschwören, wenn man Abhilfe für die inneren Zerwürfnisse in einem auswärtigen Kriege sucht, dessen Ausgang niemand verbürgen kann. Was Ew. Majestät auf den Thron erhoben und im Beginn Ihrer Regierung so stark gemacht hat, das war die richtige politische und soziale Diagnose, die Beseitigung der sozialen Gefahr, die Beugung der Parteien unter ein starkes Regiment, die Beendigung des inneren Zwistes und Gezänkes, die Fürsorge für die ländliche Bevölkerung und das geschickte Arrangement der auswärtigen Konflikte, bei denen Frankreich nicht allein ein wirksames cri de guerre, sondern auch moralische und materielle Unterstützung von anderer Seite zu finden wußte, sei es durch Anregung der Nationalitäten-Frage, sei es in dem Neide und der Mißgunst politischer Konkurrenten. Die Politik, welche der Herzog von Grammont macht, ist aber so ungeschickt wie möglich, und der Vorwand zu dem Kriege mit Preußen macht seiner Phantasie wenig Ehre. Süd- und Nord-Deutschland werden deshalb auch fest zusammenstehen, und es ist nichts als eine Illusion, von Österreich oder Italien Beistand zu erwarten. Der Graf Beust und der Herzog von Grammont sind beide politische Dichter, und es heißt die Staatskunst Viktor Emanuels ungebührlich unterschätzen, wenn man ihm zutraut, Frankreich in einem Kriege zu unterstützen, der ad majorem gloriam des Vatikans geführt werden soll. Ich will nur wünschen, daß Ew. Majestät Kriegsminster nicht auch eine poetische Ader hat, denn leider ist der Krieg ohne eine tiefe Demütigung Frankreichs kaum noch zu vermeiden."

Die Kaiserin, welche schon während dieser Auseinandersetzung Rouhers sichtbare Zeichen der Ungeduld gegeben hatte, bemerkte nach Schluß derselben kurz: „Herr Rouher hat heut die weibliche Rolle der Cassandra übernommen, ohne uns einen Rat zu erteilen, in welcher Weise er die von ihm signalisierten Gefahren zu beschwören gedenkt?"

„Mein Rat würde heute zu spät kommen," entgegnete Rouher — „und es ist stets mein Grundsatz gewesen, von Kartätschen erst alsdann zu sprechen, wenn ich sicher wußte, daß jemand da sei, der sie schießen würde. Von Herrn Ollivier setze ich das nicht voraus."

Auf einen fragenden Blick des Kaisers erklärte der Graf Benedetti: „Meine Ansichten über Krieg und Frieden sind Euer Majestät bekannt, und ich bin während meines hiesigen Aufenthaltes darin nur bestärkt worden, ich halte es für einen vergeblichen Versuch, Deutschland in der Mobilisierung zuvorkommen zu wollen, und ich teile die Besorgnis des Herrn Rouher, daß die Äußerung des Kriegsministers über die Kriegsbereitschaft der Armee eine dichterische Ausschmückung ist. Leider aber sehe ich, wie die Sachen jetzt sich verwirrt haben, keine Möglichkeit mehr, den Krieg mit Ehren zu vermeiden, da ich gewiß bin, daß das an den König von Preußen gestellte Verlangen, gewissermaßen eine Garantie dafür zu gewähren, daß die spanische Thron-Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern nicht wieder aufgenommen werden würde, eine möglichst kurze und bündige Abfertigung erfahren wird. Ich bringe deshalb auch nicht mehr Krieg oder Frieden nach und aus Ems, sondern reise dahin ab mit der Gewißheit der Kriegserklärung." Nachdem man sich näher dahin verständigt hatte, daß der Krieg nicht mehr zu vermeiden sei, erhielt Graf Benedetti den Befehl, sich unverweilt nach Ems zurückzubegeben, um dort das Finale in Szene zu setzen; und ebenso unverweilt sollten die erforderlichen Vorlagen an die gesetzgebenden Körper gebracht werden. Zugleich wurde am 15. Juli früh die Einberufung der Reserven befohlen. Es ist bekannt, daß die auf den Krieg mit Deutschland bezüglichen Vorlagen der Regierung nur von einer sehr kleinen Minorität bekämpft wurden, und daß am 18. und 19. die Bewilligung eines Kredites von 400 Mill. für das Kriegs- und 60 Millionen für das Marine- und 5 Millionen für das Finanzministerium gegen nur wenige Stimmen erfolgte. Wie immer folgten die Departements fast willenlos dem Impuls aus Paris, obschon ursprünglich nur sechzehn Departements für und vierunddreißig ohne Vorbehalt gegen den Krieg stimmten, während in siebenunddreißig Departements die Stimmen geteilt waren.

Noch hatten die Rüstungen in Frankreich kaum begonnen, noch war keine Armee konzentriert, als bereits am 19. Juli der Geschäftsträger Frankreichs die Kriegserklärung in Berlin überreichte. Schon im Jahre 1866 war in Frankreich die öffentliche Aufmerksamkeit durch den österreichischen Feldzug auf die Wehrkraft gelenkt worden, auch hatte General Trochu in einer von ihm verfaßten Schrift die Mängel der französischen Heereseinrichtungen schonungslos aufgedeckt. Infolgedessen erfolgte im Jahre 1868 die Aufstellung eines neuen Militärgesetzes durch den thatkräftigen Marschall Niel und zwar vielfach nach preußischem Muster.

Die Durchführung dieser Reorganisation wäre mit Einberufung des Kontingentes von 1875 vollendet gewesen und hätte alsdann die Kriegsarmee auf eine Normalstärke von 800000 Mann gebracht. In der gleichen Frist würde die Garde nationale mobile eine Stärke von 500000 Mann erreicht haben. Mit dem Tode des Marschall Niel fiel jedoch der ganze Reorganisations-Plan zusammen. Gegen Mitte des Juli 1870 belief sich daher die gesamte Streitmacht Frankreichs inklusive des Kontingentes von 1869, welches erst im August 1870 zur Einstellung kommen sollte, auf 567000 Mann, deren Ausrüstung keineswegs „archiprêt“ war, wie Marschall le Boeuf dies versicherte. Für die zu schaffende zweite Reserve-Armee war weder genügende Bekleidung und Bewaffnung noch Feld-Ausrüstung vorhanden. Es blieb daher zunächst nur mit der Feldarmee zu rechnen, und auch bei dieser war der Übergang vom Friedens- auf den Kriegsfuß sehr schwierig und langsam. Mußten doch beim Ausbruch des Krieges die Kommandobehörden vielfach erst neu errichtet und die Truppenteile zu Heereskörpern vereinigt werden — denn Korps wurden nur bei der Garde, den algerischen Truppen, den Armeen von Paris, Lyon und Chalons formiert.

Es fand eine Überhäufung von Arbeiten statt, welche die Militärverwaltung nicht im stande war zu bewältigen, denn die Armeekorps und Divisionen besaßen im Frieden keine Intendantur, und infolgedessen war fast sämtliches Ausrüstungsmaterial im Frieden an einzelnen Orten aufgespeichert, von wo es an die Depots der Korps schnell verteilt werden sollte. So z. B. befanden sich die Vorräte an Wagentransport in Vernon und Chateâuroux, die Magazine für Lazaret-Gerätschaften in Paris und Versailles.

Selbst bei völlig geordneter Mobilisierung konnte der Truppentransport nicht in der vorherbestimmten Weise erfolgen, da von hundert Infanterie-Regimentern nur fünfunddreißig ihre Depots in der Garnison hatten. So hatte das in Lyon garnisonierende siebenundachtzigste Regiment sein Depot in St. Malo, und das neunundachtzigste Regiment in Dünkirchen hatte sein Depot in Lyon; hierdurch war es notwendig, daß jeder nicht unter der Fahne dienende Soldat die Reise zum Depotort behufs Einkleidung und von dort zurück zum Regimente machen mußte. Noch schlimmer aber sah es bei den Regimentern aus, welche nicht bis zur Mobilmachung in den Garnisonen blieben, sondern direkt zur Grenze transpotiert wurden und nun fortwährend nachmobilisiert werden mußten. Kriegsbereit durch ihre schon im Frieden vorgesehene Ausrüstung und hohe Präsenzstärke war nur die Artillerie und Kavallerie, welche großenteils im Norden und Nord-Osten bereits disloziert standen. Die Nationalgarde entbehrte jeglichen Halts, es fehlte an wirklicher Ausbildung, und erst am 18. Juli, nachdem zahlreiche Ernennungen zu Kompagniechefs und Bataillonskommandeuren erfolgt waren, wurden die Vervollständigungen dieser Bataillone zu Regimentern, Brigaden und Divisionen angeordnet.

Das Offizierkorps setzte sich aus den verschiedensten Elementen zusammen; die älteren Subalternoffiziere, aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen, bildeten den dritten und durchschnittlich besten Teil, welcher, gereift in den Kämpfen des

Kaiserreichs, schätzenswerte Erfahrungen und festen Charakter sich zu eigen gemacht hatte. Während diese dem Dienste volle Energie und von der Pike mitgebrachte Straffheit widmeten, vernachlässigte der jüngere Offizier häufig den Dienst, so daß es nicht überraschen wird, wenn wir in den zahlreichen Beispielen von todesmutiger Hingebung weniger dem jugendlichen Zögling von St. Cyr als dem ergrauten Kapitän der alten Garde begegnen. Außerdem spielte im Avancement und in der Besetzung der Stellen gerade in Frankreich die Protektion eine hervorragende Rolle, und somit wurden auch in die höheren Stellen mehrfach Elemente geführt, welche den Aufgaben nicht gewachsen waren. Nicht minder waren, wie in der Nation, so auch im Heere die bedingungslose Anhänglichkeit und Treue, welche den Soldaten an den Kriegsherrn in gleicher Weise wie an das Vaterland fesseln muß, durch den steten Wechsel des Staatsoberhauptes gänzlich verloren gegangen. Merkwürdigerweise und dem französischen Elan wenig entsprechend betonten die kriegsministeriellen Regulative von 1867 und 68 die Anwendung der Defensive; den Grund hierfür hat man teils in der vorzüglichen Treffwirkung des Chassepotgewehres gesucht — teils ist man der Ansicht, daß die Eigentümlichkeit der Artillerie, welcher Waffe Leboeuf angehörte, denselben zu dieser Bestimmung verleitet habe. Ebenso, obschon das Reglement der französischen Kavallerie den Aufklärungsdienst als selbständige Thätigkeit vorwärts der Schlachtfelder empfiehlt, erzielten selbst besondere Befehle des Kaisers und des Marschall Bazaine kaum eine Aufklärung bestimmter Terrainabschnitte — selbst auf wenige Kilometer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schönheit des Weibes.

Von

Paul Mantegazza.

Ohne Furcht, auf Widerspruch zu stoßen, wage ich zu behaupten, daß die Frauen noch nicht genügend studiert worden sind. In unseren Bibliotheken haben wir bewunderungswürdige Monographien über die Seidenraupe, über den Melolonta, über die Katze, aber keine, welche die Frau eingehend behandeln würde.

Woher kommt diese Paradoxe?

Vor allem, weil die Frau ein Rätsel ist, und dann, weil sie vom Manne so leidenschaftlich und sehnlich begehrt wird, daß dieser sich weit mehr seines Herzens und seiner Sinne als des Kopfes bedient, um sie zu studieren. Wenn wir an das Weib denken, so können wir ebenso wenig unsere Sehnsucht als die Hymnen, die wir in der Schwärmerei der Leidenschaft an sie richten, vergessen und ebenso wenig die bitteren Enttäuschungen, die tiefen Wunden, welche sie uns

geschlagen hat. Niemand wird mehr gehaßt als der, den wir nicht so sehr lieben dürfen, als wir wollen. Vom Weibe kommen uns die höchsten Freuden und die größten Schmerzen des Lebens, darum werden wir in unserem Urteil über sie wohl niemals gerecht sein. Man kann sagen, daß die Frau entweder angebetet oder verachtet, entweder der Gegenstand unauslöschlichen Hasses oder schrankenloser Liebe ist.

Was für ein merkwürdiges Buch würde das sein, welches uns auf wechselnden Seiten alle huldigenden Ausdrücke der Anbetung und alle Verwünschungen, die der Mann zu den Füßen des Weibes niedergelegt hat, vor Augen stellen würde!

Selbst Gott hat niemals so viele Anbeter gehabt, kein Teufel hat je so viele Flüche gehört.

Aber warum denn dieser Haß und diese Liebe?

Weil es kein größeres Verlangen giebt als das, welches uns dem Weibe nähert, keine entsetzlichere Enttäuschung, keinen nagenderen Schmerz als den, wenn wir wahrnehmen müssen, daß unser Gott unseren Weihrauch verschmäht, weil der ungerechten Anbetung die Reaktion der ungerechten Verachtung folgt. Wenn wir von einem uns gleichen Geschöpfe göttliche Tugenden fordern und finden, daß es der Sünde fähig ist, so sehen wir in ihm einen Dämon.

Aber das Weib ist weder ein Engel noch ein Teufel, sondern das Weib des Mannes, mit vielen guten Eigenschaften und Fehlern, aber Tugenden und Lastern, die von den unseren verschieden sind.

Das Sonderbarste ist, daß wir von ihr Tugenden fordern, von denen wir am weitesten entfernt sind, und ihr Fehler vorwerfen, welche wir selbst sie gelehrt haben. Wir säen den Weihrauch und finden es eigentümlich, wenn wir dafür Eitelkeit ernten; wir säen Schmeicheleien und sind erstaunt, wenn Stolz dafür emporsprießt; mit freigebiger Hand streuen wir Anbetung aus und wundern uns, dafür Kaprizen und tolle Ansprüche einzuernten.

Philosophen und Heilige haben um die Wette geeifert, Verwünschungen gegen das Weib zu schleudern.

Hesiod sagt uns, daß das Weib eine Kalamität sei, und an anderer Stelle schreibt er, daß Zeus dem Manne das Frauengeschlecht nur gegeben habe, um sich an Prometheus zu rächen.

Johannes Chrysostomus eifert mit einer wahren Wut gegen das Weib. „Das Weib ist die größte Seuche! Ein scharfer Pfeil des Teufels! Mit Hilfe des Weibes hat der Teufel über Adam triumphiert, und dieser hat dadurch das Paradies verloren."

Nicht minder liebenswürdig sind andere Heilige.

St. Johann von Damaskus sagt, daß das Weib ein böser Esel, ein schrecklicher Bandwurm sei, der im Herzen des Mannes wohne, ein Kind der Lüge, ein Vorposten der Hölle, welcher Adam aus dem Paradiese verjagt habe, eine unzähmbare Bellona, die Feindin des Friedens.

Und der heilige Antonius: „Kopf des Verbrechens, Teufelswaffe! Wenn ihr eine Frau seht, so glaubt nicht etwa ein menschliches Wesen oder ein wildes Tier

vor euch zu sehen, sondern den Teufel in höchsteigener Person. Ihre Stimme ist wie das Zischen der Schlange."

Der heilige Bonaventura vergleicht sie mit dem Skorpion, der immer bereit ist zu stechen, und der heilige Augustinus und der heilige Antonius schreiben, daß die Frau weder lehren noch urteilen und noch viel weniger befehlen könne. Am mildesten wohl spricht sich der heilige Paulus über das Weib aus, und doch urteilt er von ihr, daß sie dem Esel nachstehe.

Und hatten alle diese Heiligen nicht das Recht, das Weib zu beschimpfen und zu schmähen, wenn sie im heiligen Buch, im Prediger Salomonis lasen: „Ich kehrete mein Herz zu erfahren und zu erforschen, und zu suchen Weisheit und Kunst, zu erfahren der Gottlosen Thorheit und Irrtum der Tollen, und fand, daß ein solches Weib, welches Herz, Netz und Strick ist, und ihre Hände Bande sind, bitterer sei denn der Tod."

Alle diese Verwünschungen, alle diese Flüche beweisen uns mehr als zur Genüge, daß diese Heiligen die Töchter Evas nur zu sehr liebten, und daß sie das Weib verfluchten, weil sie es nicht aus ihrem Herzen reißen konnten, weil sie der Liebe, die sie für eine Sünde hielten, nicht teilhaftig werden konnten.

* * *

Es könnte fast scheinen, als ob das Weib es besser verstehen würde, über sich selbst zu urteilen, aber auch von ihm haben wir kein ungetrübtes und gerechteres Urteil über sich selbst. Da sie verleumdet und verachtet worden war, so mußte sie, wenn sie von sich selbst sprach, natürlich die Grenzen der Verteidigung überschreiten und daher ebenso ungerecht urteilen. Vielleicht ist die Prinzessin Dora D'Istria die einzige Frau, welche es verstanden hat, von den Frauen mit einer olympischen Heiterkeit zu sprechen.

Und dann, abgesehen von dieser Notwendigkeit der Verteidigung, haben wir in beiden Geschlechtern den Korpsgeist, der das freie Urteil trübt. Ein Mann, der eine Frau allein beurteilt, wird wahrscheinlich gerecht sein, und eine Frau wird auch vernünftig urteilen, wenn es nur den einzelnen Mann betrifft; sobald es sich aber darum handelt, das ganze männliche oder das ganze weibliche Geschlecht zu verteidigen, so wird sofort das Banner der Korporation erhoben, und der Kampf entbrennt, der Triumph der Gewalt, die höchste der Ungerechtigkeiten. Wenn aber der Krieg erklärt ist, dann ist jede Waffe zur Verteidigung oder zur Beleidigung gleich gut, und jede Hoffnung auf Gerechtigkeit schwindet dahin.

Von diesem Korpsgeist der Geschlechter finden wir die Beweise in jenen Archiven des Gedankens und des Gefühls, die wir Sprichwörter und Wörterbücher nennen. In allen Sprachen haben wir Ausdrücke der Geringschätzung, welche für die Geschlechter im übertragenen Sinne gebraucht werden, wie: ein Mannweib, ein altes Weib, weibisch u. s. w. Anderseits sagt die Mutter zu ihrer Tochter, der es an Herz und Anmut fehlt; du bist wie ein Mann! Der Mann dagegen sagt zu einem schwachen, leichtsinnigen, unentschlossenen Menschen, der um nichts in Thränen ausbrechen kann: Du bist ein wahres Weib!

Aus allen diesen Ursachen entstehen nun Urteile über das Weib, die immer parteiisch, unvollständig und ungerecht sind, diese ewigen, überflüssigen Diskussionen über das Vorrecht des einen oder des anderen Geschlechts. Ist der Mann schöner oder ist es das Weib? Ist das Weib ebenso intelligent wie der Mann? Liebt Adam mehr oder Eva? Wem gebührt in der Rangliste der menschlichen Familie von rechtswegen der erste Platz? Das sind Fragen, auf welche die Leidenschaften und die Präpotenz Antwort geben, fast niemals aber die Wissenschaft.

Und doch wäre es so leicht zu begreifen, daß keins der beiden Geschlechter untergeordnet oder übergeordnet ist. Es sind zwei verschiedene und parallele Geschöpfe, die jedes an sich eine verschiedene Funktion im Leben ausüben und die sich nur vermittelst pathologischer Ungeheuerlichkeiten in dem Beruf des anderen Geschlechts behaupten können. Der Mann, welcher der Frau nachahmen will, ist ein Ungeheuer, und ein Ungeheuer ist auch die Frau, die das moralische und intellektuelle Gewand des vir anlegen will. Das bestätigt auch ein sehr schönes Sprüchwort im Dialekt, der in der Gegend von Belluno und Treviso gesprochen wird, mit ungekünstelter Freimütigkeit:

Co el galo canta la galina.
La casa va in rovina!
Wenn mit dem Hahn die Henne kräht,
Das Haus gar schnell zu Grunde geht.

Mann und Weib sollen sich nicht nur in den flüchtigen Umarmungen des Kusses, der die Fackel des Lebens von neuem entzündet, anbeten, sondern sollen sich immer lieben und achten, weil sie das Recht haben, auf derselben Stufe der geschlechtlichen Rangordnung zu stehen, sie sollen sich die Hände reichen, aber nicht wie der Sklave dem Herrn, sondern wie Brüder auf der höchsten Rangstufe der lebenden Wesen.

* * *

Diesmal will ich mich nur mit einem einzigen unter den vielen Problemen, welche uns in der Frau entgegentreten, beschäftigen, nämlich mit ihrer Schönheit.

Zu allen Zeiten hat der Mann von seiner Gefährtin verlangt, daß sie schön sei, oft sogar hat er nichts Anderes verlangt. Freilich hat uns die Entwickelung des geistigen Fortschritts dahin geführt, von der Tochter Evas auch noch andere Tugenden zu verlangen, aber solange der Fuß des Mannes auch schon die Oberfläche seines Planeten durchwandelt und noch durchwandeln wird, solange wird die erste Eigenschaft, die wir fordern, die Schönheit sein. Moralisten und Philosophen mögen das beklagen, aber deswegen wird ihre Herrschaft nicht weniger mächtig sein. Die Schönheit des Weibes ist eine so große Kraft, eine solche Macht, daß sie im menschlichen Leben dem Genie gleich kommt. Krieg und Frieden, die Eroberung großer Reiche und schmähliches Aufgeben der eigenen Würde, erhabener Heldenmut und zahllose Verbrechen, unschätzbare Werke der Kunst und der Litteratur sind durch die alles überwältigende Schönheit des Weibes hervorgerufen worden. Sogar im Himmel der verschiedenen Mythologien lagen sich die Götter wegen der Schönheit einer Göttin in den Haaren. Auf Erden

wurde Troja um eines Weibes willen belagert, und die Geschichte des modernen, heutigen Frankreich würde sich vielleicht ganz anders gestaltet haben, wenn Eugenia de Montijo weniger schön gewesen wäre.

Unter den Freuden dieser Welt giebt es keine größere als die, eine geliebte Frau zu besitzen, und diese muß schön sein, denn (mit seltenen Ausnahmen) unter den vielen Paradoxen und Wahrheiten, die in bezug auf die Liebe geschrieben worden sind, ist wohl keine richtiger als diese, die am meisten begehrte Frau wird am meisten geliebt. Etwas sehr Schönes ist der Ruhm, etwas Heiliges sind die Jugend und die Errungenschaften der Wissenschaft, ausgezeichnet ist der Reichtum; aber wozu würden uns Ruhm, Wissenschaft, Kunst und Reichtümer nützen, wenn sie nicht dazu dienten, Kränze um das Haupt der schönen Frauen zu flechten und ihnen einen Glorienschein zu entzünden? Aus voller Ueberzeugung stimme ich dem scharfen und so außerordentlich wahren Ausspruch des Sybariten Vero bei: die beiden besten Dinge in dieser Welt sind ein Mann, den der Genius geadelt hat, und eine schöne Frau.

Ihr Moralprediger, Priester, Heilige und Philosophen, hört doch auf, eure stumpfen Pfeile gegen die Schönheit des Weibes zu schleudern! Sie wird immer das Ziel und das Streben des menschlichen Geschlechtes sein. Wollt ihr sie zum Gegenstand des Hasses und der Verachtung machen, so wäre das ein ebenso vergebliches Bemühen, als wenn ihr den Flüssen gebieten würdet, zu ihrer Quelle zurückzuströmen. Moral, Lebensart, Religion müssen sich damit begnügen, die Grenzen der weiblichen Schönheit zu erweitern, indem sie dieselbe auch auf das Gebiet des Gedankens und des Gefühls übertragen, denn es giebt auch eine Schönheit des Herzens und des Intellekts, und die vollkommene Frau wird ihre Stirn mit einer dreifachen Krone schücken, die aus diesen drei Schönheiten besteht.

Daß die Schönheit einen außerordentlichen Wert hat, daß die Natur ihre beste Kraft dazu verwendet ein schönes Weib zu schaffen, das beweist uns die Seltenheit der wirklich schönen Frauen. Nach einer annähernden Berechnung glaube ich, daß, wenigstens in Europa, die Zahl der schönsten Frauen derjenigen der vom Genius beseelten Männer ungefähr gleich kommt. Gewiß giebt es auch sehr schöne Männer und geniale Frauen, aber angesichts der sozialen Funktionen, welche den beiden Geschlechtern zugeteilt sind, ist es unumstößliche Wahrheit, daß der Mann handeln und die Frau bezaubern soll, dem Manne gebührt die Kraft, dem Weibe Schönheit und Anmut.

Noch eine andere Thatsache beweist uns, daß es eine seltene und schwierige Aufgabe für das große Laboratorium der Natur ist, die vollkommene Schönheit zu erschaffen. Wenn es der Natur gelungen ist, ein außerordentlich schönes Weib zu erschaffen, so spricht sie: genug! und verweigert ihr fast immer die höchsten Tugenden des Gefühls und den hohen Flug des Genius. Fast scheint es, als ob sie zu ihr sagen würde: Ich habe dich schön erschaffen, sehr schön; ich habe dich mit einer leuchtenden Aureole umgeben, welche die Bewunderung, die Wünsche und Begierden, die Sehnsucht und Liebe der ganzen menschlichen Familie dir zu=

führt, und das genügt dir noch nicht? Sei zufrieden, begnüge dich damit, Gott giebt nicht allen alles.

* * *

Ist das Weib schöner oder der Mann? Das ist eine vergebene, eine unfruchtbare Frage, auf welche die Wissenschaft niemals antworten wird; denn dieselbe ist ein unlösliches Rätsel wie die Quadratur des Kreises oder das Perpetuum mobile. Und trotzdem haben die Menschen ganze Kodizes darüber geschrieben, haben durch hunderte von Gründen auf diese Frage geantwortet und behauptet, daß die Frau schöner sei. Wenn die Frauen Gesetzgeberinnen der öffentlichen Meinung wären, so würden sie wahrscheinlich darauf geantwortet haben, daß der Mann schöner sei. Statt dessen haben sie das Epitheton „schönes Geschlecht“, mit dem der Mann sie getauft hat, ruhig als ein Geschenk aus den Händen ihres Herrn und Meisters entgegengenommen und „Amen“ dazu gesagt.

Wissenschaftlich gesprochen, ist das Problem falsch aufgestellt, und darum wird es auch unmöglich sein, dessen Lösung zu finden. Es ist ebenso vergebens, als ob man fragen wollte: ist das Pferd schöner oder der Löwe, der Himmel schöner als das Meer? Auf dem Gebiete der Ästhetik lassen sich die Dinge gleicher Natur nicht messen, und der Typus des schönen weiblichen Wesens ist nicht nur göttlich, sondern dem des Mannes fast vollständig entgegengesetzt. Daher ist es vergebens, ist es geradezu kindisch, wenn man der Schönheit des einen oder des anderen Geschlechtes den ersten Rang einräumen wollte. Sobald das Weib sich dem physischen Typus des Mannes nähert, wird sie häßlich, und umgekehrt, wenn der Mann sich verweiblicht, so ist er nicht mehr schön.

* * *

Und nun wollen wir sehen, welche Hauptzüge das schöne Weibliche von dem schönen Männlichen unterscheiden, zwei kleinere Kreise, eingeschlossen von dem größeren Kreise des schönen Menschlichen.

Vor allem hat der Mann eine mehr dauerhafte Schönheit als die Frau. Es ist ein bekanntes Gesetz bei allen Rassen, daß die Mutterschaft und das Säugen den Körper der Frau schneller zu Grunde richten, und es ist nicht eine ihrer letzten unscheinbaren Glorien, auf dem Altar der Mutterschaft ihren größten Schatz, ihre Schönheit, als Sühnopfer darzubringen. Diese Inferiorität der Frauen auf dem ästhetischen Gebiete springt noch mehr bei den untergeordneten Rassen und den niederen Klassen der höheren Rassen in die Augen, in denen die arme Frau zu den mühsamsten Arbeiten gezwungen wird. Gebären, säugen und arbeiten ist eine zu große Anstrengung für sie, und der Mann wird für seine eigene Grausamkeit bestraft, indem er nach wenigen Jahren ein Weib lieben muß, das, wenn auch noch jung an Jahren, doch schon körperlich gebrochen ist. Freilich haben die Australier und andere ihnen verwandte unwürdige Völker ein sehr einfaches Mittel für diese Unannehmlichkeit gefunden; sie verstoßen und jagen die gealterte Frau fort und nehmen eine andere jüngere.

Ein ernstes und zum Teil auch lösliches Problem ist das, zu erfahren, ob alle Völker der Erde denselben Begriff von der weiblichen Schönheit haben. Viele

haben diese Frage bejaht, viele andere haben sie verneint, ein bündiges Ja, ein bündiges Nein, daher wahrscheinlich Irrtum von der einen und von der anderen Seite. Es giebt sehr wenige Probleme, bei deren Lösung man nicht befürchten muß, auf diese beiden sehr häßlichen einsilbigen Wörter zu stoßen.

Diejenigen, welche wie an einem Dogma daran festhalten, daß das Schöne absolut sei und daher nur aus Verirrung des ästhetischen Sinnes nicht anders aufgefaßt werden könne, sind fast alle metaphysische Philosophen. Sie sagen mit scheinbarem Rechte, daß, wenn der Neger das Weib mit den aufgeworfenen Lippen, mit der schwarzen Haut und den wolligen Haaren vorzieht, dies nur geschieht, weil er nur schwarze Frauen kennt und nur eine Gefährtin will, die ihm ähnlich ist. Wenn aber sein ästhetischer Sinn gebildet ist, wenn die Schule ihn seinen eigenen Irrtum kennen gelehrt hat, dann würde auch er finden, daß die Venus von Milo schöner sei als alle fleischigen und wolligen Liebesgöttinnen des schwarzen Kontinents.

Die anderen, welche jeder Rasse einen eigenen ästhetischen Geschmack und daher eine verschiedene Auffassung des weiblichen Schönen zuschreiben, sind der Wahrheit um vieles näher als die ersteren, oder besser gesagt, sie finden, daß ihre Theorie viel häufiger mit den Thatsachen übereinstimmt. Um diese Behauptung zu unterstützen, könnte ich ganze Seiten füllen, ich will mich aber mit einer von mir beobachteten Thatsache gegnügen, die an sich allein viel wichtiger ist als viele andere, weil es sich dabei um einen Künstler aus einer niederstehenden Rasse handelt.

In Florenz hatte ich einen Maler aus Java kennen gelernt, einen vollkommen reinen Abkömmling der malayischen Rasse, Raden Saleh, der vor einigen Jahren auf Kosten der holländischen Regierung nach Europa reiste, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Ich habe mich lange genug mit ihm unterhalten, um seinen ästhetischen Geschmack kennen zu lernen, und fand unter anderen Sonderbarkeiten bei ihm die Gewohnheit, alle Figuren, die er auf seinen Bildern malen wollte, zuerst in Wachs zu modellieren. Viele Tage lang sah ich ihn sich an einer Gruppe abmühen, die einen Araber zu Pferde darstellte, der in der Wüste von einem Löwen angegriffen wird; und erst nach langer Arbeit und nachdem es ihm gelungen war, jene Gruppe zu modellieren, machte er sich daran, dieselbe zu kopieren. Als ich ihn dann ersuchte, mir aufrichtig zu sagen, welches seine Ansicht über unsere Frauen im Gegensatz zu den Javanerinnen sei, antwortete er, daß er gestehen müsse, daß in vielen Dingen die europäischen Frauen seine Landsmänninnen überträfen, aber das könne er durchaus nicht begreifen, wie man unsere großen, langen, in allen Proportionen so ungeheueren Nasen schön finden könne. „Wie ist es denn nur möglich," sagte er, „sich mit diesem mächtigen Vorgebirge zu küssen, das uns von den geliebten Personen entfernt?"

Die Antwort Radens ist außerordentlich wichtig; sie bedürfte einer langen eingehenden Analyse und würde uns vielleicht den ersten Faden in die Hand geben, um das verworrene Gebinde der vergleichenden Ästhetik der verschiedenen Völker zu entwirren. Jener malayische Fürst und Maler, der mit bedeutendem

künstlerischen Talente begabt in Europa an Modellen des klassischen und arischen Schönen gebildet war, sich von einem großen Teil seiner ästhetischen Vorurteile der Rasse frei gemacht hatte und den arischen Frauen vor den malayischen den Preis der Schönheit zuerkannte, blieb bei der Nase stehen, bei der das Übergewicht des ererbten ästhetischen Geschmacks sich nicht zurückdrängen ließ; zugleich gab er dadurch denen Recht, welche nur einen einzigen Typus des weiblichen Schönen anerkennen, und widerlegte die, welche so viele Typen annehmen, als es Völker auf der Erde giebt.

In einem kurzem Revueartikel genügt der Raum nicht, um eine der zartesten und verwickeltsten Fragen, nämlich die Frage der vergleichenden Ästhetik der menschlichen Rassen, gründlich zu beantworten, und so sei es uns nur erlaubt, dem Falle des Raden Saleh noch einen zweiten von großer Bedeutung hinzuzufügen, der deutlich genug beweist, daß die Männer nicht immer die Frauen der eigenen Rasse vorziehen.

Der Oberst Mancillo aus Buenos Ayres bemerkte zu verschiedenen Malen, daß die Bewohner der Pampas unsere Frauen denen ihres eigenen Blutes vorziehen, und so fragte er eines Tages den Kaziken Yancaguer nach dem Grunde dieser Vorliebe. Ich gebe den kurzen Dialog in seiner ganzen beredten Einfachheit und in dem schlechten Spanisch des indischen Königs hier wieder.

„Que te gusta mas una china o une cristiana?“ (Wer gefällt dir besser, eine Indianerin oder eine Christin?)

„Una christiana pues.“ (Eine Christin, gewiß.)

„Y porqué?“ (Und warum?)

„Ese cristiana más blanca, mas alto, mas pelo fino, ese cristiana mas lindo.“ (Die Christin ist weißer, größer, hat feinere Haare; die Christin ist schöner.)

* * *

Bei der Frage in bezug auf die vergleichende Schönheit des Weibes ist bei den verschiedenen Urteilen der Trieb nach Abwechselung nie in Rechnung gebracht worden. Auch die Europäer haben sich in verliebter Laune schwarzen Frauen, Indianerinnen, Japanesinnen u. s. w. genähert; aber wenn man von ihnen verlangt hat, die mannigfaltigen Schönheiten dieser so verschiedenen Töchter Evas mit einander zu vergleichen, so haben sie zugegeben, daß die weiße Frau allen übrigen überlegen ist.

Die wirkliche Auffassung, die jede Rasse von dem weiblichen Schönen hat, ist die, daß es einen für alle Rassen gemeinsamen Typus und Typen für jede einzelne Rassen giebt. Dasselbe ist auch der Fall bei den Hunden und Pferden. Der Typus des weißen Hundes ist sehr verschieden von dem des Neufundländers und der Typus des arabischen Pferdes wiederum sehr verschieden von dem des mecklenburgischen.

Es giebt solche, die da behaupten, daß die Idee des Schönen ganz subjektiv wäre; eine leicht wiegende Ausflucht, die dazu dienen soll, sich der feinen Analyse, dem langen, mühsamen Studium des Problems zu entziehen. Die wenn auch nicht offen eingestandene Trägheit spielt bei den menschlichen Urteilen eine größere

Rolle, als man denkt. Dieser antwortet auf eine schwierige Frage mit einem Scherz, jener zweifelt an allem, um nicht eine Ansicht verteidigen zu müssen. Viele Beschützer des Freihandels, solche, welche die Leute thun und sagen lassen, was sie wollen, sind oft nichts weiter als Heuchler. Es ließe sich ein schönes Buch über den Einfluß der Trägheit auf das menschliche Urteil schreiben.

Nein, die Ästhetik ist nicht die Summe aller individuellen Launen der Menschen. In der Ästhetik giebt es wahre, feststehende Dogmen wie in der Mathematik, es giebt sichere, bestimmte Gesetze wie die in der Physik und Chemie. Auch die sonderbarsten Launen, die anscheinendsten Widersprüche des ästhetischen Geschmacks sind natürliche, notwendige Wirkungen der Zeit, der Umgebung, aller inneren und äußeren Bedingungen, in denen der Geschmack sich herausbildet und befestigt. Zuweilen auch erscheint uns etwas als Kaprize, weil wir das Warum der Dinge nicht kennen.

Ein Beispiel wird für alle genügen. Man kann eine Frau sehr schön finden, die eine zu starke Nase hat, und deren Linien des Halses nicht regelmäßig genug sind, während die schönste Frau der Welt häßlich wird, sobald sie den Mund öffnet und eine Zahnlücke oder ein schlechter Zahn sichtbar wird. Auf den ersten Blick würde es scheinen, als wenn hier bei unserem Urteile jedes Kriterium fehlen würde, statt dessen ist es vollständig vernünftig und folgt nur den einfachsten Grundgesetzen der Ästhetik. Das Mißverhältnis der Nase, ein leichter Mangel an Symmetrie in den Linien des Halses, ein leichtes Schielen des Auges widersprechen der Gesundheit, der Ausübung der geschlechtlichen Funktionen, den Anforderungen der Liebe nicht. Dagegen stehen die Zähne so recht eigentlich auf der Grenze zwischen dem Inneren und Äußeren, haben so recht eigentlich ihren Platz im Nest der Küsse, sind zur Verdauung, zum guten Geruch, zur Gesundheit notwendig, und sind sie verdorben, so haben sie natürlich einen sehr negativen Wert in unserem Urteil über die Frauen.

Dasselbe gilt auch beim Urteil über Narben. Eine Säbelnarbe im Gesicht hat nicht dieselbe Bedeutung wie eine Skrophelnarbe, denn das ästhetische Urteil ist immer das Resultat vieler und sehr intimer Ideen- und Gefühlsverbindungen, und wer es nicht versteht dieselben zu entwirren, wird niemals auch nur das Alphabet der Ästhetik kennen lernen. Ehe das Weib die dem Geschlecht, der es angehört, eigene Schönheit besitzt, muß es ein schöner Mensch sein, denn die weibliche Schönheit steht inmitten des menschlichen Schönen. Wenn sie einen ungeheuren Mund, eine vorstehende Schnauze, wenn sie kleine Augen oder riesige Ohren hat, so ist sie ein häßliches Weib, weil sie ein häßlicher Mensch ist.

* * *

So verschieden auch die ästhetischen Urteile und der ästhetische Geschmack der Völker dieser Erde sein mögen, so stimmen doch alle darin überein, daß sie von der schönen Frau zwei durchaus wesentliche Dinge verlangen, die das eigentliche Gerüst der weiblichen Schönheit bilden, nämlich: Gesundheit und Jugend, augenscheinliche und sichere Weiblichkeit.

Eine hysterische, bleich aussehende, kränkliche Frau erscheint sowohl uns häßlich wie einem Neger, einem Indianer, einem Hottentotten.

Die übermäßige Magerkeit sowie die übermäßige Körperfülle sind nicht nur häßlich, weil sie die fundamentalen Gesetze der Schönheit verletzen, sondern weil sie pathologische Erscheinungen sind.

Mit der Gesundheit soll die Jugend Hand in Hand gehen, die ihrerseits ein geschlechtlicher Charakterzug ist, weil sie die Fähigkeit des Gebärens darstellt. Und selbst wenn es der Matrone noch gelingt, schön zu sein, selbst wenn die ältere Frau noch anziehend genug ist, um zu gefallen, weil sie es verstanden hat, gewisse Attribute der Jugend sich zu bewahren, so z. B. die Rundung der Formen, die Eleganz der Bewegungen, die sanfte Glätte der Haut, die Lebhaftigkeit des Auges u. s. w., die Jugend fehlt.

Das Weib ist ungefähr dreißig Jahre lang fruchtbar und daher hat sie ein Recht auf dreißig Jahre der Schönheit, auf zehn Jahre der Anmut und zehn Jahre, in denen die Natur noch ein Wunder wirken kann.

* * *

Wenn das Weib vor allem gesund und jung sein muß, um schön zu sein, so muß es dann zunächst Weib sein.

Die Grundlinien weiblicher Schönheit sind alle genitaler Natur, ich unterscheide höhere und niedere; die wichtigsten sind die letzteren, welche auf eine gute Mutter hindeuten, die weniger wichtigen sind die ersteren, weil sie die gute Amme zeigen. Gebären und säugen, diese beiden Hauptmomente im reproduktiven Leben des Weibes sind ganz genau in den Grundlinien ihrer Ästhetik ausgesprochen. Die runde Linie, welche sie trennt, ist für mich der Äquator der Schönheit. Je enger dieser Zauberkreis ist, um so besser ist er, weil er entweder durch den Kontrast den Reichtum der höheren und niederen Kurven um so mehr hervortreten läßt, oder weil er dazu da ist, damit wir uns mit dem Gedanken oder mit den Armen der Frau bemächtigen können, um sie geistig oder körperlich unser zu nennen.

Das Korset freilich übertreibt die Schlankheit dieses ästhetischen Äquators der Frau, aber es schafft sie nicht, denn auch beim Skelett einer Frau, die nie einen Schnürleib getragen hat, sind die unteren Rippen mehr zurückgezogen als beim Manne. Das wirklich Schöne ist nie ein Widerspruch gegen die Natur.

Und auf diesen Äquator, um den die Mythologie den Gürtel der Venus gelegt hat, hat die ganze menschliche Familie den Brennpunkt aller ihrer Wünsche und Begierden gerichtet. Das Auge verlangt, die Hand fleht, aber so lange nicht die Arme des Mannes den ästhetischen Äquator des Weibes umschlingen, solange kann er nicht daran denken, von ihr Besitz ergriffen zu haben.

Viele andere Schönheiten der Frau sind sinnlicher Art, d. h., sie gefallen uns, weil sie verschiedene Funktionen darstellen, welche die Natur ihnen bei der süßen Schöpfung der Liebe zugewiesen hat. Sinnlich ist die Rundung ihrer Formen, sinnlich der schlanke Ansatz ihrer Gelenke, sinnlich die Kleinheit des Kopfes, sinnlich die niedrige Stirn, diese mehr rechtwinklige als gewölbte Stirn.

Auch die kleinere Gestalt der Frau ist ein sinnlicher Zug und gefällt dem Manne mehr als das Übermaß von Größe. Damit eine große Frau schön sei, muß sie sehr schön sein, und ohne Zweifel vollzieht sich dieses Wunder manchmal; aber das ist immer sehr selten und wird mehr als Kuriosität betrachtet denn als wahrer getreuer Ausdruck der weiblichen Schönheit.

Die Kleinheit der Hände und Füße, welche für die Frau eine außerordentliche Schönheit bildet, ist ein sinnlicher Reiz und verleiht ihr eine unbeschreibliche Anmut. Vielleicht geschieht hier dasselbe, was wir schon bei der Schlankheit der Taille gesagt haben. Die kleinen Hände und Füße gefallen uns ganz besonders, weil wir uns ihrer leichter bemächtigen können, weil wir die Frauen zu unserem Eigentum machen, indem wir sie bei der Hand nehmen, oder im Orient noch öfter als bei uns beim Fuß, da Männer und Frauen auf dem Boden zu sitzen pflegen mit ganz nackten oder fast nackten Füßen, die vorzüglich gebadet, parfümiert und auch mit rosa Farbe bemalt sind. Man kann eine kleine oder eine große Person mit gleicher Kraft lieben, aber in die Liebe mischt sich auch vor allen Dingen die Zärtlichkeit, und dieses Gefühl verfeinert, durchduftet die Liebe und veredelt sie. Wenn wir die Hand einer schönen Frau drücken, so fühlen wir, daß dieselbe in der unseren verschwindet, fast darin aufgeht, wir empfinden eine Wollust voller Zärtlichkeit, einen zugleich geistigen und körperlichen Besitz, und die beiden Geschlechter scheinen sich mit einander zu verbinden, zu verschmelzen und ihre beiden verschiedenen Naturen sich gegenseitig zu verstärken.

Sinnlich ist auch der üppige Wachstum der Haare der Frau, und diese bilden auch in der That den schönsten, reichsten Schmuck. Bei fast allen Rassen hat die Frau längere Haare als der Mann, und es ist unser Ideal, sie alle mit Haaren bekleidet zu sehen, die bis auf die Füße hinunterreichen, wie es nicht selten bei den arischen Rassen vorkommt.

* * *

Pietro Moscati, ein großer Anatom an der Universität zu Pavia zu Anfang dieses Jahrhunderts, entwarf die allgemeinen Linien der weiblichen Schönheit mit wenigen einfachen Worten.

„Durch die zarte Bildung ihres Körpers nähert sich das Weib nicht wenig der heiteren kindlichen Weichheit.“

Zu allen Zeiten haben die Dichter dasselbe gesagt, von Petronius an, der die Circe in wunderbaren Versen besingt, bis zu Dante und Petrarca, den die Frauen in ihrem Herzen unsterblich machten. Und Bildhauerkunst und Malerei vergaßen in ihren größten Meisterwerken, welche bestimmt waren, das weibliche Schöne zu verherrlichen, die Grundlinien nicht, von denen wir weiter oben gesprochen haben. Selbst in den unförmlichen Versuchen der Kunst der Wilden wird das Weib immer mit starken Hüften, vollem Busen und schlanker Taille dargestellt.

Ich habe die griechischen und römischen Liebesgöttinnen, die Grazien Canovas und die Thorwaldsens lange und eingehend immer von neuem studiert und vielleicht werde ich eines Tages die Frucht meiner Beobachtungen in einem Buche

niederlegen, das durchaus der Physiologie des Schönen gewidmet sein wird. Ich will hier nur ein paar Worte über die Venus von Milo sagen, welche der große Heine noch einmal vor seinem Tode bewundern wollte und die immer eines der größten Meisterwerke des griechischen Genius bleiben wird. Ich habe lange Stunden, ja, ich könnte sagen, ganze Tage vor diesem herrlichen Kunstwerk zugebracht, und jedesmal, wenn ich zu ihr zurückkehrte, entdeckte ich neue und größere Schönheiten.

Die Venus von Milo ist vor allem bewundernswürdig durch das Leben, das durch ihren Körper pulsiert und das allein genügen würde, um die ungeheure Verschiedenheit zwischen der antiken und der modernen Kunst darzulegen.

Der Kopf ist nicht mycrocephal wie bei der mediceäischen Venus, sondern zeigt die reinste Proportion; ihr Hals ist vollkommen, und der Ansatz der Schultern ist unübertrefflich schön, vielleicht treten die Bauchmuskeln etwas zu stark hervor. Der Busen ist wundervoll geformt und das Hervortreten der Glieder in keiner Weise übertrieben.

Vor unseren Augen sehen wir die reine Schönheit ohne Unkeuschheit, ohne Leidenschaft, denn alles, was die Sinne reizen könnte, ist verhüllt, und selbst die Hüften zeichnen sich nur leise unter dem sie verbergenden Gewande ab. Der Ausdruck des Gesichts zeigt volle Ruhe, ein sanftes Lächeln und die Gewißheit der eigenen Kraft; man errät mehr, als daß man es sehen würde, den Namen, der ihr beigelegt worden ist: Venus victrix. Je länger man sie betrachtet, destomehr wächst die Bewunderung für sie; es ist uns, als ob unser Auge in ein Meer von Schönheit hinabtauchte und sich darin badete. Die Zeit hat an ihr genagt, hat ihr die Arme verstümmelt, und doch erscheint sie siegreich, victrix, unter den übrigen griechischen Bildsäulen der Venus, welche neben ihr stehen.

* * *

Das Studium der griechischen Venus in allen ihren Formen und der Madonnen Raffaels würde genügen, um uns von der Wahrheit zu überzeugen, die in der großen Definition des Schönen, wie sie uns Plato hinterlassen hat — der Abglanz des Wahren — enthalten ist. Kein Weib war je so schön wie die mediceäische Venus und wie die madonna della seggia, die Madonna mit dem Stuhl, aber die Künstler, welche diese zwei göttlichen Werke schufen, erkannten das Wahre bei der Betrachtung vieler schöner Geschöpfe und stellten es dar, indem sie es idealisierten.

Das Wahre allein ist nicht immer schön oder ist nur schön und nichts weiter, wenn die Kunst etwas Schönes schafft, so steht es am äußersten Rande des Schönen, so schwingt es sich auf bis zum Rande des Abgrunds, der das Endliche von dem Unendlichen, das Gedachte vom Denkbaren trennt, und nachdem sie mit der Hand berührt, mit den Augen gesehen, das was man berühren und sehen kann, errät sie etwas, was schöner ist als das Wahre. Das Erhabene ist nur das Schöne, das am äußersten Rande des Wahren dem Ideale zustrebt, es ist das Menschliche, das göttlich werden möchte.

* * *

In dem allgemeinen Typus des weiblichen Schönen sind noch andere unendliche Formen des Schönen inbegriffen, so das Schöne des Kindes, des jungen Mädchens, der Frau, der Matrone, das ist das Schöne der verschiedenen Altersstufen; wir haben aber noch andere Typen, die aus den verschiedenen Kombinationen der ästhetischen Elemente hervorgehen, so das blonde Schöne, das brünette Schöne, das sinnliche Schöne u. s. w. u. s. w. Aber das sind noch nicht die letzten Schächtelchen, denn im blonden Typus sind noch die verschiedensten Unterabteilungen und ebenso im brünetten Typus. Und sind wir bis zur letzten ästhetischen Molekule, nämlich dem Individuum, gedrungen, so finden wir noch immer wieder kleine Schachteln, die wir öffnen müssen; denn dieselbe schöne Frau hat verschiedene Schönheiten, je nach den Tagen und Stunden und Minuten, und je nach den hunderttausend Empfindungen, welche blitzartig über ihr Gesicht zucken oder die ganze feine Architektur ihrer Muskeln und Nerven in Schwingung versetzen. Aber allen diesen verschiedenen beredten, unendlichen Schönheiten dient zur Unterlage das gemeinsame ästhetische Gerüst, das wir zu zeichnen versucht haben und das wiederum auf den Grundgesetzen der Natur beruht.

* * *

Die Grundlinien des weiblichen Schönen bilden, mit den geringeren oder nur als Zierde dienenden Schönheiten verwebt, viele verschiedene Typen, die man jedoch auf einige wenige reduzieren kann, je nachdem sie sich unseren sinnlichen oder physischen Bedürfnissen darstellen. Da wir sie hier nicht alle vorführen können, so werde ich mich damit begnügen, die hervorragendsten und charakteristischsten zu skizzieren. Ich reduziere sie auf die folgenden:

Das klassische Schöne,
Das sinnliche Schöne,
Das anmutige Schöne,
Das sentimentale Schöne.
Das kapriziöse, bizarre oder gefällige Schöne.

1. Das klassische Schöne.

Es ist der Triumph der Symmetrie, der Proportion, der Harmonie der Linien und der Kurven. Wir nennen es klassisch, ohne über die Etymologie dieses Wortes als Synonym von antik zu klügeln, und könnten es ebenso gut das griechische Schöne nennen, denn kein Volk hat diese Form des Schönen so verstanden wie das griechische, und die Kunstwerke seiner Bildhauer und Maler beweisen uns noch heute, daß damals wie zu keiner anderen Zeit der Geschichte die schönste Form in der schönsten Weise dargestellt wurde.

Dieses Schöne könnte man auch das plastisch Schöne nennen, denn die Bildsäule stellt die Grundelemente des menschlichen Schönen weit besser dar als die Malerei. Zwischen einer schönen Frauenstatue und einem schönen Frauenbilde besteht derselbe Unterschied wie zwischen den Formen und dem Gesicht. Dies letztere ist immer nur eine Oberfläche, jene ersteren haben Länge, Breite und Tiefe.

Die klassische Schönheit verschmäht jede Perspektive; sie ist vollkommen von hinten und von vorn, en face und im Profil, aus der Nähe und aus der Ent-

fernung. Traut den Frauen nicht, welche vor der Prüfung des Profils zurückschrecken. Das Profil ist der Probierstein der wahren Schönheit, der vollkommenen Schönheit. Das Profil dauert das ganze Leben hindurch, weil es auf der ursprünglichen Form des Skeletts beruht. Keine Rasse bringt heute vielleicht so zahlreiche und so vollkommene Exemplare der klassischen Schönheit hervor wie die angelsächsische und keine entspricht darin so sehr der griechischen und lateinischen Rasse der alten Zeiten.

2. Das sinnliche Schöne.

Man könnte es auch das geschlechtliche, reizende, unkeusche, unzüchtige Schöne nennen. Es wird so genannt, weil die geschlechtlichen höheren und niederen Linien und die aufgeworfenenen Lippen vorherrschen. Es ist ein Schönheitstypus, der vor allem von Völkern bevorzugt wird, die aus der Liebe den hauptsächlichsten Lebensgenuß machen. Daher stammt auch die Kunst vieler Negervölker, ihre Töchter zu mästen, bevor sie ihren Gatten wählen.

Aischa, die Lieblingsfrau Muhammeds, war außerordentlich wohlbeleibt, und Alpinus hat uns schon zu seiner Zeit die Art und Weise beschrieben, in der die ägyptischen Frauen sich zu mästen pflegten, um ihren Männern zu gefallen.

Die Trarsen der Sahara zwischen Talifet und Timbuktu sind berühmt als Meister in dieser Kunst. Die Mädchen werden gezwungen, ungeheuere Quantitäten von Milch und Butter zu vertilgen, und ihre außerordentliche Fettleibigkeit bildet den größten Gegensatz zu der Magerkeit der Männer.

Bei den Völkern im südlichen Nubien bereiten sich die Mädchen zur Heirat d. h. um fett zu werden, durch ein strenges Regime vor, das vierzehn Tage dauert. Bei Sonnenaufgang wird der ganze Körper mit Fett eingerieben. Gleich darauf läßt man sie ein Kilogramm Polenta aus Durrah essen, die mit Wasser ohne Salz oder irgend ein anderes Gewürz zubereitet ist. Wenn sich das arme Opfer dagegen auflehnt, so werden ihm Bastonaden und Peitschenhiebe mit Peitschen aus Hippopotamosleder zuteil; sollte sie Erbrechen bekommen, so erhält sie eine neue Ration. Auf Mittag wieder ein Kilogramm Polenta mit etwas gekochtem Fleisch und noch eine dritte Ration abends. In der Nacht wird das Mädchen aufgeweckt, um eine ungeheure Quantität Ziegenmilch zu trinken; in den großen Zwischenräumen wird der Körper immer wieder mit Fett eingeschmiert. — Sind diese vierzehn Tage vorüber, so gleichen diese Mädchen einem Hippopotamos, sagt ein sudanesisches Sprichwort.

Die Korpulenz hat auch für die Indier einen großen Reiz, und im Buche Manu's, als es von den Reizen eines mannbaren Mädchens spricht, heißt es:

„Gieb acht, daß sie einen graziösen Gang hat, wie der eines jungen Elefanten!"

Das erinnert mich auch an ein Volkslied der Somali, wo es heißt:

„Du bist schön, und deine Glieder sind fett, aber wenn du Kamelsmilch trinken würdest, so würdest Du noch viel schöner werden."

Die griechische Kunst verwarf mit vollem Recht die Darstellung dieser Art sinnlicher Schönheit; die moderne Bildhauerkunst hat dagegen eine Industrie der Unkeuschheit daraus gemacht.

Diesen ästhetischen Typus findet man häufiger im Orient, in Spanien und Italien fehlt er gänzlich.

* * *

3. Das anmutige Schöne.

Es beruht weniger auf der Vollkommenheit der Symmetrie als auf der Feinheit der Linien, spricht sich weniger in der Form des Skeletts als in der Mimik aus.

Während das klassisch Schöne, der wahre Erztypus aller Formen der Schönheit, als die höchste menschliche Idealität erscheint, erfüllt uns das anmutige Schöne mit Bewunderung für etwas Liebenswürdiges, Gefälliges, das unsern Stolz befriedigt und unsere Zärtlichkeit erweckt. Bei dieser Form des Schönen ist die Symmetrie sehr häufig verletzt, aber es fehlen um so weniger die anderen geringeren Schönheiten; der feine Ansatz der Glieder, vor allem die Eleganz der Bewegungen werfen ein so großes Gewicht von kleinen schönen Dingen in die Wagschale, daß sie der klassischen Schönheit, die oft mehr bewundert wird als daß sie bezauberte, das Gleichgewicht halten.

Ich habe bereits gesagt, daß die Anmut unsern Stolz befriedigt, und aus diesem Grunde kann ihr Einfluß außerordentlich mächtig sein. In der absoluten Schönheit liegt zugleich die Tyrannei jeder vollkommenen Sache, die jede geringere Größe um sich herabdrückt. In der anmutigen Schönheit dagegen scheint für uns eine Huldigung zu liegen, der Wunsch zu gefallen, eine feine, zarte Form der Koketterie. Oft ist die Anmut die Frucht weiblicher Kunst, die von den Frauen angewendet wird, um einen Fehler der Natur zu verdecken, gewissermaßen das Druckfehlerverzeichnis einer in ihrer Orthographie unkorrekt gedruckten Seite.

Unter allen Frauen Europas sind wohl die Französinnen die anmutigsten, aber keiner Nation der Welt mangelt es an graziösen Frauen.

4. Das sentimentale Schöne.

Das klassische Schöne, das sinnliche Schöne und das anmutige Schöne sind ohne Zweifel die Grundformen der weiblichen Schönheit; aber außer diesen giebt es hundert, giebt es tausend andre in den verwickeltsten Formen, in denen außer den eigentlich ästhetischen Elementen auch noch solche verschiedener Gattung sich vorfinden. Da sie alle ungleichartig sind, so würde es das Werk eines ganzen Menschenlebens, ja vieler Menschenleben sein, wollte man diese alle zergliedern, denn niemand, mag er auch noch so sehr Künstler sein, ist imstande, alle ästhetischen Formen zu verstehen, da der Organismus eines jeden einzelnen nur fähig ist, gewisse Typen des Schönen zu fühlen und zu verstehen. Michel Angelo verstand einige ästhetische Formen, die Raffael nicht verstand, die er sogar verabscheute. Der Urbiner fühlte und empfand die feinsten Nuancierungen der Grazie und Symmetrie, Buonarotti dagegen war der größte Bewunderer und der größte Interpret der Kraft in der Schönheit, und ohne Raffael oder Michel Angelo zu sein, hat doch jeder von uns etwas von Raffael oder von Michel Angelo, um nur von diesen größten Polen der ästhetischen Welt zu sprechen.

Unter den sekundären oder zusammengesetzten Formen des weiblichen Schönen will ich nur an zwei erinnern, an das sentimentale Schöne und das kapriziöse Schöne.

Im sentimentalen Schönen herrscht die Kraft des Gedankes, des Affekts mehr vor als die Schönheit der Linien und der Formen, und wir suchen in der Frau, welche mit dieser Art der Schönheit versehen ist, mehr als die Befriedigung unserer ästhetischen und sinnlichen Wünsche, eine Wollust höherer und verschiedener Art.

Wenn die physiologische und Muskelschwäche der Frau so weit übertrieben auftritt, daß sie fast ein krankhaftes Gepräge trägt, wenn die Beweglichkeit der Linien so groß ist, daß sie nervös, konvulsivisch erscheinen, so finden wir gewisse zarte, weiche Typen, die bezaubernd genug sind und besonders in einer Zeit der allgemeinen Nervosität wie der unsrigen gefallen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß weder in Griechenland noch in Rom die sentimentale Schönheit existierte, wenn sie aber vorhanden war, so ist es wenig wahrscheinlich, daß sie bewundert wurde. Die Griechen waren zu gesund, die Römer waren zu kräftig, als daß sie Eigenschaften an Frauen bewundern konnten, die ihnen als Fehler oder als wirkliche Krankheiten erscheinen mußten.

Der eigentümliche Zauber, der das sentimentale Schöne umgiebt, beruht wohl auf zwei hauptsächlichen Elementen, nämlich auf der Bewunderung, welche zarte, zerbrechliche und darum kostbare Dinge erregen, und auf dem Mitleid, welches uns jedes Geschöpf, das zu leiden und großer Schmerzen fähig scheint, einflößt.

Es ist wohl überflüssig hinzuzufügen, daß diese Form der Schönheit bei den niedriger stehenden Völkern gänzlich fehlt, denn das harte Leben des Wilden tötet schon nach wenigen Jahren alle jene zarten, zerbrechlichen Geschöpfe, welche, durch das Mitleid der zivilisierten Völker bewacht und gehütet, den Kampf um das Dasein überdauern und darin Sieger bleiben.

5. Das pikante Schöne.

Dieser Typus ist vielleicht am schwersten zu definieren, obgleich wohl alle eine unklare Vorstellung von demselben im Kopfe haben. Hier ist nicht nur die vollkommene Symmetrie der Linien des Gesichtes nicht notwendig, sondern vielmehr ein leichter Mangel an Ebenmaß erwünscht, der mit seiner Eigentümlichkeit, seiner Impertinenz den elementarsten Gesetzen der Ästhetik zu trotzen scheint und uns überrascht und in Erstaunen setzt, der uns fast kitzelt und erheitert.

Dieser Kitzel existiert nicht nur in der Haut, sondern auf vielen höheren Gebieten des Fühlens und Denkens, und zu dieser Art der Erregung gehört auch jene, welche das pikante Schöne in uns erweckt.

Der Mangel an Ebenmaß und Harmonie darf aber nur ein leichter sein, sonst wird derselbe zum Grotesken und Häßlichen, sowie auch der Kitzel leicht aus einer angenehmen Empfindung zu einer unangenehmen wird, die vielen unerträglich ist.

Nichts trägt wohl mehr dazu bei, einem Gesichte einen pikanten Charakter zu verleihen, als wenn die Nasenspitze ein wenig nach oben gerichtet ist. Ebenso

pikant ist auch der Kontrast zwischen schwarzen Augen und blonden Haaren und blauen Augen und schwarzen Haaren.

Außerordentlich pikant sind die Grübchen im Kinn, vor allem aber in den Wangen; von diesen insbesondere sagten die Künstler, daß der Finger Amors sie geschaffen hätte. Eigentümlich ist es, daß diese Schönheit sich auch bei den Völkern niedrigerer Rasse findet. Die Neger von Loango zum Beispiel schätzen die Grübchen an den Schenkeln, Händen, Kinn und Wangen außerordentlich hoch und unterscheiden solche, die nur erscheinen, wenn man lacht, und solche, die permanent sind.

Eine Abart des pikanten Schönen ist vielleicht das dämmerhafte, das verschattete Schöne: Hier zeigt sich die Schönheit nie auf den ersten Blick, sondern wird man derselben erst bei wiederholter Beobachtung gewahr. Daher kommt es, daß die Bewunderung nicht sofort entsteht, sondern langsam, und dann um so dauernder ist, und zu unserem ästhetischen Entzücken gesellt sich die Befriedigung unseres Stolzes, daß wir es verstanden haben, diesen verborgenen Schatz zu heben.

Manche Frauen sind nur für ihre Geliebten schön, und fast von allen wird diese Thatsache dadurch erklärt, daß sie behaupten, die Liebe verschöne alles und mache selbst das Häßliche schön. Diese Erklärung erklärt aber nur einige Fakta, und ich bin überzeugt, daß die geliebten Frauen gewisse Schönheiten des Ausdrucks nur denen enthüllen, welche es verstanden haben, dieselben zu wecken und nur für den Mann ihres Herzens diese Kleinodien ihres ästhetischen Schatzes reservieren.

Die Kunst, einen Teil der eigenen Schönheit zu verbergen, um ihn erraten und mehr begehren zu lassen, ist das Alphabet der Koketterie, und schon die ersten Frauen, welche unseren Planeten bevölkerten, verstanden dasselbe zu lesen. Plinius sagt uns: tam longinquo orbe petito, ut in publico matrona transluceat . . ut denudet foeminas vestis; und vor ihm schon hatten Varron und Publius Sirus über die gläserne Toga, die gewebten Winde und die nebelhaften Linien gescherzt.

* * *

Fast niemals vereint eine Frau in sich allein verschiedene Typen der Schönheit, denn einer schließt den andern aus; aber doch vollzieht sich manchmal dieses Wunder, und eine und dieselbe Frau bietet uns die klassische, die sinnliche, die anmutige, die sentimentale und sogar die pikante Schönheit dar, weil die Kunst der Koketterie im Verein mit der Mimik es versteht, dasselbe Gesicht in hundert verschiedene zu verwandeln, so daß es in wechselnden Bildern alle Formen des weiblichen Schönen darzustellen scheint.

Es giebt Frauen von so sensibler Schönheit, daß sie im Verlaufe eines Tages zehn, hundert verschiedene Physiognomien zeigen, die sich alle in der Bahn der Ästhetik bewegen, und derjenige, welcher sie liebt und besitzt, kann sich rühmen, hundert Frauen in einer einzigen zu besitzen. Diese Schönheiten sind selten wie die genialen Männer, und die Geschichte bewahrt ihre Namen für die Bewunderung der Nachwelt auf.

Gewöhnlich aber zeigt die Frau nur eine einzige Form der Schönheit, und wir begnügen uns damit und ersetzen das Mangelnde durch unsere Phantasie.

* * *

Und nun, da wir die Haupttypen der weiblichen Schönheit kennen gelernt haben, wollen wir noch einen flüchtigen Gang durch die ästhetischen Elemente machen. Diese bestehen aus:

Kopf und Stirn.

Bei der schönen Frau muß der Kopf klein und die Stirn verhältnismäßig niedrig sein, denn alles dies trägt einen sinnlichen Charakter, und die Frauen wissen es. Wenn sie eine zu hohe Stirn haben, so begrenzen sie deren Umfang (manchmal nur zu sehr) mit dem künstlichen Arrangement ihrer Haare. Die zu hohe Stirn hat einen männlichen Charakter und ist darum nicht schön. Die weibliche Stirn ist auch in ihrem unteren Teile senkrechter, und ihr oberer Teil bildet einen markierteren Winkel.

Auge.

Wenn die Dichter sagen, daß die Gesichtshaut eines schönen Mädchens einer mit Tau gebadeten Rose gleicht, so schmeicheln sie den Mädchen; wenn aber ein persischer Poet ein mit Tau bedecktes Veilchen mit den blauen Augen einer schönen Frau vergleicht, so schmeichelt er dem Veilchen.

Fisch hat recht, wenn er sagt, daß das Auge der Frau das Schönste in der Schöpfung sei.

Noch hat man die sinnlichen Charakterzüge des menschlichen Auges nicht studiert. Ich habe das Futteral, wenn ich mich so ausdrücken darf, studiert, nämlich die Augenhöhle, und bei hunderten von Beobachtungen habe ich gefunden, daß dieselbe absolut kleiner ist als die des Mannes.

Wenn man an alle Elemente denkt, welche mitwirken, um ein Auge zu bilden, dann begreift man, warum es so wenig schöne Augen giebt. Eine nicht zu geringe, nicht übertriebene Größe, Glanz, Beweglichkeit des Auges selbst, Form und Farbe der Augenbrauen und Wimpern, die Lider, alles sind Elemente, von denen eins genügen kann, um ein Auge zu entstellen.

Mehr noch als die Farbe frappiert uns der Glanz des Auges, der von Jugend und Kraft unabhängig ist und so sehr dazu beiträgt, dasselbe zu verschönern. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Dichter es infolgedessen mit der Sonne oder mit den Sternen verglichen haben, oder mit Diamanten oder auch Tautropfen.

Die Größe ist ein anderes ästhetisches Element ersten Ranges. Kein kleines Auge kann schön sein, und alle Dichter der Welt haben das Auge der Frau mit dem einer Gazelle oder eines Hirsches verglichen, die beide große Augen haben. Ja, man hat Juno sogar die ochsenäugige genannt. Ein großes Auge kann jedoch häßlich sein, wenn die Öffnung der Lider zu weit ist, sodaß man über der Iris das Weiße der harten Augapfelhaut sieht. Schon Winkelmann hatte beobachtet, daß die Augenlider des Zeus, des Apollon und der Juno sehr weit und gewölbt geöffnet waren.

Diese Öffnung muß mandelförmig sein, und die Griechen verglichen diese anmutigen Kurven mit den Reben des jungen Weinstocks, und die Augen, welche diese Eigentümlichkeit besaßen, wurden helicoblefaros genannt. Es ist dies ein kostbarer Reiz der arischen und semitischen Rasse, und die alten arischen Statuen stellten dieselbe in sehr ausgesprochener Weise dar.

Sömmering sagt, daß die Öffnung der Augenlider bei der Frau viel weiter sei als bei dem Manne, und Carus fügt hinzu, daß einige orientalische Völker sie noch künstlich mit dem Messer vergrößern. Gewiß ist, daß man sie sowohl im Orient als bei uns durch ein schwarzes Verschönerungsmittel größer erscheinen läßt. Die Türken und Araber bedienen sich des Schwefel-Antimons, und bei uns vertritt der an unseren Kerzen verkohlte Korken dessen Stelle.

Die langen Wimpern und die dichten, schöngezeichneten Augenbrauen sind bewundernswürdige Rahmen für ein schönes Auge.

Ein besonderer Reiz wird dem Auge der Frau oft durch den Schleier der Thränen verliehen, welche die Freude und häufiger noch die Wollust begleiten. Sie verleihen denselben außer dem Glanz und der Feuchtigkeit noch das, was Bulwer so wundervoll in folgenden Worten ausdrückt: „die flüssige Melancholie der süßen Augen.“ Die griechischen Maler stellten dieses Element in den Augen der Venus dar, das sie hügron (flüssig, schmachtend) nannten, und die Bildhauer verstanden vollkommen es anzudeuten, indem sie kaum die Furche andeuteten, welche den Rand des unteren Augenlides und den Augapfel trennt, fast als ob sie damit andeuten wollten, daß sich dort ein leichter Thränenflor befände.

Über die Farbe der Augen herrscht ein sehr verschiedener Geschmack, aber allen gefallen wohl die bestimmten Nüancen, d. h. das tiefe Schwarz und das wirkliche Blau, während die unbestimmten Farben wie gräulich, grünlich und ähnliche weniger Beifall finden. Eine sehr große Pupille macht das Auge dunkler und trägt dazu bei, dessen Größe und Tiefe zu vermehren. Schöne Augen sind für uns auch die ausdrucksvollen Augen, und wir legen soviel von uns selbst in die Mimik des Auges, daß der Ausspruch Herders „jeder große Mann hat einen Blick, den kein anderer nachahmen könnte,“ gerechtfertigt erscheint. Mazzini aber hat in seinem schönen Buch „die Augensprache“ und in dem anderen „das Auge in seinen ästhetischen und historischen Beziehungen,“ das Wort Herders verallgemeinert, indem er es auf alle Menschen anwendete.

Schöne Frauen mit schönen Augen wissen sehr wohl, wieviel Sensibilität der Kraft sich in denselben verbirgt, und verstehen aus ihnen eine furchtbare Waffe der Verführung zu machen. Es giebt Blicke, die uns töten, und andere, die uns in das Paradies versetzen.

Die Nase.

Bei der Frau ist die Nase der Rasse, zu welcher sie gehört, durch das sinnliche Element modifiziert. Dieses Element wird ihr durch die geringere Größe und Breite und durch eine größere Feinheit verliehen; dasselbe gilt für ihre übrigen Elemente.

Eine schöne Nase genügt nie, um ein Gesicht schön zu machen, und übt niemals den tyrannischen Einfluß der Augen aus, aber doch, wenn eine Nase häßlich ist, genügt sie, ein Gesicht häßlich zu machen, selbst wenn es sonst schön wäre. Das kommt vielleicht daher, weil sie der hervorragendste Teil des Gesichtes ist.

Ein anderer großer Fehler der Nase ist der, wenn sie unbeweglich ist, denn dann können wir diesen Fehler nicht durch die Mimik verdecken. Augen und Mund sind dagegen für Korrekturen sehr empfänglich.

Was nun die Form der Nasen betrifft, so sind wir alle Darwinisten, ohne es zu wissen, und die plattgedrückte Nase ist abscheulich, weil sie uns dem Affen nähert; während wir bei der Toleranz der langen Nasen weit darüber hinausgehen. In Italien nennt man eine große Nase aristokratisch, und wenn wir alle ethnischen Betrachtungen beiseite lassen, die dieses Volkssprichwort erklären, so ist gewiß, daß eine große Nase sehr menschlich ist und dem Gesicht Autorität und Würde verleiht.

Der Mund.

Der Mund der Frau ist kleiner und anmutiger als der des Mannes, und der Mangel der Haare auf den Lippen giebt ihm einen sehr ausgesprochenen sinnlichen Zug.

Wenn es wahr ist, was viele Dichter, und unter anderen Dante, gesagt haben, daß die Liebe bei den Augen anfängt und mit dem Munde endet, so ist es leicht begreiflich, welchen Einfluß ein schöner Frauenmund ausüben kann und muß. Und wahrlich, wenn Liszt und Rubinstein zusammen spielen würden, um die unendlich verschiedenen Harmonien einer Musik von Chopin auszudrücken, so könnten sie doch nie das aussprechen, was ein schöner, anmutiger Frauenmund in seinen leisesten und vielfältigen Bewegungen sagen oder erraten lassen kann.

Die Dicke der Lippen ist ein sicheres Anzeichen von Sinnlichkeit. Ich habe es bei all den verschiedenen Rassen, die Indien bewohnen, bemerkt.

Die Wangen.

Die Wangen einer schönen Frau sollen weder zu sehr hervorstehend noch zu dünn und nicht zu breit sein, sondern sollen dazu beitragen, jenes schöne Oval zu bilden, das zur Vollkommenheit eines schönen Gesichtes gehört. Hier ist es, wo das Auf- und Abströmen des Blutes die leichteste sowohl als die stärkste Erregung mit einer Palette malt, die der Lilie und der Rose alle die zarten Nüancen des Weißen und des Rosigen entlehnt hat. In dieser Hinsicht haben die weißen Rassen einen entschiedenen Vorzug vor den gelben Rassen, und sicherlich erfüllt eine Frau, die nicht das Wunder des Errötens kennt, einen jeden unter uns mit Furcht oder Abscheu.

Das Kinn.

Dasselbe ist einer der menschlichsten Züge, und wenn es sehr zurücktritt und kaum skizziert ist, so giebt es dem Gesicht einen tierischen Ausdruck. Bei der Frau muß es, um schön zu sein, kleiner und weniger hervortretend sein

als beim Manne; außerordentlich schön aber ist es, wenn es von einem kleinen Grübchen geschmückt wird.

Die Ohren.

Sie stehen eigentlich außerhalb der Haupt-Perspektive, können leicht unter den Haaren versteckt werden und sind daher aus allen diesen Gründen der am wenigsten wichtige Teil des Gesichts.

Wenn sie auch noch so schön sind, so können sie doch an sich eine Person nicht schön machen, aber gleich der Nase können sie, wenn sie häßlich sind, ein schönes Gesicht verunstalten und zwar, wenn sie zu groß sind oder zu sehr abstehen, sodaß sie unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die alten Griechen legten einen großen Wert auf das Modellieren der Ohren und verstanden es so sehr, ihnen individuelle Charakterzüge beizulegen, daß man aus einem in den Ruinen gefundenen Ohr oft schließen konnte, wem es gehörte. Charakteristisch ist vor allen Dingen das Ohr des Marc Aurel wegen der außerordentlichen Größe der Muschel.

Das Ohr einer schönen Frau muß klein sein, in seinen Kurven leicht gewellt, die Ohrläppchen müssen ausgesprochen sein, weder zu dick noch zu klein, es muß gewissermaßen in seiner Durchsichtigkeit und der Schönheit seiner Linien an eine Muschel erinnern.

Die Haare.

Die langen Haare bilden den geschlechtlichen Charakterzug der Frau, und darum ist es für die Frau der schönste Schmuck, wenn sie dieselben in großer Fülle hat. Sie zieren das Haupt, bekleiden den Körper, und da sie sich allen unseren Wünschen anpassen, so verändern sie die Physiognomien der Frau in hundertfältiger Weise.

Sie können die Länge des Körpers erreichen und sogar dieselbe überragen. In Paraguay habe ich ein Mädchen gekannt, das sich so vollständig in ihre Haare einhüllen konnte, daß man sie für bekleidet hielt, obgleich sie kein Hemd trug, und in Salta in der argentinischen Republik habe ich eine Frau von mittelgroßer Statur gesehen, deren Haare so lang waren, daß sie mit ihren Füßen darauf treten konnte.

Unter den vielen verschiedenen Farben des Haares giebt man im allgemeinen der tiefschwarzen und der echtblonden den Vorzug. Bei allen Frauen sind die Spitzen der Haare heller, weil diese die ältesten Teile des Haares sind. Kollmann behauptet, daß die Spitzen heller sind, weil sie von der Wurzel entfernter sind, welche sie nährt, und von dem Öl, das bestimmt ist, sie zu schmieren.

Es giebt Haare, welche alle Schattierungen des Blonden, vom Aschblonden bis zum Fahlroten und Roten, und auf diese Weise das schöne, schillernde Kolorit der Löwenmähne zeigen.

* * *

Da wir nun gesehen haben, wie viele Elemente mitwirken müssen, um eine schöne Frau zu bilden, so scheint es uns nicht mehr so merkwürdig, diese Schönheit so selten zu finden. Ein einziger Fehler in einer der Gesichtslinien kann genügen,

um deren ganze Wirkung zu zerstören, sowie im Gehirn und im Herzen des Menschen ein leichtes Gebrechen genügend ist, um einen ausgezeichneten Verstand unvollkommen und einen Charakter hassenswert zu machen. Daraus ergiebt sich die schmerzliche Thatsache, daß die schönen Frauen, die Helden des Gefühls und die Männer des Genies seltene Ausnahmen sind.

Zur Thronentsagung Kaiser Ferdinands.

Von
F. Freiherr von Langenau,
Feldmarschall-Leutnant, ehemaligem Botschafter in St. Petersburg.

Es ist die Aufgabe der folgenden Zeilen, einige Momente der Revolutions-Geschichte Österreichs näher zu beleuchten, deren einzelne Thatsachen wohl hinlänglich bekannt sind, während die Beweggründe und die Art und Weise, wie manches wichtige Ereignis ins Leben trat, dem Publikum gänzlich fremd blieben. Die Verdienste und das Wirken eines Mannes, der in jener Epoche die bedeutendste Rolle spielte, bilden den Hauptgegenstand dieser Blätter, sein Wirken namentlich in einer Zeit, wo es zwar von der höchsten Wichtigkeit war, jedoch weniger ostensibel hervortrat und daher auch durchaus nicht allgemein bekannt wurde.

Dem Verfasser dieses Aufsatzes ward die Ehre zuteil, vom Fürsten Windischgrätz zu verschiedenen wichtigen Missionen, namentlich Verhandlungen mit dem damals in Innsbruck befindlichen Hofe verwendet zu werden; er besaß sein ganzes Vertrauen und ist daher wohl mehr als mancher andere in der Lage, Aufschlüsse gerade über diese interessante Epoche zu geben.

Der Einfluß des Fürsten im Monat März in Wien, wo er leider zu spät, zu einer außerordentlichen, ganz exzeptionellen Stellung berufen, das Wenige aufrecht erhielt, was dem Monarchen an Rechten noch geblieben war, während alles Andere in übereilten Konzessionen einer Rotte von Aufwieglern hingeworfen wurde, ist hinlänglich bekannt. — Ebenso sein Wirken in Prag, die Bekämpfung des dortigen Juni-Aufstandes, so wie das, was er zur Rettung der Monarchie nach den Oktober-Ereignissen geleistet. — Alles dies sind Handlungen, welche dem Fürsten einen der ersten Plätze in dem großen Drama der Jahre 1848 und 49 anweisen und deren nähere Beleuchtung wohl eine geschicktere Feder unternehmen wird.

In dem Zeitraume jedoch zwischen den Prager Ereignissen und der Wiener Oktober-Revolution finden wir den Fürsten als kommandierenden General von Böhmen, ohne eine andere ostensible Stellung, während gerade diese Epoche es ist, wo sein Name und sein Einfluß von der höchsten Wichtigkeit waren und sowohl dem Throne als der konservativen Partei einen großen moralischen Halt gewährten. —

In dieser Zeit nun wollen wir seinem Wirken, nämlich demjenigen Teil desselben, welches kein öffentliches war, eine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Die bewunderungswürdige Kraft und Energie, mit welcher Fürst Windischgrätz dem Aufstande in Prag die Spitze bot, hatte ihm die Sympathien aller Gutdenkenden und besonders eine unbegrenzte Verehrung von seiten der Truppen zugewendet, deren im höchsten Grade gefährdete Ehre und Reputation er damals rettete, und denen er durch sein energisches Handeln eine achtunggebietende Stellung verschaffte, wie sie dieselbe seit lange nicht besessen hatten. Die ziemlich ernsthaften Spielereien mit Nationalgarden und Studentenlegionen, die vielen denselben gewährten Konzessionen hatten dem Ansehen des Soldaten einen gewaltigen Stoß versetzt.

Der Sieg über die prager Insurgenten, den man nebst der Tapferkeit jedes einzelnen namentlich der Entschlossenheit und Konsequenz des Anführers verdankte, gab den Truppen auf einmal wieder eine Stellung, welche der Umsturzpartei im höchsten Grade imponierte. Dankbarkeit hierfür und tiefes Mitleiden mit dem entsetzlichen Unglück, welches den Fürsten gleich beim Ausbruch des Aufruhrs betroffen,[1]) steigerten die Sympathien der Offiziere und Soldaten für ihren Feldherrn bis zur Begeisterung. Viele Beweise von Anhänglichkeit, Treue und aufopfernder Ergebenheit wurden damals dem Fürsten von seiten seiner Untergebenen geliefert und denselben absichtlich eine gewisse Öffentlichkeit gegenüber dem Reichstage und den Parteien gegeben, welche dem großen Verdienste der Armee die Anerkennung versagten und alles anwandten, um das Vertrauen und den engen Verband zwischen Anführer und Soldaten zu lockern. Diese feste, abgeschlossene Stellung des Fürsten Windischgrätz mit seinen Truppen in Böhmen, die gleichzeitigen Siege der Armee in Italien imponierten, besonders erstere wegen ihrer großen Nähe, dem Reichstage und dem Ministerium, welche keinen sehnlicheren Wunsch hatten als die Entfernung des Fürsten. Dieselbe war im Reichstage verlangt worden, doch hatte das Ministerium nicht den Mut, sie ins Werk zu setzen; man fürchtete, und auch mit vollkommenem Recht, der Fürst würde einen derartigen Befehl nicht befolgen und von den ihm ergebenen Truppen auf das kräftigste unterstützt werden. Noch während des Prager Aufstandes und nach demselben geschah von seiten der Minister Pillersdorff und Doblhoff alles Mögliche, um dem Fürsten durch Kommissionen und Eingriffe in seine Verwaltung seine Stellung unhaltbar zu machen, ihn vielleicht dazu zu bringen, selbst seine Demission zu geben und so das herbeizuführen, was man anzubefehlen nicht wagte, wenn man auch von Innsbruck her der Bestätigung alles dessen fast gewiß sein konnte, was man verlangte. Der Fürst war mehrmals nahe daran, seine Entlassung zu nehmen, — es war jedoch das Bewußtsein von der Wichtigkeit seiner Stellung, seiner Notwendigkeit für den Monarchen und die Armee, so wie endlich auch eine gewisse Eitelkeit, welche ihn an dem Platze erhielten, an welchem er noch große Dienste zu leisten überzeugt war.

[1]) Die Fürstin, geb. Prinzessin Schwarzenberg, wurde in ihrem Zimmer zu Prag bei Beginn des Aufstandes erschossen, sein Sohn schwer verwundet.

Eine klare Beurteilung der Verhältnisse der Gegenwart, die sich immer mehr verwickelten, ein sehr richtiger Blick in die Zukunft, ja man möchte fast sagen, ein gewisses Vorgefühl hatten in dem Fürsten den Gedanken zur Überzeugung werden lassen, daß wir uns in Österreich auf dem Wege zu einer großartigen Katastrophe befänden, und daß er allein mit der Armee und gerade nur er dazu berufen sein könne, der gerechten Sache den nötigen Schutz zu verleihen. Seine Äußerungen in dieser Beziehung klangen fast prophetisch.

Er sah den Hof in Innsbruck verlassen und in den Händen der Partei, die durch Herrn von Doblhoff dort durchsetzte, was sie wollte, während das ungarische Ministerium den Erzherzog Stephan und Herrn Kossuth hin und her schickte, um neue Zugeständnisse zu erpressen. Die Innsbrucker Reise, deren richtige Benutzung so vortreffliche Folgen hätte haben können, war nach einem schwachen Versuche nur von den Schlechten ausgebeutet worden, da dort niemand war, der den Organen der Revolution die Spitze geboten hätte, während die Kaiserin damals noch nicht die Stellung eingenommen hatte, welche ihre Festigkeit und ihr edler Charakter ihr später anwiesen.

Daß die Armee berufen war, unter seiner Leitung die Monarchie zu retten, dies war im Fürsten Windischgrätz zur Überzeugung geworden; es war jedoch möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß bei der allgemeinen Verwirrung, welche eine neue Katastrophe herbeiführen mußte, der Hof nicht in der Lage sein würde, dem Fürsten die für einen solchen Fall notwendigen Vollmachten zu erteilen und daß er aus eigenem Entschlusse handeln müsse.

Er fand es daher notwendig, sich für alle Fälle des pünktlichen Gehorsams seiner Untergebenen zu versichern, und wollte vor allem nicht, daß seine Handlungen von seiten einzelner mißdeutet werden konnten, daß man ihm vorwerfe, er handle für eigene Rechnung, und was sonst noch die Böswilligkeit erfinden konnte.

Er bedurfte hierzu einer kaiserlichen Vollmacht für alle möglichen Fälle und schickte mich in dieser Absicht gegen Ende Juli mit Briefen an die Kaiserin[1]) und pro forma auch an Erzherzog Franz Karl nach Innsbruck, um dort die Notwendigkeit eines solchen Handschreibens darzustellen und dasselbe gleich ausfertigen zu lassen. — Nebstdem erhielt ich noch mündliche Aufträge an die Kaiserin, namentlich die Bitte, den Kaiser streng zu überwachen, damit man seine Unterschrift nicht mißbrauche, fernere Konzessionen zu verhindern und hauptsächlich nicht zuzugeben, daß der Kaiser nach Wien zurückkehre, was damals schon stürmisch von allen Seiten verlangt wurde. Die unglückselige Achterklärung des Banus von Kroatien, die vor kurzem dem Kaiser von ungarischer Seite war abgedrungen worden, hatte die Kaiserin auf das äußerste empört und sie aufmerksam gemacht, wie notwendig eine strenge Überwachung des Kaisers war, um ähnliche Dinge in Zukunft zu verhindern; diese Rolle fiel natürlich ihr zu, und das, was Fürst Windischgrätz ihr sagen ließ, bestärkte sie in ihrem Vorhaben, so daß sie seit

[1]) Kaiserin Maria Anna Karolina Pia, Tochter des Königs Viktor Emanuel I. von Sardinien, Gemahlin Kaiser Ferdinand I.

dieser Zeit auf den Gang der Ereignisse einen bedeutenden Einfluß nahm, da nichts ohne ihr Vorwissen geschehen durfte. —

Es ist hier vielleicht der Platz, einige Worte über den Charakter der Kaiserin zu sagen. Persönlicher und moralischer Mut, eine große Festigkeit des Willens und ein seltener Adel in den Gesinnungen sind die hervorragendsten Eigenschaften, welche die Kaiserin das ganze Treiben seit der März-Revolution mit der höchsten Verachtung ansehen ließen. Sie war all' den Konzessionen entgegen gewesen, ihre große politische und Geschäfts-Unkenntnis jedoch hatte sie verhindert, damals energisch aufzutreten; — von dem Moment aber, wo sie die Überzeugung geschöpft hatte, daß man auf dem Wege zum Untergange sei, und wo der Fürst Windischgrätz sie aufforderte, mit all' ihrer Kraft ferneres Nachgeben zu verhindern, widmete sie dem, was vorging, die größte Aufmerksamkeit und war durch ihre Festigkeit vom heilsamsten Einfluß auf die Handlungen des Kaisers.

Ich wurde als Abgesandter des Fürsten von der Kaiserin und der Erzherzogin Sophie[1]) auf das freundlichste empfangen und mir vollkommenes Vertrauen geschenkt. Die Überzeugung, daß Fürst Windischgrätz, wenn auch weit von ihnen, doch dem Gang der Ereignisse mit Aufmerksamkeit folge und daß sie an ihm einen treuen Anhänger und Verfechter ihres guten Rechtes hätten, auf den sie unter allen Umständen mit Bestimmtheit rechnen konnten, war dem damals sehr verlassenen Hofe eine große Beruhigung.

Die Idee einer unumschränkten Vollmacht für den Fürsten Windischgrätz, in den sie unbegrenztes Vertrauen hatten, ward von den beiden Damen mit vieler Freude ergriffen und an der Erfüllung dieses Wunsches des Fürsten mit vielem Eifer gearbeitet.

Erzherzog Franz Karl, den dieser Gedanke anfangs erschreckte, und der darüber beim Onkel Johann anfragen wollte, der damals in Wien an des Kaisers statt fungierte, bekümmerte sich später nicht mehr viel darum und wurde endlich bei dieser Gelegenheit, so wie bei vielen anderen, ganz aus dem Spiele gelassen. Fürst Windischgrätz hatte ihm damals schreiben zu müssen geglaubt, da er ihn nicht ganz übergehen wollte, alle späteren Verhandlungen wurden direkt mit der Kaiserin und Erzherzogin Sophie geführt.

Die Unterschrift des Kaisers zu erhalten war für die Kaiserin ein Leichtes, es handelte sich aber nun um das Aufsetzen der Vollmacht selbst. — Nicht ein Mensch befand sich damals in der Umgebung des Hofes, dem man das Vertrauen hierzu geschenkt hätte; die wenigsten waren dem Hofe gefolgt, ein großer Teil unbegreiflicherweise für einen solchen Moment auf Urlaub, dem Hofrat Züllich, dem gewöhnlichen Handbillet-Verfertiger, war als Ungar nicht zu trauen, kurz, die Leute, die den Hof umgaben, waren entweder Nullen oder nicht sicher. — Da ich nun genau wußte, was der Fürst eigentlich wollte, bot ich mich an, das Handbillet zu verfassen, es wurde ins Französische übersetzt, damit die Kaiserin es ganz fassen könne, und endlich dem Kaiser zur Unterschrift von der Kaiserin selbst vorgelegt. — Der Inhalt dieses wichtigen Dokumentes war folgender:

[1]) Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl, Mutter des Kaisers Franz Joseph I.

„Lieber Fürst Windischgrätz!

Ihre stete Treue und Anhänglichkeit an Mich und Mein Haus und die Dienste, die Sie Mir und dem Staate namentlich während Ihrer Verwendung in Wien im Monat März erwiesen haben, erwecken in Mir das vollste Vertrauen zu Ihnen und die Überzeugung, daß Sie stets nur zum Wohle meiner Dynastie und des ganzen Kaiserstaates handeln werden. — Ich habe Ihnen in Meinem Handschreiben vom 3. April d. J. eine höhere Verwendung zugedacht, die ich bis jetzt noch nicht in der Lage war, Ihnen anzuweisen.

Die fortwährenden Bewegungen jedoch in meinen Ländern und namentlich in Meiner Residenz-Stadt Wien können möglicherweise Ereignisse herbeiführen, denen mit Kraft entgegen getreten werden muß, und Ich ermächtige Sie daher, in jenem außerordentlichen Falle diejenigen Maßregeln zu ergreifen und durchzuführen, die Ihnen dann als die geeignetsten erscheinen werden, um den Bestrebungen einer Partei, die den Umsturz alles Bestehenden zum Zweck hat, Einhalt zu thun, sowie Ich für diesen außerordentlichen Fall auch diejenigen Truppen, die Sie zur Verstärkung Ihrer Armee an sich ziehen wollen, an Sie anweise.

„Ich vertraue übrigens vollkommen auf Ihre vielbewährte Einsicht und Erfahrung, daß Sie von diesem Meinem Handschreiben nur im äußersten Notfall Gebrauch machen und ihm nur dann eine Folge geben werden, wenn jede Aussicht auf eine friedliche Lösung der Dinge gänzlich geschwunden ist."

Innsbruck, am 22. Mai 1848.

Ferdinand."

Das Handschreiben war absichtlich zurück datiert worden, weil es wahrscheinlicher war, daß der Hof gleich nach seiner Ankunft in Innsbruck und in der Verzweiflung über die jüngst verflossenen Ereignisse dem Fürsten Windischgrätz eine solche Vollmacht erteilt hatte. Auch wollte der Fürst, wenn es zum Vorzeigen dieses Handschreibens kommen sollte, vermeiden, daß man glauben könnte, er habe sich selbst darum beworben.

Allerdings fehlte diesem Aktenstücke die konstitutionelle Kontrasignatur, doch diese war vom Minister Doblhoff, der dem Hofe nach Innsbruck gefolgt war, nicht zu erwarten, und den Kommandanten, die in dem Handschreiben aufgefordert wurden, dem Fürsten Windischgrätz nötigenfalls Folge zu leisten, genügte die Unterschrift ihres Kaisers.

Eine andere, sehr wichtige Angelegenheit, die damals zur Sprache kam, war die Abdikation des Kaisers.

Schon seit längerer Zeit hatten die Journale sich mit diesem Gegenstand beschäftigt, denselben jedoch immer als einen Staatsstreich behandelt und verdammt, der notwendig von reaktionären Bestrebungen begleitet sein müsse, denn es war den Leuten recht angenehm und bequem, Ferdinand den Gütigen, besonders mit seinem dermaligen Ministerium, beizubehalten, und gerade in Innsbruck, wo zwar einerseits keine Sturmpetitionen hingelangten, andererseits aber auch der wohlmeinende Rat der treuen und aufrichtigen Anhänger des Thrones nur spärlich hinkam, und jedenfalls von den dort anwesenden konstitutionellen Organen kontra-

balanciert wurde. Die Kaiserin sprach sich gegen mich über die Abdikation des Kaisers sehr offen aus, wollte dieselbe mit einer gleichzeitigen Thron-Entsagung des Erzherzogs Franz Karl in Verbindung setzen und am 18. August ins Leben treten lassen, wo der junge Erzherzog Franz Joseph seine Volljährigkeit erreichte. Der neue Kaiser sei zu nichts verpflichtet, er könne geben, was er wolle, und solle sich im schlimmsten Falle ganz in die Arme der Armee werfen, auf deren Treue man bauen konnte.

Die Kaiserin besprach diesen Gegenstand damals mit mir im Beisein der Erzherzogin Sophie. Merkwürdig bleibt es, daß letztere so ohne allen Widerstand damals auf diese Idee einging und es so ruhig hinnahm, daß sie nicht Kaiserin werden solle. Bei ihrem ambitiösen Charakter war diese Entsagung der Kaiserkrone ein großes Opfer und findet ihre Bereitwilligkeit dazu wohl nur in dem Umstande einige Erklärung, daß, wenn auch nicht ihr Mann, dessen gewaltige Fehler und Schwächen sie gar wohl kannte, es doch ihr Sohn war, der den Thron bestieg, ihr Sohn, dessen glänzende Eigenschaften zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. — Auch mag allerdings die konstitutionelle Kaiserkrone nicht mehr den früheren Reiz gehabt haben.

Wegen der Rückkehr des Kaisers nach Wien war mit mir zugleich, wenn auch in ganz entgegengesetztem Sinne, ein Abgesandter des Ministeriums in Wien in Innsbruck angelangt. Die Minister stellten die Notwendigkeit derselben auf das dringlichste dar, die ganze Anhänglichkeit der getreuen Bevölkerung an den Monarchen, ja an das monarchische Prinzip überhaupt, stehe auf dem Spiele, der Kaiser müsse zurück, wenn man nicht das Ärgste befürchten wolle.

Die Persönlichkeit des Abgesandten, General Hanneckart, der als provisorischer Generaladjutant bei der Abreise des Kaisers in der Burg zurückgeblieben war, eignete sich so wenig wie sein Auftrag, demselben einen angenehmen Empfang zu bereiten; die Kaiserin und Erzherzogin Sophie wollten dem Reichstag diese neue Konzession nicht machen, einem Reichstage, der die Abreise des Kaisers mit der Flucht Ludwigs XVI. verglichen hatte, und der Rat des Fürsten Windischgrätz hatte sie noch mehr in diesem Vorsatze bestärkt. Erzherzog Franz Karl und die Umgebungen des Hofes sehnten sich großenteils allerdings nach dem gewohnten Wiener Leben zurück und mögen auf die später erfolgte Rückkehr nicht ohne Einfluß geblieben sein, General Hanneckart hatte in unendlich langen und langweiligen Phrasen zu beweisen gesucht, wie notwendig die Rückkehr des Hofes sei, von der er selbst durchdrungen schien, doch war er abschlägig beschieden und in diesem Sinne eine Art Erklärung erlassen worden, worin der Kaiser sagte, er könne nicht zurückkommen, ehe ihm sichere Garantien der Ruhe seiner Hauptstadt geboten wurden. — Eine größere Wirkung auf die Kaiserin und die Erzherzogin Sophie machte eine Mission des Grafen Stadion durch den eben damals an seine neue Bestimmung ins Innsbruck eintreffenden Grafen Grünne. Stadion riet ebenfalls dringend zur schleunigen Rückkehr. — Wie wenig Stadion, wenn er es auch ehrlich meinte, verstand, die wahren Interessen der Dynastie zu vertreten,

hat er später gezeigt; wie wenig die Rückkehr des Hofes zur Beruhigung der Hauptstadt beitrug, hat die Folge gelehrt.

Einen merkwürdigen Beleg von der Verlassenheit des Hofes in Innsbruck giebt der Umstand, den wir hier einschalten wollen, daß das Manifest des Kaisers infolge der Hanneckartschen Mission vom Grafen Medem, kaiserlich-russischem Gesandten am österreichischen Hofe, verfaßt worden war, daß man sich an Fremde wandte, ihnen mehr Vertrauen schenkte als der eigenen Umgebung, die mit Ausnahme der Landgräfin Fürstenberg, Obersthofmeisterin der Kaiserin, von gar nichts in Kenntnis gesetzt wurde. Graf Medem und Lord Ponsonby waren dem Hof, ersterer auf ausdrücklichen Befehl seines Monarchen, letzterer aus persönlicher Anhänglichkeit, nach Innsbruck gefolgt, während von österreichischen konservativen Notabilitäten, deren loyale Grundsätze, wenn auch nicht offiziell, so doch insgeheim dem Hofe eine Stütze gewesen wären, sich in Innsbruck niemand eingefunden hatte.

Mit einem wirklich rührenden Brief an den Fürsten Windischgrätz ward ich von der Kaiserin entlassen; sie schrieb dem Fürsten ganz offen und unverhohlen, dankte für seine Unterstützung, versprach ihm fest zu vertrauen und seinen Rat zu befolgen. — Mit diesem Schreiben, dem kaiserlichen Handbillet und vielen mündlichen Aufträgen in demselben Sinne kehrte ich nach Prag zurück.

Der Fürst war mit dem Erfolg der Sendung zufrieden. Der Abdikation, welche er auch in seinem Schreiben an die Kaiserin berührt hatte, war er anfangs entgegen gewesen, er fürchtete, daß Erzherzog Franz Karl nicht zur Thronentsagung würde zu bewegen sein, und daß in diesem Fall der Intrige ein noch weiteres Feld als unter Kaiser Ferdinand offenstände, er fürchtete überhaupt und mit Recht, daß eine Abdikation, die nicht gehörig benutzt wurde, nur schlechte Folgen haben könne, denn sie war das letzte Mittel, und der junge Kaiser sollte nur unter den möglichst günstigen Auspizien auf den Thron erhoben werden.

Die Bereitwilligkeit der Kaiserin jedoch und sogar der Erzherzogin Sophie in dieser Hinsicht und das, was die Kaiserin dem Fürsten hierüber schrieb, stimmten ihn dafür, nur wollte er dieselbe nicht im voraus an einen bestimmten Zeitpunkt, als den Tag der Großjährigkeit des neuen Kaisers, knüpfen, sondern glaubte sie besser erst dann angewendet, wenn neue Unruhen, oder wiederholte stürmische Forderungen von Dingen, die nicht gewährt werden konnten, einen solchen Akt motivieren würden. Der Kaiser sollte dann in einem Manifest auseinandersetzen, was er alles gethan, in der Absicht, das Glück seiner Völker zu begründen, und wie trotzdem nur Unruhen und stets neue Begehren der Lohn hierfür gewesen seien. Er habe deshalb, in der Überzeugung, daß es ihm nicht bestimmt zu sein scheine, seine Unterthanen glücklich zu machen, die Krone niedergelegt, und Erzherzog Franz Karl habe derselben zu Gunsten seines ältesten Sohnes entsagt.

Ebenso sollte der neue Kaiser ein sehr energisches Manifest erlassen, worin er seinen Ländern eine Verfassung zu geben verspricht, die jedoch Garantien der Ruhe und Ordnung böte, und gleichzeitig erklären, sich auf die Treue seiner Armee stützend, dieselbe mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stände, aufrecht zu

erhalten, so wie alle ferneren Forderungen energisch zurückzuweisen. In diesem Sinne wurden zwei Manifeste vom Fürsten verfaßt, mit der Absicht, dieselben der Kaiserin zu übersenden. Der Zeitpunkt, wann dieses mächtige Ereignis eintreten sollte, wurde einer späteren Bestimmung überlassen.

Fürst Windischgrätz beschäftigte sich nun damit, die kommandierenden Generale von Galizien und Mähren im strengsten Vertrauen von den Allerhöchsten Vollmachten in Kenntnis zu setzen, die ihm erteilt worden waren, und die Anzahl der Truppen zu bestimmen, die er bei einem etwaigen Marsche gegen Wien sowohl aus Böhmen als aus den beiden genannten General-Kommanden verwenden könnte. Es wurden hierzu die nötigen Dispositionen entworfen und alles so vorbereitet, daß bei eintretender Notwendigkeit die Truppen alsogleich in Marsch gesetzt werden konnten.

Der Fürst wendete sich damals auch an den durch seine loyalen Gesinnungen bekannten Grafen Franz Stadion, um ihm seine Ansichten über die Lage der Dinge zu entwickeln und ihn aufzufordern, wenn es die Notwendigkeit erheische, mit ihm in Gemeinschaft dem alles überschwemmenden Strom der Revolution kräftig entgegen zu treten. Stadions Antwort lautete ausweichend und fast belehrend für den Fürsten, er sprach von Versprechungen, die gehalten werden müßten, und schloß mit der Versicherung, daß er sich nie zu reaktionären Bestrebungen hergeben würde. Dieser Brief des Grafen Stadion, wegen dessen er sich später entschuldigte, entfremdete ihn dem Fürsten, der früher auf ihn gebaut hatte, und wenn wir später auch die beiden Männer auf demselben Wege sehen, so waren sie in ihren Gesinnungen doch immer weit auseinander.

Das Ministerium arbeitete rastlos daran, dem Fürsten seine Stellung in Böhmen zu verleiden, und selbst der Kriegsminister Graf Latour war von seinen Kollegen so umstrickt worden, er hatte so wenig durchblickt, wo Pillersdorff und Konsorten eigentlich hinaus wollten, daß er mit ihnen, dem souveränen Volke zu Gefallen, dem Fürsten alle möglichen Hindernisse in den Weg legte, die ihn gegenüber der Partei kompromittieren mußten. Die wegen Beteiligung am Juni-Aufstande Verhafteten wurden durch einen förmlichen Machtspruch des Justizministers einer nach dem anderen entlassen und besonders an dem Wechsel der Prager Garnison gearbeitet, deren Ablösung durch andere Truppen sich die tschechische Partei ausbedungen hatte.

Diese Partei war der Regierung in mehreren Fragen, die im Reichstage verhandelt wurden, von Nutzen gewesen, sie hatte momentan die konservative Majorität gebildet, war jedoch, besonders einzelne Individuen derselben, ebenso radikal wie die äußerste Linke des Reichstages. — Für die der Regierung geleistete Unterstützung hatte sie die Gewährung einer Petition verlangt, die gegen den Fürsten Windischgrätz gerichtet war und die dem Kriegsminister eingereicht wurde. Graf Latour, durchdrungen von den guten Gesinnungen dieser Partei, worüber er dem Fürsten mehrmals schrieb, glaubte die Petition nicht ganz abweisen zu dürfen, um die Regierung nicht der Unterstützung der Tschechen zu berauben, handelte jedoch einige Punkte herunter und blieb bei dem Wechsel zweier

Grenadier-Bataillone stehen, die sich hauptsächlich durch ihre Tapferkeit den Zorn ihrer Landsleute zugezogen hatten. — Diesen Wechsel versprach er durchzuführen. Fürst Windischgrätz war jedoch fest entschlossen, in dieser Beziehung auch nicht die kleinste Konzession zu machen und auch einen etwaigen förmlichen Befehl des Kriegs-Ministers hierüber nicht zu befolgen, er glaubte dies seinen braven Truppen und sich selbst schuldig zu sein. Es wurde über diesen Punkt längere Zeit mit Latour parlamentiert und einmal sogar der Major Mertens an den Kriegsminister abgesendet, um ihm den festen Entschluß des Fürsten mitzuteilen, in dieser Angelegenheit nicht nachzugeben und ihm vorzustellen, er möge darüber keinen definitiven Befehl erlassen. Der 6. Oktober fand diese Sache noch in der Schwebe. — Es hatte sich zwischen dem Kriegsminister und dem Fürsten eine ziemlich eifrige Korrespondenz über die damaligen Verhältnisse entsponnen, die von seiten des ersteren stets in entschuldigendem Tone geführt wurde über das, was er als konstitutioneller Minister zu thun gezwungen sei, wie er mit der Partei gehen müsse und nicht immer nach seiner militärischen Überzeugung handeln könne 2c. Die Antworten des Fürsten waren sehr gemessen belehrend und zuweilen auch derb. Ein Charakter wie er konnte nie begreifen, daß Latour als ehrlicher Mann sich mit Leuten wie Schwarzer auf die Ministerbank gesetzt hatte, er prophezeite, was kommen würde, und daß nur die Gewalt der Waffen da entscheiden könne, wo eine Versöhnung unmöglich und ein Nachgeben nur verderblich sein konnte. Ganz unbegreiflich war dem Fürsten das damals sehr beliebte „mit der Partei gehen." — Merkwürdig bleibt es, daß der Fürst dem Grafen Latour wenige Tage vor seinem Tode und bei Gelegenheit der Ermordung des Grafen Lamberg schrieb: „Die Mörder Lambergs sind im Solde der Partei und hätten gewiß auch Sie und mich schon umgebracht, wenn wir nicht die gehörigen Vorsichtsmaßregeln dagegen getroffen hätten."

Graf Latour hatte die Eitelkeit, Minister zu sein und es bleiben zu wollen, dem Minister brachte er gewaltige Opfer. Sein Unglück war die große konstitutionelle Ehrlichkeit und die Überzeugung, er müßte mit diesem Reichstag gehen, er könne nicht abtreten, weil sonst irgend ein Möring oder Pannasch folgen würde. — Letzteres war nicht zu befürchten, das hätte die Armee nicht geduldet, und die Katastrophe wäre in diesem Falle auf eine andere Art herbeigeführt worden, denn die Armee hatte eine gewaltige Stimme; aber wenn Latour schon Minister blieb, so hätte er, namentlich in der ungarischen Sache, mehr Festigkeit zeigen müssen, er hätte sein Bleiben im Amte dazu benützen sollen, es war seine Pflicht, die Armee möglichst zu retten, anstatt die ungarischen Regimenter dem Herrn Kossuth zur Disposition zu stellen, wenn's endlich auch nicht auf ganz konstitutionellem Wege hätte geschehen können. Aber hierin eben war Graf Latours Ehrlichkeit gegenüber Leuten anderen Charakters eine große Kalamität.

Der Hof hatte einstweilen dem von allen Seiten immer heftiger werdenden Drängen nachgegeben und war nach Schönbrunn zurückgekehrt, zu welchem Entschluß die Umgebung des Hofes das ihrige beigetragen haben mag. Es war vorauszusehen, daß es so kommen würde, und Fürst Windischgrätz, obwohl mit

der Rückkehr durchaus nicht einverstanden und sie als Konzession gegenüber dem Reichstag und den Wienern im höchsten Grade mißbilligend, sah doch bei der größeren Nähe die Möglichkeit erleichtert, seinen Einfluß geltend zu machen, während die große Entfernung von Innsbruck durchaus keine Garantien bot, daß man seine Ratschläge befolgen würde.

Gleich nach der Rückkehr des Hofes war Graf Grünne nach Prag an den Fürsten Windischgrätz abgeschickt worden, um seine Meinung einzuholen, namentlich darüber, ob Erzherzog Franz Joseph in Schönbrunn bleiben oder vielleicht an einen anderen Ort sich begeben solle, um nötigenfalls hors de portée dessen zu sein, was sich in Wien ereignen konnte. Graf Grünne, von dem damals eingeschüchterten Hofe kommend, erschrak fast über die höchst aufgeregte Stimmung, die in Prag unter den Truppen über die stets zunehmende Studenten-Wirtschaft in Wien herrschte. Der Gedanke und die Möglichkeit eines Unternehmens gegen Wien war vielen klar geworden, es war darüber manches verlautet, und es gab allerdings unvorsichtige Stimmen, die unverhohlen den Wunsch aussprachen, die Wiener für die viele Schmach zu züchtigen, welche den dortigen Kameraden angethan und von dem schwachen Kommandanten nicht gehindert worden war. Demonstrationen aller Art bethätigten den Geist der Offiziere, und die Lust gegen die Hauptstadt zu ziehen gab sich immer mehr kund.

Der Rat des Fürsten, den Graf Grünne mit nach Wien nahm, ging dahin, den jungen Prinzen einstweilen in Wien zu lassen, jedoch dem Gang der Ereignisse die größte Aufmerksamkeit zu schenken und die nächste Gelegenheit eines Anstoßes oder einer nicht zu gewährenden Forderung der Revolutionspartei zu benutzen, um abermals Wien zu verlassen. — Alles kam darauf an, hierzu den richtigen Zeitpunkt zu wählen und dann eine zweite Entfernung, die allerdings schwieriger war als die erste, auch besser zu benutzen.

Wenige Tage nach Grünnes Abreise wurde ich abermals vom Fürsten Windischgrätz an die Kaiserin abgeschickt. Ich überbrachte ihr die zwei vom Fürsten verfaßten Manifeste über die Abdikation und die Thronbesteigung des neuen Kaisers, deren oben gedacht wurde. Der Fürst bat um Festigkeit in allen inneren und äußeren Fragen, er widerriet jede Nachgiebigkeit und glaubte auf diese Weise am leichtesten einen Bruch herbeizuführen, der allerdings notwendig war, um offen gegen die Revolution aufzutreten. — In diesem Falle sollte der Kaiser mit einer hinlänglichen Anzahl Truppen Schönbrunn verlassen und nach Olmütz gehen. Die Abdikation und die Thronbesteigung des Erzherzogs Franz Josef sowie die Auflösung des Reichstages sollte nach der Absicht des Fürsten mit dieser Abreise in Verbindung stehen und sobald als möglich erfolgen. Der Rat des Fürsten ging dahin, einen Teil der dem Hofe abgezwungenen Freiheiten, die sich als ganz unvereinbar mit einem geordneten Zustande der Dinge erwiesen hatten, wie unbedingte Preßfreiheit, Nationalgarde und mehreres andere, wo nicht zurückzunehmen, doch bei dieser Gelegenheit zu schmälern und zu regeln. In dieser Beziehung fand er gewaltige Gegner. Die ehrlichen Konstitutionellen, zu denen auch Graf Franz Stadion gehörte, erklärten den neuen Kaiser zum strengen Halten alles

dessen moralisch verpflichtet, was sein Vorgänger versprochen hatte, wenn auch diese Versprechungen zum großen Teil unausführbar waren und dabei die Monarchie zu Grunde gehen sollte. Man hatte einmal den Weg eingeschlagen und mußte ihn, nach der Ansicht dieser Leute, auch verfolgen. Eine ganz unglückselige, unpraktische und unheilbringende Theorie.

Was die Abdikation betrifft, so fand ich die Kaiserin ganz den Ansichten getreu, die sie in Innsbruck geäußert hatte, fern von aller Ambition und von dem Gedanken, daß Kaiser Ferdinand noch länger die Krone tragen solle, wenn das Wohl seines Landes es anders erheische. Die Erzherzogin Sophie jedoch schien anderer Meinung geworden zu sein, sie vermied, diesen Gegenstand zu berühren. Ihre Umgebungen, sowie namentlich Graf Grünne, Oberhofmeister des jungen Prinzen, dessen Einfluß schon damals anfing sich geltend zu machen, waren diesem Schritte entgegen. Letzterer besonders schrak vor der Wichtigkeit dieser Handlung zurück, er fand den jungen Prinzen nicht à la hauteur des Ereignisses und meinte, was allerdings viel für sich hatte, dieses letzte Hülfsmittel müsse mit der größten Vorsicht angewendet werden, weil im Falle des Mißlingens alles verloren wäre.

So stand diese Angelegenheit denn nicht nach dem Wunsche des Fürsten, der eine kategorische Befolgung seiner Ratschläge verlangte und in dieser Beziehung mannigfaltigen Widerspruch fand.

Was die Abreise des Kaisers, die jeden Augenblick notwendig werden konnte, betraf, so war vor allem ein Mann unentbehrlich, der alles vorbereiten und eintretenden Falles leiten würde, ein Mann von einer gewissen höheren Stellung in der unmittelbaren Nähe des Kaisers, der auch geeignet war, durch seine Persönlichkeit zu imponieren. Den Grafen Latour in seiner konstitutionellen Ehrlichkeit konnte man von so etwas nicht in Kenntnis setzen, er hätte es entweder dem Ministerrate mitgeteilt oder wäre aus Gewissenhaftigkeit abgetreten, man schlug daher damals vor, den Grafen Gyulay zum General-Adjutanten des Kaisers zu ernennen und ihn mit dieser allerdings sehr schmeichelhaften, aber auch sehr schwierigen Aufgabe zu betrauen. — Der Kriegsminister, von dem die Kaiserin damals den Grafen Gyulay begehrte, fand dessen Anwesenheit in Triest so notwendig, daß er sich zu seiner Entfernung von dort nicht verstehen wollte, und so verfiel denn die Kaiserin auf den General Fürsten Wilh. Lobkowitz, allerdings nicht ganz der Mann, um in einem solchen Moment diese Stellung auszufüllen. Niemand erschrak über seine Ernennung mehr als Lobkowitz selbst. — Die Kaiserin hatte ihn jedoch in der Umgebung des Fürsten Windischgrätz im Monat März kennen gelernt und hielt ihn für etwas Besonderes, weil ihn der Fürst damals seines Vertrauens gewürdigt hatte, während er Lobkowitz eigentlich nur als Verwandten und Gesellschafter bei sich behielt. Wenn einerseits dem neuen Generaladjutanten des Kaisers großenteils diejenigen Eigenschaften abgingen, welche man eigentlich für diesen Posten gewünscht hatte, so war andererseits sein intimes Verhältnis zum Fürsten Windischgrätz und die Vormundschaft, die dieser über ihn ausübte, insofern von Nutzen, daß alle Vorbereitungen zu

dem sehnlichst erwarteten wichtigen Schritte im strengsten Einvernehmen mit Prag geschehen konnten. Auch benutzte Fürst Windischgrätz seine Superiorität über Lobkowitz und des letzteren unbedingte Ergebenheit, um ihm ganz genau dasjenige vorzuschreiben, was er zu thun hatte. — Nur eines war von Prag aus nicht zu bestimmen, und darüber war man auch in nicht geringer Sorge, und dies eine war: wird Lobkowitz den richtigen Moment wählen, um den Kaiser zur Entfernung von Wien zu bewegen, — zu dieser Entfernung, an welche sich dann die militärischen Unternehmungen gegen Wien knüpfen sollten?

Die Verabredung und Bestimmung der militärischen Maßregeln, um den Hof bei der nächsten passenden Gelegenheit, nicht flüchtend, sondern in der Mitte getreuer Truppen in die Festung Olmütz zu führen, war die Haupt-Obliegenheit des Fürsten Lobkowitz. Man hatte einen Moment geglaubt, Neustadt wegen der größeren Nähe von Wien als Zufluchtsort des Hofes vorschlagen zu sollen, Olmütz behielt jedoch als Festung den Vorzug, wenngleich das Dorthingelangen länger dauerte und schwieriger sein mochte. — Die Truppen, die im Falle einer Bewegung in Wien Schönbrunn besetzen und schützen sollten, waren im voraus bestimmt, und mit diesen sollte dann unter Kommando des Generaladjutanten der Marsch nach Olmütz angetreten werden, der namentlich für die Umgebungen des Hofes, mit Ausnahme der Landgräfin Fürstenberg, ein großes Geheimnis blieb.

Seit der Rückkehr des Hofes nach Schönbrunn hatte die Kaiserin mehrere ihrer loyalen Gesinnungen wegen bekannte Männer zu Rate gezogen und ihre Meinung über die Lage der Dinge eingeholt. Es waren dies der frühere Finanzminister Baron Kübeck, Fürst Felix Schwarzenberg, Baron Josika und Graf Szécsen, besonders in den ungarischen Angelegenheiten, und mehrere andere. Alle stimmten so ziemlich in dem Punkte überein, daß nur ein entscheidender Schlag, mit Konsequenz durchgeführt, die Monarchie retten könne, und rieten zur größten Festigkeit und zum Widerstand gegen alle Begehren, welche die Revolutionspartei machen würde.

Mehreremale noch sandte Fürst Windischgrätz mich nach Wien, er drängte zu einer Entscheidung, die allerdings erst die Ereignisse in Wien herbeiführen konnten. — Er bestand mit Entschiedenheit auf der Abdikation Kaiser Ferdinands im Falle einer Entfernung von Wien und hatte sogar mit seinem Abtreten gedroht, wenn man seine Ratschläge nicht befolge. Dies letztere der Kaiserin auszurichten, war einer von den weniger angenehmen Aufträgen, mit denen ich nach Wien geschickt wurde.

Die Kaiserin, für ihre Person ganz mit den Ansichten des Fürsten einverstanden und eine unbegrenzte Verehrung für ihn hegend, geriet bei dem Gedanken außer sich, daß Fürst Windischgrätz, ihr einziger Rettungsanker, vom Schauplatz verschwinden könne; sie war jedoch nicht im stande, den Widerstand zu bekämpfen, den sie von seiten der Erzherzogin Sophie sowie von deren Umgebung, die zum Teil in das Geheimnis eingedrungen war, und namentlich vom Grafen Grünne erfuhr.

Von den Ministern meinten Latour und Wessenberg es ehrlich mit dem Hofe, beide jedoch waren sehr schwach und nicht à la hauteur von entscheidenden Maßregeln. Besonders nachgiebig hatte Wessenberg sich in den italienischen Angelegenheiten gezeigt. — Die inzwischen eingetretene günstige Wendung der Dinge in Italien, Radetzkys Siege, hatten der Sache eine andere Wendung gegeben. — Trotzdem wurde von vielen Seiten die Ansicht ausgesprochen, es sei notwendig, die Lombardei abzutreten, während andererseits die ungarischen Angelegenheiten sich immer mehr verwickelten. Sowohl in betreff Italiens als auch gegenüber Ungarn hatte Fürst Windischgrätz die größtmögliche Festigkeit angeraten, die Kaiserin befolgte diesen Rat und hatte dem armen Wessenberg, der wie ein Rohr schwankte, bei verschiedenen Gelegenheiten durch ihre eigene Entschlossenheit die ihm so notwendige Kraft verliehen. — Man hatte sich entschieden, nicht nachzugeben und im Falle äußerer Verwickelungen augenblicklich die russische Hilfe anzusprechen. Graf Medem wurde in einer ganz geheimen Unterredung über die Gesinnungen seines Herrn befragt. Er beteuerte, daß der Kaiser zu jeder Unterstützung bereit sei, und berichtete sogleich darüber an seinen Hof, von wo er die Bestätigung dessen erhielt, was man niemals bezweifelt hatte, nämlich der innigsten Teilnahme des Kaisers und seines festen Willens, dem Kaiser von Österreich, wenn er es verlange, kräftigst beizustehen.

Was Ungarn anbelangt, so waren die dortigen Angelegenheiten durch langes Zögern und Unentschlossenheit bereits in eine Phase getreten, daß ebenfalls nur die Gewalt der Waffen entscheiden konnte. Das Wichtigste, wozu es teilweise noch Zeit war, was jedoch vom Grafen Latour ganz unglaublicher Weise versäumt wurde, war die Rettung der Armee. Die allerdings legalen und ganz konstitutionellen Sünden, die damals Graf Latour auf sich lud, hat er schwer gebüßt, man wird es jedoch dereinst nicht glauben wollen, daß man die noch gut gesinnten ungarischen Regimenter der Revolution, über die damals wohl kein Zweifel mehr obwaltete, zur Disposition stellte, damit sie verdorben und gegen den Kaiser geführt würden, während man die in Ungarn befindlichen, die um Verhaltungsbefehle gegenüber der revolutionären Regierung baten, ohne alle Instruktion ließ und an das ungarische Ministerium anwies, dessen Intentionen, wenn es damals legal auch noch bestand, doch selbst dem Kurzsichtigsten klar geworden sein mußten. — Eine entschiedene Opposition gegen den Einmarsch dieser Truppen nach Ungarn und ein offenes Wort an die in Ungarn stationierten hätte viel Unheil verhütet — doch das war nicht streng konstitutionell. Es ist höchst schmerzlich, wenn man bedenkt, mit wie wenig selbst in diesem kritischen Augenblick die Armee noch zu retten war, deren größter Teil mit Sehnsucht einen solchen Schritt vom österreichischen Kriegsminister erwartete, den die Armee noch immer trotz Handbilleten und Manifesten als ihren einzigen Chef betrachtete.

Es war also alles so vorbereitet, daß es nur eines Anstoßes bedurfte, um die vom Fürsten Windischgrätz längst ersehnte Entscheidung herbeizuführen. — Er harrte ihrer mit der größten Ungeduld und konnte gar nicht erwarten, den Hof von Wien entfernt und in Sicherheit zu wissen. Die Arbeiterunruhen gleich

nach des Kaisers Rückkehr, die Bewegungen im September hatten gezeigt, wie wenig Garantien der Ruhe die Hauptstadt bot, es war ein Treiben in Wien, eine Gährung, die länger so nicht fortdauern konnte. Eben sollte ich abermals nach Wien, an die Kaiserin geschickt werden, um sie zu bitten, den Kaiser so bald als möglich von Wien zu entfernen, als die Ereignisse des 6. Oktobers eintraten, welche den Fürsten Lobkowitz nicht im Zweifel ließen, der Augenblick sei gekommen, die empörte Hauptstadt zum zweiten Male zu verlassen. Wenige Stunden, nachdem die Nachricht von der Ermordung Latours und den Wiener Ereignissen in Prag eingetroffen war, ging das erste Bataillon mit der Eisenbahn gegen Wien ab, um die Bahn zu besetzen. —

Von allen Seiten liefen die dringendsten Aufforderungen an den Fürsten Windischgrätz ein, nur so bald als möglich selbst bei Wien zu erscheinen und das Kommando zu übernehmen. Seine Gegenwart war vor allem notwendig. Fürst Felix Schwarzenberg, damals in Wien in betreff der italienischen Angelegenheiten anwesend, hatte sich mit den Truppen ins Belvedere begeben. — Er schrieb von dort aus einen ziemlich niedergeschlagenen Brief mit der Schilderung der dortigen Zustände und beschwor den Fürsten, nur ja recht bald zu kommen. Er und nur er allein könne sie retten!! — Die widersprechendsten Gerüchte aus Wien, unter anderem die bestimmte Nachricht von der Gefangennehmung des Kaisers, entschieden ausgesprengt, um zu alarmieren, fanden den Fürsten ruhig und fest entschlossen auch in letzterem Falle, der allerdings sehr schwierig und kritisch gewesen wäre, den Weg zu verfolgen, den Pflicht und Überzeugung ihm vorschrieben.

Sein Erscheinen in Olmütz ward wie das eines Retters begrüßt, der er auch wirklich war; er ward mit Ehren überhäuft — welch' greller Abstand von seiner jetzigen Lage.

Das, was er längst vorhergesagt, war eingetroffen, freilich begleitet von entsetzlichen Nebenumständen. Österreich war in eine Krisis getreten, in der nur der Fürst und gerade nur er berufen war, mit der Armee die Ordnung wieder herzustellen. Sein Wirken und seine Leistungen sind bekannt und räumen ihm einen Platz unter den ersten Männern in Österreichs und Europas Geschichte ein. Er war der Mann des Tages und sein Wort von großem Gewicht bei allem, was in Österreich geschah. Es ist sehr die Frage, ob es nicht viel besser gewesen wäre, seinen Rat unbedingt zu befolgen und das Revolutionstribunal, Reichstag genannt, gleich aufzulösen, anstatt demselben und seinen Handlungen in Wien durch eine spätere Wiederzusammenberufung den Stempel der Legalität aufzudrücken. Wessenberg war noch Minister, man arbeitete damals an dem Ministerium Schwarzenberg-Stadion, was aber erst später ins Leben trat. Wie schwach, wie unfähig Wessenberg war, zeigt sein Manifest vom 19. nach dem vom 16., welches erstere vom schlechten Teil der Wiener mit Jubel begrüßt wurde.

Die nun folgenden Ereignisse zu beschreiben, liegt nicht im Bereiche dieses Aufsatzes. Unter allen denen, für die Fürst Windischgrätz wirkte und kämpfte, hatte niemand ihm die Anerkennung und Dankbarkeit hierfür so treu bewahrt wie

die Kaiserin, niemand hat sein späteres Abtreten so schmerzlich berührt als die edle Dame, die genau wußte, wie viel Österreich dem Fürsten verdankte, und die nicht begriff, daß man das jemals vergessen konnte.

Spätere Fehler und ein entschiedenes Unglück in seinen militärischen Operationen, während auf einer anderen Seite der Monarchie neben großer Tapferkeit ein ganz besonderer Glücksstern waltete, haben aus unberufenem Munde manch' ungerechtes Urteil über den großen Mann laut werden lassen. — Seine geringen Erfolge in Ungarn sind die Ursache, daß er bei dem jüngeren Teile der Armee seine früher so bedeutende Popularität einbüßte, bei demjenigen Teil der Armee, der seine frühere Stellung, seine Leistungen nicht zu beurteilen vermochte.

Möge dem sein, wie ihm wolle, möge er Fehler begangen haben, dies wollen wir nicht erörtern, sein Verdienst aber, der Retter Österreichs gewesen zu sein, bleibt ihm unbenommen und stellt ihn höher, als viele es eingestehen wollen und als es manchem lieb sein mag.

Dem Verfasser dieser Zeilen wird es stets zur höchsten Ehre gereichen, in jener mächtigen Epoche das Vertrauen des Fürsten besessen zu haben, eines Mannes, dessen ganz besonderen und gerade in jener Zeit so äußerst seltenen Eigenschaften er die höchste Verehrung zollt.

Wie Wunder entstehen!

Zwei Erzählungen aus den „Scheffel-Erinnerungen"

von

A. von Freydorf.

I.

Telegramm. „Exzellenz von Freydorf — Karlsruhe. Rasso oder Ratho Graf Andechs 954. Fällt nach Sage auf Lechfeld. Kloster Diessen Ammersee. Bayrischer Heiliger. „Grenze Lech Schwaben. Gruß vom See. Scheffel." —

Diese rätselhafte Depesche hatte ich unter den Briefen Scheffels an meinen seligen Mann gefunden. Als ich sie noch nachdenkend anschaute, um einen Sinn herauszusuchen, fragte mein Sohn lächelnd: „Soll das wohl auch ein Autograph von Scheffel sein?"

„Eine Reliquie immerhin!" meinte ich — und mit diesem Worte tauchte die Geschichte, die uns der Dichter einmal in heiterer Gesellschaft erzählt hatte, wieder auf in meinem Gedächtnis.

Offenbar hatte sie mein Mann einmal zu irgend einem geselligen Redezweck verwenden wollen und sich auf telegraphischem Wege von dem abwesenden Freunde die Daten erbeten. Nun kommt die Depesche auch uns zu gut!

Da ich noch Kind war, hatte mir der in meinem Elternhause viel verkehrende Maler Theodor Kotsch hin und wieder die Freude gemacht, verschiedene

Punkte und Striche, welche ich zerstreut auf ein Albumblatt gezeichnet, zu einem hübschen Landschaftsbild zu vereinigen. Die Worte der Depesche sind heute meine Punkte zu der kleinen Skizze: wie Wunder entstehen!

„Der heilige Rasso, auch Ratho oder Rath genannt, war der Sohn des Grafen Rathold von Andechs und Diessen, Enkel des Kaisers Arnulf. Er selbst war ein mächtiger, doch dabei gottesfürchtiger Herr. Er erbaute ein Benediktiner-Kloster zu Werde am Fluß Amber, reiste nach Rom, Konstantinopel, Jerusalem und holte Reliquien für sein Kloster, allwo er als Mönch im Geruch der Heiligkeit 954 starb. Die Sage aber läßt ihn wider die Ungarn kämpfend auf dem Lechfelde 955 im Kriegergewande fallen. Seine Reliquien wurden auf dem Berg Andechs bewahrt und ist das Kloster ein Wallfahrtsort geworden, wo durch ihn an Toten und Kranken sehr viele Wunder geschehen — man hat von Anno 1444 mehr als 7000 (siebentausend!) aufgezeichnet. Anno 1499 wurden die Indulgentien seiner Kirche konzedieret.

Als die Ungarn nicht lange nach seinem Tode in Baiern einfielen, verwüsteten sie unter anderem auch das Kloster Werde, worauf dann die Kapelle daselbst, worin Sancti Rassonis Leib lag, von Innocentius XI. dem Kloster zu Diessen einverleibt wurde, welches wegen des großen Zulaufes der Leute zu dem Leibe Sancti Rassonis anno 1593 erweitert wurde."

Soweit erzählt das Heiligen-Lexikon (Köln und Frankfurt 1719, Seite 1866) und Schöppner (Sagenbuch der Bayrischen Lande, Nr. 409.)

In der Bergkapelle des Klosters Werde bei Diessen stand nun der Glasschrein, der des Heiligen Gebeine barg. Das Skelett war gekleidet in goldverbrämten Mantel und reich geschmückt mit vielen schön gefaßten, glitzernden Demanten, Perlen und funkelnden Edelsteinen, denn Fürsten und Könige waren hierher gewallfahrtet und hatten kostbare Gaben, manche Prinzessin ihren reichen Schmuck auf dem Altar des Heiligen niedergelegt.

Jährlich kamen fromme Wallfahrer von nah und fern den Berg herauf, sangen in lautem Gebet ihre Rosenkränze, warfen ein Opferschärflein in den Klingelbeutel und hingen Exvotos auf für erlangte Hilfe.

Seit Jahrhunderten war das so gewesen, und niemand wäre je auf den Gedanken gekommen, daß es anders werden könnte.

Da, als eines Morgens der Abt wie gewöhnlich die Kirche betrat, um Messe zu lesen, und auf den Altar zukam, entfuhr seinen Lippen ein Schreckensruf; wie gebannt blieb er stehen und starrte hin auf die Wand. Der Reliquienschrein hatte dort gestanden, solange er denken konnte, der war nun fort, in der leeren Nische knieten nur die holzgeschnitzten Engelein, darauf er geruht, trauernd und verlassen noch immer auf derselben Stelle.

Im Augenblick durchflog die Unheilskunde des Kirchenraubes das ganze Kloster, das ganze Land.

Vergebens wurde die Umgegend durchforscht und die Polizei in Bewegung gesetzt, keine Spur der ruchlosen Diebe und Tempelschänder war zu entdecken.

Nur ein Bäuerlein, das in der Nacht, da der Frevel verübt ward, noch spät heimgegangen war, wollte einen gespenstischen Leichenzug an der Kirche vorüberhuschen gesehen haben; aber mehr war nicht aus ihm herauszubringen, denn es hatte in Angst und Bestürzung sich zitternd hinter einen Brunnen versteckt, die Augen fest zugedrückt, die Ohren verhalten, und als es nach bangen Augenblicken wieder gewagt hatte zu blinzeln, war glücklicherweise aller Spuk verschwunden gewesen.

Zwar tauchte alsbald die Meinung auf, daß das wohl nicht gewöhnliche Diebe gewesen sein könnten, sondern vielleicht gar die frommen Nachbarn über der Landesgrenze drüben, welche des Heiligen Schutz und Wallfahrtsbeliebtheit gern für ihr eigen Kloster gewonnen hätten.

Doch auch jede Sendung und Nachforschung in jenen Nachbarklosterkirchen blieb erfolglos und der Heilige verschwunden.

Damit war es aber auch mit der Wallfahrt aus. Umsonst der große Vorrat von kleinen Heiligenbildern und Medaillen, umsonst die zu hunderten eingereihten Rosenkränze! Und wenn früher die frommen Pilger jeweils als Bußübung ein Scheit Holz von der Beuge unten am Berg auf die Schulter genommen hatten, also daß der Winterholzvorrat der guten Klosterbrüder ohne viel Beschwerde den steilen Bergweg heraufgeschafft werden konnte, jetzt mußten die Mönche diese Arbeit selbst übernehmen; und andererseits konnten sie nicht genug psalmieren und singen, um das Gebet aller der Frommen zu ersetzen, die es sonst allsommerlich von hier vereint gen Himmel gesandt hatten.

So vergingen die Wochen, die Monate, schon nahte zum andern Mal das Fest des heiligen Rasso, aber wie war es zu begehen ohne den Reliquien-Schrein, ohne die heiligen Gebeine?

Nach schwerem Sinnieren beschloß der Abt, einen Schreibebrief an den heiligen Vater in Rom zu entsenden um Überlassung eines anderen Heiligen, da wurde ihm eines Abends bei seinem Rundgang im Klostergarten auf geheimnisvolle Art ein Brieflein zugesteckt.

Das war ohne Namen, in sehr unvollkommener Handschrift und Schreibweise und that dem hochwürdigen Abt kund und zu wissen:

„Vor Jahr und Tag hätten einige arme Gesellen bei sich selbst gedacht, die goldenen Ringe und kostbaren Edelsteine des heiligen Rasso könnten doch wohl den Lebenden besser nützen als dem Toten, dermalen derselbe ein Seliger sei und im Himmel noch viel edleres Gestein an seinem goldverbrämten Mantel habe. Darum hätten sie sich einen Nachschlüssel zur Kirche gemacht und den Heiligen in dunkler Nacht auf ihren Schultern fortgetragen, tief in den Wald hinein, in verborgene Felsschlucht.

Hier nun hätten sie den Glasdeckel emporgehoben, um die schönen, glänzenden Edelsteine auszubrechen. Den Heiligen hätten sie vorher schon um Verzeihung gebeten und ihn auch mit sehr sorgsamen Fingern angerührt, denn sie wollten ihn der frommen Verehrung durchaus nicht entziehen und eben so heimlich und ehrfurchtsvoll, wie sie ihn geholt, wieder zurück in eine Kirche tragen, am

liebsten freilich in das Kloster über ihrem eigenen Dorf, wo doch ein solcher Wallfahrtsheiliger fehlte. Dabei übten sie ja zugleich ein gutes Werk, und der Heilige würde ihnen gewiß um dessentwillen den Raub des unnützen Schmuckes verzeihen.

Mit dem wohlgefüllten Beutelein ausgebrochener Steine aber war einer der Gesellen weit hinaus geeilt ins Land bis zur nächsten Stadt, um den vollen Wert zu erforschen und die Demanten zu Geld zu machen, damit die Teilung gerecht ausgeführt werden könne.

Doch desselben Weges war wohl in früheren Zeiten, da Krieg und sonstige Not das Kloster hart bedrängt hatten, schon ein und der andere Abt gegangen, denn der Goldschmied, da er den Glanz erschaute, obzwar ihm vorsichtiger Weise auch nur ein und das andere Steinlein gezeigt wurde, schüttelte bedenklich den Kopf: „Glasfluß,“ sagte er verächtlich, „nichts als Glasfluß!“

Da wurden denn die Diebe grimmig falsch auf den armen Heiligen, der sie so schändlich betrogen hatte. In ihrem Zorn standen sie von dem früheren Vorhaben ab, ihn wieder in kirchliche Behausung zu bringen, und wollten ihn zu gerechter Strafe für alle Zukunft stehen lassen in der ungekannten einsamen Waldhöhle. Dort hatte ihn der Schreiber des Briefes auch jetzt noch in seinem Glasschreine gesehen.

Und weil derselbe Briefschreiber nun in diesem Jahre von einer bösen Krankheit befallen gewesen und von Mönchen mit guter Arznei und kräftigen Suppen wieder gesund gemacht worden war, so habe er Zeit gehabt, über die Sache nachzudenken, und glaube jetzt, daß die Edelsteine des heiligen Rasso gewiß von den Mönchen nur deswegen durch Glasfluß ersetzt worden seien, um für barmherzige Werke an Armen, wie er es ja selbst erfahren, Geld zu haben, und darum solle der arme heilige Rasso nicht länger in der dumpfen Höhle bleiben. Die Mönche möchten ihn doch wieder holen, er stehe hinter der Tannenwand der Schlucht, ganz nahe, wo der Lechfluß vorüber rausche, hundert Schritt vom alten Grenzstein.“

Diesen Brief warf der Abt, nachdem er sich Ort und Bezeichnung wohl gemerkt hatte, ins Feuer, denn er stammte von sündiger Hand und war nicht des Aufhebens wert; sodann versammelte er den Konvent, um den erstaunten Brüdern die große freudige Nachricht kundzuthun, wie durch ein Wunder, durch die Bekehrung eines Sünderherzens, der heilige Rasso ihm mitgeteilt habe, wo er sich befinde, und von wo er von seinen ergebenen Dienern zurückgeholt werden wolle. Da noch vor Mondwechsel der Festtag des Heiligen herannahte, so wurde beschlossen, diesen Tag durch die große Zeremonie seiner feierlichen Einholung zu verherrlichen.

Mit Blitzesschnelle hatte sich bald im ganzen Lande die wunderbare Kunde verbreitet. Wer eine Wallfahrt zu thun hatte, wußte diesmal kein besser Ziel als St. Rassonis Kapelle; von allen Seiten, auf allen Wegen strömten zahlreicher denn je die frommen Pilger herbei.

In feierlicher Prozession, mit brennenden Kerzen und aufsteigendem Weihrauch holten die Klosterbrüder unter Voranschreiten ihres Abtes den heiligen Schrein

aus der fernen Felsschlucht zurück. Das Echo erklang vom Psalmieren der Mönche; und die Wipfel der Waldtannen, die Wellen des Flusses rauschten in die lauten Gebete ihr Lebewohl dem Heiligen zu.

Es war zufällig gerade an einem St. Rassofest, daß Scheffel fußwandernd des Weges daher kam; der Strom der Wallfahrer nahm ihn in seine Mitte auf. Wißbegierig ließ er sich des Heiligen Geschichte von seinem Geleitsmann berichten, mit dem er nun schon seit einer Viertelstunde Schritt hielt. Der Bauer erzählte: „Die Nachbardiebe haben ihn uns fortnehmen wollen, hinüber tragen ins Schwäbische, damit er dort seine Wunder verrichte und Wallfahrer anlocke. Aber der heilige Rasso, der wollte nicht fort aus seinem Vaterland[1]), der ist ein guter Alt-Bayer und einst in tapferer Verteidigung der Heimat auf dem Lechfelde gefallen. Wie ihn die Diebe nun fortgetragen haben, da — je näher sie mit ihm an die Grenze gekommen sind, desto schwerer und immer schwerer ist er geworden. Die starken Männer haben gekeucht und geschafft, es hat nichts genutzt, gerade bis zum Grenzstock haben sie ihn gebracht — aber da ist er stehen geblieben, und keine Kraft der Erde hat den Glasschrein mehr vom Boden aufzuheben vermocht! Als wäre er angewachsen, hat er dagestanden; mit Schimpf und Schande haben die Diebe entweichen müssen. Sie sind außer Land geflohen, und niemand hat gewußt, wohin der Heilige verschwunden war, bis er selbst durch geheime Kunde es dem Herrn Abt offenbart hat, damit ihn die Mönche zu seinem Patronatsfest wieder in ihre eigene Kirche abholen könnten."

„Wenn aber die Last des Heiligen eine so gewaltige ist," meinte Scheffel, „dann wird er bergauf noch weit schwerer zu bewegen sein, als vorher bergab!"

„O nein, was meint Ihr," rief der Bauer, „er war nur schwer für die Diebe und wollte nicht über die Grenze ins Schwäbische — nun, auf dem Wege zurück und für die Mönche war er leicht wie eine Feder — das ist ja eben das große Wunder, und der heilige Rasso wird gewiß noch der größte Heilige in ganz Bayerland, ein solches Wunder hat noch kein anderer gethan!"

Scheffel, dem auch das schöne Bayerland ans Herz gewachsen war, konnte nun dem Heiligen seine innigste Verehrung nicht versagen, er ging mit in die Kirche und kam noch gerade recht, um die Predigt des Abtes über das Wunder mit anzuhören.

„Und daß mir diese Predigt viel besser behagte als manche andere," schloß Scheffel seine Erzählung, „das war wohl auch ein Wunder, das der heilige Rasso an meiner Seele übte; ich bin ihm seit der Zeit stets gewogen geblieben."

II.

In meiner zweiten Erzählung war Scheffel nicht nur Zuschauer, unbewußt half er selbst handelnd mit, das Wunder zu bewirken.

Es war im Sommer 1855, da der Dichter mit seinem Freunde Anselm Feuerbach nach angestrengter Arbeit in Venedig, er in der Bibliothek, Feuerbach

[1]) Der Lech bildete früher die Grenze zwischen dem Herzogtum Bayern und dem Bistum Augsburg; jetzt zwischen dem bayrischen und schwäbischen Kreis.

in der Galerie, von der Cholera, die ringsumher Schrecken verbreitete, vertrieben, über den Garda-See in die Tridentiner Alpen flüchtete.

In dem kleinen romantischen Kastell Toblino, das seinen Namen hat von dem öden Gebirgssee, an dem es gelegen, schlugen sie ihr Quartier auf und verbrachten dort in köstlicher Bergluft unvergeßlich schöne Wochen.

Da sie im Schlosse gastliche Aufnahme gefunden hatten, fügten sie sich nun ein in das Leben der Schloßbewohner, also daß sie am Sonntag Morgen auch den Gottesdienst und die heilige Messe nicht verfehlten.

Als aber acht Tage darauf die läutenden Glocken abermals zur Kapelle riefen, da meinte Feuerbach: „Nein, das kann mir doch niemand wieder zumuten, daß ich während einer geschlagenen Stunde das alte schwarze Altarbild anschauen soll; das ist zu schlecht und verdirbt mir den Humor für die ganze Woche.“

Lächelnd erwiderte ihm der Freund: „Wer kann da besser abhelfen als du selbst; male ein neues!“

Mit Begeisterung nahm Feuerbach den Vorschlag auf. Nach der Messe, während der er im Geiste das Bild schon skizzierte, eilte er zum Schloßherrn und versprach, ihm als Gastgeschenk ein neues schönes Altarbild zu malen, wenn jener ihm den Rahmen dafür bestellen wolle. Freudig erhielt er die Zusage und ging nun soglich mit eifriger Schaffenslust ans Werk.

Bald blickte eine herrliche Madonna von der Leinwand herab. Sie hielt das Jesuskind im Arm und die andere Hand segnend ausgestreckt über die Gefilde. Im goldenen Glanze schwebte sie dahin; die Farben von einer Reinheit und Frische, des großen Meisters Tizian würdig, in dessen Schule Feuerbach eben als begeisterter Jünger stand, denn er hatte von Karlsruhe den Auftrag, die Assunta zu kopieren.

Dazu kam die für Feuerbach selten fröhliche Stimmung, unter dem Einfluß der phantastischen Gebirgslandschaft, des herrlichen Klimas, des Zusammenseins mit dem Freunde, welche die vier Wochen in Toblino, wie er selbst in seinen Memoiren erzählt, zu den herrlichsten seines sonst an Glück so armen Lebens machte. Hier strömten ihm die künstlerischen Ideen in schönster Harmonienfolge zu.

So war dies Madonnabild, obgleich flüchtig hingeworfen, ein Meisterwerk geworden.

Das Bild ward abgeliefert, und es brauchte das nächste Mal keine besondere Mahnung, um Feuerbach in die Kirche zu bringen.

Aber noch war das alte Bild auf seinem Platz, man hatte wahrscheinlich den Rahmen noch nicht bekommen. Doch auch am nächsten Sonntag keine Änderung.

Ungeduldig ging Feuerbach zum Schloßherrn und fragte, was denn das bedeute, warum sein Bild nicht aufgehängt würde.

Da kam es denn heraus: Der Kapuzinerkaplan hatte sein Bedenken ausgesprochen, das alte ehrwürdige Bild gegen ein neues umzutauschen, das zwar sehr schön wäre, von dem man aber doch nicht wisse, ob es Gott auch wohlge-

fällig sei. Von den beiden Herren, die sich da seit einiger Zeit in der Gegend herumtrieben, wisse man ja doch nicht recht, wie und was sie dächten. Der eine sei wohl ein Maler, das ginge noch, der andere schiene noch weit schlimmer, und zu trauen sei ihnen überhaupt nicht. Besonders in jetziger Zeit, wo die Cholera ringsum wüte und ihrem Gebirgsdorfe nun schon so nahe gekommen wäre, dürfe man die Heiligen nicht erzürnen, es sei ja fast sicher, daß ein neues Bild nicht den Gnadenschutz gewähren könne wie das wunderthätige alte schwarze.

Damit war die Sache abgethan. Feuerbach, leicht zur Verstimmung geneigt, gekränkt in seinem Künstlerstolz, ärgerte sich weidlich, diese Erfahrung hätte ihm fast den schönen Aufenthalt in Toblino verleidet; aber Scheffel lachte und wußte mit köstlichem Humor auch des Freundes Lächeln wieder hervorzuzaubern. Das Bild hatten sie sich zurückgeben lassen, es stand umgekehrt an der Wand.

Heiligenbilder skizzierte Feuerbach nun nicht wieder, desto mehr ergab er sich dem Landschaftern in der herrlichen Gegend.

Da kam er eines Abends ganz begeistert zurück von einem weiten Ausflug: er habe unten am See einen Punkt entdeckt, von wo er das schönste Landschaftsbild aufzunehmen gedenke. Auf dem Felsen gelegen die Trümmer des Schlosses Madraz, unten ein toller Mühlbach, dahinter die blauen Berge in zitterndem Duft.

Damit war denn auch seine Verstimmung verwischt, und um die Sache vollends aus der Welt zu schaffen, aber auch, weil Not an Mann ging und er keine so große Leinwand mehr hatte, wurde das Altarbild hervorgeholt, um mit einer Alpenlandschaft übermalt zu werden.

Früh am andern Morgen waren die Freunde nach dem von Feuerbach entdeckten Punkte unterwegs. Sie fuhren im Kahn und hatten einen langen Kanal zu durchschiffen, der dick mit Geröhricht und Schilf zugewachsen war. Tüchtig mußten sie erst arbeiten, um sich mit Hilfe von Stangen hindurchzudrängen. Hoch oben auf der Staffelei stand das Bild, die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben, der Kahn darunter aber fuhr, nachdem der Weg etwas lichter geworden war, mit seinen beiden Rudern lautlos durch das Wasser dahin und so versteckt, daß die Insassen, gleich wie sie nicht zu sehen waren, auch die Ufer nicht erkennen konnten.

Es war ein schöner, sonniger Tag, und vergnügt brachte Freuerbach am Abend sein schon vollständig skizziertes Bild mit nach hause.

Nicht lange nachher hörten die beiden Freunde eine Neuigkeit, welche die Bewohner von Toblino in die allergrößte freudige Aufregung versetzte und sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Gegend verbreitete. Dankgottesdienste wurden gehalten, denn nun war es sicher: die Cholera würde nimmer diese gesegneten Bergthäler heimsuchen, die Madonna selbst mit dem Jesuskinde auf dem Arm war vom Himmel herniedergestiegen und in der Nähe von Toblino der Erde erschienen. Ein Hirtenknabe hatte sie über den See hinschweben sehen, das Land zu segnen. Eidlich, bei seiner Seele Seligkeit, hatte er die Aussage bestätigt, und große, jubelnde Freude herrschte in der ganzen Gegend.

Scheffel und Feuerbach selbst hörten das Wunder von der Kanzel verkünden, sie hörten die Predigt darüber und die Lobgesänge. Triumphierenden Blickes auf die beiden Fremden schauend, hob der Kapuziener hervor, wie das alte häßliche Altarbild seine Segenskraft bewiesen und zum Danke für bewährte Treue sich wunderthätig gezeigt habe. Reichlicher denn je strömte die Menge zur Kapelle.

Die beiden Einzigen, die nicht an die Himmelserscheinung glaubten — sie selbst würde man Lügen gestraft haben, wenn sie auch eine Erklärung hätten geben wollen — so freuten denn auch sie sich des Wunders, das die Kunst hervorgebracht.

Die Cholera hat den Ort wirklich nicht berührt, und heute noch genießt das alte Madonnenbild die Ehre des Wunders, das durch das andere bewirkt wurde.

Feuerbach aber hatte eine größere Genugthuung durch den einen Augenblick der Erscheinung seines Bildes vor dem gläubigen Hirtenknaben, als wenn dasselbe für alle kommenden Zeiten auf dem Altar gestanden hätte; er hatte den sichersten Beweis von der göttlichen Wunderkraft seiner Madonna, und wenn sie nun auch hinter den Tyroler Bergen verschwunden war, in der Erinnerung blieb sie ihm segenverheißend und hat ermutigend gewirkt auf manch' späteres Werk.

Das große Landschaftsbild aber aus den Tridentiner Alpen hat Scheffel als Erinnerung an den gemeinsamen Ausflug von seinem Freunde übernommen, und es hängt heute noch in seiner Wohnung der Stephanienstraße in Karlsruhe.

Die Völker Inner-Afrikas.

Nach dem Tagebuche eines Afrika-Reisenden geschildert

von

Hermann von François.

Bei Durchsicht des umfangreichen und mit bewunderungswürdigem Fleiß geführten Tagebuch-Materials meines Bruders, des gegenwärtig wieder zu Forschungszwecken in Afrika weilenden Hauptmanns von François, habe ich ersehen, daß in demselben ein reicher, noch unerschlossener Schatz interessanter Notizen über Volks- und Kulturleben der Neger Inner-Afrikas verborgen liegt, die wohl verdient, dem Staube und der Vergessenheit entrissen zu werden.

In dem gemeinsamen Reisewerk der Mitglieder der Kassai-Expedition: „Im Innern Afrikas" mußte vieles unberührt bleiben, denn dieses Werk sollte sich, wie auch aus der Einleitung hervorgeht, nur als eine gedrängte Schilderung der allseitigen Thätigkeit darstellen, es sollte nur ein Bericht sein, welcher die gemeinsamen Beobachtungen und Erlebnisse in knapper Form wiederzugeben sich zur Aufgabe gestellt hatte.

Die nachfolgenden Erzählungen werden somit genanntes Werk vielfach ergänzen und manchen wesentlichen Aufschluß über das Leben der Völker Inner-Afrikas geben.

I.

Zustände und Sitten in Angola und den Ländern östlich davon bis zum Baluba-Gebiet.

Malange ist der östlichste Platz der portugiesischen Macht in Afrika. Es war für die Expedition der Ort, wo wir die letzten Vorbereitungen für die Reise nach dem Innern treffen mußten. Hierzu gehörte in erster Linie das überaus langwierige Anwerben der Träger, welches die Ursache wurde, daß wir fast fünf Monate in Malange zubringen mußten.

Wenn ich auch mit Ungeduld den Tag unserer Abreise herbeiwünschte, so ist mir die Zeit in Malange nie zu lang geworden. Häufig machte ich Ausflüge in die Umgegend und täglich konnte ich neue Beobachtungen machen und Erfahrungen sammeln, welche mir einen klaren Einblick in die Zustände Angolas gewährten.

Das Oberhaupt von Malange ist ein Mulatte, dem die portugiesische Regierung den Rang eines Kapitäns verliehen hat. In aller Form wechselten wir mit ihm Besuche, wobei wir stets zuvorkommend empfangen und von der gastfreien Gattin des braven Kriegers mit Wein traktiert wurden. An einem solchen Tage, als eben die emsige Hausfrau die Weingläser vor unsern Augen reinigte, steckte der Posten seinen schwarzen Kopf durch das Fenster und erzählte dem Chef, daß ein Mann das Gefängnis verlassen habe, der ihm noch $1\frac{1}{2}$ Makuta schulde. Der strenge Vorgesetzte, an solche Zwischenfälle gewöhnt, ignorierte die Mitteilung, doch seine bessere Hälfte trat ans Fenster und redete mit dem treuen Wächter ihres Heims beruhigende Worte. Als wir das Haus verließen, präsentierte der junge Mars sein Gewehr und bat mit flehender Miene um ein Trinkgeld.

Wenn auch der Chef von Malange ein strenges Regiment führt, so ist es doch nicht zu verwundern, wenn er bisher nur mangelhafte Erfolge erzielt hat und daß er Vorfälle ungestraft geschehen läßt, welche nach unserer Auffassung eine durchschlagende Strafe verdienen würden.

So soll ein angesehener Kaufmann in Malange — Pascal mit Namen — auswärtige Träger, welche ihm Waren gestohlen hatten, haben totpeitschen lassen, ohne daß er hierfür zur Rechenhaft gezogen wurde. —

Das Leben dieses Mannes ist überhaupt ein Stück Sittengeschichte Angolas. In dem, wie er als reicher Kaufmann in Malange auftreten durfte, spiegeln sich die Zustände der Provinz lebhaft ab.

Pascal, ein Mulatte, war ehemals ein einfacher, armer Träger in Loanda und kam als solcher häufig in das Haus des wohlhabenden Kaufmanns Dislau nach Ginge. Hier lernte er die hübsche, junge Frau des Kaufmanns kennen, und diese wieder sah den schönen Träger mit seinem einnehmenden Wesen gern. Als nun Dislau auf einer Reise plötzlich in Loanda starb, eilte Pascal, der Dislau begleitet hatte, schnell mit der Trauerkunde zu der jungen Witwe. Beide brachten nun so viel in Sicherheit, als möglich war: 12 Elfenbeinzähne à 80 Pfund,

12 Ballen Wachs à 120 Pfund. Indessen hatte sich der Chef von Malange, ein Offizier und der Schreiber auf den Weg gemacht, um in Ginge die Erbschaft zu ordnen. Als Frau Dislau nunmehr die amtliche Mitteilung vom Tode ihres Gatten erhielt, heuchelte sie eine Ohnmacht. Der Chef nahm sein Amt vor, fand aber wider Erwarten wenig. Frau Dislau meinte, ihr Mann habe viele Waren mit nach Loanda genommen, und da war nichts zu machen.

Pascal aber, der Pfiffikus, ließ sich vom Hause Oliviera engagieren, welches in Loanda, Dondo und Pungo a N'Dongo Filialen besitzt, um für dasselbe Handel im Innern zu treiben, und schmuggelte bei dieser Gelegenheit seine Zähne und seinen Gummi als Waren aus dem Innern ein. So wurde er binnen zwei Jahren ein reicher Mann und etablierte in Malange ein eigenes Haus.

Die Erbschaftsregulierung gehört mit zu den amtlichen Handlungen der Verwaltungsbehörde und zwar zu denen, die mit großer Pünktlichkeit und Bereitwilligkeit ausgeführt werden. Ist z. B. im Distrikt Malange jemand gestorben, so erscheint zuerst der Sergeant des Reviers, bringt einen Teil des Besitztums für sich in Sicherheit und meldet den Todesfall dem Chef von Malange an. Dieser erscheint nun in Begleitung seines Schreibers, um das Haus amtlich zu verschließen. Der Schreiber nimmt vorher alles bare Geld für sich, und der Chef legt auf Wein und Lebensmittel Beschlag. Nun folgt die amtliche Auktion des Besitztums, wobei der Chef die einzelnen Gegenstände meist demjenigen zuschreibt, der ihm vorher die besten Geschenke gemacht hat. Der größere Teil der Eingebornen scheint hierin kein Unrecht, sondern mehr ein Machtprivilegium zu erblicken.

Die Charaktereigentümlichkeiten der Neger sind zwar in den Stämmen verschieden, doch ihre Sitten und Gewohnheiten sind im allgemeinen gleiche oder ähnliche, was wohl dem Handelsverkehr der Neger untereinander und dem regen Sklavenaustausch zuzuschreiben ist.

Jedes Negerdorf, in Angola wie auch im Innern, hat seinen Häuptling, der wiederum der Unterthan eines mächtigeren Häuptlings sein kann. Die Macht solcher Häuptlinge ist vollkommen unumschränkt. — Die Gemeinde hat ihren Häuptling und dessen Hofstaat mit Nahrungsmitteln und Frauen zu versorgen. Von jedem erlegten Wild erhält er die rechte Keule, die Felle des Löwen und Leoparden gehören ihm ganz allein, da nur ein Häuptling auf solchen sitzen darf. In den Ländern, wo Palmen wachsen, stellt der Häuptling einen Mann an, der seine Hütte in die Palmen baut und allein das Privilegium besitzt, Wein zu zapfen. Der Ertrag fließt in die Kammern des Häuptlings, und der biedere Weinzapfer findet seinen Lohn in der Berechtigung, von dem Wein nach Belieben zu trinken.

Die Begräbnisgebräuche der Neger sind fast überall die gleichen. Klagegeheul kündet das erfolgte Ableben an. Unter Schreien und Jammern findet am andern Tage die Beerdigung statt, und noch an demselben Abend beginnen die Trauerfeste, bei denen wilder Tanz und Sang die innere Trauer der Hinterbliebenen betäuben sollen. Zwischendurch aber hört man das Klagegeheul von Weibern, die lediglich für diesen Zweck angenommen und bezahlt werden. Das Treiben

geht die ganze Nacht hindurch und wiederholt sich in den folgenden Tagen. Der portugiesische Kaufmann Saturnino de Machado mußte auf seiner letzten Reise acht Tage in Mulollo bleiben, weil einer seiner Träger dort gestorben war und die Anverwandten die üblichen Feste feiern wollten. Die Toten werden vorzugsweise an den Wegen bestattet, die Grabstätte wird durch die Lieblingsgegenstände des Verstorbenen, durch Gefäße, Teller, Jagdtrophäen, Waffen u. s. w. gekennzeichnet.

Die Bangala und Tschinsche stellen auf die Gräber ihrer auf Reisen gestorbenen Stammesbrüder mit Vorliebe eine Holzfigur, die sie mit einer kleinen Hütte umgeben. Eine solche Hütte soll gleichzeitig ein Fetisch dafür sein, daß den Hinterbliebenen kein Unfall auf der Reise zustößt, daß sie gesund bleiben und ihre Waren und Sklaven glücklich in die Heimat bringen. Sie nennen das eine Mahamba für Kissongo.

Sehr verschieden streng und lange wird die Trauerzeit inne gehalten, besonders beim Tode des Häuptlings giebt es überall, sogar innerhalb derselben Stämme, abweichende Gebräuche. Die einen beerdigen sofort und schreiten zur Neuwahl, die andern lassen die Leiche im Wohnraum des Verstorbenen verwesen, ehe sie einen neuen Herrscher ernennen. Die einen opfern Tiere, andere, wie die Bangala, begraben die älteste Gattin des Verstorbenen oder einen Sklaven mit diesem gleichzeitig u. s. w. Bei den Tschinsche dürfen während der Trauerzeit die Leidtragenden nicht arbeiten, sie lassen dann die Felder unbestellt und ernten nicht. So lange die Trauer nur einzelne Familien berührt, sorgen die übrigen für diese mit. Bedenklich wird aber die Sachlage, wenn der Tod des Häuptlings die ganze Ortschaft in Trauer versetzt hat. In solcher Lage traf ich die Bewohner von Kaboko, eines Dorfes in der öden Waldgegend von Kundunguln. Obwohl gerade Erntezeit war, arbeiteten die Leute schon seit drei Wochen nicht; sie hungerten im wahren Sinne des Wortes und wir selbst, die wir schon mehr als zehn Tage in der trostlosen Hungergegend gereist waren, mit ihnen. Mein Koch nickte mir verlegen zu, als er mir damals ein bescheidenes Bohnengericht vorsetzte. Sein Fleischkessel war schon seit vielen Tagen leer geblieben, und er betrachtete es als eine traurige Vorbedeutung, als er an jenem Tage eine große Baumschlange und einen Skorpion in demselben vorfand.

Die Witwen der in Angola lebenden Neger trauern ein volles Jahr und dürfen vor Ablauf desselben keine neue Ehe eingehen. Nach beendigtem Trauerjahr ist es Sitte, daß die Witwe ein Huhn schlachtet und vor einigen Verwandten verspeist. Hieran knüpft sich der Glaube, daß der Genuß des Huhnes nicht schadet, wenn die Frau während der Zeit dem verstorbenen Gatten treu geblieben ist, dagegen, daß sie sterben muß, sobald dies nicht der Fall war. Wer beim Herannahen des bedenklichen Termins kein reines Gewissen hat, legt die Trauer vorher ab und verzichtet damit auf das Huhnessen. Eine junge, hübsche Witwe begeht damit keineswegs einen Verstoß gegen die Sittlichkeit, im Gegenteil, es würde auffallen, wenn sie sich der Huhnprobe unterzöge, da dies in der Regel nur bei älteren, häßlichen Frauen vorkommt. Diese seltsame, sittliche Auffassung

hat ihre Grundlage in der eigenartigen Stellung des Weibes und des damit in Zusammenhang stehenden ehelichen Lebens.

Die Negerin, gleichgültig, ob sie die Tochter eines Häuptlings oder eines Sklaven ist, bleibt für den Mann eine Ware und zwar eine sehr wertvolle, denn das Weib besorgt den Haushalt, bestellt die Felder und bietet in ihrer Fruchtbarkeit eine hervorragende Ertragsquelle. Je mehr Kinder, desto reicher und mächtiger ist der Hausherr. Die Kinder verursachen ihm keine Erziehungskosten, im Gegenteil, sie sind seine Diener, gehen für ihn auf die Jagd, führen für ihn Krieg und sind sein Hofstaat, die Töchter im besondern ein lebendes Kapital, das durch Heiraten reiche Zinsen trägt. Der Neger kauft so viel Frauen und Sklavinnen, als seine Vermögensverhältnisse zulassen. Persönliche Neigung spielt dabei in der Regel keine Rolle, sondern meist ist nur die Aussicht auf Gewinn maßgebend. Welch hoher Wert dem weiblichen Geschlecht beigemessen wird, geht schon aus dem Umstande hervor, daß ein Sklavenmädchen teurer bezahlt wird als ein Sklave. Mehr nach Mukenge zu kommt der Wert der Sklavin aber dem eines Sklaven gleich; es liegt dies wesentlich an der großen Zahl der dort vorhandenen Weiber, welche die der Männer erheblich übertrifft. Mit Vorliebe holen sich deshalb die Neger des Westens aus dem Innern ihre Weiber, und auch bei vielen meiner Träger war dieser Umstand das leitende Motiv, welches sie zur Annahme von Trägerdiensten bestimmte.

Frauen und Sklavinnen sind vollkommen der Willkür ihrer Gebieter unterworfen, letztere, die gleichzeitig seine Kebsweiber sind, natürlich mehr wie die ersteren. Sie wohnen schlechter und sind die Dienerinnen ihres Gebieters und dessen legitimer Frauen, sonst aber verrichten sie wie diese Feld- und Hausarbeit. Oft schon als Säuglinge werden die Mädchen ihrem Zukünftigen versprochen. Der Mann verhandelt mit dem Vater, bei einigen Stämmen auch mit dem ältesten Bruder der Mutter über den Kaufpreis, der in Ziegen, Zeugen, neuerdings auch in Gewehren erstattet wird.

Die Neger betrachten bei den meisten Stämmen den Verkehr ihrer Frauen mit andern Männern nicht für schändend, sehen darüber hinweg, oder begünstigen ihn sogar, wenn er lukrativ ist. Während meiner Reisen ereignete es sich nicht selten, daß Männer ihre Weiber in das Lager von Karawanen schickten, um dann von dem Verführten Strafgelder einzuziehen. Solche Weiber halten es nicht für schamlos, sich selbst dem Auserkorenen anzutragen. Selbst die Tochter des Hollo-Häuptlings in Lungu entblödete sich nicht, mit derartigen Absichten in mein Lager zu kommen. —

Aus den lockeren Banden der Ehe erklärt sich auch das bei den Bondo bestehende Machtverhältnis des Onkels über seine Nichten und die Rechtlosigkeit des Vaters. Rang, Vermögen und Namen erben die Kinder hier nicht vom Vater, sondern vom Bruder der Mutter, worauf bei den Familien großer Häuptlinge besonders Gewicht gelegt wird. Unter den Kindern eines Häuptlings sind demnach in erster Linie diejenigen erbberechtigt, welche aus einer Ehe desselben mit seiner Nichte hervorgegangen sind, ein Bündnis, das, wenn irgend thunlich, jedem

anderen vorgezogen wird. Wenn die erkaufte Frau eines Negers stirbt, so muß dieser eine Entschädigung an den Vater oder Onkel erstatten, weil angenommen wird, daß der Mann an dem Tode gewissermaßen Schuld ist. Die Höhe der Abgabe kommt bei solcher Gelegenheit dem Kaufpreise nicht gleich. Andrerseits aber hat der Heiratsstifter an den Verlobten Strafe zu zahlen, wenn das diesem versprochene Mädchen mit einem anderen ein Verhältnis anfängt. Es kommt dies aber selten vor, da die Mädchen meist in das Haus ihres Gatten übersiedeln, ehe sie mannbar sind.

Eine hervorragende Rolle im Leben des Negers spielen die Fetischpriester. Der Glaube an die Macht und die Unfehlbarkeit dieser Leute ist dem Neger so tief eingewurzelt, daß selbst diejenigen, welche in den zivilisierten Ortschaften der portugiesischen Provinz Angola geboren und in frühester Jugend Christen geworden sind, ihnen mehr Vertrauen entgegenbringen als der eigenen Religion.

Für den europäischen Beobachter ist es keineswegs leicht, in das innerste Wesen des Fetischdienstes einzudringen, denn einerseits sind die Priester begreiflicherweise in bezug auf ihre Kunst sehr wenig zugänglich, andrerseits aber entwickeln sie in ihrem Auftreten bald als Arzt, als Zauberer oder Wahrsager eine solche Vielseitigkeit, daß man vor einem unentwirrbaren, rein willkürlichen Treiben zu stehen glaubt. Erst der jahrelange engere Verkehr mit den Eingeborenen erschließt dem Beobachter die Geheimnisse des Fetischwesens und zeigt ihm, daß der ganze Kultus geregelter Grundlagen nicht entbehrt.

Der Schwarze des westlichen Zentral-Afrika macht unter den Fetischpriestern einen Unterschied zwischen soujon und adviniador.

Ersterer ist, wenn ich so sagen darf, der geschulte Arzt, letzterer der medizinierende Heilgehülfe. Der soujon ist in seinem Beruf keineswegs Autodidakt, er treibt mit seinen Patienten nicht einen lediglich willkürlichen Humbug, sondern er bildet sich für seine Thätigkeit vor, er studiert. Es existieren thatsächlich in der Nachbarschaft Angolas gewisse Orte, wo eine schulgerechte Ausbildung der soujons stattfindet. Hierher begeben sich die jungen Leute in Begleitung eines Erfahrenen und bleiben dort in der Regel fünf volle Jahre, dann kehren sie als durchgebildete soujons in die Heimat zurück und beginnen zu praktizieren. Nicht jeder kann sich einen solchen Beruf wählen, denn die Lehrzeit ist kostspielig, bei einigermaßen großem Geschick können die Studienkosten aber bald wiedergewonnen und überdies noch ein beträchtliches Vermögen zusammengebracht werden. —

Leute, welche eine planmäßige Ausbildung auf einer Fetisch-Akademie nicht genossen haben, demungeachtet aber das Talent und den Trieb in sich fühlen, als Fetischpriester zu wirken, wissen den soujon's die Gelehrsamkeit abzulauschen und machen diesen dann oft starke Konkurrenz. Solche Persönlichkeiten nennt der Neger adviniadors.

Die Heilmittel, welche bei Erkrankungen von den Fetischpriestern angewendet werden, spielen bei der Behandlung selbst eine scheinbar nebensächliche Rolle, das Wesentliche sind die Vorbereitungen, welche den Nimbus des Heildoktors erhöhen und den Glauben an seine Macht stärken sollen.

Der Hang zu Äußerlichkeiten und öffentlichen Zeremonien ist beim Neger sehr ausgeprägt. Er muß feierliche Handlungen sehen, bei denen sich der unsichtbare Geist in der Person der Fetischpriester verkörpert. Die Konsultation eines Kranken gipfelt deshalb in Geisterbeschwörung und Wahrsagerei.

Der Kranke ruft seine Verwandten und diese den Fetischpriester, damit er feststelle, wer die Krankheit hervorgerufen habe, ob Fetisch, Hamba oder Kassumbi.

Die Soujons fertigen nämlich Gegenstände aller Art — sogenannte Fetische — als Schutzmittel gegen Feinde, Raubtiere, Schlangen und Krankheit, sowie als Amulet für Glück auf Jagdzügen, im Kriege, für weibliche Fruchtbarkeit u. s. w. Je nach dem Willen des Besitzers kann nun solcher Fetisch Nutzen und Schaden hervorrufen, er kann — so glaubt der Neger — dem gehaßten Mitmenschen selbst Krankheit und Tod bringen.

Hamba ist der unsichtbare Geist, der Wohl und Wehe über den Menschen bringt. Er ist es, mit dem der Fetischpriester in Verbindung tritt, um denen, die seinen Rat begehren, den prophetischen Urteilspruch mitzuteilen.

Kassumbi endlich sind die Seelen der Verstorbenen, welche zeitweise die Hütten der Hinterbliebenen betreten, um Unheil zu stiften.

Der Fetischpriester, der Rat und Hülfe schaffen soll, bemalt Gesicht und Brust mit Kreide, legt einen besonderen Schmuck an und tritt in den Kreis der versammelten Gemeindemitglieder. Nach feierlicher Begrüßung singt er zu Hamba und erfleht, daß dessen Geist auf ihn übergehen möge. Jetzt wird sein Blick wild und unruhig, sein Gesicht beginnt zu zucken, und der Körper zittert. Hambas Geist hat seinen Einzug gehalten. Gewaltig arbeiten die Arme des Priesters, und wie im Selbstgespräch stößt er kurze Fragen heraus, die er selbst beantwortet: „Ist ein Mann gestorben? — Ja, Kabongo, unser Bruder! — Hat er Kopfschmerzen? — Nein! — Leibschmerzen? — Nein! — Schmerzt ihn der Fuß? — und so fort bis er das richtige Leiden genannt hat. Dann unterbrechen die Verwandten des Kranken den Monolog und rufen: „Ja, er hat Fußschmerzen!"

Der Fetischpriester rüttelt an seinen Schmuckgehängen und beendet die Feier, indem er in umständlichen Zeremonien dem nächsten Verwandten ein Antilopenhorn überreicht, welches die gesundheitbringende Medizin enthält. — Er kennt natürlich längst das wahre Leiden seines Patienten und hat schon vorher das bei jeder Beschwörung eine große Rolle spielende Antilopenhorn mit dem zweckmäßigen Heilmittel zubereitet. Dabei hütet er sich wohl, das stets einfache Mittel in seiner ursprünglichen Gestalt zu zeigen, denn das würde auf den Neger keinen Eindruck machen.

Will er z. B. eine gewöhnliche, jedem bekannte Heilwurzel verordnen, so gestaltet er sie zu einem schwarzen Brei um; hält er Öl für zweckmäßig, so färbt er es rot oder schwarz; soll eine einfache Waschung stattfinden, so mengt er das Wasser mit Blättern u. s. w.

Haben nun die verordneten Heilmittel keinen Erfolg gehabt, oder verlangt der Kranke oder dessen Verwandte den Urheber des Leidens zu wissen, dann nimmt der Beschwörungsakt einen ernsteren Charakter an.

Der Fetischpriester tritt wiederum mit Hamba in Verbindung und kündigt in prophetisch erhabenem Ton die Wahrheit an.

Glücklicherweise nennt er häufig den Kassumbi, also die Seele von Verstorbenen, als denjenigen, der die Krankheit hervorgerufen. In diesem Falle wird der böse Geist durch Geschenke oder Speisen, die an einem Ort ausgesetzt werden, den der Priester im geheimen nennt, zu versöhnen gesucht; die geopferten Sachen mögen dann regelmäßig vom bösen Geist oder vom klugen Ratgeber abgeholt werden. Nicht immer ist damit das Leiden gehoben. Will der Priester seinen Ruf nicht gefährden, so muß er jetzt eine lebende Person als Missethäter bezeichnen.

Gespräch und Gesang leiten die Zeremonie ein. Der Fetischpriester verläßt seinen Platz und schlägt einem der Anwesenden mit seinem Antilopenhorn auf den Kopf. Dieser ist der fetischero, der durch irgend etwas die Krankheit heraufbeschworen hat. Eine kleine, geringfügige Ursache führt zu dem Verdachte. Der Betreffende hat sich mit dem Kranken gezankt oder er ist ihm im Traum erschienen oder hat sich über das Leiden mißfällig geäußert; kurz jede Kombination genügt, um den Verdacht zu begründen. Das unglückliche Opfer wird zum Gottesurteil verurteilt, und nichts in der Welt kann ihn retten. Er muß den Trank einer gewissen bitteren Baumrinde — von den Negern muchu-mbambu genannt — trinken, welcher auf den menschlichen Organismus verschiedenartig wirkt. Der eine giebt nach einigem Würgen das Getränk wieder von sich und hat damit die Probe bestanden, er ist unschuldig und kehrt im Triumph mit seinen Freunden in seine Wohnung zurück, wo die oft schlimm nachwirkenden Folgen des Trankes in einem gesunden Schlaf überwunden werden; der Ankläger muß in diesem Falle eine der Größe des Verbrechens entsprechende Entschädigung an Zeugen, Vieh oder Sklaven geben.

Wenn aber das Gift der Rinde zu wirken beginnt, dann treten Zuckungen und Konvulsionen ein, und der Tod folgt bald. Die Leiche wird mit einem spitzen Pfahl der Länge nach durchstochen und an einer öden Waldstelle verbrannt.

Auf dem Marsche nach Mukenge befand sich unter meinen Songo-Trägern ein adviniador, der häufig von den Eingeborenen, deren Gebiete wir berührten, um Rat gefragt wurde.

Solches geschah auch in Guwu im August 1884, wo der Häuptling des Ortes von meinem jungen adviniador wissen wollte, wer an der Erkrankung seines Lieblingsweibes schuldig sei. Die Beschwörung fand während der Nacht statt, meiner Hütte gegenüber, sodaß ich jedes Wort vernehmen konnte. Nach umständlichen Vorbereitungen bezeichnete der adviniador unter den Anwesenden drei Männer als die Schuldigen. Man sah den Armen an, welcher Schrecken sie hierbei erfaßte. Mit fahlem Gesichtsausdruck sträubten sie sich gegen die Anschuldigung und beteuerten ihre Unschuld. Der Häuptling kündete aber gelassen an, daß er ihnen drei Tage Zeit gebe, um den Schuldigen zu ermitteln, wenn ihnen dies aber nicht gelänge, so müßten sie durch Bambu-Trinken ihre Unschuld beweisen.

Wenn es auch dem portugiesischen und christlichen Einfluß in Angola noch nicht ganz gelungen ist, die kannibalische Unsitte des Bambu-Trinkens auszurotten,

so bestehen doch schon zum Teil humanere Auffassungen. Glaubt z. B. ein Mann, daß ihm seine Frau während seiner Abwesenheit untreu geworden ist, und die Frau bestreitet dies, dann beschließen sie durch juramento (Gottesurteil) die Sache zu entscheiden.

Der soujon wird gerufen, erhält Geschenke und braut den Trank. Sieht er, daß er es mit vornehmeren Leuten zu thun hat, dann schlägt er vor, durch Hühner die Entscheidung herbeizuführen. Die Frau holt zwei Hühner, der soujon bindet sie an einen Baum und bestimmt, welches den Mann und welches die Frau vertreten soll. Die Unglückswürmer erhalten nun den Trank eingeflößt, die Partei, dessen Huhn die Wirkung zuerst durch Abführen zeigt, hat Recht.

Der soujon erhält zum Schluß des Aktes neue Geschenke. Hat er den Leuten selbst den Trank gegeben und es stirbt einer derselben, dann fallen dem Soujon sämtliche Sachen desselben zu.

Die Beschwörungen und Prüfungen der Priester sind nicht immer gleicher Art, im Gegenteil, sie lieben dabei die Abwechselung und glänzen gern mit ihrer Erfindungsgabe. Z. B. es hat jemand gestohlen. Der Soujon versammelt sämtliche Bewohner des Hauses, in dem gestohlen worden ist, um sich, setzt einen Topf mit Wasser auf das Feuer und wirft einen Stein in das Gefäß hinein. Dann fragt er der Reihe nach die Anwesenden. „Hast du gestohlen?“ „Nein, ich habe nicht gestohlen,“ antwortet der Gefragte. Der Soujon greift in den Topf, kann er den Stein trotz der sich steigernden Hitze herausholen, dann ist der Betreffende unschuldig. Wenn es ihm aber nicht möglich ist, dann hat die Person gestohlen und kann nur dadurch ihre Unschuld bezeugen, daß sie selbst den Stein aus dem siedenden Wasser hervorholt.

Im Vorstehenden sind die Thätigkeiten und Funktionen besprochen, welche den Fetischpriestern überhaupt zufallen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß jeder Soujon alle aufgeführten Handlungen vornimmt; dies würde zu viel Wissenschaft erfordern. Die Soujon sind in der Regel Spezialisten.

Der Soujon de raison befaßt sich mit der Erforschung der Gründe, stellt die Krankheits- und Todesursachen fest und erkennt unter den Leuten diejenigen, welche Fetischeros sind. Unter den letzteren versteht der Neger Leute, in denen ein böser Geist wohnt, der den übrigen Menschen Schaden zufügen kann. Oft begiebt sich der Soujon de raison nachts auf den Hauptplatz des Ortes und rührt eine kleine Trommel, um die Fetischeros anzulocken. Diese allein nämlich, glaubt der Neger, können die Trommel der Soujon de raison schlagen hören, für andere bleibt der Klang stumm. Sieht dann der Soujon Leute herannahen, so weiß er sich um sie bemüht zu machen und behaftet sie mit irgend einer Marke, z. B. er schneidet ihnen einen Busch Haare aus dem Hauptthaar, um sie am Tage wiederzuerkennen.

Der Soujon de Fetischero hat das Privilegium, wunderthätige Gegenstände zu bauen, Fetische, die er an die Leute verkauft. Solche Gegenstände finden sich in vielen Hütten, besonders bei den vornehmen Negern. Es werden ihnen sogar ganze Tempel gebaut. Im Gebiete der Bondo fand ich am Wege Pfähle

aufgestellt, deren Spitze in einen roh geschnittenen, rot und weiß bemalten Menschenkopf auslief. Auch dies war ein Werk der Soujon de Fetischero, welches die Eingeborenen vor Ausschlag und Pocken bewahren sollte. In vielen Fällen genügt schon der Besitz eines berühmt gewordenen Fetischs, um zu Ansehen und Praxis zu kommen. So hatte ein Mädchen in Malange, Vela feta de Katego, eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil sie Besitzerin eines wunderthätigen Fetisches aus Komulumbi war. Derselbe, Duanza genannt, bestand aus einem Topf, aus dem vier Palankahörner herausragten. Hinter diesen war ein mit einem Leopardenfell bedeckter Spiegel befestigt, der nur durch ein kleines Loch des Leopardenfells sichtbar war. Die Advinadore wurde mit ihrem Duanza vielfach selbst nach Dondo und Pungo a N'dongo begehrt, um in Krankheits- und anderen Fällen Rat zu schaffen.

Der unheimlichste der Magier ist der Sujon de juramento (Cassange oder Kabambo.) Er ist der eigentliche Exekutor bei Gottesurteilen, der Henker der unglücklichen Bambuopfer. Wie wichtig diese Stellung ist, geht allein aus dem Umstande hervor, daß die Stärke des Tranks und dessen Zubereitung ihm überlassen ist und sein Geheimnis bleibt.

Endlich muß noch der Soujon de Kikalla genannt werden, der vorzugsweise bei Diebstählen konsultiert wird.

Es ist bezeichnend für den strengen Glauben, mit welchem die Neger an den Enthüllungen des Fetischpriesters hängen, daß sie die Person desselben im gewöhnlichen Leben nicht als höher stehend betrachten, sondern wie jeden anderen Mitmenschen behandeln. Der Zauber, den er macht, ist eben der Geist Hambas, der mit den Leuten verkehrt; die Person selbst bleibt der gleichberechtigte Mitbürger, der sich auch in seinem sonstigen Beruf von den anderen nicht unterscheidet.

II.

Sitten und Gebräuche bei den Baluba.

Im November 1884 betrat ich, von Westen kommend, das Land der Baluba-Neger, das eigentliche Herz Afrikas. Die fünf Monate meines dortigen Aufenthaltes, wo ich im engsten Verkehr mit den Eingeborenen deren Charakter und Lebensweise eingehend kennen lernte, gehören zu den anregendsten meines Lebens in Afrika.

Vorzugsweise hielt ich mich in Mukenge, der Hauptstadt des Baluba-Fürsten Kalamba, auf. Das war nun freilich keine Stadt nach unserem Begriff, sondern höchstens ein Dorf zu nennen, in dem sich unter ca. achthundert Negerhütten nur wenig kleine Lehmbauten für die vornehmeren Neger befanden. Nicht nur die Bauart ließ den Stand der Bewohner erkennen, sondern schon die Lage der Wohnung an sich; denn während die vornehmeren Neger den östlichen Stadtteil bewohnten, standen die kleinen Hütten der Armen von jenen getrennt im westlichen Teil. Die Hütten waren bald viereckig, bald rund, die Wände meist 1,8 m, der Eingang aber kaum 1 m hoch. Das Dach hatte einen Palmenbelag. Der Fußboden in und um die Hütten herum war tennenartig festgetreten. Mukenge

nahm während unserer Anwesenheit stetig an Umfang zu. Im westlichen Stadtteil wurde viel gebaut. Männer und Weiber teilten sich hierbei in die Arbeit. Erstere fällten Holz, beabeiteten es und stellten das Gerippe der Hütte zusammen, letztere trugen Lehm herbei und bauten die Wände. In jeder Hütte befand sich ein besonderer Raum, der, mit Flechtwerk überzogen, die Schlafstelle darstellte. Zum Niedersetzen dienten kleine 25 cm hohe Schemel. In den Ecken standen Töpfe und Gefäße für Lebensmittel aller Art. Jede Negerin versteht solche Geräte herzustellen. Sie formt dieselben aus Lehm mit freier Hand oder mit Hilfe eines Holzstabes. Die fertig gearbeiteten Töpfe werden den Tag über in der Sonne und nachts in den Hütten zum Trocknen aufgestellt und dann in einem offenen Feuer gebrannt, bis sie rotglühend sind. Um ihnen eine gleichmäßig schwarze Farbe zu geben, werden sie in ein schwarz gefärbtes Wasser gestellt. Als Färbemittel dient hierbei die Rinde eines Baumes. Hat der Topf 20—24 Stunden in einem solchen Wasser gelegen, dann bringt man ihn ebenso lange in feuchten Flußschlamm, wo er eine hübsche, schwarze, glänzende Farbe annimmt. Neben den Topfwaren wird auch der Kalabassenkürbis für Gefäße aller Art und besonders für die Riambapfeifen verarbeitet. Hierzu schneidet man die reife Frucht am Stiele ab, hält sie einige Minuten über ein lebhaftes Feuer und gräbt sie 4—5 Tage in die Erde ein, bis das Mark faul geworden ist und leicht entfernt werden kann. Nach dieser Prozedur wird die Schale einige Tage in Wasser gelegt, um sie hart und widerstandsfähig zu machen. Die Verzierungen der Kalabasse werden mit einem glühenden Messer eingebrannt. Einzelne der Gefäße waren mit einem Flechtwerk und Henkeln aus Palmenblättern versehen, auch Körbe von demselben Geflecht wurden viel benutzt. Ein Gegenstand, der in keiner Hütte fehlt, sind kleine Feuerzangen von starkem Draht, mit denen die Kohle zum Anzünden der Pfeifen angefaßt wird. Über die Hütten hinaus ragen die jeden Wohnort der dem Riamkultus angehörenden Baluba kennzeichnenden hohen Stangen, auf denen das Landessymbol, die Riambapfeife, thront. Aus der Ferne gesehen könnte man glauben, daß hier abgeschnittene Menschenköpfe als Trophäen eines grausamen Tyrannen aufgesteckt seien.

Seitdem Kalamba in dem großen Negerort Ngangwe gewesen ist, wohin er damals Pogge begleitete, ist er zu dem Entschluß gekommen, auch Mukenge zu solcher Höhe zu bringen. So hat er bereits zwölf kleinere Häuptlinge seiner Nachbarschaft gezwungen, mit Kind und Kegel nach Mukenge überzusiedeln. Die weise Politik, die Kalamba verfolgt, indem er die Europäer in seinem Lande gut aufnimmt und mit ihnen Waren austauscht, wird von anderen Negerstämmen mit Neid und Mißtrauen betrachtet. Bereits zu Pogges Zeiten ließen die Kioko-Neger Kalamba auffordern, keine Weißen in seinen Landen zu dulden, denn diese würden nicht nur den Handel stören, sondern alle Neger aus dem Lande vertreiben. Auch in unseren Tagen kamen solche Botschaften, und eine ganze Zeit lang sprach man in Mukenge nur von den großen Kriegsrüstungen, welche die Kioko gegen uns vorbereiteten, um uns mit Gewalt aus dem Lande zu treiben.

Die Kriegsgerüchte steigerten sich Anfang Februar 1885. Drei große Kioko-fürsten sollten sich vereinigt haben und bereits einige Tagemärsche vor Mukenge mit ihren Kriegsscharen stehen. Kalamba geriet in große Angst und verweigerte uns jede Unterstützung. Das Rindvieh und alle unsere wichtigen Sachen wurden deshalb nach der Station befördert und diese zur Verteidigung eingerichtet; wir selbst waren auf die Ankunft vorbereitet. Täglich erwarteten wir das Eintreffen, doch statt dessen erhielten wir am 8. Februar die Nachricht, die Kioko hätten von unseren vielen Waffen gehört und deshalb den Krieg aufgegeben, sie würden aber nach Mukenge kommen, um Handel zu treiben. Inzwischen schienen sie auch von der Konzentration unserer Streitkräfte Kunde erhalten zu haben, denn ihr Führer entschloß sich, auch ohne Handelsgeschäfte abzuschließen, zur Umkehr. Nach und nach trafen in den folgenden Tagen dennoch viele Kioko ein, die sich aber sehr friedlich und freundlich uns gegenüber benahmen. Sie sangen auf unseren Wunsch ihre Nationalweisen und nahmen an den Tänzen und Festen der Bevölkerung den regsten Anteil.

Ein solches Fest fand Anfang März zur Feier der eingebrachten Ernte statt. In einem Moijo wurde dasselbe tags vorher durch Kalamba angekündigt. Schon gegen Mittag fanden sich Weiber von Kalamba mit 50—60 Töpfen voll Bohnen, Maniok, Reis, Hirse und Raupen auf dem Riambaplatz ein. Alle diese Lebensmittel sowie dreißig Riambapfeifen wurden vor dem Sitz Kalambas, der das Fest leitete, niedergesetzt. Sobald das Volk versammelt war, eröffnete der Häuptling das Fest. Nach dem Takte der großen Holztrommel tanzten die Weiber in ihren neugewaschenen Pannos den Riambatanz, bis ihnen der Schweiß an dem eingefetteten Körper in Strömen herunterrann. Dann nahmen auch die Männer am Tanze teil und entwickelten eine gleiche Ausdauer und Geschicklichkeit. Geradezu bewunderungswürdig war die Gelenkigkeit eines jungen Häuptlings. In heftigen Zuckungen warf er blitzschnell die Gliedmaßen nach allen Seiten, oft schwebten sie alle gleichzeitig in der Luft, und seine Gesichtszüge nahmen dabei einen wilden Ausdruck an. Nachdem der Tanz drei Stunden lang gedauert hatte, berief Kalamba die Tänzer und das Volk zum gemeinsamen Schmause und hielt ihnen, bevor Hunger und Durst gestillt wurden, eine lange Ansprache, in der er auf die Bedeutung des Tages hinwies und von den Ernteerfolgen sprach. Hierauf gruppierten sich die Leute zu drei bis vier um einen Topf mit Bohnen oder dergleichen und verzehrten dieselben, indem sie mit den noch schweißfeuchten Fingern in den Topf hineingegriffen. Dieses wenig appetitliche Verfahren geschah indes nur hier in der animierten Feststimmung, bei sonstigen Mahlzeiten pflegen sich die Baluba stets die Hände vor dem Essen zu waschen.

Sobald Kalamba wahrnahm, daß jeder gesättigt sei, erhob er sich von seinem Sitz und gab hierdurch das Zeichen, daß das Essen beendet sei. Alsbald verschwanden die Eßnäpfe, die Menge gruppierte sich im großen Kreise, und die Riambapfeifen machten die Runde. Nicht jeder schien verpflichtet zu sein, am Rauchen teilzunehmen. Einige gingen in ihre Hütten, andere erneuerten mit frischen Kräften den Riambatanz. Sicher würde das Fest bis tief in die Nacht

hinein gedauert haben, wenn es nicht durch ein heraufziehendes Unwetter zum Abschluß gebracht worden wäre. Der dreimaligen Ernte entsprechend findet das Erntefest dreimal und zwar in den Monaten März, Juli und November statt.

Neben dem Rauchen des Riamba (Hanfart) gehört der Riambatanz (Nationaltanz) zu den beliebtesten Beschäftigungen der Baluba. Tagtäglich kann man muntere Burschen und Dirnen tanzen sehen. Bei jedem größeren Feste spielen Tänze die Hauptrolle. Wenn Kalamba besondere Wünsche hatte, ließ er Tänze veranstalten. So wünschte er die Weißen zu sich, um mit ihnen Handel treiben zu können, und seine Weiber mußten tanzen. So sah ich auch im Februar 1885 fünfzig Weiber Kalambas einen großen Tanz aufführen, weil sie ihren Gebieter, der auf Raubzügen abwesend war, zurückersehnten. Es war ein schöner Anblick, die nicht unschönen Weiber in ihrer Geschicklichkeit beobachten zu können. Nach dem Takt der Trommel verbeugten sie sich nach vorn, wendeten den Kopf ruckweise rechts und links, drehten den Oberkörper, senkten sich in die Knie und entwickelten eine besondere Biegsamkeit in Hüft- und Schultergelenk. Auch kleine und halberwachsene Mädchen nahmen am Tanz teil.

Tänze und Gesänge sind schon vor dem Riambakultus gewesen. Auch das Rauchen des Hanfes war vordem bekannt, ist jedoch erst mit dem Kultus zu der rasenden Leidenschaft ausgeartet, in der es jetzt besteht. Männer und Weiber, alles raucht, auch der, dem der Genuß unangenehm, nimmt seine Riambakalabasse, denn es ist Kultus, und wer viel vertragen kann, ist eine angesehene Persönlichkeit. Der Genuß muß, wenn ein solcher überhaupt besteht, in jenem Rausche liegen, der sich nach längerem oder kürzerem Gebrauch der Pfeife bei jedem Raucher einstellt. Im Riambadusel verkauft der Vater sein Kind, der Gatte seine Frau und der Bruder seine Schwester. Der Riambakultus sollte Frieden und Eintracht schaffen, er wird aber mehr und mehr Sittenentartung und Trägheit hervorrufen und späterhin eine verkümmerte, schwächliche Nation, deren Kinder krank geboren zur Welt kommen. Hört man das schwindsüchtige Husten der Raucher, sieht man das widerliche Ausspeien, so bekommt man wohl neben dem Gefühl des Ekels das eines unbegrenzten Mitleidens mit diesem sonst schönen Negerschlage, der im Begriff steht, sich sein eigenes Grab zu graben.

Die Baluba-Neger, welche über Erschaffung der Welt, Leben und Tod des Menschen, sowie über die Zeit nach dem Tode nachdenken, haben durchweg das Bewußtsein, daß ein höheres Wesen über ihnen waltet und ihre Geschicke bestimmt. Sie können aber den Gedanken an die rein abstrakte Beschaffenheit des göttlichen Wesens nicht fassen und suchen nach greifbaren konkreten Gegenständen, die sie mit den rätselhaften, unberechenbaren Wechselerscheinungen der menschlichen Existenz in Zusammenhang zu bringen suchen; daher der unvertilgbare Glaube an die Kraft der Fetische und die unheilbringende Wirkung der Fetischero, daher auch die Thatsache, daß der Neger in dem Weißen, der ihm wunderbare Dinge zeigt, manchmal ein höheres Wesen zu erblicken glaubt. Zu den bevorzugten Naturen, welche über das höhere Wesen nachdachten, gehörte in Mukenge auch Kalambamoana, ein Verwandter des Häuptlings. Mit Vorliebe zog er bei uns Erkundi-

gungen ein und fragte: „Wie kommt es, daß Gott uns tötet? Was ist der Tod? Was wird nach dem Tode? Verschwindet die Sonne im Meere?“ und dergleichen mehr. Hatten wir ihm Rede gestanden, dann fragte er regelmäßig: „Von wem wißt ihr das alles?“ Er selbst glaubte an ein höheres Wesen, das der Baluba Fidimukele nennt, und an einen Teufel, Koembe. Unter letzterem stellt er sich einen alten Mann vor, der keinem wohl will und bestrebt ist, sich an denen zu bereichern, die viel haben. Nach dem Tode, glaubt er, geht die Seele des Menschen in die eines Tieres über, andere glauben, daß die Seele zum großen Wasser gehe. Der Baluba meint hiermit das Land, in dem die Weißen wohnen. Daneben hängt er unerschütterlich fest an dem Fetischglauben. Als Leutnant Franz Müller in Mukenge gestorben war, behauptete Kalamba-moana, daran sei der böse Fetisch des feindlichen Häuptlings Tschilungo-Mezo schuld, der mit der Absicht umgegangen sei, Kalamba und die Weißen zu bekriegen. Als ein Stierkalb von einem Leoparden aus unserer Rindviehkoppel geraubt wurde, sagte er, das bewirke der Fetisch des Portugiesen, der uns das Tier verkauft habe, und als ihm ein Bangala-Neger eine Sklavin entführte, meinte er, der Mann sei ein Fetischero, denn er könne das Weib nur mit Hilfe seines Fetisches gestohlen haben. Ich fragte ihn hierauf, was denn eigentlich ein Fetischero sei, worauf er erwiderte: „Ein Fetischero ist ein Mann, der nachts von Hütte zu Hütte geht, den Schutzfetisch der Bewohner vernichtet und somit böses über dieselben heraufbeschwört.“ Kalamba, der regierende Häuptling, hat den Besitz von Fetischen streng verboten, empfindet aber eine heilige Scheu vor allen Fetischen seiner Feinde und ist bestrebt, ihnen dieselben auf Raubzügen zu entreißen.

Die Stellung des Weibes ist eine ganz untergeordnete. Das Weib ist Lasttier und Sklave; sie allein verrichtet die Arbeit, während der Mann sich sonnt und faulenzt. Man findet deshalb auch das weibliche Geschlecht durchweg kräftig entwickelt, ja ich möchte behaupten, der größere Teil der Frauen sind an Muskelkraft den Männern überlegen. Ich habe sehr häufig Frauen gesehen, die schwerere Lasten tragen konnten als die Männer. Merkwürdigerweise findet man unter den Frauen selten Unlust zur Arbeit oder Unzufriedenheit mit ihrem Beruf. Die Mädchen werden schon von jung auf an Arbeit gewöhnt. Ich sah oft Mädchen von 6—8 Jahren schwere Lasten tragen, die sie nicht ohne Gefahr für ihr Leben auf- und abluden. Männer sahen dem Schauspiel zu, aber keinem fiel es ein, den armen Wesen hilfreich beizuspringen. Die Kinder zeigen für ihre Eltern eine große Anhänglichkeit; sind sie erwachsen, so überträgt sich die Zuneigung auf die Geschwister untereinander. Verstößt der Vater das Kind, dann geht es zu Verwandten der Mutter.

Weibern und Sklaven fällt die Bearbeitung der Felder allein zu. Die Größe des Landstrichs, welcher den einzelnen Weibern zur Bearbeitung übertragen wird, hängt von der persönlichen Leistungsfähigkeit ab. Nur alte Frauen und solche, welche Kinder nähren, sind von der Arbeit frei und wohnen von den anderen abgesondert. Die Hütten der Weiber umgeben in der Regel die Wohnung des Gatten. Die Erziehung der Kinder liegt lediglich in der Hand der Mutter.

Das Kind wird schon mit dem vierten Lebensjahre in das Riambarauchen eingeweiht, und vorher schon gewöhnt es die Mutter daran, indem sie das Kleine in eine Wolke von Riambarauch einhüllt.

Sind die Kinder erwachsen, dann steht es ihnen frei, ob sie das Elternhaus verlassen wollen oder nicht. Die Söhne haben das Recht, sich eine Frau des Vaters zu erbitten, vielfach nehmen sie auch ihre Schwestern ins Haus und lassen sich von diesen die Wirtschaft führen.

Der Name des Vaters überträgt sich auf die Kinder. Der Vater hat das Recht über Leben und Tod seiner Familienglieder, es kommt jedoch kaum vor, daß er von diesem Recht Gebrauch macht. Begeht ein Mitglied der Familie ein Verbrechen, dann verkauft er es, ist es aber die eigene Frau, so kann er sich vom Schwiegervater eine andere fordern.

Das Recht, eine eheliche Verbindung einzugehen, ist wenig Beschränkungen unterworfen. Dieselbe kann stattfinden, sobald die Kinder mannbar geworden sind. Mütter von 11 Jahren gehören deshalb nicht zu den Seltenheiten, auch findet man oft, daß Knaben in demselben Alter eine noch einmal so alte Frau besitzen.

Polygamie ist allgemein verbreitet. Nach der Zahl der Frauen wird der Reichtum des Mannes beurteilt. Wünscht jemand ein Mädchen zu erwerben, dann wendet er sich an den Vater desselben und zahlt diesem, je nach seinem Besitzstande, 10—20 Ziegen, eine Feuerwaffe oder dergleichen, das Mädchen selbst muß indessen mit der Heirat einverstanden sein. Früher wurde bei Verheiratungen keine Rücksicht auf Blutsverwandtschaft genommen. Kalamba aber hat, wie er mir erzählte, eine Verbindung unter Blutsverwandten verboten.

Eheliche Treue besteht, besonders nach Einführung des Riambadienstes, nicht mehr. Nur junge Mütter halten sich, so lange sie stillen, von jedem männlichen Verkehr fern, auch die Hütte des Gatten betreten sie erst wieder, wenn dieser ihnen das landesübliche Huhn geschenkt hat. Kalamba selbst hat seinen Frauen speziell jeden Umgang mit anderen Männern verboten, weil es ihm häufig passiert ist, daß vorüberziehende Händler, namentlich Bangala und Kioko, bei solcher Gelegenheit seine Weiber entführt haben.

Wenn bei einem Mädchen zum erstenmal die Menstruation eintritt, wird dasselbe 4—6 Tage in eine Hütte eingeschlossen. Dann wird ihr ganzer Körper mit pulverisiertem Tukulaholz und Rizinusöl eingerieben und das Gesicht rot bemalt. Außer ihrer gewöhnlichen Bekleidung erhält sie ein kleines Fell um die Hüften und ein Stück Zeug um den Hals, auch das Haupthaar wird geschmückt. Hierauf wird sie auf den Schultern eines Mannes durch das Dorf getragen, und ihr Vater veranstaltet ein großes Fest. In der Regel wird dieses mit der Hochzeit verbunden, da die Mädchen meist schon als kleine Kinder versprochen sind. Gleichzeitig werden von dem Bräutigam die Geschenke entrichtet. Kalamba will diese Kaufgaben als eine grobe Unsitte abschaffen, doch hat er noch nicht vollkommen damit durchdringen können.

Während der Menstruation wohnen die Frauen in einer besonderen Hütte, dürfen mit keinem Mann in Verkehr treten, wohl aber können ihnen andere

Frauen Gesellschaft leisten. Jede Familie besitzt eine für diesen Zweck besonders designierte Hütte.

Geht eine Frau der Entbindung entgegen, dann leisten ihr vier bis fünf Frauen, die selbst schon geboren haben, Hülfe. Macht die Geburt Schwierigkeiten, dann halten die Frauen der Mutter Mund und Nase zu, um durch die Atmungsbeschwerden die Entbindung zu erleichtern. Hierzu wird in den meisten Fällen der Mann gerufen. Der Nabel des neugeborenen Kindes wird mit einem Stück Zeug unterbunden und mit einem Messer von der Nachgeburt gelöst, diese selbst aber vergraben. Das Kind wird mit kaltem Wasser gewaschen und dann der Mutter übergeben. Bald nach der Geburt geht die Frau ihrer Arbeit nach. Vom Gatten enthält sie als Geschenk einen Fisch, eine Ziege oder einen Korb Maniok, jedoch überläßt sie diese Geschenke gewöhnlich den assistierenden Freundinnen.

Das neugeborene Negerkind unterscheidet sich von dem neugeborenen Kinde der Europäer in der Farbe fast gar nicht. Ich hatte Gelegenheit, einen Negerknaben von seiner Geburt an in den ersten Stadien seines Lebens beobachten zu können; seine Hautfarbe war bei der Geburt rötlichweiß und klärte sich in den ersten Tagen zu einer gelblichweißen auf. Nach 14 Tagen nahm der Knabe eine hellbraune Schattierung an, und in der fünften Woche seines Lebens schon ging diese in das Negerschwarz über.

Die Beschneidung der Knaben ist allgemein Gebrauch; sie findet im ersten Lebensjahre ohne besondere Zeremonie statt. Es existieren keine besonderen Persönlichkeiten, welche die Handlung vornehmen, sondern der, welcher dieses Amt versteht, übt es aus und wird von dem Vater durch ein Geschenk, gewöhnlich ein Mabele-Panno, belohnt.

Das Erbrecht geht bei Häuptlingen nicht auf die Kinder, sondern auf den ältesten Sohn der ältesten Schwester über. Der Sohn muß in dem Orte wohnen bleiben, den der Vater bewohnt, er giebt ihm auch von der Jagdbeute oder vom Handelsgewinn ein gewisses Pflichtteil ab.

Der Baluba von Mukenge hat als neue Begrüßungsformel das „Moijo" angenommen; er ruft es dem zu, den er begrüßen will, und fügt verstärkend hinzu: „mutoketo". Die letzte Silbe bedeutet dann soviel wie: „weiter habe ich nichts zu sagen." Eine Verpflichtung, dem Höherstehenden zuerst den Gruß zu bieten, besteht nicht. Jeder beliebige Sklave kann Kalamba ein „Kalamba moijo" zurufen. Das Händeklatschen ist eine von den Kioko angenommene Sitte und wird fast überall beobachtet. Die Männer knieen dabei nieder und bestreuen Brust und Oberarme mit Erde, die Weiber dagegen berühren dieselbe nur mehrfach mit den Handgelenken. Durch Händeklatschen pflegt auch der Baluba seine freundschaftliche Gesinnung auszudrücken.

Knüpft er ein Gespräch an, so nennt er zunächst seine Charaktervorzüge und seine Verdienste. Sind sich die Personen geneigt, dann tauschen sie untereinander Geschenke aus. Glaubt indes jemand, sein Freund könne ihm durch seinen Fetisch Schaden zufügen, dann trinkt er mit ihm Blutsbrüderschaft, „Kijita" genannt:

dies dient zur festeren Begründung freundschaftlicher Beziehungen. Untereinander ist die Gastfreundschaft groß, Fremde hingegen, Leute, die aus einem fremden Gebiete kommen, werden nicht in die Hütten aufgenommen, sind sogar meist gezwungen, außerhalb des Ortes ein Lager zu bauen. Da, wo mir Hütten der Eingeborenen zur Verfügung gestellt wurden, wie zum Beispiel auf meiner Tour nach Kapuku-Kimbundu, wurden dieselben von den derzeitigen Insassen geräumt.

Die Blutrache ist bei den Baluba allgemein verbreitet. Der Tod eines Angehörigen kann an dem Mörder oder dessen Familie gerächt werden; ungestraft darf der Mörder dort niedergeschlagen werden, wo er angetroffen wird. Oft stecken die erbitterten Anverwandten die Hütte des Mörders in Brand und lassen ihn darin elend verbrennen. Gehört der Mörder einem anderen Stamm an, dann findet in der Regel ein Ausgleich dahin statt, daß den Angehörigen eine Entschädigung in Waren oder auch in Form von Sklaven übergeben wird. Ist der Mörder der Blutrache nicht erlegen, so findet seine offizielle Hinrichtung auf Befehl des Häuptlings statt. Zuerst muß er nach dem Gebot Kalamba's Riamba in sehr starker Dosis rauchen, so daß er betäubt zu Boden sinkt; dann wird er an Händen und Füßen gebunden und verbrannt.

Wenn Streitigkeiten zwischen einzelnen Persönlichkeiten entstehen, so ist es bei den Baluba, welche dem Riamba-Kultus nicht unterworfen sind, gebräuchlich, daß beide Parteien je einen Richter nach freier Wahl aussuchen, die alsdann über den Vorfall beraten und das Urteil sprechen. Ist der Verurteilte mit der Entscheidung unzufrieden, so kann er den Antrag stellen, daß er und sein Gegner Mbambu, jenen bekannten Gifttrank, trinken. Im Gebiet Kalambas ist der Gifttrank verboten, Kalamba selbst ist die höchste richterliche Instanz. Er verordnet Riambarauchen und spricht dann demjenigen Recht zu, der am längsten frei von Betäubung bleibt, oder er läßt die Gegner einen Ringkampf durchfechten, bei dem es an Faustschlägen nicht fehlt; wer die erste Verletzung erhält, ist im Unrecht.

Bei jedem Vergehen und Verbrechen, bei Diebstahl und Raub erhält Kalamba Anzeige und verfügt die Art der Bestrafung. Leichte Fälle werden mit Riambarauchen geahndet; im Wiederholungsfalle oder bei schweren Verbrechen erhält der Verbrecher so starke Riambapfeifen zu rauchen, daß er dabei zu Grunde geht. Selbstredend muß nebenbei für geraubte Gegenstände Ersatz geleistet werden. Erscheint es Kalamba zweckmäßig und bietet sich gerade eine günstige Gelegenheit, so wird der Missethäter verkauft. Auch bei Ehebruchklagen muß der Beschuldigte Riamba rauchen, Kalamba oder der Mann, welcher die Zeremonie leitet, bestimmt, wieviel Pfeifen der Angeschuldigte rauchen soll. Nach Erduldung der Strafe giebt der Kläger zum Zeichen, daß der Streit vergessen und die Schuld begraben ist, dem, der ihn verletzt oder geschädigt hat, Pemba, d. h. einen weißen Kreidestrich auf Stirn und Brust.

Erkrankt jemand und glauben die Angehörigen, daß eine Person die Schuld daran trägt, so berufen sie ein Kassanu zusammen. Jeder, der mit dem Kranken in Berührung gestanden hat, muß sich zum Riambarauchen einfinden und durch seine Ausdauer hierbei seine Unschuld beweisen. Derjenige, bei welchem

sich zuerst die Wirkung des Hanfes einstellt, ist der Fetischero und muß sich nun darüber verantworten, warum er seinen Fetisch auf den Kranken hat wirken lassen. Die Verwandten begeben sich alsdann nach der Hütte des Schuldigen und vernichten dieselbe durch Feuer. Mittel zur Heilung innerer Krankheiten besitzen die Baluba wenig; gegen äußere Verletzungen aber verwenden sie einen Brei aus der zerstampften Rinde mehrerer Lianenarten.

Syphilitische Erkrankungen kommen viel vor und geben häufig Anlaß zu Anklagen wegen Ansteckung.

Stirbt eine Person, so wird sie in ein Tuch gewickelt, an eine Stange gebunden und meist sogleich nach dem Begräbnisplatz getragen. Dieser befindet sich auf einer beliebigen Stelle des dem Verstorbenen gehörigen Feldes. Der Leichnam wird dann etwa einen Fuß tief unter der Erdoberfläche verscharrt. Kein Zeichen, keine Erinnerung markiert die Stelle, wo der Tote ruht. Infolge der geringen Tiefe der Gräber fallen die Leichen vielfach den Hunden als Beute zu, die sie ausgraben, fressen und die Knochen auf dem Felde verstreuen. Man findet deshalb häufig Schädel und Menschenknochen in der Umgegend der Ortschaften. Das Sterbehaus wird verbrannt, die anderen Wohnungen des Verstorbenen aber gehen auf die Söhne über. Das Gesicht jedes Toten wird mit Pemba beschmiert, weil der Baluba glaubt, daß der Verstorbene dann nach Tschilunga — dem schönen Lande, wo die Weißen wohnen — komme, aus welchem er später in seine Heimat zurückkehre.

Die Bekleidung der Baluba besteht in einem Hüfttuch, Brusttücher sind selten. Sehr viel häufiger dagegen sieht man Männer und Weiber ganz nackt. So ist es z. B. üblich, daß die Untergebenen ohne jede Bekleidung zum Baden gehen, bevor sie von ihrem Gebieter Pemba erhalten. Sie stehen ferner nackt vor dem Häuptling, wenn er ihnen Pemba giebt. Ich sah bei einem größeren Feste einen Trupp Männer von der Pemba-Erteilung vollkommen nackt nach dem Hauptplatz zurückkehren, wo sie neben den tanzenden Weibern ihre Pannos zusammengelegt hatten. Es erregte dies keineswegs Aufsehen. Man sah den gleichgültigen Gesichtern der Männer und Weiber an, daß der Vorgang ganz alltäglich war. Meta, die Schwester Kalambas, liebt es, bei feierlichen Gelegenheiten häufig zu erscheinen wie Eva, bevor sie vom verbotenen Baume gegessen hatte. Ihre ganze Bekleidung bestand dann in der allerdings bewunderungswerten Tättowierung, die den ganzen Körper bedeckte.

Im Tättowieren sind die Baluba Meister. Bei keinem anderen Negerstamme habe ich hierin eine solche Vollendung getroffen wie bei ihnen. Die Baluba bedienen sich beim Tättowieren kleiner Messer. Mit diesen schneiden sie die eigentümlichsten Arabesken in das Fleisch ein, dann spritzen sie eine beizende Flüssigkeit in die Haut und erzeugen so jene unschönen, welligen Linien, die die Gesichtszüge der einzelnen Individuen vollkommen umgestalten. Einzelne haben den ganzen Körper mit solchen hieroglyphischen Zeichnungen geschmückt. Die Mitte der Stirn und der Nabel sind in der Regel die Zentralpunkte für die vielfachen Verschlingungen. Um sie herum gehen gebogene Linien, die erst den

physiognomischen Konturen derselben folgen und dann plötzlich am Unterleib oder an den Nasenflügeln scharf abbiegen. Seitwärts dieser Linien sieht man vielfach Schnörkel, Rosetten, konzentrische Kreise und Brillenspiralen. Dazwischen liegen auch gerade Linien in Form von Quadraten, Rhomben und offenen Winkeln oder dieselben Muster in viereckiger und runder Punktierung.

Bei den Baluba östlich des Lubiabitutoflusses, wie überhaupt bei denen, welche außerhalb des Machtbereiches von Mukenge liegen, finden sich auch Tättowierungen vor, indessen sind sie einfacher und nicht mit solchem Raffinement über den ganzen Körper verbreitet. Die Tättowierungen sind, wie alle Putz- und Schmucksachen, der Mode unterworfen. Unter den Baluba von Mukenge und Umgegend kann man deutlich drei verschiedene Geschmacksrichtungen unterscheiden, die ich nach den Jahrgängen in drei Stufen, eine alte, eine mittlere und eine neue Stufe einteilen will. Die alte Art kennzeichnet sich durch unzusammenhängende Kreisrosetten, gerade Linien und in Art der Mäander-Verzierung gebrochene Linien. Die Stirn ist fast regelmäßig mit einer oder zwei Reihen von Vertikalstrichen versehen. Diese Art findet man bei allen älteren Männern und Weibern.

Die mittlere Zeichenmode hat die eckigen Figuren verworfen und dafür eine Fülle von wohlgeformten und ineinander verschlungenen Linien angenommen. Sie ist ohne Frage die reichhaltigste und schönste; sie ist am meisten bestrebt, die Arabesken den physiognomischen Körperformen anzuschmiegen. Die Jahrgänge der Dreißiger und Vierziger tragen diese Muster. Die neue Art endlich, deren Repräsentanten den jüngeren Jahrgängen angehören, beschränkt sich hauptsächlich auf den Kopf und ist selten auf der Brust und den übrigen Körperteilen zu finden. Die Zeichnungen sind graziös verschlungen und geschmackvoll arrangiert. Kalamba schafft bei der jüngsten Generation die Tättowierung gänzlich ab, er hält diese Sitte, nachdem er gesehen, daß kein Weißer derartige Gesichtszeichnungen trägt, für überlebt und abgeschmackt.

Nach wenigen Jahrzehnten werden deshalb tättowierte Baluba zu den Seltenheiten gehören. Da mehr oder weniger eine gewisse Übung zum Herstellen der Tättowierung gehört, so sind es immer nur gewisse Personen in den Orten, welche dieses Amt gegen Belohnung vornehmen, und bei denen, die viel bezahlen, auch eine größere Sorgfalt auf die Arbeit verwenden. Häuptlinge oder Anverwandte derselben sind deshalb meist schöner und reicher gezeichnet als andere Neger.

Eine andere Sitte, die allgemein im Innern Afrikas und auch bei den Baluba vorkommt, ist das Feilen der Zähne. Die Vorderzähne sowohl des Unter- wie Oberkiefers, die Eckzähne mit eingeschlossen, werden bei dem vorwiegend größeren Teil von beiden Seiten abgefeilt, wobei in der Regel die Zähne des einen Kiefers runde, die des anderen spitze Gestalt erhalten.

Der Baluba ist im allgemeinen ein schwacher und sehr genügsamer Esser, Fleischgerichte gehören zu den Seltenheiten. Die Eingeborenen von Mukenge nehmen täglich zwei Mahlzeiten zu sich, die eine des Morgens zwischen 8 und 10 Uhr, die andere des Abends, die Frau bereitet das Essen. Als Gefäße dienen

halbe Kalabassen. Maniokmehl und Bohnen werden mit der Hand zum Munde geführt, für Hirse und anderen Brei nimmt der Neger einen Holzlöffel. Gemeinsame Mahlzeiten finden nicht statt. Esser kommen und gehen, ohne auf die anderen Familienglieder Rücksicht zu nehmen. — Unter den Lebensmitteln nehmen Maniok, Hirse, Bohnen, Mais, Erdnuß und Bananen die erste Stelle ein. Neben diesen und den bekannten Fleischspeisen giebt es einzelne Gerichte, die dem Magen des Europäers schon bei dem Gedanken ein gewisses Unbehagen erzeugen. Im Februar und März jedes Jahres sieht man alle Hände beschäftigt, Raupen von den Bäumen aufzusammeln. Es ist keine bestimmte Art, welche hierbei den Vorzug hat, vielmehr wandert eine große Artenzahl dieser wenig ansprechenden Kriechtiere mit Wohlbehagen in den Magen der Schwarzen. Ihren Namen erhalten die Raupen nach dem Baum, auf dem sie vorzugsweise gefunden werden. So giebt es z. B.

1. Niassangelele, 8 cm lang, 1 cm dick, auf dem Rücken karminrot gefleckt.
2. Massangelende.
3. Dineiji, 5 cm lang, 1 cm dick, mit langen Stacheln auf dem Rücken
4. Kranerau, 5 cm lang, 1 cm dick mit langen Haaren.
5. Builarau, 5 cm lang, 1 cm dick von gelber Farbe. Die großen Raupen werden aufgeschnitten und ausgenommen; die kleinen aber so, wie sie sind, gekocht und in der Sonne getrocknet.

Ameisen werden ebenfalls mit Leidenschaft genossen. Unter ihnen giebt es drei verschiedene Arten, zwei große und eine kleine. Die ersteren bauen die bekannten Lehmhügel — die Termitenhaufen; die kleinere Art baut ihre Wohnung unterirdisch. Die Hauptfangzeit ist der Beginn der Regenperiode und der April; die kleinere Art wird beim Ausschwärmen aus dem Bau gefangen. Sobald das Ausfliegen der Tiere bemerkbar wird, entspinnt sich ein wahrer Wettlauf der Eingeborenen nach dem Ameisenbau. Ein kleines, hohles Flechtwerk aus Zweigen, die mit Blättern und Erde bedeckt sind, wird über den unterirdischen Ameisenbau gestellt. Die in großer Zahl ausschwärmenden Tierchen versuchen nun durch eine kleine Öffnung, welche an der Spitze des Flechtwerkes sich befindet, ins Freie zu gelangen, brechen sich hier aber im heftigen Drängen und Drücken die Flügel ab und fallen zu Boden, wo sie der Neger bequem sammeln kann. Die Baluba essen die Ameisen meist im gerösteten Zustand; ich sah aber auch manchmal, wie einzelne Leute beim Einfangen eine ganze Portion Ameisen von der Hand direkt in den Mund beförderten. Pitti, mein kleiner Negerdiener, hatte eine ganz besondere Vorliebe für die größere Termitenart. Als ich auf dem Kriegszuge gegen den Häuptling Katende in ein feindliches Dorf gekommen war, erbeutete er einen Topf mit gerösteten Termiten und verzehrte sofort den ganzen Inhalt, weil er befürchtete, andere Neger würden ihm den Raub abjagen. Die Folge seiner Mißgunst und Gier waren tüchtige Magenschmerzen, die ihn für den folgenden Tag ganz unbrauchbar machten.

Auch die großen grünen Heuschrecken werden bei den Baluba roh oder zubereitet genossen.

Ratten gehören ebenfalls zu den Lieblingsgerichten. Sie werden entweder auf der Jagd mit Pfeil und Bogen erlegt oder in Fallen gefangen.

Als Handelsprodukte des Innern nehmen Gummi, Elfenbein und Kopal die erste und alleinige Stelle ein.

In den Urwaldungen des Luebo, Zenu und anderen, so wie in denen des Baluba-Gebietes herrscht ein reicher Vorrat an Gummi; in einzelnen Urwaldungen, hauptsächlich in denen der Kioko-Gebiete, z. B. im Tschikapa-Thal, nimmt der bisherige Reichtum ab, weil die Kioko in unverständiger Rücksichtslosigkeit die Wurzeln der Gummipflanzen verletzen.

Elfenbein ist überall, aber nirgends in großen Mengen zu erlangen. Da, wo der Wert desselben durch den Handel bekannt geworden ist, steigen die Preise erheblich. Der Bakuba-Ort Lukengo, nördlich von Mukenge gelegen, soll einen großen Vorrat an Elfenbein bergen, der Häuptling will denselben indes nur zu fast europäischen Preisen verkaufen. Kalamba selbst besitzt kein Elfenbein. Elefanten kommen in seinem Gebiete nicht vor, nördlich seiner Grenze aber werden ab und zu solche Tiere erlegt. Jedenfalls gelangt von dort her manchmal Elfenbein nach Mukenge.

Kopal, jene verwertbaren Baumharze, kommen überall in den Urwaldungen in großer Menge vor. Ohne Zweifel liegen auch in den Erdschichten große Vorräte begraben. Die Eingeborenen benutzen den Kopal in manchen Gegenden zu Beleuchtungszwecken, kennen seinen sonstigen Wert aber nicht und bringen ihn deshalb auch nicht auf die Handelsmärkte.

Außer Mukenge gehören zu den hervorragendsten Handelsmärkten;

1. Kapuku-Kimbundu, Gummihandel. Verbindungen mit Kapungo, Kabao, Kanjoka, Mukenge und dem Bassongo-mino im Norden.

2. Kapungo und Kabao — Elfenbeinhandel. Verbindungen mit den Bakuba im Norden, Kapuku-Kimbundu und Tumba-Kimbari.

3. Mona-Tenda — Gummihandel. Verbindungen mit Kapuku-Kimbundu, Funikolle, Katschitsch, Mussumba, Tschileo und Mukenge.

Wenn ich die vorgenannten Orte als Handelsmärkte bezeichne, so ist dies nicht in dem Sinne zu verstehen, wie wir es in Europa anzunehmen gewöhnt sind. Der Handel beschränkt sich im wesentlichen auf kleine Händler; große Karawanen gehören zu den Seltenheiten. Die kleinen Händler strömen von allen Seiten den Märkten zu, setzen aber nicht immer dort ihre Waren um, sondern schließen die Geschäfte meist unterwegs ab, wenn sie anderen Händlern begegnen. Nicht jeder Negerstamm ist zum Handeln geboren und erzogen; der größere Teil verharrt mit Indolenz in seinem Gebiete und nimmt am Handel nur Teil, wenn solcher ihm durch vorüberziehende Karawanen geboten wird. So beschränkt sich eigentlich der bewegliche Handel auf die Angola-Neger, die Kioko und Bangalo. Den ersteren wird das Marschieren von Jugend auf anerzogen; sie lassen sich durch weiße Kaufleute oder Reisende für Reisen nach dem Innern anwerben und treiben den Kleinhandel nebenbei. Mit besonderer Vorliebe wählen sie Reisegelegenheit nach Mukenge und der Lunda-Residenz Mussumba.

Die Kioko, wohl die emsigsten aller Negerstämme des Innern, sind geborene Händler. Sie gehen nach Mukenge und darüber hinaus nach dem rechten Lulua-Ufer, nach Katende, Kapuku-Kimbundu, mit einem Wort in alle Distrikte der Baluba, dann aber auch nach Kapungo und Kabao, nach Mussumba und nach Malange und Dondo; nur das Gebiet der Bangala vermeiden sie, weil ihnen diese als Handelskonkurrenten schon viel Ungelegenheiten bereitet haben.

Die Bangala endlich erscheinen als Händler in Mukenge, Muata-Kumpana (Baluba-Ort), Kapuku-Kimbundu und in der portugiesischen Provinz Angola.

Aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Kavallerie von Hartmann.[1]

II.

Schluß des Berichtes an den Königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz vom 14. Februar 1850 aus Kiel.

Auf dem Lande, wo die dänische Bevölkerung durchaus vorherrschend ist, ist ein thätlich werdender Haß gegen die Deutschen nicht wahrzunehmen. Im Gegenteil sieht der dänische Bauer den im Herkommen nicht begründeten Schritten der Landesverwaltung mit Bedenklichkeit zu. Daß seine Sympathien für Dänemark und seine Abhängigkeit von dort erhalten bleibt, ist um so mehr erklärlich, wenn man erwägt, daß noch drei bis vier tausend Nordschleswiger in der dänischer Armee dienen, die als Permittierte einen entschiedenen Terrorismus auszuüben im stande waren.

Die Insel Alsen ist infolge der dort stationierten starken dänischen Besatzung gänzlich der dänischen Einwirkung unterworfen, und es möchte selbst die Autorität der Landesverwaltung dort nur eine äußerst beschränkte sein. Von Alsen aus wurden, seitens des Amtes Norburg, im Sundewitt Aushebungen der Dienstpflichtigen zur dänischen Armee in aller Form vorgenommen; von Alsen aus wurden die Düppeler Schanzen zerstört (worüber ich einen besonderen Bericht einreichen werde); von Alsen aus macht noch in diesem Augenblicke ein dänischer Offizier im Sundewitt topographische Aufnahmen.

Die schwedischen resp. norwegischen Truppen halten sich im allgemeinen den Zuständen von Nordschleswig gegenüber durchaus indifferent. Der General von Malmborg ist von dänischen Sympathien eingenommen und scheint seine Truppen der Landesverwaltung zur unbedingtesten Verfügung zu stellen. Dagegen wird auch ihm vielfache Rücksicht bewiesen. Ein Lokalblatt, der Ostsee-Telegraph, das

[1] Die in diesen Artikeln mitgeteilten Aktenstücke sind mit den im Königlichen Staatsarchive ruhenden verglichen, resp. durch diese kompletiert worden. Der Herausgeber.

in Flensburg erschien und einige Angriffe gegen den General und seine Truppen enthalten hatte, wurde trotzdem, daß die nach dem März 1848 erlassenen Preßgesetze sich nicht unter den aufgehobenen befinden, auf des Generals Ansuchen unterdrückt und der Redakteur ausgewiesen, während ein anderes Lokalblatt täglich von den heftigsten Invektiven gegen Preußen, den General und seine Truppen strotzt. —

Wenn die Klagen über die oben skizzierten Zustände Nordschleswigs fortwährend hier bei der Statthalterschaft als bei derjenigen Behörde eingehen, von der man dort einzig Abhilfe erwartet, so wollen Ew. Exzellenz glauben, daß es seitens dieser einer ruhigen und gehaltenen Erwägung der allgemeinen Verhältnisse bedarf, um in richtiger Weise die wiederkehrenden Bitten um ein Einschreiten abzuweisen. An den Ausbruch von Ementen ꝛc. im Norden Schleswigs glaube ich nicht. Die Deutschen sind daselbst für den Augenblick gänzlich niedergeschlagen und mutlos, der Sinn der Bevölkerung auch zu bedachtsam und ruhig.

Betreffs der Bildung eines neuen Provisorii hat in Südschleswig die Idee der Teilung Schleswigs vollen Eingang gefunden; der Norden, mit Einschluß der Deutschen, erklärt sich aber auf das lebhafteste dagegen; und wohl möchte es zweifelhaft sein, ob man die letzteren der Gewaltsamkeit der Dänen ohne sicherstellende Garantieen würde überlassen dürfen. Allgemein aber ist die Achtung für die Mitglieder der Statthalterschaft und muß hierin ein besonders starker Hebel für die bis dahin gelungene Erhaltung der Ruhe gefunden werden.

Schließlich füge ich noch die Mitteilung bei, daß in dem letzten vielbesprochenen Exzesse in Schleswig eine Marktungezogenheit zu sehen ist, hervorgerufen durch leichtsinniges zur Schau-tragen dänischer Sympathieen seitens einer Flensburger Verkäuferin. Folgerungen irgend welcher Art sind daraus nicht zu ziehen.

Der General von Hahn hat, sowohl hier wie in Süderstapel, zu energischen Erklärungen resp. Schritten sich veranlaßt gesehen, die eine Wiederholung von dergleichen Auftritten sehr unwahrscheinlich machen.

Hartmann
Hauptmann im großen Generalstabe.

An den Chef des großen Generalstabes Herrn General von Reyher.

Kiel, den 18. Februar.

Um dem Wunsche, welchen Ew. Exzellenz mir bei meinem Abgange von Berlin aussprachen, nachkommen zu können, hatte ich gehofft, nach wenigen Wochen von hier zurückkehren zu dürfen. Als die hiesigen Verwickelungen gegen Erwarten nicht so bald einer endlichen Lösung zugeführt wurden, erschien es dem Herrn Minister des Auswärtigen nicht thunlich, daß meiner Bitte, in mein Berliner Verhältnis zurückkehren zu können, nachgegeben würde. Mit den letzten Tagen ist nun allerdings die Entscheidung nach der einen oder der anderen Seite hin sehr viel näher gerückt, ich glaube aber doch nicht, daß ich binnen der nächsten Wochen Kiel werde verlassen dürfen. Es scheint dem Ministerium gerade jetzt von

Wichtigkeit zu sein, einen Berichterstatter hier zu haben, der durch seinen längeren hiesigen Aufenthalt schon die Zustände kennt und die Verhältnisse richtig zu würdigen weiß.

Im Sinne der mir gewordenen vertraulichen Aufträge habe ich während meines Aufenthaltes in den Herzogtümern mehrere interessante kleinere Reisen gemacht, so über Flensburg nach Gravenstein und Apenrade, und später über Schleswig nach Husum.

Die Zustände im Herzogtum Schleswig sind von der traurigsten Art. Im Norden der Demarkationslinie eine Gewaltherrschaft, die in der That jedes Rechtsgefühl verletzt, im Süden eine volle Regierungslosigkeit oder jetzt, da die Statthalterschaft von hier aus die Zügel der Regierung wieder aufnahm, eine wahre Regierungsverwirrung. Der Waffenstillstand vom 10. Juli v. J., ohne wirkliche Kenntnis der Streitfragen und des Landes abgeschlossen, ließ außerdem noch eine Menge wichtiger Punkte ganz bei Seite liegen und legte den Keim zu Zuständen, deren Abänderung nach den ersten Wochen ihres Bestehens mit aller Entschiedenheit hätte erstrebt werden müssen.

Die Friedensunterhandlungen in Berlin werden hier teils mit Argwohn, teils ohne Hoffnung auf Erfolg betrachtet. Man wird den Versuch machen, durch direkte Verhandlungen mit Kopenhagen eine größere Berücksichtigung des hier eingewurzelten Rechtsbewußtseins zu erreichen. Der Anschluß an Deutschland wird damit freilich kein engerer werden.

Mit großer Befriedigung muß man hier auf dasjenige sehen, was die preußischen Offiziere binnen kurzer Zeit geschaffen haben. Die kleine auf 32000 Mann zu bringende Armee berechtigt zu großen Erwartungen. Es wäre ein bedeutender Nachteil, wenn sie der Wehrkraft Norddeutschlands verloren ginge. Die preußischen Offiziere sind freilich ein mächtiger Bestand in ihr und würden ihr kaum ersetzbar sein.

Mit der Bitte, Ew. Exzellenz wollen die längere Ausdehnung meines hiesigen Aufenthaltes, als in den Aufträgen des Herrn Ministers des Auswärtigen begründet, nicht mir zur Last legen, habe ich die Ehre mich zu zeichnen

Hartmann
Hauptmann im großen Generalstab.

Bericht.

An den Königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz.

Berlin den 20. Februar 1850.

Ew. Exzellenz erlaube ich mir ganz ergebenst in dem Nachfolgenden den wesentlichen Inhalt eines Gesprächs wiederzugeben, welches ich mit den Mitgliedern der Statthalterschaft in Kiel und dem dortigen Departementschef von Harbou am Tage meiner Abreise von dort hatte und welches ich so als die dort herrschenden politischen Ansichten und Sympathieen bezeichnend erachte, daß ich glaube, es nicht unterlassen zu dürfen, Ew. Exzellenz davon Mitteilung zu machen.

Graf Reventlou begann ungefähr mit folgenden Worten: „Sie sehen, die Sachen sind hier dringend, das Messer sitzt uns an der Kehle, von finanziellen Sorgen, von sozialen Bewegungen werden wir gedrängt; die Lage Schleswigs ist pitoyabel, wir können es bei unserem Gewissen nicht verantworten, dort die Demoralisation und das Elend länger zuzulassen. Wir müssen wissen, was wir von Preußen zu erwarten haben, ob wir auf Schutz, auf Unterstützung rechnen dürfen."

Worauf ich erwiderte: „Wenn ich Sie recht verstehe, so wünschen Sie, daß ich in Berlin Ihre dringenden Wünsche vortrage, die Friedensunterhandlungen baldigst zu einem Abschlusse gebracht zu sehen."

Graf Reventlou: „Wir bedürfen eines Mehreren, wir müssen wissen, wohin die Absicht Preußens geht? Ob unsere Ansprüche, die Grundlage unserer ganzen Erhebung, wenn auch durch die Verhältnisse modifiziert, von Preußen anerkannt werden und in wie weit es entschlossen ist dieselben zu vertreten? Ob man die Friedenspräliminarien als unveränderliche Grundlage des Friedens hochzuhalten oder auf den Bundesbeschluß von 1846 zurückzugreifen denkt? Wir können nicht mehr warten, wir müssen uns entschließen; läßt uns Preußen allein, so tritt für uns eine andere Logik ein; so schwer uns der Entschluß wird, wir dürfen dann nicht mehr hoffen, den vollständigen Anschluß an Deutschland als das Endziel unserer Bestrebungen zu sehen. Die Unzertrennbarkeit der Herzogtümer geht uns über alles; wir werden dieselbe in anderer Weise zu erreichen streben."

Der Unterzeichnete: „Ich möchte dagegen erwidern: erstens, daß ich glaube, daß Ihr Interesse und Ihre Zukunft überhaupt nur mit dem Deutschlands Hand in Hand gehen können. Dann scheint mir bei dem zunächst zu Erstrebenden zweierlei ganz auseinander gehalten werden zu müssen: Das Provisorium und das Definitivum. Das letztere in günstiger Weise zu erlangen, scheint mir durchaus nicht der Zeitpunkt zu sein; die politische innere Lage Deutschlands, die selbst noch nicht eine definitive ist und welche keine große Kraftentwickelung gestattet, scheint dem zu widersprechen. Es möchte vielleicht in Ihrem Interesse liegen, die Frage jetzt nicht zum Definitivum zu drängen, sie im Gegenteil als eine offene betrachtet zu sehen. Es würde sich demnach jetzt nur um ein neues Provisorium handeln. Nach Ihrer Meinung, so wie ich Sie verstehe, müßte dieses Provisorium ein der Grundlage Ihrer Erhebung möglichst entsprechendes sein. Und es wäre demnach Ihr Wunsch, daß sich Preußen darüber ausspräche, ob es entschlossen wäre, für die Erreichung eines solchen eventuell noch einmal mit seinen materiellen Kräften einzustehen."

Sämtliche drei Herren stimmten darin ein, daß dies es sei, worum es sich eigentlich handle, und daß sie mich angingen, dies in Berlin zur Sprache zu bringen.

Der Unterzeichnete: „Es kommt demnach ferner darauf an, was sie ein Provisorium nennen, welches die oben angezogenen Eigenschaften besäße."

Beseler: „Eine gemeinschaftliche konstitutionelle Regierung."

Der Unterzeichnete: „Ich möchte fragen, ob Sie nicht willens wären, die viel besprochene Idee, die sich in Südschleswig durchaus Eingang verschafft hat, die Teilung Schleswigs, hierbei mit in Erwägung zu ziehen."

Graf Reventlou: „Das ist eine Idee, aufgestellt im rein deutschen Interesse."

Der Unterzeichnete: „Nicht so sehr im Interesse Deutschlands als im Interesse Ihres vollständigen Anschlusses an Deutschland, und ich sollte denken, daß damit wesentlich Ihren Interessen gedient wäre, und daß diese Opfer forderten."

Beseler: „Wir würden uns die Teilung gefallen lassen, wenn damit unter Vermeidung des Krieges ein Definitivum angebahnt würde."

Graf Reventlou und von Harbou waren nicht ganz der Ansicht, kamen aber doch endlich dahin überein, daß sie, auch unter der Bedingung einer Teilung Schleswigs, den Anschluß an Deutschland als das vorzüglichst zu Erstrebende ansehen würden.

Es entwickelte sich nun ein Gespräch, in welchem mehr subjektive Ansichten ausgetauscht wurden, und welches demnach der weiteren Mitteilung weniger ein Gegenstand von genügender Wichtigkeit sein möchte.

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstabe.

Privatbriefe.

Berlin, den 25. Februar.

Seit Dienstag Abend bin ich hier, habe aber vor Besuchen und manchen Arbeiten, die noch nachträglich eingeliefert werden mußten, noch nicht zum Briefschreiben kommen können. — Die Verhältnisse in Kiel ꝛc. erschienen mir so dringend, daß es mir wohlgeraten schien, persönlich hierher zu gehen auch bevor der nun seit drei Wochen erwartete Kommissarius einträfe. Man hat dies hier sehr gebilligt und sich noch nicht entschieden, ob und wann ich wieder nach Kiel zurückgehen soll. Ein Blick in unsere außerpolitischen und diplomatischen Verhältnisse ist mir interessant, aber gerade nicht erquicklich gewesen, der Dualismus zwischen Kabinet und Ministerium, der in allen Sphären unseres politischen Lebens hindernd wirkt, macht sich auch hier geltend. Wenn da die Erwägung unserer Interessen sich auch Bahn brechen möchte, dort treten Sympathien und Antipathien dazwischen, ausgebeutet durch eine Partei, die verblendet und selbstinteressiert ist, und erschweren und motivieren, hindern und stören auf das Entsetzlichste. — Mir ist mein Aufenthalt in den Herzogtümern außerordentlich interessant gewesen; er hat mich mit bedeutenden Menschen und mit Verhältnissen bekannt gemacht, wie sie sich in Deutschland sonst nirgends ursprünglicher und dadurch mächtiger in sich erhalten haben. Ich sehe nicht ohne Besorgnis für die nächste Zukunft der Herzogtümer dem Nächstkommenden entgegen, bin aber fest überzeugt, dieselbe Zähigkeit, mit der sie jetzt den Widerstand gegen die ihnen aufgedrungene, unnatürliche Landesverwaltung seit sieben Monaten in allen Richtungen durchführen, wird auch dafür Bürge sein, daß die Danisierungsbestrebungen scheitern. —

Kiel, den 4. März.

Am 25. v. Monats, abends spät, erhielt ich den Befehl, am Morgen des 26. von Berlin wieder abzugehen und dem General von Hahn in Schleswig zunächst Aufträge seitens des Ministeriums zu überbringen. Meine Reisegesellschaft von Berlin nach Hamburg war wunderlich genug zusammengesetzt; ein rückkehrendes Mitglied der zweiten Kammer, aus Koblenz, ganz eingehüllt in den Nimbus eines Gesetzgebers; ein Juwelenhändler und ein Geschäftsmann aus Berlin mit Frau, die noch nie weiter wie bis Potsdam ihre Heimat verlassen hatten; alle drei des gewöhnlichen Berliner Schlags, Gascogner mit gutem, trockenem Witz, der in einem Deutsch vorgebracht wurde, das nicht in drei Worten richtig war. Der eine die Revolution verwünschend, den Absolutismus zurücksehnend, weil unter seinen milden Flügeln nur die Juwelen preiswürdig verkauft würden; der andere, fleißiger Leser der Urwählerzeitung, der sich indessen von dem rheinischen Gesetzgeber gern von der neuen großen Zukunft, die durch die neuen Gesetze dem Vaterlande werden würde, sich selbst wer weiß welchen Vorteil schmeichelnd, belehren ließ. Dazu noch ein seltsames Stück von einem abgegangenen Leutnant, der große Reisen gemacht, besonders mit dem Könige von Portugal befreundet zu sein erzählte, dennoch aber die Intimität des Berliner Ehepaars nicht verschmähend. Dazwischen ich, brummend, ganz schlechter Laune. Die Fahrt erschien mir sehr lang; endlich brachte mich die Post von Rendsburg nach Schleswig. Der General von Hahn war nicht wenig überrascht, ja erschüttert durch die Nachrichten, welche ich ihm brachte, mit allen Leuten, die tiefer sahen, die Überzeugung teilend, daß unsere Politik keine guten Früchte reifen wird. Eine Rückäußerung des Generals auf die von mir überreichten Depeschen erschien notwendig, worauf ich die Anwort von Berlin aus gern in Schleswig abwarten wollte. Ich benutzte die mir dadurch werdende Zeit zu einem Ausflug nach Husum, wo die Landesverwaltung mehr wie irgendwo Verwirrung angerichtet hat. Es ist wunderbar, wie trotzdem alles in Ruhe und Ordnung lebt. — Neben dem, daß ich große Freude daran hatte, meinen alten Kameraden, den Rittmeister von Kaisenberg, wiederzusehen, hat mich Husums Hafen und die neuen Deichbauten, welche ihn schützen sollen, außerordentlich interessiert. Eine Fahrt in die See hinein im kleinen Boot nach Tisch bei sehr trübem und schlechtem Wetter war höchst komisch. Wir kehrten erst sehr spät zurück. —

Am 2. d. Mts. war noch keine Antwort aus Berlin in Schleswig eingegangen; ich fürchtete den Präsidenten Vollpracht, welcher Tags nach mir Berlin verlassen hatte und sicher gesandt war, um als Mitglied des Verwaltungsrats auf Wunsch des Interims die hiesigen Verhältnisse zu beurteilen, zu verfehlen und ging daher über Rendsburg von Schleswig hierher zurück. In Rendsburg konnte ich einiges Interessante sehen, besonders das wohlausgerüstete Zeughaus, in welchem unter andern die sämtlichen Geschütze (mit Ausnahme von Dreien) des Christian VIII. und der Gefion paradieren. Das Brustbild vom König Christian VIII., welches das nach seinem Namen getaufte Linienschiff zierte,

ist schön und muß, aus der Wassertiefe in die Höhe starrend, einen enormen Effekt gemacht haben. —

Als ich Sonntags in Kiel eintraf, war mein Präsident Vollpracht bereits nach Schleswig abgegangen; ich hatte also beides, Antwort aus Berlin und Präsidenten, verfehlt.

Gestern nahm mich gleich nach meiner Ankunft Bonin in Beschlag. Erst nach langer Unterredung kam ich los. Ein sehr gut serviertes Diner mit lebhafter Unterhaltung verwischte bei mir nicht den Eindruck, welchen mir sein fast haltloses Aufbrausen über die politische Lage gemacht. — Es waren Graf Reventlow-Altenhof mit Gattin, Graf Reventlou-Preetz mit Tochter, Gräfin Rantzau mit Tochter, Grüter und Bonins Sohn, dazu noch einige Kieler Herren zugegen. Zu morgen bin ich zum Diner nach Altenhof eingeladen. Dann habe ich aber wieder Berichte zu schreiben, welche schwierige Arbeit sind, mein Urteil über die hiesigen Verhältnisse lehnt sich zu sehr gegen die Pläne unseres Ministeriums auf, und dieses ist es, warum ich, abgesehen von der erneuten Trennung von meinem häuslichen Glücke, so ungern hierher zurückging. Ich mußte mit Übernahme der neuen Aufträge meine eigenen Sympathien gefangen legen. — Man wollte ja aber wiederum jemanden herschicken, und da mußte ich mir sagen, daß ich mit der bereits gewonnenen Einsicht in die hiesigen Zustände und dem bei den Leitern derselben bereits gewonnenen Vertrauen und zudem durch mein Verhältnis zu Usedom am unmittelbarsten und eindringlichsten für eine richtige Auffassung in Berlin, soweit dieses überhaupt noch möglich ist, wirken könne.

Deutschland ist in das Stadium der Reaktion getreten, die nun unter den verschiedensten Masken, als Partikularismus und Aristokratismus, als Krämergeist und als Servilität fast mit Hohn auch das Wahre und Ächte in der Bewegung vom Jahre 1848 zersetzt und zu Lumpen macht. Ohnmächtiger und elender ist Deutschland selbst unter Napoleons Fahnen nicht gewesen als jetzt. Sympathien und Antipathien regeln das marklose Thun der Diplomaten. Ich kann nicht sagen, mit welchem Ekel mich der Blick in dies Gewebe von Schlaffheit und Unwahrheit, welchen ich seit vier Wochen thue, erfüllt hat. Cela marche bien, die Reaktion; die Zeit geht jetzt schneller wie je; man kommt rascher an sein Ende; les extrèmes se touchent; wie dann!! Möge Rumanns Wort von der Revolution, die an den Thronen nicht stehen bleibt, nie wahr werden. Ich fürchte, die beiden Herzogtümer Holstein und Schleswig werden auch ein Opfer dieser Reaktion, die in blinder Wut alle Merkmale vom Jahre 1848 vertilgen möchte, selbst wenn dieses mit Aufopferung von Ehre und von eine große Zukunft versprechenden Verhältnissen wäre. Die Dänen, demokratischer als alle Welt, rüsten mit großer Energie; hier sind die Dinge nicht mehr zu halten. Es fehlt dem isolierten Herzogtum Holstein das Geld, das aus Schleswig nach Flensburg wandelt; die Zustände in Schleswig sind über jede Benennung schauderhaft und demoralisierend. Keine Hülfe von Deutschland zu hoffen! Die 31000 Mann starke Armee der Herzogtümer wird eben mobil gemacht. Die nächsten Monate bringen wahrscheinlich einen Zusammenstoß. Der endliche Sieg kann wohl kaum

zweifelhaft sein, wenn man bedenkt, daß Rußland als Reserve hinter Dänemark steht. Dann diktiert Dänemark auch dem deutschen Holstein. Sollte aber wirklich den Herzogtümern Sieg zu Teil werden, dann machen sie Frieden mit Dänemark und wenden dann Deutschland, das sie verließ, sicher den Rücken. —

An den königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Herrn Freiherrn von Schleinitz, Exzellenz.

Kiel, den 4. März 1850.

Euer Exzellenz habe ich die Ehre, die ganz ergebenste Mitteilung zu machen, daß ich gestern von Schleswig hier eingetroffen bin. Ich hatte gehofft, dort noch eine definitive Entscheidung über die eventuelle Konzentrierung unserer Truppen abwarten zu können, bevor ich hierher zurückginge, ohne darum den Herrn Präsidenten Vollpracht zu verfehlen. Indessen als ich der Verzögerung jener Entscheidung wegen nun doch nach Kiel abging, war gerade am nämlichen Tage der genannte Herr von hier nach Schleswig abgereist, so daß ich denselben nicht mehr angetroffen habe.

Mit der Rückkehr des Herrn von Harbou aus Berlin hat, wie es scheint, die bis dahin zuwartende Politik der Statthalterschaft eine andere Wendung genommen. Man ist entschlossen, die Initiative zu ergreifen und die Verhältnisse beider Herzogtümer von hier aus einer Abänderung entgegen zu führen. Man muß in den nächsten Tagen dem entgegen sehen, daß von Seiten der Statthalterschaft Regierungshandlungen in Schleswig werden vorgenommen werden. Es scheint das Wahrscheinlichste, daß dieselben dahin gehen werden, sich der Geldkräfte des letztgenannten Herzogtums wiederum zu bemächtigen; wenigstens war die hier heute aus Berlin eingegangene Mitteilung, daß man auf einen in Betracht der Verpflegungsliquidationen aus dem letzten Feldzuge zu leistenden Geldvorschuß von dort nicht rechnen könne, von, in erstgenannter Beziehung, entscheidendem Eindrucke. Man wird, wie ich glaube, gleichzeitig die Permittierten der Armee einberufen, indem man darüber klar ist, daß mit jenen Maßregeln sich Preußen auf die geheimen Artikel zurückziehe, dagegen demnächst Dänemark von Alsen und Jütland her mit seinen Truppen einmarschieren wird. Damit würde das Signal zur diesseitigen Überschreitung der Eider und zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten gegeben sein. Die Landesversammlung wird für die zweite Hälfte des Monats einberufen werden und voraussichtlich die Statthalterschaft in der neuen Richtung ihrer Politik auf das Entschiedenste unterstützen.

Indem mir der angedeutete Gang der Begebenheiten nach den übereinstimmenden Äußerungen der Mitglieder der Statthalterschaft und des kommandierenden Generals als fast unzweifelhaft zu sein scheint, erlaube ich mir nochmals der hier kommandierten und beurlaubten preußischen Offiziere zu erwähnen. Es sind deren noch, mit Einschluß des General von Bonin, 25, während 11 andere nur unter Vorbehalt des Rücktritts bis zum 1. Oktober 1850 den Abschied aus unserem Dienst behufs Eintritt in den hiesigen erhalten haben. Gerade die bedeutendsten Stellungen in der Armee werden von preußischen Offizieren bekleidet.

Dieselben sind durch das maßlose Vertrauen, welches man ihnen hier gezollt hat, sowie durch die ihnen angewiesenen Stellungen nicht allein hier auf das Mannigfaltigste verpflichtet, sondern auch mit der Ehre und den Interessen der holsteinischen Armee vielseitig verwachsen. Euer Exzellenz wollen daraus entnehmen, daß gerade unter diesen Verhältnissen eine Rückberufung der Offiziere in dem Augenblicke, wo hier das ganze Land und die Armee einen Krieg erwartet oder wo gar die unmittelbare Eröffnung der Feindseligkeiten bevorsteht, jene Herren in die eigentümlichsten Konflikte zwischen ihrer militärischen Ehre und ihren Verpflichtungen gegen ihren eigentlichen Kriegsherrn führen würde. Diese Konflikte würden um so größer sein, als die Offiziere der obenbezeichneten Kategorien, mit Ausnahme des Generals von Bonin, ihren Gehalt und ihre Geldkompetenzen von der diesseitigen Regierung und nicht von Preußen beziehen, ja als noch in diesen Tagen hier seitens Preußen die Forderung gestellt worden ist, daß die bis dahin noch einzig von jener Seite bestrittenen Geldkompetenzen der Offiziere, die hier zum Stabe des Generalkommandos kommandiert waren, für die ganze Dauer ihres Kommandos aus hiesigen Kassen zu ersetzen wären. Ich erlaube mir dabei noch darauf aufmerksam zu machen, daß man bei Austeilung von preußischen Dekorationen nach dem Feldzuge 1849 keinen Bezug auf diejenigen Offiziere genommen hat, welche in der schleswig-holsteinischen Armee mitgefochten haben, und daß damit hier wohl der Gedanke aufgetaucht ist, daß man die hier geleisteten guten Dienste nicht für solche Preußen geleistete ansähe. — Faktisch sind die genannten Offiziere unendlich auf eventuelle Maßregeln Preußens in Betreff ihrer gespannt. In ihren Kreisen wünscht man, daß ein Modus gefunden werden möchte, welcher es ihnen möglich machte, beiden Beziehungen, gegen Preußen und gegen Holstein, Rechnung zu tragen. Es scheint mir fast unzweifelhaft, daß ein großer Teil jener Herren mit der wirklich eintretenden Rückberufung seinen Abschied aus preußischem Dienst fordern wird; und wäre es vielleicht möglich, gerade hiermit jenen gewünschten Modus in Verbindung zu bringen.

Weitere Mitteilungen werde ich die Ehre haben, in den nächsten Tagen ganz ergebenst einzusenden.

Hartmann,
Hauptmann im Generalstab.

Bericht an den königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz, Exzellenz.

Kiel, den 6. März.

Ew. Exzellenz gebe ich mir die Ehre in dem Nachfolgenden eine hier eben eingegangene Mitteilung aus zuversichtlicher Quelle über die Rüstungen der Dänen ganz ergebenst mitzuteilen:

Abschrift:

„Unter Bezugnahme auf dasjenige, was ich schon früher mitgeteilt habe, stelle ich die Befestigung der Düppeler Höhen beim ersten feindlichen Ge-

danken in bestimmte Aussicht. Die dort befindliche vortreffliche militärische Position wird man sich bemühen, mittels eines Kreises von Lünetten, mit dem schwersten Geschütz montiert, wahrhaft haltbar zu machen; man wird einen Teil der jetzt vorhandenen, trefflich konstruierten, allgemein belobten Werke dabei benutzen, den Rest aber sofort zerstören. Der Plan ist natürlich längst entworfen, die Arbeitskräfte kalkuliert und auf 6000 Tage veranschlagt.

Die Rüstungen werden sehr still hier betrieben, zum Frühjahr hofft man eine Armee von 54000 Mann auf die Beine zu bringen. Augenblicklich ist man mit der Ausrüstung der 13. Batterie beschäftigt. Das Verhältnis der Offiziere und Unteroffiziere zu den Gemeinen ist indes sehr mäßiger Art, da erstere schwer zu rekrutieren sind. Die Armee wird daher trotz des Wachsens nicht unbedeutend geschwächt werden, namentlich während der ersten Monate. Die übermäßige Stärke der Bataillone bis zu 1600 Mann wirkt auch bedeutend zum Nachteil; leichter jedoch als solche Bataillone sind die drei aus Schleswigern bestehenden, welche bisher kaum 400 Mann gezählt haben mögen. Doch hofft man, daß sich beim Ausbruch des Krieges der Rest stellen wird (?)"

Diese von Sachkenntnis zeugende Mitteilung findet ihre Bestätigung in einer großen Anzahl anderer Nachrichten und in der unausgesetzten Thätigkeit der Dänen im Sundewitt und auf Alsen. Im Sundewitt, also in nächster Nähe von Flensburg, arbeiten unausgesetzt zwei dänische Offiziere an den detailliertesten Aufnahmen des Terrains; Besichtigungen der Positionen bei Düppel von Alsen aus haben mehrfach stattgefunden. Die Brücke zwischen Alsen und dem Festlande soll wiederum geschlagen worden sein. Über Hamburg sind die Nachrichten eingegangen, daß man bis zu den Leuten von 36 und 37 Jahren greift, um die Verstärkungs-Bataillone zu rekrutieren. Für Bemannung der Flotte wird alles notiert, was nur irgend als seegewohnt anzusehen ist. —

Wie ich Ew. Exzellenz die Ehre hatte unterm 4. d. M. gehorsamst mitzuteilen, so glaubt man andererseits hier in Kiel, die Dinge nicht mehr halten zu können. In einer Staatsratssitzung am 4. ist man freilich, wie es mir scheint, noch nicht zu einem bestimmten Entschlusse gekommen. Doch ist man fest entschlossen, den Hebungsbeamten im Herzogtum Schleswig die offizielle bestimmte Weisung zugehen zu lassen, die eingehenden Gelder nach Rendsburg zur Hauptkasse abzuliefern. Man knüpft daran die Hoffnung, in den Stand gesetzt zu werden, die Berufung der Landesversammlung verschieben zu dürfen und Zeit zur Vornahme der neuen Wahlen für dieselbe zu gewinnen. Eine Einberufung der Permittierten ist in den nächsten Tagen zu erwarten. Ich habe mir erlaubt, wieder und wieder hier geeigneten Ortes auf die Folgen solcher Schritte aufmerksam zu machen. Man hat mir immer erwidert: „Die Dinge sind nicht mehr zu halten!" und allerdings liegen in den *Finanzverlegenheiten*, in den *mehr und mehr sich unglücklich gestaltenden Verhältnissen Schleswigs*, in der *öffentlichen Meinung*, in dem *Mangel aller Unterstützung von außen* so starke Motive, daß sie, sich von Tage zu Tage lavinenartig verstärkend, drohen, die jetzige Regierung zu stürzen und dieselbe zu einem Akte der Verzweiflung

zu treiben. — Es scheint mir nach Erwägung aller hier mitwirkenden Verhältnisse, daß die Dänen mit der Vornahme von Regierungshandlungen im Schleswigschen seitens der hiesigen Regierung den Waffenstillstand faktisch als gebrochen ansehen und von Preußen fordern werden, sich auf die geheimen Artikel zurückzuziehen. Sie werden sofort mit ihren Kräften einrücken und somit früher konzentriert im Herzen von Schleswig stehen, als die diesseitige Armee sich der wichtigen Stellung von Bau bemächtigen kann. Ich habe versucht, hier wieder und wieder auf die Ungunst solcher Eventualitäten aufmerksam zu machen. Man erkennt das alles an, man fühlt die Schwere des Moments, glaubt aber sich seinem Gewicht nicht mehr entziehen zu können. Dabei ist der leitende Grundgedanke aber, daß man dahin trachten müsse, die Dänen aus Schleswig herauszuschlagen, sich wieder in Besitz des Landes zu setzen, um dann mit Dänemark direkt in Friedensunterhandlungen zu treten, denen allerdings eine günstigere Basis als jetzt zu Grunde liegen würde und welche eine Losreißung Holsteins von Deutschland nicht als ein unmögliches Endresultat haben könnte. — In dem Bewußtsein des hiesigen Volkes ist nun einmal die Untrennbarkeit der Herzogtümer als ein Hauptersordernis ihres politischen Lebens das Endziel alles Strebens geworden. Die ganze Bewegung der letzten Jahre beruht auf diesem Grunde, der Anschluß an Deutschland war hier nur Mittel zum Zwecke. In Preußen und Deutschland dagegen war gerade jener Anschluß das in erster Linie Erstrebte. Wäre das Resultat der Anstrengungen von 1848 und 49 ein durchaus günstiges gewesen, so hätten beide Tendenzen im Endpunkte ein gemeinschaftliches Ziel gefunden. Mit dem Abschluß des Waffenstillstandes vom 10. Juli aber traten sich beide gegenüber, und augenscheinlich kommt dies hier täglich mehr zum Bewußtsein. —

Das Anschreiben, welches seitens der Stallhalterschaft an Preußen betreffs der für Erfurt vorzunehmenden Wahlen gerichtet war, und welches in die Hände des Herrn von Biegeleben aus der Interims-Kommission gelangte, sowie die Abberufung des Grafen Reventlow-Farve aus Wien, haben in letztgenanntem Orte sowohl wie in Frankfurt die Mienen, welche anfangs freundlich lächelten, in sehr ernste verwandelt. Man scheint hiernach in Kiel auch nicht auf Hilfe von dort her zu rechnen. —

Heute ist die Nachricht aus Berlin hier angelangt, daß auf eine Aufhebung der Exekution im Schleswigschen nicht zu rechnen sei. Dieselbe hat hier sehr niederschlagend gewirkt. Man legte großes Gewicht auf die Aufhebung, weil man glaubte, damit die Schleswiger Bevölkerung wieder etwas beschwichtigen zu können und so Zeit zu gewinnen.

Jeden Faden, der ein Temporisieren zuließe, möchte man hier benutzen; und es scheint mir unzweifelhaft, man würde selbst jetzt noch von allen Regierungsmaßregeln in Schleswig Abstand nehmen, wenn Preußen schleunige und entschiedene Schritte zur Anbahnung eines neuen Provisoriums thäte. In dieser Beziehung ist die Idee des provisorischen Regiments durch den Prinzen Ferdinand eine mehr und mehr beliebt werdende. —

Über die mehr und mehr überhand nehmenden Exzesse der Dänen und der neu eingesetzten Behörden im Norden Schleswigs gegen die deutsche Bevölkerung, sowie über den Durchmarsch der dänischen Dragoner bin ich nicht im Stande genaue Nachricht zu geben. Der Moment hier in Kiel ist zu wichtig, als daß ich mich von hier fortbewegen könnte.

Vielleicht möchte der Durchmarsch jener Dragoner aber wohl den Anlaß zu einer direkten Anfrage bei der Landesverwaltung geben. Man hat in derartigen Beziehungen in Flensburg seitens der Verwaltungs-Kommission immer viel Nachsicht geübt. Der dänische Train und ein Oberstleutnant des Generalstabes an der Spitze des dänischen Kommissariates sind davon Zeuge. —

Im Begriff diese Zeilen zu schließen, erhalte ich die Mitteilung des Herrn General von Bonin, daß die Einberufung der Permittierten auf den 11. d. M. für die 20 Feldbataillone wirklich erfolgt ist.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung und Verehrung habe ich die Ehre mich zu zeichnen Euer Exzellenz

ganz ergebenster

Hartmann,

Hauptmann im großen Generalstabe.

P. S. Ew. Exzellenz wollen geneigtest die Maßregel der Einberufung der Permittierten ebenso sehr als dahin gehend betrachten, auf jede Eventualität, welche von Dänemark her kommen könnte, gefaßt zu sein, als namentlich geeignet, der öffentlichen Meinung zu genügen und somit im Stande zu sein, von einem wirklichen Einrücken in Schleswig Abstand zu nehmen.

Hartmann.

Privatbriefe.

Kiel, den 8. März 1850.

Du wirst nunmehr meinen Brief vom Montag erhalten haben. Er hat dir die Nachricht meines Wohlseins gebracht, im übrigen möchte ich klagen! Klagen — nicht über das, was uns persönlich schwer wird, sondern über das Trübe unserer preußischen Verfahrungsweise diesem unglücklichen Lande gegenüber. Man kann hier die Dinge nicht mehr halten! Man möchte gern temporisieren, was in Berlin gewünscht wird, aber die Mittel, welche hier dazu angeschlagen werden, das Vorschießen von Geld und das Aufhören der Exekutionen, werden verweigert. Ebenso wird das Inslebenrufen eines neuen Provisoriums so lässig als möglich betrieben, und gegen die dänischen Rüstungen verschließt man Ohr und Auge. — Kurz, man fährt in dem Verfolgen eines Zieles fort, das hier gar keinen Anklang findet, der Konstituierung einer Selbständigkeit Schleswigs. Man erklärt geradezu: wir wollen, um unsere Pläne durchzuführen, neue Unterhandlungen, keinen Krieg. Man ist überall lahm, unentschieden und schwach! Und hier, hier steigert sich die Unzufriedenheit zur Verzweiflung! Die Dänen handeln wahrhaft mit Hohn gegen die Waffenstillstandsbedingungen; die Verwaltungskommission fährt in gewaltsamen Exessen fort; Auspfändungen jeder Art

folgen auf Auspfändungen. Die politische Demoralisation Schleswigs macht unter diesem Verfahren enorme Fortschritte! —

Alle Vorstellungen meinerseits halfen garnichts. Vor Unmut wünsche ich mich stündlich dringender heraus aus der Sache, in der ich nicht mehr nützen kann. Es ist fast unerträglich für mich, mir zu dem eigenen Kummer über eine Politik der Schwäche und Unentschiedenheit, welcher ich nur ein schlimmes Prognostikum stellen kann, auch hie und da noch Grobheiten sagen lassen zu müssen, auf welche ich nichts erwidern kann. Es ist so, ich mag es nicht dulden, daß auf die preußische Politik gescholten wird, welche ich selbst verdammen muß, und bin nicht Diplomat genug, um sie contre coeur zu vertreten. Mein Vater schreibt mir sogar, daß ich weder für den Diplomaten noch für den Schreibtisch geschaffen sei und sagt mir: Werde erst Major und dann eile in eine Waffe zurück, für welche du erzogen bist und die deine Neigung besitzt. —

Kiel, den 11. März.

Die nächsten Tage werden voraussichtlich Entscheidendes auch über meine Stellung bringen. Man ist hier nicht mehr zu täuschen — man sagt mir geradezu: „Preußen möchte Holstein haben, aber an unserem Recht, an unserer Sache ist ihm nichts gelegen." Ich, wie wir alle, sind tief verstimmt, der General schäumt vor Wut. — Die Statthalterschaft hat die Beurlaubten eingerufen; die Armee wird mobil gemacht; man sinnt darauf, sich der Regierung im Herzogtum Schleswig wieder zu bemächtigen, und man ist bereit, den Krieg, selbst unter den übelsten Chancen, wieder zu beginnen.

Einen sehr hübschen und erquicklichen Ausflug habe ich am Dienstag mit Blumenthals nach Altenhof zum dortigen Besitzer, dem Grafen Reventlow, gemacht. Er ist einer der reichsten der hiesigen Edelleute und war früher dänischer Gesandter in Berlin. Die ganze Einrichtung in Altenhof ist wahrhaft fürstlich. Der Prinz Noer mit seiner Gemahlin waren auch dort. Wir hatten ein sehr feines und elegantes Diner. Die große, zuvorkommende Freundlichkeit kann ich nur dem zuschreiben, daß sie es fühlen, wie sehr ich sie und ihre Angelegenheit verstehe. Auf der Rückfahrt hätten wir leicht ein Unglück haben können. Der Kutscher, welcher in dunkler Nacht mit vier Pferden, von denen zwei scheu waren, vom Bocke herunter fahren sollte, war doch wohl nicht geschickt genug, denn kurz nach dem Anfahren brach eine Deichsel. Nachdem diesem Unfall abgeholfen war, ging aber alles gut von statten.

Gestern habe ich die interessante Bekanntschaft des Professor Droysen gemacht, welcher in diesem Augenblick wieder ein Werk von Bedeutung, über die Stellung Dänemarks gegenüber den Herzogtümern, herausgegeben hat. Er war einer der Adjutanten Gagerns in Frankfurt, ist geborener Preuße und hängt der Heimat mit großer Vorliebe an. —

Bericht an den königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz, Exzellenz.

Kiel, den 14. März. 1850.

Ew. Exzellenz werden durch den Herrn Präsidenten Vollpracht nähere Nachrichten über den augenblicklichen Stand der hiesigen Verhältnisse erhalten. Die Statthalterschaft hat, infolge der Sendung des Herrn Generalleutnant von Rauch, von den weiteren Schritten, welche bezüglich Schleswigs beabsichtigt wurden, vorläufig abgestanden. Die Landesversammlung wird in den nächsten Tagen, wahrscheinlich mit dem 18. d. M., zusammentreten.

Der Präsident Vollpracht wird Ew. Exzellenz seine Ansichten über die Möglichkeit, hier ein Provisorium resp. ein Definitivum im Sinne der Friedens-Präliminarien vom 10. Juli einzuführen, mitteilen. Nach der Einsicht, welche mir mein sechswöchentlicher Aufenthalt in den verschiedensten Gegenden der Herzogtümer gegeben hat, kann ich mich nur, in vollster Überzeugung von der Richtigkeit der Ansichten des Herrn Präsidenten, ihnen anschließen. Man kann sich unmöglich noch darüber täuschen, daß der jetzige Zustand noch irgend haltbar, und daß ferner eine politische Trennung der beiden Herzogtümer ohne die entschiedene Anwendung von Gewaltmaßregeln durchführbar ist. Die Abrufung der preußischen Truppen wird dazu nicht genügen. Beide werden nur die schleswig-holsteinische Armee einer rascheren und traurigeren Niederlage resp. Auflösung entgegenführen und die Entäußerung jeder Sympathie für Preußen und seine deutschen Bestrebungen beschleunigen. Wenn es nicht möglich ist, noch einmal mit den materiellen Kräften Preußens für die Untrennbarkeit der Herzogtümer und für den unmittelbaren resp. mittelbaren Anschluß derselben an Deutschland einzutreten, wenn der Friede durchaus notwendig ist, dann muß auch die Resignation gewonnen werden, auf einen engern Anschluß Holsteins allein an Deutschland vorläufig zu verzichten. Ein Aufgeben der Untrennbarkeit der Herzogtümer in Gemeinschaft mit den Maßregeln, welche nötig sein werden, um jenes durchzusetzen, entfremdet uns Schleswig und Holstein für immer und wird der Keim von Verwickelungen von vielleicht bedenklicherer Art, als es die jetzigen sind. Wie ich das Rechtsbewußtsein der Herzogtümer, ihre Bereitwilligkeit zu Opfern für ihr sogenanntes Recht rc. kennen gelernt habe, so hat sich mir die Überzeugung mit aller Gewalt aufgedrungen, daß ein Friede, ein Abschluß der Verwickelungen nur mit der Anerkennung der Untrennbarkeit gewonnen werden kann.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung und Verehrung habe ich die Ehre mich zu zeichnen, Ew. Exzellenz ganz gehorsamster

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstab.

Privatbrief.

Kiel, den 16. März 1850.

Wir haben hier bewegte Tage gehabt. Gestern vor acht Tagen langte plötzlich der General von Rauch an; ein Brief, der ihn mir anmelden sollte, verspätete

sich so, daß er erst in meine Hände kam, als der General schon da war. Wer nun die Verhältnisse in Berlin kennt, der mußte große Augen machen, mußte glauben, das Ministerium, welches sich mit dem Kabinet garnicht vertragen kann, habe diesem gegenüber Chamade geschlagen, denn der General von Rauch ist eins ihrer entschiedensten Mitglieder. Und in der That kam derselbe mit starken Trümpfen in der Tasche hier an, und wir erwarteten die entschiedensten Maaßregeln. Indessen, frappiert von den geordneten, wohl konstruierten Verhältnissen, die er hier vorfand, von der sinnigen und ruhigen Weise, mit der ihm die Leiter der Regierung entgegentraten, spielte er seine Trümpfe nicht aus und kehrte heim, voller Unwillen gegen eine Politik, die gerade das, was der General hier erreichen wollte, aus der hiesigen Geschichte herauszukommen, nicht möglich machen wird, so wünschenswert es auch für uns wäre. — Er kehrte auch heim mit günstigem Urteil über die Leiter der hiesigen Verhältnisse, und ich selbst bin mit ihm außerordentlich gut fertig geworden. Die Dinge sehen hier anders aus, als man es so in Deutschland glaubt! Es ist ein großes Unglück für diese Herzogtümer und für Deutschland, daß man sich nie bemüht hat, die hiesigen Verhältnisse vorurteilsfrei aufzufassen, und immer nur Rebellion und Advokaten-Aufruhr sieht, wo es doch eine durch Entnationalisierungs-Bestrebungen hervorgerufene, von den ruhigsten, verständigsten Leuten, von einer durchaus aristokratisch gesinnten Bevölkerung getragene, wirklich nationale, sittliche Bewegung ist. —

General von Rauch schickte von hier seinen Sohn, der ihn begleitet hatte, nach Berlin zurück und nahm mich mit nach Schleswig, von wo er allein am Sonntag nach Flensburg hin und zurück fuhr; am Montag fuhren wir zum Diner nach Altenhof zum Grafen Reventlow, am Abend dieses Tages kehrten wir dann hierher zurück, und am Mittwoch trat der General seine Rückreise nach Berlin an. Es ist diese kleine Reise mit dem hervorragenden Manne eine der interessantesten für mich gewesen, die ich bislang machte. Er verbreitete sich in der Unterhaltung über die mannigfaltigsten Gegenstände; erzählte von seinem achtzehnjährigen Aufenthalte in St. Petersburg, seiner Stellung zum Könige, zu Radowitz, dem 18. März u. s. w. Er wurde nach und nach sehr freundlich für mich, und manches Wort meinerseits konnte auch seinen Platz finden.

Der Abschluß des Friedens soll bevorstehen; damit beginnen aber erst die Verwickelungen. Hier sind die Permittierten der 20 Feldbataillone einberufen; gutwillig läßt man sich Schleswig nicht entreißen; dann mag Preußen diese Armee, die es geschaffen, entwaffnen!! Wir gewinnen hier eine Wunde, an der wir lange bluten werden! —

Nachdem ich schon zweimal unter der Hand um meine Rückberufung gebeten habe, schrieb ich gestern nochmals an Usedom in diesem Sinne. Ich will mit der Geschichte hier, wenn sie so betrieben wird, wie es seit letzter Zeit geschieht, nichts mehr zu thun haben. Ich kann nicht mehr im Sinne des Ministeriums wirken, und gerade weil ich durch das Vertrauen, welches man mir schenkt, hier viel wirken könnte, deswegen will ich weg. Ich möchte nur bleiben, wenn ich in dem Sinne handeln könnte, wie man es in Berlin von mir erwartet. Man

treibt mit den hiesigen Verhältnissen ein Spiel, das von Unkenntnis zeugt und durch und durch falsch berechnet ist. Ich bin außer stande, das Ministerium zu bekehren; um bekehrt zu werden, muß man selbst hierher kommen, vide Rauch und andere. —

Hoffentlich bekomme ich eine günstige Antwort und dann reise ich sogleich ab. Auch von finanzieller Seite ist es mir wünschenswert, denn mit meinen drei Thalern Diäten reiche ich nicht weit. Aber dieses wäre nebensächlich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes. So sehne ich mich wahrhaft hier fort, und das glaube mir, fürs erste gehe ich nicht wieder diplomatische Wege; sie sind nicht die eines Soldaten. —

Apropos! Rußlands Macht! Rauch wurde im vorigen Jahre, zur Zeit des ungarischen Krieges, nach Warschau geschickt. Damals hatte der Kaiser, mit Ausnahme der abgesonderten Korps, 600000 Mann auf den Beinen; man muß es Rauch glauben, daß er nach 18jährigem vertrautestem Umgange mit dem Kaiser weiß, was auf dem Papiere steht und was nicht. 600000 Mann und fast unangreifbare Grenzen! Jetzt hat der Kaiser unserem Gesandten gesagt: „man möge machen, daß man mit Dänemark Frieden schließe", und dabei denken, daß er sofort 300000 Mann den Befehl geben könne, über die Grenze zu rücken. Sie treffen dort auf Landwehrstämme und einzelne Bataillone. Unsere Armee ist zerstreut über eine Strecke von Basel bis Tilsit, Schleswig bis Frankfurt! Und an der Spitze kein Friedrich der Große!

Du sagst, ein Krieg ohne Not für die Herzogtümer würde ein Unglück sein. — Ich bin auch dieser Meinung. Aber will man keinen Krieg, dann muß man auch die Resignation haben, Holstein fahren zu lassen; denn die beiden Herzogtümer lassen sich nun einmal nicht trennen, ohne daß man das eine erobert. Die als Recht, Herkommen und Usus seit vier Jahrhunderten bestehende politische Gemeinschaftlichkeit der Herzogtümer läßt sich jetzt, wo sie mehr wie je die Grundlage des Rechtsbewußtseins der hiesigen Bevölkerung geworden ist, nicht vernichten, ohne daß man in die allerbedenklichsten Verwickelungen kommt. Bis jetzt ist die Demokratie von hier so ferngehalten wie von keinem Lande Deutschlands. Sie nistet sich mit der gewaltsamen Zerstörung des Rechtsbewußtseins im Volk ein; und jede Krisis in Frankreich oder Süd-Deutschland, deren noch viele kommen werden, findet ihren Widerhall im Norden, wenn hier nicht wirklich beide Herzogtümer zu einem lebensfähigen Ganzen sich entwickeln können. —

Du meinst, die Einheit Deutschlands fände ihren Weg nicht über Erfurt; ich fürchte, sie findet ihn über Stüve[1]) und noch andere Leute, aber freilich in anderem Sinne! —

[1]) Stüve, Hannoverscher Minister liberaler Richtung. —

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben eines deutschen Arztes.

Von

Karl von Scherzer.

Es giebt wohl kaum eine menschliche Thätigkeit, welche ein solches Maß von umfassenden Kenntnissen und zugleich soviel Fleiß, Ausdauer und Hingebung erheischt, als jene des Arztes, aber leider auch keine, die im Verhältnis zu ihrem Einflusse auf die Entwickelung und das Wohlbefinden der menschlichen Gesellschaft so selten zu einer ausgezeichneten, entsprechend lohnenden Existenz verhilft.

Dem Techniker bringt ein einziges monumentales Bauwerk Reichtum und Ruhm; den Staatsmann erhebt oft eine genial durchgeführte Aktion auf die höchste Ehrenstufe; der Militär wird durch einen geschickt kombinierten Operationsplan der Held des Tages; dem Künstler lohnen Glücksgüter und Auszeichnungen aller Art sein ideales Streben: während dem Arzt, der im beständigen Kampfe mit der Natur, am Siechbett, am Seziertisch, im Feldlazaret häufig sein eigenes Dasein verkürzt, um das Leben anderer zu verlängern, nur in seltenen Ausnahmefällen jene Anerkennung und jene Unabhängigkeit zuteil wird, welche ein entsprechendes Äquivalent für seinen aufopfernden Beruf bieten.

In Zeiten der Bedrängnis und Not, wenn man seiner Hilfe dringend bedarf, lächelt allerdings auch ihm ein schmeichelnder Sonnenblick der Bewunderung und des regsten Interesses; ist aber das Unheil wieder beschworen, dann nimmt nur allzu rasch wieder die frühere Indifferenz und Teilnahmslosigkeit deren Stelle ein. Viel großmütiger wird die singende und schauspielernde Kunst belohnt, viel beflissener das ellenlange Konto einer anspruchsvollen Modistin salariert als die bescheidene Honorarrechnung des Arztes „liquidiert“, dessen Wissenschaft eben noch so wesentliche, unschätzbare Dienste geleistet hat. Wer diese Schilderung allzu düster findet oder gar meint, dieselbe werde von der Wirklichkeit Lügen gestraft, der blicke nur auf die tausend und abertausend ärztlichen Existenzen, welche, obschon reich begabt und voll Eifer für ihr Fach, gleichwohl nur notdürftig den Unterhalt zu finden vermögen. Wohl giebt es auch in der medizinischen Welt Schicksalsbegnadete, die es zu großen Ehren und hohen Würden, ja selbst zu Reichtümern bringen, aber das sind eben spärliche Ausnahmen, welche nur desto greller aus der trostlosen Nacht hervorleuchten, welche die Allgemeinheit ihres Standes umgiebt.

Umsomehr erscheint es daher gebotene Pflicht, denjenigen Männern wenigstens ein litterarisches Denkmal zu errichten, welche, aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, allein durch ihr Wissen und Können im Dienste der Heilwissenschaft unter Widerwärtigkeiten aller Art zu einer imponierenden Stellung sich hinaufgerungen haben und zu Pfadfindern auf noch unentwegten Gebieten ihres Berufes geworden sind.

Ein solcher ganzer Mann, gleich ausgezeichnet durch eminente Begabung und Originalität der Beobachtung, durch eiserne Pflichttreue und rastlose Energie, durch Hingebung für seinen Beruf und wissenschaftliche Thaten, durch Zartsinnig-

keit und Herzensgüte war Wilhelm Hack, wohl wert, daß ihm Wissenschaft, Freundschaft und Dankbarkeit unwelkbare Kränze der Erinnerung flechten! —

Wilhelm Hack wurde am 19. Juli 1851 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater großherzoglich badischer Ministerialrat war. Schon in frühester Kindheit verwaist, nahm sich ein Freund seiner Familie, namens Robert Lautz, des hoffnungsvollen Knaben an, der nun im Hause seiner trefflichen Pflegeeltern eine sorgenfreie Jugend verlebte und, angeregt durch einen ebenso liebevollen als gediegenen Umgang, seine mannigfachen schönen Fähigkeiten harmonisch zu entwickeln vermochte. Aus jener Jugendepoche ist ein Tagebuch erhalten, dessen schwungvoller Inhalt bereits den ganzen Charakter des kräftigen Mannes im Keime erkennen ließ: Enthusiasmus für alles Große, Edle und Schöne, unermüdete Thätigkeit und leidenschaftliche Liebe zur Natur. Jede freie Stunde, welche der eifrige Knabe den mit Leichtigkeit bewältigten Gymnasialstudien abgewann, wurde zum Durchstreifen von Berg und Flur ausgenützt, „um den unverfälschten Geruch der Wälder zu atmen!“ —

Mit achtzehn Jahren bezog Hack die Universität zu Heidelberg, um daselbst Medizin zu studieren, und zwar war in ihm der Wunsch, dem ärztlichen Stand sich zu widmen, ohne die geringste äußere Beeinflussung entstanden, jene Wahl vielmehr sein innerstes Bedürfnis. Seltsamerweise hatte auch Hacks Vater die gleiche Neigung empfunden und wurde nur durch widrige Verhältnisse verhindert, derselben zu folgen. Der deutsch-französische Krieg unterbrach eine Zeit lang des jungen Forschers medizinisches Studium. Da eine angeborene Verkürzung seines rechten Beines ihm versagte, in den Reihen der Kämpfenden zu stehen, so vertauschte er den Hörsaal mit den Feldlazareten. Mit Anspannung aller seiner Kräfte weihte er sich jetzt der großen Sache des Vaterlandes und war namentlich nach den Schlachten von Wörth und Gravelotte als freiwilliger Krankenpfleger so aufopfernd und hingebend thätig, daß er durch die Verleihung von drei Kriegsmedaillen ausgezeichnet wurde. Obschon erst Student der Medizin im ersten Semester, befähigte ihn ein noch rasch unternommener Verband-Kursus zu den erfolgreichsten Hilfeleistungen, und zwar erwiesen sich dieselben um so wertvoller und segenbringender, als nach den blutigen Schlachten um Metz nebst ihm nur noch fünf Ärzte zur Verfügung standen, um für die Pflege von mehr als fünfzehnhundert Verwundeten Sorge zu tragen. Tag und Nacht unermüdet und unverdrossen arbeitend, hat ihm, wie er später seinem Freunde mit freudiger Genugthuung erzählte, gar mancher Verwundete die Hand mit den Worten entgegengestreckt: „Wären Sie nicht gewesen, ich läge längst verblutet draußen auf dem Totenfelde!“

Noch als Student erschien Hacks erste wissenschaftliche Arbeit; im Jahre 1874 bestand er mit dem glänzendsten Erfolge sein Staatsexamen. Bald darauf begab er sich zur Vollendung seiner Ausbildung nach Wien, wo er die Kliniken von Billroth und Hebra, von Störk und Schrötter besuchte und namentlich unter dem Einflusse des letztgenannten Meisters zuerst die Idee erfaßte, die Laryngologie zu seinem Spezialfach zu wählen. Mit reicher Ausbeute auf allen Gebieten des

Wissens von der Kaiserstadt an der Donau nach Darmstadt zurückgekehrt, war er ein Jahr hindurch als Assistent des Professor Jäger am dortigen Krankenhause thätig und übersiedelte sodann neuerdings nach Heidelberg, um in der gleichen Eigenschaft an der Klinik des Professor Simon bis zu dessen Tode zu wirken. Dieser vielverehrte Lehrer, ein seltenes Beispiel von Thatkraft und Aufopferung, ließ sich sogar noch, als er schon leidend war, in das Operationszimmer tragen, wo seine beiden Assistenten vor seinen Augen und unter seiner Leitung die schwierigsten Operationen ausführten.

Eine Episode des Heidelberger Aufenthaltes bildete eine Reise nach dem serbischen Kriegsschauplatze im Jahre 1876 als Begleiter des Dr. Schenk, Leibarztes der Prinzessin Wilhelm von Baden, während welcher Hack für seinen Beruf viel Lehrreiches, aber zugleich auch vieles sah, „wie man es nicht machen sollte.“ Wiederholt erzählte er unter seinen Intimen: „daß er in seinem Leben nie so viele Schußwunden auf dem Rücken und selbst auf den Fußsohlen gesehen habe als bei dem tapferen Serbenvolke!“

Nach dem Tode Simons nahm Hack eine Assistentenstelle in der Klinik des Professor Maas in Freiburg im Breisgau an, welche er bis zum Jahre 1879 bekleidete, zu welcher Zeit er sich an der dortigen Universität als Privatdozent habilitierte. Ein bald darauf unternommener Besuch der medizinischen Anstalten in Paris und London wirkte doppelt anregend und fruchtbringend durch die zahlreichen Beziehungen, welche Hack namentlich in der englischen Großstadt mit berühmten Fachgenossen anknüpfte. Der Rhinologie wandte sich Hack erst im Jahre 1880 zu, um von nun an dieses Feld fast ausschließlich zu kultivieren. Seine ersten über die Krankheiten der Nase gesammelten Beobachtungen veröffentlichte er im Jahre 1882 in den „Ärztlichen Mitteilungen aus Baden“ unter dem anspruchslosen Titel: „Rhinoskopisches“ und schloß dieselben mit den Worten: „Ich möchte, ohne im mindesten auf dem merkwürdigen Standpunkte Gustav Jägers zu stehen, gleichwohl nach meinen Erfahrungen der Nase und ihrer Untersuchung eine nicht unerhebliche Bedeutung beilegen.“

Schon ein Jahr darauf erschien Hack noch tüchtiger gerüstet mit einer neuen, umfangreicheren Schrift: „Über eine operative Radikalbehandlung von Asthma, Migräne, Zehrfieber und verwandten Erscheinungen“ auf dem wissenschaftlichen Kampfplatze, und zwar erregte diese Arbeit in Fachkreisen ein so großes Aufsehen und gesteigertes Interesse, daß dem gelehrten Verfasser von dem im Jahre 1885 in Wisbaden tagenden Kongreß für innere Medizin die ehrenvolle Aufforderung zuging, seine neuen Thesen vor jenem berufensten Forum eingehend darlegen und verteidigen zu wollen. Der ebenso gediegene als maßvolle Vortrag, welchen Hack aus jenem Anlasse hielt, bereitete dem genialen Schöpfer einer neuen Theorie ganz unerwartet einen glänzenden Triumph, indem er dadurch nicht nur seine Gegner entwaffnete, sondern zugleich die Zahl seiner Anhänger vermehrte. Mit dem Erscheinen seines Hauptwerkes und den zahlreichen praktischen Erfolgen, welche sich an dasselbe knüpften, ward Hacks wissenschaftlicher Ruf, man darf wohl sagen Weltruf begründet. Denn aus allen Teilen

der Erde pilgerten fortan Schüler und Ärzte nach Freiburg, um das neue Verfahren kennen zu lernen, welches Hack fortwährend zu verbessern und auszubilden bemüht war; ein Bestreben, wozu ihm allerdings die in täglich steigernder Zahl aus Nah und Fern herbeiströmenden Patienten ein ungemein reiches und vorteilhaftes Marterial darboten. Daß Hack bei dem Betreten seines speziellen Gebietes vielfach auf den Schultern seiner Vorgänger stand, ist wohl selbstverständlich, und er hat dies in allen seinen Arbeiten auch nachdrücklich betont. Aber Hacks ureigenstes Verdienst bleibt es, das bisherige Aschenbrödel in der Medizin, die Rhinologie, mit einem Schlage in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion gestellt und die junge Lehre mit der Fackel seines schöpferischen Geistes so hell erleuchtet zu haben, daß nicht bloß Fachmänner, sondern selbst Laien in jenen bunten Kreis hineingezogen wurden, welcher teils bewundernd, teils kritisierend und ungläubig die neue Erscheinung umstand. Ja der Begeisterung für sein Fach, dem lebendigen überzeugenden Wort seiner Schriften ist ausschließlich das Grünen, Blühen und gedeihliche Entfalten des bis dahin nur kümmerlich vegetierender jüngsten Zweiges der Heilwissenschaft zu verdanken.

Als sprechendster Beweis, wie selbst hochangesehene Fachmänner über Hacks Verdienste und Leistungen urteilten, sei mir gestattet, hier einige briefliche Mitteilungen des Herrn Professor Dr. Hermann Krause einzuschalten, dessen Name in jüngster Zeit als einer der behandelnden Ärzte weiland Kaiser Friedrichs in den weitesten Kreisen so ehrenvoll bekannt und so rühmlich genannt wurde.

„Wer Hacks wissenschaftliche Bedeutung schätzen will, muß von der Erwägung ausgehen, daß auf medizinisch-klinischem Gebiete ganz besonders diejenigen als die Förderer unseres pathologischen Wissens gelten, welche nicht nur neue Krankheitsprozesse beobachten und feststellen, sondern dieselben auch in kausalen und gesetzmäßigen Zusammenhang mit den physiologischen Vorgängen im Organismus zu bringen verstehen. Denn nur auf diesem Wege werden solche pathologische Prozesse aus der Reihe zufällig und zusammenhangslos auftretender, in jene der unter besonderen Bedingungen mit einer gewissen Notwendigkeit wiederkehrenden Erscheinungen versetzt. Wohl muß jeder Beitrag an sorgfältig beobachteten klinischen Thatsachen, auch wenn dieselben sich vorläufig noch unserem Verständnis entziehen, dankbar aufgenommen werden. Dankbarer aber müssen wir demjenigen Forscher sein, welcher klinische Thatsachen nicht nur sammelt, sondern auch wissenschaftlich erklärt und systematisch gruppiert.

„Ein derartiger Forscher war Wilhelm Hack; ihm hat es nicht genügt, eine ansehnliche Zahl von Krankheiten als von Nasenleiden abhängig festzustellen; im echten Forscherdrange suchte er zugleich das Gesetz und fand dasselbe in der Nasenphysiologie. „Nasale Reflexneurosen“, so lautete der von ihm gefundene Krankheitsbegriff, welcher sich mit der allem Wahren innewohnenden Macht des Denkens der Ärzte bemächtigt und ungewöhnlich schnell das litterarische Bürgerrecht erworben hat. Unter „Reflexneurose“ versteht man die krankhafte Erregung eines Nerven oder Nervengebietes, welche durch reflektorische Übertragung des Reizes von einem sensiblen oder Empfindungsnerven auf einem nahe oder weitab

vom Ausgangspunkt des Reizes befindlichen Nerven oder Nervengebiete hervorgerufen wird. Von solchen Neurosen können betroffen werden: 1. Die motorischen oder Bewegungsnerven (wodurch krampfhafte Vorgänge wie Husten, Niesen, Asthma, Stimmritzenkrampf entstehen); 2. Sekretorische oder Absonderungsnerven (Thränenträufeln, vermehrte Speichel- oder Schleimabsonderung aus der Nase); 3. Vasomotorische oder Blutgefäßnerven (Rötung, Anschwellung der Haut, Migräne); 4. Sensible oder Empfindungsnerven (Schmerzen in nahen oder entlegenen Körpergebieten). Die sensiblen Nerven der Nase, von welchen solche Reize ausgehen, sind die Verzweigungen des Nervus trigeminus. Aber auch der eigentliche Riechnerv kann gleichartige Reflexneurosen hervorrufen, wie durch Fälle bewiesen ist, in denen Personen nach dem Riechen von Blumen Asthma-Anfälle erlitten. Indessen ist das Entstehen der nasalen Reflexneurosen, wie durch zahlreiche Beobachtungen erhärtet, in den meisten Fällen von einer bereits vorhandenen nervösen Belastung abhängig. Dies ist in kurzen Worten dasjenige Gebiet, auf welchem Hack originell und bahnbrechend gewirkt, wenngleich dieser gründliche, vielseitig gebildete Forscher auch in anderen Fächern, namentlich in dem der Physiologie und Pathologie des Kehlkopfes, bedeutendes geleistet hat. Ja, die ärztliche Wissenschaft wird noch lange den Verlust dieses jungen, eifrigen, durch hervorragende Gaben des Geistes und Charakters ausgezeichneten Gelehrten beklagen, welchem es nicht vergönnt sein sollte, das von ihm erschlossene und so glücklich bebaute Terrain bis zur höchsten wissenschaftlichen Ausbeute zu kultivieren. Gleichwohl hat Hack in seinem so grausam abgeschnittenen, kurzen Leben trotz zahlreicher und hartnäckiger Gegner das seltene Glück gehabt, die Zahl seiner Anhänger rasch sich steigern und die wichtigsten seiner Anschauungen wissenschaftlich acceptiert zu sehen. Wenn ihm dies gelungen ist, so hat er es vor allem dem edlen Enthusiasmus zu danken, mit welchem er in Schrift und Wort den neuen Gedanken veröffentlicht und verteidigt hat. Selbst wo Hack in nebensächlichen Fragen zu schnell über gewisse Bedenken hinwegging, welche gegen seine theoretische Begründung sich erhoben, gewann doch jeder bald den Eindruck, daß selbst sein Irrtum nur dem überzeugungstreuen, von reinster Wahrheitsliebe getragenen Forschertrieb entsprang. Darum durfte Hack sich auch nicht scheuen, einen Irrtum, sobald er die Berechtigung der erhobenen Einwände erkannt hatte, einzugestehen und zu verbessern. Und er that dies mit wahrhaft rührender Bescheidenheit, gleichwie seine zartbesaitete Natur es ihm auch nicht gestattete, selbst auf die heftigsten Angriffe seiner Gegner anders als in milder, sachlicher Form zu antworten."

Die neue Lehre des genialen Meisters gewährte bald einer großen Zahl von nacheifernden Forschern die reichste Fundgrube für experimentelle und klinische Arbeit. Im Jahre 1886 wies die laryngologische Litteratur bereits nicht weniger als 1426 Publikationen auf, von welcher, nach Ländern verteilt, 326 auf Frankreich, 276 auf Nordamerika, 236 auf Großbritannien, 229 auf Deutschland, 95 auf Österreich, 79 auf Italien, 56 auf Spanien, 40 auf Schweden, Norwegen und Dänemark, 31 auf Belgien und Holland, 31 auf Island, 17 auf Polen und 10

auf die Schweiz, entfallen; von denen die Mehrzahl den Kehlkopf (374), die Nase (279) und den Rachen (192) behandelten.[1])

In hohem Grade mit der Gabe der Beredsamkeit ausgestattet, verstand Hack selbst das trockenste Thema interessant zu gestalten und durch einen lebendigen und anregenden Vortrag seinen Zuhörerkreis zu fesseln. Aber nicht bloß seine Schüler waren von dem heiteren, harmonischen Dreiklang seines Wesens in Geist, Charakter und Herz, von seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit wie bezaubert, auch seine Patienten hingen mit wahrer Liebe und Verehrung an ihm. Das Vertrauen, welches er ihnen einflößte, war geradezu ein unbegrenztes, ihr Glaube an sein Wissen und Können unerschütterlich, weil er immer wieder neue Auskunftsmittel zu ersinnen bemüht war und oft selbst in solchen desperaten Fällen Hilfe brachte, wo vor seinen Untersuchungen nur therapeutische Negation herrschte.

Mit seinem Ruhme wuchsen aber leider auch die Last der Arbeit, die Mühen des Tages. Von 7 bis 9 Uhr früh fanden täglich in seiner Wohnung Konsultationen und Operationen statt; die Stunden von 9 bis 11 brachte er in der chirurgischen Klinik zu; dann folgte wieder zuhause eine zweite Sprechstunde, welche nicht selten bis spät in den Nachmittag hinein sich erstreckte. Und hierauf neuerdings Vorlesungen an der Universität und Krankenbesuche! Den Abend füllte die Bewältigung einer weitverzweigten Korrespondenz und wissenschaftliche Lektüre aus. Sogar ein Teil der Nacht wurde noch zu Hilfe genommen, um sich über das Neueste in Politik, Litteratur und Kunst zu unterrichten und auf dem Laufenden zu erhalten.

Als Erholung von den Anstrengungen seines Berufes liebte es Hack im Reiche des Schönen sich zu ergehen, und Prosa wie Poesie in vier Sprachen beherrschend, wandte er seine Wißbegierde jeder neuen hervorragenden Erscheinung auf dem schöngeistigen Gebiete zu. Dagegen wurden bei seiner in geometrischer Progression zunehmenden ärztlichen Praxis größere Spaziergänge über Berge und Thäler in Freiburgs herrlicher Umgebung immer seltener, ein Genuß, den Hack bei seiner großen Liebe zur Natur doppelt schwer, ja schmerzlich entbehrte. Um sich nun auch bei geringerem Zeitaufwande jene Freude und Befriedigung zu verschaffen, verfiel er auf den unheilschwangeren Gedanken, sich eines Dreirades zu bedienen, um auf diese Weise in kürzester Zeit weit ausgedehnte Strecken zurücklegen zu können. So kam jenes Vehikel, das gewissermaßen zu seinem Mordwerkzeug werden sollte, in sein bisher nur vom Glück bestrahltes Haus, mit Freude begrüßt, mit Eifer als Sport betrieben. Auf die geistige Anstrengung sollte nunmehr täglich und regelmäßig eine um so notwendigere physische Bewegung folgen. Von den ersten kleineren Waldfahrten heimgekehrt, erzählte er

[1]) In den letzten Jahren war Hack hauptsächlich mit der Abfassung eines Lehrbuches über Nasenkrankheiten beschäftigt, für welches er mit wahrem Bienenfleiße ein überaus reiches und vielgestaltiges Material gesammelt hatte. Aber bei der ihm eigenen Gründlichkeit und peinlichen Gewissenhaftigkeit hielt er den Zeitpunkt für noch nicht gekommen, die Arbeit abzuschließen und dem Drucke zu übergeben; er wollte immer neue Bestätigungen seiner Theorie abwarten, ein möglichst irrtumsfreies Werk liefern, und so blieb dasselbe unvollendet.

der gleichgesinnten, verständnisinnigen Gattin von all' den erschauten und empfundenen Naturschönheiten und schüttete seinem Knaben die ersten Frühlingsblüten in den Schoß, welche das holde Kind voll Jubel der zärtlichen Mutter hinreichte. So reifte der Plan zu einem längeren Ausflug in das malerische Untermünsterthal, welchen Hack an einem Sonntage — es war der 23. April 1887 — unternahm, und von welchem man ihn, der am Morgen noch so lebensfroh und wohlgemut ausgezogen war, als Leiche nachhause brachte. Ein Herzschlag (Embolie) hatten diesem für alle medizinischen Bestrebungen, speziell aber für die Entwickelung der Rhinologie und Laryngologie so begeisterten Leben ein jähes, vorzeitiges Ende bereitet, und mit ihm sind zugleich eine Fülle von Plänen und Entwürfen, ein unschätzbarer Reichtum an schöpferischen und heilbringenden Gedanken für die Menschheit verloren gegangen.

Anscheinend nur schlafend, einen lieblich-milden Ausdruck in den edlen Gesichtszügen, lag er in dem in Eile gezimmerten schlichten Holzsarg, mit dem ersten jungen Grün der Frühlingserde geschmückt! Mit vollem Entzücken mußten zuletzt seine Augen auf der von ihm so heiß geliebten Natur geruht haben, die einzigen, stummen Zeugen seines Heimganges! Denn großartig und überwältigend zeigt sich das Thal an jener Stelle, wo der geniale Forscher den Tod der Götterlieblinge starb, wo er —

. . . . wie die lichten
Gestirne schnell und unbewußt erbleichte! — — —

Berichte aus allen Wissenschaften.

Technik.

Das Wasser im Hause und im öffentlichen Leben.

Auf die Notwendigkeit einer ausgedehnteren Benutzung der Naturkräfte in einer das Gesamtwohl fördernden Richtung wurde schon wiederholt von verschiedenen Seiten hingewiesen.

Wenn man nun Umschau hält nach jenen Natur-Gaben und -Kräften, welche nach unserem dermaligen Wissen und Können besser ausgebeutet werden sollten, welche zudem noch nicht oder noch nicht ganz an einen festen Besitz gebunden sind, welche in größerer Menge und mit einer gewissen, für die Verwendung erforderlichen Regelmäßigkeit geliefert werden, ohne daß wie bei der Kohle eine endliche Erschöpfung zu besorgen ist, welche ohne zu großen Aufwand besser dienstbar gemacht werden könnten und einen bedeutenden wirtschaftlichen Erfolg erzielen lassen, so findet man, daß das Wasser und die Wasserkräfte zu solchen Naturgaben zählen.

Die folgenden Mitteilungen bezwecken, neue Anregung zu besserer Benutzung derselben zu geben.

Das Wasser hat nämlich mit manchen anderen Naturgaben das gemein, daß es, in genügender Menge und Güte vorhanden, wenig beachtet wird; erst bei

eintretendem Mangel oder Überschuß (Hochwasser), wenn Beschädigungen an Hab und Gut unmittelbar drohen oder stattgefunden haben, wird der sogen. Wasserfrage auch in weiteren Kreisen größere Aufmerksamkeit geschenkt.

Das Wasser wird uns bekanntlich durch die atmosphärischen Niederschläge, zeitlich und örtlich allerdings in sehr verschiedenen Mengen und Formen, geliefert und bildet, soweit es nicht durch Verdunstung an die Atmosphäre wieder zurückgegeben wird, unsere Quellen und Wasserläufe. Es ist eine Grundbedingung für den Bestand und die Entwickelung alles organischen Daseins, dient unmittelbar und mittelbar als Genuß- und Erwerbsmittel und hat demnach im wirtschaftlichen Leben die allergrößte Bedeutung. Es gehört nun allerdings nicht zu den sogen. freien Gütern wie das Sonnenlicht oder die Atmosphäre, ist aber auch nach den einschlägigen Gesetzgebungen, welche nach der Ansicht mancher in einer die Ausnutzung mehr fördernden Richtung freilich noch ergänzt werden sollten, nicht in dem Maße als fester Besitz zu betrachten wie Grund und Boden.

Daß übrigens seither schon vieles und großes geleistet worden ist und noch ferner erzielt werden kann, beweisen die folgenden Auseinandersetzungen, in welchen einige der hauptsächlicheren Verwendungsweisen des in rechter Menge und Güte verfügbar gemachten Wassers besprochen werden.

Das im menschlichen Haushalte erforderliche Trink- und Nutzwasser wurde bis Anfang der vierziger Jahre auf deutschem Gebiete vorzugsweise dem Grundwasserstrome entnommen, welcher sich in einiger Tiefe des überbauten Grund und Bodens vorfand; gegrabene oder artesische Brunnen dienten zur Erschließung desselben. Da wo Grundwasser als natürlicher Quell zu Tage trat und brauchbares Wasser bot, wurde dieses nach dem Fassen der Quelle an Ort und Stelle geschöpft, manchmal wohl auch auf größere Entfernungen, gewöhnlich in hölzernen Leitungen, den Verbrauchsorten zugeführt und in öffentlichen Brunnen zum Bezuge freigestellt. Hier und da wurde die Anlage von Cisternen notwendig; in einzelnen Fällen wurde das Wasser den nächsten Bächen, Flüssen oder Seen entnommen.

Von jener Zeit ab brach sich auf Grund von Beobachtungen, Untersuchungen und Erfahrungen mehr und mehr die Erkenntnis Bahn, daß das so gewonnene Wasser in der Regel nicht jenen Grad von Reinheit besitzt, den wir bei einem zu häuslichen Zwecken zu verwendenden Wasser mit Rücksicht auf unser Wohlergehen, ja auch lediglich aus Selbstachtung verlangen müssen. Die rasch voranschreitende Bau- und Maschinen-Technik zeigte, daß man wohl im stande wäre, Werke zu schaffen, welche mit denen des alten Roms, abgesehen von deren reicherer Ausstattung, nicht nur in die Schranken treten könnten, sondern sie in einzelnen Teilen übertreffen würden. Die sich steigernden wirtschaftlichen Bedürfnisse und Anforderungen erheischten die Zuleitung guten Wassers nicht nur bis zu öffentlichen Brunnen oder bis in die Hofräume der Anwesen, sondern in die einzelnen Wohnungen. In diesen selbst will man ein klares und farbloses, von jeder Trübung und jedem Geruche freies, genügend frisches, durch Auswurfstoffe nicht verunreinigtes Wasser, welches nicht zu hart, also mit Kalk- und Magnesia-Salzen

nicht sehr übersetzt ist, welches frei ist von organischen faulen oder fäulnisfähigen Stoffen und das von gasförmigen Stoffen nur Stickstoff und Sauerstoff — als Bestandteile der atmosphärischen Luft — enthält, in zureichender Menge und um einen nicht zu hohen Preis beziehen können. Die Zuleitung des Wassers von der Bezugs- bis zur Verwendungsstelle erfolgt in der Hauptsache in gemauerten Kanälen oder in eisernen Röhren; bei Anlage derselben ist Sorge zu tragen, daß Frost und Hitze nur wenig auf die Temperatur des Wassers einwirken können, daß Verunreinigungen und Verluste desselben nicht wohl möglich, Beschädigungen der Kanäle leicht kenntlich und Reparaturen gut ausführbar sind. Eine beträchtliche Anzahl von baulichen und maschinellen Vorrichtungen bildet notwendige Zuthaten dieser Anlagen. Hand in Hand mit solchen Zuleitungen mußte aber auch eine entsprechende Ableitung des benützten oder überschüssigen Wassers gehen. Hierzu dienen die städtischen Abzugskanäle mit ihren Abzweigungen gegen die einzelnen Anwesen. Es wird jetzt als ein manchmal allerdings nur zu wenig geachtetes Gebot angesehen, den Grund und Boden in der Nähe menschlicher Wohnstätten möglichst frei von Verunreinigungen durch Auswurfstoffe zu halten; denn selbst abgesehen von schädlichen Einflüssen sind die sonst auftretenden Belästigungen thunlichst zu vermeiden. Wenn man die früher gepflogene Überantwortung der Auswurfstoffe an den Boden sich vergegenwärtigt, dann wird es sofort einleuchten, daß das in der Nähe überbauter Gebiete bezogene Wasser den gestellten Bedingungen nicht entsprechen konnte.

Handelt es sich in der Jetztzeit um eine neue Wasserversorgungsanlage, dann wird man die nächst gelegenen Bezugsstellen allerdings in erster Linie ins Auge fassen; entspricht aber das so gewinnbare Wasser den Ansprüchen in qualitativer und quantitativer Beziehung nicht, so wird man geeignete Bezugsstellen in größerer Entfernung aufsuchen. Entfernungen von 40—80 km, aus welchen das Wasser zugeführt wird, sind nicht selten, und neuerdings ist die Rede davon, daß für Paris, trotz der bestehenden Wasserversorgungsanlagen, eine neue Leitung vorgeschlagen ist, durch welche Wasser aus dem Neuenburger See auf 500 km Abstand bezogen würde.

Liegen die Bezugsstellen hoch genug, um das nötige Gefälle für die Bewegung des Wassers und den Ausfluß an den höchsten und bezw. ungünstigsten Abgabestellen in entsprechender Weise zu gewinnen, so hat man eine Leitung mit natürlichem Gefälle (Gravitationsleitung), muß das Wasser durch Pumpen, welche mittelst Wasser- oder Dampfmotoren zu betreiben sind, erst gehoben werden, so handelt es sich um eine Leitung mit künstlichem Gefälle. Bei größerem Bezuge ist gewöhnlich die Zuführung des Wassers durch verschiedene Anlagen zu bethätigen; je nach den örtlichen Verhältnissen handelt es sich um Zuleitung von Quell- und bezw. Grundwasser, von Fluß- oder Seewasser oder auch von künstlich in sogen. Sammelteichen aufgestapeltem Wasser.

Da das den Flüssen und Seen entnommene Wasser gewöhnlich den gewünschten Grad der Reinheit nicht hat, so werden Klär- und Filtrieranlagen zur Reinigung desselben hergestellt und benutzt; während man aber früher vielfach

eine derartige Reinigung den Konsumenten überließ, welche zu dem Ende kleinere Filter in den einzelnen Anwesen zu verwenden hatten (Hausfiltration), verlangt man jetzt, daß überhaupt nur reines Wasser zugeleitet wird, welches gemeinschaftliche Filter passiert hat (zentrale Filtration). Der Wasserverbrauch ist, auch unter normalen Verhältnissen, zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten sehr ungleich; um das gerade nötige Wasser parat zu stellen, können bei gleichbleibendem Wasserzuflusse Reservoire in den Dachräumen oder in den Etagen der einzelnen Anwesen aufgestellt und zur Kompensation benutzt werden; hierbei erfolgt die Wasserabgabe an die einzelnen Grundstücke nach dem sogenannten kontinuierlichen Systeme unter Verwendung von Aich- oder Visierhähnen; andernfalls dienen große gemeinschaftliche Reservoire (Hochreservoire) als Ausgleichsmagazine; gewöhnlich wird in diesem letzten Falle die Wasserabgabe an Private nach dem Wassermessersystem oder auf Grund besonderer Abmachungen bethätigt. Das jeweils gewählte System der Wasserabgabe ist schließlich sehr bestimmend auf die Anordnung und Dimensionierung des sogenannten Stadtrohrnetzes, d. i. jenes Teils der Anlage, welcher sich zwischen dem wohl auch bei dem Aichsystem nützlichen Hochreservoir und den Abgabestellen befindet, und welcher im wesentlichen nach dem Verästelungs- oder Kreislaufsystem durchgeführt wird. Ohne weiter in technische Details einzugehen, mag hier nur noch erwähnt werden, daß die beizuschaffende Wassermenge in der Art festgestellt wird, daß sie, ausgeschlagen auf die Bevölkerung, pro Tag und Kopf zwischen 100—250 Liter ergeben würde. Die Konsumenten haben nur den wirklich bezogenen Anteil, ca. 50—80 Liter pro Tag und Kopf, zu bezahlen und es wird ihnen je nach den Kosten der Anlage und den örtlichen Verhältnissen 1 cbm Wasser mit 4—25 Pfg. berechnet. Grundsätzlich sollte dieser Wasserzins so niedrig als möglich festgesetzt werden, um den Wasserverbrauch im Interesse der allgemeinen Reinlichkeit nicht allzu sehr abzumindern. Aus dieser letzteren und anderen Erwägungen wird übrigens den Wasserkonsumenten ein Minimalquantum, für welches, abgesehen von dessen wirklichem Verbrauch, der Zins zu bezahlen ist, in Anrechnung gebracht.

Es ist eine nahe liegende Forderung, solche kostspielige Anlagen nicht nur für den augenblicklichen Bedarf gerade zureichend zu bemessen, sondern die Deckung des mit der Bevölkerungszunahme nach 20—30 Jahren sich mutmaßlich ergebenden Bedarfs zumal dann in Aussicht zu nehmen, wenn hierbei die Anlagekosten nicht zu bedeutend erhöht werden. An einer nutzbaren Verwendung des überschüssigen Wassers dürfte es in der Zwischenzeit kaum mangeln.

In dem oben erwähnten, dem Entwurfe einer neuen städtischen Wasserleitung zu Grunde zu legenden Bedarfsquantum von 100—250 l pro Tag und Kopf der Bevölkerung ist außer für das eigentliche Hauswasser (Trinkwasser, sowie Brauchwasser zum Kochen, Waschen, Reinigen der Wohnungen, zu Bädern, Wasserklosets ꝛc.) mit enthalten das für die gewöhnlichen gewerblichen Zwecke, sowie das für die überall vorkommenden öffentlichen Zwecke (für Straßenspülung, zur Speisung von Fontänen und Hydranten, zum Löschen der Schadenfeuer) erforderliche Wasser, wenigstens dann, wenn innerhalb des bezeichneten Spielraums die höheren Ziffern

angesetzt werden. Der in jedem Einzelfalle entsprechende Betrag ist deshalb durch Erhebungen möglichst gut nach den örtlichen Bedürfnissen festzustellen.

Bei einer reichlich bemessenen Wasserversorgung wird auf längere Zeit hinaus ein Überschuß vorhanden sein. Diesen sollte man aber aus allgemein wirtschaftlichen und sozialen Gründen und zwar am besten zur Unterstützung der gewerblichen Produktion thunlichst verwenden, wie dies in einzelnen Städten oder in einzelnen besonderen Fällen thatsächlich jetzt schon geschieht.

Die hierüber zu machenden Bemerkungen sind aber besser dem zweiten Teile unseres Themas, nämlich den Betrachtungen über das Wasser im öffentlichen Leben einzureihen; einige dahin gehörige Verwendungen mußten ja ohnedem des Zusammenhanges wegen schon oben erwähnt werden.

Da bei unseren modernen Leitungen das Wasser bis über die obersten Stockwerke der höchst gelegenen Häuser (innerhalb eines Versorgungsbezirks) gehoben werden muß, da andererseits unsere städtischen Abzugskanäle, in welchen das Abwasser fortgeführt wird, ziemlich tief unter der Straßenoberfläche liegen, so erhält man eine bedeutende Druckhöhe, unter welcher man bei geeigneten Installationen überschüssiges Wasser auf Motoren zur Gewinnung mechanischer Arbeit kann einwirken lassen. Selbst mit kleinen Wassermengen läßt sich eine nennenswerte Leistung erzielen; bei 60 m Druckhöhe giebt 1 l Wasser pro Sekunde eine disponible Leistung von 0,8 Pferdekräften, eine durchschnittliche Effektivleistung (bei 50% Nutzeffekt) von 0,4 Pferdekräften, gleich 30 Kilogramm-Meter pro Sekunde, entsprechend einer Leistung, welche bei länger andauernder Arbeitszeit von 5 an Hebeln beschäftigten Personen in jeder Sekunde verlangt wird.

Zum Betriebe von Nähmaschinen kommen bei genügendem Druck Wassermengen bis herab zu 0,063 l pro Sekunde zur Verwendung. Nach einschlägigen Untersuchungen wurde festgestellt, daß einzelne zum Betriebe von Nähmaschinen dienende Motoren bei 40 m Druckhöhe (4 Atmosphären) und einem Wasserverbrauch von 0,1 l pro Sekunde, ferner bei 60% Nutzeffekt $^1/_{32}$ Pferdekraft lieferten. Der Wasserverbrauch pro Stunde ist demnach 360 l; bei einer 10stündigen Arbeitszeit war die Verbrauchszeit nur 6 Stunden, also der tägliche Wasserbedarf 2,16 cbm. Bei einem Preis des Wassers von 4 Pf. pro cbm erwächst demnach eine Ausgabe für dasselbe von rund 9 Pf. für 1 Tag. Die so bewegte Nähmaschine leistete in der Minute 600 Stiche; der Anschaffungspreis eines derartigen Motors wird mit 100 Mark angegeben. Für die Mehrzahl der vielen Gewerbe, bei deren Betriebe solche sogenannte Kleinmotoren, resp. hydraulische Kleinmotoren, zweckmäßige Verwendung finden könnten, werden Leistungen von $^1/_2$—2 Pferdekräften, und also bei den genannten Druckhöhen etwas größere Wassermengen notwendig sein. Nicht selten ließ sich aber eine viel größere Druckhöhe erreichen.

Um welche bedeutenden Arbeitsgrößen es sich schließlich handeln würde, soll an einem Beispiele gezeigt werden. Für eine Stadt von dermalen 200000 Einwohnern ist im Hinblick auf die in den nächsten 25 Jahren mutmaßlich eintretende Zunahme eine Bevölkerungsziffer von 300000 und als durchschnittlicher Wasserbedarf pro Tag und Kopf 150 l angesetzt worden. Nach Herstellung einer Gravitationsleitung werden mindestens 45000 cbm pro Tag oder 540 Sekunden-

Liter unter einer mittleren Druckhöhe innerhalb der Stadt von 60 m zugeleitet. Für jetzt und auf längere Zeit hinaus sind für die gewöhnlichen wirtschaftlichen Bedürfnisse nur 300 Sekunden-Liter erforderlich. Es können unbeschadet der nächst liegenden Zwecke 240 Sekunden-Liter zum Betrieb hydraulischer Kleinmotoren abgegeben, und so 192 Pferdekräfte dem Gewerbe disponibel gestellt werden.

Wie sich nun in solchen Fällen einerseits die Verwaltung der Wasserversorgungsanlage zur Abgabe des Betriebswassers nur auf Ruf und Widerruf und unter günstigen Umständen verstehen wird, so sollte andererseits den Gewerbetreibenden das sonst unbenützt abgehende Wasser so billig als möglich abgelassen werden, damit die Einführung hydraulischer Kleinmotoren sich rascher vollzieht. Es würde der Preis für das Betriebswasser so niedrig zu stellen sein, daß sich auch finanzielle Vorteile gegenüber anderen Kleinmotoren (Gas-, Dampfmotoren) erzielen ließen. In sehr vielen Fällen würden nach Einbürgerung der hydraulischen Motoren (Kolbenmaschinen, Turbinen) mit der Zeit, wenn die Wasserabgabe aus der Trinkwasserleitung eingeschränkt oder sistiert werden muß, sogenannte Kraftwasserleitungen hergestellt werden, bei welchen die Anforderungen an die Reinheit des Wassers viel geringer, die Bezugsstellen in nächster Nähe der Stadt benutzbar und die Anlagekosten, besonders wenn billige Wasserkräfte im großen zur allenfallsigen Hebung des zuzuführenden Wassers zur Verfügung stehen, viel kleiner sind als bei Trinkwasserleitungen. Solche Kraftwasserleitungen sind u. a. in Genf und Zürich hergestellt worden. Daß bei billigem Betriebe hydraulische Kleinmotoren ganz besonders zu empfehlen sind, braucht wohl keine nähere Begründung.

Kann Wasser aus höheren Lagen mit zureichendem natürlichen Gefälle zugeführt werden, so wird der Betrieb wesentlich vereinfacht und verbilligt. Ob übrigens natürliches oder künstliches Gefäll, meist wird unter günstigen örtlichen Verhältnissen die Anlage von Sammelteichen (Wasserreservoirs) zu empfehlen sein, um das zeitweise (bei der Nacht) nicht benützte Wasser aufstapeln und während der Arbeitszeit verwenden zu können.

Kraftwasserleitungen mit sehr hohem Druck (50 bis 80 Atmosph.) unter Einschaltung von Gewichtsakkumulatoren, welche hier die Stelle der Reservoire vertreten, kommen für den Betrieb der hydraulischen Aufzüge, der hydraulischen Krahne u. s. w. wie bei den neuen Hafenanlagen in Hamburg, Frankfurt a/M., Mainz, London u. s. w. zur Anwendung.

Es ist leicht erklärlich, daß und weshalb die seither genannten Anlagen zur Benützung des Wassers, zu denen u. a. noch die öffentlichen Badeanstalten sowie jene zur Verwertung größerer Wasserkräfte für industrielle Zwecke und für elektrische Beleuchtung hinzukommen, vorzugsweise in größeren Städten zunächst Aufnahme gefunden haben oder in absehbarer Zeit in Frage stehen werden; es ist aber auch zu erwähnen, daß sehr viele kleinere Städte und manche Landgemeinden hinter den Anforderungen der Gegenwart nicht zurückgeblieben sind; es sei hier nur an die außerordentlich segensreich wirkende Albwasserversorgung in Württemberg erinnert. Man wird aber nicht anstehen dürfen zu behaupten, daß gerade in kleinen Städten und auf dem Lande noch sehr vieles bei richtiger Ausnützung des Wassers und der Wasserkräfte erreicht werden könnte; denn abgesehen

von der Notwendigkeit, gutes und reines Trinkwasser auch dort zu beschaffen, würden häufig bei Einrichtung von Kraftwasserleitungen die gewerblichen Produktionen in kleineren Orten neu belebt und gehoben, und auf dem Lande die landwirtschaftlichen Arbeiten im Hause und Hofe vielfach verbilligt und beschleunigt werden können, zumal bei gut organisierten und richtig geleiteten Assoziationen. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft läßt sich ferner durch Wiesenbewässerungen noch ungemein vieles und, wie die seitherigen Erfahrungen lehren, mit größtem und bleibendem Nutzen durchführen. Es ist jedoch nicht beabsichtigt, an dieser Stelle all' der Segnungen zu gedenken, welche eine verständige Benützung des Wassers im Gefolge hat; es wird deshalb auch ganz abgesehen, über die neuerdings wieder besser erkannten Vorteile der Wasserstraßen, als welche öffentliche Flüsse und Kanäle Dienste leisten, einiges vorzubringen.

Darf man aber annehmen, daß die vorstehenden Mitteilungen die hohe Bedeutung des Wassers im wirtschaftlichen Leben nach einigen Richtungen genügend klar gestellt haben, so werden Vorschläge zu allgemeinen Maßregeln angereiht werden dürfen, durch welche Verschwendungen des Wassers hintangehalten und eine bessere Benützung desselben gefördert werden könnten. Wie an anderen Stellen soll deshalb auch hier die Anlegung von Wasserkatastern empfohlen werden, in welchen u. a. vorzugsweise die Menge und Beschaffenheit des Wassers, dessen Güte, die seither benützten oder leicht verfügbar zu machenden Wasserkräfte, die Verwendungen und bezw. Verwendbarkeit des Wassers zu Bewässerungen oder zu anderen Nutzungen nachgewiesen werden sollten. —

Erst wenn man weiß, was seither noch nicht gehörig benützt oder überhaupt noch verfügbar ist, wird man sich vor Fehlern in Unterlassungen oder bei Ausführungen wahren können.

Solche Wasserkataster werden jedoch nur dann in einer wünschenswerten Gleichheitlichkeit und mit dem nötigen Über- und Ausblick angelegt werden, wenn sich die einzelnen Landesregierungen der Sache annehmen.

Daß Staatshilfe hierfür mit Recht beansprucht wird, soll durch die Äußerung Stuart Mill's belegt werden, daß es recht eigentlich Aufgabe der Regierung sei, durch geeignete Maßregeln die menschlichen Fähigkeiten auf die bessere Dienstbarmachung der seither unbenützten Naturkräfte für das physische und geistige Wohl hinzulenken, und ferner durch die Äußerung Roschers, daß zwar bei den unentbehrlichen Gütern sich die Nachfrage zunächst geltend machen werde, daß aber bei den entbehrlichen, d. h. bei den als Genuß- oder Erwerbsmittel noch nicht angenommenen, das Ausgebot zuerst auftreten müsse. —

München. W. Frauenholz.

Astronomie.

Das Ende der Sonne.

Es ist ein feststehendes Gesetz in allen Formen des organischen Lebens auf Erden, daß das Einzelwesen nur kurze Lebensdauer besitzt, während die Gattung besteht. Das menschliche Individuum lebt eine Zeitlang und hat in dieser Zeit

sein Möglichstes zur Fortentwickelung und zum Wohle der übrigen Menschen gearbeitet oder sollte dies wenigstens gethan haben, und dann stirbt es, und nur in wenigen Fällen bleiben sein Name und seine Thaten noch einige Zeit im Angedenken, und die Menschheit, als Ganzes betrachtet, besteht weiter und schreitet fort. Aber auch die Gattung besteht nicht ewig, sondern nur im Verhältnis zum Einzelwesen sehr lange, auch sie erstirbt endlich, wie dies bei einer großen Menge Tier- und Pflanzengattungen in alter und neuer Zeit gefunden worden ist. Auch die Menschheit wird hiervon nicht ausgeschlossen sein; es ist ja schon an und für sich nicht denkbar, daß ein ewiges Fortschreiten stattfinden kann, es muß also naturgemäß einmal ein Rückschritt und ein endliches Aufhören der Existenzfähigkeit eintreten. Wollte man aber auch von diesem, dem einzelnen Menschen wie dem ganzen Geschlechte auf den Weg gegebenen Todeskeime absehen, so würde doch schon ein Aufhören alles organischen Lebens auf Erden dadurch herbeigeführt werden, daß allmählich die für dasselbe unerläßlichen Lebensbedingungen sich verschlechtern, daß, mit anderen Worten, die Erde unbewohnbar wird.

Wir brauchen hierbei garnicht an gewaltsame Katastrophen zu denken, die mit einem Schlage alles vernichten würden, an Zusammenstöße der Erde mit anderen Himmelskörpern u. dergl.; lange bevor etwas Derartiges der Wahrscheinlichkeit nach eintreten könnte, wird die Erde durch langsame Entwickelung schon jetzt bestehender Ursachen ein toter Körper werden, unfähig, Pflanzen, Tieren und Menschen das Leben zu ermöglichen.

Die wichtigsten Lebensbedingungen sind Luft und Wasser, Licht und Wärme. Fehlt einer dieser Faktoren, so ist ein organisches Leben nicht mehr denkbar; wenn wir aber recht überlegen, so ist ein Verschwinden aller vier in endlicher Zeit unausbleiblich. Die Luft muß langsam abnehmen durch allmähliches Verbreiten im Weltraum, ebenso auch der in der Luft stets neu vorhandene Wasserdampf, und es wird also einmal eine Zeit kommen, wo diese beiden Faktoren fehlen, während dann wahrscheinlich Licht und Wärme noch vorhanden sein werden. Das Beispiel eines in solchem Zustande befindlichen Himmelskörpers bietet uns der Mond, der luft- und wasserlos nur noch dem Wechsel von Licht und Schatten, Wärme und Kälte unterworfen ist. Kleiner als die Erde und daher mit geringerem Vermögen des Festhaltens seiner jedenfalls früher vorhandenen Atmosphäre versehen, ist dieser sterile Zustand bei ihm wahrscheinlich schon in einer Zeit eingetreten, wo überhaupt auf der Erde das organische Leben noch nicht begonnen hatte.

Wir haben vorhin gesagt, daß Luft und Wasser früher verschwinden würden als Licht und Wärme. Es läßt sich dies natürlich nicht beweisen, da wir von den Zeiträumen, innerhalb welcher solche Veränderungen vor sich gehen, keine Ahnung haben können. Es wäre auch denkbar, daß Licht und Wärme zuerst verschwinden könnten, doch würde die Reihenfolge dem Erfolge nach gleichgültig sein. Bei der außerordentlich langsamen und unmerklichen Abnahme der vier Lebensfaktoren wird gewiß eine Anpassung der lebenden Wesen bis zu einem gewissen Punkte stattfinden, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird später noch Leben unter

Bedingungen vorhanden sein, die bei plötzlichem Eintritt ein solches unmöglich machen würden.

Es giebt außer den angeführten Ursachen für das Aufhören des Lebens auf der Erde noch eine ganze Reihe anderer, die zum Teil sich gegenseitig aufheben können, und die überhaupt die Aufgabe, das Ende der Erde im voraus zu erkennen, äußerst kompliziert gestalten, ja sie vorläufig unlösbar machen. Wir wollen auf alle diese Punkte, wie z. B. auf den Einfluß von Flut und Ebbe, hier nicht eingehen, sondern uns allein auf einen einzigen beschränken, auf das Aufhören von Licht und Wärme auf der Erde infolge des Erlöschens der Sonne.

Alle neueren Forschungen über das Wesen der Sonne, mögen sie in bezug auf Einzelheiten zu noch so sehr verschiedenen Resultaten geführt haben, stimmen darin mit unumstößlicher Sicherheit überein, daß die Sonne ein Himmelskörper ist, der sich in einer ungeheuren Glühhitze befindet. In einem früheren Aufsatze „über das Alter der Fixsterne" habe ich gezeigt, daß die Sonne zur zweiten Klasse der Fixsterne gehört, deren Abkühlungsprozeß schon vorgeschritten ist, daß aber ihre Temperatur noch eine ganz enorme ist. Messungen der Sonnentemperatur sind mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden, und die Resultate solcher Versuche weichen daher sehr von einander ab, stimmen aber darin überein, daß dieselbe bei weitem alle Hitzezustände übersteigt, die wir auf der Erde künstlich erzeugen können.

Aus der in dem erwähnten Aufsatze beschriebenen Vogel'schen Hypothese geht schon ohne weiteres hervor, daß alle Fixsterne, die Sonne natürlich mit eingeschlossen, in langsamer Abkühlung begriffen sind, es entspricht dies auch unserer täglichen Erfahrung, daß alle heißen Körper, die sich in kühlerer Umgebung befinden, langsam ihre Hitze durch Ausstrahlung verlieren. Die Geschwindigkeit, mit welcher diese Abkühlung vor sich geht, hängt wesentlich von drei Bedingungen ab: von der Masse des Körpers, von seiner Oberflächenbeschaffenheit und von der Temperatur der Umgebung. Je größer die Masse eines heißen Körpers ist, um so langsamer kühlt er sich ab, dagegen verliert er seine Wärme um so rascher, je kälter verhältnismäßig seine Umgebung ist. Der Einfluß der Oberflächenbeschaffenheit auf die Abkühlung ist ein sehr komplizierter, man kann im allgemeinen sagen, daß glatte Oberflächen weniger ausstrahlen als rauhe, auch Umhüllungen mit Gasschichten wirken verzögernd auf die Abkühlung.

Auf der Sonne sind diese Bedingungen nun so vorhanden, daß sie zum Teil entgegengesetzt wirken. Die Masse der Sonne ist eine ganz enorme, beträgt doch ihr Durchmesser ungefähr 200000 geographische Meilen, aus diesem Grunde schon muß ihre Abkühlung eine sehr langsame sein, nach Millionen von Jahren zählend; auch die Atmosphäre hält einen beträchtlichen Teil der Strahlung auf und wirkt so der Geschwindigkeit der Abkühlung entgegen. Dagegen ist die Umgebung der Sonne, der Weltenraum, das Kälteste, was wir uns überhaupt vorstellen können, da der Aether, wenn keine merklichen Bestandteile in demselben vorhanden sind, sich auf dem absoluten Nullpunkte der Temperatur befinden muß, auf — 273° C. nach der Berechnung der Physiker. Dieser Umstand wirkt natürlich wieder beschleunigend auf die Abkühlung.

Die Wärmemenge, welche von der Sonne ausgestrahlt wird, ist eine so enorme, daß es schwer hält, sich einen Begriff davon zu bilden. Wir wollen aber versuchen, dem Leser hiervon eine Vorstellung nach den Rechnungen Secchi's zu geben. Versteht man unter Wärmeeinheit diejenige Wärmemenge, welche nötig ist, um 1 kg Wasser von 0° auf 1° zu erhöhen, so hat man gefunden, daß die Zufuhr von Wärme, welcher jeder Quadratzentimeter der Erdoberfläche in einem Jahre durch die Sonnenstrahlung erhält, ungefähr 232 Wärmeeinheiten beträgt. Denkt man sich die ganze Erdoberfläche mit einer Wasserschicht von 1 cm Höhe bedeckt, so würde sich also deren Temperatur in einem Jahre um 232000° erhöhen, oder um die Vorstellung noch deutlicher zu machen: die in einem Jahre auf die Erdoberfläche aufgestrahlte Wärmemenge genügt, um eine 30·8 m hohe Eisschicht auf der ganzen Oberfläche zu schmelzen. Hiernach mag man sich vorstellen, welchen Wärmeverlust die Sonne erleidet, wenn man bedenkt, daß die der Erde zu gute kommende Strahlung doch nur ein ganz verschwindender Bruchteil der Gesamtausstrahlung ist, die ihrem weitaus größten Betrage nach von uns unbemerkt im Weltall sich verliert.

Trotz dieses bedeutenden Wärmeverlustes ist es andererseits doch unschwer denkbar, daß derselbe im Hinblick auf die ungeheure Menge von Wärme, welche in dem kolossalen Sonnenballe aufgespeichert ist, noch so gering ist, daß wir in historischen Zeiten eine Abnahme der Sonnentemperatur nicht haben merken können. Ich sage nur, daß dies denkbar ist, beweisen läßt es sich nicht, und man kann daher nur zustimmen, wenn Versuche gemacht werden, eine *wirkliche* Konstanz der Sonnentemperatur, für unsere Zeit wenigstens, auf anderen Wegen zu erklären, nämlich durch eine Zufuhr von Wärme zum Sonnenkörper von außen, und durch Erhaltung der Sonnentemperatur, nicht aber der Sonnenwärme, durch andere Vorgänge innerhalb und außerhalb des Sonnenkörpers.

Um aber hier kein Mißverständnis zu erregen, muß ich auf den Unterschied zwischen Wärme und Temperatur hinweisen. Unter „Wärme" versteht man physikalisch eine *Menge* der Wärmekraft, unter Temperatur die *Intensität* der Wärme. So kann z. B. ein kühler Körper eine bedeutend größere Wärmemenge besitzen, sofern er nur genügend viel Masse hat, als ein sehr viel heißerer oder gar glühender *kleinerer* Körper.

Fragen wir nun, auf welche Weise der Temperaturerniedrigung der Sonne entgegengearbeitet werden kann, so sind hierfür zwei sehr verschiedene Wege vorhanden, erstens durch Zufuhr von Wärme von außen, und zweitens durch Erhöhung der Temperatur ohne wirklichen Ersatz der ausgestrahlten Wärme. Falls die Zufuhr eine genügende ist, könnte im ersteren Falle thatsächlich die Gesamtwärmemenge der Sonne konstant bleiben, die Sonne würde nie erkalten; im zweiten Fall aber kann die Konstanz der Sonnentemperatur nur eine temporäre sein, die Sonne verliert unwiederbringlich ihre *Wärme*, und *einmal* muß dann auch eine Abnahme der Temperatur eintreten, sie muß schließlich erlöschen. Wir sehen also, daß die Frage nach der Erhaltung der „Sonnenenergie" sich auf diese Unterscheidung zuspitzt, und wollen hier gleich vorausschicken, daß wahrscheinlich

beide Faktoren in Wirksamkeit sind, der erstere leider aber nur in so geringem Maße, daß es ihm nicht gelingen dürfte, den Wärmeverlust siegreich zu bekämpfen, und daß also das eingangs erwähnte, für unsere Erde ebenfalls tödlich wirkende Erlöschen der Sonne, ihr Ende, wirklich eintreten wird.

Die einzige Möglichkeit, wie der Sonne eine Wärmequantität zugeführt werden kann, besteht nur in der Vermittelung mechanischer Arbeit, da eine Zufuhr durch Bestrahlung bei der isolierten Stellung der Sonne im Weltraum nicht oder nur verschwindend gering vorhanden ist. Mechanische Arbeit setzt sich bei ihrem Aufhören direkt in Wärme um: die Schläge des Hammers können ein Eisen bis zum Glühen erhitzen, durch Reibung sehen wir täglich Wärme entstehen, und die leuchtenden Meteore und Sternschnuppen verdanken ihr Licht nur der durch die Umsetzung ihrer bedeutenden lebendigen Kraft infolge der Reibung in unserer Atmosphäre frei werdenden Wärme. Durch einen Zusammenstoß der Sonne mit anderen Himmelskörpern, oder besser ausgedrückt, durch das Herabfallen der letzteren auf die Sonne wird derselben eine gewisse Wärmemenge zugeführt. Bei der großen Geschwindigkeit, welche ein auf die Sonne aus weiter Entfernung fallender Körper schließlich erreicht (637 km pro Sekunde), ist die beim Aufhalten dieser Geschwindigkeit frei werdende Wärme eine ganz ungeheure; so würde z. B. die Erde durch ihren Fall auf die Sonne eine Wärmemenge entwickeln gleich derjenigen, welche durch die Verbrennung einer 6000mal so schweren Masse Steinkohle erzeugt würde. Solche Massen fallen nun natürlich nicht auf die Sonne, wohl aber eine Menge sehr viel kleinerer, nämlich, wie auf unsere Erde, die Sternschnuppen und Meteore. Wegen der größeren Masse der Sonne ist die Anzahl der auf dieselbe herabstürzenden Meteore eine bedeutend größere; es haben auch viele geglaubt, hierin einen vollständigen Ersatz für die Ausstrahlung zu finden; daß dies aber nicht so ist, läßt sich leicht zeigen. Berechnet man nämlich die Menge von Materie, welche auf die Sonne fallen müßte, um durch ihren Stoß den Wärmeverlust derselben zu decken, so würde hierzu mindestens so viel nötig sein, daß sie jährlich eine Schicht von 10 m Dicke um die ganze Oberfläche der Sonne herum bilden würde. Dies würde allerdings in 4000 Jahren nur $^1/_{1920}$ des Sonnendurchmessers betragen, etwa eine Bogensekunde, würde sich also nicht direkt konstatieren lassen, wohl aber würde die dadurch hervorgerufene Vermehrung der Sonnenmasse auf die Umlaufszeit der Erde einwirken, also auf die Länge des Jahres, und zwar so beträchtlich, daß hiernach in den letzten 2000 Jahren die Bewegung der Erde um $^1/_8$ Jahr verzögert worden wäre, was astronomisch ganz unzweifelhaft hätte konstatiert werden können. Umgekehrt muß man vielmehr aus der Konstanz der Jahreslänge darauf schließen, daß die Zunahme der Sonnenmasse und damit auch die Wärmezufuhr nur eine sehr geringe sein kann. Hiermit ist also der Beweis erbracht, daß die Sonnenwärme abnehmen muß, und eine Besprechung der Ursachen, welche die Sonnentemperatur eine Zeit lang konstant erhalten können, hätte eigentlich prinzipiell kein Interesse mehr, ich glaube aber, daß die Frage ein hohes allgemeines Interesse besitzt, und will deshalb auch näher darauf eingehen. Das Anführen der vielen,

24*

oft recht beträchtlichen Zahlenwerte wird hoffentlich die geehrten Leserinnen nicht abgeschreckt haben, mir auch noch weiter auf diesem schwierigen Gebiete zu folgen.

Wir haben vorhin gesehen, daß durch den Fall von Körpern auf die Sonne Wärme entsteht, und wollen dies nun noch dahin erweitern, daß solches auch dann stattfindet, wenn die fallenden Körper nicht von außen kommen, sondern schon als zur Sonne gehörig zu betrachten sind, daß mit anderen Worten das fortwährende Fallen der eigenen Sonnenmaterie nach ihrem Mittelpunkte hin, oder eine Verdichtung der Sonne ebenso wirkt. Der Unterschied ist nur der, daß im vorigen Falle die Arbeits- oder Wärmezufuhr von außen kommt, während in diesem Falle die freiwerdende Wärme schon als „potentielle Energie" vorhanden war, also keine Wärme neu hinzukommt. Nach der Kant-Laplaceschen Kosmogenie ist es klar, daß die Sonne früher einen weit größeren Raum eingenommen hat, daß der ursprüngliche „Urnebel", aus dem sich unser Sonnensystem entwickelt hat, weit die Grenzen unserer äußersten Planeten überschritten haben muß. Durch Fallen nach dem Zentrum hin, durch Verdichtung, ist das Sonnensystem zu dem jetzigen Zustande gelangt, und es steht nichts im Wege anzunehmen, daß diese Verdichtung auch noch jetzt und vielleicht noch lange Zeit hindurch stattfindet. Die Verdichtung eines Gases geschieht durch Abnahme seiner Temperatur infolge von Ausstrahlung, umgekehrt hat die Verdichtung eine Temperaturerhöhung zur Folge, und so ist es sehr plausibel, daß sich bei der Sonne ein derartiger Gleichgewichtszustand hergestellt hat, daß sich beides aufhebt, daß mithin die Temperatur der Sonne konstant oder nahe konstant ist. Ein Ende dieses Zustandes tritt erst dann ein, wenn keine Verdichtung mehr möglich ist, dann tritt die Ausstrahlung allein in ihr Recht, die Temperatur nimmt ab, die Sonne erkaltet. Die meisten Astrophysiker nehmen an, daß ein solcher Zustand zur Zeit wirklich auf der Sonne herrscht, und man muß gestehen, daß hierdurch am einfachsten eine länger andauernde Konstanz der Sonnentemperatur zu erklären ist.

Man könnte einwenden, daß eine fortschreitende Verdichtung der Sonne, also eine Abnahme ihres Durchmessers den Messungen der Astronomen nicht verborgen bleiben könnte, indessen zeigt die Rechnung, daß dies nicht richtig ist. Helmholtz, der diese Theorie wesentlich ausgearbeitet hat, hat nachgewiesen, daß, wenn die Verdichtung der Sonnenmaterie bis zu dem Grade weiter fortschreitet, daß sie die Dichtigkeit der Erde erreicht hat, die hierdurch entwickelte Wärme genügt, um den Verlust der Ausstrahlung auf 17 Millionen Jahre zu decken. Andrerseits würde die durch die Verdichtung bedingte Abnahme des Sonnendurchmessers erst in 24000 Jahren den Betrag einer Bogensekunde erreichen, also für uns bis jetzt absolut unmeßbar sein.

Auch chemische Verbindungen spielen bei unserer Frage eine große Rolle. Bei der hohen Temperatur der Sonne sind chemische Verbindungen auf derselben nicht möglich, alle Elemente befinden sich gasförmig und flüssig unverbunden neben und durcheinander, im Zustande der Dissociation. Sinkt die Temperatur so weit, daß eine Verbindung zwischen zwei Elementen entstehen kann, z. B. zwischen Wasserstoff und Sauerstoff, um Wasserdampf zu bilden, so findet, wie bei allen

chemischen Verbindungen, eine bedeutende Temperaturerhöhung statt, welche ebenfalls lange Zeit hindurch die Ausstrahlung ersetzen kann. Wahrscheinlich ist aber augenblicklich die Sonnentemperatur noch zu hoch, um diese Vorgänge in beträchtlicher Weise zu gestatten, vielleicht tritt diese Art der Temperaturerhaltung erst dann ein, wenn sie auf dem Wege der Verdichtung nicht mehr möglich ist. Es bedarf hierbei wohl kaum des Hinweises, daß auch diese Art der Temperaturerhaltung nur eine temporäre ist, daß auch sie den Tod der Sonne nur hinhält, aber nicht verhindert.

Vor wenigen Jahren ist eine sehr geistreiche Theorie des Engländers Siemens aufgetaucht, welche eine wirkliche Erhaltung der Sonnenenergie herzustellen sucht. Sie bedarf keiner Wärmezufuhr von außen, da sie beweisen will, daß die Wärme der Sonne überhaupt nicht durch Ausstrahlung in den Weltraum verloren geht, sondern wenigstens ihrem größten Betrage nach durch einen Kreisprozeß der Sonne wieder zugeführt wird. So geistreich an und für sich diese Theorie, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, auch sein mag, so können wir uns derselben doch nicht anschließen. Einmal wird in derselben zugegeben, daß wirklich ein kleiner Theil der Ausstrahlung verloren geht, und andererseits sind die zur Erklärung der Theorie nötigen Bedingungen noch durchaus unbewiesen. Geht aber auch nur ein kleiner Theil wirklich verloren, so bedeutet dies ebenfalls nur eine Verzögerung, nicht ein Aufheben, und ob der Zeitraum bis zum Ende der Sonne ein paar Millionen Jahre länger ist oder nicht, kommt eben prinzipiell nicht in Frage. Überdies ist man im stande, mit feinen Meßapparaten die Wärmestrahlung hellerer Fixsterne nachzuweisen; wenn das aber bei so ungeheuer weit entfernten Himmelskörpern möglich ist, so zeigt dies ohne weiteres, daß also ein recht beträchtlicher Betrag bis in die fernsten Gegenden des Weltalls hinausstrahlt, für den strahlenden Körper also vollständig verloren ist.

Aus den vorliegenden Betrachtungen haben wir nun wohl die Überzeugung gewonnen, daß schließlich einmal das Ende der Sonne eintritt und spätestens mit ihm auch das Ende alles Lebens auf Erden. Es ist gewiß ein trauriger Gedanke, daß dann alles Gute und Schöne, was der menschliche Geist erdacht und geschaffen hat, ebenfalls verloren und vergessen ist, da es ja nur im Geiste der Menschen weiterleben kann. Es mag uns ja trösten, daß der Zeitpunkt erst in einer solchen Ferne liegen wird, die wir nach unseren Verhältnissen mit unendlich bezeichnen können; aber es läßt sich nicht leugnen, daß trotzdem die Vorstellung davon eine traurige ist.

Ich schließe mit den Worten Secchi's: „Wie dem auch sei, die wahre Wissenschaft wie die wahre Philosophie giebt uns stets mehr, wie sie uns nimmt; und wenn wir von Welten sprechen, deren Herzschlag einst stille stehen wird, so zeigt sie uns zugleich, daß die Kräfte, welche ihnen alle ihre Lebens- und Entwickelungsfähigkeit gegeben haben, nicht in das Nichts zurückgeführt werden können. In der Natur kann nichts verloren gehen, und aus dem Tode muß überall neues Leben erwachen."

Potsdam. J. Scheiner.

Zeitbeschwerden.

Tierquälerei auf der Jagd.

Erzählt einem Jäger ein Nichtjäger seine Jagderlebnisse, so wird ihm gewöhnlich mit einem ungläubigen Lächeln ob der „Jagdgeschichte" gelohnt. Glaubt der Geduldige aber die meist sehr lange Erzählung, so muß der Waidmann nicht selten erfahren, wie trotz lebhaftester Schilderung sein Zuhörer nicht mit ihm das Aufregende der erlebten Szene durchgefühlt, sondern gegen ihn Partei ergriffen hat und den entgegengesetzten Standpunkt durch den Ausruf: „Das arme Wild!" zu erkennen giebt. Das Mitleid mit dem Wilde steigert sich oft so sehr, daß es den Jäger der Tierquälerei zeiht und die Jagd ein rohes Vergnügen schilt.

Daß der Nichtjäger leicht geneigt ist, diesen Vorwurf zu erheben, ist begreiflich, da der Anblick des Wildes, zumal in malerischer Umgebung auf Waldwiesen, im alten Buchenbestande, jegliches für die Natur nur etwas empfängliche Herz erfreut. Man ist entzückt über den leichten, graziösen Sprung des Rehes, man bewundert den Stolz und die Majestät des Hirsches, man freut sich über den Anblick junger Füchse, welche durch ihre täppischen Gebärden beim Spielen noch nicht die Geschmeidigkeit der ausgefeimten Fuchsnatur verraten. Und alles dieses frohe, unschuldige Leben sucht der „grausame" Jäger „mordgierig" zu vernichten. Allerdings ist der Jäger bestrebt, das Wild zu töten, jedoch ohne daß ihm daraus ein Vorwurf gemacht werden könnte, denn ihn bewegt nicht die Lust am Töten dazu, sondern der Reiz, welcher in dem wohlverdienten Triumphe liegt, den der Jäger durch Ausdauer, Aufmerksamkeit, Scharfsinn, rasches und überlegtes Handeln über das mit unendlich viel feinerem Gehör- und Geruchssinn begabte, dabei sehr vorsichtige und ängstliche Wild endlich davon trägt. Ein solcher Triumph wird zwar nicht jedem Jäger zuteil, besonders nicht dem Schützen auf Hasentreibjagden und Hühnersuchen. Doch erfordert eine erfolgreiche Ausübung auch dieser Jagdarten körperliche Rüstigkeit und Gewandtheit, schnelle Überlegung und raschen Entschluß. Da diese rühmenswerten körperlichen und intellektuellen Eigenschaften auf der Jagd geübt und gekräftigt werden, muß letztere als ein einwandsfreies Vergnügen angesehen werden, sobald dem Menschen das Recht zuerkannt wird, die wilden Tiere in gleicher Weise wie die Haustiere zu seinem Nutzen zu verwenden, im besonderen sie zum Gebrauch als Nahrungsmittel zu töten. Nur mit wenigen Ausnahmen, in welchen eine Tiergattung auf andere Weise den Menschen mehr zu nützen vermag, als durch das Gewähren einer auch verwöhnte Gaumen kitzelnden Delikatesse, wird man ein solches Recht zugeben, zumal wenn man erwägt, welche hohe Bedeutung die Jagd auch heutzutage noch für die Ernährung der Menschen hat. In dem Werke des verstorbenen Oberlandforstmeister von Hagen „Die forstlichen Verhältnisse Preußens" — 1866 — ist die gesamte Fleischproduktion des jährlichen Abschusses in der preußischen Monarchie auf **5420618 kg.** mit einem Werte von **6470502 Mk.** berechnet worden, Zahlen, die vermutlich nicht unbedeutend hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Ist anerkannt worden, daß das Wild zum Nutzen der Menschen getötet werden kann, so darf von Tierquälerei auf der Jagd nur dann gesprochen werden, wenn eine besonder Jagdart mit größeren Qualen für die betreffende Wildgattung verbunden ist als eine andere, welche mit gleichem Erfolge zur Anwendung kommen könnte. Im ganzen kann man vier Gruppen von Jagdarten unterscheiden, das Erlegen des Wildes durch Schußwaffen, das Fangen mit Netzen, Schlingen, Fallen *rc.*, das Hetzen des Wildes in Verbindung mit Reiten der Jägerei und das Graben der Füchse und Dachse. Die erstere ist die bei weitem gebräuchlichste aller Jagdarten und muß als diejenige gelten, welche mit den wenigsten Qualen für das Wild verbunden ist, wenn — der Schuß gut traf. Ist das Wild aber in Folge geringer Geschicklichkeit des Schützen oder sonstiger, von diesem in der Regel vorgeschützter ungünstiger Nebenumstände schlecht getroffen, so hat es allerdings oft große und lange Qualen zu erdulden. Wen trifft aber dafür die Schuld; etwa den tierquälerischen Jäger? Zuweilen ja! Wenn er durch übergroßen Eifer oder übertriebenes Vertrauen auf die Leistungen seines Gewehres sich verleiten läßt, auf so weite

Entfernungen zu schießen, daß der Schuß unsicher wird und ein schlechtes Treffen oder das für diesen Fall vorzuziehende gänzliche Fehlen der gewöhnliche Erfolg ist. Ein solches weite Schießen wird von der guten Jägerei übel vermerkt; es ist entweder das Zeichen geringer Jagderfahrung oder schlimmer Jagdschinderei. Eine nicht mindere Art von Tierquälerei ist in der Anwendung ungeeigneter Gewehre oder einer unzweckmäßigen Ladung zu finden, wenn z. B. der zur Jägerei kaum zuzurechnende Schütze statt mit der Kugel mit Schrot auf Rot- oder Schwarzwild, resp. mit zu schwachem Schrot auf Rehwild schießt und so dem Wilde in der Regel eine mit langen Qualen verbundene Wunde beibringt, während die gutsitzende Kugel gewöhnlich einen schnellen und weniger schmerzhaften Tod herbeiführt. Gegen diese Tierquälerei kann nur von seiten der guten Jäger durch offenes und scharfes Verurteilen eines solchen Verfahrens eingewirkt werden. Da nun nicht allein reichgewordene und der noblen Jagdpassion fröhnende Gevatter Schneider und Handschuhmacher nebst beutegierigen, jagenden Bauern, sondern auch selbst hochgestellte, vielschießende Personen und zugleich Mitglieder von Jagdschutzvereinen von jener tierquälerischen und jagdschädigenden Schießerei nicht freizusprechen sind, so dürfte es sich für diese Vereine wohl empfehlen, wenigstens im Kreise ihrer Mitgliedschaft auf das Unterlassen solcher Jagdsünden hinzuwirken. —

Eine besondere, zur vorliegenden Frage zu erwähnende Jagdart ist die des „eingestellten Jagens". Sie stammt aus alten Zeiten, da der Sinn der Väter noch härter war, und man sich nicht als ein Glied der unendlichen, namentlich auf der Erde uns offenbarten Schöpfung, sondern als den zum rücksichtslosen Eigennutz berechtigten, absoluten Herrscher über dieselbe betrachtete. — Jene Jagdart besteht darin, daß vor der eigentlichen Jagd Wild — Rot-, Damm- oder Schwarzwild — in großer Zahl auf einen kleinen Raum von wenigen Morgen zusammengetrieben und dann mit hohen Gattern (Zäunen) umstellt („eingestellt") wird. Zur Jagd selbst werden die Tiere einzeln und truppweise in den unmittelbar anstoßenden und gleichfalls durch hohe Gatter oder Netze und Tücher abgeschlossenen Schießraum („Jagen") hineingelassen. Hier stehen die Schützen in schußrechter Entfernung von der Einfriedigung und schießen auf das zwischen letzterer und ihnen vorbeieilende Wild, welches, wenn es nicht ausnahmsweise ausbricht, die lange Linie von 30, 40 und mehr feuernden Schützen passieren muß. Das Vergnügen dieser Schießerei, denn Jagd kann man es nicht nennen, da das Wild bereits vorher gejagt, d. h. eingefangen worden ist, besteht darin, als Ziel seiner Kugelbüchse oder gar seines Schrotgewehres ein lebendes Stück Wild vor sich zu haben, das zu treffen nicht einmal mehr Fertigkeit und Überlegung erfordert als das Schießen auf dem Scheibenstande nach gleich großen und unregelmäßig sich bewegenden Zugscheiben. Natürlich gewährt es einen anderen Anblick, den Hirsch nach dem Schusse in hoher Flucht mit vorgestrecktem Kopf und zurückgelegtem Geweih zusammenbrechen, oder aus sicherem Stande die Rotte schwarzer Sauen mit schäumendem Gebräch (Rüssel) wild an sich vorüberstürmen und aus ihrer Mitte den getroffenen Keiler stürzen zu sehen, als dem auf der Scheibe nach dem Schuß suchenden Zeiger zuschauen zu müssen. Aber dieser den Schützen höchst erregende Anblick des scheu jagenden Wildes, seiner Todeshast, seines in gewaltigen Bewegungen geäußerten letzten und vergeblichen Kämpfens gegen das vernichtende Schicksal, er wird erkauft durch die Qualen des Wildes.

Allerdings dauern dieselben in der Regel nur kurze Zeit, da das krank geschossene Wild noch während oder gleich nach dem nur 1—2 Stunden dauernden Jagen waidgerecht getötet wird. In freier Wildbahn muß sich das unglücklich getroffene Wild oft tage-, selbst wochenlang mit der schmerzenden Wunde herumtragen. Hier ist aber das Schießen das beste, wenn auch zuweilen fehlschlagende Mittel zur Okkupation, während im eingestellten Jagen auf das schon eingefangene Wild in einer für das schließliche Erlegen unnötigen, qualenerregenden Weise geschossen wird, sodaß diese Jagdart nicht durch den Hinweis auf den volkswirtschaftlichen Wert der Jagdnutzung, und auf den vorteilhaften psychischen und physischen Einfluß der Jagdausübung auf den Jäger gerechtfertigt werden kann.

Nach dem Schießen ist vor allem das Fangen des Wildes mittelst Fallen, Schlingen, Netzen gebräuchlich. Gegen die Anwendung von Netzen und Garnen zum Fangen von Flugwild läßt

sich vom Standpunkt der Tierquälerei nichts einwenden, desgleichen dürfte auch darin nichts zu finden sein, daß der Jäger bemüht ist, durch Fallen seine Jagd gegen Raubzeug, namentlich Füchse und Habichte zu schützen. Fängt sich auch dabei das Raubwild zuweilen in einer Weise, daß es bis zum Nachsehen der Falle durch den Jäger, d. h. meist noch vor Ablauf der nächsten 12—24 Stunden, Schmerzen zu erdulden hat, so verdienen doch jene Räuber kein großes Mitleid, und eine bessere, erfolgreichere Methode, sie in ihrer Zahl fast bis zur Unschädlichkeit zu beschränken, ist mit Ausnahme des immerhin bedenklichen Vergiftens nicht bekannt. Das Fangen der Rehe, Hasen und Rebhühner in Schlingen ist in Preußen, Braunschweig und den kleineren mitteldeutschen Staaten gesetzlich verboten. Weit verbreitet ist dagegen der Krammetsvögelfang in Dohnen (Schlingen). Leider hat man dabei nur gar zu häufig Gelegenheit, die Drosseln in den Schlingen tot in Stellungen anzutreffen, daß man bei dem Gedanken an die ausgestandenen Qualen den befiederten, fröhlichen Bewohnern des Waldes sein Mitleid nicht versagen kann. In derselben Weise, wie die Singvögel sich des moralischen Schutzes aller gebildeten Menschen erfreuen und neuerdings auch die Vogelwelt im allgemeinen des gesetzlichen Schutzes teilhaftig geworden ist, sollte derselbe auch den Krammetsvögeln gewährt werden. Es ist eine bedauerliche Inkonsequenz, daß er gerade diesen Vögeln ausnahmsweise durch die deutschen Volksvertreter versagt worden ist. — Da der Krammetsvogelfang durch das kürzlich erlassene Vogelschutzgesetz gleichsam gesetzlich gebilligt ist, darf leider nicht angenommen werden, daß diejenigen, die Gelegenheit zu demselben haben, aus tierfreundlichem Mitgefühl es unterlassen werden, die bei dem unverhältnismäßig hohen Preise der Vögel oft bedeutende Einnahmequelle zu nutzen. —

Die dritte Klasse der Jagdarten, die Hetze des Wildes, kommt nur noch vereinzelt zur Anwendung. Sie ist mehr ein Reiter- denn ein Jagdvergnügen. Bei den Parforcejagden wird ein Keiler, der vorher eingefangen war, mit der Hundemente verfolgt. Wie weit man dabei von Tierquälerei sprechen darf, ist Geschmackssache. Große seelische Erregungen kann man wohl bei dem verfolgten Wildschwein nicht voraussetzen. Es ist der immer rege Instinkt der Gefahr, welcher das wehrhafte Tier dazu treibt, sich durch schnelle Flucht, Widergänge oder Verstecken in den Dickungen der folgenden Meute zu entziehen. Auch die physischen Schmerzen werden dabei nicht eben groß sein; das Erlegen aber durch Abfangen mit dem Hirschfänger, nachdem der Keiler von der Meute eingeholt und gestellt ist, dürfte kaum schmerzhafter als irgend eine andere anwendbare Todesart sein. Außer dem Wildschwein wird auch noch in seltenen Fällen der Hase mit schnellen Hunden gehetzt, während die Jäger zu Pferde die Jagd mitmachen. Die ungemein rasche Flucht und die dabei auszustehende Angst sollen trotz der kurzen Dauer der Jagd beim Hasen dergestalt wirken, daß sein Wildpret ungenießbar wird. Man wird demzufolge auf große Qualen schließen müssen und kann daher nur wünschen, daß der schon zur Zeit nur wenig geübte Reitersport der Hasenhetze völlig durch das schon vielbeliebte Vergnügen der Schnitzeljagd ersetzt wird.

Zuletzt sei noch das Graben der Füchse und Dachse erwähnt. Dabei kommt zuweilen eine arge Tierquälerei vor, es ist das die Anwendung des Dachshakens, eines korkenzieherähnlichen Instruments an einer langen Stange, welches dem in der Röhre seines Erdbaues befindlichen Dachs vorgehalten wird, damit er darauf beißt, um ihm dann den Haken so in die Kiefernknochen einzudrehen, daß man Herrn Grimbart daran aus der Röhre herausziehen kann. Diese Quälerei ist deshalb um so mehr zu verdammen, als man mit anderen, weit weniger schmerzenden Mitteln sein Ziel erreichen kann. Da der Dachs, sobald er von oben durch den Einschlag, d. h. durch das bis auf seine unterirdische Röhre gegrabene Loch, Licht bekommt, nach außen zu entweichen sucht, falls er nicht mehr weiter rückwärts gehen kann, hat man nur nötig, eine Schlinge vor die Öffnung der Röhre im Einschlage vorzulegen und wenige Augenblicke ruhig zu warten, um den Dachs in derselben zu fangen und an das Tageslicht zu befördern, wo ihm alsdann durch einen kräftigen und richtig geführten Hieb mit dem Beil auf den Kopf der Heimgang in die ewigen Jagdgründe verschafft wird, falls man nicht vorzieht, seinem nicht ganz vorwurfsfreien Leben durch einen Schuß ein Ende zu machen. —

Gewiß ist es erwünscht, daß bei den erwähnten Jagdarten der sittlich berechtigten Forderung der Vermeidung aller unnötigen Qualen für das Wild nachgegeben wird. Andererseits darf aber auch nicht verlangt werden, daß der Jäger bei der Jagdausübung die Weichherzigkeit edler Tierfreunde bethätigen soll. Das frohe Waidwerk ist kein zahmes Vergnügen, es erfordert einen kräftig handelnden Mann. Bei ihm, wie überhaupt in der Welt, erreichen diejenigen nicht viel, „welche keinem Tierchen ein Härchen zu krümmen“ vermögen. Fr.

Litterarische Berichte.

Der deutsch-dänische Krieg 1864. Mit drei Uebersichtskarten, 14 Plänen, 21 Skizzen. 2 Bände. Berlin 1886/87. Verlag von E. S. Mittler & Sohn.

Wie immer, so ist auch dieses Generalstabswerk eine erschöpfende, alles umfassende Arbeit. Der erste Abschnitt behandelt die politische Vorgeschichte des Krieges und den Aufmarsch der beiderseitigen Streitkräfte. Bekanntlich beabsichtigte die dänische Regierung, das Herzogtum Schleswig allmählich ganz in den dänischen Gesamtstaat aufgehen zu lassen, während die deutsche Bevölkerung der Herzogtümer naturgemäß sich nach Kräften gegen die Uebergriffe der dänischen Regierung wehrte. Der deutsche Bundestag seligen Angedenkens übernahm die politischen Verhandlungen, und damit begann eine endlose Verschleppung derselben. Ende 1863 nahmen die Verhandlungen einen ernsten Charakter an. Am 15. November starb König Friedrich VII. von Dänemark, ihm folgte Christian IX. auf dem Throne. Nunmehr beschleunigte sich der Gang der Ereignisse. Die Bundesexekution in Holstein wurde beschlossen. Mitte Dezember begann der Truppentransport nach der holstein'schen Grenze. Am 22. Dezember standen je eine preußische, österreichische, sächsische und hannoversche Brigade zum Einrücken in Holstein bereit. Am 23. Dezember überschritt die sächsische Brigade die Grenze. Die Dänen räumten Holstein ohne Widerstand. Indessen blieb die dänische Regierung nach wie vor weit entfernt davon, den Forderungen des deutschen Bundes nachzugeben. Die deutschen Vormächte, Preußen und Oesterreich, mußten nun die Weiterführung der Streitfrage allein in die Hand nehmen. Dies geschah in sehr energischer Weise. Schon am 16. Januar erfolgte die Uebergabe des preußisch-österreichischen Ultimatums an Dänemark, am 18. Januar lehnte die dänische Regierung dasselbe ab. Jetzt blieb nur noch der Krieg übrig. Das Generalstabswerk giebt zunächst einen höchst interessanten Ueberblick über die Beschaffenheit der sich gegenüberstehenden Heere. Es dürfte schwer sein, in so kurzen Worten einen doch erschöpfenden und klaren Einblick in die thatsächlich herrschenden Verhältnisse in bezug auf Organisation, Taktik, Bewaffnung u. s. w. in besserer Form zu geben, als dies hier geschieht. Es folgen nun die Beschreibung des Kriegsschauplatzes, der Aufmarsch der Verbündeten und des deutschen Heeres, die Kriegsvorbereitungen zur See, die beiderseitigen Pläne für die nächsten Operationen. Die Dänen beabsichtigten, die Dannewerke zu halten, es sollte jedoch dabei die Rücksicht auf Erhaltung der Armee der maßgebende Gesichtspunkt sein. Ihrerseits hofften die Verbündeten, die dänische Armee von ihren rückwärtigen Einschiffungspunkten abzudrängen und wenn möglich in freiem Felde zu vernichten. 38000 Dänen standen in den Dannewerken, gegen sie gingen zum Angriff vor 37800 Preußen und 22500 Oesterreicher. Am 1. Februar überschritten die Verbündeten die Eider, am 2. fand das Gefecht von Missunde statt. Es gelang den Preußen nicht, die dortigen Schanzen zu nehmen. Die Verluste der Preußen betrugen 12 Offiziere, 187 Mann, die der Dänen 8 Offiziere, 132 Mann. Die Hauptschuld an dem geringen Erfolge des Kampfes trug der an diesem Tage fast undurchdringlich dichte Nebel, welcher eine ausgiebige Wirkung der preußischen Artillerie unmöglich machte. Am 3. Februar folgten die Gefechte bei Oberselk und Jegel, in welchen die Dänen von den Oesterreichern in ihre Schanzen zurückgeworfen wurden. Die Oesterreicher verloren 28 Offiziere, 402 Mann; die Dänen 9 Offiziere, 408 Mann. Ein Geschütz wurde von den Oesterreichern erobert. In der Nacht vom 5. zum 6. Februar räumten die Dänen die Dannewerkstellung, ohne daß dies von den Verbündeten sofort wahrgenommen wurde. Jedoch rückten die Oesterreicher schon am 6. Februar früh 6 Uhr in Schleswig ein. Die sofort vorgenommene scharfe Verfolgung der Dänen führte zu dem Gefecht von Oeversee am 6. Februar, in welchem die dänische Nachhut von den Oesterreichern eingeholt und geworfen wurde. Die Oesterreicher erkämpften ihren Sieg mit einem Verluste von 30 Offizieren, 403 Mann, während die Dänen 882 Mann einbüßten. 154 Geschütze waren von den Dänen in der Dannewerkstellung zurückgelassen worden. Das 1. Korps (Preußen) ging am 6. Februar bei Cappeln über die Schlei, ohne

Widerstand zu finden. Der Rückzug der Dänen gelang jedoch ohne allzu große Opfer, ihr Gros ging nach Düppel, bezw. nach Alsen zurück: schwächere Teile, besonders Kavallerie, nach Jütland. Der Verlust der Dänen während des Rückzuges aus der Dannewerkstellung betrug einschließlich des Gefechts von Oeversee 1300 Mann, kann also nicht als sehr groß bezeichnet werden. In den folgenden Tagen ging das 1. Korps (Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl) gegen Düppel vor, das 2. Korps (Oesterreicher unter dem Feldmarschalleutnant Baron Gablenz) und das dritte Korps (preußische Garden unter dem Generalleutnant von der Mülbe) gegen Jütland. Am 18. Februar war ganz Schleswig bis auf Düppel und Alsen von den Verbündeten besetzt, welche jedoch aus politischen Rücksichten zunächst vor der Grenze Jütlands Halt machen mußten. Es wurden nun Maßregeln zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen notwendig, welche zu Konflikten mit den kleinen deutschen Bundesstaaten führten. Zur See herrschten die Dänen vorerst unbeschränkt. Am 22. Februar fand ein lebhaftes Erkundigungsgefecht vor Düppel statt, welches für die preußischen Truppen sehr glücklich verlief, sie verloren nur 4 Offiziere, 33 Mann, während die Dänen 10 Offiziere, 370 Mann einbüßten, darunter 255 Gefangene. Die popolitischen Verhältnisse verhinderten in der 2. Hälfte des Februar ein energisches Handeln der Verbündeten. Erst Anfangs März kam wieder Entschiedenheit in die Unternehmungen. Am 8. März begann der Vormarsch des 1. und 3. Korps nach Jütland. Noch am selben Tage führte dieses Vorgehen zu den Gefechten von Fredericia und Veile, beide siegreich für die Verbündeten. Bei Fredericia verloren die Preußen 2 Offiziere, 18 Mann, die Dänen 8 Offiziere, 200 Mann, darunter 4 Offiziere, 186 Mann gefangen und vermißt. Bei Veile verloren die Oesterreicher 8 Offiziere, 84 Mann, die Dänen 3 Offiziere, 164 Mann, davon 132 Mann gefangen. Nunmehr wurde Fredericia eingeschlossen, die Dänen wichen hinter den Liimfjord nach der Insel Mors zurück. Eine Beschießung der Festung Fredericia am 20. und 21. März verlief ohne Erfolg. Das 3. Korps wurde nun von Fredericia weggezogen und vor Düppel verwendet. Ein Projekt, durch eine Landung auf Alsen die Belagerung der Düppeler Schanzen zu ersparen, wurde aufgegeben. Am 17. März wurden die Dänen in dem scharfen Gefecht von Rackebüll-Düppel aus dem Vorterrain nach den Schanzen zurückgeworfen. Das Gefecht kostete den Preußen 16 Offiziere, 122 Mann, den Dänen 12 Offiziere, 664 Mann. Vor Düppel standen nunmehr 7 preußische Brigaden, also ausreichende Kräfte, um die Belagerung mit Erfolg durchzuführen. Am 28. März wurden die preußischen Vorposten möglichst nahe an die Schanzen herangeschoben, woraus sich ein heftiges Gefecht entwickelte, in welchem die Preußen 12 Offiziere, 176 Mann, die Dänen 9 Offiziere, 205 Mann verloren. In der Nacht vom 29. zum 30. März wurde die erste Parallele ausgehoben, durchschnittlich etwa 800 m von den Schanzen entfernt. Am 2. April begann das Feuer der Artillerie des Belagerers. Vorläufig allerdings wurden die Düppeler Schanzen nur aus 40 Feld- und 12 Belagerungsgeschützen beschossen. Aufs neue wurde ein Uebersetzen von 20000 Mann nach Alsen geplant, mußte aber wegen des stürmischen Wetters aufgegeben werden. Inzwischen war am 15. März die Insel Fehmarn von preußischen Truppen erobert worden. Am 17. März bestand die preußische Flotte ihr erstes Gefecht bei Jasmund. Gegenüber der großen Ueberlegenheit der Dänen war ein Sieg undenkbar, auch war preußischerseits ein Rückzugsgefecht beabsichtigt, welches denn auch zur höchsten Ehre der aufstrebenden preußischen Marine glücklich durchgeführt wurde. Die diplomatischen Verhandlungen waren ungeachtet der kriegerischen Ereignisse fortgesetzt worden. Eine Konferenz sollte zusammentreten. Es gelang jedoch der Energie des preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck, den Zusammentritt derselben bis zum 20. April hinauszuschieben, lange genug, um bis dahin die Düppeler Schanzen zu erstürmen. Vor Düppel nahm die Beschießung der Schanzen ihren regelmäßigen Fortgang. In der Nacht vom 7. zum 8. April wurde etwa 200 m vorwärts der ersten Parallele eine Halbparallele ausgehoben, in der Nacht vom 10. zum 11. April die zweite Parallele noch 250 m weiter vorwärts. Die preußische Belagerungsartillerie wurde fortgesetzt verstärkt, so daß am 13. April 118 Geschütze feuerbereit standen. In der Nacht vom 14. zum 15. April wurde die dritte Parallele ausgehoben, der rechte Flügel 300 m, der linke 220 m von den Schanzen entfernt. Am 18. April erfolgte der Sturm auf die Düppeler Schanzen. Bis 10 Uhr früh wurde der Sturm durch ein überaus heftiges Artilleriefeuer vorbereitet (8081 Kanonenschüsse); punkt 10 Uhr begann der Angriff der Sturmkolonnen. Wenige Minuten später waren die Schanzen I bis VI in den Händen der Sieger. Um 2 Uhr war die ganze Düppelstellung einschließlich des Brückenkopfes von den Preußen erobert. Es war einer der herrlichsten Siege, welche preußische Waffen jemals erfochten haben. Vorbereitung, Disposition und Durchführung des Sturmes müssen als mustergiltig hervorgehoben werden. Die Preußen erkauften ihren glänzenden Erfolg mit einem Verluste von 71 Offizieren, 1130 Mann; während die Dänen 110 Offiziere, 4706 Mann verloren, darunter 56 Offiziere, 3549 Mann unverwundete Gefangene. Nunmehr sollten die Oesterreicher Fredericia belagern, die Preußen ganz Jütland besetzen. Indessen räumten die Dänen Fredericia, in welches die Oesterreicher am 29. April einzogen, wobei sie 219 Geschütze

erbeuteten. Der Plan, nach Fünen überzugehen, scheiterte an den Bedenken des österreichischen Generals von Gablenz und demnächst am Beginn des Waffenstillstandes. Am 8. Mai fand das Seegefecht bei Helgoland statt, an welchem 3 dänische Kriegsschiffe mit 102 Geschützen, 2 österreichische mit 81 und 3 preußische mit 8 Geschützen teilnahmen. Das Gefecht endete mit dem Rückzuge beider Teile. Die österreichische Fregatte „Schwarzenberg" geriet dabei in große Gefahr, weil ihre Takelage Feuer gefangen hatte. Die Oesterreicher verloren 130 Mann, die Dänen nur 68 Mann, die Preußen hatten keine Verluste. Jütland war inzwischen bis zum Liimfjord von den Verbündeten besetzt worden. Am 9. Mai wurde ein Waffenstillstand geschlossen, welcher am 12. beginnen und einen Monat dauern sollte. Später wurde er bis zum 25. Juni verlängert. Indessen die Zähigkeit der Dänen war noch nicht überwunden; es blieb nichts übrig, als die Waffen von neuem entscheiden zu lassen. Dies geschah nun freilich in der nachdrücklichsten Weise. Schon am 29. Juni erfolgte der Uebergang des 1. preußischen Korps nach Alsen und die Eroberung der Insel. Diese in der Kriegsgeschichte vereinzelt dastehende glänzende Waffenthat kostete den Preußen 33 Offiziere, 339 Mann; während die Dänen 37 Offiziere, 637 Mann tot und verwundet, 37 Offiziere, 2437 Mann Gefangene verloren. 101 Geschütze wurden erbeutet. Am 3. Juli fand das kleine Gefecht von Lundby statt, an sich ganz unbedeutend, aber insofern zu historischem Namen gekommen, als sich zum erstenmale die Wirkung des Zündnadelgewehres in der reinen Defensive gegen ungedeckt über freies Feld vorgehende Infanterie zeigte. Eine ganz kleine preußische Abteilung, 70 Gewehre stark, wies den Angriff einer überlegenen dänischen Abteilung glänzend zurück, wobei die Preußen 3 Mann, die Dänen 3 Offiziere, 85 Mann an Toten und Verwundeten verloren, außerdem aber noch 12 Gefangene. Auch der nördliche Teil von Jütland wurde jetzt von den Verbündeten besetzt, ebenso die nordfriesischen Inseln. Die Dänen besaßen keinen Fuß breit Landes mehr auf dem Festlande. Endlich war nun die dänische Hartnäckigkeit gebrochen. Eine neue Waffenruhe wurde abgeschlossen, sie sollte vom 20. bis 31. Juli dauern, wurde aber später wiederum verlängert. Am 1. Aug. erfolgte der Abschluß des Präliminarfriedens, während der wirkliche Friedensschluß sich bis zum 30. Oktober verzögerte. Der Generalstab hat sich abermals um die Geschichtsschreibung ein hohes Verdienst erworben. Die Schreibweise des Werkes ist wie gewöhnlich klar, präzise und schön. Eine große Menge von Beilagen sind dem Werke beigegeben, welche höchst interessante Denkschriften enthalten und schätzbares statistisches Material in großer Fülle liefern. Von welcher Kühnheit die preußische Kriegsführung schon damals beseelt war, das lehrt der geniale und verwegene Plan des damaligen Generalleutnants Freiherrn von Moltke, das 2. preußische Armeekorps für den Fall einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im Dezember von Stralsund nach Seeland zu überführen. Der Plan kam nicht mehr zur Ausführung, seine Kühnheit aber wird ihre Wirkung nicht verfehlen. Die zahlreichen Karten und Pläne sind in denkbar bester Form ausgestattet und erleichtern das Verständnis auch dem Nichtmilitär außerordentlich. Das Werk ist nach jeder Richtung hin als vorzüglich gelungen zu bezeichnen. K.

Die Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre von Heinrich Viehoff. Trier 1888. Lintz'sche Buchhandlung.

So wie vor nicht langer Zeit als nachgelassenes Werk eines früh Abgerufenen W. Scherers Poetik erschien, so erhalten wir hier aus dem Nachlaß eines greisen Gelehrten eine Behandlung derselben wissenschaftlichen Aufgabe. Scherers Buch ist ein Kollegienheft, das nur ein einziges Mal zum Vortrag kam und daher mehr Anlage und Andeutung als Durcharbeitung und nach Inhalt und Form abgeschlossene Ausführung bringt. Viehoffs Buch ist langsam in einem langen Leben entstanden und enthält Studien und Abhandlungen aus sehr verschiedenen Zeiten. Es zerfällt in zwei Bände. Der erste ist rein theoretischer Art und beschäftigt sich mit der psychologisch-ästhetischen Grundlage der Poetik, so wie mit ästhetischen Gesetzen und Kunstmitteln. Als Grundlage wird der veredelte Lebenstrieb aufgestellt, das Streben nach Erweiterung und Bereicherung des Daseins, nach der Glückseligkeit der menschlichen Gattung, die durch das Wahre, Gute und Schöne gegeben wird. In dem zweiten Buche des ersten Bandes untersucht der Verfasser das Wesen der Symmetrie, dann die Wirksamkeit der Einbildungskraft und die einzelnen Kunstmittel und prüft schließlich die ästhetischen Prinzipe Fechners, Avenarius' u. a. Wir haben es hier also mit psychologisch-ästhetischen Untersuchungen zu thun, die für ein feines Kunstgefühl V.'s und sein reges wissenschaftliches Streben zeugen. — Der zweite Band enthält dasjenige, was die Poetiken gemeinhin geben: im ersten Buche die Lehre vom Verse, vom Reime, von den verschiedenen Sprachenformen, im zweiten die Lehre von den Dichtungsarten (lyrische, epische und dramatische Poesie). Auch hier zeigt sich überall der kenntnisreiche, belesene und erfahrene, geschmackvolle Mann, der sein Leben dem Studium unsrer schönen Litteratur, vor allem dem Studium Goethes und Schillers gewidmet hatte. Gern wird man die biographische Skizze über Heinrich Viehoff lesen, welche der Herausgeber, V. Kiy, dem Buche vorangestellt hat. Q.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Altermann, Viktor, Agnes von Meran. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. (C. A. Schwetschke & Sohn, Braunschweig.)

Bauval, Eugen, Lügen und Widersprüche in den Sittengesetzen. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Büchner, Prof. Dr. L., Ueber religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung. Ein historisch-kritischer Versuch. (Theodor Thomas, Leipzig.)

Buchwald, Gustav und Ina von, Kulturhistorische Erzählungen. I. Der Helsjäger von Waldbad. 8. (Ernst Homann, Kiel.)

Caspari, Otto, Drei Essays über Grund- und Lebensfragen der philosophischen Wissenschaft. Zweite Ausgabe. Gr. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Crookes, William, Die Genesis der Elemente. In das Deutsche übertragen von Dr. Alfred Delisle. 8. (Fr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.)

Dante's Göttliche Komödie. Übersetzt von Otto Gildemeister. Gr. 8. (Wilhelm Hertz, Berlin.)

Delbrück, Hans, Historische und politische Aufsätze. 8. (Walther & Apolant, Berlin.)

Du Prel, Dr. Carl, Die Mystik der alten Griechen. 8. (Ernst Günther's Verlag, Leipzig.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 57. Lief., enthält Handbuch der Botanik. Lief. 22. — Zweite Abtheilung, 49. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 29. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Ganghofer, Ludwig, Der Unfried. 8. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart.)

Giesecke, Gustav, Knospen und Blüthen. Gedichte. 8. (August Lax, Hildesheim.)

Hamerling, Robert, Homunculus. Modernes Epos in zehn Gesängen. 8. (J. F. Richter, Hamburg.)

Hanstein, Adalbert von, Albert Lindner. In seinem Leben und seinen Werken dargestellt. 8. (Max Schildberger, Berlin.)

Hartmann, Eduard von, Moderne Probleme. Zweite vermehrte Auflage. 8. (Wilh. Friedrich, Leipzig.)

Hille, Paul, Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom. 8. (Paul Schettler, Köthen.)

Kalender für 1889. Trewendts Volkskalender. 45. Jahrgang. 8. Trewendts Hauskalender. 42. Jahrgang. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Krampe, Wilhelm, Turnliederbuch für Mädchen. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Monnier, Marc, Litteraturgeschichte der Renaissance von Dante bis Luther. Deutsche autorisierte Ausgabe. 8. (C. H. Beck'sche Buchhandlung, Nördlingen.)

Noé, Heinrich, Die Jahreszeiten. Naturbilder. 8. (Ferd. Wokulat, Görz.)

Nußbaum, J. N. von, Neue Heilmittel für Nerven. Fünfte und sechste Auflage. Gr. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Oertzen, Georg von, Kaiser Wilhelm, Kaiser Friedrich. Zwölf Sonnette. 8. (Walther & Apolant, Berlin.)

Reist, Karl, Rentennot. Lustspiel in 5 Akten. 8. (Theodor Ackermann, München.)

Rückert, Friedrich, Poetisches Tagebuch 1850 bis 1866. 8. (J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt.)

Sallum, Nedschib, Trauer-Ode auf den Tod des Deutschen Kaisers Wilhelm I. Übersetzt von Dr. C. Lang. 8. (R. v. Decker's Verlag, Berlin.)

Schiller, Julius, Die Tataren in Schlesien. Zweite Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Schwarz, Bernhard, Mimbo und Mimba. Ein Missionsroman aus Kamerun. 8. (Wilh. Friedrich, Leipzig.)

Starcke, C. N., Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwickelung. 8. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Tait, P. G., Die Eigenschaften der Materie. Autorisierte Uebersetzung von G. Siebert. 8. (A. Pichler's Witwe & Sohn, Wien.)

Traube, H., Die Minerale Schlesiens. 8. (J. U. Kern's Verlag, Breslau.)

Vogt, Herrmann, Durch Dick und Dünn. 8. (Max Babenzien, Rathenow.)

Volkelt, Johannes, Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. 8. (C. H. Beck'sche Buchhandlung, Nördlingen.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Dreizehnter Jahrgang. — Vierter Band.

(Oktober bis Dezember 1888.)

Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIII.

(Oktober bis Dezember 1888.)

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften:

Zeitbeschwerden:

Kleine Revuen:

1870/71.

Erzählung von einem preußischen Staatsmanne.

Kapitel IX.

Die Kriegserklärung.

Wir unterlassen es, auf die Details der Verhandlungen in den gesetzgebenden Körpern Frankreichs näher einzugehen. Es war eine von den stürmischen Sitzungen der Deputierten-Kammer, und hiermit ist genug gesagt. Man war schon berauscht von dem Ruhm, den man zu erkämpfen gedachte, und ein nüchterner Beobachter konnte sich des Eindruckes nicht erwehren, sich in einer Gesellschaft von mindestens halbtrunkenen Patrioten zu befinden. Man lärmte und suchte sich gegenseitig zu überschreien, man trommelte mit Händen und Füßen auf die Tische und schwang die schweren eisernen Lineale als Schwerter, und selbst der Romancier des ersten Kaiserreichs, Herr Thiers, wagte in seiner Opposition nicht weiter zu gehen, als daß er den Krieg zur Zeit als inopportun bezeichnete. Die „Unversöhnlichen“ blieben ihrem Programm treu, doch ganz Paris war von einer Art von Taumel befallen, so daß man es kaum wagen durfte, außerhalb der intimsten Kreise an der Unbesiegbarkeit der großen Armee zu zweifeln. Kein Gedanke an die Möglichkeit, daß sechs Monate später der Hunger in Paris herrschen, daß man mit einem mäßig guten Fernglase die „verdammten Prussiens“ von Paris aus würde betrachten können, daß der empereur als Gefangener ein früheres Lustschloß des Königs „immer lustik“ bewohnen, und daß der Kern der französischen Armee auf den preußischen Eisenbahnen unentgeltlich nach Berlin befördert werden würde.

Wie ganz anders in Deutschland und Berlin! Nachdem der Graf Benedetti mit seinem unverschämten Verlangen in Ems nicht in persönlich verletzender, doch in sehr entschiedener und verständlicher Weise zurückgewiesen und jeder Zweifel über die Tendenzen des französischen Kabinets und über den Ernst der Situation beseitigt war, kehrte der Graf Bismarck unverzüglich von seiner Villegiatur nach Berlin zurück und fuhr dem von Ems zurückkehrenden Könige mit dem General von Moltke und dem Kriegsminister von Roon zur Beschleunigung der Be-

schlußfassung entgegen. Die Hauptstadt empfing den König nicht in übermütiger, aber in der gehobensten Stimmung, und es war, als wenn alle, welche Se. Majestät begrüßten, ihm den alten Wahlspruch „Vorwärts mit Gott, für König und Vaterland“ zurufen und die Gelübde ihrer Väter in Breslau erneuen wollten. Der König selbst war freundlich, aber ernst. Er war sich der Bedeutung des Moments völlig bewußt, zögerte jedoch keinen Augenblick, die gesuchte Herausforderung anzunehmen. Ganz Deutschland verwandelte sich sofort in ein großes Kriegslager, und die Stimmung der gesamten Bevölkerung gewährte den Fürsten Deutschlands die Gewißheit, daß die kleinen Eifersüchteleien geschwunden waren, daß man die eigene Größe nur in der Größe des gemeinsamen Vaterlandes suche, und daß man fest entschlossen sei, den letzen Groschen und den letzten Mann daranzusetzen, um dem übermütigen Franzmann eine nachhaltige Lection darüber zu geben, daß die deutsche Nation in ihrer Einheit und Einigkeit noch immer das Herz Europas sei, und daß man nicht die Absicht habe, das Schwert, welches dem deutschen Kaiser verliehen sei, an den empereur in Paris abzugeben.

In den Versammlungen des norddeutschen Reichstages machte sich dieselbe Stimmung geltend, und der einzige Mißklang, der damals zu Tage trat, war das Gebahren der goldenen Internationale, welche erst einiger Siege bedurfte, um ihre patriotischen Gefühle gleichzeitig mit den Kursen steigen zu lassen, schließlich aber in den bekannten Milliarden die solide Basis fand, sich als den eigentlichen Träger des deutschen Patriotismus und der Reichsfreundschaft aufzuspielen. Es muß dabei ausdrücklich konstatiert werden, daß die patriotische Begeisterung bei unseren katholischen Mitbürgern keineswegs hinter der der evangelischen zurückblieb, und daß man deshalb nicht wohl daran that, demnächst jenen gegenüber mit dem Vorwurfe der Reichsfeindschaft so freigebig zu sein.

Die Mobilisierung und der Vormarsch der deutschen Armeen vollzog sich mit der gewohnten Ruhe, Präzision und Schnelligkeit, so daß die deutschen Heeressäulen an der französischen Grenze standen und zum Überschreiten derselben bereit waren, bevor es dem Kaiser Napoleon gelungen war, den mit den Marschällen Leboeuf und Mac Mahon vereinbarten Plan einer Konzentration von drei Heereskörpern, und zwar bei Metz von 150,000 Mann, bei Straßburg von 100,000 Mann und bei Chalons von 50,000 Mann, ins Werk zu setzen, um dann mit den kombinierten Armeen von Metz und Straßburg den Rhein bei Maxau zu überschreiten und Süddeutschland zu bedrohen. Es fehlte eben an allem; die Truppen mußten — man vergleiche die neuerlichen Mitteilungen des Grafen Dürkheim — zuerst von den Bauern und dann aus den Reserve-Beständen der Festung Metz ernährt werden. Selbst die obersten Heerführer konnten sich in ihrer nationalen Überhebung noch immer nicht mit dem Gedanken befreunden, daß einzelne deutsche Heereskörper bereits zur Offensive übergegangen seien.

Erst als die durch den Marschall Bazaine ins Werk gesetzte gewaltsame Rekognoszierung auf Saarbrücken alle Illusionen zerstörte, überkam die erfahrenen französischen Generale schon damals das unheimliche Gefühl der Bedenklichkeit ihrer Lage, und nach dem Sturm auf die Spicherer Höhen, welche man französischer-

seits für uneinnehmbar gehalten hatte, äußerte ein verwundeter französischer General, daß er ihre Sache danach verloren gegeben. Der kleine Scherz, daß der General Frossard den kaiserlichen Prinzen eine Kanone abfeuern ließ, „eine Familienszene, welcher die alten Troupiers mit Thränen in den Augen beigewohnt haben sollen,“ blieb ein Komödienstück.

Auf französischer Seite herrschte bei der Konzentration eine unglaubliche Unordnung. Die Anhäufung von Reserven in den einzelnen Depots stand in gar keinem Verhältnis zum Abgang, und durch die unvorhergesehene Überfüllung der Eisenbahnen waren Anstauungen unvermeidlich, die Überfüllung der Bahnhöfe, Restaurationen ꝛc. war eine derartige, daß das Kriegsministerium Befehl gab, die Reserven, wo man sie fände, aufzugreifen und in die nächsten Depots abzuliefern. Beim Dirigieren des Nachschubs zu den bereits an der Grenze sich versammelnden Regimentern geschah es oft, daß eine Anzahl Reserven zu einem ganz anderen Regimente stießen, wo man ihnen nicht einmal Auskunft über den Sammelort ihres Truppenteiles geben konnte. So telegraphierte z. B. der Kommandant der Territorial-Divisionen zu Marseile: „9000 Reserven hier; ich weiß nicht, wohin mit ihnen. Um mir Luft zu machen, werde ich sie alle nach Algier mit den im Hafen vorhandenen Transportschiffen schicken!“

Bei der allgemeinen Verwirrung und Eile waren hier die Kochgeschirre oder Feldflaschen und dort die Zelte vergessen; auch fehlte es in erster Zeit fast überall an Ambulancen und Verpflegungskolonnen. Noch am 28. Juli meldete der Intendant des I. Corps, daß er aus Mangel an Personal und Pferden die Wagen nicht bespannen könne.

Am 28. Juli traf der Kaiser bei der Armee ein, und obwohl noch kein einziges Armeekorps operationsfähig war, wurde der Plan zur Offensive doch festgehalten. Die gesamte Heeresmacht, welche nun gemeinsam zur Offensive vorgehen sollte, stand auf einer Strecke von 32 Meilen ausgedehnt. Der Kaiser befahl das Vorrücken der Armee Bazaine (2., 3. u. 5. Corps) für den 31. Juli über Saarbrücken, Saarlouis und Saargemünd, mußte jedoch hiervon Abstand nehmen, da der Marschall sowie die drei kommandierenden Generale einstimmig erklärten, es fehle ihren Truppen hierzu an den nötigen Verpflegungs- und Ausrüstungsgegenständen.

Das Hauptquartier für die zu konzentrierende deutsche Armee wurde zunächst in Mainz etabliert, und der König wurde hier schon durch das Angebinde der Armee des Kronprinzen, die Siegeskränze von Weißenburg und Wörth, überrascht, Siege, welche um so schwerer ins Gewicht fielen, als sie nicht allein die Bankierwelt mit Patriotismus erfüllten, sondern auch allen, welche vielleicht nicht ungern mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, die Luft dazu verleidete, mit Ausnahme von Beust und Garibaldi, welche beide gleichmäßig lächerlich wurden.

Die Details dieses Krieges, der in den letzten Jahrhunderten kaum seinesgleichen hat und selbst die Glanzepoche Napoleons I. weit hinter sich läßt, sind noch in aller Erinnerung, und wir beschränken uns deshalb darauf, nur hier und da einige besonders prägnante Züge heraus zu greifen.

Der Oberst Stoffel hatte die Genugthuung, daß seine Kritiken der deutschen und preußischen Armee noch hinter der Wirklichkeit zurückblieben, und er hatte keinen Grund, sich persönlich darüber zu beklagen, daß der Graf Bismarck nach der Kriegserklärung auf eine Beschleunigung seiner Abreise drang. Es war dies vielmehr ein Kompliment für ihn. Der Mut, die Opferfreudigkeit und Todesverachtung der Offiziere wie der Mannschaften übertrafen auch die hochgespanntesten Erwartungen. Man wollte siegen, siegen um jeden Preis, und man hat deshalb auch gesiegt.

Als leuchtende Beispiele gelten einzelne Episoden aus den Schlachten von Weißenburg und Wörth, wo man sich nicht allein in entschiedener Minderzahl, sondern auch in sehr exponierten Stellungen befand, vor allem jedoch die glänzenden Reitergefechte bei Mars la Tour resp. Vionville, welche selbst die unverhohlenen Bewunderung des Feindes erregten, so daß ein französischer General, der mit seinem Stabe hinter den Batterieen hielt, hingerissen durch den gewaltigen Anblick der daherbrausenden Schwadronen, die Gefahr des Moments so vollständig vergaß, daß er seinem Adjutanten zurief: „Voyez donc cette brillante attaque!“ Zunächst die Attaque der Brigade Bredow bei Vionville. Nach den im Laufe des 15. August aus dem großen Hauptquartier eingegangenen Mitteilungen hatte man die Überzeugung gewonnen, daß die französische Armee sich bereits in eiligem Rückzuge nach der Maas befinde, und man beschloß daher, dem Gegner sofort zu folgen. Um zu diesem Zwecke mit der Hauptmasse der Armee am 16. die Mosel zu überschreiten, hatte Prinz Friedrich Karl dem III. und X. Armeekorps den Befehl erteilt, sich über Pont à Mousson — Gorze gegen Vionville zu wenden; am 17. sollte das IX. Korps auf Gorze folgen.

Bei dem französischen Heere war der Abmarsch auf den Morgen des 16. August anbefohlen — am Morgen dieses Tages reiste der Kaiser von der Armee ab. Die Verzögerung der rechten Flügelkolonne ließ jedoch den Abmarsch des marschbereiten linken Flügels nicht zu, und somit mußten die eben abgebrochenen Lager wieder bezogen werden. Die Avantgarde des im Vormarsch auf St. Hilaire befindlichen X. Korps überraschte die am weitesten vorgeschobenen Lager der Dragonerbrigade Prince Murat bei Tronville, welche gerade ohne Sicherheitsmaßregeln abkochte. Ein wirksames Artilleriefeuer brachte die Dragoner in Verwirrung und Flucht und alarmierte die übrigen Lager. Mit großer Schnelligkeit erfolgte das Anrücken der französischen Infanterie, und auf Befehl des General Frossard wurde Flavigny und Vionville besetzt, während andere Truppen gegen die Höhen bei Gorze avancierten. Hier erfolgte der Zusammenstoß mit der Avantgarde des III. Korps und nach schnellster Entwickelung auf beiden Seiten ein stundenlanges Ringen um den Höhenzug bei Gorze und die Gehölze von Vionville und St. Arnould, welches angesichts der drückenden Überzahl der französischen Divisionen mit bewunderungswüdiger Zähigkeit von den märkischen Truppen geführt wurde. Nach 12stündigem, todesmutigen Kampfe sehen wir diese aufopfernde Tapferkeit des III. Korps mit Erfolg gekrönt.

Der französische Oberbefehlshaber, Marschall Bazaine, hatte das 2te und 6te Korps gegen die preußischen Truppen entwickelt, in Reserve lagerte das 3te und Gardekorps sowie die Division Tixier.

Die zweite Linie der Preußen bestand fast nur aus Kavallerie, da alle Reserven eingesetzt waren. Nach lange anhaltendem Feuergefecht begannen allmählich die Patronen zu mangeln, und die Kräfte erlahmten angesichts der vergeblichen Anstrengungen, aus Vionville vorzubrechen. Diesen Moment erkannte Marschall Canrobert und er beschloß, durch das Einrücken von Reserven unterstützt, einen Vorstoß mit aller Kraft auf Vionville zu führen. Vier französische Korps waren durch die beiden Divisionen des III. Armeekorps zur Entwickelung gezwungen, und ohne jegliche Aussicht auf Unterstützung lag die Gefahr des Erdrückens nahe; nichts von Infanterie, kein Geschütz befand sich mehr in der Reserve, und es war eben erst 2 Uhr nachmittags. — Es blieb somit nur die Möglichkeit, Kavallerie dem Angriffe des Marschall Canrobert entgegenzuwerfen. Der kommandierende General von Alvensleben befahl der Brigade Bredow den Angriff. General von Bredow erkannte, daß angesichts der drohenden Gefahr nur eine rücksichtslos energische Attaque zum Ziel führen könne und seine Regimenter sich nötigenfalls opfern müßten. In diesem Sinne gab er den Befehl zum Anreiten durch die deckende Mulde nördlich Vionville und ließ gegen den östlichen Höhenrand aufmarschieren: auf dem linken Flügel die magdeburgischen Kürassiere Nr. 7 unter Major Graf Schmettow, rechts die altmärkischen Ulanen Nr. 16 unter Major von der Dollen. In entwickelter Linie wirft sich die Brigade trotz des heftigen Artillerie- und Gewehr-Feuers auf das erste Treffen — nichts kann den Ansturm der Reiter hemmen. Das erste Treffen wird überritten, die Artillerie-Linie durchbrochen und ihre Bemannung zusammengehauen — weiter stürmen die vernichtenden Schwadronen, die Lanze und der Pallasch brechen sich auch durchs zweite Treffen Bahn, und allgemeine Panik ergreift die rückwärtige Artillerielinie; die Batterieen protzen auf und wenden sich zur Flucht. Da, nach athemlosem, 3000 Schritt langem Reiten, stößt die gelichtete Schaar auf die französischen Kavalleriemassen; von allen Seiten umzingelt, gilt es rückwärts wieder durchzubrechen. Das Signal „Appell" ertönt, schnell sammeln sich die Schwadronen, durchjagen von neuem die überrittenen französischen Truppen, und auf allen Seiten das Ziel von Infanteriesalven, erreichen die Überreste der beiden Regimenter Flavigny. 16 Offizieren, 363 Mann hatte dieser Todesritt gefordert, so daß bei beiden Regimentern aus dem Rest der 3 Schwadronen nur eine formiert werden konnte.

Diese glänzende Reiterthat hinderte die begonnene Vorbewegung des 6ten französischen Korps, und es wurde an diesem Tage kein Vorstoß von Rezonville her versucht. Nach französischen Berichten betrug die Stärke der gegen die Brigade Bredow (800 Pferde) auftretenden französischen Kavallerie 3100 Pferde, nämlich:

Brigade Murat	600	Pferde	Division Forton
" Grammont	800	Pferde	
4tes Chasseurregt.	400	Pferde	Division Valabrègue.
5 " "	500	"	
7 " u. 12. Dragregt.	800	"	
	3100	Pferde.	

In ähnlicher Weise verlief an einer anderen Stelle der Ansturm einer größeren Kavalleriemasse, indem wie vorher auf dem rechten Flügel die Kavallerie-Reserven gegen Vionville eingesetzt waren, die Brigade Barby auf dem linken preußischen Flügel den Befehl erhielt, gegen die bei Bruville sich zum Angriff ordnenden französischen Kavalleriemassen vorzugehen. An dieser glänzenden Attaque nahmen preußischerseits das Ulanenregiment Nr. 13, die Dragonerregimenter Nr. 9 u. 16, die 4. Kürassiere und 10. Husaren, sowie zwei Schwadronen (4. und 5.) des 2. Garde-Dragonerregiments teil; auf französischer Seite hatten sich die 2. u. 7. Husaren, die Garde-Lanciers, Garde-Dragoner und 3. Dragoner und die 2. Chasseurs d' Afrique entwickelt. Der gegenseitige Anprall war ein furchtbarer, und beinahe hätte die schwer berittene französische Kavallerie durch die Wucht des Stoßes die Unseren geworfen, wenn nicht durch geschickte Flankierung der Vorteil sich auf die Seite der preußischen Regimenter geneigt hätte. Günstig wirkte dabei auch mit der Umstand, daß das auf Befehl des Generals le France für die vorderen Regimenter gegebene Signal „Sammeln“ von den hinteren Regimentern dahin mißverstanden wurde, daß selbige das Anreiten einstellten. Obgleich das Handgemenge sehr heftig war (die Generale Montaigu und Le Grand fielen — ersterer geriet schwerverwundet in Gefangenschaft — letzterer starb auf dem Schlachtfelde), so wurde dennoch der Sieg mit verhältnißmäßig geringen Verlusten erkauft. Der schwerste Verlust war der Tod des Kommandeurs der 2. Garde-Dragoner, des von Königgrätz her bekannten Grafen Konrad Finckenstein; derselbe war mehr wert als die beiden französischen Generale.

Während aber so die Leistungsfähigkeit der deutschen Kavallerie über das Maß der Erwartungen hinaus sich bewährte, bietet sich kaum ein einziges Beispiel, in welchem die Leistungen der französischen Reiterei trotz ihrer persönlichen Bravour als den Anforderungen entsprechend bezeichnet werden könnten.

Im Aufklärungsdienste, welche heute als die Hauptaufgabe der Kavallerie gilt, gelang es der französischen Kavallerie weder die eigenen Operationen zu verschleiern, noch die des Gegners zu rekognoszieren, und die Verwendung der geschlossenen Reitermassen ergiebt meist das Resultat erfolgloser und verlustreicher Attaken.

Was nun den ersteren Punkt — den Aufklärungsdienst angeht — so kann der Grund für die Nichterfolge nur in mangelhafter Übung und Ausbildung beruhen, während ein Gelingen der gut und mit Kraft ausgeführten Attaken an der Ruhe und Treffsicherheit der deutschen Infanterie scheiterte. Nach den Grundsätzen preußischer Taktik gilt kampfbereite Infanterie in der Front der Kavallerie gegenüber für unangreifbar — hierfür bürgt die Feuerleitung und die Leistungsfähigkeit des Schützen. Dieses Bewußtsein giebt dem Einzelnen die Kaltblütigkeit und Ruhe, mit welcher der preußische Infanterist die Reiterscharen heranstürmen sieht — er ist sich bewußt, daß an dem ruhigen, wohlgezielten Schützenfeuer der Ansturm machtlos zersplittern muß. Infolge seiner schlechten Schießausbildung auf nahe Distanzen fehlt dem französischen Soldaten diese Ruhe und vor allem das Vertrauen zur Waffe. Der Attake begegnet er durch ungezieltes Massen-

feuer, dessen Wirkungslosigkeit ihm den Gebrauch der blanken Waffe aufnötigt, wobei die Chancen für den Reiter ungleich günstigere sind. Daß auch der Ansturm geschlossener französischer Kavalleriemassen trotz ihres energischen Anreitens deutscher Kavallerie gegenüber so wenig leistete, hatte seinen Grund wesentlich in den Mängeln der Reitkunst und Manövrierfähigkeit der Franzosen, die noch von Alters her gewohnt waren, ihre Wirkung nur durch die Masse auszuüben.

Kapitel X.

Ende des Krieges der Kaiserin.

Aus leicht verständlichen Gründen hatte die Kaiserin Eugenie sich vollständig in die Illusion eingelebt, den Beginn des Krieges gegen Deutschland auch schon als dessen siegreichen Abschluß zu betrachten, und man trieb deshalb in diesen Krieg hinein mit einem selbst bei der französischen Nation befremdlichen Übermaß von Leichtigkeit und Selbstüberhebung. Vergeblich haben wir versucht das Geheimnis zu ergründen, aus welchen Motiven der Kaiser Napoleon bald nach Ausbruch des Krieges — am 26. Juli — die Regierungsgewalt von sich auf die Kaiserin als Regentin übertragen und sich nur vorbehalten hat, den empereur im eigentlichsten Sinne des Wortes zu spielen. Es war dies um so unverständlicher, als das letzte Plebiszit unter dem Mai 1870, ein Vertrauensvotum für den Kaiser, mit mehr als sieben Millionen Stimmen angenommen, und der Kaiser zu klug war, um sich darüber zu täuschen, daß seine Begabung mehr eine politische als eine militärische sei, und daß er mit dem Namen seines Oheims keineswegs auch dessen Feldherrn-Genie geerbt habe.

Man kann deshalb nur annehmen, daß in Frankreich niemand die Möglichkeiten dieses Krieges zu Ende gedacht hatte, daß der Kaiser die Gelegenheit benutzte, um die Kaiserin als Regentin einzuführen, und daß man gleichzeitig damit den festen Punkt zu gewinnen hoffte, die Hauptstadt Paris in der Hand zu behalten und nach siegreicher Beendigung des Krieges die Nachfolge des kaiserlichen Prinzen unter der Regentschaft seiner Mutter und damit die Begründung der Dynastie als etwas ganz Selbstverständliches erscheinen zu lassen. Ob dem Kaiser dabei auch noch der Gedanke vorschwebte, unter allen Umständen seine Hände in Unschuld waschen zu können, möchten wir wenigstens nicht unbedingt ausschließen.

Der Premier-Minister Ollivier, der sich noch unter dem 30. Juni dahin ausgesprochen hatte: „zu keiner Zeit sei die Erhaltung des Friedens gesicherter gewesen als eben jetzt," erklärte bei der Verhandlung des gesetzgebenden Körpers am 15. Juli, daß es in einer vor Europa offen vorliegenden Affaire, bei der die Mächte, mit welchen man dieserhalb in Verhandlungen eingetreten, sich beeilt hätten, mit Wärme die Gerechtigkeit der französischen Ansprüche anzuerkennen, keiner Diskussion mehr bedürfe. Durch Toben und Schreien der Majorität wird die Fortsetzung der Debatte unmöglich gemacht, und die Minorität, in welcher auch Thiers sehr energisch nicht nur gegen die Opportunität, sondern auch gegen

die Gerechtigkeit eines Krieges mit Deutschland protestierte, einfach niedergeschrieen.

In dem Kreise, in welchem sie eingefangen war, wurde die Kaiserin natürlich mit Schmeicheleien jeglicher Art förmlich übertäubt, und der Glanz ihrer persönlichen Erscheinung, verbunden mit der Kunst der Repräsentation, welche sie sich angeeignet hatte, waren wohl dazu angethan, oberflächliche Beobachter über die Situation und die Bedeutung der Regentschaft zu täuschen. Bei der Bearbeitung der öffentlichen Meinung ließ man es natürlich an nichts fehlen, und die Eitelkeit der Franzosen war groß genug, um selbst die übertriebensten Lügen zu goutieren. Am 28. Juli begab der Kaiser sich zur Armee nach Metz. Der Marschall Leboeuf — welcher seinem Namen alle Ehre machte — begleitete denselben als Generalstabschef und wurde in seinen kriegsministeriellen Funktionen durch den Grafen Palikao ersetzt, doch bereits unter dem 13. August völlig entlassen.

Der erste Vorstoß des Korps Frossard mit drei Divisionen und 23 Geschützen gegen Teile des Hohenzollern'schen Füsilierregiments Nr. 40 in Saarbrücken wurde durch einen Siegesbericht des Kaisers an die Kaiserin, in welchem auch der Kaltblütigkeit des kaiserlichen Prinzen ausdrücklich Erwähnung geschieht, zu einem großen Siege aufgebauscht; doch war dieser erste Siegesbericht auch der letzte. Die sowohl von England als auch vom Papste angebotene Friedensvermittelung wurde von Deutschland abgelehnt, und es folgten alsdann Schlag auf Schlag die deutschen Siege von Weißenburg und Wörth sowie auf den Bergen bei Spicheren, in Folge deren das französische Heer auf der ganzen Linie Kehrt macht und der Rückzug in das Innere Frankreichs beginnt. Börsenspekulanten in Paris verbreiteten die falsche Nachricht von einem großen Siege über das Heer des preußischen Kronprinzen, doch wurde diese Siegesnachricht alsbald durch eine Proklamation des Ministerkonseils widerlegt und zur Ruhe ermahnt. Die französischen Truppen im Kirchenstaat wurden nach Frankreich eingeschifft und damit im schroffsten Gegensatz gegen die katholischen Heißsporne Rom an Italien ausgeliefert. Den Kaiser trafen diese ununterbrochenen Niederlagen bei Mars la Tour, Metz und Gravelotte mit vernichtender Gewalt. Es war, als ob er das Leichenbegängnis, nicht allein des Kaisertums, sondern auch sein eigenes begleitete. Schweigend und fast willenlos folgte er dem Rückzuge seiner Truppen und eilte denselben insofern voran, als er noch vor der Schlacht bei Gravelotte in Chalons eintraf.

Nach dem glänzenden Siege der deutschen Waffen auf den Höhen von Sedan entsandte Seine Majestät der König den Oberstleutnant von Bronsart vom Generalstabe des großen Hauptquartiers, um die Übergabe der Festung Sedan zu verhandeln. Derselbe wurde direkt vor den Kaiser Napoleon geführt, welcher sich im Gebäude der Unterpräfektur befand und von dessen Anwesenheit in Sedan man im preußischen Hauptquartier noch nichts wußte. Der Kaiser Napoleon, selbst mit dem Schreiben eines Briefes an den König von Preußen beschäftigt, wies den Oberstleutnant von Bronsart an den General von Wimpffen, welcher an Stelle des verwundeten Marschall Mac Mahon den Oberbefehl führte. Gleich-

zeitig mit der Antwort des Oberstleutnant von Bronsart traf ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers Napoleon, durch General Reille überbracht, im Hauptquartier ein, worin der Kaiser sich mit den bekannten Worten kriegsgefangen erklärte.

Es muß zur Ehre des Kaisers Napolen angenommen werden, daß derselbe in der That den Tod gesucht hat, wenigstens steht fest, daß er sich kurz vor Abfassung des Briefes auf die gefährdetste Stelle des Schlachtfeldes begab und hier von seiner näheren Umgebung zur Umkehr — man darf sagen — gezwungen wurde.

Das Antwortschreiben des Königs von Preußen bedauerte die Umstände der Begegnung, nahm die Überlieferung des Degens an und ersuchte um Bevollmächtigung eines Offiziers, behufs Abschluß der Kapitulationsverhandlungen. Für das deutsche Heer wurde bis auf weiteres Waffenstillstand angeordnet, und die Kunde der Gefangennahme Napoleons erfüllte die deutschen Waffenbrüder um so mehr mit Freude, als jeder sich der Hoffnung hingab, daß Friedensschluß und Rückkehr in die Heimat nahe bevorständen.

In einer Schrift des Kaiserlichen Adjutanten, Brigade-Generals Pajol, welche 1871 erschien, berichtet derselbe folgende Episode aus der Schlacht bei Sedan: „Als der Kaiser sich eben anschickte, eine Höhe hinaufzureiten, um sich von der Sachlage zu überzeugen, trat ein Chassenroffizier aus den Reihen und sagte zum Kaiser: „Sire, ich bin hier zu Hause und kenne die Gegend vollkommen, wenn der Wald von la Garenne umgangen ist, ist die Armee eingeschlossen und in der bedenklichsten Lage.“ Der Kaiser ließ hiervon dem General von Wimpffen Mitteilung machen, worauf dieser dem Ordonnanzoffizier erwiderte: „Seine Majestät möge beruhigt sein, in zwei Stunden habe er die Preußen in die Maas geworfen.“ Als diese Antwort beim Kaiser eintraf, drückte General Castelnau dem Adjutanten Pajol die Hand und sagte: „Gott gebe, daß wir nicht hineingeworfen werden.“

Noch am Abend des 1. September erschienen die Generale von Wimpffen und Castelnau behufs Unterhandlungen in Donchery, woselbst sich der General von Moltke, der Generalquartiermeister von Podbielski, Graf Bismarck und Rittmeister Graf Nostiz eingefunden hatten. Graf Bismarck und General von Moltke verlangten übereinstimmend Waffenstreckung und Kriegsgefangenschaft, und man beharrte auch bei dieser Forderung, da Frankreich diese Niederlage doch niemals verschmerzen und eine etwaige Großmut deshalb auch nicht würdigen werde; man bedürfe vielmehr einer sicheren Bürgschaft des Friedens und müsse auch dem Umstande Rechnung tragen, daß die Wahl eines neuen Staatsoberhauptes die Nichtachtung der geschlossenen Vertäge und einen neuen Krieg zur Folge haben dürfte. Selbst ein 24stündiger Waffenstillstand wurde abgeschlagen, und somit wurden nachts 1 Uhr die Verhandlungen ergebnislos abbrochen. Am Morgen des 2. September langte Kaiser Napoleon behufs Abschluß der Verhandlungen im deutschen Lager an und begab sich mit dem Bundeskanzler in ein Weberhäuschen an der Straße Sedan-Donchery. Wegen etwaiger Friedensverhandlungen verwies der Kaiser an die Regierung von Paris, sprach aber gleichzeitig den Wunsch aus, man möge die französische Armee nach Belgien

überführen lassen. Wie vorher befohlen, hielten sich die verbündeten Truppen zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten bereit, und da von französischer Seite jegliche Antwort ausblieb, ließ der Generalstabschef den General von Wimpffen wissen, daß um 10 Uhr der Kampf von neuem beginnen werde, falls bis dahin die Annahme der Bedingungen nicht erfolgt sei. Dem preußischen Abgesandten erklärte General von Wimpffen, nicht verhandeln zu können, und erst, als der Parlamentär mitteilte, daß er in diesem Falle beauftragt sei, sofort den deutschen Truppen den Befehl zum Feuern zu geben, folgte General von Wimpffen in das deutsche Lager, und es erfolgte die Kapitulation auf Grund der gestellten Bedingungen. Bei dem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln und Munition sah General v. Wimpffen für die von überlegenen Streitkräften eingeschlossene, entmutigte französische Armee eben keine Möglichkeit mehr, Stand zu halten. Die gesamte französische Armee wurde kriegsgefangen: 1 Marschall, 39 Generale, 230 Stabs- und 2095 andere Offziere, 84,450 Mann — außerdem 14000 Verwundete — die sämtlichen Adler dieser Regimenter, 70 Mitrailleusen, 330 Feld- und 150 Festungsgeschütze und 10,000 Pferde, während schon in den vorhergehenden Gefechten bei Nouart, Beaumont und Sedan über 30000 Mann mit vielen Adlern und Geschützen zu Gefangenen gemacht waren.

„Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!"

Es war in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, dem 4ten September 1870, Morgens 1 Uhr, als vor dem Palaste des Korps législatif zu Paris eine unabsehbare Menschenmenge hin und her wogte, während das Innere des Palais bis in die Galerien hinauf dicht besetzt ist. Das leise Gemurmel, welches durch die Reihen der Mitglieder und Minister läuft, macht plötzlicher Totenstille Platz, als sich der Präsident erhebt. Aller Augen sind auf das traurig-ernste Antlitz des Präsidenten Schneider gewendet, als dieser mit zitternder Stimme das Wort ergreift: „Das Unglück sieht uns zur ungewöhnlichen Stunde versammelt — ich habe Sie in aller Eile hier zusammen berufen, damit Sie über die Krisis des Augenblicks beraten —" er ist nicht im stande, sich länger aufrecht zu halten und sinkt nach diesen Worten in den Stuhl zurück. Das Schweigen im Saale läßt beinahe jeden Atemzug vernehmen, als sich hierauf Graf Palikao erhebt. Das ernste, strenge Antlitz läßt den eisigkalten Blick über die Versammlung gleiten, und mit erhobener Stimme verkündet er die Katastrophe von Sedan und schließt die traurige Botschaft mit den Worten: „Angesichts einer derartigen Nachricht kann das Ministerium sich unmöglich vor Beginn des morgigen Tages in eine Diskussion einlassen. Mich selbst hat man vor wenigen Minuten aus dem Bett hierher berufen."

Ein Ausruf Gambettas wird unterbrochen durch die Frage des Präsidenten, ob die Kammer einer Vertagung der Sitzung beistimme. Allgemeine Zustimmung wird laut, als plötzlich ein Mitglied der äußersten Linken sich mit einem Antrage durchdrängt: Die Absetzung des Kaisers, Aufstellung einer provisorischen Regierung und Beibehaltung Trochus als Gouverneur von Paris zu beschließen. Der Antrag wird mit Gleichgiltigkeit aufgenommen, und nur ein Mitglied der

Rechten giebt die Erklärung ab, die Kammer habe nicht das Recht, den Kaiser zu entthronen — auch Jules Favre schweigt, und schweigend erfolgt die Vertagung der Versammlung.

Am nächsten Tage erfolgt in einer überfüllten Sitzung des Korps législatif die Proklamation des „Comité de la défense nationale" durch Gambetta, während das Volk die Gebäude mit roten Fahnen schmückt und nicht müde wird, den Ruf: „Vive la république" auszustoßen. Der 4. September ist kein Tag der Trauer für Paris, er wird bejubelt und als Festtag begrüßt, da er den Sturz Napoleons besiegelt. Auf dem Tuilerienpalaste weht noch die kaiserliche Flagge, aber während der Graf Palikao der Kaiserin erklärt, er werde zuverlässige Truppen sammeln, um der Rebellion Einhalt zu thun, wird bereits im Stadthause die Republik proklamiert und Trochu als Präsident aufgestellt. Die Kaiserin weist das Anerbieten des Grafen Palikao zurück und erklärt sich bereit, Paris sofort zu verlassen. Es ist bereits 1/24 Uhr geworden, und die Tuilerien sowie der Schloßgarten sind von Volksmassen umtobt, als plötzlich die kaiserliche Fahne am Mast eingezogen wird, um das Volk zu beruhigen. Der Erfolg schlägt jedoch ins Gegenteil um. Mit dem Geschrei: „Elle veut s'enfuir! A bas la Badinguet! Déposition! Vive la république! stürmt die zügellose Menge auf das Schloß. Die Zeit war kurz bemessen, und kaum gelang es der Kaiserin, begleitet von Madame le Breton — der Schwester des General Bourbaki — dem Fürsten Metternich, dem italienischen Gesandten Nigra und einigen Hofdamen und Kammerherrn durch die Louvregalerie den Ausgang zu erreichen. Nur noch Madame le Breton und die beiden fremden Gesandten waren um die Kaiserin, als man die Pforte zum Platz St. Germain l'Auxerrois erreichte. Eine schmale Gasse von hier mündet auf die Straße. Als man im Begriff ist, die Thür zu öffnen, erschallen von draußen her die Rufe: „Vive la république!" und hemmen die Flucht der Kaiserin — doch zur Umkehr war es zu spät, und entschlossen trat man ins Freie. Während die Damen durch ihre Schleier notdürftig geborgen die Straße erreichten, blieben die Gesandten Fürst Metternich und Nigra zurück, um nicht durch ihre Uniformen die Aufmerksamkeit auf die Flüchtlinge zu lenken. Glücklich gelangten sie zu einem Fiaker, und der Ausruf eines Gamins: „die Kaiserin" verhallte ungehört. Madame le Breton besaß die Geistesgegenwart, dem Kutscher eine Adresse zuzurufen, und somit war man fürs erste den Augen des tobenden Pöbels entzogen. Jedoch sollten sich noch größere Hemmnisse der unglücklichen Kaiserin in den Weg legen.

Zu ihrem Entsetzen entdeckte die Kaiserin, daß sie kein Geld bei sich habe, und da Madame le Breton auch nur 3 Franks in ihrem Portemonnaie vorfand, schlug letztere vor, den Wagen zu verlassen, um zu Fuß nach der in der Nähe befindlichen Wohnung des amerikanischen Zahnarztes Dr. Evans zu eilen.. Einige Zeit mußten die Damen gleich den andern Konsultanten im Vorzimmer warten, und als sie darauf vorgelassen wurden, war der Zahnarzt so bestürzt und konnte die Flucht der Kaiserin so gar nicht begreifen, daß er selbst sich erst auf die Straße begab, um sich von der Gefährlichkeit der Situation zu überzeugen. Wenige

Augenblicke reichten hin, um ihn zu vergewissern, daß die Flucht keine übereilte gewesen sei, und er erbot sich nun sofort, in aufopferndster Weise zu helfen. Sein Plan war, sich zuerst einen Paß durch die Barrieren zu verschaffen, und nachdem dies gelungen, wollte er die Kaiserin, welche sich in diese Rolle fügen mußte, als Irrsinnige nach einem Maison de santé hinter Neuilly befördern. Madame le Breton hatte die Rolle einer Pflegerin zu übernehmen. Glücklich passierte man die Barrieren und die Garde nationale; nur einmal wurde der Wagen angehalten, und hier gelang es Evans, die Gardisten zu beschwichtigen, indem er, auf die Kaiserin deutend, den Zeigefinger an die Stirn legte und sagte: „Pst! Pst! hier fehlt es! Bitte regen Sie die Kranke nicht auf!“ Man erkannte den Arzt und wünschte ihm und seiner Patientin glückliche Reise.

Somit war die erste Gefahr glücklich überstanden, und man erreichte St. Germain und Mannt ohne Hindernis. Im letzteren Orte wurde ein Zimmer gemietet, wobei Evans dem Hotelier erklärte, er müsse die Damen nach einer Privat-Irrenanstat transportieren und bäte daher um ein möglichst abgelegenes, durch Läden verschlossenes Gemach. Während die Kaiserin und Madame le Breton hier geschützt kurze Zeit ausruhten, traf Dr. Evans die Vorkehrungen zur Weiterreise, indem er den bis dahin benützten Wagen nach Paris zurücksendete und ein neues Gefährt mietete. Indem man in dieser Weise von Station zu Station gelangte, wurde, trotz eifrigster Nachspürungen von Paris, nach 2tägiger Fahrt das Bad Deauville erreicht, woselbst Frau Evans sich zur Zeit aufhielt. Hier gönnten die Flüchtlinge sich einige Tage Ruhe, während welcher Zeit Dr. Evans für die Überfahrt nach England Plätze auf einer im Hafen liegenden Yacht zu mieten suchte. Der Besitzer der Yacht „Gazelle“, ein englischer Baronet General Sir John Bourgoyne, weigerte sich zuerst auf das bestimmteste, die Kaiserin an Bord zu nehmen, weil er sich nicht in politische Angelegenheiten mischen wolle, welche ihm die unangenehmsten Folgen bringen dürften. Nach vielen Vorstellungen ließ sich derselbe jedoch schließlich erweichen, die Damen an Bord zu nehmen, nur sollte die Kaiserin nicht eher das Schiff betreten, als bis alles zur Abfahrt fertig sei, damit jeder Aufenthalt vermieden werde. Glücklich war die Abfahrt von der französischen Küste erfolgt, als ein furchtbarer Sturm sich im Kanal erhob, welcher Bemannung und Passagiere der Gazelle in die größte Besorgnis versetzte. Die Passagiere wurden in den Kajüten umhergeworfen, und es schien alle Aussicht auf Rettung aus diesem Unwetter verloren zu sein. In derselben Nacht ging durch denselben Sturm im Kanal ein neues, schönes Schiff „Kaptain“ mit Mann und Maus zu Grunde — merkwürdiger Weise war der Befehlshaber, welcher mit ertrank, der Sohn des General Sir John Bourgoyne, dessen Schiff die Kaiserin glücklich nach England führte. Am Donnerstag den 8. September landete man glücklich im Hafen von Ryde auf der Insel Wight, und von hier aus begab sich die Kaiserin nach Brighton, woselbst Evans in Erfahrung gebracht hatte, daß der Prinz Louis Napoleon sich in Hastings befinde, wohin derselbe sich nach der Katastrophe von Sedan gewendet hatte.

Sofort reiste die Kaiserin dorthin ab, während der unermüdliche Dr. Evans ein Asyl für die entthronte Kaiserin und den Prinzen in Chislehurst ausfindig machte. Er mietete daselbst das Cambden house und trat seine Rückkehr nach Frankreich erst an, als er die Kaiserin vor jeglicher Gefahr geschützt wußte.

So endete „der Krieg der Kaiserin", und man kann es nur als eine furchtbare Ironie des Schicksals bezeichnen, daß die „Regentin" ihre Hauptstadt unter der Maske einer „Irrsinnigen" verlassen mußte.

Nach der Gefangennahme des Kaisers und der Flucht der Kaiserin aus Paris, die mit dem Verschwinden der legal eingesetzten Regentschaft identisch war, befand die deutsche Heeresleitung sich militärisch und diplomatisch in gleich ungewöhnlicher Lage. Der Kaiser selbst hatte auf das entschiedenste alle Friedens-Verhandlungen von der Hand und an die Regentschaft in Paris gewiesen, und in Paris fand man niemanden mehr vor, der zu Friedensverhandlungen bereit und legitimiert gewesen wäre; vielmehr schienen die zeitigen revolutionären Machthaber die Sache so behandeln zu wollen, als ob der Krieg von seiten Deutschlands nur gegen den Kaiser geführt und mit dessen Entthronung erledigt sei. Selbst in deutschen Kreisen gab man sich vielfach der Illusion hin, daß der Friede in der Kürze zu erwarten sei, natürlich nicht in den entscheidenden Kreisen, wo man über die Lage der Sache besser unterrichtet war und schon damals genau wußte, welche Friedens-Bedingungen man stellen wolle, und daß diese ohne die gründliche Demütigung Frankreichs, namentlich der Stadt Paris, nicht zu erreichen seien.

Verfolgen wir zunächst die Ereignisse in Paris und in den gesetzgebenden Körpern, so kamen die Anträge von Palikao sowie von Thiers auf Bildung eines Konseils resp. auf Einsetzung einer Kommission für Regierung und Landes-Verteidigung über die Beratung in den Bureaus nicht hinaus.

Eingedrungene Volksmassen proklamieren die Absetzung der Dynastie und die Republik. Ein neues Ministerium wird gebildet mit Trochu als Präsident — zugleich bekleidet mit den militärischen Vollmachten für die Landesverteidigung — Favre Auswärtiges, Gambetta Inneres, der unvermeidliche Cremieux Justiz, Leflo Krieg, Simon Unterricht und einige bis dahin wenig genannte Statisten. Der gesetzgebende Körper wird aufgelöst, der Senat abgeschafft, und Jules Favre versendet alsbald unter dem 6. September eine Zirkulardepesche, daß die neue französische Regierung entschlossen sei, keinen Fuß breit Landes und keinen Stein der französischen Festungen abzutreten. Als nächste Antwort darauf wird Paris von den deutschen Truppen vollständig cerniert. Es folgt die Kapitulation von Straßburg — 451 Offiziere und 17000 Mann strecken die Waffen — und feierlicher Einzug des Generals von Werder am 30. September, an demselben Tage, an welchem vor 189 Jahren König Ludwig XIV. in Straßburg einzog.

Endgiltig besiegelt wurde die Niederlage der kaiserlichen Armee durch die Kapitulation von Metz (27. Oktober), wo abermals 3 Marschälle, über 6000 Offiziere und 173000 Mann kriegsgefangen wurden Es war der Marschall Bazaine, der bis zuletzt die kaiserliche Fahne hoch und für den Kaiser eine Reservearmee

bereit hielt, die stark genug war und auch durch keinerlei Skrupel abgehalten wurde, geeigneten Falles den Kaiser nach Paris zurückzuführen und dort „die Ordnung“ wieder herzustellen, was ihm natürlich von seiten der Republik schlecht gedankt worden ist.

Mit der Proklamierung der Republik in Paris war das Schicksal des Kaiserreichs auch in Frankreich besiegelt. — Freilich galt auch von dieser Republik, was ein geistreicher Franzose schon vor längerer Zeit gesagt hat: „Man mag uns die Republik geben, und nicht einen Tag der Freiheit werden wir genießen; wir werden zwei Tage Tyrannei haben, einen unter dem Pöbel, den andern unter irgend einem Despoten — unsere Republiken sind Monarchien, deren Thron vakant.“ Der Ausspruch des Papstes Benedikt XIV.: „Die Franzosen sind ein sonderbares glückliches Volk; so lange der Tag währt, begehen sie Thorheiten, und der liebe Gott macht sie des Nachts wieder gut“ bewährte sich diesmal nicht, sie wurden für längere Zeit der eigenen Thorheit überlassen. Was der Präsident Dupin seiner Zeit vorausgesagt hatte: „der Staatsstreich ist ohne Zweifel ein ungesetzlicher Akt, aber wir müssen seinen Erfolg wünschen, denn wenn Bonaparte besiegt wird, so fallen wir den Roten in die Hände und dann — — —“, fand alsbald nach dem Aufhören der napoleonischen Herrschaft seine Bestätigung. Zuerst die Tyrannei des gebildeten und alsdann die des ungebildeten Pöbels, welche letztere in der Kommune ihren Höhepunkt erreichte.

Doch lassen wir dies einstweilen auf sich beruhen, um den kriegsgefangenen Kaiser der Franzosen nach Wilhelmshöhe, der ehemaligen Residenz seines lustigen Oheims, zu begleiten.

Kapitel XI.

Wie von dem König Wilhelm und dessen Charakter nicht anders zu erwarten war, wurde der kriegsgefangene Kaiser der Franzosen mit allen seinem Range gebührenden Rücksichten behandelt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß selbiger nach den Erfahrungen der letzten Tage in Sedan die Kriegsgefangenschaft zunächst als eine wirkliche Wohlthat empfand. Allerdings war er dabei noch immer in der Illusion befangen, daß Frankreich an seiner Dynastie festhalten und ihn nach wie vor als Garanten seiner Sicherheit im Innern und als Schirmherrn gegen die drohende soziale Revolution betrachten würde, und obgleich geplagt von den empfindlichsten körperlichen Schmerzen und in allen seinen bisherigen Hoffnungen getäuscht, glaubte er, daß die Kaiserin-Regentin sich in Paris behaupten und daß es gelingen könne, zu einem Friedensschlusse zu gelangen, der ihm die Zukunft nicht völlig verschloß.

Man hat es heute vergessen, daß Louis Napoleon seiner Zeit Mitglied des jungen Italien war, des jungen Italien, welches Mazzini in das Leben gerufen, dessen Symbol ein Zypressenzweig, dessen Wahlspruch die Worte „ora e sempre“ waren und dessen Endzweck darauf gerichtet war, die Österreicher aus Italien zu vertreiben und diesem alsdann durch einen aus allgemeinen Wahlen

hervorgehenden Kongreß, der sich in Rom unter dem Vorsitz des Papstes versammeln sollte, eine Verfassung geben und eine Föderativ-Republik einsetzen zu lassen. Man darf dies bei Beurteilung der italienischen Politik Napoleons durchaus nicht übersehen.

War aber die Stimmung des Kaisers anfangs mehr eine melancholische und reservierte, so besaß er doch so viel Energie des Geistes, daß er schon während der Fahrt nach Wilhelmshöhe seinen Vertrauten gegenüber die Sprache wiederfand. „Ich verstehe — sagte er — heute zum ersten Male die Mythe von Prometheus, denn wenn ich auch nicht wie dieser, oder wie mein Oheim, an einen Felsen geschmiedet werde, so fürchte ich doch die Bisse des Geiers und den Zorn der Götter, welche mich dort aufhören lassen, wo mein Oheim Jerome angefangen hat. Ich habe den Zwiespalt für das Verhängnis Deutschlands gehalten und mich der Hoffnung hingegeben, die Schmach von Waterloo in dem wieder eroberten Rheinstrom ertränken zu können. Deutschlands Einheit würde Frankreich auf immer die Siegesbahn verschließen." Er ließ das Haupt auf die Brust sinken und betrachtete eine zeitlang gedankenvoll die Gegend, welche der Eisenbahnzug durchflog. „Du trägst den Cäsar und sein Unglück, möchte ich sagen, doch wird dies Unglück jedenfalls ein kurzes sein. Schwer und länger wird dasselbe auf Frankreich und vielleicht auch auf denen lasten, welche mich in diesen Krieg getrieben haben; ich habe die soziale Revolution zurückgehalten, und nichts ist gewisser, als daß die Szenen aus dem Jahre 1848 sich binnen kurzem und zwar in gesteigerter Potenz in Paris wiederholen werden. Schon im Jahre 1851 war man so weit, offen auszusprechen, daß, weil die Verbrechen im allgemeinen nur wegen der Reichtümer und wegen der Frauen vorkämen, es das kürzeste Mittel sei, die Tugend auf die Erde herabzuführen, wenn man die Güter und die Frauen gemeinschaftlich habe, damit man dieselben ebenso genießen könne wie Luft und Wasser. Ja die Frauen, die Frauen, — fügte er wie mit sich selbst sprechend hinzu — oder noch mehr — wie Goethe im Faust sagt: — die Mütter, die Mütter! Ich habe mir im thörichten Aberglauben das Horoskop stellen und die Zukunft enthüllen lassen, und bin in ähnlicher Weise wie Macbeth genarrt worden, Kassel, meine neue Residenz — als Kriegsgefangener! Mein Beförderungsmittel der Salonwagen des Königs von Preußen — mit preußischen Kürassieren als Kondukteuren und der Übergang über den Rhein in Köln — in Begleitung meiner Garden, welche leider die Waffen in Sedan vergessen hatten; und das alles zu Ehren des römischen Stuhles und unter dem Schutze der „Himmelskönigin". Es würde mir lieber gewesen sein, wie Cäsar unter den Dolchen der Mörder zu sterben! Und mein Sohn, mein Sohn! Er ist mir die Nacht im Traume erschienen, als Leiche in englischer Uniform, von Wurfspießen durchbohrt!"

Die Augen des Kaisers hatten sich geschlossen, und mit einer Stimme, die mehr wie ein krampfhaftes Schluchzen klang, fügte er hinzu: „Das ist die Revanche für Waterloo!

Es war ein beängstigendes Stillschweigen, welches dieser unwillkürlichen Gefühlsäußerung des gefangenen Kaisers folgte und welches erst nach einiger Zeit von dem General Fleury unterbrochen wurde.

„Sire" — sagte der General — „noch ist nicht alles verloren, noch haben wir Metz und die Armee des Marschalls Bazaine, noch haben wir Paris und dessen Forts, und ich hoffe von dem Patriotismus der französischen Nation, daß diese sich wie ein Mann erheben wird, um die verhaßten „Fremden" aus dem Lande zu werfen. Mit Sedan wird der zweite Teil des Krieges beginnen."

Der Kaiser betrachtete den General eine Zeit lang schweigend — dann sagte er mit trübem Lächeln: „Der zweite Teil?! Kennen Sie die Franzosen so wenig, um sich über den endlichen Ausgang in Paris zu täuschen? Wenn ich nur die Kaiserin erst in Sicherheit wüßte, ich hoffe auch meinerseits noch, aber eigentlich wider meine bessere Überzeugung. Eine wiederholt geschlagene französische Armee ist nur noch eine schwache Stütze, und die Deutschen — darüber hat mir der Graf Bismarck keinen Zweifel gelassen — werden diesmal mit uns gründlich Abrechnung halten. Ich kann den Frieden haben, aber nur um einen Preis, den ich nicht zahlen mag. Elsaß und ein Teil von Lothringen, das ist ein Schnitt in das Fleisch von Frankreich, welchen man dem, der ihn thut, niemals verzeihen wird."

„Wenn Ew. Majestät mir die Bemerkung gestatten wollen" — sagte der General — „so halte ich es für unmöglich, daß Europa stillschweigend zuschaut, wenn Deutschland sich anschickt nach Österreich auch Frankreich zu verspeisen; ich glaube gut unterrichtet zu sein, daß die russischen Staatsmänner und Diplomaten allen Ernstes daran denken, dem deutschen Heere Halt zu gebieten."

„Russische Staatsmänner und Diplomaten!" — erwiderte der Kaiser fast spottend; „es giebt unter den Ministern nur einen Staatsmann, und das ist leider der deutsche. Die Diplomatie wird die siegreiche deutsche Armee nicht aufhalten, und der russiche Staatskanzler ist ein überlebter, verliebter Greis, der mit kleinen Intriguen an der Keule des deutschen Herkules herumkrabbelt. Ich habe ja die Pläne des deutschen Kanzlers früher selbst für so phantastisch gehalten, daß ich den Mann nicht ernsthaft nahm, kann aber heute leider nicht mehr daran zweifeln, daß selbiger die Karte Europas gründlichst revidiert und der gesamten europäischen Diplomatie das Konzept verdorben hat. Sollte es in der That begründet sein, was die neuere Geschichtsforschung behauptet, daß mit der Vernichtung des fränkischen Elements und des germanischen Adels das Rückgrat Frankreichs beschädigt und seine beste Kraft vernichtet sei? Man hat mich ja" — fuhr der Kaiser nach einer Pause fort — „eine Zeit lang Bruder genannt, das europäische Fürstentum hat bei mir gegessen und getrunken; man hat der Kaiserin die Hand geküßt, und doch wird sich heute keine Hand rühren, mir zu helfen. Ich bin und bleibe ein Parvenu, d. h. ein fremdartiges Gewächs im Kreise der historischen Dynastien."

Während der gefangene Kaiser unter derartigen Betrachtungen seinem einstweiligen Aufenthalt entgegendampfte und die deutschen Heeressäulen sich auf Paris in Bewegung setzten, war man im Schoße der verschiedenen französischen Parteien eifrigst bemüht, die Situation im eigenen Interesse auszubeuten. Mit Ausnahme der imperialistischen waren alle Parteien bemüht, auf das alte Talleyrand'sche

Kunststück zurückzugreifen und das Märchen in Cours zu setzen, daß nicht Frankreich, sondern nur der Kaiser Napoleon besiegt und daß es deshalb auch durch nichts gerechtfertigt sei, Frankreich für diese Niederlage zu strafen. Selbverständlich hatte man mit diesem Kunstgriff kein Glück, und die hochtrabenden Worte, welche bereits aus Paris verlauteten, fanden keine andere Erwiderung, als daß die Herren Franzosen ihre inneren Differenzen unter sich abmachen möchten.

Es war nicht lediglich die klerikale und legitimistische Partei, welche sich mit derartigen Hoffnungen trug, auch die eigentlich republikanische und demokratische Partei glaubte unter besonderer Betonung der Thatsache, daß sie dem Kriege beharrlich widerstrebt, Anspruch auf die Sympathieen und das Entgegenkommen des Siegers zu haben. Es wird nicht ohne Interesse sein, darauf hinzuweisen, daß sich schon damals die Beziehungen anbahnten, welche später in der Katastrophe des Grafen Arnim ihren Ausgang fanden. Mit Interesse studierte man die verschiedenen Personen und Masken, welche damals brieflich und persönlich ihre Aufwartung machten, doch war das deutsche Programm glücklicher Weise so fest formuliert, daß daran weder die krampfhaften Versuche des Herrn Gambetta noch die Thränen des Herrn Jules Favre etwas zu ändern vermochten. Man träumte von der Levée en masse, ohne dabei an den Brand in den eigenen Eingeweiden zu denken, und ohne zu erwägen, daß man bald die Republik gegen die eigenen Hinterleute zu verteidigen haben werde.

Nach der Abreise der Kaiserin schaffte die provisorische Regierung den Senat ab, löste den gesetzgebenden Körper auf und berief die Wahlkollegien, um eine konstituierende National-Versammlung zu wählen. Inzwischen fiel eine Festung nach der anderen in die Hände der deutschen Armee, wie denn auch Paris durch den Vormarsch sämtlicher um die Stadt versammelten deutschen Truppen vollständig zerniert wurde.

Nichtsdestoweniger gelang es Gambetta, mittels eines Ballons aus der Stadt zu entkommen und zu Tours einen Absenker der Regierung der National-Verteidigung zu etablieren, welcher alsbald eine Proklamation erließ, daß Frankreich auf die Friedens- und Waffenstillstands-Bedingungen Deutschlands durch Fortsetzung des Kampfes bis zum äußersten antworte.

Es muß anerkannt werden, daß in dieser Lage der französische Patriotismus das Möglichste geleistet hat, doch kann man eben nicht Armeen aus der Erde stampfen, und der Mut allein reicht nicht aus, um Soldaten und Generale zu liefern. Es ist uns von vielen Seiten bestätigt, daß die neu ausgehobenen Streiter sich tadellos schlugen, bis sie in das deutsche Artilleriefeuer gerieten. Allerdings befand man sich der deutschen Loire-Armee gegenüber in der entschiedensten Überzahl, doch behielt auch hier schließlich die deutsche Disziplin und Kriegskunst den Sieg.

In Paris selbst stellte sich allerdings bald ein gewisser Gegensatz gegen die Delegation in Tours heraus, doch entwickelte sich zugleich eine fieberhafte Thätigkeit, die Verteidigungsmittel der Hauptstadt zu vervollständigen. Man hielt die Stadt mit ihren Forts für uneinnehmbar und rechnete zugleich darauf, daß gute

Freunde und Freundinnen eine ernsthafte und wirksame Beschießung der eigentlichen Stadt verhindern würden. Es machte sich eine Zeitlang eine gewisse Humanitätsduselei geltend, die es versuchte, mit den Parisern und den französisch Gesinnten in Europa auf Kosten der Knochen der pommerschen Grenadiere zu kokettieren. Dank einer kleinen Steigerung der Pulverladung und einer Erhöhung des Visirs gelang es indes bald, die deutschen Friedensboten auch an das eigentliche Paris zu adressieren.

Wie illusorisch die von den zeitigen Machthabern in Paris genährte Hoffnung auf eine diplomatische oder materielle Intervention der neutralen Mächte zu Gunsten Frankreichs war, stellte sich alsbald auf das evidenteste heraus, und Thiers versuchte deshalb auch nach seiner Rückkehr von seiner erfolglosen Rundreise an den Höfen Großbritanniens, Rußlands, Österreichs und Italiens, direkt mit dem Grafen Bismarck in Versailles (6. Oktober) Waffenstillstands-Verhandlungen anzuknüpfen, doch scheiterte dieser Versuch damals noch an der Frage der Verproviantierung von Paris. Man war in dem deutschen Hauptquartier genau unterrichtet, daß Thiers mit seinen Bemühungen überall vollständig abgeblitzt war, und Graf Bismarck ließ demselben auch darüber nicht den leisesten Zweifel, daß Frankreich in Paris besiegt werden müsse und daß man nicht die Absicht habe, den Parisern die Belagerung minder fühlbar zu machen.

Allerdings war Thiers zu sehr Staatsmann, um die Phrasen und Thränen des Herrn Jules Favre für ein wirksames Unterhandlungsmittel zu halten; wie er denn überhaupt eine Haltung behauptete, der man nur seine Anerkennung zollen konnte. Es war dafür gesorgt, daß er in seinem Zimmer stets die neuesten Nachrichten aus Paris vorfand, und er also nicht daran zweifeln konnte, daß man im deutschen Hauptquartier vortrefflich unterrichtet war. Ebenso wurde demselben über die Friedens-Bedingungen von hause aus reiner Wein eingeschenkt. Von der Gastfreundschaft des Grafen Bismarck machte er — wie es schien, grundsätzlich — niemals Gebrauch, doch ließ der Graf Bismarck sich auch durch ihn nicht genieren. „Ich beneide Ew. Exzellenz, sagte selbiger — um Ihre Arbeitskraft und Ausdauer, doch kann ich Sie wohl bewundern, aber nicht nachahmen. Ich muß essen und zwar zu meiner gewohnten Zeit.“ Herr Thiers schien schon damals von der Aussichtslosigkeit einer Fortsetzung des Krieges vollständig überzeugt zu sein, doch fand er bei Gambetta und Consorten noch den entschiedensten Widerstand und er mußte sich deshalb darauf beschränken, einstweilen zu temporisieren und die notwendigen Vorbereitungen zu treffen.

Der einzige Bundesgenosse, welchen Frankreich damals fand, war der überspannte, verbrauchte Garibaldi, der von der Delegation zu Tours zum Chef aller irregulären Streitkräfte Frankreichs ernannt wurde, jedoch nach kurzem Aufenthalte auf dem Boden Frankreichs als komische Figur verschwand. Daneben versuchte auch der Marschall Bazaine durch den aus Metz entsandten General Boyer Verhandlungen zu pflegen, doch blieben auch diese resultatlos, da der Kaiser Napoleon nicht zu dem Entschlusse gelangen konnte, weder definitiv abzudanken, noch die ihm gestellten Bedingungen zu erfüllen. Es war immer noch die Fata

morgana einer Dynastie-Begründung, die ihn irre führte. Er hatte nicht den Mut, als besiegter Cäsar nach Paris zurückzukehren, und er hielt andererseits die bonapartistische Partei noch für zu stark, um seine Hoffnung ganz fallen zu lassen. (Fortsetzung folgt.)

Eine Reise nach dem Mars.

Von

Camille Flammarion.

Die physikalische Astronomie hat in den letzten Jahren so schnelle Fortschritte gemacht, daß jetzt viele Dinge als wirklich dargethan worden sind, welche uns vor weniger als fünfundzwanzig Jahren noch wie ein Traum vorkamen. Denn es sind einerseits die optischen Werkzeuge merklich vervollkommnet worden, da nicht nur die großen Glasungetüme an Durchdringungskraft sehr viel vor ihren Vorgängern voraus haben, sondern besonders auch die Objektivgläser von mittlerer Größe viel sauberer und schärfer gezeichnete Bilder liefern als früher. Aber andererseits haben sich auch die Beobachter mit unermüdlicher Thatkraft und hingebender Geduld auf sorgfältige Einzelforschungen gelegt und so der Natur eine Anzahl von neuen Geheimnissen entlockt, welche bis auf unsere Zeit unbekannt geblieben waren. Den dankbarsten Stoff für diese Forschungen hat die Untersuchung über die Beschaffenheit derjenigen Weltkörper ergeben, aus denen sich unser Sonnensystem zusammensetzt, und keine von den kreisenden Inseln unseres Planetenarchipels hat den Erdenbewohnern einen so tiefen Blick in seine Verhältnisse gewährt wie der Mars, auf dessen Oberfläche wir sogar eine große Reihe von Begebenheiten zu erraten vermögen. Den Lesern, welche für die Wunder des Himmels Teilnahme empfinden, möchten wir hier eine Übersicht über die unerwarteten, neuen Thatsachen bieten, welche in der letzten Zeit bei der Betrachtung des Planeten festgestellt sind. Indem wir uns für einige Zeit auf einen Nachbarn unseres Erdballs versetzen, treten wir zu der gewaltigen Natur, welche alle Welten und alle Wesen umfaßt, in nähere Berührung und lernen das große All besser verstehen, von welchem auch wir einen wesentlichen Teil ausmachen.

Erster Abschnitt.

Die Entfernung des Mars und seine astronomischen Eigenschaften.

Unsere Leser wissen, daß der Planet Mars außerhalb der Erdbahn die Sonne umkreist. Wir selbst treiben um das Mittelgestirn in einer durchschnittlichen Entfernung von 148 Millionen km, und da wir den Umlauf in $365^1/_4$ Tagen vollenden, so legen wir an jedem Tage 2572 km zurück. Die Bahn des Mars ist 225 Millionen km von der Sonne entfernt, seine Umlaufszeit übertrifft die

unsere so sehr an Länge, daß eins seiner Jahre 687 unserer Tage dauert, und er legt in einem Tage 2 071 000 km zurück. Die mittlere Entfernung zwischen den Bahnen des Mars und der Erde beträgt somit 77 Millionen km, und dies ist der Abstand, in welchem der Planet bei uns vorbei geht, so oft er in Erdnähe tritt. Da die Marsbahn aber nicht kreisförmig, sondern elliptisch ist, so ist dieser kleinste Abstand veränderlich; er kann auf 55 Millionen km sinken und auf 100 Millionen km steigen. In seiner größten Nähe erscheint der Mars uns $^1/_{63}$ mal so groß wie der Mond; daraus folgt, daß ein Fernglas mit 63 facher Vergrößerung uns die Marsscheibe so groß erscheinen läßt, wie wir den Mond mit bloßen Augen sehen. Eine 630 fache Vergrößerung des Mars würde diesen zehnmal so groß erscheinen lassen, wie das unbewaffnete Auge unseren Trabanten erblickt.

Der Planet Mars ist erheblich kleiner als die von uns bewohnte Kugel. Wenn wir den Erddurchmesser gleich 100 ansetzen, so beträgt der Mars-Durchmesser = 53, also etwas mehr als die Hälfte des Erddurchmessers, in absoluten Zahlen ausgedrückt, ist er 6 850 km lang; der Umfang des Mars beträgt somit 21 500 km. Der Mars-Durchmesser ist seinerseits ungefähr doppelt so groß wie der des Mondes, da der letztere 3 480 km beträgt und sich zum Erddurchmesser verhält wie 27 zu 100.

Der Mars dreht sich um seine Achse in 24 Stunden 37 Minuten und 23 Sekunden, so daß ein Marsjahr von 687 Erdentagen 668 Marstage enthält. Der Unterschied der Jahreszeiten ist auf dem Mars ebenso beträchtlich wie bei uns, denn die Neigung seiner Achse mit 24° 52′ ist von der Erdachse mit 23° 27 $^1/_4$, nicht sehr verschieden, aber diese Jahreszeiten sind fast doppelt so lang wie die irdischen; der Frühling dauert dort 191 Tage, der Sommer 181, der Herbst 149 und der Winter 147 Tage. Die Atmosphäre des Mars scheint der Luft, welche wir atmen, ähnlich; seine Witterungsverhältnisse sind dieselben wie bei uns: Wolken, Regen, Schnee, Eis, Nebel, helle und trübe Tage folgen sich dort ähnlich wie hier. Jedoch ist der Planet bei weitem nicht so schwer wie die Erde, sein Gewicht verhält sich zu dem der Erde wie 11 zu 100, so daß unser Himmelskörper fast zehn mal so schwer ist als er. Die mittlere Dichtigkeit der Stoffe, aus welchen der Mars sich zusammensetzt, beträgt, in dem oben angenommenen Verhältnis zur Erde gedacht, gleich 71:100; demgemäß ist auch das spezifische Gewicht auf seiner Oberfläche geringer als bei uns; wir drücken es durch die Zahl 370 aus, da ein irdisches kg dort nur 370 gr wiegt. Zur Vervollständigung der ersten oberflächlichen Anschauung sei noch bemerkt, daß der Mars auf seinem Wege durch den Weltenraum von zwei winzigen Trabanten begleitet wird, deren Durchmesser nicht größer zu sein scheint als der Durchmesser der einen Stadt Paris (10—12 km). Dieselben kreisen mit großer Geschwindigkeit um ihren Hauptplaneten, indem der nähere in 7 Stunden 39 Minuten 15 Sekunden, der entferntere in 30 Stunden 17 Minuten 34 Sekunden seine Bahn durchmißt.

Zweiter Abschnitt.

Die wunderbaren Erscheinungen auf der Oberfläche des Mars.

Die Oberfläche des Mars bietet das wunderbarste Bild, welches wir Erdbewohner uns nur denken können. In den allgemeinen großen Zügen erinnert sie freilich einigermaßen an die Erdoberfläche; sie besteht aus Ländern und Meeren, Ufern, Inseln, Halbinseln, Meerbusen, Vorsprüngen, Häfen, ebenso wie die Witterungsverhältnisse auf dem Mars im allgemeinen ein Abbild der irdischen sind. Es giebt Polareis, Schneeflächen, welche im Frühjahr schmelzen, gemäßigte und heiße Zonen, kalte Ebenen mit zeitweiligem Schneefall, steile Ufer, sanft abfallende, ununterbrochen laufende Küstenstriche u. dergl. m. Aber wenn man sich mit den Erscheinungen im einzelnen beschäftigt, so sieht man mit Erstaunen, wie sehr der Nachbarweltball von unserem verschieden ist, und das Interesse an dieser Untersuchung steigt, je tiefer man in die Forschung hineindringt.

Der Anblick dieser Planetenoberfläche ist zweifellos etwas ganz Außergewöhnliches, und je mehr man sich damit beschäftigt, um so größer ist das Erstaunen, welches man empfindet. Es giebt dort helle Flecke, welche Land zu sein scheinen. Alles weist darauf hin, ihr Aussehen, ihre unveränderliche Lage, und auch der Umstand, daß man von Zeit zu Zeit an mehreren Stellen derselben weiße Zeichnungen bemerkt, wie wenn einzelne Striche mit Schnee bedeckt wären. Die Astronomen sind sich demgemäß auch vollständig einig darüber, die hellen. gelblichen Flächen, deren Farbe etwa der des reifen Getreides gleicht, als Festländer zu betrachten. Die dunkleren, grauen, etwas grünlichen Stellen scheinen Wasserflächen, Meere, Landseen und dergl. zu sein, deren Größe und Tiefe veränderlich ist. Hier sind zweifellos die Wassermassen enthalten, aus deren Verdunstung die Wolken, Nebel u. dergl., welche manchmal in der Mars-Atmosphäre beobachtet werden, sowie auch die Niederschläge, deren Vorhandensein durch das Bestehen der Massen ewigen Schnees an den Polen dargethan wird, ihren Ursprung herleiten. Aber das Wunderbare, das ist die Form der Meere, ihre verschiedene Färbung, ihre Veränderlichkeit und vor allem der Lauf jener eigentümlichen, netzartig verzweigten Wasserarme, welche aussehen, als wären sie absichtlich angelegt, um zwischen den vielen einzelnen Meeren eine Verbindung herzustellen.

Diesen Wasserläufen, welche fast sämtlich in gerader Linie fortlaufen, hat man den Namen Kanäle gegeben, und dieser Name ist angemessen, sofern durch denselben über ihre physikalische Beschaffenheit nichts ausgesagt werden soll. Sie sind zweifellos eine ganz außergewöhnliche Erscheinung.

Im Jahre 1882 sagte über denselben der Direktor der Mailänder Sternwarte, Schiaparelli: „Es ziehen sich auf diesem Planeten (Mars) quer durch die festen Länder einige dunkle Linien hindurch, welchen man den Namen „Kanäle" gegeben hat, obgleich man noch nicht weiß, was sie vorstellen. Mehrere derselben sind schon von verschiedenen Astronomen angezeigt worden, so von Dawes im Jahre 1864. Ich habe mich seit dem Jahre 1877 besonders damit beschäftigt und habe im Jahre 1879 mehr als sechzig derselben nachgezeichnet. Diese Linien ziehen sich stets von einem der dunklen Flecke, welche wir als Meer betrachten,

zu einem anderen und bedecken die hellen Flächen mit einem scharf abgegrenzten Netze. Ihre Lage scheint fest und unveränderlich zu sein, wenigstens soweit ich nach einer viereinhalbjährigen Beobachtung darüber urteilen kann. Indessen sehen sie nicht immer gleich aus und sind nicht immer gleich gut sichtbar. Wovon das letztere abhängt, können wir auf Grund unserer gegenwärtigen Kenntnisse noch nicht mit Sicherheit sagen. Im Jahre 1879 wurde eine große Zahl solcher Kanäle beobachtet, welche im Jahre 1877 noch nicht zu sehen waren; 1882 hat man alle früher gesehenen wiedergefunden, daneben aber wieder einige neue. Zuweilen zeigen sie sich wie dunkle, undeutliche Linien, ein anderes Mal sind sie klar und scharf wie ein Federstrich. Im allgemeinen ziehen sie sich über die Marskugel wie Strecken von größten Kugelkreisen[1]), einige zeigen eine deutliche seitliche Ausbuchtung. Sie schneiden sich unter einander bald in rechten, bald in schiefen Winkeln; sie haben eine Breite von ungefähr 2 Graden; in der Farbe gleichen sie etwa den Meeren, nur daß sie in der Regel etwas heller sind. Jeder einzelne Kanal läuft an beiden Enden entweder in einem Meere oder in einem anderen Kanale aus; es kommt nicht ein einziger Fall vor, daß einer derselben mitten im festen Lande verliefe."

Aber das ist nicht alles. In gewissen Jahreszeiten halbieren oder richtiger verdoppeln sie sich.

Diese Erscheinung scheint zu ganz bestimmten Zeiten einzutreten und zwar jedesmal gleichzeitig auf der ganzen Ausdehnung des festen Landes.

Diese Verdoppelungen sind nicht etwa auf schärfere oder glücklichere Beobachtungen zurückzuführen, derart wie es den Astronomen bei der Beobachtung der Doppelsterne ergangen ist; auch spaltet sich nicht der Kanal selbst, sondern der Vorgang ist vielmehr folgender: Ohne daß einer der bestehenden Kanäle in seinem Lauf oder in seiner Lage sich irgendwie veränderte, zeigt sich zur rechten oder zur linken desselben, in einer Entfernung von 6—12° eine neue, parallel laufende Linie. Möglicherweise kommen solche auch in geringerer Entfernung vor, aber unsere Fernrohre sind noch nicht scharf genug, um solches mit Sicherheit feststellen zu können. Die Farbe der Parallelen ist ein recht dunkles Rotbraun. Der Abstand zwischen den beiden Linien ist zuweilen von haarscharfer Gleichmäßigkeit. Auf der Erdoberfläche giebt es durchaus nichts dieser Erscheinung Verwandtes, wir müssen daher aus allen Umständen schließen, daß sie dem Mars eigentümlich ist und vielleicht mit seinen Jahreszeiten zusammenhängt.

Dritter Abschnitt.
Das Geheimnis der Marskanäle.

Mehr als ein Astronom hat daran gezweifelt, daß diese Kanäle in Wirklichkeit beständen. Ihr Aussehen ist so eigentümlich, daß man lange Zeit daran gedacht hat, sie auf einen Fehler in den Augen oder den Instrumenten des Mai-

[1]) Größte Kugelkreise, grands cercles, sind solche Kreise, welche wie der Äquator und die Meridiane, die Oberfläche der Kugel in zwei gleiche Teile zerlegen. Von oben gesehen, erscheinen sie wie gerade Linien, von der Seite gesehen, wie Ellipsen oder Kreise.

länder Beobachters zurückzuführen. Nachdem ich selbst, ohne das Eigentümliche und Erstaunliche in den gemeldeten Thatsachen je zu verkennen, keinen Augenblick gezögert habe, mein volles Vertrauen zu der Geschicktheit und Sicherheit Schiaparellis öffentlich auszusprechen (wodurch ich mir manche verletzende Zurechtweisung von seiten unwissender Skribenten zugezogen habe) finde ich heute alles, was ich über diesen Gegenstand geschrieben, durch andere Beobachter, welche, mit anderen Instrumenten arbeitend, gleichfalls das Bestehen dieser Kanäle als zweifellos erkannten, vollständig bestätigt.

Aber was bedeuten diese Gebilde? Man könnte sie als die Arbeit der Bewohner des Planeten auffassen. Die im allgemeinen geradlinige Form dieser Meeresarme, die Thatsache, daß sie sämtlich in Meere münden, und die noch auffallendere Thatsache, daß sie fast alle doppelt und aus zwei genau parallelen Linien zusammengesetzt sind, bringen uns darauf, an eine planmäßige und absichtliche Herstellung derselben zu denken. Es scheint nicht, daß das blinde Walten der Natur derartige Wirkungen hervorgerufen haben könnte. Und wenn diese Linien ein Werk der Planetenbewohner sind, was haben sie dann zu bedeuten? Wirkliche Kanäle?

Aber sie haben die fabelhafte Breite von wenigstens 100 km!

Kein Sesostris, kein Napoleon, kein Lesseps könnte derartige Arbeiten unternehmen. Oder sollten es Anpflanzungen sein, landwirtschaftliche Anlagen irgend welcher Art, geschaffen auf der ganzen Fläche des Planeten als das Werk kenntnisreicher und friedlicher Völker, befreit von der Militärsucht, von welcher wir blinden Menschenseelen uns noch immer nicht haben heilen können? Alle diese Fragen sind offen, jede Vermutung ist möglich. Verschiedene Erwägungen können noch zu Gunsten dieser Ansicht vorgebracht werden. Die Breite dieser „Kanäle," die Ausdehnung, welche dies Verfahren auf allen Marsländereien gefunden hat, machen dort noch keine so große Schwierigkeit wie auf der Erde, wenigstens in bezug auf das Gewicht der zu bewegenden Erdmassen. Wenn wir uns auch nicht zu der Behauptung versteigen wollen, daß die Arbeitskräfte dort billiger zu bekommen wären als bei uns, so bleibt doch immer zu bemerken, daß die Dichtigkeit des Stoffes auf dem Mars sich zu dem der Erde verhält wie 71 zu 100 und daß außerdem ein Erdwürfel, welcher hier 1000 kg wiegt, dort nur ein Gewicht von 370 kg hat. Das sind ganz andere Verhältnisse als auf der Erde, welche demgemäß auch viel bedeutendere Erdarbeiten erlauben, als auf unserem massiven Planeten möglich wären. Haben wir doch schon auf der Erde die Pyramiden, die Eisenbahnen, die Tunnel, die Kanäle, den Suezkanal, und vor allem die nahe bevorstehende Durchstechung der Landenge von Panama, und das alles ausgeführt von einer Menschheit, welche noch in ihrem Kindesalter steht, welche noch nicht zu denken und nicht zu leben weiß, welche glaubt, statt zu denken — und statt zu leben, sich gegenseitig ohne Schonung und ohne Unterlaß bekämpft. Welche Werke würden wir zu sehen bekommen, wenn wir nach zwanzig, fünfzig oder hundert Jahrtausenden wiederkämen! Nun aber ist der Mars viel weiter fortgeschritten als die Erde, da er eher entstanden ist und infolge seines geringeren

Umfanges und seiner geringeren Masse die Entwickelung des Planetenlebens viel schneller durchlaufen hat. Es zeigt auch der Anblick seiner Oberfläche, daß ein Teil seines Wassers schon aufgesogen, daß seine Meere klein und wenig tief sind, Umstände, welche gleichfalls zu der Vermutung berechtigen, daß der Planet schon weiter vorgeschritten ist als unsere Erde. Nach allen Gesichtspunkten kann man somit annehmen, daß die Marsmenschheit, wie sie auch sonst beschaffen sein mag, im stande sei, Werke hervorzubringen, im Vergleich zu denen unsere riesigsten Unternehmungen uns wie ein Kinderspiel erscheinen müssen.

Ist aber die Annahme durchaus notwendig, daß dieses eigentümliche Liniennetz einen künstlichen Ursprung durch die Bewohner des Mars gehabt habe? Jedenfalls erscheint dieser Gedanke uns einfacher als der, die blinde Natur zur Urheberin zu machen, weil die Wirkungen der Naturkräfte immer etwas Unregelmäßiges haben, besonders auf dem Gebiete der Mineralogie und der Geologie. Die Meeresbecken, die Umrisse der Länder, die Tiefebenen, die Thäler, die Gebirge, der Lauf der Flüsse, die Gestalt der Ufer, alles zeigt unseren Augen eine unregelmäßige Gestalt, und die gerade Linie scheint in den Werken der Natur nicht vorzukommen. Dieser Anblick der Erde drängt uns zu dem Glauben, daß es auf den übrigen Weltkörpern ebenso ist, und wir können uns nicht zu der Vorstellung bequemen, daß die Natur, selbst die unorganische, an anderen Orten in anderer Weise thätig sei als bei uns. Immerhin aber ist es nicht gewiß, daß die geologischen Kräfte überall in gleicher Form gewaltet hätten. Die Zusammenziehung des Erdballs durch die im Laufe der Jahrtausende erfolgte Abkühlung, die Wirkungen der inneren Wärme, die Vulkane, die Erdbeben, die Zersetzungen infolge der Einflüsse der Luft, die Ablagerung von Erdschichten durch die Gewässer, alles dies hat den äußeren Anblick der Erde im Laufe der Jahrtausende zu immer wechselnden Bildern verändert und verwandelt. Ob sich diese Reihe von Veränderungserscheinungen auf allen Weltkörpern in gleicher Weise zeigt? Wir haben nicht das Recht, es mit Bestimmtheit zu bejahen; ja, es bestehen sogar gute Gründe für das Gegenteil; denn auf dem Monde, unserem nächsten Nachbargestirn, hat sich die Entwickelung thatsächlich in anderer Weise vollzogen als bei uns, und seine geologische Gestaltung ist abweichend von der Erde. Warum kann es mit dem Mars nicht ebenso der Fall sein?

Bei der großen Reihe von möglichen Annahmen über den Ursprung dieses seltsamen dunkeln Liniennetzes konnte man natürlich auch daran denken, daß es durch Risse nach Art der auf dem Monde beobachteten entstanden sei. Ob das möglich wäre? In gewisser Beziehung vielleicht. Daß diese Risse, diese Senkungen im Zusammenhang mit den Meeren stehen, dient nur dazu, die Vermutung annehmbarer zu machen. Die Meere selbst sind ja Senkungen. Daß die Kanäle mehr oder weniger mit Wasser gefüllt sind, hat auch nichts Überraschendes, da sie eben tief liegen und mit den Meeren in Verbindung stehen. Aber ihre Länge, ihr gradliniger Verlauf, die Kreuzungen und Fortsetzungen, vor allem aber die genau innegehaltene Gleichheit des Abstandes wollen nicht recht zu dieser Annahme passen. Die Länder auf dem Mars müßten aus vollständig einheitlichem Stoffe

zusammengesetzt und ohne jede bergartige Erhebung sein, wenn durch Risse und Spaltungen derartige gerade Linien hervorgebracht werden sollten. Außerdem müßten die Spaltungslinien sich dort entlang ziehen, wo die Masse die geringste Widerstandskraft hat, und sie könnten nur in Ausnahmefällen gerade sein, während sie es hier in der Regel sind.

Außerdem sind diese Linien nicht fest und dauernd, wie es die Furchen auf dem Monde sind, und wie es tiefe Spalten notwendig sein müßten. Ihr Aussehen wechselt mit den Jahreszeiten beträchtlich, und sie scheinen sich von Zeit zu Zeit zu halbieren.

Einige Astronomen denken an breite, ungeheure Ströme, ähnlich dem Nil, der Donau, dem Mississippi, dem St. Lorenz-Strom. Aber Ströme beginnen als Flüsse, als Bäche, als Quellen, mitten im Lande und entstehen dadurch, daß das Regenwasser sich in den tiefsten Stellen der Thäler sammelt und von dort den Weg bergab nimmt, bis es, durch Zuflüsse immer mehr wachsend, in das Meer hineinfließt, während auf dem Mars die dunklen Linien ohne Ausnahme sich von einem Meere zum andern ziehen und in ihrer ganzen Länge dieselbe Breite haben.

Man kann somit diese wunderbare Erscheinung betrachten, wie man will, eine endgiltige Erklärung ist noch nicht gefunden. Aber die neuen Beobachtungen, welche im Frühling 1888 gemacht worden sind, haben uns mit unseren Nachbarplaneten noch nach einer anderen Seite hin etwas näher bekannt gemacht. Es haben sich nämlich ganz zweifellose Verwandlungen gezeigt, welche nur das Ergebnis von wirklichen Überschwemmungen sein können.

Vierter Abschnitt.

Die auf dem Mars beobachteten Überschwemmungen.

Es giebt auf der Oberfläche des Mars eine den Astronomen sehr gut bekannte Gegend, welche gerade auf dem Äquator liegt und sich oft in breiter Front dem Auge der irdischen Beobachter darbietet: sie heißt die Halbinsel „Hind" oder „Libyen". Dieses Landgebiet wird im Westen von einem Binnenmeer, namens „Sanduhrmeer" oder „Große Syrte", im Süden von dem „Flammarion-Meer", im Osten und Norden von großen Kanälen und im Nordwesten von dem kleinen kreisförmigen „Mörissee" umschlossen. Dieses prächtige Land, welches in einer der bestbegünstigten Gegenden der Planetenoberfläche gelegen ist, war während der Monate April und Mai d. J. völlig von Wasser überflutet.

Wenn ein Leser derartige astronomische Nachrichten, wie die vorstehende, vor Augen bekommt, so wird gewiß sein erster Gedanke der Zweifel sein, ob die Beobachter das, was sie ankündigen, auch wirklich gesehen haben, und mit solchen Zweifeln werden derartige Berichte auch thatsächlich aufgenommen. Wenn dann aber die Beobachter in Hinsicht auf ihre persönliche Zuverlässigkeit auf die Sorgfalt, mit welcher sie ihre Studien zu betreiben, und auf die Sicherheit, mit welcher sie zu arbeiten pflegen, hinreichend bekannt sind und wenn die Untersuchungen von verschiedenen Personen unter abweichenden äußeren Umständen, mit verschiedenen Instrumenten wiederholt sind, so schwinden die Zweifel mit der Häufung

der übereinstimmenden Nachrichten, und endlich kommt es so weit, daß man die Ergebnisse der Beobachtungen anerkennen muß, auch wenn sie unerwartet, wunderbar oder unbegreiflich sind.

Gerade so ist es auch hier. Die erwähnte Überschwemmung ist auf der Nizzaer Sternwarte von Perrotin und an mehreren anderen Stellen beobachtet worden. „Libyen“ hat die charakteristische, helle, weizengelbe Farbe der Marsländer verloren, ist dunkel geworden und hat sich mit der Farbe der Seen, Kanäle und Meere bedeckt. Ist dies durch übermäßige Regenfälle oder das Schmelzen des Schnees verursacht? Das ist schwer zu sagen, wiewohl im allgemeinen während des letzten Winters und des darauf folgenden Frühlings auf der Nordhalbkugel des Mars recht schlechtes Wetter geherrscht hat und der Himmel daselbst lange Zeit völlig bedeckt gewesen ist, so daß wir von der Erde aus die ganze Zeichnung der Marsoberfläche nicht erkennen konnten. Darauf ist am 16. Februar bei unseren Nachbarn der Sommer eingetreten, und mit dem Anfang des Sommers scheint auch die Überschwemmung begonnen zu haben.

Gleichzeitig, als diese Überschwemmung eintrat, entstand ein neuer Kanal, parallel dem Äquator und etwas nördlich von demselben.

Es ist nicht das erste Mal, daß derartige Verwandlungen auf der Oberfläche des Mars beobachtet worden sind. Diejenigen unserer Leser, welche sich mit dem Werke „Les Terres du Ciel“ bekannt gemacht haben, wissen auch, daß sie nicht einmal sehr selten sind, und in den letzten Jahren sind derartige Beobachtungen häufig in meiner Monatsschrift für populäre Astronomie mitgeteilt worden. Aber durch diese häufige Wiederkehr der Erscheinungen wird die Frage nach deren Ursache nicht gelöst, sondern nur noch mehr verwickelt.

Es scheint, daß die Wassermassen sich dort leicht von der Stelle bewegen. Anderswo sieht man auf diesem Planeten nicht selten weite, schneebedeckte Felder, welche zu bestimmten Zeiten vollständig verschwinden. So ist u. a. auf dem von mir im Jahre 1877 veröffentlichten Planigloben des Mars ungefähr auf dem 310 Längengrade und dem 35 Grade südlicher Breite in dem Kepler-Ozean eine „Schneeinsel“ verzeichnet, deren Hochebenen sich wahrscheinlich zu bestimmten Zeiten mit Schnee füllen. Auch der englische Astronom Dawes und mehrere andere Beobachter haben auf ihren Zeichnungen diese Insel vermerkt. Trotzdem habe ich auf späteren Karten die Insel fortlassen müssen, da sie völlig verschwunden war und Zweifel sich erheben konnten, ob sie überhaupt vorhanden gewesen sei. Später aber ist sie mit Sicherheit wieder beobachtet worden.

Die Umwandlung des auf der Marsoberfläche befindlichen Wassers in Dampf, Regen, Schnee, Eis scheint dort in derselben Weise zu geschehen wie auf der Erde, nur daß dieser Vorgang dort eine größere Rolle spielt als hier. Die Meere haben verhältnismäßig wenig Wasser, und der Wasserstand erleidet verhältnismäßig große Schwankungen, die Ufer sind flach, und in einzelnen Gegenden sind die Länder eben und nicht höher gelegen als der Meeresspiegel.

Diese wunderbaren Veränderungen, welche vor wenig Jahren als zweifelhaft oder höchstens als wahrscheinlich galten, sind heute wissenschaftlich gesicherte That-

sachen. Freilich ist die allgemeine Belegenheit der Meere unverändert, denn die vor mehr als 200 Jahren aufgenommenen Zeichnungen stimmen mit den heutigen überein und lassen die großen Figuren und Bilder auf der Oberfläche des Planeten deutlich wiedererkennen; trotzdem aber ist die Ausdehnung der Marsmeere im einzelnen erheblich verändert worden. Zuweilen überfluten sie ungeheure benachbarte Landstrecken, zuweilen ziehen sie sich zurück, und der bisherige Meeresboden wird bloßgelegt. Man denke sich einen Beobachter, welcher aus einem Luftballon die Küste bei Mont-Saint-Michel bei Trouville oder an einer andern Stelle betrachtet, wo der Boden fast wagerecht verläuft und das Meer bei der Ebbe sich mehrere Kilometer von dem Lande zurückzieht. Wenn demselben die Ursachen der Gezeiten unbekannt wären, würde er vergeblich nach dem Grunde dieser eigentümlichen Verwandlungen forschen.

Woher kommen also diese plötzlichen, in fast regelmäßigen Zeiträumen wiederkehrenden Veränderungen, welche wir an der Oberfläche des Mars beobachtet haben?

Der Gedanke an Überschwemmungen scheint der einfachste und natürlichste zu sein; denn einerseits belehrt uns die Spektralanalyse, daß sich in der Atmosphäre des Mars Wasserdämpfe befinden, und durch teleskopische Beobachtungen ist das Vorhandensein von Schnee und Wolken, zweier anderen Formen des Wassers, festgestellt. Andererseits stellen die grauen Flecken, welchen man den Namen „Meer" aus Gründen der Analogie gegeben hat, gerade die tiefsten Stellen und somit die natürlichen Sammelbecken des Wassers dar, und die Sümpfe und die überschwemmten Landgebiete sehen durch ihre Lage und ihre Färbung gerade so aus, wie eine auf dem Mars von Wasser mehr oder weniger hoch bedeckte Landstrecke in unseren Augen erscheinen kann.

Immerhin aber würde es vorschnell sein, zu behaupten, daß die Vorgänge auf dem Mars mit den auf der Erde beobachteten ganz gleichartig sein müssen. Denn möglicherweise giebt es auf dem Mars ein von dem unseren verschiedenes Wasser, Flüssigkeiten, welche leichter gefrieren und verdampfen als bei uns; und ganz gewiß ist der Luftdruck, von welchem so sehr viel für den Charakter der Lufterscheinungen abhängt, dort ganz anders als hier. Auch bestehen in bezug auf Dichtigkeit, Temperatur, Sättigung und spezifisches Gewicht auf dem Mars Verhältnisse, welche von denen der Erde bedeutend abweichen. Vielleicht auch ist die Atmosphäre chemisch und physikalisch derjenigen, welche wir atmen, unähnlich. Jedenfalls sind die Vorgänge dort recht sonderbar.

Die Länder, welche bald blos liegen, bald von Wasser bedeckt sind, die Meere mit den verschiebbaren Ufern, bald breit oder dunkel, bald klein oder hell, die Kanäle, welche erscheinen und verschwinden, heute einfach, morgen doppelt, die Gewässer, welche ganz nach Belieben zu wachsen und abzunehmen scheinen, alle diese wunderbaren Verwandlungen scheinen auf Naturkräfte hinzudeuten, welche auf der Erde nicht vorhanden oder nicht bekannt sind.

Zwei kleine Mondchen fliegen mit märchenhafter Geschwindigkeit durch den Himmel der Marsbewohner. Der erste vollendet, wie schon erwähnt, seinen

Umlauf in 7 Stunden 39 Minuten 15 Sekunden, und der zweite in 30 Stunden 17 Minuten 54 Sekunden, während der Planet selbst sich in 24 Stunden 37 Minuten und 39 Sekunden um seine Achse dreht. Diese Monde müssen schnelle und veränderliche Gezeiten hervorrufen, um so mehr, als das spezifische Gewicht auf der Marsoberfläche sehr gering ist (ein kg Wasser wiegt dort erwähnterweise nur 370 gr). Aber diese kleinen Trabanten haben trotz ihrer großen Nähe selbst nur eine geringe Anziehungskraft, und man kann ihnen die beobachteten Veränderungen nicht wohl zuschreiben, wenn man sie nicht mit einer besonderen, neben der Anziehungskraft bestehenden Kraft, vielleicht der magnetischen oder einer neuen, noch unentdeckten, ausgestattet denkt.

Wir sind von Natur geneigt, die Erscheinungen außerhalb der Erde auf ähnliche Ursachen zurückzuführen, wie wir sie für die Vorgänge auf der Erde kennen. So können die Verwandlungen der „Schneeinsel", welche bisweilen in leuchtendem Weiß erglänzt und zuweilen trotz der sorgfältigsten Suche verborgen bleibt, auf das Vorkommen von Schneefällen zurückgeführt werden, welche denen auf der Erde entsprechen. Und wenn die Seen und Meere über die Ufer treten, so giebt es auch dafür ähnliche Erscheinungen auf der Erde. Daß es sich um Überschwemmungen handelt, können wir ruhig annehmen, da die Schneefelder und die Wolken bezeugen, daß die „Meere" auf dem Mars wirkliche Meere sind und nicht etwa wasserlose Flächen, wie die früher sogenannten „Meere" auf dem Monde. Aber für die Kanäle auf dem Mars besteht keine derartige Erklärung. Wenn schon allein die Thatsache ihres Bestehens uns ein schwer zu lösendes Rätsel aufgiebt, so ist dies noch mehr der Fall mit der fast unglaublich klingenden Thatsache, daß diese Kanäle sich zu gewissen Zeiten gepaart oder verdoppelt zeigen, daß ein zweiter Kanal sich so streng parallel neben den ursprünglichen legt, daß es aussieht, als wenn man den einen durch ein Prisma betrachtete; besonders da es unmöglich ist, die regelmäßig wiederkehrenden Nebenkanäle auf eine Augentäuschung zurückzuführen, sondern der eine so gut auf dem Planeten selbst vorhanden ist wie der andere.

Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß der Mars für uns eine ganz fremde Welt ist, trotz der vielen Beziehungen, in welchen er eine so interessante Ähnlichkeit mit unserer Erdkugel darbietet. Das Marsjahr dauert 668 Erdentage; die Jahreszeiten weichen ebenso stark von einander ab wie bei uns, aber ihre Dauer ist die doppelte der unseren. Die Witterungserscheinungen sind den unseren sehr ähnlich, so ist die nördliche Halbkugel des Mars, wie schon erwähnt, am 16. Februar d. J. in den Sommer eingetreten. Dem entsprechend haben wir gesehen, wie unter der Sonnenwärme die Schneemassen um den Nordpol von Woche zu Woche, man möchte fast sagen von Tag zu Tag, zusammenschmelzen. Im Mai müssen sie ihren geringsten Umfang eingenommen haben. Immerhin ist aber auch dann noch eine erhebliche Menge Schnee nachgeblieben. Unter anderen habe ich am 20., 21., 26. und 27. Mai die Umrisse der Schneefelder abgezeichnet und berechnet, daß sie einen Durchmesser von mehr als 300 km hatten.

Jetzt aber eine neue Überraschung. Diese Eishaube um den Nordpol zeigte sich von einem Kanal durchschnitten, welcher eine Verbindung zwischen den beiden Nordpolarmeeren herstellte. Es sah aus, um einen Ausdruck zu wiederholen, welcher neulich in der Akademie der Wissenschaften gebraucht ist, als wenn die Leute einen Kanal zur Verbindung der beiden genannten Meere gegraben hätten. Dieser neue Kanal erscheint einem kleinen schneebedeckten Nordlandsinselchen benachbart . . . Ob die Marsbewohner eine so viel bessere Kenntnis von ihren Polen haben als wir?

Fünfter Abschnitt.
Schluß.

Derartige astronomische Entdeckungen, welche übrigens noch lange nicht abgeschlossen sind, werden gewiß eine Menge von alten Anschauungen bei uns umstoßen. Die Schule, welche bisher eine Thätigkeit der Naturkräfte nur auf dem von uns bewohnten Planeten annahm und in den übrigen Himmelskörpern nur tote, in dem weiten Raum irrende Massen erblickte, findet hier Thatsachen, durch welche sie widerlegt wird, aus denen sie sich belehren und vielleicht bekehren lassen kann. Unser Nachbarplanet giebt zur Zeit der teleskopischen Forschung eines der fesselndsten und interessantesten Rätsel auf.

Vor kurzem habe ich den Mars an einem prachtvollen Sommernachmittage gegen 5 Uhr beobachtet. Die Sonne strahlte grell, es war sehr warm, die Luft war so ruhig und still, daß der Himmel in einem tiefen, durchsichtigen Blau erschien. Trotz des hellen Tageslichtes waren auf dem Mars die runden Ufer des „Sanduhrmeers“, welches in seiner Umgrenzung mit dem Golf von Nizza, und zwar mit der Strecke von Cannes bis Antibes große Ähnlichkeit zeigt, deutlich zu unterscheiden, und der Planet war in seiner Bahn um die Sonne schon weit genug fortgeschritten, um eine ausgesprochene Phase zu zeigen. Gegen 8 Uhr verließ ich die Beobachtungskuppel, um etwas frische Luft zu schöpfen und den prachtvollen Sonnenuntergang zu bewundern.

Die Vögel, welche während der Tageshitze verstummt waren, hatten schon wieder begonnen zu singen. In den Nestern zwitscherte die junge Brut, die Bienen und andere kleine Insekten summten in der Luft, fern im Gehölze wiederholte der Kuckuck einmal über das andere seinen eintönigen Schrei, während in den nahen Gebüschen die Nachtigallen mit unermüdlicher Stimme ihre wundervollen Lieder schmetterten. Dann ging am westlichen Horizont allmählich und fast unmerklich das tiefe Himmelblau über in feuriges Rot. Lichte, weiße Dunststreifen bezeichneten den Lauf der Seine, welche sich in der Ferne wie ein silberner Streifen durch die Gefilde entlang zog, eine unendliche Ruhe lag über der ganzen Natur, und von dem Kirchturme des nahen Dorfes drangen die melodischen Klänge des Angelusläutens vernehmlich herüber. Die Natur schien wie eingeschlafen am Schlusse des schönen Tages, die Sonne hatte unseren Gesichtskreis verlassen, um anderen Völkern zu leuchten.

Dann nahm ich meine Marsbeobachtungen wieder auf, und sah, wie der Planet in einigen Stunden mit seiner Achsendrehung beträchtlich vorgeschritten war.

Das „Sanduhrmeer“, dessen Umrisse ich gezeichnet hatte, war dem Westrande nahe gedrückt, und „Galileiland“ begann sich im Osten zu zeigen. Auf dem Mars war sehr schönes Wetter. Über den Ländern und Gewässern auf dem 60. Meridian ging die Sonne auf; sie erglänzten in hellem Lichte. Allerlei Gedanken drängten sich mir auf: wie wir hier in der Abenddämmerung lagen, so brach dort der Morgen herein; die unbekannten Wesen, welche Millionen von Meilen von uns dieselbe Rolle spielen wie wir auf der Erde, erheben sich gewiß jetzt aus dem Schlafe, um an ihr Tagewerk zu gehen; sie betreiben ihre Geschäfte und Angelegenheiten, mögen sie nun bedeutend oder nichtig, wichtig oder gleichgiltig sein, und so zweifellos sie uns geistig überlegen sind, so ahnen sie doch wohl nicht, daß sie hier Brüder und Genossen haben, welche sich mit ihnen beschäftigen, Kenntnisse über sie zu erwerben suchen und alles, was in ihrem Lande vorgeht, mit dem Fernglase beobachten.

Aber wer kann es wissen! Vielleicht betrachteten die Marsbewohner, deren Leben sich unter so eigenartigen, uns fremden Bedingungen abspielt, die Erdenbewohner mit neidischem Auge und sehnen sich danach, auf einem Planeten zu wohnen, auf welchem alles so gleichmäßig zugeht wie bei uns, wo die Veränderungen des Bodens niemals einen solchen Umfang annehmen wie dort. Indessen wenn sie Teleskope von ausreichender Stärke oder andere Hilfsmittel zur Beobachtung haben, vermöge deren sie die einzelnen Vorgänge auf der Erde unterscheiden können, so können sie sehen, daß auch unsere Erde nicht so vollkommen ist, wie es aus der Ferne erscheinen mag, vielleicht haben sie auch im Mai die Mississippiüberschwemmungen beobachtet, durch welche nicht weniger als 300000 ha Land mit Wasser bedeckt worden sind.

Aber sind diese Überschwemmungen, diese Kanalverdoppelungen überhaupt ein Ergebnis der vom menschlichen Willen unabhängigen Naturkräfte? Beim Anblick dieses geometrisch so durchaus regelmäßigen Kanalnetzes erscheint die Ansicht, daß diese in mehr oder weniger bestimmten Zeiträumen wiederkehrenden Veränderungen aus absichtlichen Bewässerungsanlagen der Einwohner entstehen, an sich nicht durchaus unmöglich, und es könnte diese Behauptung vielleicht von einem kühnen Anwalt aufgestellt werden.

Durch die Beobachtung der Marsbewegungen ist im 17. Jahrhundert Kepler zur Entdeckung der Gesetze gekommen, nach welchen sich die Bewegungen des Weltkörpers richten. Vielleicht ist dem Mars vergönnt, uns für den schönen Satz von der Mehrheit der bewohnten Welten den ersten sicheren Beweis zu erbringen.

Fritz Reuter und Anmariek Schult.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

Keine romantische Liebesgeschichte erwarte der Leser. Anmariek Schult ist nicht etwa des Dichters blaue Blume — er hat sie nur einmal im Leben gesehen, selten an sie geschrieben —; und dennoch bestand jahrelang zwischen beiden ein schönes und enges Verhältnis, ein litterarisches, das durch eine Mittelsperson auch ein hohes persönliches Interesse gewann und einen regen Briefwechsel zeitigte. Dieser Vermittler hieß Wuthenow und war Reuters Leidensgefährte auf der Festung Silberberg; durch dessen Frau kam er mit dem ehemaligen Kasemattensocius und derweilen in der Heimat bekannt gewordenen Schriftsteller wieder zusammen, dessen Frau Alwine, deren Geist umnachtet war, aber in lichten qualfreien Augenblicken die herrlichsten plattdeutschen Lieder schuf.

Ferdinand Wuthenow aus Brandenburg, geb. den 6. März 1812, Sohn eines Postsekretärs, verließ Ostern 1831 das Erfurter Gymnasium und bezog zum Studium der Jurisprudenz Halle, später Berlin. Am 14. Mai 1834 wurde er nach bestandener Prüfung vor dem Oberlandesgericht zu Naumburg als Auskultator bestellt. Indessen schon am letzten Juni brachten ihn Gerichtsboten nach der Berliner Hausvoigtei in Haft und Untersuchung wegen Teilnahme an der Hallenser Burschenschaft; am 4. Juni 1835 schleppte man ihn nach Silberberg in Mittelschlesien.

Dort ward ihm wie den übrigen Gefangenen, unter ihnen Fritz Reuter, am 28. Januar 1837 das schaudererregende Urteil der Hinrichtung vorgelesen, doch zugleich die königliche Begnadigung zu dreißigjährigem Festungsarrest.

Wie bei Reuter, wie bei den anderen wegen politischer Umtriebe ergriffenen „Individuen", strengten auch Wuthenows trostlose Eltern alles an, Verkürzung der Strafzeit zu erwirken. Unterm 11. April 1837 schrieb der edle Bischof Roß in Berlin an den jammernden Vater: „Den König hat der konstatierte Konat des Hochverrats der zum Tode Verurteilten sehr indigniert und schmerzlich ergriffen. Es fehlt nicht an Versuchen, diese Indignation zu steigern und zu unterhalten, aber es giebt auch gottlob dem Throne nahestehende Männer, welche die Sache von einer milderen Seite betrachten, und das Mitleid gegen die durch einen falschen Zeitgeist verführten Jünglinge, die zwar dummes Zeug genug geschwätzt und geschrieben, aber eine hochverräterische H a n d l u n g n i c h t b e g a n g e n haben, anzuregen. Und da niemand milder, gnädiger, zum Verzeihen geneigter ist, als unser König, so habe ich die Hoffnung, daß, wenn von Zeit zu Zeit günstige Berichte über das Betragen der Gefangenen eingehen werden, die königliche Gnade sich an denselben verherrlichen wird. Dieses Sternchen, das am nächtlichen Himmel erschienen ist, wird täglich sichtbarer und klarer. Gott gebe, daß es nicht wieder verschwindet!"

Im April 1838 erließ Friedrich Wilhelm der Gerechte eine Verfügung, wonach den unglücklichen jungen Leuten nur zehnjährige Haft zu teil werden sollte. Wuthenow wagte gleichwohl im September 1839 einen Fluchtversuch:[1]) er mißlang. Jetzt flehte der verzweifelnde Vater nochmals die Gnade Sr. Majestät an. Da starb der Monarch. Durch gewährte Amnestie kam auch Wuthenow frei: er hatte fünf Jahre und zwei Monate in Silberberg vertrauert. — Dem Wiedereintritt in den Justizdienst stand nichts im Wege. Zuerst Auskultator am Stadtgericht zu Kyritz in der Priegnitz, wo sein Vater Postmeister, nach absolvierter zweiter Prüfung als Referendar beim Hofgericht in Greifswald beschäftigt seit Mai 1842, im Dezember desselben Jahres zum stellvertretenden Bürgermeister in dem neuvorpommerschen Städtlein Gützkow erwählt, Juni 1849 beim Kreisgericht zu Greifswald als Mitglied (Assessor) ernannt, ein Jahr darauf Kreisrichter, 1855 Kreisgerichtsrat und als solcher am 5. Juni 1882 gestorben, — das ist kurz des „Hochverräters" Lebenslauf.

In Gützkow hatte der junge Bürgermeisterei-Verwalter Fräulein Alwine Balthasar, die Tochter des dortigen Superintendenten, kennen gelernt und ihr Herz und Hand angetragen. Dieselbe wurde am 16. September 1820 auf dem Kirchdorfe Neunkirchen bei Greifswald geboren, wo damals ihr Vater als Pastor fungierte; sie verlor, sieben Jahre alt, ihre rechte Mutter Johanna, geborene Otto, die Tochter von Dichter Kosegartens Jugendliebe, und erhielt in Friederike, verwitweten von Lepel, geborenen von Bohm, eine zärtliche Stiefmutter. Ihre Jugend war eine frohe, bis im neunzehnten Lebensalter eine gefährliche Krankheit eintrat. Nach der scheinbar völligen Genesung verheiratete sich das liebenswürdige, durch frommes Gemüt und lebhafte Phantasie ausgezeichnete Mädchen mit Ferdinand Wuthenow. Die mit fünf Kindern gesegnete Ehe wäre eine durchaus glückliche gewesen, hätte die junge Frau nicht stets an Kopfweh gelitten, welches bald ihr Gehirn angriff. Weil die Geistesstörung immer mit körperlichem Schmerze verbunden war, so wollte der bekümmerte Gatte die Hoffnung auf Herstellung nicht aufgeben: „Würde Alwine geheilt, so wäre ich glücklich," schrieb er einmal seinem Schwiegervater. Unter beständiger Aufsicht, bei der geregeltsten Behandlung ließ sich nach dem Ausspruch der Ärzte ein gutes Resultat erzielen. So ging die Kranke 1849 auf dreizehn Monate nach Sachsenberg; 1853 brachte ihr Mann sie nach dem St. Katharinenstift zu Rostock, wo sie neun Jahre lang verweilte, von da nach Winnenthal bei Stuttgart zum Medizinalrat von Zeller, bei welchem sie zwar auch nicht gesundete, aber doch mannigfache geistige An-

[1]) Wie Herr Justizminister Dr. von Friedberg mir erzählte, habe er, in den fünfziger Jahren Oberstaatsanwalt in Greifswald, den ihm persönlich bekannten Kreisgerichtsrat Wuthenow einmal nach den Beweggründen des von ihm gemachten Fluchtversuches befragt und die Antwort bekommen: „Ja, Herr Oberstaatsanwalt, wenn man zum Tode verurteilt worden ist und dann zu lebenslänglicher Festungshaft, so hat man nichts mehr zu verlieren." — — Auch unserm Reuter schoß einmal der Gedanke an einen Fluchtversuch durch den Kopf. — „Awer ik hadd minen ollen Vader fast verspraken, nich an Flucht tau denken . . . Weck von uns fünd glücklich dörchkamen: von Massow ut Kolbarg, Bönninger ut Sülwerbarg . . ." (Ut mine Festungstid, Werke IV, B. 241—243.)

regung genoß im Kreise hochbegabter Menschen. Von 1867 bis 1868 kehrte sie versuchsweise nachhause zurück; aber nachdem das Jahr vergangen war, fuhr Wuthenow wieder mit ihr ins St. Katharinenstift, wo sie, seltener in Sinnestäuschungen befangen, zur Freude der Ihrigen der Besserung sichtlich entgegenschritt, so daß sie 1874 die Anstalt verlassen konnte. Seitdem lebt sie in stiller Zurückgezogenheit im eigenen Heim zu Greifswald, nach dem Tode ihres Gatten von ihrer aufopfernden Tochter Hermine gehegt und gepflegt.

Sobald sich ihr Geist freier fühlte, verfaßte Alwine Wuthenow Gedichte, welche durchweg entzückend sind und zu den Perlen der plattdeutschen Poesie gehören.

Als Fritz Reuter sich Anno 1850 in der kleinen vorpommerschen Landstadt Treptow an der Tollense niederließ, sollte er ganz unerwartet wieder mit seinem Leidensgenossen Wuthenow in Berührung kommen. Dort erzählte er nämlich eines Tages in einer Gesellschaft von seiner Festungszeit[1]), halb hoch-, halb plattdeutsch; alle Herren und Damen waren tief bewegt durch die ernste Schilderung und mußten zugleich über einzelne, mit köstlichem Humor vorgetragene Situationen herzlich lachen. Nach Beendigung der Erzählung schüttelte ihm Frau Doktor Mathilde A... dankbar die Hand. „Herr Reuter", sprach sie, „mich haben Ihre Worte wohl am tiefsten berührt, denn auch einer meiner Verwandten, mein Vetter, war das Opfer jener Demagogenriecherei; er saß mehr denn fünf Jahre auf dem Silberberg." — „„Silberberg!"" rief Reuter aus, „„dort hab' ich gleichfalls 'ne bitterböse Zeit verbracht;[2]) ich muß Ihren Herrn Vetter kennen, wie heißt er?"" — „Ferdinand Wuthenow." — „„Was? Wuthenow! oh, de oll leiw Fründ un Brauder! Lewt hei noch?"" — „Ja, als Kreisrichter in Greifswald." — „„Ne, Kinnings!"" wandte sich Reuter jetzt an die Versammlung, „„süh, von Wuthenow weit ick 'ne Geschicht' tau vertellen. Dat was Anno 1839, en Schandor bröcht mi nah Däms. Ick stah unnerwegs in en preußsch Posthus' un beseih mi de Biller an de Wand, dunn hür ick achter mi still wat vör sick

---

[1]) Schon aus dem Jahre 1844 berichtet Hoffmann von Fallersleben (Mein Leben, Band IV.), der von den mecklenburgischen Gütern Holdorf und Gerdshagen am 20. April nach Scharpzow fuhr: „Den zweiten Abend fand sich Fritz Reuter ein. Er erzählte uns stundenlang von seinem siebenjährigen Gefängnisleben so lebendig, so humoristisch, daß wir uns gar nicht satt hören konnten. Ich bat ihn mehrmals dringend, alles aufzuzeichnen und gerade so, wie er es eben erzählt hatte. Ich versprach mir den größten Erfolg davon."

[2]) „Ut mine Festungstid" beginnt gleich mit Glogau. Vom Silberberg thut Reuter nur gelegentlich Erwähnung: „Ick was nich gruglich; ick hadd up de Festung, von wo ick kamen was, Johre lang in 'ne düst're Kasematt seten" . . . (Kap. 4). Ferner nach wiedererlangter Freiheit bei Begegnung mit der Herrenhuterin aus Gnadenfrei in Schlesien, die er in Silberberg gesehen zu haben glaubt. Graf Schimmelmann fragt erstaunt: „„Nach S.? Aber, verzeihen Sie, wie kommen Sie nach S.? Ein mecklenburgischer Landmann nach S.?"" un dorbi kek hei mine Stulpstäweln an. — Ick vertellte em denn in'n Korten de Ümstänn." (Kap. 5). Endlich Kap. 25: „In S., wo ick tauirst satt . . ." und ebenda die ergreifende Szene im Wuthenow'schen Elternhause. — — In „Schurr-Murr" beruft sich Bräsig arglos auf seinen besten Freund: „Er fängt seine Geschichten immer an: Als ich noch auf der Hausvoigtei saß, oder: als ich noch auf dem Sülwerberg studierte."

hen weinen, un as ick mi ümdreih, seih ick dor 'ne Fru up en Staul sitten, de hett de beiden Hänn' vör't Gesicht deckt, un de Thranen lopen ehr mang de Fingern dörch. — Leiwer Gott! un ick denk an en plötzliches Unglück, wat äwer de Fru kamen is. — „Was ist Ihnen?“ frag ick. — „„Ach,““ röppt sei, „„ich habe auch einen Sohn dabei!““ un dormit steiht sei up un leggt mi de Hand up de Schuller un kickt mi so trostlostrurig mit ehre natten Ogen an, dat mi dat dörch Mark un Bein gung, un sei mi vörkamm, as wir sei min eigen Mutter, de all lang' den letzten Slap slep. — „Wer?“ frog ick. „Wer ist Ihr Sohn?“ — „„Wuthenow, er sitzt in Silberberg,““ säd sei still un müggte woll denken, ick kennte em nich. — Aewer ick kennte em recht sihr gaud, un 'ne ordentliche Freudigkeit kamm äwer mi, dat ick hir recht wat Gauds seggen un vertellen kunn, denn hei was gesund blewen an Liw un Geist, un't wohrt nich lang', dunn satt sin Vader bi uns un sin Swester, en leiwlich Kind von säbenteihn Johren, un ick müßte vertellen von den Söhn un den Brander, un ümmer wedder vertellen, bet de Schandor kamm un säd, un wir't de allerhöchste Tid.““ — —

Das war ein Sonnenstrahl gewesen, den Reuter damals in die betrübten Herzen der alten Wuthenows sandte. Wie oft hatten sie in Bittgesuchen an die Gnade des Monarchen appelliert! „Dem Gram, der Verzweiflung und einem frühen Grabe fallen wir anheim,“ — heißt es in einer der erschütternden Eingaben — „ich als jammernder, dem tiefsten Seelenschmerze und Herzenskummer fast erliegender Vater des sonst so guten, teuren, hoffnungsvollen Sohnes, als Gatte seiner achtungswürdigsten Mutter.“ — Ein Fürsprecher fügte hinzu: „Die Eltern verdienen Mitleid in höchstem Grade; ihre Hoffnungen sind nicht nur zertrümmert, ihr Erdenglück ist vernichtet.“ Ja, mit den bedauernswerten Jünglingen verloren zugleich die unschuldigen Familien ihr ganzes Lebensglück. Reuter behauptet nicht zu viel, wenn er in „Ut mine Festungstid“ sagt, daß die Herren von der Kommission und dem Kammergericht „mit uns' Dodesurthel nich blot uns allein, ne, dat sei mit dat Bil, wat sei uns slepen hadden, ok Öllern, Verwandten un Fründschaft drapen hadden“, und ein andermal, daß der Prozeß ein grausames Puppenspiel war, „nich so sihr grausam gegen uns, as gegen uns' ollen Öllern, un vel Minschenglück is dormit tau Grunn' richt't.“ Er sah das bei Wuthenows, und es schnitt ihm ins Herz. „Ach, du leiwer Gott!“ seufzte er, „so hadd't in min Vaderhus ok woll utseihn, möglich noch slimmer.“

Ungefähr ein Jahr nach diesem Erlebnis im Kyritzer Posthause waren Wuthenow und Reuter frei gekommen. Beide hörten lange nichts von einander. Jetzt, in Treptow, feierten die ehemaligen Festungsbrüder ein wehmütig-frohes Wiedersehen; auch in dem nahe gelegenen Kirchdorfe Tetzleben beim Pastor Piper, einem Freunde Reuters und Verwandten Wuthenows, trafen sie sich im Sommer.

Ostern 1855 wurde das „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ begründet, redigiert von Fritz Reuter, Verlag von C. Lignau und Druck von B. Ahrendt in Neubrandenburg (zu Treptow existierte damals keine Buchdruckerei). Diese Zeitschrift, welche unser Dichter gerade ein Jahr lang

herausgab, ist für dessen schriftstellerischen Entwickelungsgang von größtem Werte; hier finden sich die Skizzen zu „Meine Vaterstadt Stavenhagen", „Hannefiken", „Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit" (Festung Graudenz), „Memoiren eines alten Fliegenschimmels", ferner Anekdoten, die später überarbeitet worden sind, dann plattdeutsche lustige Geschichten, die zum zweiten Bande der „Läuschen un Riemels" den Grund legten, und endlich schon Bräsig mit seinen drastischen missingschen Briefen, zuerst in Nr. 8: „Lieber Herr Gönner! Also so aus! Wo kömmt dieser Hund in die Koppel . . . Bräsig, immerirter Inspekter, wohnhaft zu Haunerwiem bei Clas Hahnenurt den 7. Mai 1855."

Nachdem Reuter als Herausgeber die Veranlassung der Begründung seines Blattes, dessen Zweck, Inhalt und Tendenz sowie die äußeren Verhältnisse im Programm auseinandergesetzt, fährt er als Humorist fort: „So weit hätten wir denn nun dies alles überaus klug und weise eingerichtet, und während ich das Vorstehende noch einmal überlese, überschleicht mich das sehr wohlthuende Gefühl, die Schwierigkeiten eines Programms überwunden zu haben; ich brauche mich jetzt nur in den Sattel des Blattes zu schwingen und lustig in die Fluren der Belletristik hinein zu traben. Ein altes Sprichwort sagt aber: den Vogel, der des Morgens zeitig singt, frißt des Abends die Katze. Die schwarze Sorge sitzt schon hinter meinem Sattel und flüstert mir hämisch zu: „Alter Freund, will denn aber das Publikum unterhalten sein?" . . . Und die indirekte, verzweifelte Antwort auf diese impertinente Frage bleibt immer: „Ach, früher war's so schön leicht!" In jenen schönen Tagen, als ich den Hamburger Korrespondenten in Quarto von der Post holen mußte, als Professor Wehnert in Parchim sein sinniges Blatt redigierte und „Tanten Hersen" dasselbe las, als große Leitartikel über das Teterower Storchnest geschrieben wurden und die Friedländer durch das Vermauern der Schalllöcher für die Unterhaltung des Publikums sorgten, als Pastor Reinhold und Hans Göden schrieben, — damals war's so schön leicht. In jenen schönen Tagen, als die Neuigkeiten sich bei uns noch, wie im Morgenlande, von Mund zu Mund verbreiteten, als einem Fremden in dem Wirtshause mit seinem Mantel auch die Neuigkeiten ausgezogen wurden und jeder Probenreiter von meiner lieben Vaterstadt als eine Gabe Gottes betrachtet wurde, — damals hätte ich schreiben sollen! — Leider war ich aber noch Schreibens und Lesens unkundig. — Schöne alte Zeit! . . . Sie sitzt verlassen und vergessen, von ihren Erinnerungen zehrend, und nur zuweilen, bei besonderen Gelegenheiten, bei Geburtstagen z. B., kriecht sie glückwünschend aus der Ofenecke hervor und ruft mit ihrem Geschwätz alte Geschichten und verstorbene Personen in ein nebelhaftes Dasein. Heute ist nun Geburtstag, wenn auch nur der unseres Unterhaltungsblattes, heute steht sie leibhaftig vor mir und schwätzt und verheißt mir Glück für das Neugeborene. „Ach," sage ich, „Alte, wenn nur nicht der eigentliche Geburtstag des Kindes auf den ersten April fiele! Denn wollte ich wohl . . . Nun, gegen dich will ich mich wenigstens dankbar beweisen, ich will deine alten Geschichten erzählen." — So beginnt Reuter seine Skizzen aus der alten Zeit mit Schilderung seiner Vaterstadt Stavenhagen.

Das Unterhaltungsblatt fand sein Publikum hauptsächlich und naturgemäß in Mecklenburg und Pommern; es erschien in Folioformat, ein Bogen, wöchentlich einmal und zwar zum Sonntag. Reuter hatte sich an „bekannte Freunde und freundliche Unbekannte“ mit der Bitte um rege aktive Teilnahme gewandt; erwünscht waren ihm Novellen, Erzählungen, Gedichte, Schwänke (hoch oder platt), Anekdoten, Rätsel, auch lokale Berichte und Neuigkeiten.

Von einer Seite, von welcher er es gar nicht geahnt hatte, sollten ihm die besten poetischen Beiträge zugehen: Ferdinand Wuthenow sandte von seiner unglücklichen Frau verfaßte plattdeutsche Gedichte. Reuter, ganz überrascht, schrieb dem alten Freunde:

Lieber Bruder,

Eine notwendige Reise hat mich verhindert, dir sogleich meinen herzlichsten Dank für die überaus erwünschte Sendung von Gedichten abzustatten. Wie es möglich ist, daß deine arme, beklagenswerte Frau in ihrem Zustande gerade solche, durch Einfachheit der Empfindung und Korrektheit der Form ausgezeichnete Gedichte machen kann, ist mir ein Rätsel. Ich habe gestern Abend noch Gelegenheit gehabt, mit deiner Kousine A . . ., die hier bei mir zum Besuch war und dich freundlich grüßen läßt, über diesen Punkt meine Verwunderung auszusprechen. Du wirst schon in der nächsten Nummer eins der Gedichte abgedruckt finden und habe ich dafür gesorgt, daß an deine Frau das Blatt und zwar das ganze versandt wird. Lieb würde es mir sein, wenn dieser freundliche Anfang nicht das Ende wäre und du mir von Zeit zu Zeit noch etwas schicken könntest. Morgen bin ich zu einem Besuche von Piper eingeladen und würde gewiß von seiner Seite einen Gruß an dich zu bestellen haben, wenn ich statt heute erst übermorgen an dich schriebe. Er spricht oft von dir und mit großer Freundschaft. Also diesen Sommer würden wir uns sehen; das ist gut; du bist der einzigste, der aus der schlimmen Zeit mir noch ab und an vor Augen kommt.

Mit dem Gruße eines alten Freundes dein

Treptow den 9. Juni 1855. Fritz Reuter.

Nr. 12 des Unterhaltungsblattes vom 17. Juni bringt das erste, mit A. W. unterzeichnete Lied: [1])

Dubenmutter.

Dubenmutter sitt so still
Up ehr lüttes Nest,
Fast, as ob sei seggen will,
Dit's mien Allerbest!

As wenn unner ehre Flücht
Sei dat Leiwste hölt,
Wat sei nich vertuschen müggt
Mit de ganze Welt.

Dubenmutter, ward de Tied
Di denn gor nich lang?
Segg, wat di dorför geschüht
Un wat is dien Dank?

Kickst mi an so wunnerlich?
Ach, du denkst gewiß:
„Du, lütt Dümming, weitst man nich,
Wat 'ne Mutter is?

Un wenn du man weiten wullst,
Wat ik giern di lihr:
Unse Herrgott hett Geduld
Mit di noch vel mihr!“

[1]) Hier wie späterhin ist nicht die Orthographie des Reuter'schen Unterhaltungsblattes beibehalten, sondern der Abdruck des Textes nach der zweiten, von Reuter revidierten Buchausgabe veranstaltet.

Dazu im Briefkasten der Redaktion die Korrespondenz: Herrn Kr(eisrichter). W(uthenow). zu G(reifswald).: Meinen herzlichsten, vorläufigen Dank für deine liebe Zuschrift. Dein Wunsch wird sogleich in Erfüllung gehen.

Die beiden nächsten Nummern bieten von A. W. folgende Gedichte:

An Em.

Magst mi noch lieden,
Hest mi noch leiw?
Ach, legg dien Hart doch
Mit in den Breif!

Will mal upsluten,
Wat dorin steiht,
Ob noch dien Wiewing
Wahnen d'rin deiht.

Ob sei noch hett den
Leiwlichsten Platz,
Ob sei noch d'rin dien
Allerbest Schatz.

Wenn ik dat seihn hew,
Slut ik dat tau,
Keiner sall weiten,
Wat mi giwt Rauh.

Arwtenbesäuk.

Herr Kikriki, wo stolz hei sitt
Dor up dat Gorenheck,
Wo schüttelt hei de rode Kron,
Wat deit hei stur un keck!

As nieglich Küken steken just
De Arwten 'rut de Köpp,
Un laten in de Ier torügg
De lütten gelen Döpp.

Dat süht denn ok Herr Kikriki,
Un oh! dat freut em sihr,
Denn dat sei nich sien eigen sünd,
Dat kümmert em kein Spier.

Doch is hei just so giezig nich,
Dat hei't allein sik gümt,
Hei denkt an Kratzfaut, siene Fru,
De up den Hoff sik sünnt.

Drüm röpt hei: „Mutting, kumm geswinn!
Hier giwt 't wat, dat smeckt säut,
In't Hakelwark is woll en Lock,
Bruk man de flinken Fäut!

Doch bring ok jo dien Kinnings mit,
Dat kein taurügg mi bliwt!
Du weitst woll, dat dat alle Dag
Nich Zuckerarwten giwt.“

Un Kratzfaut röppt: „„Kluck, kluck, kluck, kluck!““
Dor piept dat dörch den Tun,
En swart, en witt, en gel, en gries,
En sprenklicht un en brun.

Un as sei all tohopen sünd,
Flüggt ok Papa herak
Un löppt nah sien Famili hen
In'n lütten Zuckeldraf. —

O Buersfru, o Buersfru!
Du gawst di so vel Mäuh,
Dat hest du doch gewiß nich dahn
Üm dit gottlose Veih.

Dor kümmt sei eben dörch de Dör,
Will halen Peitersilg,
Wo bläuschrig ward ehr dat Gesicht,
As kreg se schier dat Hilg![1])

„Ji Rackertüg, ji Röwervolk!
Jug is woll nicks tau schad!
Ja dorüm höll de schöne Saat
Ik woll so lang tau Rad?“

Un dormit weigt sei mit de Schört,
Dor burrt dat all vonein,
Herr Kikriki flog äwer'n Tun,
As hadd hei gor nicks seihn.

Doch sned sei em de Flüchten af
Un stoppt de Löcker tau,
Un wat von Arwten bleben was,
Dat hadd tau wassen Rauh.

Diese Erbsenbesucher, Hahn, Henne und Küchlein, sind unübertrefflich geschildert, und die entrüstete Bäuerin, welche das räuberische Hühnervolk mit ihrer Schürze verscheucht, vervollständigt das ländliche Genrebild. Ein Illustrator würde leicht eine hübsche Zeichnung dazu entwerfen können, während ein Kom-

[1]) Gesichtsrose.

ponist gewiß gern das sangbare Lied „An Em“ in Musik setzt. Wie zart und innig spricht sich darin die Liebe der entfernten, kranken Dichterin zu ihrem Manne aus, mit welch' einfachen, rührenden Worten! Ein Herr aus Travemünde fühlte sich davon so angezogen, daß er eine versifizierte Antwort „An Ehr“ einschickte, wie Reuter nachmals Wuthenow mitteilte. In Nr. 18 vom 22. Juli 1855 findet sich die redaktionelle Notiz: Herrn r—e— Travemünde: Das Gedicht scheint auf Sie Eindruck gemacht zu haben; leider verbieten mir ganz besondere Umstände, Ihre Antwort aufzunehmen. Wahrscheinlich werde ich Gelegenheit haben, Ihnen in dieser Badesaison persönlich den Grund davon anzugeben. — — Das dürfte geschehen sein, denn Reuter hielt sich während des Augustmonats im Seebade Boltenhagen auf; von dort aber nach Travemünde ist nur ein Katzensprung.

Inzwischen war Kreisrichter Wuthenow in Greifswald zum Kreisgerichtsrat daselbst befördert worden. „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, und wen er im Amt avanzieren läßt, den läßt er auch im Verstand avanzieren,“ kalkulierte Reuter; „ergo wird mein alter Freund in juristischen Dingen noch besser Bescheid wissen, als schon vordem, und ich will ihm doch auf den Zahn fühlen. Diese Sortimenter! lassen sich „Läuschen un Riemels“, „Julklapp“ und „Reis' nah Belligen“ à condition kommen, setzen Exemplare flott ab, doch — betahlen? hett sik wat! Geld brauch' ich und kann ich verlangen, för wat hört wat. Schickt mir da ein Stettiner statt dessen — was zu essen: Wurst und Spickaal; naturalia non sunt turpia. Doch der Greifswalder bleibt einfach schuldig und entsagt sich, wie ich höre; will mal an Wuthenow schreiben, der muß Rat schaffen, wozu hat hochpreußliche Regierung ihn zum Kreisgerichtsrat gemacht? Item:

Lieber Bruder,

Diesmal komme ich mit Weh und Ach, mit einem Schrei um Hilfe zu dir, wenigstens um Aufschluß und obligaten Rat.

Der Buchhändler H. . . in Greifswald soll gestorben sein und zwar, wie mir die Nachricht wird, in desolaten Umständen. Er schuldigt mir für „Läuschen un Riemels“ und „Julklapp“ 23 Thlr. 24 ½ Sgr., die er in einem mir augenblicklich nicht zur Hand liegenden Schreiben ausdrücklich anerkannt hat. Ferner habe ich an ihn abgesandt 25 Exemplare „Reis' nah Belligen“ 1.—4. Heft, für welche er mir nach Abzug seiner 25% Rabatt ebenfalls 25 Thlr. schuldigt, also erhalte ich von ihm in Summa 48 Thlr. 24 ½ Sgr. Ich weiß nun nicht, ob du Richter in loco oder für das Land bist, ob du speziell mit dieser Sache zu thun hast oder nicht, ob es gegen deine richterlichen Pflichten verstößt, wenn du dich meiner annimmst, da ich auch nicht den leisesten Verstand von dergleichen Angelegenheiten besitze. Solltest du also mir nicht selbst direkt zur Erlangung meiner Forderung behülflich sein können, so gieb mir guten Rat, teile mir mit, ob überhaupt dort noch etwas zu holen ist, und wenn, bei wem ich mich dort zu melden habe.

Kann ich vielleicht die unverkauften Exemplare von „Reis' nah Belligen", da ich dieselben bei ihm in Kommission gegeben habe, wieder zurückverlangen?

Ich schreibe diesen Brief von Bad Boltenhagen bei Wismar, wohin ich meine Frau, die kränklich ist, begleitet habe; halte mich hier noch acht Tage auf und werde dann in langsamen Tagereisen mich allmählich wieder nach Treptow hinverfügen, so daß ich in vierzehn Tagen dort eintreffen werde. Wenn du also die Güte haben willst, mir auf meine Anfrage und Bitte Antwort zukommen zu lassen, so adressiere deinen Brief nach vorliegenden Ortsbestimmungen.

Meinen freundlichen Gruß und mein herzliches Bedauern, daß ich dich nicht in den Hundstagen zu Tetzleben gesprochen habe, wo du nach einem früheren Briefe zu treffen gewesen bist. Lebe wohl! Dein

Bad Boltenhagen bei Wismar, den 27. August 1855. Fritz Reuter.

Nach bestem Wissen erteilte Wuthenow seinen Rat und schickte zugleich eine neue Folge von Gedichten seiner Gattin. Reuter antwortete darauf:

Lieber Bruder,

Habe freundlichen Dank für deinen freundlichen Rat und für deine sehr erwünschte Zusendung. Daß deine gute Frau die Blätter, und zwar alle, nicht erhalten hat, ist wahrlich nicht meine Schuld, sondern Schuld des Verlegers, der mich wiederholentlich versichert hat, die Angelegenheit sei besorgt; und da ich nicht am Druck- und Expeditionsorte wohne, so mußte ich mich auf sein Wort verlassen. Nun wird es sicher geschehen sein. Für dich, dem es gewiß auch Freude machen wird, die Poesien deiner armen Frau wie Perlen unter Kiesel verstreuet, zu lesen, sende ich ein vollständiges Exemplar des ersten Quartals, das zweite ist noch nicht vollständig geschlossen, also noch nicht geheftet.

Interessant mag es für dich sein, daß ein gewisser Sekretär Schliemann aus Travemünde, von der Lieblichkeit und Zartheit des Gedichtes „An Em" ergriffen, mir eine Antwort darauf „An Ehr" zugesandt hat, dem ich jedoch in Rücksicht des aufgeregten Zustandes deiner armen Alwine die Aufnahme verweigern zu müssen glaubte. Zugleich melde ich, daß alle Gedichte außerordentlich gefallen haben, und bemerke dabei, daß diese einfache Art zu denken und zu dichten, wie dieselbe für mich ein Rätsel ist, gewiß einen beruhigenden und wohlthuenden Einfluß auf die Gesundheit der Dichterin üben wird.

In Anbetracht der neuen Sendung erlaubst du mir gewiß eine Bemerkung, die sich nur auf die Ökonomie des Blattes bezieht: für ein wöchentlich einen Bogen stark erscheinendes Blatt sind einige Gedichte zu lang, sie würden zu viel Papier wegnehmen, und abbrechen lassen sich lyrische Gedichte schlecht, sie müssen im Zuge der Empfindung fortgelesen werden. Wenn du also im stande wärst, mir kleinere dieser liebenswürdigen Poesien zu verschaffen, so würdest du mich sehr verpflichten. Auf das Lustspiel bin ich sehr neugierig, zumal schon seit geraumer Zeit der Anfang eines solchen Versuches in meinem Pulte liegt. Gieb deiner lieben Frau den freundlichen Rat, sie möge in demselben Hochdeutsch

und Plattdeutsch anwenden, wenn die Personen sich dazu eignen, die Abwechselung dieser beiden Idiome bringt zuweilen sehr drastische Wirkungen hervor[1] . . . .

Deinen alten Pastor habe ich noch nicht gesehen. Die A . . . grüßt herzlich wieder.

Mit freundlichem Gruße dein

Treptow, den 28. September 1855. Fritz Reuter.

Die zweite Folge des Unterhaltungsblattes werde ich dir ebenfalls übersenden, du wirst ein Stück Festungslebens darin finden und vielleicht deine beiden Freunde Vogler und Schultze (Kapitän) darin wieder finden. —

Das hier erwähnte Lustspiel von Alwine Wuthenow ist unvollendet geblieben und verloren gegangen. Die Tochter Hermine teilte mir nach sorgfältigem Durchforschen aller Papiere (unter denen sich leider auch die paar von Reuter direkt an die Dichterin gerichteten Briefe nicht mehr vorfanden) mit: „Ich habe keine Spur des Lustspieles gefunden. Aus meiner frühesten Kinderzeit aber erinnere ich mich, daß meine älteren Geschwister am heiligen Abend lustige kleine Aufführungen zu Stande gebracht haben: kindliche Komödien, die Mama ihnen gesandt hatte; auch mein Vater erwähnt solche Weihnachtsspiele in einem seiner Briefe.“ — Unter Reuters eigenem dramatischen Versuche haben wir seinen Dreiakter „Onkel Jakob und Onkel Jochen“ zu verstehen. Das Stück „Festungsleben“ betitelt sich „Eine heitere Episode aus trauriger Zeit“ und behandelt hochdeutsch die Graudenzer Haft (Unterhaltungsblatt Nr. 13—29), worin Charles douze seinem Kopernikus und Kapitän die Hauptrollen zuweist; lehrreich für die Beurteilung des werdenden und gereiften Schriftstellers ist eine Vergleichung mit dem betreffenden Abschnitt in „Ut mine Festungstid“.

Aus den neuen Poesien von A. W. wählte Reuter die kürzeren; sie kamen ihm zur Eröffnung des zweiten Halbjahres seines Blattes sehr zu paß. Denn obwohl er an eingeschickten Gedichten Überfluß litt, erschienen ihm doch die wenigsten zur Aufnahme geeignet. Auf seiner Sommerreise, von der er Mitte September 1855 nach Treptow zurückkehrte, hatte er Bekanntschaften angeknüpft und erneuert, um für sein Unternehmen die Mitwirkung von Personen aus verschiedenen Gegenden und Lebensstellungen zu gewinnen, namentlich zur Mitteilung beachtenswerter und unterhaltender Neuigkeiten. Statt der vielen Gedichte bat er um Arbeiten in Prosa. „Gedichte — und auch von den besten gilt es — sind gewöhnlich zu subjektiv, als daß sie in einem größeren Kreise interessieren, sollte uns aber ein kräftiges, von poetischer Originalität übersprudelndes Gedicht zugesandt werden, so versprechen wir dasselbe von einem Lorbeerkranze umgeben unserem Inhalt voran drucken zu lassen,“ so lautet die Erklärung der Redaktion beim Eintritt ins dritte Quartal am 20. September. Dieser Ehre wurde jedoch niemals ein poetischer Beitrag für würdig erachtet, auch nicht aus dem Cyklus von A. W., trotzdem solche Auszeichnung gleich ihr erstes Lied in Nr. 27 vom 30. September wohl verdient hätte:

[1] Siehe mein Geschichtswerk „Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert“ (Berlin 1884).

Mien Modersprak.

Ik kann't nich hochdütsch seggen,
Wat mi in'n Bussen sitt;
Dat is man halwes Snacken,
Dat Best will doch nich mit.

Dat bliwt mi ümmer sitten
Deip unner up den Grund,
Un kümmt't ok halw tau Höchten,
So smölt't mi in de Mund.

De Nätskarn[1]) paßt nich anners
As in sien eigen Schell;
De Platz, dorin he wussen,
Dat is sien richtig Stell.

So will des' Sprak ok wassen
So vull in miene Bost,
As Nätskarn söt un leiflich,
Mien Liew- un Seelenkost.

Dor paßt nu mal kein anner,
As ehr oll true Lut,
De, as mien Athen, liesing
Geit mit em in un ut.

Ne, von dat hochdütsch Wesen,
Dor seggt mi gor nicks vör!
Ik bliew dorin doch ümmer
Man as en dänlich Gör.

Fäul mi in'n Buck spannt ümmer,
Drüm teih ik't an unnod,
Doch dit 's mien Arbeitskittel,
Mien Husrock, so kommod.

Wat ik dorin dau seggen,
Dat hett All Hand un Faut,
Un klingt dat ok wat knullig,
So is't ok just so gaud.

Ik gah in ehr so büchtig,
As stünn mi sünst nicks an,
Fäul mi in ehr so säker,
En hel' un ganzen Mann.

Mag glief sin, ob'k „Lieb Vater,"
Ob'k „leiwe Vader" segg,
Doch klingt dat letzt mi söter,
As fünn't ihr sienen Weg.

Mi is't as künn mien Herrgott
Mi beter denn verstahn,
As würd mien Bidd so neger
Em an dat Hart 'ran gahn.

Un wenn'k in mienen Würden[2])
Den Herrn willkamen bün,
Denn kann't Jug recht ok wesen
Un Jug ok gaud naug sin.

Naiver und herzlicher ist das Lob der plattdeutschen Muttersprache nie erklungen.

In der redaktionellen Korrespondenz von Nr. 28, worin alle Freunde, die Zusendungen gemacht, um Entschuldigung für ein längeres Schweigen gebeten werden, „eine längere Reise und darauf folgende Störungen mancherlei Art mögen uns dabei zur Seite stehen," heißt es speziell für Wuthenow: Kr. W.-G.: Du wirst meinen Brief schon in Händen haben, darum hier nur noch einen herzlichen Dank! — Der mitgeteilte Brief vom 28. September ist gemeint. Dieselbe Nummer bringt wieder ein Lied von A. W.:

Tau Hus.

Dat reis't sik dörch't Leben so licht nich förwohr:
Geduld sall man lihren, un dat is so swor;
Dor geit denn de Seel gewaltig tau Kihr,
Un in de oll Harbarg gefüll't ehr nich mihr.

Ein is grad as Handwarksburs hier in de Frömm,
Un kann't doch so god as tau Hus denn nich hemm'n;
Un Kräpelwark[3]) gift dat ball hier un ball dor,
En lustiges Wannerled, ach, dat ward ror!

---

[1]) Nußkern. [2]) Worten. [3]) Krüppelwerk.

Twors reisen weck Lüd in de Kutsch, stats tau Fot,
Sünd de äwerst ok ganz ahn Sorg un ahn Nod?
Ach, ne doch; de känen nich sachter drüm rauhn,
De makt ehr Geschirr noch vel miehre tau dauhn.

Un denken recht düchtig sei vörwarts tau kam'n,
Denn ward gliek dat Handpierd sien Achterfot lahm;
De Ein, de will vörwarts, de Anner verdwas:
Mi wunnert, dat oft nich breckt Diestel un Aß.

So wrägelt dat Fuhrwark, dat't Einen tau Last.
Ein schüfft mit de Kor all Näs' lang sik fast;
Ball sitt 'en in'n Drögen, ball is 'en so natt,
Un Jeder krigt endlich dat Reisen vull satt.

Drüm kümmt denn de Dod un seggt: „Ik spann an!"
Denn segg ik: „Wo giern, o, wo giern, leiwer Mann!
Dat geit woll nah'n Heben äwer Mäning un Stiern,
Un geit't nah leiw Vader: o, wo giern, o, wo giern!"

Nicht von ihrem eigenen schweren Lebenswege singt die Dichterin, die in eine Heilanstalt gebrachte, fern vom trauten Heim weilende Frau, sondern allgemein von dem ihrer Mitmenschen; aber persönlich aus frommem, tiefem Herzen kommt ihr der Wunsch nach „tau Hus", die Sehnsucht nach dem Himmel. — —

In der nächsten Nummer vom 14. Oktober lesen wir im Briefkasten: „So bald ich von einer notwendigen Reise zurückgekehrt bin, kannst du auf umständlichere Antwort rechnen." Fritz Reuter war nämlich bereits seit 1853 Stadtverordneter der altpreußischen Stadt Treptow, nun auch durch das Vertrauen seiner Mitbürger als Wahlmann zum preußischen Abgeordnetenhause thätig und als solcher nach Ueckermünde geschickt, um dort für den Grafen Schwerin einzutreten. Aus diesem Faktum sieht man so recht deutlich den Gang der Weltgeschichte — im Kleinen! Reuter, der zum Beil verurteilte „Königsmörder", der preußische Festungsgefangene, Reuter, der feierlichst „Urphede" hatte schwören müssen, keinen Fuß je wieder auf preußisch Gebiet zu setzen, — und anjetzo preußischer Unterthan, Bürger, Stadtrat, Deputierter! — Seinem Freunde Reinhard hat er eine zwischen Ernst und Scherz balancierende Beschreibung der Wahlmanöver gemacht, welche im Unterhaltungsblatt und dann separat als Flugschrift erschien. — Bald darauf erhielt Wuthenow von ihm die folgenden Zeilen:

Lieber Bruder,

Herzlichen Dank für deine Freundlichkeit und glaube mir, daß ich meine Zusage nicht vergessen habe. Mein Verleger ist leider etwas nachlässig; er versprach mir, das zweite Quartal ebenso heften zu lassen, wie das erste und mir dann zwei Exemplare zuzusenden, nun hat er sich besonnen und will das zweite und dritte zusammen heften lassen; ich sende dir daher die bis gestern herausgekommenen Nummern des Blattes von Nr. 14 an, leider bemerke ich aber bei der genaueren Durchsicht, daß Nr. 17 und Nr. 33 fehlen. Was in Nr. 17 steht, weiß ich nicht mehr, in Nr. 33 ist der Schluß meiner Wahlreise nach Ueckermünde enthalten und würdest du denselben leicht in der kleinen Broschüre „Wie

der Graf Schwerin schwer in die Kammer kam" aus der Otteschen Buchhandlung[1]) für drei Sgr. nachlesen können; ich würde dieselbe dir gleichfalls geschickt haben, wenn ich nur ein einziges Exemplar besäße. Das Ding hat hier ein gewisses Aufsehen gemacht und in Uckermünde hat man ihm die Ehre angethan, es mit Beschlag zu belegen.

In der letzten Nr. wirst du ein Gedicht von deiner guten Frau finden, ein Beweis, daß ich nicht in meinen Ansichten über die Vortrefflichkeit der Gedichte anderen Sinnes geworden bin.

Pipers habe ich neulich alle auf einem Konzert gesprochen; sie sind wohl. Dasselbe gilt von der A . . . und den ihrigen, sie war gestern Abend hier bei uns zum Besuch.

Entschuldige meinen flüchtigen und kurzen Brief; ich muß nach Thalberg hinaus und meine Frau wartet. Mit freundlichem Gruße dein

Treptow, den 3. Dezember 1855. Fritz Reuter.

Hinaus nach Thalberg, dem nur ¼ Meile von Treptow entfernten Gute seines besten Freundes Fritz Peters, spazierte das Reutersche Ehepaar nach des Tages Last und Mühe fast allabendlich bei schönem Wetter, selbst zur Winterszeit bei klaren Nächten und gefrorenem Schnee.

Das in Nr. 36 vom 2. Dezember enthaltene Gedicht von A. W. lautet:

Hei meint dat gaud.

Ik segg tauwielen: Leiwer Gott,
Nu is't woll ganz vörbi!
Mien Vader, de dor baben is,
De denkt nich mihr an mi.

Un kickt hei noch tauwielen dal,
Süht hei so bös mi an
Un deit so hastig un so krus,
Recht as en slimmen Mann.

Mi dücht, dat eine scharpe Rod
Hei nam in siene Händ,
As wenn hei mit ehr führen wull
En gruglich Regiment.

Dor geit denn woll en Süfzen los,
En Weinen ok woll schier,
Wiel Ein sik inbildt't, dat von Leiw
Bi em nicks bleben wier.

Doch markt 'en, wenn 'en sik besinnt,
Dat 't Best just baben bliwt,
Un dat 't mit't Wassen gor nich geit,
Wenn't nich mal Regen giwt.

De Minsch in uns, de swacke Kiem,
De bliwt süs gor tau lütt,
Un wenn du em in Tucht nich nimmst,
Ward hei sien Dag' nicks nütt.

Un mit den leiwen Sünnenschien,
Dor geit't nich up de Läng',
Un wenn du ümmer fründlich büst,
Slahn wi di ut de Sträng'.

Drüm kloppst du up de Finger uns,
Dormit wi in uns gahn,
As vördem bi uns in de Schaul
Hett de Perceptor dahn.

Denn kickt en gliekfsten mal tau Höcht,
Ward ok en Beten rod
Un lihrt noch eins so iewrig tau,
Un denn is't wedder god.

Drüm wenn du dat för nödig finnst,
Slah mi man ümmerhen,
Doch help mi denken, dat dorbi
Ik di „leiw Vader" nenn.

Un süll dat ok recht weih eins dauhn,
So mak mi frischen Maud,
Dormit ik tau mi sülwen sprek:
Nu meint't de Oll recht gaud.

[1]) Sortiment in Greifswald; verlegt war die Broschüre von Lignau in Neubrandenburg.

Vertrauen, Hingebung, Gehorsam eines Kindes zum Vater, eines Christen zu Gott — läßt es sich schöner, schlichter aussprechen? Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn; aber die Hand, die noch eben die Rute gehalten, legt sich auch segnend auf das Haupt des Geschlagenen, — ach, wie viel besser stände es in der Welt, wenn dem nachgelebt würde und die Hand, die Wunden schlägt, auch Wunden heilt! Herr, strafe mich, wenn du es für nötig findest, aber zeig' auch wieder ein gnädig Angesicht und gieb mir neue Kraft und frischen Mut, auf daß ich fühle, wie gut du's meinst, darum bittet die Dichterin. Ja, sie kennt ihr Herz, das Menschenherz, und die Liebe des Vaters im Himmel. — Doch nicht nur das „Schau in dich" hat sie, die fromme Predigerstochter, von Jugend auf gelernt, sondern auch das „Schau um dich"; auf dem Dorfe und dann in einer kleinen Landstadt aufgewachsen, erschien ihr das Tierleben lehrreich. Sie beobachtet die Schafe und Gänse auf der Wiese, die Tauben im Schlag, die Enten im Wasser, die Singvögel im Walde, Kätzchen hinterm Ofen und zumal das Hühnervolk auf dem Hofe. Hierher gehören zwei reizende Gedichte aus Nr. 38 und 40.

Vägel in'n Winter.

Piepvägel in'n Snei,
Dann Pötings nich weih?
So dünn is dien Jack,
Un so lustig dien Snack,
Befrierst jo woll schier?
Du jammerst mi sihr!

O nich doch! o nich doch!
Dat geit noch, dat geit noch!
Ward't Weder ok slichter,
Ward't Röckschen jo dichter!
Hew 'n prächtigen Snieder,
De helpt mi woll wieder.

Kennst em nich? wide witt, witt, wide witt, witt?
Grot is sien Warkstäd un god is sien Snitt.

Makt nüdliche Saken,
Lat giern bi em maken.
Kiek mi un mien Wilm!
Dat paßt all von sülm.
Doch ik bün schlau,
Borg ümmertau,
Dat Betahlen hett Rauh.

Sparlings bi de Schün.

Kumm flink doch, leiw Bränding! Du deist mi jo dur'n,
De Schündör is apen, sei döschen hüt Kurn,
Dor föllt woll en Beten för uns ok bitau;
Sei warden't jo nemen nich all tau genau.

Hier buten is leider de Mahltied nu ror,
Witt is woll de Disch deckt, doch't Eten nich dor.
Hängt ok 'ne Hahnbutt noch towielen an'n Durn,
Dat Best is doch heidi, kannst lang dorup lur'n.

Is gaud, dat de Minschen wat uphegt noch hemm'n,
Un dat man sik mal dörch so'n Schünritz kann klemm'n;
Sei mägen uns ok noch en Häpping hüt gün'n;
Uns ganz tau verstöten, dat wier doch man Sünn.

Sünd w'ok nich vel nütz, wenn de Annern all furt,
So snacken wi ok doch recht nüdlich en Wurt
Un piepen un hüppen un burren tau Höcht,
Denn süht doch de Welt ok, dat wat sik noch rögt.

Man blot mit dat Uphegʼn, dat dan wʼ nich verstahn —
Leiw Vader, de meint, dat würd liekerst woll gahn,
Hei würd ok inʼn Winter woll kihren de Nod,
Un geiw hei den Dag uns, so gew hei ok Brod.

Un sühst du, hüt höllt hei all wedder uns Wurt,
Kum is dat man Morgen, dorʼs apen de Purt,
Dor röppt hei uns; „Etʼt man, so vel jug gefölt,
Ik gewʼt jo umsünsten, verlang jo kein Geld.“

Un kiekt, sei steiht apen, de prächtige Schün.
Kamt Kinnings un Nahwers mit Hün un Perdün!
Wo klingt Ein dat Klappern so schön in de Uhrʼn!
Herauner, wer mit will, sei döschen hüt Kurn!

Aber während der arme Spatz daheim geblieben und dankbar ist, wenn er für sich und die Seinen Nahrung findet, zog die Schwalbe fort:

Kümmt de olle Harwst heran —
Datʼs de Treckeltied[1]) —
Dor halt Athen Ein so hoch,
Wiel de Bost so wied.

Is dat doch, as künn Ein nich
Länger ruhig stahn,
As müßt mit de Vagellüd
Ein up Reisen gahn.

Süh, dor sett ʼne lütte Swälk[2])
Sik vörʼt Finster heu,
Kickt mi so tautrulich an,
As wenn sʼlangʼ mi kenn.

Büst villicht en ollen Fründ?
Jung mal mit mi west?
Will eins seihn, du nahrsche Jung,
Watʼt tau seggen hest.

Meinst woll, mit dat Trurigsin
Segst duʼt gor nich in,
Wiel Ein up ʼne beter Stell
Ok wat Beters fünn.

Röppst: En Wannervagel bünʼk,
Äwer du jo ok! —
Dorüm snür den Ränzel fien
Un langʼ nah den Stock!

Vall naug geiht de Sommer hen;
Ihr du ʼt di versühst,
Is de Treckeltied ok dor,
Wo du vörwarts tühst.

Äwer kannst di frenʼn dortau,
As gewʼt Hochtiedswien,
Kümmst inʼt Land vull Frühjohrslust
Un vull Sünnenschien.

Markst du, dat de Metten[3]) teihn,
Süh, denn denk an mi,
Un denn reisʼ so licht as ik.
Nu Adjü! Adjü!

„Harwstled“ betiteln sich diese gemütvollen Verse, mit denen die Verfasserin der Abschied nehmenden Schwalbe ihre Wünsche auf die Wanderschaft giebt. Das Gedicht steht in der ersten Nummer des Reuterʼschen Unterhaltungsblattes vom Jahre 1856; ein anderes und leider auch das letzte, in Nr. 6, lautet ebenso kurz wie rührend:

Dat Kind sien Nachtgebed.

Ik bün so mänd un sleprig,
De Ogen gahn mi tau —
Kann kum de Hänʼn noch folgen[4]),
Weit nich, watʼk beden dau —

Müggt leiwen Gott blot seggen,
Dat giern ik orig wier,
Un dat hei leiw müggt hebben
Mi ümmer doch recht sihr! —

Un dat ik nu woll sachten
In sienen Schoot müggt rauhn —
Dat Anner seggʼk di morren;
Leiw Gott, du wardstʼt woll daun!

[1]) Ziehzeit. [2]) Schwalbe. [3]) Die Sommerfäden. [4]) falten.

Damit hatte die Mitarbeiterschaft von A. W. ihr Ende und nicht viel später, Ostern 1856, auch die Herausgeberschaft Reuters, aber glücklicherweise nur in bezug auf das Unterhaltungsblatt. Reuter vertauschte damals seinen Wohnort Treptow mit Neubrandenburg.

Wuthenow, ohne Ahnung von diesen Veränderungen, schickte ihm das erste Heft des „Wörterbuch der niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit verfaßt von D. Johann Gottfried Ludwig Kosegarten“ im Auftrage von C. A. Kochs Verlagshandlung (Theodor Kunike) in Greifswald. Reuter bedankte sich folgendermaßen:

Lieber Bruder,

Der Zufall wollte, daß dein Brief mit dem Pakete mich gerade an dem Orte traf, wohin du ihn adressiert hattest, und wo er mich rechtlicher Weise nicht mehr treffen müßte, nämlich in Treptow, von wo ich schon seit Ostern nach Neubrandenburg, meinem jetzigen Wohnorte, ausgewandert bin. Mir ward aber dadurch Gelegenheit, an die Verwandten deiner Frau deine Grüße zu bestellen, denn ich war mit Piper und der Doktorin A . . ., die sich sehr wohl befinden, zusammen. — Dein Brief hat mich sehr gefreut, nur hätte ich gewünscht, daß er weniger in Hieroglyphen geschrieben wäre, mit welcher Bezeichnung ich nicht sowohl die einzelnen Buchstaben meine, als vielmehr die Dunkelheit des Ausdrucks. Habe ich die Zusendung als Geschenk zu betrachten? Habe ich die erste Lieferung als Geschenk zu betrachten oder auch die darauf folgenden? Dann wird dies Geschenk aber wohl zu bedeutend, und Herrn Kunike gegenüber würde es mich in Verlegenheit setzen, zumal ich demselben nur wenig bei der Verbreitung des Buches nützen kann. Schreibe mir doch darüber, oder besser, ich werde in das beifolgende Paket gleich für den Fall einer so freundlichen Absicht ein Schreiben an den Herrn Kunike legen, sowie auch eins an Otte, welche du dann wohl die Güte hast zu besorgen. — Wenn du einmal wieder schreibst, so erkundige dich doch einmal bei Justiz-Kommissar Lenz, wie es mit meiner Forderung an H . . . steht. — Ich sende dir hier noch ein paar vollständige erste Jahrgänge des jetzt seelig entschlafenen Unterhaltungsblattes, eins für dich, eins für Herrn Kunike, und ferner zwei Exemplare der „Reis' nah Belligen“, von denen du auch wohl eins an Herrn Kunike abgiebst.

Was mich persönlich angeht, so bin ich gesund und befinde mich an meinem neuen Wohnorte ganz wohl. Vielleicht interessiert es dich zu erfahren, daß man mich zum Mitgliede des „nederlandsch Taal en Letterkundig Kongreß“ ernannt hat, die erste litterarische Auszeichnung, die mir zu Teil geworden, daß man mich ferner zum 15. August nach Antwerpen eingeladen hat, daß man aber leider es rein versäumt hat, mir Reisegeld dazu einzusenden, ich also, der ich auch bedeutend an der Geldbeutel-Schwindsucht leide, dieser Einladung nicht Folge leisten kann.

Die Redaktion des Unterhaltungsblattes habe ich seit Ostern eingestellt und beschäftige mich jetzt wieder mit der freien Schriftstellerei. Ein kleiner landwirt-

schaftlicher Aufsatz ist fertig und ein dreiaktiges Lustspiel[1]) im Brouillon. Beides natürlich nicht plattdeutsch, obgleich im letzteren dennoch etwas Plattdeutsch mit unterläuft.

Viele herzliche Grüße an dich, lieber alter Freund, und wenn es deiner guten Frau Vergnügen machen sollte, auch an sie mit dem ernstlichsten Dank für ihre Zusendungen; auf mein Wort, es waren die besten Sachen, die im Unterhaltungsblatt gestanden haben.

Lebe wohl! Dein

Neubrandenburg, den 3. Juli 1856. Fritz Reuter.

Die Frage und Erklärung: „Habe ich die erste Lieferung als Geschenk zu betrachten oder auch die darauf folgenden? Dann wird dies Geschenk aber wohl zu bedeutend" zeigen einerseits Reuters bescheidenen Sinn, andererseits die Wahrheit des alten plattdeutschen Sprichwortes: „Sorg' nich för ungeleggte Eier." Kosegartens Wörterbuch, das sich über die niederdeutsche Sprache vom dreizehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart erstreckt, unter Benutzung der Rechtsbücher, Geschichtswerke, Kirchenschriften, Dichtungen, Glossarien u. s. w., war ursprünglich auf sechs Lieferungen zu 22—23 Bogen berechnet. Unter „Bezeichnung einiger im Wörterbuche angeführter Quellen" findet man: Reuter, Läuschen, Anklam 1854 und Reise, Treptow 1854. Das erste Heft erschien 1856, das zweite erst 1859 mit der Umschlag-Notiz: „Die Hindernisse, welche das Erscheinen dieser Lieferung bisher verzögerten, sind gehoben und wird eine schnellere Aufeinanderfolge stattfinden." Fritz Reuter dankte für die Zusendung nicht nur dem Verleger, sondern auch dem Verfasser. Letzterer lag leider auf dem Krankenlager und starb bald nachher. Wir lesen zwar auf dem Titelblatte des dritten, 1860 ausgegebenen Heftes: „Durch das jüngst erfolgte Hinscheiden des Autors wird das Erscheinen dieses Wörterbuches nicht unterbrochen; es sind vielmehr schon Schritte zur ungehinderten Ausgabe des Werkes im Sinne des Verewigten gethan. Das Material des vollständigen Werkes liegt uns geordnet vor." Dessen ungeachtet ward kein Heft mehr veröffentlicht; die verdienstliche Arbeit reicht im Druck nur bis „angetoget"[2]).

[1]) Der erste April 1856, oder Onkel Jakob und Onkel Jochen.

[2]) Dr. Theodor Pyl in Greifswald schreibt mir das Nähere: „In Kosegartens großem Arbeitszimmer standen mehrere Tische mit Foliobogen für jeden Buchstaben geordnet, auf denen er seine Eintragungen machte; ich war zugegen, als er schrieb „swart. hängt vielleicht mit sardus zusammen." Dies Wörterbuch ist von der Witwe, nachdem es nach Buchstaben in verschiedene Teile gesondert war und vom Buchbinder gebunden wurde, der hiesigen Universitäts-Bibliothek geschenkt. Ich habe es früher oft benutzt und jedesmal das gefunden, was ich suchte. Dieses handschriftliche Wörterbuch betrachtete Kosegarten jedoch nur als Grundlage. Ausführlicher bearbeitet hatte er nur den Buchstaben A bis angetoget. Zwei Lieferungen erlebte er noch, die dritte erschien nach seinem Tode. Er war seit 1859, seit einem leichten Schlaganfall, arbeitsunfähig, sonst hätte er wohl (er war 68 Jahr) noch mehrere Buchstaben ausführlicher bearbeitet und publiziert. — Frau Professor Kosegarten teilte mir mit, daß ihr Mann Reuters Schriften sehr geschätzt habe, doch hat sie Briefe von Reuter nicht gesehen. — Jedenfalls sind die Briefe und Beziehungen Reuters an Kosegarten nicht von Bedeutung gewesen." — Kosegartens ge-

Inzwischen war Fritz Reuters Name schon weit über die mecklenburg-vorpommersche Grenze gedrungen, bis nach Belgien — ob durch den die Neugier reizenden Titel „De Reis' nah Belligen“ oder durch das Interesse der vlämischen Kreise für die stammverwandte niederdeutsche Muttersprache, lasse ich unentschieden — kurzum, in Antwerpen sollte am 15. und 16. August 1856 der fünfte niederländische Sprach- und Litteratur-Kongreß abgehalten werden. Reuter mußte die Einladung ablehnen, aus Geldbeutel-Schwindsucht, wie er seinem Freunde Wuthenow treuherzig-humoristisch anvertraut. Sein — unter gleichzeitiger Übersendung seiner Werke abgeschickter — Dankbrief scheint verloren; über den Inhalt geben Andeutungen „Handelingen van het vijfde Nederlandsch Taalen Letterkundig Congress“, wo S. 86 die eingelaufenen Zuschriften skizziert werden: De heer Fritz Reuter (Neubrandenburg) hoopt, dat het Nederduitsch zich ook uitbreide over Nord-Duitschland [1]). —

samter Nachlaß ging an die Greifswalder Universitäts-Bibliothek, darunter auch viele Briefe. Doch manche aus der umfangreichen Korrespondenz verschenkte ein nun auch verstorbener Sohn Kosegartens, wie Professor Al. Reifferscheid mir meldet: „Die Briefe Reuters werden daher auch verstreut sein. Jedenfalls sind mir in dem, was die Bibliothek besitzt, keine entgegengetreten.“ Dazu bemerke ich, daß Reuter mindestens zweimal an Kosegarten geschrieben hat.

[1]) Der Verlust dieses Briefes ist nicht genug zu bedauern, denn gern vernähme man ausführlicher Reuters Hoffnungen und Ansichten über einen so wichtigen Punkt. Ich ließ mir keine Mühe verdrießen, dem Schreiben auf die Spur zu kommen, und ich will hier an diesem Beispiel zeigen, welche Schwierigkeit die Auffindung meiner Reuteriana oft verursacht hat, wie ernst ich die Sache genommen habe, und wie dennoch viel, sehr viel verschwunden war und blieb. Ich verfolgte die Fährte, ich stand bereits, wie der Engländer sagt, on the threshold of a discovery — und plötzlich erschollen die Rufe: verloren, verbrannt, verkramt, verkauft, verschenkt! Hörte ich einen der drei letzteren, so hoffte ich noch und setzte die Nachforschungen fort, bald mit Glück, bald ohne Ergebnis. Briefe, Dichtungen, Bilder u. s. w. waren schon von der dritten in die vierte Hand übergegangen und wohin zuletzt? das konnte niemand sagen. — In Antwerpen auf der Stadtbibliothek glaubte ich nun jenen Reuterbrief bestimmt vorzufinden, da die von Reuter geschenkten Werke als vom Kongreß dorthin abgeliefert (door het Congress ter Stedelyke Bibliothek in bewaring gegeven) im gedruckten Katalog verzeichnet sind. Ja, da standen opera Reuteriana, da waren auch die Akten und Papiere aller möglichen früheren und späteren Sprach- und Kunst-Kongresse, allein die gewünschten von 1856 — fehlten! Wer war damals Bibliothekar? — Mertens — tot! Wo steckt sein Nachlaß? Beim Schwiegersohn, Professor van Beers. Derselbe konnte mir nicht direkt dienen, aber gab mir einen anderen, an Mertens persönlich gerichteten Brief Reuters. — Wer publizierte den Bericht (Handelingen)? — Vander Voort — auch gestorben! — Sein Bruder erklärte, dessen litterarische Schätze und Bücher seien zu Brüssel verauktioniert, doch nicht en bloc. Die dortige königl. Bibliothek war nicht Käuferin. — Wie hießen die Kongreßpräsidenten? Professor Heremans in Gent (†), Professor de Vries in Leiden, Archivar Génard in Antwerpen. Also hin zu letztgenanntem! Kein Aufschluß über den Verbleib der Kongreßpapiere. In Leiden bei de Vries derselbe Mißerfolg. Nach Gent, wo ich mich früher aufgehalten, ohne mit der Familie Heremans in Verbindung zu treten, (glaubte ich doch das Gesuchte in Antwerpen sicher aufbewahrt) wollte ich deswegen nicht nochmals zurück, schrieb aber an meinen liebenswürdigen Gönner Vander Haeghen und erhielt zur Antwort: „Madame Heremans ne se rappelle pas la lettre de Reuter . . . D'après ce que je viens d'apprendre, les documents concernant le congrès de 1856 ont été déposés à la bibliothèque d'Anvers. Il est à peu près certain, que Monsieur Génard, archiviste de la même ville et membre de congrès, pourra vous donner quelques éclaircissements à cet

Die Gedichte von A. W. waren „die besten Sachen, die im Unterhaltungsblatt gestanden," hatte Reuter „auf sein Wort" versichert. Kann es da Wunder nehmen, wenn die Urheberin dieser in lichthellen und qualfreien Stunden geschaffenen Lieder, beglückt durch solchen Ausspruch, ihre Schmerzenskinder gern gesammelt und von ihm, dem Meister, herausgegeben wünschte? Ihr Mann griff den Gedanken auf und fragte beim Freunde an. Der wollte just zum jovialen Inspektor Wienck [1]) nach Stolpe reisen, um dort Sommerfrische zu genießen. Über die deshalb ausbleibende Antwort geriet Wuthenow in Besorgnis und fürchtete schon, die Gutmütigkeit seines Fritz zu sehr gemißbraucht zu haben. Da kam ein kurzes Billet:

Lieber Bruder,

Du wunderst dich wahrscheinlich schon, daß ich deinen letzten Brief noch nicht beantwortet habe; ich lag damals, als er an mich kam, schon vor der Abreise und hatte vorher noch alle Hände voll zu thun.

Gern werde ich die Gedichte deiner guten Frau durchsehen und, so viel es in meinen Kräften steht, dafür sorgen, daß eine passende Reihenfolge und eine gewisse, natürlich immer mangelhafte Orthographie darin angewandt wird. Sorge nur gefälligst für eine deutliche Abschrift und vor allem laß weitläufig schreiben, damit man dazwischen kommen kann.

Ich halte mein Sommervergnügen hier in Stolpe bei Anclam, gegenüber von Schlatkow. Solltest du dorthin kommen, so besuche mich hier; 14 Tage bleibe ich noch hier. Mit herzlichem Gruße dein

Stolpe bei Anclam, den 12. August 1856. Fritz Reuter.

Jetzt begann ein emsiges Sammeln. Die Kranke im St. Katharinenstift zu Rostock lebte förmlich auf:

Du Ort der bittern Quellen,
Der nie noch Lust verhieß,
Wer konnte so erhellen
Dein trauriges Verließ?

Wohl an die hundert Zettel mit Gedichten schickte sie nach Greifswald und brachte auch ihre Ideen für das Vorwort zu Papier. Der Kreisgerichtsrat fertigte

égard." — So ward ich wieder nach Antwerpen gewiesen und begann denselben Kreislauf, d. h. jetzt schriftlich. Dr. Hansen, Bibliothekar der Stadsboekeryen, meldete mir: **Ik kan U verzekeren, dat de stukken van het Taalcongress 1856 niet ter Stedelyke Boekery berusten . . . Doch de heer Génard verzekerde my, dat de heer van Beers dien brief van Fritz Reuter bezit, en voegde er zelfs by, dat een duitsche navorscher — ik geloof dat hy U noemde — afschrift daarvan genomen had. De heer van Beers is voor den oogenblik uitstedig, zoodat ik dit raadsel nog niet oplossen kan. Den heer vander Haeghen zie ik te Gent, en zal ik hem vragen waarop zyne quasi bevestiging gegrond is."** Nun, das „Rätsel" löst sich damit auf, daß Professor van Beers, wie schon gesagt, mir einen anderen Reuterbrief von 1859 zur Verfügung stellte; der von 1856 bleibt also noch aufzufinden. Vielleicht, daß es eines Tages nicht mehr von dem Manuskript heißt: **perdu** — sondern: **trouvé**. Für mich handelt's sich nur um ein einziges Schreiben eines deutschen Dichters, für die Belgier um die gesamten Akten **van het vijfde Nederlandsch Taal-en Letterkundig Congress.**

[1]) Derselbe schickte dem befreundeten Redakteur des Unterhaltungsblattes auch einmal einen Beitrag, wie aus der Korrespondenz in Nr. 17 ersichtlich: „Herrn Wienck zu Stolpe. Das war recht! Deine freundliche Gabe ist eigentlich zu zart für mich!"

selbst eine Abschrift an, die am 25. November 1856 in Neubrandenburg eintraf. Reuter antwortete umgehend:

Mein lieber, alter Wuthenow,

Natürlich will ich deine und deiner Frauen Wünsche erfüllen; ich habe, da ich deinen Brief erst gestern abend erhielt, nur deinen Brief und flüchtig die von deiner Frau vorgeschlagene Vorrede lesen können, sowie nur einige wenige von dir angemerkte Gedichte. Deine Frau hat ganz recht, wenn sie den in betreff der Vorrede eingeschlagenen Weg für den einzig möglichen erklärt; ein anderer muß diese Vorrede schreiben; ob nun ich der richtige Mann dazu bin, magst du und sie entscheiden, wollt ihr mir das Vertrauen schenken, so will ich, so gut ich kann, mit Benutzung der eingesandten Gedanken ein Vorwort schreiben, welches mit zartester Schonung der Person die volle verdiente Anerkennung des poetischen Wertes der Sammlung verbinden soll. Ich werde mich so viel als irgend möglich an deiner Frauen eigene Worte und Gedanken halten, und was mich abhält, dieselben verbotenus zu adoptieren, ist nur die Befürchtung, daß das Publikum sogleich merken würde, es sei nicht mein Styl und nicht mein Machwerk. Einiges daraus, glaube ich, muß auch fortbleiben, namentlich der Passus über die Orthographie; es ist am besten, man schweigt darüber ganz, da es eine solche gar nicht giebt. Jeder schreibt so gut er kann annähernd an den jedesmaligen Dialekt; ich werde daher auch so viel als möglich den vorpommerschen Dialekt deiner Frau schonen und nur da eine Änderung eintreten lassen, wo es mir zum besseren allgemeineren Verständis notwendig erscheint, oder wo du, alter Freund, entschieden falsch abgeschrieben hast . . .

Nun aber um auf einen Punkt zu kommen, den du mir nicht als Übelwollen auslegen darfst: Du mußt Nachsicht mit meiner Langsamkeit haben; ich bin augenblicklich ganz außerordentlich mit notwendigen Arbeiten überhäuft und habe eine andere ähnliche, aber viel verdrießlichere Arbeit zu besorgen, die mir auf den Nägeln brennt. Das sieht kühl aus, solls aber durchaus nicht sein, und überdies hat die Sache auf den pekuniären Erfolg durchaus keinen Einfluß, indem alles, was nach Weihnachten in den Buchhandel kommt, zur Ostermesse nicht mehr bezahlt wird. — Dies wären also die vorzüglichsten Punkte, die ich dir jetzt beantworten kann. Nun bitte ich dich noch freundlich, dich meiner dadurch anzunehmen, daß du Kunike fragst, ob er meine Zusendung erhalten habe, und was er von meinen Vorschlägen denkt, sage ihm, für mich sei die Hauptsache die, daß ich alle meine opera aus dem Selbstverlag loswürde; geht das nicht, so bin ich entschlossen, auch alle im Selbstverlag zu behalten, denn wenn ich eins behalte, so macht mir dasselbe ebensoviel Scheererei, als wenn ich alle behalte.

Deine Kousine A . . . habe ich noch am Sonntage in Treptow gesehen; sie war wohlauf.

Schreibe mir bald über meine Angelegenheit, oder besser, veranlasse Kunike zum Schreiben.

Mit alter Freundschaft dein

Neubrandenburg, den 26. November 1856. Fritz Reuter.

Bisher hatte Reuter bekanntlich seine Schriften im Selbstverlag, aber dadurch viel Mühe und Verdruß. Lignau, der Verleger des Unterhaltungsblattes und der Schwerin'schen Wahlbroschüre, flüchtete nach Amerika; Kunike in Greifswald, durch Kosegartens Wörterbuch Interesse für Plattdeutsch bekundend, war vielleicht der rechte Mann. Wuthenows Vermittelung sollte zu einem Ergebnis führen. Jetzt hatte Reuter alle Hände voll zu thun. Zuerst galt es, das dreiaktige Lustspiel „Der erste April 1856, oder Onkel Jakob und Onkel Jochen" sowie den dramatischen Schwank in einem Aufzuge „Blücher in Teterow" einer letzten Feile zu unterwerfen und Korrektur zu lesen. Das Bändchen erschien im Sommer 1857 bei Kunike. Hauptsächlich jedoch beschäftigte unseren Dichter die Fertigstellung von „Kein Hüsung." Auch damit kam er zu Rande, nur das Ende kostete ihn noch viel Schweiß und Kopfzerbrechen.

Erst im Lenz 1857 fand sich die gewünschte Muße, um an die Durchsicht der Gedichte heranzutreten. Von Thalberg aus, wohin er sich zur Erholung auf mehrere Wochen begeben, schrieb er seinem Freund Ernst Boll in Neubrandenburg das folgende, undatierte Billet:

Lieber Ernst,

Aus dem Wirrwarr hochzeitlicher Freuden wende ich mich an Sie, bester Freund, mit einer Bitte. — Beifolgender Schlüssel paßt zu der Klappe meines Schrankes, in dem Schranke liegt, nisi fallor, frei und offen ein kleiner Schlüssel, welcher zu der Klappe meines Schreibtisches gehört; oben auf dem darin liegenden weißen Papier liegt ein Heft in grauem Umschlage, in welchem sich die Gedichte der Wuthenow befinden, die in quarto geschrieben sind und für Sie leicht erkennbar sein werden; bitte, diese mir hierher nach Thalberg bei Treptow umgehend zu senden. Ich glaubte hier bloß bummeln zu können; es wird mir aber die Zeit lang werden, und wünsche ich etwas zu arbeiten. — Sollte der Schlüssel zum Pulte nicht frei im Schranke liegen, dann liegt er in der Bleidose daneben.

Mit herzlichem Gruße an Sie und Ihren Herrn Bruder

Ihr aufrichtiger Freund

Fritz Reuter.

Den Schlüssel zum Schrank behalten Sie gefälligst bis zu meiner Ankunft am Tage nach Pfingsten. —

Es war doch eine recht mühevolle Arbeit, denn Reuter nahm die Sache nicht auf die leichte Schulter. Wer einmal die schon im Unterhaltungsblatte abgedruckten Lieder vergleicht mit denjenigen in der Buchausgabe, wird sich überzeugen, daß Reuter nicht bloß die Orthographie thunlichst einheitlich zu gestalten suchte, sondern auch — abgesehen von der Einteilung in drei „Strüzing" (Sträuße), dem Titel „en por Blomen" und „Goren" (ein paar Blumen und Garten) gemäß, — im Ausdruck besserte und immer mit Geschick, zum offenbaren Vorteil von Vers und Reim. Bogenweise sandte er das Manuskript zurück, den Schluß Mitte Juli:

Lieber Bruder,

Hiebei erfolgt denn endlich der letzte Nachzügler der Gedichte und eine kurze Vorrede. Die vorgeschlagene deiner Frau habe ich nur auf der einen Stelle benutzen zu müssen geglaubt, in der von ihrem Zustande die Rede ist. Wundere dich nicht, daß ich sie so ganz außer Acht gelassen habe; erstens mußte die Vorrede von mir geschrieben sein, und daß das nicht mein Styl sei, würde von allen, die mich kennen, gemerkt sein, dann, glaube ich, muß so eine Einführung ins Publikum kürzer sein, und endlich — gerade heraus gesagt — scheinen mir die Worte deiner Frau für den nachfolgenden Gegenstand zu pomphaft . . ., als daß ich sie für zweckmäßig halten konnte.

Hoffentlich wird dir mein Vorwort gefallen; und wünschest du etwas geändert, so teile mir deinen Wunsch und das Manuskript mit, dann soll das gern geschehen. — Nun noch eines! — Du schreibst mir in deinem letzten Briefe, deine Frau habe größtenteils meine Änderungen adoptiert oder selbst geändert, wo sie von meinen Gründen überzeugt gewesen sei; ich habe nun aber in den letzten Gedichten sehr viel ändern zu müssen geglaubt und habe selten die Gründe dafür angeführt; daß ich solche gehabt, brauche ich wohl nicht zu versichern, und wird dir ein aufmerksames Durchlesen gewiß zeigen, daß die letzten Gedichte die schwächsten sind, so wie auch vielleicht, daß meine Änderungen nötig waren. Nun geht meine ohne Umschweif ausgesprochene Bitte dahin: halt die Hand deiner Frau von anderweitigen Änderungen ab, sie scheint mir zur Kritik und namentlich zu einer Selbstkritik ungeeignet. Sieh z. B. das sehr lange Gedicht „Dat gode Hart" an; es ist sehr schwach; die Unterredung des Drehorglers und des Burschen ist geradezu trivial und der Schluß ist matt; das, was der Bursche da zum Beschluß des Tages thut, thut ein jeder, der ein bischen marschiert hat; er schläft. Mit den Ahnten und der Kluck hat's ein ähnliches Bewenden. Deine Frau hat, wie mir scheint, weniger Talent zur Objektivität in der Dichtkunst, als zur Subjektivität, darum sind die ersten viel vorzüglicher, weil es sich da um Empfindung und nicht um plastische Gestaltung handelt. Dies nicht für ungut! —

Und nun, mein lieber Bruder, Glück auf! Wenn die Kritiker etwas bellen, so muß man denken und sich trösten, daß sie nicht beißen. Ich sende heute auch den Schluß meines Gedichtes mit. Dieser Schluß macht mir viel Kopfbrechen. Zwei Personen gehören nur da hinein „Johann und Daniel," aber wie? Der Alte ist leicht zu zeichnen; er hat fortgelebt in anspruchsloser Frömmigkeit, er ist zehn Jahr älter, aber nicht anders geworden; wie aber Johann? Mit dem Totschlag auf dem Gewissen, allein in der Fremde, ohne Liebe und Häuslichkeit, aber mit erweitertem Blick, muß er ein anderer geworden sein. Als reuigen Sünder kann ich ihn nicht vorführen, der Charakter ginge dann gänzlich verloren; er muß hart und rauh geworden sein, mit einem Funken warmer Liebe im Herzen, der ihn zum Kinde zurücktreibt. Daniel und er sind durch die Lebenserfahrungen so weit auseinander gekommen, daß sie sich nicht mehr verstehen, bis zuletzt das bittere Gefühl des Alleinstehens in der Welt die harte Schale bricht und Johann

die Armut seines Herzens eingesteht. Hiermit tritt er dem Alten näher, der Alte erkennt die zurückgedrängte Liebe in ihm und liefert ihm das Kind aus. Eine kurze Freudenszene, eine kurze Abschiedsszene und das Gedicht ist aus. Aber bei allem dem ist mir die Szene zu lang geworden, die Apostrophe des Alten an das Vaterland ist mir zu melodramatisch. Bis auf die Hälfte des „Enn'“ ist meiner Meinung nach das Ding gelungen, das muß bleiben; aber ob ich nicht die ganze sentimentale Schluß-Vermittlung fallen lasse, die beiden Personen ohne gegenseitiges Verständnis auseinander halte und Johann einfach trotz der Unwahrscheinlichkeit, daß der zehnjährige Junge mit ihm geht, mit dem Kinde verschwinden lasse, das ist die Frage, deren Beantwortung ich von deiner Güte erbitte. Meine hiesigen Freunde sind getrennter Ansicht. Lies dir's im Zusammenhange mal genau durch und schreibe darüber. Die Vaterlandsapostrophe opfere ich wohl so wie so.

Mit meinem herzlichsten Gruße dein

Neubrandenburg, den 17. Juli 1857. Fr. Reuter.

Wenn ich dich recht verstanden habe, so willst du oder besser deine Frau die Gedichte anonym herausgeben. Je n'en vois pas la nécessité; soll es aber geschehen, so bitte ich wenigstens für den wirklichen Verfasser eine Namenschiffre hinzuzufügen; so z. B.: En poar Blomen ut Anmariek Schulten[1]) ehren Gohren von A. W. (oder was für eine Bezeichnung gewählt wird; am besten vielleicht ein für allemal einen bestimmten Namen. — Es ist mir schon passiert, daß auf Kunikes Ankündigung hin mir die eigentliche Vaterschaft der Gedichte vindiziert ist, und das geht nicht, das hieße sich mit fremden Federn schmücken.

Bei „Kein Hüsung“, dem Lieblingswerke Reuters, müssen wir etwas verweilen. Wie Wuthenows Urteil über die ursprüngliche Fassung des Schlußkapitels ausfiel, wissen wir nicht; beide, der Dichter und sein Freund, sind längst heimgegangen, weder das erste Konzept noch ein Brief darüber aufbewahrt. Wir können uns daher nur an den Text halten, wie ihn die Originalausgabe vom Jahre 1858 bietet, und zum Vergleich die später vorgenommene Bearbeitung heranziehen, welche sich als Kürzung resp. Streichung der letzten Verse erweist. Reuters Selbstbekenntnis, sein Zweifel in bezug auf die Schlußszene, ist interessant. Auch seinem Verleger Kunike hatte er das Manuskript zur Begutachtung, speziell hinsichtlich des Ausganges, geschickt. Dieser wünschte dasselbe mit der Klage „Un heilig, heilig is dee Städ', Wo'n Minschenhart eins breken ded'!“ abgeschlossen zu sehen und betonte, daß namentlich seine Damen der Meinung wären. Dagegen sträubte sich der Verfasser[2]) mit Hand und Fuß: „Dat Enn'“ darf

[1]) Hierzu teilt Fräulein Hermine Wuthenow ergänzend mit: Anmariek Schult hat Mama sich genannt, weil sie sich scheute ihren Namen zu nennen, bevor sie noch wußte, wie es ihren Blomen gehen würde, und weil zum plattdeutschen Sang ein plattdeutscher Name harmonischer klang. Er ist ihr gekommen, sie hat ihn genommen, von ohngefähr, ohne Grund und ohne Bedeutung. Er hat gar keine kleine Geschichte.

[2]) In einem Briefe vom 7. August 1857, von der verwitweten Frau Emma Kunike in Eisenberg (Sachsen-Altenburg) mir gütigst zur Verfügung gestellt. Über den geschäftlichen

unter keinen Umständen wegbleiben, umgeändert muß es aber werden, die letzte Hälfte ganz. Gründe dafür sind folgende: Mit der „Klage" schließt das Ding nicht befriedigend ab; es muß zu Ende ein höherer Gesichtspunkt gewonnen werden, von dem aus man das Ganze überblickt, und diesen finde ich in der von einem Verbrechen gequälten Seele Johanns, der dadurch und durch zehnjähriges bewegtes Leben in einem freien Staat einen freieren Blick in menschliche Verhältnisse gewonnen hat. In einem solchen Gemüte, wie ich es zu schildern versucht habe, stellt sich die Reue sobald nicht ein, darum nichts von Reue, die ja auch das Verbrechen als ein fluchwürdiges darstellen würde, da es ja doch eigentlich nur Selbsthilfe eines zur Verzweiflung getriebenen Mannes war. Aber die Liebe darf nicht in ihm untergegangen sein, sie muß ihn dem Galgen entgegen zu seinem und Mariekens Kinde treiben, sie muß in ihm den heißen Wunsch entstehen lassen, daß seine That, die ihm für alle Zeiten Glück und Ruhe geraubt hat, nicht nutzlos geschehen sei, daß sie seinem Kinde zu Gute komme, daß dieses in einem Lande leben möge, wo solche Gesetzgebung nicht gilt. Auf diese Weise habe ich denn den höheren Gesichtspunkt gewonnen; Johann ist nicht mehr Individuum, sondern der Repräsentant einer ganzen Klasse, aller Auswanderer, die aus Liebe zu ihren Kindern Vaterland und alles verlassen. Diese Klasse ist größer, als man glaubt. Als Gegensatz von ihm dient mir Daniel, der, allein stehend, längst in Zufriedenheit und Ergebung mit sich abgeschlossen hat und in stiller Frömmigkeit sein Leben zu beschließen wünscht. Für beide wird der Leser sich interessieren und wird bei sich die Frage zu entscheiden haben, ob es besser ist, demütig zu dulden oder thätig zu handeln, — selbst in den Augen der Welt ein Verbrechen zu begehen. Das meine Ansicht und meine Gründe! Das lyrische des Schlusses muß sehr gemindert werden, und nur die allerletzten Verse dürften vielleicht stehen bleiben. Es ist ein Drama und muß ein Drama bleiben; aber mit der poetischen Gerechtigkeit soll es sein Bewenden haben, und wenn auch alle Schwestern und Nichten sie wünschten. Diesen freundlichen, rosenwangigen und mitleidsvollen Kritikern sagen Sie gefälligst in Johanns und meinem Namen unseren tiefgefühlten Dank, aber wir könnten's nicht billiger machen; Johann setzt hinzu, er wolle bloß seinen Jungen haben und frage gar nichts nach dem christlich-germanischen Staate mit seinen Konsequenzen und Poenitenzen. Leider muß ich gestehen, daß der Bengel, obgleich mein nächster Angehöriger, den Damen gegenüber wenig Lebensart hat, und wenn ein tiefer Bückling und die romantischste Versicherung gänzlicher Hingebung in die sonstigen Wünsche der Damen von meiner Seite die Sache wieder ins gleiche bringen könnte, so würd' ich selbst „bei die Hitz" mich zu solcher, leider nicht in meiner Natur liegenden Anstrengung hinreißen lassen."

Damit hatte es sein Bewenden; konsequent führte der Dichter nach den oben entwickelten Grundsätzen seine Schöpfung zu Ende, hat aber späterhin das lyrische Element in beiden Schlußkapiteln gekürzt. Mit seinem Herzblut im Interesse der

---

Teil der Reuter-Korrespondenz mit Th. Kunike werde ich bei anderer Gelegenheit Mitteilungen machen.

leidenden Menschheit schrieb er das Buch, er hielt es Zeitlebens für sein Bestes. Die Abfassung und Ausarbeitung dieser tragischen, ergreifenden Dichtung nahm seine Zeit und Kraft mehr denn je in Anspruch; doch gleichwohl erübrigte er damals noch die zur Herausgabe der plattdeutschen Gedichte von A. W. nötige Muße. Dieselben erschienen zusammen mit „Kein Hüsung" im Verlage von Theodor Kunike in Greifswald zur Herbmesse 1857.

Der zierliche Band in klein Quarto trägt den Titel: „En poar Blomen ut Anmariek Schulten ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter."

Im Vorwort, das zum Schönsten gehört, was wir bisher in hochdeutscher Sprache von Reuter kennen, heißt es u. a.: „Gern will ich eingestehen, daß, wo meine Hand zuweilen zur Berichtigung der Form und des Ausdruckes sich hervorstreckte, mancher Blütenstaub von den freundlichen Blumen durch dieselbe abgestreift ist. Dies ist jedenfalls ein Verlust; und wenn ich den Grund meiner Eingriffe zur Entschuldigung für dieselben anführe, so geschieht dies weniger zu meinem eigenen Besten, als zum Besten des Lesers, dem sonst vielleicht teilweise die vorzüglichsten und innigsten Gedichte der anonymen Verfasserin unverständlich bleiben dürften. Obgleich mir die ausdrückliche Erlaubnis dazu geworden ist, so zögere ich doch den Schleier zu lüften, der ein großes, tief empfundenes Unglück stets den Augen der Öffentlichkeit entziehen sollte, und nur der eben angedeutete Umstand des sonst vielleicht obwaltenden Unverständnisses läßt es mich wagen, und die Natur jenes Unglücks mag zur Erklärung dienen, warum eine fremde, vielleicht ungeeignete Hand die zarten Blumen zum Strauß binden mußte. — Auf der Dichterin ruht schon seit Jahren die dunkle Nacht einer Krankheit, die sie fern hält von ihrem an häuslichem Segen reichen Kreise und sie außer stand setzt, den Pflichten als Gattin und Mutter zu genügen; ihre Seele ist stunden- und tagelang von den quälendsten Vorstellungen beunruhigt, so daß durch die verzehrende Aufregung ihr Körper ebenfalls leidet, weshalb sie denn auch schon jahrelang in einer Heilanstalt unter den Händen eines geschickten Arztes sich befindet, der Hoffnung auf ihre gänzliche Wiederherstellung hat. Den qualfreien, lichten Momenten hat das Publikum diese Gedichte zu verdanken, die — ohne der Kritik vorgreifen zu wollen — durch Naivetät, Gemüt und kindliches Hingeben in die scheinbar strengen Beschlüsse des Schöpfers einen Platz in dem Herzen des Lesers sich erobern und in ihrer Frische Zeugnis ablegen werden für die ursprüngliche Innigkeit und Kraft eines Geistes, der selbst unter so unsäglichem Leid den erheiternden Blick in das Verständnis der Natur und des Menschenlebens sich offen zu halten wußte . . . Vor allem ist es die Liebe zu ihrer Muttersprache, der niederdeutschen Mundart, gewesen, die sie selbst „den warmen Herzschlag wahrer Gemütlichkeit, den Frühlingshauch reiner, kindlicher Liebe, das Lächeln ewiger Jugendfrische und den hellen und doch so tief und weichklingenden Glockenton ungekünstelten Naturlebens" nennt, durch welche sie zur Abfassung und schließlichen Veröffentlichung ihrer Gedichte sich getrieben fühlte; deshalb um dieser Liebe nicht zu nahe zu treten, habe ich auch geglaubt, das

Idiom der Gegend, in welcher sie geboren ist, Neuvorpommern, sowie ihre Schreibart, so viel mir irgend thunlich schien, beibehalten zu müssen. . . So lege ich denn im Namen der Dichterin diese Sträuße an das Herz derjenigen, die hinlängliche Bildung und Gerechtigkeit besitzen, in unserer herrlichen Muttersprache die Klänge der Liebe und Treue, den heiteren Humor des Schalkes wie den kernigen Ernst des norddeutschen Biedermanns zu vernehmen, statt derselben mit abweisendem Vornehmthun den Platz in den Reihen des Pöbels anzuweisen, an das Herz aller derjenigen, die gern von dem belebenden Atemzuge freier Natur angeweht sind, in die reinliche Hütte der Armut treten, mit Liebe die Erinnerungen der Jugend pflegen und mit kindlicher Hingebung an einen höheren Willen ein schweres Leid zu tragen wissen." —

Die Sammlung bietet außerordentlich viel Schönes und wird jedem, der sich hineinvertieft, reinen Genuß bereiten. Wir gewinnen die Dichterin lieb; sie redet zu uns wie eine Mutter zu ihren Kindern, mit heiligem Ernst, treu und wahr, mit Herzinnigkeit, Frömmigkeit und Milde, eine Thräne im Auge, ein Lächeln auf den Lippen; sie erzählt uns von allem, was sie erlebt und erstrebt hat, was ihre Seele bewegt in Lust und mehr noch in Leid. Sie kann's nicht verschweigen, singen muß sie. Wie der tote Winter besiegt ist, in der Natur sichs aufs neue regt und alles die Sprache wieder bekommt, — die Wellen der See sich brechen, das Bächlein dahinrauscht, Büsche und Bäume ausschlagen, da wacht auch in ihrem Busen etwas auf:

Dat lett jo nich Fred mi —
Ob'n Vagel drin sitt? —
Mi dücht, Einer säd mi:
„So sing doch mal mit!"

Sie thut's und pflanzt Liederblumen in ihren Garten, daß er bald in Flor steht. Da kommt ein Sturmwind, knickt Knospen und Blüten und treibt sie selber, die Gärtnerin, in weite Fremde. Aber eine süße Stimme flüstert: sei getrost! — Auch in die Krankenstube im Stifte strahlt die Sonne und weckt neue Saaten:

Un singen müßt ik, wat ik wüßt,
Un Blömer sach ik allerweg'n,
Dat ik't tauletzt woll glöben müßt,
Ik hadd en niegen Goren kreg'n.

Ik ded de Sat so fröhlich streu'n,
Mien Goren bläuht nu wedder mal.
Still, Stormwind, still! un lat dien Weih'n
Un brek mi nich mien Blomen dal!

Un grön nu word'n is't deip in mi,
Ik kiek vergnäugt herup tum Heben
Un raup: „Hew Dank nu lat un früh,
Dat mi en Gor'n hest wedder geben!"

Jetzt sollen diese Lieder Kunde von ihr geben, hinausflattern und betrübte Herzen mit froher Zuversicht erfüllen:

Un du mien Nest vull Leder,
Fleig 'rinne in de Welt,
Un sing von Lust, von Leiden,
So as di't grad gefüllt.

Un sing bi Hoch un Niedrig
Dat Hart in Fred un Rauh,
Un wer dat nich mag hüren,
De holl de Uhren tau!

Nun, wir hören's gern, gleich ihr erstes „Vagelled":

Bün en klein Vagel blot,
De nich vel kann,
Äwerst vel glücklicher,
As männig Mann.

Hew woll kein grotes Huus,
Äwer 'n lütt Nest
Un dorin witt, witt, witt,
Vel leiwe Gäst.

Hew twors nich Fleisch un Brod
Un Mehl in't Fatt,
Weit man, dat alle Dag'
Wi warden satt.

Hew ok kein Kleiderstaat,
Nich Schoh un Jack,
Dreg äwe nakte Bein
Blot Fedderfrack.

Hew ok kein Lamp un Licht —
Kümmert dat vel? —
Leiwe Sünn is mien Lamp,
De brukt kein Öl.

Hew ok nich Wall un Mur
Mien Fiend tuun Spott,
Äwer 'ne feste Borg,
Dat is mien Gott.

Mit diesem lutherischen Choral haben wir den Grundton, der durch das Büchlein zieht. Es sind keine geistlichen Lieder, doch von wahrer und warmer Religiosität durchweht, von einer Kranken gesungen, um sich selbst und uns gesund zu machen. Das thun diese Verse voll von goldenen Lebensregeln, mit den naiven Gedanken und frischen Bildern, mit ihren tiefen Empfindungen. Sie versteht die Vogelsprache und das Tierleben, die Natur mit all' ihrem Wechsel, in all' ihrer Pracht, das Menschenherz mit seiner Wonne, seinem Weh, in Lieb und Leid.

Als Probe eine Perle plattdeutscher Poesie: „Still! Keiner darw dat weiten."

Wat Mähning sik un Flauth so sachting dauhn vertellen,
Wat Leiwes möt dat sin, wat Heimlichs möt dat gellen,
Denn ümmer, wenn bettau de lütten Wellen fleiten,
So hür ik s' tuscheln lies': „Still! Keiner darw dat weiten."

Un wat Fründ Abendwind redt mit de grännen Bläder,
Dat is kein blot Gedrähn von 't wunnerschöne Weder,
Ne, ne! Sei reden Leiws, sei reden Heimlichkeiten,
't is ok dat olle Led: „Still! Keiner darw dat weiten."

Un in dat Vagelnest hier baben in dei Rüster,
Wat is dor för en lies' Geklucker un Geflüster?
Verstellt Jug, as Ji willt, ik weit wat dat sall heiten,
Ja piept man noch so lies': „Still! Keiner darw dat weiten."

De dummen Bläumer sülwst, sei känen 't ok nich laten,
Sei ranken dicht tausam, sik leiwing ümtaufaten,
Sik liesing säuten Duft enanner tau tau geiten
Mit Flustern un mit Kuß: „Still! Keiner darw dat weiten."

Un du, mien hartleiwst Ros', deiht sik dien Hart nich rögen?
Willst du de säute Lipp nich tau mien Lippen bögen?
Wenn All'ns in Leiw genütt, willst du denn nich geneiten?
Kumm, kumm! Doch lies', ganz lies'. Denn Keiner darw dat weiten."

Krankhafte Sentimentalität ist der Dichterin fremd, nicht aber ein freundlicher Humor. Doch der Grundzug bleibt ernst: unerschütterliches Gottvertrauen, gelassene Ergebung in ihr Schicksal, das sie fern hält von Haus und Heimat. Oft beschleicht sie stille Sehnsucht. Einmal aber, wie sie die Wolken am Himmel wieder dahinjagen sieht und die Vögel von dannen ziehen, wird der Wunsch, mitzuwandern, übermächtig und gelangt in ergreifenden Tönen zum Ausdruck:

Ji lat jug nich hollen,
Ji treckt in de Fiern,
Doch ik sall woll blieben
Un tög doch so giern.

Bün inspunnt, bliew inspunnt
En ewigen Dag
In't nämliche Burken,
Up't nämliche Flag.

Un de nämliche Weihdag',
De oll swarte Krei,
Kümmt alldag un frett mi
Dat Hart so entwei.

Un Stun'n geiht nah Stunnen
Den sülwigen Schritt
Un makt mi nich apen
Un nimmt mi nich mit.

Ach, hew ik nich hofft denn
Un hew ik nich lurt
Un liesing man süfzt:
Ik möt furt, ik möt furt!

Doch nu ward't tau dull mi,
Nu packt mi dat an,
Möt bögen oder breken,
Ik riet wat ik kann.

Ut Ost un ut Westen,
Ut Süd un ut Nurd
Blöst't luder un luder:
Ik möt furt, ik möt furt!

Leiw Gott in den Heben,
O, hür mi dit Mal,
Hest Du denn kein Mitled
Mit so vele Qual?

Du kannst jo doch Allens,
Mak apen mien Purt,
O, help doch nah Hus mi!
Ik möt furt, ik möt furt! —

Die „Blomen“ sind Claus Groth zugeeignet mit einem Gedichte, aus dem hervorgeht, wie Reuter sagt, welchen anregenden Einfluß die Gesundheit atmenden, das niederdeutsche Volksleben tief durchdringenden Gedichte von Groth auf die Verfasserin geübt haben. Zugleich bemerkt Reuter, daß die ihm notwendig erscheinende Rücksicht auf thunliche Beibehaltung der Orthographie von Annmariek Schulten ihn in ein doppeltes Dilemma gebracht, „denn zu der alten, bisher wohl jeden niederdeutschen Schriftsteller ängstigenden Verlegenheit in der Rechtschreibung kam eine neue, die mich zu mancherlei Inkonsequenzen getrieben hat, und für die ich allein dem Publikum verantwortlich bleiben und Nachsicht in Anspruch nehmen muß.“ Das kümmerte aber Groth nicht, er erklärte in seinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch“: „Die Reutersche Orthographie ... macht diese lieblichen Gedichte für den Hannoveraner, den Westfalen geradezu unlesbar und für den Mecklenburger selbst nicht verständlicher. So reißt mit der Rohheit zugleich wieder die Zersplitterung, der landschaftliche Sondergeist ein, der ärgste Feind unseres Strebens. Lacht nicht wieder der Holsteiner über den abscheulichen Mecklenburger Dialekt? ...“ Reuters würdige „Abweisung“ (Berlin 1858) schließt mit den Worten: „Ohne meine Schuld bin ich zu diesem beklagenswerten Streit gedrängt worden. Selbst die besten Freunde des Verfassers jener mich schmähenden Briefe werden die beleidigende, böswillige Absichtlichkeit in den Verdrehungen, in den Übertreibungen und in den offenbaren Unwahrheiten nicht verkennen können. Kann doch dieser zarte, sentimentale Dichter es recht wohl über's Herz bringen, mir selbst da, wo ich aus Freundschaft und Teilnahme (ich meine die Herausgabe der Gedichte der Frau A. W.) viel Mühe und Zeit geopfert habe, einen hämischen Fußtritt zu geben!“

Etwas vornehm und von oben herab klingt es, wenn Groth bezüglich der „Blomen“ schreibt: „Ich nahm sie mit dem gewöhnlichen Vorurteil zur Hand, womit man nun schon plattdeutsche Gedichtsammlungen ansieht.“ — „Man nun schon“ ist gut. — Darauf das Geständnis: „Ich las wirklich zum ersten Male ein plattdeutsches Buch mit Vergnügen.“ — Wo bleibt der „Quickborn“?!

Über die Gedichte an und für sich lautet sein Urteil durchaus günstig: „Der Geist wie die Form sind ansprechend, sind anmutig. Die Frau schreibt einfach, wie ihr um's Herz ist, und schreibt das so treuherzig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebsten, dem Kindchen oder dem Vater dort oben aussprechen kann, es ist immer ein Kosen oder Gebet, oft auch das herzliche Lachen oder Weinen, wie es das vertraute Ohr gewohnt ist. Sie künstelt sich nirgends erst einen Geist oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe noch eine rohe, um dann dafür mühsam Worte und Reime zu suchen, aber sie hat Geist und Gefühl und spricht sie aus oft tieferschütternd. Wenn man in der Kunst von Natur sprechen kann, so muß man diese Harmonie zwischen Innerem und Äußerung Natur nennen." Vorher schon hatte Groth im Altonaer Merkur (28. Oktober 1857) diese „Blomen" als frisch und duftig empfohlen trotz der „unglückseligen" Orthographie und des „plumpen" Provinzialismus.

Als Wuthenow den von Groth an die Dichterin gerichteten Dank und dessen Lob dem Freund und Herausgeber Fritz Reuter meldete, antwortete letzterer in alter Teilnahme:

Lieber Wuthenow,

Mit recht herzlichem Vergnügen habe ich soeben deinen Brief gelesen; diese gerechte Anerkennung von seiten Claus Groths wird nicht allein dir, sondern auch deiner armen Frau recht sehr wohtthun, und vor Allem hoffe ich, daß durch die Erfolge, die ihre Dichtungen haben, und durch den in Aussicht stehenden Briefwechsel mit Groth deine arme Leidträgerin in ihrem Wesen gekräftigt und gestärkt werden möge, damit auch dir ein Teil deines Kreuzes abgenommen werde. Übrigens ist diese günstige Beurteilung nicht allein stehend, in der Spenerschen Zeitung ist Anmarieken Schulten ehren Gohren gar sehr gelobt und gebührend hervorgehoben, sodaß sich wohl mancher darin ergehen wird. Wie du weißt, bin ich mit dem mir mitgeteilten Urteile durchaus einverstanden, was aber Claus Groth von dem provinziellen Gewande sagt, will mir nicht in den Kopf; seine Gedichte tragen selbst ein sehr provinzielles Gewand, welches von dem Idiom der alten plattdeutschen Drucke aus der Reformationszeit um ein gut Teil entfernter stehen mag als unser mecklenburgisch-vorpommerscher Dialekt. — Doch das ist Nebensächliches, die Hauptsache ist der Erfolg und seine Mitwirkung auf das Gemüt deiner Frau. —

Mir ist's nicht so gut ergangen; der Norddeutsche Korrespondent in Schwerin hat sich meiner ganz schauderhaft erbarmt: „Schandidyll, gottlos, aller menschlichen und göttlichen Autorität Hohn sprechend, eine schamlose Blosstellung meiner selbst, ein niederträchtiger Mißbrauch der Preßfreiheit; keine Kenntnis des Dialekts, in welchem ich schreibe, kein Herz für's Volk und für's mecklenburgische Vaterland, ein Bastard von Auerbach und Beecher Stowe" ꝛc. — Höchst erbaulich! Bin aber etwas dickhäutig, zumal ich sehe, daß das Ding doch gekauft wird, und daß mir ab und an von Bekannten und Freunden freundliche Urteile zugehen. Dies letztere kannst du Kunike zur Aufmunterung mitteilen und ihn bitten, alle Rezensionen aufzubewahren und mir mitzuteilen. Hier sind ungefähr 100 Exem-

plare verkauft, in Wahren,' wie mir Kaibel schreibt, 100, und hat sich derselbe nachkommen lassen.

Dir zur freundschaftlichen Mitteilung und Kunike zur geschäftlichen Beachtung, daß ich bis aufs Ausputzen mit einem hochdeutschen Lustspiel fertig bin, welches nicht so zahm wie Onkel Jochen ausgefallen ist; das Ding ist voll toller Streiche, und wenn's Glück gut ist, soll's irgendwo unter dem Titel „Die drei Langhänse" aufgeführt werden.

Deine Kousine A . . . war vor einigen Tagen hier bei uns — denke dir! sie hat 5000 Thlr. in Worten fünftausend Thaler auf einen Seehandlungsprämienschein gewonnen. Ich habe sie geneckt, sie würde ordentlich fett darnach.

Nun, mein alter Junge, noch einmal meine herzlichste Gratulation und den wiederholten Wunsch, daß deiner guten Frau dies ein rechter Lichtblick ins dunkle Leben sein möge. Adieu! Dein

Neubrandenburg, den 10. Nov. 1857. Lutheri Namenstag. Fritz Reuter.

Ich seh' meinen Brief nicht nach, ich bin abscheulich müde, denn die Uhr ist 11½.

„En poor Blomen" fanden rasch ihren Leserkreis. Eine zweite Auflage wurde bald nötig; auch hatte die Dichterin, erfreut durch den von Presse und Publikum gespendeten Beifall, inzwischen einen neuen Liederstrauß gepflückt. Wuthenow sandte das Manuskript an den Freund zur Beurteilung und womöglich — wie er in seiner Begleitschrift durchblicken ließ — zur Herausgabe. In liebenswürdiger Weise kam Reuter ihm entgegen:

Lieber, bester Wuthenow,

Wenn ich nicht sogleich deinen Brief beantwortet habe, darfst du es mir nicht als Nachlässigkeit auslegen, erstens mußte ich die Anlage wenigstens zum Teil doch erst lesen und zweitens bin ich augenblicklich ein arg geplagter Mensch; glaube mir, gedruckt werden und gedrückt werden ist ziemlich dasselbe, zumal wenn man, wie ich in dem Falle bin, noch an dem Manuskripte zu arbeiten habe. — Im Anfang nächsten Monats etwa wird nämlich von mir ein Bändchen humoristischer Erzählungen erscheinen unter dem Titel „olle Kamellen."

Doch das ist Nebensache! Also zu deiner Angelegenheit. Mein Urteil über das, was ich von den Dichtungen deiner Frau gelesen habe, ist womöglich noch ein günstigeres, als über manche der früheren, wenn ich auch nicht anstehen kann, die Längen und Abschweifungen in manchen Gedichten zu tadeln. Ich weiß recht gut, daß dies eben so bei mir selbst der Fall ist; aber es ist einmal Menschennatur und zwar eine recht schwächliche, daß wir gelinder im Urteil gegen uns selbst, als gegen andere sind. Also! Diese Gedichte sind vollkommen so gut, wie die früheren.

Aus deinem Briefe geht nun aber nicht deutlich hervor, ob du oder deine gute Frau beabsichtigt, dieselben in einem eigenen Bande neu erscheinen zu lassen, oder ob sie, wenigstens teilweise, in der neuen Auflage des ersten Bandes abgedruckt werden sollen. Im ersten Falle dürften die vorhandenen einen Band nicht

füllen, zumal einige vielleicht nicht aufzunehmen sein dürften; im zweiten Falle würden es am Ende zu viel sein. Überlege dir die Sache mit Kunike und beherzige dabei noch einen Umstand, dessen Erfahrungsrichtigkeit dir Kunike vielleicht bestätigen dürfte: die zweiten Bände der Lyriker gehen, selbst wenn sie eben so gut und noch besser als die ersten sind, lange nicht so gut.[1]) Diese Bemerkung hat ihre Ausnahmen und bedeutende Ausnahmen, und wenn Publikum und Kritik nur irgend gerecht sind, wird deine Frau dazu gehören. — Du sprichst von undankbarem Mühsal, welches ich gehabt haben sollte, das hast du wohl nur so über'm Herzen weggesprochen; Mühe mag ich mir gegeben haben, aber undankbar ist sie nicht gewesen, das beweiset die 2. Auflage der Gedichte.

Nun zu dem Kern deines Schreibens, du sprichst das Wort freilich nicht aus; aber ich will es aussprechen und weiß gewiß, daß du mir es gut aufnehmen wirst: Du möchtest gern wissen, ob ich mich einer ähnlichen Arbeit bei diesen Gedichten unterziehen möchte, wie bei den frühern. Irre ich mich in dieser Voraussetzung, so weiß ich gewiß, daß du mir nichts übel nimmst. Irre ich mich nicht, so will ich „Ja" zu der Sache sagen, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich es etwas auf die Zeit schlagen muß, denn mit der bin ich sehr bedrängt. — Vielleicht aber hast du nur eine oberflächliche sprachliche Korrektur im Sinne, und auch da will ich herzlich gerne helfen. — Schreibe mir über Alles ganz genau, du bist ohne Gefahr, von mir mißverstanden zu werden. Wenn du es wünschest, will ich auch die Korrektur der neuen Auflage übernehmen.

Doch noch eines Umstandes muß ich erwähnen, der bei einer tiefer eingehenden kritischen Überarbeitung von sehr eingreifenden Folgen sein dürfte; ich habe eine ganz neue Orthographie angenommen, und durch dieselbe würde der Reim und der Vers oft heftig alteriert werden dürfen.

Daß du mich mit deiner guten Frau hast besuchen wollen, ist mir ein Beweis deiner fortdauernden Freundschaft, und wenn du deine Absicht im nächsten Jahre ausführst, so sollst du sehen, daß ich auch in meinem Hause Freundschaft zu üben weiß.

Grüße mir Kunike herzlich und sage ihm Dank für die Übersendung des 2. Heftes des Lexikon; ich werde dem alten Kosegarten nächstens eine darauf bezügliche Zusendung machen. Mit freundschaftlichem Gruße dein

Neubrandenburg, den 1. Oktober 1859. Fritz Reuter.

Der litterarische Erfolg und die Anerkennung der „Blomen" hatte heilsam auf den seelischen Zustand der Kranken gewirkt, sodaß sie den Wunsch ausgesprochen, von Rostock aus, in Begleitung ihres Mannes, Reuter aufzusuchen. Allein der Stiftsarzt Dr. Schröder riet entschieden ab, und so mußte Wuthenow wieder selbst der Vermittler zwischen seiner Frau und seinem Freunde sein. Er schickte seiner Alwine den vorstehenden Reuterschen Brief mit der Bitte, ihm zu sagen, wie er

[1]) Das ist wirklich eingetroffen, denn während der erste Band bereits dreimal gedruckt werden mußte, ist vom zweiten noch keine neue Auflage erschienen.

denselben erledigen solle, oder auch an Reuter direkt zu schreiben. Sie legte dankerfüllt und vertrauensvoll alles in Reuters Hände, ohne sich über die Frage einer orthographischen Umgestaltung klar genug auszudrücken, dagegen die Herausgabe eines zweiten Bändchens dringend wünschend. Dazu fehlte es Reuter augenblicklich an Zeit, und er machte sich deshalb erst an die geringere Arbeit, die Korrektur der neuen Auflage, nach Maßgabe seiner veränderten Orthographie, welche in der Vorrede zur vierten Auflage der „Läuschen un Riemels“ sprachwissenschaftlich begründet ist. Ihm war es ebenso Ernst mit Verbesserung der plattdeutschen Rechtschreibung wie Groth; nur auf anderem Wege, auf andere Weise suchte er das Ziel allmählich zu erreichen. Reuter liebte, wie er selbst gesteht, seine Sprache mehr als seinen Dialekt. So bat er um bestimmte Einwilligung zur Durchführung seiner neuen Regeln, indem er zur praktischen Vergleichung darin mehrere Gedichte abschrieb und mit folgenden orientierenden Zeilen [1]) nach Greifswald schickte:

Lieber Bruder,

Du mußt heute mit einem Briefe zufrieden sein, der nicht einmal dem Papiere nach die Anforderungen des Anstandes erfüllt; ich habe kein Briefpapier, es ist zum Schicken schon zu spät. Also —

Eine wirklich große Freude hat mir der Brief deiner Frau gemacht; ich werde denselben in einigen Tagen so beantworten,[2]) wie die für mich freundlichen Gesinnungen desselben es verdienen. Da aber mir die Zeit des Druckes zu drängen scheint, so muß ich vorläufig über einen Punkt mit dir im Reinen sein: soll wirklich das Buch mit der alten, fehlerhaften, bloß phonetischen Orthographie gedruckt werden? — Auf mich nimm bei deiner Anordnung keine Rücksicht, ich würde im stande sein, nach meiner neu angenommenen Rechtschreibung das Buch umzuändern, ohne daß der Druck aufgehalten wird, nur müßte ich dann ein geleimtes Exemplar haben, denn mit Bleistift wird es der vielfachen Änderungen wegen nicht gut gehen, auch wäre es gut, wenn's nicht beschnitten wäre, des Raumes wegen. Es versteht sich von selbst, daß das Buch dem Inhalte und Ausdrucke nach gar nicht verändert wird, nur der Schreibart nach, und daß dann beim Reim namentlich kleine Inkonsequenzen nicht zu vermeiden sein werden; aber bei der schrecklichen Formlosigkeit und Willkür in der plattdeutschen Schreibart wird dies nicht viel zu bedeuten haben. — Damit du entscheiden kannst, sende ich dir hierbei eine Probe meiner neuen Schreibart, in der ich auf die alte Sprache rekurriere, und die nach den wenigen Äußerungen deiner Frau über Rechtschreibung ihren Beifall erhalten möchte.

[1]) Leider ist das Folioblatt unten abgeschnitten für einen Autographenliebhaber, der Reuters Namenszug zu besitzen wünschte. Dabei ging aber nicht nur das auf der Rückseite Stehende verloren, sondern auch der Schluß. — Am Rande liest man: „Beantwortet den 24. 10. dahin, daß R. die Korrektur mit Berücksichtigung seiner jetzigen Orthographie befolgen und das in seinen Händen befindliche Exemplar leimen lassen möge; zugleich neue Gedichte übersandt. W.“

[2]) Dieser Brief nebst den paar andern direkt von Reuter an die Frau Kreisgerichtsrat gerichteten war nicht aufzufinden.

Wünschest du also eine derartige Umgestaltung, so sende mir umgehend deine Willensmeinung, und wenn [du dir selbst kein entscheidendes Urteil zutraust, so frage den][1]) alten Papa Kosegarten, der ist nach meiner Meinung von allen, die über diesen Gegenstand geurteilt haben, die beste Autorität. Wiggers[2]), mit dem ich persönlich geredet habe und der ein langjähriger Freund von mir ist, ist entschieden auf dem Holzwege und Brinckman erst recht. — Das ist keine Eitelkeit von mir, denn der Eitle läßt ein lange genährtes Vorurteil nicht so leicht fahren, wie ich es gethan habe. — Die Gründe und den Weg, den ich einzuschlagen gedenke, wirst du in der Vorrede zur 4. Auflage von „Läuschen" finden. — Viele, viele Inkonsequenzen wird man mir vorwerfen können; aber meistens sind es Zweckmäßigkeitsgründe, um das Verständnis zu vermitteln, die mich bestimmt haben; allzuweit darf man sich noch nicht von der Aussprache entfernen, sonst schreibt man nicht für das Publikum, sondern für Sprachforscher und Antiquare.

Damit du auch eine Vergleichung in praxin vornehmen kannst, sende ich dir beispielsweise eine Übertragung des letzten Gedichtes in der Sammlung „Still! Keine dörft dat weiten." Vergleiche es; aber vorzüglich „dat Niejohr." — Ich weiß, wie gesagt, sehr wohl, daß viele Inkonsequenzen bei mir vorkommen; aber man muß dem hochdeutschgewohnten Auge beim Lesen auf einzelnen Stellen zu Hilfe kommen, z. B. bei den durch „h" gedehnten Silben. Schriebe ich „Flot" oder „Flaut", so würde der Hochdeutsche eher an „Flöte" denken, als an „Fluth".[3]) — Das „au", „äu", „ei" begünstige ich entschieden, sie geben der Sprache mehr Wohllaut als die ewigen „o", „ö" und „ee". Warne deine Frau vor der Aufnahme von Formen wie „wähn" für „wesen" (sein); sie hat dieselben von Claus Groth und nicht von unserm Volk gehört, und was man uns vorwerfen mag, unser Dialekt stimmt weit mehr mit der alten Sprache, als der .... (das Weitere fortgeschnitten.)

Nachdem Wuthenow am 24. Oktober 1859 seine Zustimmung gegeben hatte, lag Reuter fleißig der Arbeit ob und sandte bereits am 28. die ersten beiden Korrekturbogen nach Greifswald:

---

[1]) Das Eingeklammerte ist Konjektur von mir. Hier nämlich, am unteren Ende des Blattes, hat die Scheere ihr Verwüstungswerk gethan; die Rückseite oben beginnt: alten Papa Kosegarten 2c.

[2]) Julius Wiggers, der Rostocker Professor, war schon 1857 mit einer Grammatik der plattdeutschen Sprache hervorgetreten, unter Zugrundelegung der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart. Auch er veröffentlichte, noch vor der Herausgabe von „Ut mine Festungstid" die Geschichte seiner Gefangenschaft: „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft" (1861). Reuter dankte ihm brieflich, unterm 27. Januar 1862, für das Buch, worin Wiggers durch die noch frischere Erinnerung eine pragmatische Geschichte jener Lebenszeit zu schreiben vermochte; bei ihm, Reuter, lägen aber 25 Jahre zwischen seinem Jetzt und seinem Damals, „die mich manche Bitterkeit vergessen lassen konnten und mich in den Stand setzten, sogar diese Zeit meines Lebens in die rosigen Fluten des Humors zu tauchen; aber alle Momente wollen sich nicht heiter färben lassen, sie bleiben in ihr scheußliches Grau gekleidet stehen, und wenn ich die heiteren auch ein wenig mit erfundenem Spaß auflasiert habe, die grauen habe ich ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehen lassen."

[3]) Diese Besorgnis ist jetzt durch die Puttkamersche Orthographie hinfällig geworden.

Lieber Bruder,

Sehr eilig! Mit dieser Post wirst du die ersten beiden Bogen Korrektur erhalten. Mit mancher Änderung wirst du und deine Frau am Ende nicht übereinstimmen; aber das ist eben der Umstand, daß nicht zwei Leute übereinstimmen können, was unsere liebenswürdige plattdeutsche Orthographie betrifft. Absichtlich habe ich die mecklenburgische Aussprache der Diphthongen beibehalten, au für o, äu für ö und ei für e. Die Sprache wird dadurch klangreicher und voller; die ewigen langen o und e ermüden schrecklich und machen die Sprache farblos. Die Etymologie hilft uns dabei nicht, da heißt es das Beste aus dem Vorhandenen wählen. — In den nächsten Tagen erhältst du so viel, daß Kunike getrost jetzt schon zu drucken anfangen kann. Ich habe das Exemplar zum Buchbinder des Leimens wegen gehabt; es geht aber nicht, es ist eine besondere Art Papier, die den Leim nicht annimmt, ich war also auf den Bleistift angewiesen. Mit herzlichem Gruß dein

Fr. Reuter.

Man hat mich zur Schillerfeier angekriegt, und daher ist meine Zeit jetzt verteufelt beschnitten; aber ich sende jedenfalls rechtzeitig Manuskript.

Und er hielt Wort; Ende November hatte er die Korrektur vollständig besorgt. In demselben Monat[1]) war auch sein meisterhaftes Werk „Olle Kamellen. Twei lustige Geschichten" erschienen. Ein Exemplar schickte er als Weihnachtsgabe für Anmariek Schulten an Wuthenow:

Lieber Bruder,

Ich sende dir hierbei eine kleine Julklapp nebst Brief für deine Frau. Ich würde dir auch so ein Buch geschickt haben; aber bei meiner großen Bekanntschaft und Verwandtschaft reichen 30 Freiexemplare nicht so weit.

Nach Weihnachten, die ich bei Peters-Bollentin bei Treptow zubringen werde, mache ich mich an die Gedichte. Dein

Neubrandenburg, den 16. Dezember 1859. Fritz Reuter.

Fröhliche Festtage für dich und die deinen. Grüße deine Frau Schwester und Kunike. —

Rechtzeitig zu Ostern 1860 erschien die neue Ausgabe von „en por Blomen" mit der Notiz: „Unter der Presse befindet sich eine weitere Sammlung neuer Gedichte von derselben Verfasserin." — Diese Ankündigung hing wie ein Damoklesschwert über dem Haupte Reuters. Vielbeschäftigt durch Korrekturlesen und Korrespondieren, gestört durch Besuch und Unwohlsein, wollte ihm das Ordnen und Feilen des zweiten Gedichtbändchens nicht nach Wunsch von statten gehen. Er entschuldigte sich deshalb bei Wuthenow, dem er zugleich aus eigener Verleger-Praxis einen guten Wink giebt, lehrreich für jeden jungen Autor:

Lieber Bruder,

Den anliegenden Brief glaube ich dir mitteilen zu müssen . . . Nun aber eine Bemerkung, die ich jetzt nicht länger unterdrücken kann — es versteht sich

[1]) November 1859; nicht wie Glagau angiebt Herbst 1860.

sub rosa! Wenn du oder deine gute Frau nicht mehr als 57 Thlr. — oder so — für die erste Auflage erhalten habt, so ist dies nach meiner Rechnung, selbst bei dem billigsten Verlagsmodus — der gleichen Teilung des Gewinnes — zu wenig.

750 Exemplare à 15 Sgr. geben 375 Thlr. brutto, $^1/_3$ davon an die Sortimentsbuchhandlungen lassen 250 Thlr. netto. Für Satz, Druck und Papier rechne ich höchstens 75 Thlr., es bleiben also zur Teilung 175 Thlr., für dich 87$^1/_2$ Thlr. Die Versendungskosten und etwaige Verluste trägt in solchem Falle der Buchhändler und mußt du dich darauf nicht einlassen, das giebt allerlei Philipps-rechnungen. Ich habe dir dies mitteilen zu müssen geglaubt und zwar nicht als gegen den guten Kunike gerichtet, sondern bloß zu deinem Vorteil für zukünftigen Fall.

Also Justizkommissarius! Du mußt mich entschuldigen, ich weiß mir die Vorteile dieser Stellung nicht recht klar zu machen. Gewinnst du dabei, so nimm meine herzlichen Glückwünsche zu der Aussicht.

Nun wird eine große Litanei losgehen. 1. bin ich 8 Wochen durch den Besuch des Hofmalers Schlöpke in meinem Hause auf das Empfindlichste beim Arbeiten gestört. 2. habe ich trotz der Gegenversicherung der Piper und A . . . eine sehr heftige Grippe durchzumachen gehabt. 3. habe ich die 2. Auflage von olle Kamellen besorgen müssen. 4. nimmt meine Korrespondenz in schrecklicher Progression zu. Dies alles hat mich sehr gehindert, so wie ich wohl wollte, an meine und an deine Arbeit zu gehen, und wenn ich auch mit der letzteren den Anfang gemacht habe, so hat es doch schlecht geschafft. Dazu kommt, daß deine gute Frau sich eine Menge kleiner Nachlässigkeiten angewöhnt hat, die bei den früheren Gedichten nicht in dem Maße vorkamen und deren Abstellung zuweilen seine Schwierigkeiten hat. — Aber laß nur sein! Früh auf und spät nieder bringt verlorne Zeit wohl wieder.

Nächstens denke ich dir schon die Probe zu senden. Bis dahin

dein unveränderter Freund

Neubrandenburg, den 11. April 1860. Fritz Reuter.

Wuthenow sollte dieser „Probe" lange vergeblich entgegensehen. Am 1. Juni 1860 hatte er des Freundes Brief beantwortet unter Beifügung eines gebundenen Exemplars der neuen Ausgabe; auch Anmariek Schult schrieb bald darauf, ihre psychische Kraft hatte sich so gebessert, daß der Anstaltsarzt dem nach Rostock gekommenen Gatten die Versicherung nahe bevorstehender Heilung gab. Reuter freute sich innig dazu, dachte wohl auch an die übernommene Verpflichtung für die zweite Gedichtsammlung, machte sich aber nicht daran. Es war ja Sommer, wo es ihn nicht in der heißen Stadt und am Schreibtische hielt; persönlich hoffte er wegen seiner Trägheit Wuthenows Verzeihung zu holen und schrieb demselben launig:

Lieber Bruder,

Deiner Frauen Brief habe ich mit großer Freude in Empfang genommen und gelesen, und wenn ich denselben nicht direkt beantworte, so geschieht es, weil

ich einer Dame doch nicht meine Aufwartung in Hemdärmeln machen kann, unter uns beiden geht dies schon eher. — Und ich bin in Hemdärmeln, denn ich packe zur Abreise auf morgen. — Doch hat dies weiter nichts zu bedeuten, sehen werden wir uns doch und zwar auf ganz leichte Weise. Meine Frau soll Brunnen trinken, wir haben Sieden-Bollentin bei Treptow, das Gut meines Freundes Peters, als den Ort auserſehen, wo diese Aktion vor sich gehen soll, ich bummle mit. „Von dort hinaus kann dich mein Pfeil erlangen; des Weges Länge wehrt nicht den Besuch." Bei der ersten Mitteilung deiner Ankunft in Tetzleben würde ich bei meinem getreuen Bruder in folio, dem ehrwürdigen Pastor in Tetzleben, mich einfinden. Sollte jedoch dein Besuch sich so lange hinzögern, daß die verdammte Brunnenpartie glücklich zu Ende geführt ist, so würde es sogar möglich sein, daß eines schönen Tages ein alter Strömer von Straßenläufer, mit einem prächtigen Wanst vorne und einem schmächtigen Bündel hinten, bei dir auf seiner Durchreise und Fußreise nach Rügen anklopfte und sein viaticum verlangte. Du kriegst jedenfalls immer Nachricht, wo ich zu finden bin. Also von morgen an bis nach 3 Wochen zu Sieden-Bollentin, 1 ½ Meile nordöstlich von Treptow.

Deine Frau grüße ich und Meine (plattd: Mien) recht von Herzen und freuen uns, daß ihr euch mal wieder habt, daß es besser geht, und wünschen mit aller Wünschkraft, daß es noch besser gehen möge. Vale. Dein

Neubrandenburg, den 13. Juli 1860. Fr. Reuter.

Wenn ich nichts von den durchzusehenden Gedichten sage, so hat dies seinen guten Grund: ich schäme mich. Persönlich mehr und alles darüber.

Das geschah; die Freunde sahen sich wieder, und Wuthenow wurde wahrhaft überrascht, als Reuter ihm triumphierend ein Konvolut überreichte: es enthielt das druckreife Manuskript des zweiten Bandes der „Blomen". Anstatt in Sieden-Bollentin zu bummeln, hatte er sich dort mit Eifer an die Arbeit gemacht, und er rieb sich vor Vergnügen die Hände, wenn er sich das erstaunte Gesicht seines Ferdinand ausmalte. — „Nun, lieber Bruder, was sagst du jetzt?" rief er übermütig. „Bin ich nicht ein Hexenmeister? Dor ſ'ünd de nigen Blomen!"

Viele Mühe hatte er davon gehabt, aber vor der Welt prunkte er nicht damit; Annariek braucht nicht mehr meinen Namen als Aushängeschild, der ihre ist schon bekannt und gut bekannt, erklärte er. So erschien das schmucke Bändchen unter dem Titel: „Nige Blomen ut Annariek Schulten ehren Goren von A. W." bei Kunike in Greifswald 1861. Doch ließ es sich die Verfasserin nicht nehmen, in der Vorrede der uneigennützigen Hilfe Reuters zu gedenken: „Innige Freude hat mir die wohlwollende Aufnahme bereitet, welche meine Blomen bei meinen Landsleuten gefunden haben, diese Freude ist ein Lichtpunkt in meinem kümmerlichen Dasein. Ich schulde diesen Genuß meinem lieben Freunde Reuter, denn ohne seine Aufmunterung, ohne seine freundliche Mitwirkung wäre ich nie dazu gekommen, meine Blomen einem größeren Leserkreise darzureichen. Ich benutze diese Gelegenheit, meinem braven Freunde meinen herzlichsten Dank zu sagen für das, was er gethan, — ihm danke ich auch den Mut, mit Nigen Blomen vorzutreten." —

In vier Sträuße (Strüzing) gebunden, enthält die Sammlung eine Fülle köstlicher Poesie. Die Dichterin ist verstanden worden, und so singt sie aufs neue vom Winter, der vergangen, vom Lenz mit seinen Blüten, vom fröhlichen Vögelgezwitscher, — es sind die alten Themata, aber sie erklingen in frischen Tönen und melodisch, voller Lust und Wehmut, wie echte Volkslieder: Müller-, Schiffer-, Jäger- und Liebeslieder, Gedichte für die Kleinen (för de Gören), über die Jahreszeiten und -Feste, über Gott und Natur, auch heitere Polterabendstücke mit einem glücklichen Humor. — Am individuellsten und ergreifendsten ist der Cyklus „Swore Stunnen", wo wir tiefe Einblicke in den Seelenzustand der unglücklichen Frau erhalten und daher etwas verweilen. An ihre Tochter Helene, „an Lening", zum Geburtstag sendet sie dies dritte Sträußchen:

't wier, as ob hüt 'ne lütt witt Duw,
Kam antosleigen in mien Stuw
Un dükert sik so dicht an mi
Un kek mi an so leiw dorbi,
Un säd to mi: „Weitst wat? weitst wat?
As'k gistern up den Schornstein satt,
To Griepswold in de Bökstrat wier't,
Bi't letzte Hus, dor hew'k wat hürt,
Dor sprung herut din öllst, lütt Diern,
Sei wull, säd s', hüt Geburtsdag fier'n.
Ach ja, sei wier so leiw, so smuck,
Freust di nich uk?" —
„„Oh, Düwing, hest dat god woll meint,""
Säd trurig ik un sedd un weint,
„„Red nich dorvon, lat dat man sin,
Mi föllt so gor vel Trurigs in,
Mi ward so bang, mi ward so weih.
Nimm wedder man din Flüchten twei,
Fleig wedder hen, wo du s' hest seihn,
Un dröppst du s' dor denn ganz allein,
Denn segg: din Mutting, du lütt Diern,
Schickt vele Grüß di ut de Fiern,
Nimm s', wiel s' niks Beters schicken kann,
As ein Geburtsdags-Strüzing an,
Un wenn de Blomen, leiwes Kind,
Von Morgendau wat natt uk sünd,
Von so en Dau, de oft fihr brennt,
Den ji bi jug woll Thranen nennt,
So rüken s' doch so schön, so sänt;
Sei stahn nich frischer wied un breit,
Sei blöhn von idel Leiw so rod,
In Moders Goren wassen s' blot.
Nimm s' denn mit desen Breiw von mi
Un legg s' fast up den Bussen di.
Ik hew hüt din leiw Mutting seihn,
Sei satt un sung för sik allein
En oll lütt schönes Kinnerlid,
Dat föll ehr in ut olle Tid,
Klung trurig woll, doch, ach! so säut,
Hür to! ob ik dat Lid noch weit:
Hest hürt woll von Marleneken,
Wo sei eins all de Beneken
Von ehr leiw Bröding söcht un fünn
Un in en siden Dok sei bünn?
Nah en Machandelbom sei drog,
Wo ein schön Vagel rute flog
Un in den hellen Morgen sung,
Dat 't Lid in'n Harten wedder klung?
Wo hei en por schön rode Schoh
Ehr smet bi 't lustig Singen to,
Dat sei dormit schier danzt un sprung,
Ehr Led verget un lustig sung?
Un wo sei danzt up 't gröne Gras,
Wiel't Vägling gor ehr Broder was,
Den sei för ümmer glöwt verlur'n,
Un wo s' un danzt dörch Busch un Durn,
Un wo s' sik freut ahumaten sehr,
Dat hei nu wedder bi ehr wier? —
Ach, du heitst ok Marleneken,
Ach, künnst du doch de Beneken
Von min oll Glück tosamen fin'n
Un in en siden Dok sei bin'n,
Un dragen sei an Gottes Thron;
Hei is jo ok son Wunnerbom,
Un wenn hei't wull un pust't dorin,
Müßt glik ok son schön Vagel sin,
De lustig sine Flüchten swüng
Un Fred un Freud in 't Hart mi süng,
Un smet son Schoh, so schön un rod,
Villicht mi ok in minen Schot,
Dat heil gesund ik fohrt dorin
Un nah min Lening springen künn;
De Vagel äwer, de dit dahn,
Würd as en Engel bi uns stahn,
Un würd mein Dag' nich von uns wieken,
Un würden wi in 't Og em kiken,

Würd helle Freud in'n Harten sin;
Hei is dat Glück, dat uns verswünn.
Tosam wier, wat tosam deit hür'n;
Wo wull'n wi denn Geburtsdag fier'n!

Doch sie weilt fern vom Gatten und von ihren Kindern, im Krankenstifte, schon sieben lange Jahre; — — wie viele schwere Stunden sie dort gehabt hat! — So sitzt sie wieder einmal traurig da, zur Winterszeit, wo alles schläft. Ach, seufzt sie, könnte sich doch auch mein Leid ein wenig schlafen legen!

Mi is so sur min Leben makt,
Ik hew un lang nog weint un wakt.
Still! Still! Mi fall'n de Ogen to,
Mi äwerkümmt 'ne söte Roh,
Un snurrig Biller vöräwer trecken.
Gaht liesing, lies'! Kein sall mi wecken.

Sie träumt, ganz einsam auf einem Felde zu stehen; die Landschaft liegt tot da, in ein weißes Leichentuch gehüllt, selbst der Himmel sieht kalt und starr aus. Da läßt sich aus der Ferne ein Glöcklein vernehmen, näher kommt ein Fuhrwerk, das seine Last kaum schleppen kann, schwer und langsam; unter den Rädern knirscht der Schnee, der ganze Wagen knarrt und kracht, das Glöckchen klingt hohl und ernst, der Gaul fällt ermattet nieder, und bloß die Peitsche hilft ihm auf die Beine: vorwärts! — Ach, das ist ja ein Abbild ihres eigenen Lebens:

Ik fohr to Höcht, griep nah min Bost,
Dörch mine Glieder flüggt en Frost,
Ik riew de Ogen mit de Hand;
Dat Bild bliwt ümmer vör mi stahnt,
Un trurig frögt ein stille Thran:
Wo lang mag so de Tog noch gahn?
Is würklich, Vatting, dat min Leben?
Hest du di miner ganz begeben?
Ach ne, nich möglich schient mi dat,
Ein Mal ward doch min Schicksal satt,
Ein Mal kümmt s' doch, de söte Roh;
Na, denn man los! man ümmer to!

In einem anderen Gedichte vergleicht Annariek sich mit Schneewittchen; zur holden Prinzessin kam der Königssohn, durch seinen Kuß sie aufzuwecken:

Doch, arme Seel, wer kümmt to di,
Wer sprengt din gläsern Sark?
Wer bögt so lind sik äwer di
Un sprekt as Sünnenschien:
„Du arm Sneewittken, wak un up
Un lat uns glücklich sien!"

Sie weiß wohl, wer sie befreien könnte: Jesus Christus.

O grote Held von Kraft un Dad,
So leiw, so tru, so fram,
Heil Christ, du schöne Königssähn,
Segg an, wenn willst du kam?

Ihr Glaube ist groß und stark, daß durch Nacht zum Licht der Heiland sie aus den Schatten führen wird. So trägt sie ihr Kreuz geduldig in Hoffnung und Gebet.

Dann wieder sehen wir die Dichterin mit ihren Gedanken allein zur Dämmerstunde, im Schummern. Ihr Herz wird so weich und weh beim Zirpen des Heimchens, das ja in ihrem Busen das Lied von Zuhause anstimmt. Da ist's ihr, als lege sich eine Hand leis auf ihre Schulter, als sage ihr jemand freundlich guten Abend, als blickten zwei Augen sie klar und lieb an; ach, 's ist eitel Traum, und sie seufzt tief. Nachhause, nachhause! Sie würde den Weg wohl finden, und wär' er noch so uneben, und in die bekannte, kleine, traute Stube treten, ganz sacht.

He markt dat nich, de eben
Sin Schriftstück schuft bi Sid,
De Mann, dat em wat Leiwes
Äwer de Schuller süht.

Und nun zaubert sie sich ein Bild süßesten Familienlebens vor die Augen: Ihr Mann ist fertig mit der Arbeit und hat die Feder beiseite gelegt. Auf dies

Zeichen kommen sie all heran, seine und ihre Kinder, streicheln ihm Backen und Bart, schmeicheln und bitten um Märchen. Ja, ruft klein Lena, am schönsten war doch das, was uns Mama einst erzählte!

„Mama, de weit Geschichten!
Wer so vertellen künn!
Doch nu möt uns' Papaken
Uns' Märkenbok hüt sin!"

Wo ward de Mann so düster
Utsehn mit enen Mal?
Kümmt dat blot, wiel de Abend
Just deeper sackt heudal?

Dat he mit düstre Flüchten
Huscht äwer sine Stirn,
Langt noch en anner Schatten
Na em ut wiede Fiern?

He höllt sik to de Ogen
Un süfzt so deep un swor:
„Mama, du leiwe, söte,
Ach, wenn du doch wierst dor!"

Da schluchzt sie und fleht das Heimchen in ihrer Brust an, innezuhalten; eine sanfte Hand bringt die Erinnerung zur Ruhe.

Dieselben Herzenstöne und Heimwehklagen, aber auch dieselbe Hingebung in den Willen des Höchsten treffen wir in den übrigen, meist auch formell schönen Gedichten: „En Opkiek in Nod", „Ik möt an Di gedenken", „Ik seeg hüt in en Möl", „De Wald steit still un ensam", „Abends", „Annetten sitt to spinnen," „Abendwind kümmt to höcht", „Ik seih en Schipp, dat trurig", „Se hett noch Macht", „An den Mahn", „An den Dod", „Ensam", „Regenweder".

Früh verlor die Dichterin ihre geliebte Mutter, die vom Himmel herab das Leiden ihres unglücklichen Kindes sieht und es mit Liebe umfaßt. Zu ihr hinauf klingt aus tiefstem Herzensgrunde die Klage:

Arm, de mi ens dragen,
Schoot, de mi geburn,
Moder, leiwe Moder,
De ik früh verlurn.

O! wenn hoch un höger
Rings de Water gahn,
Stündlich wild un willer
Mi dat Hart ward slan, —

Ut de swarten Wolken
Nich en Stiern mi lacht —
O! denn geiht en Lüchten
Plötzlich dörch de Nacht!

As den Mahn sin Strahlen,
Gütt et dörch mi mild,
Un to mi herunner
Süht din leiwes Bild.

Deit so fründlich kiken,
As de Abendstiern,
Wenn he seggt to Blömer:
Hew jüm gor to giern!

Wenn de luden Water
Sacht he spreckt to Roh
Mit sin Blick vull Freden:
„Slapt, ik wak un jo!"

O! so sacht un sachter
Denn to Sinn mi ward,
As wenn köhle Water
Spelen üm min Hart,

Un as dor dat Segel
Leggt to Roh sik fram,
As en Schipp, dat lisen
In sin'n Hafen kam.

Sülst min Leed, so düster,
Kikt mi fründlich an,
Dat de Händ ik folgen,
Abba! beden kann.

As en Duw dau bargen
Köpping in din Schoot
Un roop: leiwe Moder,
Ward noch all mal god!

O will kein mi hebben,
Nimmst du mi doch an,
Bit ik mi besinnen,
Mod mi faten kann.

O du leiwstes Leiwen,
O du bestes God!
Truer as de Heben,
Stärker as de Dod!

Schönstes Sünnenschiening,
Dat se hätt des' Ir,

Moder, leiwe Moder, -
Lat mi nimmer mihr! —

Nicht nur in plattdeutscher Sprache hat Annariek Schult ihren poetischen Blumengarten bepflanzt; es erschienen von ihr auch „hochdeutsche Gedichte" (Greifswald, Kunike. 1862), ebenfalls in Sträuße abgeteilt, zart empfunden, voll inniger Frömmigkeit; indessen an Gedankenreichtum, im Ausdruck und in der ursprünglichen Naivetät stehen die plattdeutschen „Blomen" ungleich höher. Manche Lieder sind zur Vervollständigung des Lebens- und Charakterbildes unserer Dichterin beachtenswert; das schöne „So ist es wirklich keine Lüge," wo die mütterliche Freude über die Briefe ihrer Kinder einfach und herzlich geschildert wird, das an ihre Tochter Hermine gerichtete „Kindlein, auch du?", das im Namen der Kranken der Heilanstalt St. Katharinenstiftung ihrem Arzt Dr. Schröder zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum gewidmete. — In der Polterabendszene „Poesie, Prosa und Schutzgeist" redet die Prosa ein handfestes Platt als Köksch; und soll ich noch ein Gedicht hervorheben, so ist es das „An Fritz Reuter" überschriebene:

Wer reitet so frisch in den Morgenwind,
So kühnlich der Sonne entgegen?
Der hält ja im Arme ein rosiges Kind,
Das scheint sich im Schlafe zu regen . . .

Dieser Erlkönig ist Fritz Reuter, und das Kind, welches er zum Schluß im Arme nicht tot hält, sondern wach geküßt hat, heißt „die echt-deutsche Weise":

Und nennt ihr's auch plattdeutsch, o! die Poesie
Hat auch hellenischen Adel,
Und sollet den heiligen Bronnen ihr nie
Mir trüben mit kleinlichem Tadel;
Denn wen er, wie mich, zu erquicken gewußt,
Der kommt stets zu schöpfen aufs Neue mit Lust
Und ruft: Glück zu! lieber Reuter,
Auf, singe und reite nur weiter! —

Wir eilen dem Ende zu. Seit 1863, mit der Übersiedelung nach Eisenach, sind sich Reuter und Wuthenow noch mehrmals begegnet. Der letztere brachte etwa gleichzeitig seine Frau nach Winnenthal in Württemberg und kehrte auf der Rückfahrt im Reuter'schen Schweizerhause ein. Wieder in Greifswald angelangt, fand er einen Brief vor, worin ihm der Medizinalrat Dr. von Zeller baldige und gänzliche Heilung der Kranken versprechen zu dürfen glaubte. Hocherfreut teilte er dies seinem Freunde mit und bekam durch Kunikes Vermittelung, der gerade Reuter in Eisenach besucht hatte, die folgende Antwort:

Mein lieber Bruder,

Das war für mich und meine Frau ein recht herzerquickender Brief, so recht aus dem Freundes-Gelenk heraus, an welchem nichts weiter daran herumbammelte als alte Freundschaft und dein treues Herz. — Wir haben uns sehr gefreut, daß du mit schönen Hoffnungen und zuversichtlichen Aussichten von deiner armen Frau abgereiset bist, daß du Freude an deiner Reise gehabt hast und alte ruhige Tage, glücklich durch die Genesung deiner Frau und durch die Freude an deinen Kindern, für die folgenden Lebensjahre in Aussicht nimmst. Gebe Gott seinen Segen dazu! —

Auch ich hoffe auf einen ruhigen Lebensabend und hoffe ihn mir auf die allertrivialste Weise, nämlich durch Pfeifenschneiden, zu erobern. Und warum nicht? Ich sitze jetzt im Rohr, nun will ich Pfeifen schneiden, Tobackspfeifen und andere.

Wenn ich dann einmal ein Häuschen mit Garten mein eigen nenne, werde ich gemütlich auf diesen Rohrpfeifen (avena) blasen und damit aufhören, womit andere Dichter anfangen, nämlich mit dem lyrischen Haferrohr; bis dahin müssen die dummen Kerls, Hawermann und Bräsig, noch vorgespannt werden und müssen mir das Feld ackern, auf dem ich einmal ernten will. — Mit dem Urteile deiner guten Frau über diese alten Gesellen hast du mir eine große Freude gemacht; ich habe öfter daran gedacht, ob ihr wohl bei ihrer religiösen und zarten Auffassung des Lebens die alten Knaben nicht etwas zu derbe vorkommen möchten. — Ich will nur wünschen, daß der zweite Teil ihre Hoffnungen auf ein gutes Ende nicht zu sehr herabstimmen wird. — Ich bin jetzt sehr fleißig und mit dem dritten, letzten Teil schon über ein Drittel fertig, so daß ich mit Sicherheit — wenn alles so fortgeht — auf sein Erscheinen zu Ostern hoffen kann. — Der Winter, der, beiläufig gesagt, hier ebensogut als der Sommer die schöne Natur hervortreten läßt, muß aber auch meine Arbeitszeit sein, denn der Sommer bringt uns hier viele Störung; das Fremdenbuch meiner Frau zählt bis jetzt schon 109 Besucher, und du, mein alter Junge, stehst prächtig darunter, du und der Kapteihn, der mit seinem Bruder hier war[1]). — Manche wissenschaftliche und künstlerische Notabilität hat uns hier schon aufgesucht, und wir haben in Koburg und Gotha desgleichen gethan. Bei Koburg haben wir in Neuseß den alten, ehrwürdigen Friedrich Rückert besucht, in Gotha sind wir in liebenswürdige Bekanntschaften geraten, worunter der Oberhofprediger Schwarz, und bei Gotha in Siebleben waren wir bei Gustav Freytag zum Mittagessen geladen, d. h. aber entre nous ohne weitere Gesellschaft. — Das Leben ist doch schön, oh Königin! vorzüglich für einen, der entweder auf der Festung gesessen oder bei Schuster und Schneider auf dem Boden gewohnt hat. —

Diesen Brief erhältst du durch Kunike, rede ihm ein bischen zu, wenn die Rede darauf kommt, daß er auf meine sehr in der Billigkeit liegenden Vorschläge in betreff auf „Kein Hüsung" eingehen soll. — Es ist eine verdrießliche Geschichte[2]) . . .

Der Brief an den Großherzog[3]) ist nicht plattdeutsch, ist auch nicht von Bedeutung; aber wenn du ihn haben willst, wird sich Meine ein Vergnügen machen, ihn für dich abzuschreiben. Kommt er diesmal nicht mit, so erhältst du ihn nächstens; ich bitte jedoch aus naheliegenden Gründen ihn nicht zu publizieren. — Wir sind gesund und wohl und beide grüßen dich aufs Herzlichste. Dein

Eisenach, den 28. November 1863. Fritz Reuter.

Ein Wiedersehen beider Freunde im Jahre 1865 wurde vereitelt. Wuthenow wollte an der fünfzigjährigen Jubelfeier der Burschenschaft in Jena Teil nehmen,

---

[1]) Siehe meine „Fritz Reuter-Reliquien" (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung) S. 59 folg.

[2]) Es handelte sich um Abtretung des Verlagsrechtes von „Kein Hüsung" an die Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar.

[3]) An Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, als Kanzler der Universität Rostock, richtete Reuter eine originelle Danksagung für die ihm verliehene Doktorwürde honoris causa. Das Schreiben ist abgedruckt in der Volksausgabe I, 125.

auch Reuter hatte die gleiche Absicht, mußte aber Hals über Kopf sich einer Kaltwasserkur unterziehen, und zwar in Laubbach bei Koblenz. Nachstehende Zeilen datieren vom 12. Juli 1865:

Lieber Wuthenow,

Aus der Überschrift siehst du schon, daß dein Brief mich nicht zuhause in Eisenach getroffen hat, daher die etwas verzögerte Antwort. — Mich hat ein arger Rheumatismus heimgesucht, der sich zuerst als Hexenschuß eingefunden und dann zu einem empfindlichen Gliederreißen ausgebildet und mich in eine Wasserheilanstalt hineingejagt hat[1]) — Wenn nun auch das Übel im Abnehmen ist, so werde ich doch nicht daran denken können, die Jenenser Festlichkeit mitzumachen. Ich habe deshalb auch schon dem Oberappellationsrat Schüler in Jena, der mich in sein Haus geladen hatte, abgeschrieben[2]). — Möchte, weiß Gott, gerne die alten Freunde — und dich gewiß am liebsten — einmal wiedersehen, aber — aber! — es ist leider nicht daran zu denken. — Sollte es nicht möglich sein, daß wir uns nicht hier am Rhein sehen? Wenn du über Thüringen hin oder zurück zu deiner Frau reisest, so kannst du ja wohl die andere Route über den Rhein nehmen? Du würdest uns beiden (den Reuters) eine große Freude machen.

Grüße deine liebe Frau herzlich von mir, und wenn's irgend möglich ist, so komme zu deinem

Fritz Reuter.

Von Laubbach reiste Reuter nach Pommern, um bei Peters auf Siedenbollentin wieder einmal in alter lieber Weise das Weihnachtsfest zu verleben. Wuthenow kam aus Greifswald, — es war ihre letzte Begegnung. Jahrelang hörten sie dann nichts mehr von einander, nur daß ab und zu ein gemeinschaftlicher Bekannter Grüße hinüber- und herübertrug. Im Alter erlischt eben die Lust zur Korrespondenz. Da sollten nochmals die „Blomen" zum Bindeglied werden; eine nötig gewordene dritte Auflage veranlaßte die Anfrage bei Reuter, ob er auch hier hilfreiche Hand leisten wolle. — Ach, er fühlte sich nicht mehr im stande, die Feder für sich zu führen, geschweige denn für andere, und diktierte seiner Luising einige wenige Zeilen:

Eisenach, den 2. September 1873.

Ja, mein lieber Bruder, wie gern erfüllte ich deinen Wunsch, wenn ich dazu noch im stande wäre! Aber ich armer rheumatischer Stackel tauge nicht

---

[1]) De einen säden: 't is en Fluß,
De annern säden: Hexenschuß,
De drüdden säden: 't is de Gicht,
Ok Rheumatismus is't villicht —

so beginnt Reuter seine Widmungsverse der „Reis' nah Konstantinopel" an Gisbert von Vincke, in Erinnerung an dessen Freundschaftsdienste in Laubbach.

[2]) und zwar an demselben Tage. Drei von Reuter an Rat Schüler gerichtete Briefe sind gedruckt in meinem Aufsatz: „Reuter als Burschenschafter" (Schorers Familienblatt 1888, Nr. 31 u. 32).

mehr dazu, habe genug an mir zu schleppen — bediene mich fast nur noch der Feder meiner guten Frau. Aber ich schlage dir den Gymnasiallehrer Vogel-Greifswald vor zur Durchsicht der „Blomen", der dazu durchaus befähigt und ein lieber freundlicher Mensch wohl dir den Dienst erweisen möchte, wenn du ihn in meinem Namen darum begrüßest. Du glaubst kaum, wie leid es mir thut, dir hierin nicht mehr gefällig sein zu können.

Daß auch bei dir sich Gebrechen zeigen, höre ich mit Bedauern, vertraue aber deiner guten Gesundheit. Ja, lieber alter Freund, es kommen die Tage, die uns nicht gefallen! Glücklicherweise erfreut sich meine gute Frau der besten Gesundheit — sonst stände es noch schlimmer um mich; sie grüßt dich herzlich und bedauert sehr, daß ich deinen Wunsch unerfüllt lassen muß.

Gott segne dich, alter lieber Freund, und lasse dich noch Freude erleben!

Dein

Fritz Reuter.

Ziemlich unverändert, mit Verbesserung der Druckfehler, doch leider auch mit Einführung vieler neuer, kam die dritte Auflage von „en por Blomen ut Anmariek Schulten ehren Goren" noch zum Herbst 1873 heraus, in Oktavformat (Greifswald, Julius Bindewald). Die Vorrede vom ersten Oktober lautet: „Der Umstand, daß ihre Lieder Anklang im Volke gefunden, so daß jetzt eine neue Auflage veranstaltet werden mußte, hat der Dichterin in ihrem qualvollen Dasein manche Aufmunterung gewährt. Ihre Leiden halten sie noch immer von ihren Lieben fern, sodaß sie noch immer die Stimmungen ihres Herzens durch die Feder ausströmen lassen muß, nur selten, ach, nur selten durch mündliche Mitteilung sich erleichtern kann."

Im nächsten Jahre sollte Anmariek Schult, nach einer Abwesenheit von rund fünfundzwanzig Jahren, zurückkehren in ihre Häuslichkeit, zu Mann und Kindern; aber in den Jubelbecher fielen heiße Thränen, denn beinah gleichzeitig ging Fritz Reuter in die Gefilde der Seligen. Ferdinand Wuthenow folgte ihm 1882; allein diejenige, welche die alten Festungsbrüder durch die Poesie wieder zusammengebracht hatte, ist übrig geblieben, um einen still zufriedenen Lebensabend zu feiern „tau Hus". Ihre Muse schläft noch nicht; „wie manches Lied, wie manches Gedicht ist später noch von der Mutter gesungen, o viel, viel schöner als diese, der öffentlichen Kritik übergebenen!" schreibt mir die Tochter. So darf unser Geschlecht vielleicht und hoffentlich bald lustwandeln zwischen „Harwstblomen ut Anmariek Schulten ehren Goren."

Ein Reif in der Frühlingsnacht.

Novelle

von

Julius Gesellhofen.

Der Rechtsanwalt Dr. Huniбold saß in seinem Arbeitszimmer, und stützte gedankenvoll die Stirn in die Hand.

Schon eine geraume Zeit hatte er regungslos in dieser Stellung verharrt, obwohl verschiedene Personen im Vorzimmer auf Einlaß harrten. Keiner seiner Schreiber wagte ihn zu stören, denn als der alte grauhaarige Bureauvorsteher vor einer Stunde mit einer dringlichen Meldung eingetreten, war er durch einen grimmigen Fluch und einen blitzenden Zornesblick hinausgescheucht worden.

Huniбold seufzte tief auf und schob einen vor ihm liegenden Brief mit heftiger Geberde bei Seite.

Es war ein ganz gewöhnlich aussehendes, geschäftliches Schreiben mit gedrucktem Namen und Titel eines auswärtigen Kollegen links oben in der Ecke. Die Handschrift war die fade, nichtssagende, pedantisch korrekte eines Lohnschreibers.

Auch der Inhalt bot nichts Besonderes. In kurzen, trockenen Sätzen ward dem „geehrten Herrn Kollegen in Beantwortung seiner geschätzten Anfrage vom soundsovielten currentis mitgeteilt, daß daselbst allerdings ein Kommerzienrat Böhnheim lebe, der nach Ausweis des Standesregisters mit Helene Konstanze Ratorga seit elf Jahren vermählt sei. Derselbe habe, wie verlaute, durch einen Agenten unter der Hand eine kostspielige Villa in N. (dem Wohnorte Huniboldѕ) gekauft und stehe nun im Begriff, dahin überzusiedeln.“

Darauf folgten die üblichen Versicherungen besonderer Hochachtung und kollegialer Wertschätzung und eine unleserliche Unterschrift von anderer Hand und mit anderer Tinte geschrieben.

Dies war das dürre geschäftliche Schreiben, das den Rechtsanwalt in so tiefe Erregung zu versetzen vermocht hatte.

Was hatte es nun mit diesem Kommerzienart für eine besondere Bewandtnis?

War er der Schuldner eines Klienten und sollte gegen ihn eine Klage eingeleitet werden? Oder war er im Besitz eines für einen Prozeß wichtigen Dokuments? Oder war er nur als reicher Mann von Interesse, indem sein Kapital zu einem von Huniбold ins Leben gerufenen gewerblichen Unternehmen herangezogen werden sollte?

Nichts von alledem!

Wo es sich um geschäftliche Angelegenheiten handelte, pflegte Dr. Huniбold nicht einen Augenblick seine sichere Ruhe und seinen kalten Gleichmut zu verlieren.

Vor vierzehn Tagen hatte er zufällig von dem beabsichtigten Zuzug Löhnheims reden hören; und der Name war ihm durch die Seele gefahren wie der Blitz durch eine finstre Landschaft.

Er mußte Gewißheit haben, und der heutige Brief hatte sie ihm gebracht.

In hellen Flammen schlug nun die Erinnerung empor und beleuchtete grausam all den Schutt und die Trümmer versunkenen Glücks und verfallener Luftschlösser, die er in ewige Nacht begraben gewähnt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da stand der elegante junge Mann im Hauptgange der altehrwürdigen Kirche und schaute unverwandt auf eine bestimmte Reihe der braungebeizten Chorstühle.

Die Frömmigkeit war ihm kein Herzensbedürfnis, und doch fand ihn jeder Sonntagsgottesdienst an derselben Stelle, denn von hier aus konnte er der zierlichen, schlanken Mädchengestalt, die in jener Reihe neben der unschönen Alten saß, voll ins Gesicht sehen.

Das Orgelspiel war verbraust, und mit klarem einfachem Ton begann die Weise des Chorals: „Befiehl du deine Wege;“ Die Gemeinde setzte singend ein.

Das allerliebste, von goldig rotem Wellenscheitel umrahmte Gesichtchen war scheinbar andächtig auf das Gesangbuch geneigt, aber bei den Worten:

— Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann —

erhob es sich und sah seinen stillen Beobachter bedeutungsvoll an, um sich sofort wieder tief hinabzusenken.

Der junge Mann fühlte einen seligen Schreck durch sein Inneres beben.

Weiter vollzog sich der Choral in der Reihenfolge der Strophen, und als die Stelle kam:

Hoff, o du arme Seele,
Hoff und sei unverzagt — —

fand wieder ein lichter Strahl von Aug' zu Auge seinen Weg; ein sonniges Lächeln der frischen Mädchenlippen gab den Worten des Kirchenliedes die klarste Deutung für den gegenwärtigen Augenblick, und im Herzen des Mannes ward nun zum vollen Bewußtsein, was er früher bangend ersehnt und vorhin zitternd gehofft.

Er mochte eine auffällige Bewegung gemacht und ein gar zu strahlendes Gesicht gezeigt haben, denn drüben legte sich ein zierlich behandschuhter Finger auf das Mündchen, und die braunen Augensterne senkten sich wieder auf das Gesangbuch.

Aber noch einmal erhoben sie sich, und das war, als in dem Verse

Gott giebt dir selbst die Palmen

das Wort Palmen gesungen wurde, da leuchteten sie blitzschnell auf und — — — wurden instinktiv verstanden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das lebensvolle Bild erlosch dem einsamen Manne in seinem stillen Advokatenzimmer, und die Flamme der Erinnerung glomm, ein anderes beleuchtend, wie das goldgesäumte Frührot eines klaren Maitages empor.

Vor der Stadt lag, just im lichtgrünen Schmuck des Lenzes prangend, der blütenreiche Garten des botanischen Instituts, das, der Universität gehörig, dem

Publikum gleichwohl geöffnet war, und wohl oft zu verschwiegenen Begegnungen liebender Paare benutzt werden mochte, wozu es freilich seiner vielverwobenen Laubgänge und lauschigen Plätzlein wegen besonders geeignet erschien.

Inmitten einer wohlgepflegten Rasenfläche stand das mächtige Warmhaus, dessen schönster Teil, der hohe weite Palmensaal, einem tropischen Haine glich.

In einem daranstoßenden kleineren Gemache, das mit südamerikanischem Nadelholz angefüllt war, stand an jenem Maitage unter einer hohen Araukaria der glückliche Mann und lugte von seinem gutgewählten Versteck aus aufmerksam zwischen den schlanken Palmenstämmen durch.

Es war noch früh am Morgen und deshalb Garten wie Palmenhaus völlig einsam. Nur von fern her klang der Radetzkimarsch, den sich ein Gärtnerbursch zur Arbeit pfiff.

Von dem Glasdache waren mehrere Platten aufgeklappt, um die milde Frühlingsluft herein zu lassen. Am Rande der einen saß ein munteres Rotkehlchen und sang seine liebliche Weise lustig in den schönen Lenzmorgen hinaus.

Jetzt ward zwischen den Palmen ein Geräusch vernehmbar, ein Knistern wie von Frauengewändern. Das Rotkehlchen brach mit kurzer Cadenz ab und schaute, mehr neugierig als scheu und ängstlich, hinunter. War es doch ein verständiges Tierchen, das, in einem zivilisierten Garten nistend, sich vor ungeflügelten zweibeinigen Geschöpfen nicht fürchtete, zumal wenn sie lange, lichte Gewänder und einen zierlichen Sonnenschirm trugen wie dasjenige, welches jetzt anmutig durch die Gänge des Palmenhains trippelte.

Im Geäst des Nadelbaumes rauschte es leise, und es mochte ihm wohl so zu mute sein, wie seiner deutschen Base, der Tanne, wenn sie, reich mit Lichtern und buntem Flitter geschmückt, am Weihnachtsabend ihre grünen Arme über eine selige Kinderschar breitet, denn zwei glückliche Menschen umschlangen sich in seinem Schatten, schauten sich in die Augen und drückten innig Lippe auf Lippe.

Weltvergessen ruhte das goldige Köpfchen an der Brust des Mannes, der in stiller Glückseligkeit die schimmernden Haarwellen streichelte. Sie schauten nicht um sich und hatten der Zeit nicht acht, die unaufhaltsam über ihnen dahinrauschte. Der Augenblick war ihnen wie eine Ewigkeit und die Ewigkeit wie ein Augenblick.

Keines von ihnen sprach ein Wort, und doch wußten sie ganz genau, was eines dem andern zu sagen hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wiederum sank die Flamme der Erinnerung in sich zusammen, um bei erneutem Aufflackern ein anderes Bild zu beleuchten.

In einem einfachen, fast unfreundlichen Junggesellenzimmer brannte auf dem Schreibtisch eine grünbeschirmte Lampe. Der ganze Raum erschien unendlich düster, denn der Schirm hielt alles Licht zusammen und warf es allein auf einen in der Mitte gebrochenen Bogen Papier, der auf der tuchbespannten Platte lag. Der zum Offizialverteidiger einer Kindesmörderin bestellte Referendarius war damit beschäftigt, seine Rede an die Geschworenen auszuarbeiten.

Noch waren nur einige einleitende Wendungen niedergeschrieben, und schon stockte die Feder wieder. Die feuchte Tinte an ihr begann zu trocknen, ohne daß die Hand den Weg zum Tintenfaß aufs neue fand. Die auf die Linke gestützte Stirn erhob sich, und die Augen starrten gedankenlos auf die leere Wandfläche.

In dem grünlichen Dämmerlichte belebten sich die Phantasieblumen der Tapete und begannen einen lebhaften Mückentanz auszuführen, zu dem die alte Schwarzwälderin in der Ecke unermüdlich ihr einförmiges Tiktak sang.

Allgemach sanken die Augenlider müde herab; durch das krause Gewirr der tanzenden Blumen schaute ein holdes Mädchenangesicht neckend auf den Schläfer herab, und die braunen Augen blinzelten ihn schelmisch an. Auf einem Nebentischchen lag Heines Buch der Lieder; das Lied von Fichtenbaum und Palme war aufgeschlagen. Jetzt begann es leise durch die Blätter des Buches zu rauschen und raunend klang es daraus hervor:

Der Nadelbaum und die Palme
Die haben ausgeträumt;
Ein Paar kommt immer zusammen,
Wenn's nicht seine Stunde versäumt. — —

Plötzlich hob die alte Uhr schnarrend aus, wie ein schulmeisterlicher Redner, der sich erst würdevoll räuspert, ehe er beginnt, und sieben harte Schläge rasselten unmelodisch durch das Zimmer.

Der Referendar fuhr jäh aus dem Schlummer und rieb sich die Augen. Verschwunden war das reizende Traumbild, und die Wirklichkeit heischte wieder ihren Tribut.

Eine Kindesmörderin verteidigen — widerwärtige Aufgabe! Ein rohes Frauenzimmer, dem gemeinen sinnlichen Triebe erlegen, ohne jede höhere Regung der Seele — und obendrein noch zu feig, die Folgen ihrer Lüste auf sich zu nehmen! Was kann man zu deren Verteidigung anführen?

Widerwillig schlich die Feder über das Papier, und der Eingang der Rede schien mehr dem Ankläger als dem Verteidiger in den Mund gelegt.

Abermals stockte der Gedankenfluß, und die Blumen huben von neuem ihren Reigen an.

Eben wollte die Traumseligkeit wieder das Haupt des unlustigen Schreibers umdämmern, da öffnete sich leise die Thür, ein leichter Schritt schwebte über den breiten Fußteppich, und zwei weiche Arme schlangen sich fest und innig um den Hals des Mannes.

„Otto, Otto, mein einziger Otto! ich hielt das stumpfe Leben nicht länger aus. Ich muß an deinem Halse hängen und meinen Mund auf deinen pressen, und sollten wir beide dabei vergehen," — — so stammelte eine von Leidenschaft halb erstickte Stimme an seinem Ohre, und zwei heiße Lippen drängten sich so fest an seinen Mund, daß ihm schier die Zähne schmerzten.

Wer warmes Menschenblut in seinen Adern hat, dem muß es aufwallen und siedend kreisen bei so hastigem Drängen und so verführender Nähe eines schönen Mädchenbusens, zumal wenn ihm eben noch das holde Gesicht sein träumendes Sinnen erfüllt und sein menschliches Trachten angeregt hat.

Zwei Seelen flossen ineinander, wie am flammenden Abendhimmel zwei Farben oft in eine verrinnen, und ein Herzschlag nur klopfte in wilden Schlägen durch beider Leib.

Keines redete mehr ein Wort; nur die unartikulierte Zwiesprache der Leidenschaft scholl fast unheimlich durch die grüne Dämmerung des stillen Gemaches. —

Wieder rasselte das Schlagwerk der Uhr und gab acht mißtönende Schläge an, als der Referendar wie aus einem tiefen Traume emporfuhr. Die Thür war eben ins Schloß gefallen, und leise enteilende Schritte hallten noch von der hölzernen Treppe her; er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und bohrte die Nägel schmerzhaft in das Fleisch der Wange, denn er wußte nicht, ob die Flut von leidenschaftlicher Wonne, aus der er eben emporgetaucht, ihn wirklich umschlungen, oder ob nur ein neckender Traumkobold sie ihm vorgegaukelt.

Lange saß er da, regungslos vor sich hinstarrend, ehe das fiebernde Zucken seiner Nerven sich beruhigt hatte und das Blut wieder mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit vom Herzen durch die Adern floß.

Endlich hatte er seine Sinne gesammelt, und sein Blick, der wieder Verständnis für die umgebende Außenwelt verriet, fiel auf die angefangene Arbeit.

Es war hohe Zeit, sich ernstlich daran zu machen, denn morgen schon war die Sitzung des Schwurgerichts anberaumt.

Die Feder trat ihre Thätigkeit an, und schon standen einige neue Zeilen auf dem Papier, als der Schreiber mit einemmale wieder stutzte.

Eilig überlas er das bisher Geschriebene, um dann von oben bis unten einen dicken Strich durch zu machen und sich einen anderen Bogen zurechtzulegen.

Und von neuem begann er seine Arbeit; mit fliegender Hast eilte die Feder über das Papier, und keine Pause trat von nun an mehr ein.

Seine Wangen röteten sich, seine Augen blitzten. Nach kaum einer Stunde stand eine mäßig lange, aber glutvolle und überzeugende Verteidigungsrede auf dem Papier. Derselbe Mann hatte sie verfaßt, der vorhin verächtlich wie ein Pharisäer über das arme Weib abgeurteilt hatte. Er war in einer kurzen Spanne Zeit durch eine ganze Schule der Leidenschaft gelaufen und verstand nun, allen Regungen jener verirrten Seele nachzugehen, als wäre es seine eigene.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein schwaches Lächeln flog über die Züge des Rechtsanwalts Humbold, als er jener Stunde gedachte. Der erste Anfang seiner anwaltlichen Thätigkeit war ein glänzender gewesen, die Kindesmörderin auf sein begeistertes und hinreißendes Plaidoyer hin von den Geschworenen freigesprochen worden.

Ob damit dem Recht gedient worden oder ob in den zum Richteramt berufenen Männern das menschliche Gefühl einen unverdienten Vorschub erhalten? — — Damals hatte er ausgesprochen, was er gefühlt.

Aber er lächelte hämisch, denn in seiner heutigen Gemütsverfassung bereitete ihm die Erinnerung daran eine gewisse grimmige Freude, daß er damals wahrscheinlich dem Unrecht zum Siege verholfen.

Nur als die Szene vor seinen Augen aufstieg, wie das blasse Weib aus dem Volke in seiner Stube vor ihm auf den Knieen gelegen und ihm unter strömenden Thränen gedankt hatte, schüttelte er sich, als wolle er davon loskommen.

Das Bild verschwamm auch bald in seiner Erinnerung, und ein neues leuchtete wie von höllischen Flammen beglänzt darin empor.

Es umfaßte ein Ereignis, das ungefähr ein halbes Jahr nach jener Zeit eingetreten war, nachdem eine ganze Reihe von Abenden, geräuschlos und verschwiegen wie der erste, aber voll stets sich steigernder Seligkeit, durch den heimlichen Dämmer des von der grünen Lampe beleuchteten Junggesellenstübchens dahingezogen war.

In seinem eleganten Arbeitszimmer stand der Leutnant von Iroleck und nötigte eben einen Herrn, der sich bei ihm als Referendar Hunibold hatte melden lassen, höflich zum Sitzen, während der fragende Ausdruck auf seinem hübschen Gesichte nach dem Zwecke des Besuches zu forschen schien.

Hunibold hielt auch mit seiner Eröffnung nicht länger zurück, als die gute Lebensart unumgänglich erforderte, sondern fragte nach einigen, zur Einleitung mit heiserem Ton kurz hervorgestoßenen Redewendungen direkt, ob Herrn von Iroleck ein Fräulein Konstanze Natorga bekannt sei.

Als ihm darauf statt einer Antwort nur ein maßlos erstaunter, allmählich in strenge Abweisung übergehender Blick zuteil wurde, fuhr er mit belegter, gleichsam niedergehaltener Stimme fort:

„Ich frage nicht aus müßiger Neugier oder sonstigen unzarten Beweggründen, und will daher ohne Umschweife reden; Konstanze Natorga war meine Braut! Haben Sie nun eine Antwort für mich?“

Jetzt stutzte der Leutnant, und ein spöttisches Lächeln, das sich bei den letzten Worten über seine Züge stehlen wollte, verschwand schon im Entstehen vor dem grimmigen Ernste seines Besuches. Dennoch vermochte er die Sache nicht sogleich völlig ernst zu nehmen, sondern sagte mit einer gewissen Ironie in der Stimme:

„Bevor ich Ihnen das Recht zugestehe, mich so zu fragen, möchte ich Sie meinerseits bitten, mir zu erklären, welche Grenzen Sie dem Begriffe „Braut“ zu ziehen pflegen.“

„Die engsten! Ich meine, das könnten Sie meinem Gesicht ansehen und auch bei meinem Stande nicht anders voraussetzen.“

„Gewiß! aber gerade aus diesem Umstande entspringt mein Zweifel.“

„Sie war wirklich meine Braut,“ — sagte der Referendar tonlos und ließ den herausfordernd erhobenen Kopf sinken.

„Nun, dann glaube ich Ihnen allerdings als Gentleman die rückhaltloseste Offenheit schuldig zu sein. Sie haben bereits von anderer Seite Winke erhalten?“

„Schon seit einer Woche sind mir fast täglich unterschriftlose Briefe zugegangen, die ich, als der Beachtung nicht wert, ins Feuer warf. Der heutige aber enthielt die bestimmte Angabe Ihrer Person, Herr von Iroleck, und deshalb ersuche ich Sie um Aufklärung, —“

„Die ich Ihnen unverschleiert geben will,“ fiel der Leutnant ernst ein.

„Ich huldige dem Grundsatz, daß man ein duftiges Röschen, das durchaus gepflückt sein will, nicht unbeachtet am Strauch lassen soll, sonst pflückt es ein anderer, und man hat das Nachsehen und den Spott noch obendrein. Wollen Sie es mir also verargen, daß ich den Duft dieser Zentifolie genoß, die mir buchstäblich in den Schoß fiel?"

„Darf ich fragen, wann dies geschah?"

„Gewiß! Seit dem vorigen Frühjahr hatte ich ein wenig mit ihr von Fenster zu Fenster geliebäugelt, — ich wohnte damals der Familie schrägüber. — Da, als ich am zweiten Pfingstfeiertag gegen abend mißmutig zuhause saß und mich langweilte, klopfte es leise an meine Thür, und — — —"

„Das Übrige weiß ich! ich danke Ihnen für Ihre Offenheit! Leben Sie wohl."

Der Referendar war mit einem zur Fratze verzerrten Gesicht aufgesprungen, hatte die wenigen Worte heiseren Tones hervorgestoßen und dann im Laufschritt das Zimmer verlassen, bevor Iroleck zu seiner Beschwichtigung etwas zu sagen vermochte.

Jetzt taumelte er wie ein Betrunkener durch die Straßen, ohne zu wissen, wohin.

Wie stark seine Hoffnung gewesen, alle die schmählichen Eröffnungen der Briefe würden sich als Lügen und Verleumdungen herausstellen, zeigte sich erst jetzt, da der Donnerschlag der Enttäuschung über sein Haupt gerasselt war.

Er hatte sich in das schöne Mädchen verliebt, ohne ihren Charakter und ihre Herzenseigenschaften zu kennen, lediglich von ihrem bestrickenden Liebreiz angezogen, und auch, als sie sein stilles Werben erhört und in leidenschaftlichem Auflodern sich ihm zu eigen gegeben hatte, war es ihm in der steten Glut seines Sinnesrausches nicht beigekommen, ihren Geist zu erforschen und in ihr Gemüt sich zu vertiefen.

Daher konnte ihn jetzt auch nicht das bittere Bewußtsein peinigen, sein edelstes Empfinden an einen unwürdigen Gegenstand verschwendet zu haben; doch aber erfaßte ihn ein tiefes Weh, das aus verletzter Eitelkeit und Eigenliebe entsprang und sein Herz krampfhaft zusammenzog.

Er vergegenwärtigte sich sein jähes Emporschrecken aus dem lieblichen Glückstaumel, und eine rührselige Stimmung, ein gewisses Erbarmen mit sich selbst, überkam ihn, daß er am liebsten in Thränen ausgebrochen wäre; dann wieder verglich er die Person des Leutnants mit der seinen, und ein wilder Zorn loderte in ihm auf, wenn er bedachte, daß dieser mattäugige, verlebt aussehende Mensch ihn verdrängt. Brennende Eifersucht erfaßte ihn, und er hätte umkehren mögen, um seinen Nebenbuhler zu erwürgen, wenn ihn nicht das dunkle Bewußtsein, durch solch einen Wutausbruch sich der Lächerlichkeit preiszugeben, davon abgehalten hätte.

So rannte er plan- und ziellos weiter, von seinen Leidenschaften gefoltert und hin und her gezerrt zwischen grimmiger und thränenseliger Stimmung.

Einmal rannte er einen ihm Begegnenden heftig an und antwortete auf dessen Schimpfen mit einem Fluche.

Ein ander Mal, als er gerade eine Brücke passierte, blieb er mitten darauf stehen, beugte sich über das Geländer und versenkte sich mit einer gewissen Lust in den Gedanken, hinunterzuspringen und in den Fluten alle Qual zu begraben. Aber das gleichmäßige Dahinfließen des Wassers, in das er unverwandt hinabschaute, hatte eine beruhigende Wirkung. Er ging weiter und irrte wieder eine Weile umher. Endlich warf er sich, auf einem wenig belebten Teil der Promenade gelangt, von Müdigkeit überwältigt, auf eine Bank.

Ein empfindliches Mißbehagen durchschüttelte ihn; der Seelenschmerz übte seine Rückwirkung auf die Empfindung des Leibes. In Kehle und Gaumen fühlte er einen schmerzhaften Druck und ein Würgen, das ihm schier den Atem verengte; die freundliche Bläue des Herbsthimmels weckte ihm ein unbehagliches Gefühl in der Stirn, und das Zwitschern eines Finken, der auf einem schon entlaubten Platanenzweige saß, verdroß ihn dergestalt, daß er Lust empfand, seinen Spazierstock nach dem Vögelchen zu werfen, um es zu verscheuchen.

Ein kleiner Betteljunge, der bei dem eleganten Herrn etwas herauszuschlagen hoffte, stellte sich in demütiger Haltung vor ihm auf und erzählte ihm eine rührende Geschichte von einem toten Vater und sechs kranken Geschwistern. Aber der Referendar hörte die Worte gar nicht und machte nur eine abwehrende Bewegung gegen den Kleinen.

Zu Pfingsten, zu Pfingsten! rief es in seinem Innern; wenige Tage, nachdem sie die Meine geworden!

Allmählich bezog sich der Himmel mit grauen Wolken, ein scharfer Nordost fegte durch den Baumgang und wirbelte die abgefallenen braunen Blätter hoch in die Höhe, und als der Tag sich zur Rüste neigte, begann es leise zu regnen.

Der einsame Mann auf der Bank achtete nicht darauf; er wäre wohl trotz Kälte und Nässe die ganze Nacht sitzen geblieben, wenn ihn nicht ein vorübergehender Promenadenwächter, der ihn für einen Betrunkenen halten mochte, aus seinem Brüten aufgerüttelt und zum Weitergehen veranlaßt hätte.

Wieder irrte er eine Weile geistesabwesend durch die Straßen, und als endlich sein müder, fröstelnder Körper mechanisch den Weg nachhause einschlug, war es schon völlig finsterer Abend.

Als er in sein Zimmer getreten war und gewohnheitsmäßig nach den auf dem Tische befindlichen Streichhölzern tastete, obgleich er im Augenblicke kein Licht bedurfte und auch kein Verlangen danach trug, fühlte er sich plötzlich von zwei Armen umschlungen und von einem glühenden Munde heftig geküßt.

Die Lage war ihm keine ungewohnte, und doch erschrak er darob bis ins tiefste Innerste. Ein kalter Schauer rieselte ihm den Rücken hinab, und ein Gefühl von Ekel legte sich auf seine Zunge.

Daß er diejenige hier finden werde, die ihm seine Seele vergiftet hatte, wäre ihm nicht von fern in den Sinn gekommen. Und doch war es so natürlich, denn sie konnte ja noch keine Ahnung von den schlimmen Entdeckungen haben, die er gemacht.

Wuterfüllt entrang er sich der Umschlingung des Weibes, und ein häßliches Wort löste sich von seinen bebenden Lippen.

Eine peinliche Minute verfloß, während der nur ein leises Schluchzen durch das finstere Zimmer tönte. Fast erstaunt darüber tastete Hunibold wiederum nach dem Feuerzeuge. Er hatte einen leidenschaftlichen Aufschrei, eine heftige Entgegnung erwartet und schon einen gewissen grausamen Vorgenuß empfunden, wie er die Elende niederschmettern würde.

Das stille Weinen aber rührte ihn unwillkürlich, und er wurde beinahe wieder an der Stichhaltigkeit seiner Beweisgründe irre!

Er zündete Licht an und schaute stumm und prüfend auf die in die Sofaecke Gesunkene.

Hatte nun die Schlange zwischen den vor das Gesicht gepreßten Händen hindurch ihn beobachtet? Hatte sie sein Schwanken bemerkt und die Gunst des Augenblicks erkannt? Mit einem Male hing sie wieder an seinem Halse, und wieder brannten ihre Küsse auf seinem schwächer und schwächer widerstrebenden Munde.

Aber noch war das Mißtrauen in ihm durch die wiedererwachende Leidenschaft nicht erstickt. Er zog das vor Aufregung zitternde Weib neben sich auf's Sofa und, alle seine Energie gewaltsam zusammenraffend, schickte er sich an, das Strafgericht zu beginnen.

Doch seine Rede war mehr eine Wehklage als eine Anklage, denn die bestrickende Nähe des schönen Mädchens fesselte seine Sinne mit wahrer Zaubergewalt. Wenn er in diese dunklen Augen schaute, die heiße Liebe verkündend mit stummem Flehen auf ihn gerichtet waren, trübte sich der klare Blick seines geistigen Auges und verlor die Schärfe der Unterscheidung für wahr und unwahr; sein Wille, sich aufzuraffen aus dem Banne der Falschen, ihr die Larve des schnöden Truges abzureißen und sie von sich zu stoßen, verlor seine Spannkraft in dem Feuer der rasch wieder aufflackernden Leidenschaft, und was von Zorn und Haß von dieser Flamme noch nicht getilgt ward, verwandelte sich in Wehmut. Ja, im tiefsten Grunde mochte sich schon wieder die Hoffnung leise regen, daß die Geliebte alle Beschuldigungen entkräften werde.

Und in seiner jetzigen Verfassung hätte er ihren einfach ableugnenden Worten den klarsten Beweisen gegenüber Glauben geschenkt.

Um so bestürzter war er, als sie auf seine Frage, was sie ihm zu erwidern habe, leise aber fest antwortete:

„Nichts! es ist alles wahr."

Wie ein elektrischer Schlag fuhr es ihm durch's Rückgrat, aber sie ließ ihm keine Zeit, in seine vorige Gemütsstimmung zurückzufallen.

Mit bebender, die innere Glut verratender Stimme schilderte sie ihm, wie sie durch die Liebe zu ihm geradezu in einen Taumel sinnlicher Raserei geraten, wie sie infolgedessen ihrer selbst nicht mehr mächtig gewesen und zu den unverantwortlichsten, ihr selber unbegreiflichsten Verirrungen hingerissen worden sei.

Spielte sie? konnte sie ein so unerhörtes Spiel wagen? konnte eine solche Offenheit ein gemeiner Komödiantenkniff sein? oder gab es wirklich eine solche

abgrundtiefe, schier dämonische Leidenschaftlichkeit im weiblichen Herzen? Hunibold war sich noch heute nicht klar darüber. Damals aber hatte er die Glaubwürdigkeit ihrer Eröffnungen nicht gewägt. Ein unklares Gefühl hatte ihn erfüllt, gemischt aus Furcht vor solch' einem unheimlichen Weibe und grenzenloser, immer heftiger anschwellender Gier nach dem Besitze desselben. Es siedete in ihm wie in einem Krater. Fiebernd klopften seine Pulse; ein von Qual und Entzücken erzeugter Rausch umnebelte seinen Verstand; die Sinnlichkeit hatte alle anderen Regungen in ihm erstickt und triumphierte über Geist und Seele.

Die Empörung über den Betrug des Weibes schwieg, der Liebeskummer war in nichts zerronnen, und der Verstand hatte sein Richteramt niedergelegt. Hier durfte er ja den Maßstab des spießbürgerlichen Sittengesetzes nicht anlegen, das nur für Alltagsmenschen gemacht ist. Die echte Leidenschaft in ihrer ursprünglichen Kraft und Fülle hat ihre eigenen Gesetze, und diesen allein zu gehorchen zwang sie auch jetzt den in ihrem Banne zitternden Menschen.

Mit erneuter Liebe hatte er das Weib ans Herz gepreßt und nun nach nichts mehr gefragt, auf nichts mehr gehört.

Der Rechtsanwalt lachte bitter auf, da ihm jetzt das Bild seines damaligen Zustandes vor Augen schwebte.

Wäre nicht seine Erinnerung so treu gewesen, er hätte geglaubt, in jener Zeit nur einen schweren, wirren Traum geträumt zu haben. Aber sein Gedächtnis war leider nur zu scharf und bis in die kleinsten Einzelheiten getreu. Und nun warf es auch noch ein grelles Licht auf den Schlußakt des Dramas, der leider ohne jedes versöhnende Moment in dem platten, gemeinen Alltagsschmutz sich verlief.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war wieder ein herrlicher Maitag, ähnlich jenem. der die heimliche Begegnung im Palmenhause geschaut.

Der Referendar Hunibold war in einer dienstlichen Angelegenheit über Land gefahren und kehrte erst abends auf einem offenen Wagen zurück. Nach langer, langer Zwischenzeit empfand er einmal wieder rechte Freude an der Natur. Der Weg, den er bei untergehender Sonne begonnen, führte ihn eine Strecke weit durch einen Laubwald. Die letzten Strahlen fielen durch das junge, frische Grün der Buchen und ließen ihre goldigen Reflexe zwischen den schlanken grauen Stämmen spielen. Hoch in seinem Laubversteck lockte der Pirol, der Herold der Waldeinsamkeit, und von fern her ließ der Kuckuck seinen lenzfrischen Ruf erschallen; vom Erdboden auf stieg der liebliche Duft unzähliger blühender Maiglöckchen.

Es war eine herrliche Fahrt.

Durch des Mannes in jugendlicher Frische wieder aufatmende Brust wehte der schaffensfrohe Hauch des Lenzes mit seiner ganzen ursprünglichen Lebenskraft und Fülle.

Von fern trug der Wind den melodischen Klang einer Abendglocke heran, und in der nahe gelegenen Försterei übte ein Bursche eine Weise auf dem Waldhorn, daß es bald silberhell schmetternd, bald wehmütig gedämpft durch den stillen

Wald hinklang; sonst war nichts vernehmbar, kein widriges Geräusch störte den Abendfrieden.

Über der ganzen Landschaft lag eine innig anheimelnde Dämmerstimmung, wie sie der Großstädter gar nicht kennt, denn bei ihm trennt Tag und Nacht eine haarscharfe Linie, die von den poesielosen Laternenmännern markiert wird.

Der Referendar gab sich mit vollem Behagen der wonnigen Empfindung hin. Den ganzen Winter über hatte es wie ein schwerer Druck auf ihm gelegen, der ihn nicht zum Aufatmen, geschweige denn zu klarem Nachdenken und innerer Beschauung kommen ließ.

Sein Verhältnis zu der Sirene hatte ihn mit einem dumpfen Zauber umhüllt, und wie im Traum hatte er seine Tage verbracht, hatte mechanisch seine Geschäfte versehen, um dann Abend für Abend in wirrem Taumel zu versinken und alle Schmach der unwürdigen Leidenschaft, alle Qualen der Eifersucht und allen Ekel vor der eigenen Schwäche in den Armen des verführerischen Weibes völlig zu vergessen.

So gestaltete sich die abendliche Fahrt durch die friedvolle, im Lenzschmuck prangende Landschaft zur lichten Unterbrechung seines wüsten Daseins.

Trotzdem — war es die Macht der Gewohnheit, war es die Urgewalt wirklicher Leidenschaft? — zog es ihn wie mit Zaubergewalt nachhause.

In seiner Wohnung angekommen, eilte er voll heißer Sehnsucht geflügelten Schrittes die Treppe hinan, und das Herz klopfte ihm schnell und heftig, denn er wußte ja, was nun folgen werde, und eilte dennoch wieder mit Hast und Ungeduld in die alten Fesseln zurück, obwohl ihm die kurze Zeit freien Aufatmens, die gerade hinter ihm lag, so wohl gethan.

Er riß die Thür seines Zimmers auf mit dem Gefühl, daß nun alsbald, wie sonst immer, zwei weiche Arme ihn umfangen würden. Aber es geschah nichts dergleichen. Alles um ihn blieb still, und finster und öde gähnte ihm die Stube mit der ganzen Trübseligkeit einer ungepflegten Junggesellenwohnung entgegen.

Befremdet zündete er Licht an. Die Vereinsamung war ihm so ungewohnt und heut gerade so unerwartet, daß er nichts Gutes ahnte. Als die Flamme des Zündhölzchens plötzliche Helle spendend aufflohte, fuhr ihm schon ein Schreck durch alle Glieder, denn er hatte auf dem Schreibtisch ein zierliches Briefchen von wohlbekannter Form und Farbe bemerkt.

Hastig riß er den Umschlag los, und als er den kurz gefaßten Inhalt überflogen, sank er mit einem unartikulierten, fast tierisch klingenden Schrei zusammen.

Der Brief, der seiner bebenden Hand entfallen war, lautete:

„Mein lieber Otto! Du wirst einsehen, daß es endlich einmal klar zwischen uns werden muß, und daß ein Verhältnis, wie das unsrige, seiner ganzen Natur nach nicht ewig bestehen kann. Der Kommerzienrat Löhnheim, ein vielfacher Millionär, hat um meine Hand geworben, und da ich mich immer rasch entschließe, habe ich ihm ohne Säumen das Jawort gegeben. Hab' Dank für alle deine Liebe und bemühe dich verständiger Weise, bald und gänzlich zu vergessen deine Konstanze.

Unverblümter und verletzender kann wohl kaum ein Absagebrief gefaßt werden. Trotzdem gewann bei dem Empfänger im Augenblick die Empörung nicht die Oberhand, sondern es bemächtigte sich seiner ein dumpfer Schmerz. Seine Liebessehnsucht nach dem schönen Weibe ward jetzt, da er dasselbe für immer verloren, heftiger und brennender denn je und das Bewußtsein des Verlustes entpreßte ihm, als die lähmende Betroffenheit von ihm gewichen, heiße, schmerzliche Thränen.

Er schluchzte mehrmals laut auf und versank dann wieder in dumpfe Regungslosigkeit.

Zwar die qualvolle Eifersucht, die damals in ihm aufgelodert war, als er von Konstanzes Nichtsnutzigkeit Kenntnis erhalten, durchglühte jetzt sein Inneres nicht mehr; dazu war er gegenwärtig zu stumpf und unfähig, seine Empfindungen zu zergliedern. Aber ein peinigendes Gefühl lag wie eine Binde um seinen Kopf und umhüllte ihn mit dem unklaren Bewußtsein, daß das ganze Leben für ihn keinen Wert mehr habe.

So verging ihm in dumpfem Hinbrüten und vielfältig gemischtem Leidgefühl die Nacht, und erst gegen Morgen sank ein kurzer fester Schlaf auf seine brennenden Augenlider, der ihn zwar nicht erquickte, aber für die Beschaffenheit seiner Seele ein Markstein wurde, der das Vergangene vom Künftigen schied.

Als er erwachte, war ihm die volle geistige Klarheit wiedergekehrt.

Das Frührot des Maimorgens schien in sein düstres Gemach. In den Zweigen der einsamen Linde, die auf der Straße stand, zwitscherten Fink und Meise, und eine Lerche stieg jubelnd hinauf ins Ätherblau. Aber er empfand keine Freude mehr daran wie gestern auf der Fahrt durch den Buchenwald. Sein Herz war für die Natur und ihre lichten Freuden gänzlich abgestorben.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verdorben, gestorben.

(Schluß folgt.)

Poesie und Religion.[1]

Von

Karl Gerok.

„Für uns, die wir nur noch an die Offenbarungen der Wissenschaft glauben, sind die Figuren der christlichen Legende zu Schatten geworden" — sagt ein bekannter Kunstkritiker der Gegenwart (Ludw. Pfau) bei Besprechung von Malern und Gemälden. Und in einer angesehenen deutschen Vierteljahrsschrift

[1]) Der religiöse Standpunkt des Verfassers ist ein milder und versöhnlicher, deshalb war uns seine Abhandlung sehr erwünscht, wenn wir auch nicht überall mit den Anschauungen des Autors übereinstimmen. Redaktion der Deutschen Revue.

wurde kürzlich die Weltanschauung eines jetzt lebenden religiösen Dichters unter wohlwollender Anerkennung sowohl seiner poetischen Begabung als auch seines weitherzigen, christlich-humanen Standpunktes mit einer stillen Einbuchtung verglichen, in welcher die Abwasser eines Flusses abseits der lebendigen Strömung zwischen Gras und Blumen sich gefangen haben und einen friedlichen kleinen Tümpel bilden, unberührt vom Wellenschlag des weitereilenden Stromes, — nicht ohne den Anklang einer gewissen mitleidigen Verwunderung, wie es möglich sei, daß ein wirkliches dichterisches Talent, ein Mann, der sonst nicht eben auf den Kopf gefallen scheine, heutzutage noch einen solchen Standpunkt einnehme.

Also Poesie und Christentum, weiter gefaßt Kunst und Religion, schließen sich nach moderner Weltanschauung im Grunde aus, darauf kommt's doch eigentlich hinaus. Daher das bedenkliche Mitleid, mit welchem der Gebildete in Kunstausstellungen an einem religiösen Bilde vorübergeht, wenn es nicht etwa durch die neueste naturalistische Manier seines idealen Charakters entkleidet und dem modernen Geschmack pikant gemacht ist; nichts zu sagen von dem bescheidenen Eckplatz, welcher der religiösen Dichtung in der Litteraturgeschichte eingeräumt zu werden pflegt, es sei denn, daß es sich um einen historisch anerkannten Namen handelt, an dem man mit der hergebrachten Reverenz vorbeigeht, oder um einen größeren oder kleineren Himmelsstürmer, der seine modernen Ideen an einen religiösen Namen, an eine „Figur aus der christlichen Legende", einen Kain oder Ahasver u. dergl. knüpft.

Andrerseits giebt es eine religiöse Anschauung nicht nur beim gemeinen Mann und bei redlichen Seelen unter den Stillen im Lande, sondern auch in theologischen, in kirchlichen und hochkirchlichen Kreisen, welche aller sogenannten weltlichen Kunst und Poesie ängstlich und mißtrauisch oder feindselig und verdammungssüchtig gegenübersteht, und welche einen Christen, vollends einen Geistlichen, der bekennt, an seinem Schiller sich zu erbauen oder einen Faust zu bewundern, mitleidig ansieht als einen, „der aus dem Taumelkelch Babels getrunken habe".

Muß das so sein? Ist das immer so gewesen? Poesie und Religion, Kunst und Christentum, stehen sie sich in Wahrheit fremd oder gar feindlich gegenüber?

Geschichtlich einmal nicht. Daß Poesie und Religion innig verschwistert sind, daß alle Poesie wie alle Kunst überhaupt ursprünglich in religiösem Boden wurzelte und auf demselben ihre schönsten Blüten trieb, davon zeugt die Kulturgeschichte aller Völker von den phönizischen Tempelbauten und hellenischen Götterbildern an bis zu den mittelalterlichen Domen und christlichen Madonnen. Und was speziell die Poesie betrifft — weht nicht durch die Tragödien eines Äschylos und Sophokles der erhabene Zug *heidnischer Religiosität*, die vom titanischen Trotz gegen tyrannische Götter sich läutert zu frommer Beugung vor den himmlischen Mächten und friedevoller Versöhnung mit ihrem heiligen Walten? Giebt es eine erhabenere Lyrik, als sie in den Psalmen der sonst so unkünstlerischen Hebräer sich ausspricht? Erheben sich nicht die *alttestamentlichen* Propheten zu einem poetischen Schwung und dramatischen Pathos, an dem Schiller bewundernd

hinauffah und von dem er Ton und Farbe zu einem der erschütterndsten Effekte in seiner grandiosen Jugendtragödie entlehnte? Bietet nicht die Geschichte der Patriarchen in ihrer großartigen Einfalt einen epischen und idyllischen Stoff, der selbst Goethes Genie anzog?

Wiederum das Christentum — trotz seiner Polemik gegen eine üppige und frivole heidnische Kunst, trotz seines asketischen Zugs, trotz seiner Innerlichkeit, seiner Abkehr von der Außenwelt in die innere Welt des Gemüts — ist es darum unpoetisch, hat es nicht eben darum ganz neue Saiten angeschlagen auf der Harfe der Menschheit, eine ganz neue Welt der Poesie aus sich herausgeboren? Schon das neue Testament, welche Fundgrube poetischer Gestalten und dichterischer Melodieen! In den Gleichnissen Jesu vom verlorenen Sohn, vom verirrten Schaf — welch' liebliche Idyllen! Die Leidensgeschichte des Herrn, welch' erschütterndes Drama! Christus am Kreuz, welch' tragische Gestalt! Selbst ein Apostel Paulus mit seiner rabbinischen Dialektik, seiner eifernden Dogmatik — er wird zum Dichter, wenn er im 13. Kapitel seines ersten Korintherbriefes das hohe Lied von der Liebe anstimmt, der köstlichsten aller Gaben, der christlichen Kardinaltugend, und der Apokalyptiker Johannes, er hat neben manchen ungeheuerlichen prophetischen Bildern wiederum Stellen von einer überirdischen Schönheit, in welchen die Harmonien einer besseren Welt hereinklingen in den Streit und Jammer des Diesseits und der Blick sich aufthut in selige Regionen des Lichts und des Friedens. So gewiß das Christentum es auf Weltversöhnung und Weltverklärung abgesehen hat und nicht auf Weltverneinung und Weltvernichtung, so gewiß trägt es in sich den Keim echter Poesie, die ja auch nichts Anderes ist als Weltverklärung, — ästhetische, während es für die Religion um ethische Weltverklärung sich handelt.

Und dieser Keim christlicher Poesie wie christlicher Kunst überhaupt — er hat sich langsam, aber großartig und vielseitig entfaltet. Von dem altdeutschen Heliand an, der treuherzig-naiv die evangelische Geschichte zum germanischen Heldenlied umbildet und den Erlöser im Kreise seiner Jünger als Lehnsherrn mit dem Gefolge seiner Mannen feiert und dem tiefsinnigen Parsifal, der das Rittertum im Dienste des heiligen Gral seine höchste Weihe finden läßt, bis zu Dantes göttlicher Komödie, welche Himmel und Erde, Welt und Zeit ins Licht christlicher Weltanschauung stellt und Tugend und Laster mit dem über beide verhängten Gottesurteil in grandiosen Gestalten an uns vorüberführt, bis zu Miltons verlorenem Paradies und Klopstocks Messiade — es sind allemal die großartigsten Dichtungen ihrer Zeit, die als religiöse Epen uns entgegentreten.

Daß das moderne Drama aus den mittelalterlichen Mysterien und kirchlichen Festspielen hervorgewachsen, ist eine nicht minder bekannte Thatsache.

Wiederum von den altlateinischen Hymnen und mönchischen Sequenzen an einem Media vita in morte sumus, einem Stabat mater dolorosa, einem Dies irae, dies illa — bis zu den süßen Liedern der mittelalterlichen Minnesänger von der Gottesminne und den urkräftigen, herzerquickenden Kirchenliedern eines Luther und Paul Gerhard, eines Paul Flemming und Simon Dach — es ist jedesmal

die Blüte der zeitgenössischen Lyrik, die auf religiösem Gebiete sich entfaltet, gerade wie die Musik in den Psalmen und Motetten eines Paläſtrina und Allegri, die Malerei in den Prophetengestalten eines Michel Angelo und Madonnenbildern eines Raffael ihre höchsten Triumphe feiert.

Gut, sagt man, aber bis hierher und nicht weiter! Raffael und Michel Angelo, Luther und die Reformation — das bedeutet den Bruch zwischen der alten Religion und dem modernen Bewußtsein, also auch der modernen Kunst und Poesie.

Die Renaissance hat die Götter Griechenlands, der Humanismus hat die klassische Litteratur zurückgeführt, wo bisher die Kirche mit ihren Heiligen und die Scholastik mit ihren Dogmen geherrscht; Raffaels Madonnen, sie zeigen bereits etwas von hellenischer Grazie, Buonarottis Propheten und Sibyllen, sie sind heidnische Heroengestalten. Die Kunst, die Poesie, die ganze Wissenschaft emanzipiert sich vom Dienste der Religion.

Und die Reformation, sie hat nicht nur den bunten Kultus gereinigt und gesäubert, da und dort bis zur barbarischen Bilderstürmerei, sie hat nicht nur das religiöse Leben verinnerlicht und vertieft, hin und wieder bis zum finstern, weltverachtenden Puritanertum; sie hat auch den Geist befreit, den Blick erweitert, der Natur ihr Recht zurückgegeben, die weite, breite Welt, Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst zwar nicht vom Zusammenhang mit der göttlichen Weltordnung, wohl aber vom Lehnsdienst der Kirche entbunden und so zu sagen zu reichsunmittelbaren Mächten, zu freien Provinzen im großen Reich Gottes erklärt. Nun entstand eine weltliche Kunst und Wissenschaft; Naturforschung und Geschichtschreibung, Philosophie und Poesie, Malerei, Musik und Architektur gingen ihre eigenen Wege, folgten ihrer eigenen Inspiration, keinem Gesetz dienstbar und keiner Autorität verantwortlich als dem immanenten Gesetz der Wahrheit und Schönheit.

Mit dem allen hat es seine Richtigkeit. Und nicht zu bestreiten ist ferner, daß diese Befreiung der Kunst und Poesie vom Dienste der Religion und Kirche da und dort zur Entfremdung zwischen beiden führte, auf der einen Seite zu einer unpoetischen, geist- und geschmacklosen, wohl auch zelotischen Religion und Religiosität, auf der andern Seite zu einer frivolen, irreligiösen, ja antichristlichen Kunst und Litteratur.

Da begegnet uns in der Geschichte der Zelotismus puritanischer Rundköpfe, welcher allen Schmuck des Schönen aus dem Kultus wie aus dem Leben als sündhaften Baalsdienst verbannt und keine Poesie gelten läßt außer den alttestamentlichen Psalmen und Propheten, und heute noch haben wir da und dort in Stadt und Land mit einem weltflüchtigen, bildungsfeindlichen Pietismus zu rechnen, der in seinem wohlgemeinten Eifer das Theater als eine pompa diaboli verdammt, jedes Lied, das nicht im Gesangbuch steht, ein „Schelmenlied" nennt und vor einem Schillerfest als vor einem Götzendienst Thür und Fenster verschließt. Da stoßen wir ferner in der christlichen Litteraturgeschichte auf eine seichte Periode langweiliger Kirchenlieder, die, entleert vom Feuergeist eines Luther und dem

seelenvollen Brustton eines Paul Gerhard, nichts sind als versifizierte Dogmatik oder gereimte Moral, und finden in der heutigen Erbauungslitteratur neben einer Flut sentimentaler, ob auch mehr oder weniger formgewandter Herzensergießungen ohne Saft und Kraft und einer Masse christlicher Tendenznovellen — sei es nach englischem oder norddeutschem Zuschnitt, bei denen man die Absicht merkt und verstimmt wird — nur wenig Originelles, Packendes, Herzerfrischendes, nirgends aber ein Talent ersten Ranges. Eure großen Alten, ruft man uns zu, von Luther bis auf Klopstock — jedermann lobt sie, aber niemand liest sie; eure kleinen Neuen aber sind Sternlein siebenten Rangs, die nicht einmal ein Kirchenlied mehr machen können; ist das nicht ein Armutszeugnis für das Christentum unserer Zeit, ein Beweis für den Nachlaß ebenso der schöpferischen Kraft als des empfänglichen Sinns auf dem Gebiete der religiösen Poesie?

Auch das Andere führt man uns in demselben Sinne zu Gemüt; der breite, volle, prächtige Strom unserer klassischen Litteratur ergießt sich fernab von Sinai und Golgatha über die weiten Gefilde des Weltlebens. Seit Klopstock in seinem Messias, den die Weltleute langweilig, und Lessing in seinem Nathan, den die Theologen bedenklich finden, hat kein Dichter ersten Ranges religiöse Stoffe besungen oder weltliche Stoffe in religiösem Geiste behandelt. Höchstens daß Herders feinfühliges Ohr auch für die religiöse Töne in den Stimmen der Völker ein liebevolles Verständnis hat und Jean Pauls empfindsamer Humor seinen überschwänglichen Flug zwischen der irdischen Ackerscholle und den himmlischen Milchstraßen wechselt. Goethe und Schiller in ihrer hellenischen Weltanschauung stehen der Kirche und dem Christentum mindestens kühl gegenüber. Den Romantikern ist das Christentum in Form des mittelalterlichen Katholizismus oder Jakob Böhme'scher Mystik mehr poetische Dekoration und phantastisches Spiel als heiliger Ernst. Nur Novalis, „der göttliche Jüngling", hat wirklich, wie ihm sein Freund Schleiermacher bezeugt, Christum lieb und singt süße, seelenvolle, tiefsinnige religiöse Lieder. Auch die Dichter der Befreiungskriege, wie Arndt, Körner, Schenkendorf, Fouqué haben zwar wie ihre Zeit einen entschieden christlichen Zug, so jedoch daß er, namentlich bei dem letztgenannten frommen Ritter, bald wieder ins Süßliche und Spielende übergeht, und der grundehrliche und wahrhaftige Uhland mit Fug seine Warnung ertönen läßt:

„Ich bitt' euch, teure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt.
Will einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt."

Und nun vollends die moderne Litteratur, von dem Zeitgeist getränkt, welchem Strauß mit seiner ätzenden Kritik das Christentum zersetzt, Schopenhauer mit seinem geistreichen Pessimismus Gottes Welt für die schlechteste aller Welten erklärt, Darwin mit seiner Entwickelungstheorie das Schöpfungswunder entbehrlich

gemacht, der landläufige Naturalismus und Materialismus einen göttlichen Grund und einen göttlichen Zweck des Daseins unter den Füßen weggezogen hat — nichts zu sagen von der extremen destruktiven Strömung, welche mit der Religion auch die Moral aus der Welt schaffen will, — die moderne Litteratur, insbesondere auch die poetische, wer will es bestreiten, daß der religiöse Zug in ihrer Physiognomie keineswegs hervorsticht?

Die bedeutenderen lyrischen Talente von Platen, Heine und Lenau bis auf Freiligrath und Lingg — sie rühren mit wenigen Ausnahmen selten die religiöse Saite an.

Das Drama, auch wo es nicht in den schlüpfrigen Gleisen der pariser Poeten den Ehebruch sanktioniert und die Halbwelt kanonisiert, wo es mit der tiefbohrenden Kraft und dem großartigen Wurf der Hebbel'schen Muse historische, psychologische oder soziale Probleme behandelt, es zeigt einen dämonischen, pessimistischen Zug, aber wenig von der schönen Mission, zu erheben, indem es erschüttert.

Und in der breitesten Provinz der schönen Litteratur, wo sich die heutige Leserwelt fast ausschließlich ihre Weide sucht, auf dem Gebiete des modernen Epos, nämlich des Romans und der Novelle, wie viel berühmte Namen und wie mancherlei wirkliche Talente, wie viel Unterhaltendes und darunter doch auch wie manches wirkliche Kunstwerk — aber wie wenig Erbauliches, nicht im strengreligiösen, sondern nur im sittlichen Sinn! Ich denke im Augenblick an drei der begabtesten und beliebtesten Novellisten der Gegenwart von kräftiger Eigenart und wahrhaft künstlerischer Kraft — einen Norddeutschen, einen Süddeutschen, einen Schweizer — jeder ein Meister in seinem Fach, jeder ein Liebling seines Publikums — schade, daß eine Abkehr von der Religion, etwas wie Widerwille gegen christliche Anschauungen oder doch wie stolzer Verzicht auf ihre Tröstungen, sei es mehr in elegischem oder mehr in ironischem, wo nicht malitiösem Ton beim einen offener, beim andern versteckter gelegentlich herausklingt! Seine individuelle Überzeugung und Weltanschauung sei keinem ins Gewissen geschoben. Aber dient nicht alles das Angeführte eben zum Beleg für die Behauptung: Poesie und Religion, der moderne Geist und das Christentum vertragen sich nicht mehr mit einander im Bewußtsein unserer Zeit? In Gesangbüchern und erbaulicher Goldschnittlitteratur mag sich ablagern, was noch von geistlichen Gedichten gemacht wird; für die reifere Jugend mag man christliche Novellen schreiben; unter den Frommen mögen die religiösen Dichter ihre Gemeinde suchen — aber in der Nation haben sie keine Wurzel, in der Litteratur zählen sie nicht mit?

Und doch auf das alles noch ein Wort — gliche es auch einer oratio pro domo!

Vor allem das: Selbst diejenige Weltanschauung, welcher das Christentum ein überwundener Standpunkt ist — muß sie es nicht doch gelten lassen als eine großartige und eben darum poetische Erscheinung? Wenn die evangelischen Geschichten Mythen sind, ist nicht der Mythus eine poetische Form, die dichterische Einklei-

dung einer Idee? Wenn der moderne Dichter für die Sache des Kreuzes persönlich sich nicht mehr begeistern kann — ist nicht die Todesfreudigkeit der Märtyrer, die ungebrochene Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit einer christlichen Seele einer poetischen Darstellung fähig und wert? Tragen nicht die großen Ideen des Christentums eine Majestät, eine Schönheit, eine Süßigkeit in sich, die einem echten Dichter, wäre er auch ein Nichtchrist, imponieren, die es ihm von der poetischen Seite „anthun" kann? Ich will nicht an die Bekenntnisse einer schönen Seele erinnern, die Goethe in seinen Wilhelm Meister eingeflochten hat. Selbst ein Heine, dem auch sein ärgster Feind ein großes lyrisches Talent und selbst sein feurigster Bewunderer eine bodenlose Frivolität nicht absprechen kann, selbst er hat dem Christentum in einigen seiner schönsten Gedichte seinen Tribut abgestattet. Nicht solche meine ich, wo er die Laune hat, persönlich den frommen Ton anzustimmen, wie jenes leider so schön komponierte und so viel gesungene:

„Du bist wie eine Blume"

mit dem unverschämten Schluß:

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt Dir legen sollt,
Betend, daß Gott Dich erhalte
So rein und schön und hold.

Daß der Faun sich hier als Priester der Unschuld drapiert, sein Schalksgesicht in fromme Falten legt, seine — meinetwegen schön gebauten, aber keineswegs saubern Hände zum Segen erhebt über einen jungfräulichen Scheitel, ist der Gipfel Heine'scher Verlogenheit, eine ästhetisch wie ethisch wahrhaft ekelhafte Attitüde, bei der man ausrufen möchte: Hüte Dich, feines Blümelein, vor einem Segen von dieser Hand![1] Aber wo er sein kleines Ich aus dem Spiel läßt, wo er balladenartig wie in der Wallfahrt nach Kevlaar den frommen Glauben des Volks, stäke er auch in der Hülle des Aberglaubens — schildert, da wirkt er rührend, und ein grandioseres Gedicht hat er nicht gemacht als jene erhabene Vision in den Nordseeliedern: Christus auf dem Meer, mit der Überschrift „Frieden." Selbst jene Szene — in den Reisebildern, wenn ich mich recht erinnere, — wo in die heitere Tafelrunde der Olympischen Götter der bleiche blutende Christus eintritt und ihr das Kreuzesholz, das er auf dem Rücken schleppt, schmetternd auf den Tisch wirft, daß die seligen Götter erbleichend von den goldenen Stühlen auffahren — sie ist trotz des frivolen Tons eine ebenso poetische als wahre Huldigung für das Christentum.

Also nicht „wesenlose Schatten", sondern mindestens „poetische Gestalten" voll Mark und Kraft sind die „Figuren der christlichen Legende" auch für den nichtchristlichen modernen Dichter, wenn sie nur in die rechten Hände kommen.

Aber ich gehe noch weiter: nicht nur da reichen Poesie und Religion sich die Hand, wo ein spezifisch religiöser Stoff dichterisch behandelt wird, sei es in

[1] Wir können die Ansichten des Verfassers über das in alle Herzen gedrungene Gedicht von Heine nicht teilen. Redaktion der Deutschen Revue.

lyrischer oder epischer oder dramatischer Form, sondern auch da, wo die sogenannte weltliche Dichtung ihre tieferen Töne anschlägt, das Endliche in eine höhere Beleuchtung rückt, sei es auch ohne irgend einen erbaulichen Zweck. So gewiß man fromme Gedanken haben kann, nicht nur in der Kirche, sondern ebenso auf dem Feld bei der Arbeit, in der Einsamkeit der Nacht und mitten im Menschengewühl, so gewiß kann ein religiöser Ton lauter oder leiser anklingen in jeder Dichtungsart vom harmlosen Lied bis zum erschütternden Drama. Religion ist ja nicht Dogmatik, und das Reich Gottes deckt sich nicht mit der Kirche.

Die liebevolle Versenkung in die Natur wie die sinnende Betrachtung des waltenden Schicksals in der Menschenwelt, die jubelnde Freude am Dasein und das schmerzliche Mitgefühl des Jammers der Kreatur — eins wie das andere kann fromm sein und kann hindurchklingen auch durch das, was man profane Dichtung nennt. Und darum zum Zeugnis, daß weder die Poesie aus der Religion noch die Religion aus der Poesie verschwunden ist, brauchen wir nicht nur neben den alten anerkannten Größen von David und Assaph bis auf Klopstock und Novalis auf das Häuflein neuerer religiöser Dichter zu weisen, denen Innigkeit der Empfindung, Schwung der Phantasie, Reichtum der Gedanken, Wohllaut des Ausdrucks auch von der kühlsten Kritik zugestanden wird, wie eine Annette von Droste-Hülfshofen, ein Albert Knapp, Philipp Spitta, Julius Hammer, Julius Sturm, oder an den Eindruck zu erinnern, den selbst in dramatischer Form die Kraftgestalt eines Luther in den Bearbeitungen eines Hans Herrig und anderer auf ein modernes Publikum zu machen vermag — nein, wir führen ohne Anstand den ganzen Chor unserer großen weltlichen Dichter für unsere Behauptung ins Feld.

Shakespeares großartige Seelen- und Schicksalsdramen bewegen sich zwar fern von der kirchlichen Gebundenheit und katholisierenden Romantik eines Calderon mit protestantischer Geistesfreiheit auf dem bunten Theater der weiten Welt, aber sie ruhen durchaus auf dem Grunde einer religiösen Weltanschauung, einer sittlichen Weltordnung, welche Schuld und Schicksal auf gerechter Wage abwägt. Viele seiner Kernsprüche wiegen ganze Predigten auf.

Goethe, wenn er ein Heide ist, so ist er ein frommer Heide, von dem mancher rechtgläubige Christ etwas lernen könnte; dankbare Freude an Gottes schöner Welt, fromme Ehrfurcht vor den Ordnungen der Natur, rastloser Fleiß in Benutzung des anvertrauten Pfundes, milde Duldsamkeit gegen die Menschen, gelassene Resignation an den Grenzen der Menschheit, alles das durchzieht seine Dichtung wie sein Leben.

Und wenn es um sein und seines Faust Christentum „schief steht", wenn er eine Periode hatte, wo er selbst sich zwar nicht einen Unchristen, aber einen dezidierten Nichtchristen nennt, wenn der alte Herr noch gegen Eckermann launig bemerkt: es sei eigen, so viele Lieder er gedichtet habe, kaum eines werde ins „Gesangbuch" passen, so hat er thatsächlich Unrecht behalten. In einem berliner Gesangbuch aus den dreißiger Jahren habe ich das Lied gefunden:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm an meine Brust!

Ob es noch drin steht, weiß ich nicht; ob es jemals in einer Kirche gesungen worden ist, bezweifle ich sehr; aber ein frommes Lied ist es jedenfalls, wie auch das „Über allen Gipfeln ist Ruh" mich oft so fromm angeweht, so innig erbaut hat wie manches Abendlied aus dem Gesangbuch.

Wer in seiner Jugend ein Herzensfreund des Fräuleins von Klettenberg und Lavaters war und noch in seinem Alter bekennt:

In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig „Ungenannten,"
Wir heißen's fromm sein, —

der weiß aus eigener Herzenserfahrung, was Religion ist.

Und das Werk seines Lebens, der Faust — welch' erhabene religiöse Anklänge enthält er, vom Hymnus der drei Erzengel im Prolog mit seinem feierlichen Flügelschlag bis zu der mystischen Schlußszene des zweiten Teils, die eben doch, was man auch gegen die Allegorien, die der Altmeister hineingeheimnißt hat, vom ästhetischen, gegen die Äußerlichkeit, mit welcher die Versöhnung sich vollzieht, vom theologischen und gegen die katholisierende Färbung des Endes vom konfessionellen Gesichtspunkt einwenden mag — in ihrem Schlußwort vom Ewig-Weiblichen, das uns hinanzieht, an die Grundidee des Christentums, die erlösende Liebe appelliert.

Und Schiller? Die fromme Ader tritt bei ihm, dem großen Rationalisten, dem kantisch geschulten Herold der sittlichen Freiheit, weit weniger hervor als bei Goethe. Und doch — dem Distichon:

„Welche Religion ich bekenne? keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion!"

setzt er das andere entgegen:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich."

doch hat er nicht allein im Stile der Romantiker in seiner Jungfrau von Orleans und seiner Maria Stuart der Glut religiöser Begeisterung und der Herrlichkeit der Kirche ergreifende Töne und feurige Farben geliehen, sondern er hat auch im Lied von der Glocke das Menschenleben von der Wiege bis zur Bahre in das Licht der christlichen Religion gestellt und Klänge einfacher, gesunder Frömmigkeit angeschlagen, so rein und voll, daß sie für immer widerhallen werden im Herzen seines Volkes. Und so steht er, der Sänger der Ideale, der gewaltige Prediger des Sittengesetzes, der rastlos Ringende und Strebende, dem sein großer Freund bezeugt:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine,"

wenn man ihn auch nicht für die Gemeine der Gläubigen in Anspruch nehmen darf, doch gleich einer Prophetengestalt des alten Testamentes als ein „Zuchtmeister auf Christum" an der Pforte des Heiligtums.

Etwas Ähnliches gilt unter den Lyrikern von seinem schwäbischen Landsmann, unserem Uhland. Seine ehrliche, lautere, männlich spröde Natur verhält sich kühl abweisend gegen den weichlichen Mystizismus und phantastischen Katholizismus der Romantiker. Sein Christentum würde, dogmatisch geprüft, vielleicht ziemlich rationalistisch erfunden. Und doch — welch' innig fromme Sonntagsstimmung in des Schäfers Morgenlied! Welch' mystische Farbenglut in der verlorenen Kirche! Welch' versöhnendes Abendrot am Schlusse des Wallers! Welch' liebevoller Nachruf für einen verstorbenen Landgeistlichen! Welch' schönes, vielsagendes Wort auf den Tod eines Kindes, das viele Sterbelieder und Leichenpredigten aufwiegt:

„Woher? wohin? — Wir wissen nur,
Aus Gottes Hand — in Gottes Hand!"

welch' keuscher Respekt vor dem Heiligen bei dem ganzen Mann, in seiner Dichtung wie in seinem Leben!

Friedrich Rückert mit seinem hundertsaitigen Harfenspiel, mit dem tausendfarbigen Schimmer seiner weltumfassenden Poesie, mit seinen morgenländischen Sinnsprüchen und seiner milden Bramanenweisheit hat wesentlich einen mystisch-pantheistischen Zug. Aber eben darum geht ein frommer Hauch durch seine Dichtung. Und nicht weil er von „Bethlehem und Golgatha" gesungen und weil er ein „Adventlied" gedichtet, das unsere kirchlichen Gesangbücher schmückt, noch weniger, weil er eine trockene Evangelienharmonie gereimt und einen wenig gelungenen „Saul und David" dramatisiert, nennen wir ihn an dieser Stelle, sondern weil er das Universum von den kreisenden Sternen bis zu den taublitzenden Gräsern von Gott beseelt sieht, weil er die Liebe als den Puls des Weltalls preist. So wirken viele seiner Lieder im schönsten Sinn erbaulich, von dem gemütvollen Abendlied an: Ich stand an Bergeshalde — mit seinem frommen Schlußakkord:

„Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist" —

bis zu dem Klagelied der „sterbenden Blume", das den wehmütig ergebungsvollen Verzicht auf persönliche Fortdauer rückhaltlos ausspricht und doch viel frömmer gedacht und gefühlt ist als jenes hölzerne:

„Ich sterb im Tode nicht, mich überzeugen Gründe,
Die ich, je mehr ich forsch', in meinem Wesen finde."

Einer der süßesten Lyriker der Neuzeit, der aus dem unmittelbarsten Born der Poesie geschöpft und für die zartesten Regungen der Natur und des Menschenherzens auf seinem Saitenspiel Töne gefunden hat wie kaum einer seit Goethe — ist Eduard Mörike.

Er ist voll herzlicher Freude am Dasein: „Erdenleben, laß dich hegen, uns ist wohl in deinem Arm.“ Er singt das Weben des Frühlings, der sein blaues Band wieder flattern läßt durch die Lüfte und die Freuden der Herbstfeier und alle das Neigen von Herzen zu Herzen in Lust und Leid; er spielt mit phantastischen Märchengestalten und scherzt mit graziöser Laune und duldsamem Humor über menschliche Schwächen und Gebrechen; den großen Fragen der Menschheit wie den religiösen Stoffen geht er eher aus dem Wege, nicht weil er sie nicht kennt, sondern weil sie sein weiches Gemüt zu scharf angreifen und weil seine keusche Dichtung vor aller Phrase und Rhetorik sich scheut. Und doch nicht nur für schlichte Gottesfurcht, kindliches Gottvertrauen, dankbare Freude an Gottes Werken, sondern auch für mystische Versenkung in Gott, für das Geheimnis des Kreuzes, für den holden Reiz christlicher Legenden, für die süße Schwermut der Karwoche hat er die innigsten Töne und in seinem Turmhahn singt er, der gewesene schwäbische Pfarrer, ein Lob des Landgeistlichen, gegen welches dasjenige des alten Voß für den würdigen Pfarrer zu Grünau ziemlich ledern sich ausnimmt.

Zuletzt nenne ich den, welchen ich hätte voranstellen können, der sich als der allbeliebte, von keiner Seite jetzt mehr angefochtene Lyriker der Neuzeit der Deutschen ins Herz gesungen und bei Frauen und Männern, Jungen und Alten, Niedern und Hohen, Geistlichen und Weltlichen einen guten Namen gemacht hat, Emanuel Geibel. Ein Herold des orthodoxen Hochkirchentums, als welchen man ihn da und dort in Anspruch zu nehmen Miene gemacht hat, ist er keineswegs; er unterscheidet wohl zwischen Dogma und Religion, Kirchentum und Christentum. Aber daß man ein Dichter von Gottes Gnaden sein, daß man von hellenischer Formenschönheit durchdrungen, daß man von allen Fragen der Gegenwart in Geist und Herz berührt sein, daß man seelenvolle Naturlieder singen, daß man für Kaiser und Reich begeisterte und begeisternde Heroldsrufe in sein Volk hineinrufen und doch Gott die Ehre geben und dem Weltheiland ein Hosianna singen kann, das hat der Lübecker Predigersohn in manch' schönem Liede meisterhaft gezeigt.

Und nun — weil die patriotische Saite berührt ist, sei noch einer genannt, ein Dichter in Prosa, vielleicht der gediegenste, den wir Deutsche jetzt haben, ein durch und durch deutscher: Gustav Freytag. Er ist ein durchaus moderner Schriftsteller, stehend auf der Höhe der Zeit. Er hat uns in seinen gelesensten Romanen das deutsche Volk bei seiner Arbeit gezeigt, bei der materiellen des Geschäftsmanns und bei der geistigen des Gelehrten. Die Sonntagsstimmung, die religiöse Saite klingt kaum dabei an.

Aber wer dem deutschen Volk über seine gottgeschenkte innerste Naturanlage, über seinen gottgeordneten weltgeschichtlichen Beruf so den Spiegel vorgehalten, wer die christliche und die reformatorische Mission der germanischen Nation so gründlich erkannt und so überzeugend dargestellt, wer einen Luther und seine Zeit und jede andere Kulturperiode des deutschen Volkes mit so gründlichem Fleiß und so liebevollem Verständnis erforscht und abgeschildert hat wie G. Freytag in seinen Geschichtsbildern und seinem Ahnencyklus — der steht der Religion und

ihrer Bedeutung für das Geistesleben der Menschheit weder feindlich noch gleichgiltig gegenüber.

Und nun zum Schlusse: wozu das Alles? Etwa um unseren nationalen Dichtern eine Heiligsprechung zu erteilen, nach der sie gar nicht verlangen? Oder um den religiösen Poeten einen Einlaßschein auf den Parnaß zu erbetteln, den man ihnen gern verweigern möchte? Oder um für Religion und Christentum einige Lobsprüche einzusammeln bei den großen Geistern der Nation? Oder um dem sinkenden religiösen Leben durch die Kunst aufzuhelfen, wo nicht gar die Religion durch die Kunst zu ersetzen?

Keins von dem allem. Die Religion bedarf dieses Sukkurses nicht. Sie hat ihre Lebenskraft in sich selber. Es wird fromme Christenleute geben künftig wie bisher, die weder Schiller noch Goethe lesen und die ihr ästhetisches wie ihr religiöses Bedürfnis vollständig befriedigt finden durch Bibel und Gesangbuch.

Aber zweierlei möchten wir durch das Gesagte beweisen, was keineswegs neu ist aber immer wieder und zumal jetzt gesagt werden darf.

Fürs erste: die Religion ist ihrer Natur nach nicht unpoetisch, das Christentum insbesondere hat eine Schönheit und Erhabenheit, der auch der begabteste Dichtergenius willig oder unwillig seine Anerkennung zollen muß und der unsere besten Dichter in ihren besten Stunden Ausdruck gegeben haben. Der Strom der sogenannten weltlichen Poesie mag immerhin zunächst seine irdischen Ufer abspiegeln mit Gras und Blumen, Busch und Baum, Wald und Wiese Hütten und Herden, Menschen und Thieren, Bergen und Felsen. Aber wo er am klarsten fließt, da wird auch der blaue Himmel daraus widerscheinen, und wo seine Wellen sich höher heben, da wird das Licht der Sonne drin blitzen, wärs auch nur für einen flüchtigen Augenblick. Darum — „Platz, ihr Herrn, dem Flügelschlag einer freien Seele!“ auch einer, die so frei ist dem alten Gott die Ehre zu geben selbst in der neuen Zeit! Obs die Flügel des Adlers sind, der um Alpengipfel kreist, oder die Flügel der Lerche, die über dem Ackerfeld jubiliert, oder die Flügel des Falters, der um Blumen schwebt: wenns nur Flügel sind, welche die Seele zu schwingen hat, wenns nur ein wirklicher Dichter ist, der sich auf religiösem Gebiete bewegt, so meinet nicht, ihr degradiert ihn damit, ihr stellt ihm ein Armutszeugnis oder doch ein Zeugnis zweiter Klasse zum voraus schon aus, daß ihr ihn unter die religiösen Dichter zählt!

Das andere aber, woran man heutzutage gleichfalls erinnern darf ist: Die Poesie ist ihrem Wesen nach nicht irreligiös, das gesunde Christentum steht wie der Kunst überhaupt, so insbesondere der Dichtkunst weder fremd noch gar feindselig gegenüber und hat ebenso wenig Grund, sie zu fürchten als sie zu verachten. Wer kein Bedürfnis nach ihr fühlt, kein Verständnis für sie hat, keinen Geschmack an ihr findet, der lasse sie beiseite, sie drängt sich niemand auf; aber er schelte die Trauben darum nicht sauer, weil sie ihm zu hoch hängen; er wittere nicht Gift in allem, was eben seinem Gaumen nicht mundet und seinem Magen nicht zusagt. Die finstere Verdammung aller weltfrohen Poesie wollen wir den Bilderstürmern und die hämische Verketzerung unser großen Dichtergenien wollen

wir den Ultramontanen überlassen, welche ihrer Kirche zu dienen meinen, indem sie den Konfessionshader auch in die sonnigen Gefilde der freien Kunst verpflanzen — in majorem dei gloriam. Wir aber — im Sinne der Reformation, welche die Geister befreit hat, im Sinne Luthers, welcher nicht nur die edle Musika, sondern alle Künste gern sehen wollte im Dienste Gottes, wollen das Schöne neidlos und furchtlos anerkennen, wo wir es finden, bei dem liebenswürdigem Jesuiten Friedrich von Spee mit den süßen Liedern seiner Trutznachtigall oder der gutkatholischen Annette von Droste mit ihren kraftvollen geistlichen und weltlichen Gedichten oder dem Dichter von „Dreizehnlinden" so gut als bei einem alten oder neuen protestantischen Dichter; wollen uns jedes Sängers freuen, dem wir — und wäre es auch nur in seinen besten Stunden — das Zeugnis geben dürfen: Er ist nicht ferne vom Reiche Gottes, und wollen, statt den Schlagbaum fallen zu lassen zwischen religiöser und weltlicher oder vollends protestantischer und katholischer Poesie, vielmehr jeden Poeten von Gottes Gnaden willkommen heißen mit der Einladung: „Willst du in meinem Himmel mit mir leben — so oft du kommst, er soll dir offen sein!"

Poesie und Religion — beide gehören zu den idealen Mächten, zu den himmlischen Trösterinnen der Menschheit, beide schauen die Welt in einem höheren Licht und knüpfen das Endliche an das Unendliche — die Religion durch das Organ des Gemütes und des Gewissens, die Poesie durch das Organ der Empfindung und der Phantasie. Beide können einander brauchen und sind an einander gewiesen. Die Religion freut sich der Handreichung der Poesie zur Symbolisierung des Unbeschreiblichen, zur Versinnlichung des Übersinnlichen, und wenn sie „in Zungen redet," so ist darunter auch die Zunge des Dichters. Die Poesie bedarf der Religion zur Verklärung des Sinnlichen, zur Versöhnung der Mißklänge im irdischen Dasein, und wenn der Geist über ihn kommt, so findet sich auch Saul unter den Propheten, so geht auch dem weltlichen Dichter der Mund auf zum Lobe Gottes.

Religion und Poesie — beide werden dauern, solange die Menschheit dauert und nicht in die Barbarei oder in die Tierheit zurück sinkt. Solange Menschenherzen menschlich schlagen, werden sie der Religion nicht entraten können und der Dichtung nicht entbehren wollen. Und so lange es Poesie giebt und Religion giebt auf Erden, werden auch beide sich immer wieder suchen und einander die Hände reichen und wird es eine religiöse Poesie geben. Und wenn sie keine Kirchenlieder mehr dichtet in Luthers Stil und Gerhards Ton, so ist sie damit keineswegs erstorben. Was die Alten Großes und Schönes gesungen von Assaph und den Kindern Korah bis auf Paul Gerhard und Novalis. wird fortklingen von Geschlecht zu Geschlecht in unverwüstlicher Kraft nach dem Wort: „Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren", und auch neue, noch ungeahnte Melodieen werden den Geist Gottes wecken auf der Riesenharfe der Menschheit, also daß es in jeder neuen Kulturepoche unseres Geschlechts künftig wie bisher sich erfüllt: „Singet dem Herrn ein neues Lied!"

Aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Kavallerie von Hartmann.

Bericht an den königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz, Exzellenz.

Kiel, den 19. März 1850.

Ew. Exellenz habe ich die Ehre, über die hiesigen Verhältnisse das Nachfolgende ganz ergebenst zu berichten:

Nachdem einmal die Statthalterschaft mit dem bekannten Erlaß des Finanzdepartements an die Hauptkasse zu Rendsburg und mit der Einberufung der Permittierten von ihrem früheren passiven Verhalten Schleswig gegenüber Abgang genommen hatte, konnte das weitere Umsichgreifen ihrer Autorität derjenigen der Landesverwaltung gegenüber nicht ausbleiben. Die Departements der Justiz und des Kultus haben die Geschäftsverbindungen mit dem Obergericht, resp. der Generalsuperintendentur, in Schleswig wieder aufgenommen. Ebenso scheint die gemeinschaftliche Regierung von hieraus wieder mit den von ihr abhängenden schleswigschen Behörden zu kommunizieren. In Husum ist der frühere Amtmann, welcher von der Landesverwaltung entsetzt worden war, ohne daß ein Nachfolger hätte konstituiert werden können, wieder in die Funktion getreten. Der südlich der Demarkationslinie gelegene Teil des Amtes Flensburg hat den von der Landesverwaltung entsetzten Amtmann ersucht, wieder einzutreten. Derselbe hat nicht gezögert, diesem Wunsche nachzukommen. — Die Statthalterschaft ist faktisch im ganzen Süden Schleswigs wiederum in anerkannte Wirksamkeit getreten, ohne daß dies irgend von lauten Erklärungen zc. oder von Exzessen irgend namhafter Art begleitet gewesen wäre. Man hatte gefürchtet, daß an den Orten, welche letztlich von preußischen Truppen geräumt worden sind, Tondern und Kappeln, einzelne Ausbrüche des Unwillens gegen Dänischgesinnte hervortretenwürden. Bis jetzt ist nichts dergleichen vorgekommen. Diejenige mißliebige Person, zu deren Schutz bis dahin in Kappeln beständige Besatzung gewünscht wurde, der Postmeister, ist mit dem Abmarsch der Truppen nach dem Norden gegangen und hat sich so allen möglichen Insulten freiwillig entzogen. —

Die aller Orten im südlichen Schleswig stattgefundene Aufhebung der Exekutionen hat einen beruhigenden Eindruck gemacht.

Die rückständigen Steuern zc. gehen in großen Summen der Hauptkasse in Rendsburg zu. Die kleine Landschaft Eiderstedt hat 9600 Mark gezahlt und dergl. mehr. An mehreren Orten, wo Hebungsbeamte Besorgnisse geäußert hatten, der Aufforderung der Hauptkasse nachzukommen, sind seitens der Landschaften Vertrauensmänner zur Aufnahme und Ablieferung der Gelder bestellt. —

Die Beurlaubten sind fast vollzählig aus allen Teilen beider Herzogtümer erschienen. Die meisten Bataillone hatten schon gemeldet, daß sie ihre etatsmäßige Stärke gewonnen hätten. Die Armee ist damit bis auf etwa 22 800 Mann

angewachsen. Von der Einberufung der zehn Reserve-Bataillone ist vorläufig nicht mehr die Rede.

Mit dem heutigen Tage ist die Landesversammlung zusammengetreten; von den schleswigschen Deputierten war gestern schon die Mehrzahl eingetroffen, so die Haderslebner, die Flensburger und andere aus dem Norden. Eine Zwangsanleihe von 8 Millionen Mark (3$^1/_5$ Mill. Thaler) ist eine der Regierungs-Propositionen, welche zur Verhandlung kommen werden.

Der Verbitter der Ritterschaft beider Herzogtümer, Graf Moltke-Grünholz, hat gleichzeitig auf den 25. d. Mts. die Ritterschaft zusammengerufen, um die Möglichkeit, einen Frieden anzubahnen, in Beratung zu nehmen.

An eine Überschreitung der Eider mit der Armee wird seitens der Statthalterschaft vorläufig nicht gedacht, wie überhaupt ein weiteres Hineinagieren nach Schleswig nicht beabsichtigt wird. Wozu aber die Umstände führen und drängen werden, läßt sich nicht voraus bestimmen, läßt sich bei den bekannten Zuständen in Schleswig, bei dem Mangel jeder Regierung im Süden und der Gewaltherrschaft im Norden, bei der Anhänglichkeit der Bevölkerung an ihr sogenanntes Recht, aber wohl vermuten.

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstabe.

Kiel, den 19. März 1850.

Ew. Exzellenz verfehle ich nicht die gehorsamste Meldung zu machen, daß heute hier eingegangener offizieller Benachrichtigungen zufolge, zwei dänische Kriegsdampfer (der Geiser und der Hekla) den Hafen von Eckernförde rekognosziert haben und bis auf etwa 1000′ an die dort gelegene Norder-Batterie herangegangen sind.

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstabe.

Privatbrief.

Kiel, den 23. März.

Dein mich unendlich erfreuender Brief kam gestern an. Es ist wirklich mehr wie hart, daß ich meinem lieblichsten Glücke entsagen muß, ohne das Gefühl, hier zu nützen, als Entschädigung zu gewinnen. Nach Briefen von Usedom und Abeken soll ich ausharren! — Eine Änderung der hiesigen Verhältnisse hat noch nicht stattgefunden. Die Statthalterschaft hat, soweit sie dieses konnte, in Schleswig die Zügel wieder in die Hand genommen, und die Landesverwaltung ist in ihrer anomalen Stellung mehr wie je anomal. Man denkt viel an Erneuerung des Krieges und wird sich wahrscheinlich ohne deutsche Unterstützung schlagen. Der General von Rauch hat, nach allem, außerordentlich günstig über die Herzogtümer berichtet.

Bericht an den königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz, Exzellenz.

Kiel, den 23. März 1850.

Ew. Exzellenz machte ich in meinem gehorsamsten Schreiben vom 19. d. Mts. die Mitteilungen, welche die neu sich gestaltenden Verhältnisse in Süd-Schleswig zu erheischen schienen. Als Ergänzung meines damaligen Schreibens beehre ich mich beifolgende, dem halboffiziellen Altonaer Merkur entnommene Erklärung einzulegen, welche die Beamten, Offizialen und Repräsentanten des südlich der Demarkationslinie gelegenen Teils des Amtes Flensburg am 16. d. Mts. abgegeben haben. Der Wortlaut derselben giebt ein Zeugnis für den in Süd-Schleswig herrschenden Geist. — In der Landesversammlung haben bis dahin nur Verhandlungen über weniger wichtige Vorlagen der Regierung stattgefunden. Die Verhandlungen über die geforderten Geldbewilligungen sind bis zur Rückkehr des Herrn von Harbou aus Berlin verschoben. —

Der Herr General von Bonin beabsichtigt, im Laufe der nächsten Woche einige Inspektionen vorzunehmen und werden zu dem Ende einzelne Truppen-Konzentrierungen an verschiedenen Orten stattfinden. Die Truppen werden dann nach wenigen Tagen wieder nach ihren Standorten zurückkehren und ist somit jenen Zusammenziehungen kein anderer als der oben angegebene Zweck unterzulegen. —

Es hat in den letzten Tagen nicht an Nachrichten gefehlt, welche einem strikten Innehalten des Waffenstillstands auch seitens der Dänen widersprechen. Dahin gehören, daß zwei dänische Kriegsdampfer nicht allein sich im Innern des Eckernförder Hafens gezeigt, sondern auch längere Zeit im Flensburger Hafen gelegen haben, daß ferner das Jütische Armeekorps-Kommando (General von Moltke) Offiziere nach Nord-Schleswig gesandt hat, die mit Übergehung der Obrigkeiten die Lagemänner dahin bewegen sollten, alle in ihren Distrikten vorhandenen Landmilitärpflichtigen zum sofortigen Dienst zu ihren Korps einzubeordern. —

Die dänischen Permittierten sind durch Ordre vom 15. März cr. wiederum einberufen worden.

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstabe.

Die im Obigen erwähnte Erklärung im „Altonaer Merkur" lautet:

Geschehen Schleswig, im Hause des Gastwirts Jensen, den 16. März.

Mit Rücksicht darauf, daß die Uggel-Harde, Amts Flensburg, wie teilweise das Amt selbst, die verfassungsmäßigen Lokalbehörden seit ca. 8 Monaten gänzlich entbehrt, daß auch die durch die Waffenstillstands-Konvention vom 10. Juli v. J. eingesetzte sogenannte Landesverwaltung als eine legitime, oberste Regierungsgewalt des Herzogtums Schleswig nicht erkannt werden kann, daher nur durch Gewaltmaßregeln eine beschränkte Wirksamkeit zu üben imstande ist, hierdurch aber ein Zustand der Rechtlosigkeit hervorgerufen worden, der je länger

je mehr die Lösung aller gesetzlichen und moralischen Bande der Ordnung herbeiführen muß, haben wir, die unterzeichneten Beamten, Offizialen und Repräsentanten der Uggel-Harde resp. auch des Amts Flensburg, uns heute hier zusammengefunden, um die Mittel in Erwägung zu ziehen, wodurch diesem heillosen Zustande in der Harde, soweit an uns liegt, Wandel zu schaffen und dem von Tage zu Tage mehr drohenden Einbrechen der Anarchie vorzubeugen ist.

Wir, die mitunterzeichneten rechtmäßigen Beamten, nämlich ich, der Amtmann Jacobsen und ich, der Hardesvogt Jochims, die wir bisher durch Willkürmaßregeln der sogenannten Landesverwaltung von der bedienungsmäßigen Ausübung der uns obliegenden amtlichen Funktionen in der Uggel-Harde verhindert worden sind, sind entschlossen, die uns obliegenden Amtspflichten ungesehen jeder Einsprache seitens der illegitimen Landesverwaltung wieder zu übernehmen und solche nach Maßgabe der bestehenden Gesetze sowie der von der rechtmäßigen Regierungsgewalt unseres Vaterlandes Schleswig-Holstein, der Namens und mit Vorbehalt der Rechte unseres Landesherrn eingesetzten Statthalterschaft, erlassenen Anordnungen nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen.

Wir aber, die gleichfalls mitunterzeichneten Offizialen und Repräsentanten und Eingesessenen der Uggelharde erklären, daß wir nur die Anordnungen unserer legitimen Obrigkeit, nämlich der hohen Statthalterschaft, der verfassungsmäßigen Zentralbehörden und Lokalbeamten, nämlich unseres rechtmäßigen Amtmanns Jacobsen und unseres rechtmäßigen Hardesvogts Jochims als für uns verbindlich anerkennen und mithin den Verfügungen der sogenannten Landesverwaltung und der von ihr wirklich bestellten Funktionaire ferner keine Folge geben werden, überhaupt aber dahin angewandt sein wollen, daß diesem gemäß es in der Uggel-Harde verhalten, Recht und Ordnung darin wieder regelmäßig gehandhabt werde.

Geschehen wie oben und genehmigt.

Jacobsen, Amtmann. Jochims, Hardesvogt. Asmus Erichsen, Lorenz Jensen, Claus Hansen, Lorenz Jensen, Erich Schmidt, Ulrich Fries, Hinrich Frantzen, Jakob Bundsen, J. Bernstorf und Hinrich Lorenzen, Interessenten.

In fidem: Jacobsen.

Privatbrief.

Kiel, d. 27. März.

Die Nachrichten, welche wir hier aus Schleswig erhielten, waren derartig beunruhigend und die neue Phase, in welche die Verhältnisse getreten sind, so überraschend, daß ich mich rasch am Sonntag Abend entschließen mußte, nach Schleswig und Flensburg zu gehen. Ich traf am Montag Abend die Husaren gerade im Begriff, einen scheidenden Kameraden zu feiern, und ließ mich in ihren Kreis ziehen, in dem ich bis tief in der Nacht verblieb. Andern Morgens fuhr

ich bei ziemlich heftiger Kälte, im Pelze wohl verwahrt, nach Flensburg. Nach vierstündigem Aufenthalt und bei dem Grafen Eulenburg eingenommenem Frühstücke kehrte ich nach Schleswig zurück, wechselte den Wagen und fuhr auf offener Kalesche durch die herrlichste Mondscheinnacht, deren matte Lichter bald Schneefelder, bald Wasserflächen magisch beleuchteten, über Eckernförde nach Kiel zurück, wo ich 1 ½ Uhr eintraf. Am Mittwoch fühlte ich mich wohl etwas zerschlagen, mußte mich aber mit neuem Mut in den Strudel der Diplomatie werfen.

Man hatte hier während meiner Abwesenheit den klugen Gedanken gehabt mich zu bitten, nach Berlin zu gehen, um dort eine Sache von der höchsten Wichtigkeit zu vermitteln. So aufmerksam ich nun auch den freundlichen Worten lauschte, die mich zu dir führen sollten, so durfte ich doch nicht nachgeben, indem ich erwog, von welcher Wichtigkeit gerade der jetzige Augenblick hier ist, und wie, da man mich einmal hier ließ, man auch fordern kann, daß ich in solch' kritischem Momente meinen Posten nicht verlasse. So mußte ich also verzichten und werde nun ein trauriges Osterfest hier verleben. —

Sonnabend ist die entscheidende Sitzung, in welcher die Landesversammlung entweder die Statthalterschaft zwingen will, die Armee zu entlassen, oder über die Eider zu gehen. Beides sind unglückliche Ideen! Hoffentlich geht noch ein Amendement durch.

Gestern war hier Parade einzelner Truppenteile, zu deren besonderer Feier der General von Bonin ein großes militärisches Diner gab. Gleichzeitig ist die Familie des Herzogs von Augustenburg hier, zu deren Ehren heute wieder ein Diner beim General stattfindet, zu dem ich geladen bin.

Bericht an den Königl. Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz.

Kiel, den 27. März 1850.

Ew. Exzellenz habe ich ganz gehorsamst die Ehre, nach Rückkehr von einer beschleunigten Reise nach Schleswig und Flensburg des Folgenden über die dort gewonnenen Anschauungen zu berichten. Wie ich schon früher mitteilte, hat die erste Regierungshandlung der Statthalterschaft im Süden von Schleswig zu weiteren geführt, und ohne daß dies von jener ursprünglich beabsichtigt wurde, ist nach und nach die Autorität derselben überall zur geltenden gemacht worden. Obgleich keine namhaften Exzesse vorgekommen, keine laute Proklamation erlassen worden, so hat es nicht fehlen können, daß einzelne Beamte bei dem Neuantritt ihrer Funktionen laut und provozierend zu Werke gegangen sind. Die Landesverwaltung in Flensburg, wenn ihr vielleicht an und für sich genug Resignation innegewohnt hätte, um auch den letzten Schein von Autorität im Süden Schleswigs schwinden zu sehen, konnte zu derartigen Provokationen, wie sie seitens des Amtmann Jacobsen und anderer gegeben wurden, nicht schweigen. Ew. Exzellenz kennen durch die Berichte des Herrn General von Hahn an den Herrn Kriegsminister und durch diejenigen des Grafen Eulenburg an Hochdieselben, zu welchen

Schritten sich daher die Verwaltungskommission veranlaßt gesehen hat und auf welche Schwierigkeit die Ausführung solcher Maßregeln gestoßen ist. — Wenn die Landesverwaltung in einem Schreiben an den General von Hahn sagt: „Daß die Magistrats- und Hebungsbehörden südlich der Demarkationslinie, mit Ausnahme des Magistrats der Stadt Husum, der Landschreiberei zu Süderstapel und der Obrigkeit des adeligen Gutes Ohrfeld ihren „Vorschriften keine Folge geleistet hätten", so liegt in diesen Worten allerdings die Einsicht der vollen Autoritätslosigkeit jener Verwaltung ausgesprochen. Dieselbe hat ganz recht, wenn sie einen Belagerungszustand mit allen seinen Konsequenzen als das einzige Mittel ansieht, um ihr die Zügel der Verwaltung wieder in die Hände zu bringen. Mit jener Einsicht stehen nun aber die vereinzelten Schritte gegen einzelne Beamte, welche von Flensburg aus verlangt werden, wenig in Einklang. Dieselben lassen vielmehr vermuten, daß die Verwaltungskommission sich noch im Irrtum befindet über das, was sie auch mit der besten Unterstützung der in einer konzentrierten Aufstellung stehenden preußischen Truppen durchzusetzen vermag. Eine Bethätigung für diese Behauptung glaube ich in meiner Unterredung mit dem Grafen Eulenburg gefunden zu haben.

Ew. Exzellenz wissen auch durch die betreffenden Berichte, wieweit die Besorgnisse des Kommandierenden der schwedischen Truppen, des General von Malmborg, und wieweit seine Absichten und Wünsche gehen. Der Herr General scheint sehr ängstlich zu sein. Zu dem Beziehen einer konzentrierten Stellung oder dem Ausstellen von Vorposten gegen den Süden liegt bis jetzt noch gar keine Veranlassung vor. —

Für den Augenblick sind die Verhältnisse in Süd-Schleswig allerdings außerordentlich verwickelt und zwar nach allen Seiten hin. Ein Ereignis der an sich unbedeutendsten Art kann denselben eine Wendung geben, welche für die Lösung der hier obschwebenden Frage entscheidend sein möchte. Es ist aber ebensogut möglich, namentlich wenn von seiten der Statthalterschaft die provozierenden Maßregeln einzelner im Zaum gehalten werden, daß sich die Zustände im Süden sehr bald abklären und zu einer festen Form gestalten. —

Graf Eulenburg hat mir mitgeteilt, daß er über die Bildung einer für den Süden von Schleswig designierten Gendarmerie, welche in Rendsburg vor sich gehen sollte, nach Berlin berichtet habe. Die Kunde, welche in Flensburg hierüber angelangt sein muß, ist eine durchaus unbegründete gewesen. Man hat in Rendsburg allerdings zwei Gendarmen ausgerüstet, weil der genannte Ort als Zentralpunkt der Arbeitervereine und als Hauptgrenzort momentan eine Verstärkung der Polizeimannschaften forderte; hat aber im übrigen auch an nichts gedacht, was einem derartigen Gerüchte irgend welche Wahrheit zu geben im stande wäre.

Desgleichen sagte mir Graf Eulenburg von einem Berichte über die Armierung der Eckernförder Schanzen. Ew. Exzellenz hatte ich schon früher die Ehre mitzuteilen, daß der Kommandierende der Fregatte Gefion die Armierung seines Schiffes beabsichtigte und deshalb von der Statthalterschaft die betreffenden Ge-

schütze, welche in Rendsburg liegen, gefordert habe. Die hiesige Regierung hatte anfangs damit angestanden, jene Geschütze verabfolgen zu lassen, hatte später indessen einen andern Entschluß gefaßt und sich willig gefunden, dem Ansinnen des Schiffskommandanten nachzukommen. Der Transport nach Eckernförde war auf Veranlassung des letzteren besorgt, geschah mit Wissen des General von Hahn und ist, nachdem acht Geschütze transportiert worden waren, wieder inhibiert worden. Um eine Armierung der Eckernförder Schanzen durch die Holsteiner handelte es sich dabei aber durchaus nicht. —

Wenn ich somit die Verhältnisse im Interesse des Zustandekommens eines Friedens im Süden Schleswigs für nicht so bedenklich erachte, als sie vielleicht von anderer Seite geschildert worden sind, so halte ich dagegen die Stellung, welche die hiesige Landesversammlung eingenommen hat, für die Erhaltung eines friedlichen Zustandes in den Herzogtümern äußerst gefährdend. Das Komitee, welches zur Prüfung der finanziellen Vorschläge der Statthalterschaft niedergesetzt war, hat mit 14 gegen eine Stimme beschlossen, der Versammlung vorzuschlagen, eine Bewilligung der geforderten Gelder an die Bedingung zu knüpfen, daß die Armee sofort die Eider überschritte. Die Regierung hat sich mit aller Entschiedenheit gegen ein solches Ansinnen und dahin erklärt, daß sie vorläufig nicht über die Eider vorgehen würde. Sie hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die Versammlung für sich zu bestimmen. Morgen wird die erste Beratung in pleno über die beredete Frage stattfinden, zum Sonnabend sieht man der Entscheidung entgegen. Fällt die Abstimmung gegen die Regierung aus, so bleibt dieser nichts übrig, als abzutreten oder die Armee bis auf Kadres zu entlassen. Dem Ansinnen der Versammlung ist sie entschlossen, nicht nachzugeben. Beide obengenannten Alternativen möchten gleich gefahrdrohend zu erachten sein, wovon die bedenklichsten Folgen für Preußen nicht ausbleiben würden; beide könnten leicht die Herzogtümer einer wirklichen Revolution in die Arme werfen. —

Eine Unterstützung der hiesigen Regierung durch preußischen Einfluß wäre daher unendlich zu wünschen und würde vielleicht in doppelter Weise geboten werden können. Einmal, wenn Ew. Exzellenz (vielleicht durch meine Vermittelung) sich über das beabsichtigte Verhalten der preußischen Truppen gegen die neuen und eventuell noch eintretenden Regierungsmaßregeln der Statthalterschaft im Süden von Schleswig erklären wollten, und dann, wenn das Verhältnis der hier kommandierten preußischen Offiziere geordnet werden könnte. Die beständige Besorgnis vor einem Verwenden der preußischen Truppen im Sinne der Landesverwaltung treibt die Bevölkerung dazu, auf das Einrücken der schleswig-holsteinischen Armee nach Schleswig zu dringen. Die Forderung der Verwaltungs-Kommission, einzelne Beamte nach Flensburg in die Hauptwache abgeliefert zu sehen, ist bekannt geworden. Man fordert den Schutz der eigenen Truppen. — Betreffs des zweiten erwähnten Punktes ist wohl zu erwägen, daß, solange eine derartige Regelung nicht stattgefunden hat, eine Verfügbarkeit über die Armee auch für ein eventuelles Vorschreiten der Dänen im Norden Schleswigs nicht stattfindet, und daß damit namentlich auch ein Gegengewicht fehlt, welches bei direkten Verhand-

lungen zwischen den Herzogtümern und Dänemark jenen eine billige Berücksichtigung ihrer Ansprüche sichert.

Wie gesagt, hofft die Statthalterschaft auf eine Majorität; ich fürchte, daß auch hier wieder der Beweis geliefert werden möchte, daß niemand weniger zum Politikmachen befähigt ist als derartige Versammlungen.

Schließlich erlaube ich mir nochmals meine Meldung zu wiederholen, für deren Richtigkeit jetzt die eigene Anschauung die Bürgschaft gewonnen hat, daß fortwährend dänische Kriegsdampfer im Flensburger Hafen liegen und zwischen dort, Sonderburg und Kopenhagen kommunizieren, sowie die schleswigsche Ostküste beobachten. Es geschieht dies wenigstens nicht ohne Kunde der Landesverwaltung, möchte aber doch gewiß nicht mit den Stipulationen des Waffenstillstandes in Einklang zu bringen sein. —

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstabe.

Bericht an den königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz.

Kiel, den 31. März 1850.

Ew. Exzellenz gebe ich mir ganz gehorsamst die Ehre, das Ergebnis der gestrigen Abstimmung in der hiesigen Landesversammlung mitzuteilen. Der Ausschuß-Antrag, welcher lautet:

Die Landesversammlung will der Statthalterschaft erklären,

1. daß die Landesversammlung mit der in den Mitteilungen der Regierung in Aussicht gestellten Politik nicht einverstanden sei (53 gegen 38),
2. daß vielmehr das Einrücken des Heeres in das Herzogtum Schleswig durch die innere Lage des Landes so gebieterisch erheischt werde, daß Rücksichten auf auswärtige Verhältnisse davon nicht länger abhalten dürfen (48 gegen 43),
3. daß die Landesversammlung unter diesen Umständen außer Stande sei, in der Behandlung der finanziellen Vorlage weiter vorzugehen, bevor eine Verständigung mit der Statthalterschaft in betreff der zu befolgenden Politik eingetreten (60 gegen 31).

ist, in dem neben angegebenen Stimmenverhältnis, angenommen worden.

Ein Amendement, welches lautete:

Die Landesversammlung beschließt, der Statthalterschaft zu erklären:

1. daß die Lage des Landes dringend erheischt, daß die Statthalterschaft sofort, auf die preußische und jede anderweite Vermittelung Verzicht leistend und unter der erforderlichen Zusammenziehung der Armee, selbständig Friedensunterhandlungen mit Dänemark eröffne, diese auch auf das schleunigste fördere und, wenn dieselben nicht ein entsprechendes Entgegenkommen finden und zur Feststellung einer geeigneten Grundlage führen, die kräftigsten Mittel unaufhaltig anwende, um das Herzogtum Schleswig in die rechtmäßige Verbindung mit Holstein zurückzubringen.

2. daß die Landesversammlung unter Bezugnahme auf diese Erklärung bereit sei, die erforderlichen Geldmittel unter Vorbehalt der näheren Modalitäten zu bewilligen, wurde mit 48 gegen 43 Stimmen abgelehnt.

Es hatte am 28. und 29. d. Mts. allen Anschein gewonnen, als wenn eine günstigere Abstimmung zu Wege gebracht werden könnte. Nachrichten aus Husum über durch unsere Truppen vorgenommene Arretierungen wirkten indessen entschieden in anderer Richtung und nahmen die ganze Versammlung von neuem gegen die hiesige Regierung ein. Der ganze Beschluß, welcher nach sehr ruhiger und gehaltener Debatte gefaßt wurde, ist mehr als ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung und namentlich gegen den Departementschef des Auswärtigen als in dem Sinne anzusehen, daß man wünschte, ihm vollständig seitens der Statthalterschaft Folge gegeben zu sehen. Die Verhandlungen fanden fortwährend in geheimer Sitzung statt. —

Was die Regierung nunmehr thun wird, läßt sich mit Bestimmtheit noch nicht voraussehen. Man sprach davon, daß man suchen wolle, sich mit der Versammlung zu verständigen; ein Rücktritt des Departementschefs des Auswärtigen wurde auch unter dem Gesichtspunkte vielfach erwogen, daß dadurch das Verhältnis zu Berlin sich wieder günstiger gestalten würde. Jedenfalls wird man sofort Schritte thun, um eine direkte Verhandlung mit Kopenhagen einzuleiten, und auf diese Weise von den dort vorhandenen, günstigen in den Parteistellungen sich bietenden Chancen Vorteil zu ziehen, ohne die Stütze, die man noch immer in Preußen zu finden hofft, aufzugeben. Man hat auch in Erwägung gezogen, ob man nicht neue Wahlen für beide Herzogtümer ausschreiben sollte, fürchtet dabei aber die Verhinderung der Wahlversammlungen ꝛc. im Schleswigschen durch unsere Truppen, sowie das Übergewicht der radikalen Partei, die unter den jetzigen verwirrten Verhältnissen sehr an Einfluß gewinnt. Man wollte dann die großen Grundbesitzer, die sich, nachdem ihre ersten Zusammenkünfte zu keinem Resultat geführt, wiederum am 5. April versammeln werden, angehen, der Regierung die benötigten Fonds vorzuschießen, um bis zum Zusammentritt der neuen Versammlung die Armee auf den Beinen erhalten zu können. Von einem Überschreiten der Eider ist nicht die Rede.

Betreffs der Zustände in Süd-Schleswig werden Ew. Exzellenz vermutlich Mitteilungen durch General von Hahn erhalten haben. Ich glaube darauf zurückkommen zu müssen, daß, so sehr das Hineinregieren nach Süd-Schleswig zu beklagen ist, doch die Zustände daselbst für die Kompromittierung der preußischen Politik nicht so bedenklich erscheinen. Die Landesverwaltung, von jedem Gerücht erschreckt, und teilweis absichtlich die Dinge in vergrößertem Maßstabe ansehend, dabei unendlich gereizt, hat nicht die Mittel in Händen, irgend wie nachwirkend die neu sich bildenden Zustände niederzuschlagen. Sie kann sich nur darauf beschränken, da wo preußische Truppen kantonieren, negierend aufzutreten, ohne daß dies auf das ganze Herzogtum irgend anderen Einfluß als den der momentanen Einschüchterung hätte. — Von meiner hiesigen Stellung aus habe ich des dringendsten von einem Hineinregieren nach Süd-Schleswig abgeraten. Man sagte mir, wie

ich auch damals berichtete, die Verhältnisse wären zu mächtig, man könne nicht dagegen an. — Auf ein Aufgeben dieses Hineinregierens kann man hier, wie es mir scheint, nachdem es einmal begonnen, nicht eingehen. Es möchte daher vielleicht darauf ankommen, die doch auch vorhandenen günstigen Chancen, die es bietet, zu benutzen.

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstabe.

Privatbrief.

Kiel, den 1. April 1850.

Eben erhalte ich deinen Brief, der mir dein Hierherkommen endlich in Aussicht stellt. Wir haben hier die mannigfaltigste Aufregung gehabt und sind noch mitten in der Krisis. Die Landesversammlung hatte eine bedeutende Geldbewilligung zu machen und knüpfte an dieselbe die Bedingung des Einrückens nach Schleswig. In Berlin ist man sehr, sehr zornig gegen die hiesige Statthalterschaft, und diese befand sich in der größten Spannung und ist noch in höchster Verlegenheit. —

Einen sehr angenehmen Besuch hatte Kiel durch die herzogliche Familie. Zwei erwachsene Töchter sind wirklich sehr angenehm und liebenswürdig. Die Herzogin, geb. Gräfin Daneskjold ist eine bedeutende und eine sehr freundliche Dame. Da ich im nämlichen Hotel wohne, in welchem die herzogliche Familie abstieg, so konnte ich mich recht davon überzeugen, wie sehr man aus Kiel und der Umgegend herbeiströmte, um den Herrschaften aufzuwarten. Ich hatte die Freude zu einem sehr hübschen Diner eingeladen zu werden, welches der Herzog gab. Sonnabend verließ uns der liebenswürdige Besuch wieder.

Nun will ich für uns eine Wohnung ermitteln und denke, besonders angenehm würden wir am Hafen wohnen, mit der schönen Aussicht auf das hoffentlich bald grün werdende, jenseitige Ufer. —

Berichte an den königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz.

Kiel, den 3. April 1850.

Ew. Exzellenz habe ich die Ehre ganz gehorsamst die Mitteilung zu machen, daß gestern eine neue Vorlage seitens der hiesigen Regierung an die Landesversammlung gebracht worden ist. Die Vorlage enthält im wesentlichen das Folgende:

Daß die Statthalterschaft von der Wichtigkeit der Gründe der Versammlung gegen die ihrerseits für die nächste Zeit beabsichtigte Politik sich nicht habe überzeugen können;

Daß die Statthalterschaft vermöge der ihr beiwohnenden Kompetenz sich nicht betreffs exekutiver Maßregeln abhängig von der Landesversammlung machen könne;

Daß sie neue Wahlen anordnen werde, die Landesversammlung indessen auffordere, ihr *die bis zu dem Zusammentritt der neu gewählten Versammlung notwendigen Geldmittel zu bewilligen.*

Leider ist behufs Vorberatung dieser Vorlage dasselbe Komitee beibehalten worden, das für die erste in ähnlicher Richtung gehende bekannte Vorlage erwählt worden war und sich gegen dieselbe, wie ich Ew. Exzellenz mitzuteilen die Ehre hatte, aussprach. Es ist indessen dennoch aller Anschein vorhanden, als wenn sich für die neue Vorlage eine Majorität ergeben würde. Die Statthalterschaft ist entschlossen, eher zu resignieren, als dem von der Versammlung gestellten Ansinnen Folge zu geben.

Sie hofft, in der am Freitage zusammentretenden Versammlung der Ritterschaft 2c. eine Stütze für ihr Vorgehen zu finden.

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstab.

Kiel, den 7. April 1850.

Ew. Exzellenz hatte ich die Ehre unterm 3. d. M. von einer neuen Vorlage, welche seitens der Statthalterschaft an die Landesversammlung ergangen war, gehorsamste Mitteilung zu machen. Man war in dieser Vorlage bei der Forderung von 8 Millionen Mark stehen geblieben und hatte gehofft, trotz der ersten Abstimmung nunmehr doch nicht allein die volle substantielle, sondern auch moralische Unterstützung für die einzuleitenden direkten Friedensunterhandlungen seitens der Landesversammlung zu erlangen. Die letztere indessen beschloß am 3. abends mit 41 gegen 40 Stimmen, auf Antrag ihrer Kommission, wie folgt:

Die Landesversammlung beschließt gegen die Statthalterschaft zu erklären, daß sie auf eine Beschlußnahme über den in dem Schreiben der Statthalterschaft an das Präsidium der Landesversammlung vom 2. d. M. enthaltenen Antrag einzutreten, außer Stande sei, da dieser seinem Inhalt und Zweck nach mit demjenigen völlig zusammenfalle, worüber bereits in der geheimen 277. Sitzung der Landesversammlung Beschluß gefaßt worden, die Statthalterschaft auch auf eine Verständigung über die zu befolgende Politik nicht eingegangen sei.

Am 4. wurde nun von der Regierung eine 3. Vorlage eingebracht, die die nötigen Geldmittel für 3 Monate, als denjenigen Zeitraum, welcher notwendig sei, um die neuen Wahlen vorzunehmen 2c. und zwar in dem Betrage von 6 Millionen Mark forderte. Die Rechte setzte es diesmal durch, daß eine neue Kommission von 7 Mitgliedern gewählt wurde, deren Zusammensetzung auch eine glückliche Lösung zu versprechen schien. Gestern hat diese Kommission ihre Anträge gestellt, über welche die Schlußberatung und Abstimmung wahrscheinlich Montags, den 8. d. M., stattfinden wird. Der Anträge sind insofern zwei, als ein Majoritäts- und ein Minoritätsantrag vorliegen. Der erstere, von vier Mitgliedern ausgehend, lautet auf die Bewilligung von 4 Millionen, der zweite auf diejenige von 8400000 Mark, unter der Bedingung, daß die Statthalterschaft, absehend von einem Einrücken mit der Armee nach Schleswig, dahin wirken will, in den Stand gesetzt zu werden, ungeschmälert die Regierungsgewalt im Süden der Demarkationslinie auszuüben und daß sie zu diesem Ende eine Entfernung der preußischen Truppen erstreben will. Man scheint gegründete Hoffnung zu haben, daß der erste Antrag angenommen wird. —

Einen unangenehmen Zwischenfall bildete eine Interpellation des Departementschefs des Auswärtigen, betreffs der Note von Ew. Exzellenz an die Statthalterschaft bezüglich des Berichts des Herrn General von Rauch, welche erstere in der niedersächsischen Zeitung vollständig abgedruckt ist. Alle diese Verhandlungen wurden in geheimer Sitzung vorgenommen.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen in der Landesversammlung war am 5. d. M. die Ritterschaft, vereinigt mit den Rittergutsbesitzern, etwa zusammen 60 an der Zahl, wiederum in Verhandlung getreten. Zwei Ansichten machten sich daselbst geltend. Der einen zufolge wollte man eine Deputation nach Kopenhagen behufs der Ueberbringung einer, wie es mir schien, sehr geeignet abgefaßten Adresse senden, welche erstere sich, ohne jeden Anflug zu Unterhandlungen, in Vernehmen mit von der Statthalterschaft entsendeten Deputierten setzen und die Schritte dieser unterstützen sollte. Die andere Ansicht ging dahin, daß man sich nur gegen die Statthalterschaft aussprechen dürfe, um dieser eine Stütze bei den Friedensunterhandlungen in Kopenhagen abzugeben, aber nicht ihre Einwirkung auf dieselben durch ein selbständiges Vorgehen schwächen dürfe. Ein Komitee wurde gewählt, um sich in Einvernehmen mit der Statthalterschaft vor jeder Beschlußnahme zu setzen, infolge dessen dann die letzt erwähnte Ansicht das Übergewicht gewann. Um demjenigen, was man thäte, den möglichst größesten Nachdruck zu geben, wurde nun gestern im Pleno mit zwei dissentierenden Stimmen beschlossen, der Statthalterschaft zu erklären, daß die vereinigten Mitglieder der Ritterschaft und die Gutsbesitzer bereit wären, dieselben bei den beabsichtigten direkten Friedensunterhandlungen in jeder Weise zu unterstützen. — Die erste Ansicht scheint namentlich deshalb weniger sich haben geltend machen zu können, weil in der Statthalterschaft, resp. der Regierung sich Stimmen vernehmen ließen, welche mit dem selbständigen Auftreten der ritterschaftlichen Korporationen eine ungünstige Rückwirkung auf die öffentliche Meinung fürchteten.

Sobald nun die Differenz mit der Landesversammlung beseitigt sein wird, wird die Statthalterschaft nunmehr zur Entsendung einer Deputation nach Kopenhagen unter Notifikation dieses Schrittes nach Berlin, aller Wahrscheinlichkeit nach, schreiten. Über die Wahl der Personen, sowie über die Instruktion, welche man ihnen mitgeben wird, ist man noch nicht einig. Es macht sich hierbei, wie überhaupt in letzterer Zeit, die Verschiedenheit geltend, die doch in den politischen Richtungen der beiden Mitglieder der Statthalterschaft obwaltet. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine solche Divergenz, begründet in der Verschiedenheit der Familienverhältnisse und Verbindungen der beiden Herren, existiert und in mancher Beziehung einem wünschenswerten entschiedeneren Handeln entgegen getreten ist.

Wie ich glaube, wird man die erste Instruktion auf die Idee der Personal-Union, resp. des Gesamtstaates hin erteilen, wird aber sich den Weg einer Teilung Schleswigs nicht verschließen. Ich werde die Ehre haben, zur Zeit nähere Mitteilungen hierüber zu machen.

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstab.

Kiel den 8. April 1850.

Ew. Exzellenz habe ich die Ehre, eine Mitteilung gehorsamst zu machen, welche höchst demselben wahrscheinlich schon auf anderem Wege zugegangen sein wird. Der General von Bonin hat von der Statthalterschaft die Aufforderung erhalten, das Kommando über die Armee niederzulegen; der General von Willisen, früher in unsern Diensten, ist heute Abend hier eingetroffen und hat sich willig erklärt, in die Stelle des vorgenannten Generals zu treten. Die Unterhandlungen mit Herrn von Willisen sind seit längerer Zeit und so geheim betrieben worden, daß weder der Herzog von Augustenburg, noch der General von Bonin, noch meine Wenigkeit die geringste Ahnung von denselben hatten. Die Folgen dieses unglückseligen Schrittes sind natürlich nicht zu berechnen. Ich glaube, daß keiner der kommandierten preußischen Offiziere, auch wenn sie nicht zurückgerufen werden sollten, bleiben wird, ohne auf seine Rückkehr nach Preußen anzutragen, daß die Beurlaubten unmittelbar zurückgehen werden. Ich fürchte die destruktivsten Nachwirkungen jener Maßregel auf die ganze Armee. Und das in dem Augenblick, wo man die Friedensunterhandlungen mit Kopenhagen selbst in die Hand nehmen will!!

Die zu heute erwartete Schlußberatung der Finanzvorlage der Regierung hat nicht stattgefunden, ist vielmehr auf morgen angesetzt worden.

Durch den Rücktritt des Generals von Bonin wird meine hiesige Stellung eine durchaus veränderte, und ich erlaube mir ganz gehorsamst die Anfrage, ob Ew. Exzellenz nicht auch meine Rückkehr verfügen wollen. Jeder Zivilagent wird hier künftig nützlicher sein können als ich.

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstab.

(Schluß folgt.)

Die Aussichten der elektrischen Beleuchtung.

Von

Julius Ludewig.

Die Fortschritte, welche die elektrische Beleuchtung schon in räumlicher Verbreitung während der letzten Jahre gemacht hat, liefern den unanfechtbaren Beweis für ihre Konkurrenzfähigkeit, wenigstens in gewissem Umfange, gegenüber den anderen, älteren Beleuchtungsmethoden. Die Verbilligung und Verbesserung der anderen, vorzugsweise dem Massenverbrauch dienenden Beleuchtungsmaterialien, Petroleum und Gas, sowie die Verbesserung der zu deren Verwertung dienenden Beleuchtungskörper, der Brenner und der Lampen, haben die

ansehnliche Vermehrung der elektrischen Lampen nicht gehindert und hindern es nicht, daß immer weitere Kreise elektrische Beleuchtung begehren. Jedenfalls hat das elektrische Licht auch bei seinen Konkurrentinnen neues Leben und Bewegung hervorgebracht und den langjährigen Stillstand in den Bestrebungen zur Verbesserung der Beleuchtung unterbrochen. Die Gaserzeugungsanstalten hatten zwar im großen und ganzen immer das Bestreben, ihr Produkt zu vervollkommnen, reiner und leuchtkräftiger herzustellen, dasselbe auch durch billigere Preise zugänglich zu machen; in der Brenner- und Lampentechnik hat jedoch lange Zeit hindurch eine beinahe vollständige Stagnation geherrscht, welche erst seit dem Eintritt des elektrischen Lichtes in das Verkehrsleben einer größeren Regsamkeit auch auf diesem Gebiete wieder Platz gemacht hat.

Indessen werden alle möglichen Fortschritte in den anderen Zweigen des Beleuchtungswesens die weitere Ausdehnung des elektrischen Lichtes nicht hindern, dessen Vorzüge dasselbe für gewisse Verhältnisse geradezu schon zu einer Lebensnotwendigkeit machen. Nicht als ob vorher nicht auch allen Lebensbedürfnissen hätte Gerechtigkeit widerfahren können; — aber der Mensch nimmt die Annehmlichkeiten, Erleichterungen und Verbesserungen, welche ihm aus neuen Erfindungen erwachsen, sehr bald als etwas so Selbverständliches hin, daß er kaum noch einsieht, wie er unter und mit den früheren Zuständen sich hat behelfen können, und daß ihm oft schon nach kurzer Zeit selbst die erst kürzlich erzielte Verbesserung nicht mehr genügt.

In wahrhaft naiver Weise findet dies zum Teil bei dem elektrischen Lichte seine Bestätigung. Nicht nur so manche Pfahlbürger, auch Leute, denen man ein besseres Verständnis zutrauen sollte, verbinden mit dem Begriff des elektrischen Lichtes die Vorstellung unbegrenzter Helligkeit. Thatsächlich wird ja auch die Helligkeit des elektrischen Bogens der Bogenlampen und selbst des in Weißglut versetzten Kohlenfadens in den Glühlampen an sich wohl von keiner anderen irdischen Lichtquelle übertroffen; allein ebensowenig wie ein Tropfen oder Körnchen weißglühenden Metalls einen großen Maschinenraum sonnenhell zu erleuchten im stande ist, ebensowenig kann eine einzelne Bogenlampe, selbst von der größtmöglichen Leuchtkraft, ganze Straßen oder eine Glühlampe einen größeren Innenraum taghell erleuchten.

Die Glühlampen werden in der Regel in verschiedenen Stufen der Leuchtkraft hergestellt, zehn, sechszehn, fünfundzwanzig, zweiunddreißig und fünfzig Normalkerzen stark, und es bleibt dem Konsumenten die Auswahl der für seine Bedürfnisse passenden Lampengröße überlassen. Selbstverständlich sind leuchtkräftigere Lampen sowohl in der Anschaffung als im Betriebe kostspieliger als minderwertige; daß aber der Leuchteffekt von der Größe der nach Normalkerzen bezeichneten Leuchtkraft abhängt, und daß eine zehnkerzige elektrische Lampe zwar ein farbloseres Licht gewährt, dennoch aber offenbar schwächer leuchtet als eine fünfundzwanzigkerzige Gasflamme, und daß man vierzig zwanzigkerzige Gasflammen ohne Einbuße an Helligkeit nicht durch zwanzig sechszehnkerzige elektrische Glühlampen ersetzen kann, das ist häufig recht schwer, dem biedern

Krämer, Butter- oder Tabakshändler begreiflich zu machen. Er ist zwar mit der Behauptung, sich in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen, im Rechte, nur daß er übersieht, wie er bei seinen Erwartungen von ganz falschen Voraussetzungen ausgegangen ist.

Unzweifelhaft erfährt auch derjenige eine Enttäuschung, welcher sich der Meinung hingegeben hat, mit dem elektrischen Lichte gegen Gas oder eine andere Beleuchtungsart Ersparnisse erzielen zu können; und dies gilt nicht nur von denjenigen, welche sich das elektrische Licht mittels eigener Maschinen selbst erzeugen, sondern auch von denjenigen, welche den erforderlichen Strom aus allgemein zugänglichen sogenannten Zentralbeleuchtungsanstalten beziehen. Zwar gestattet das elektrische Licht durch die Möglichkeit, jede einzelne Lampe oder Gruppe von Lampen ohne besondere Ansteckungsvorrichtung durch die Bewegung eines einfachen Einschaltungsapparates nach Bedarf augenblicklich in Thätigkeit zu setzen und ebenso plötzlich und bequem wieder verlöschen zu lassen, eine äußerst ökonomische Einrichtung und Handhabung; beispielsweise ist die Einrichtung in Bank- und Warengeschäften häufig so getroffen, daß bei Tresors und Warenlagern, bei Ausstellungszimmern u. s. w., welche in der Regel nur zeitweise betreten werden, die Ein- und Ausschalter vor den betr. Zugangsthüren angebracht und erst in dem Augenblick des Eintritts zur Schließung der Stromkreise, beim Austritt sofort wieder zur Stromunterbrechung benutzt werden. Für Gesellschaftsräume in Gasthäusern und Privathäusern, für einzelne Tische in Restaurationen und Bierhäusern lassen sich zweckmäßige, den resp. Verhältnissen entsprechende Vorkehrungen in ähnlicher Weise ebenfalls leicht und ohne erheblichen Kostenaufwand treffen. Nichtsdestoweniger wird das elektrische Licht noch auf lange Zeit hin den Charakter einer Luxusbeleuchtung bewahren und sich kostspieliger erweisen als andere Beleuchtungsarten, zumal da in den meisten Fällen mit dem neuen elektrischen Lichte ganz unwillkürlich auch eine größere Helligkeit verlangt wird. Wo vielleicht in Fabriken ein gewisser Überschuß an Betriebskraft vorhanden ist, der, sonst unverwertet, ohne erheblichen Mehraufwand für Erleuchtungszwecke nutzbar gemacht werden kann; wo, wie teilweise in der Schweiz, vielleicht auch anderwärts hier und dort an Wasserläufen Wasserkraft, welche sonst nicht beansprucht ist, zum Betreiben von Dynamomaschinen verwendet werden kann, da natürlich wird das elektrische Licht neben den sonstigen Vorzügen auch noch den der Billigkeit für sich haben. Überall, wo dem Lichtverbrauch ein entsprechender Aufwand für die Betriebskraft gegenüber steht, bleibt das elektrische Licht nicht billig.

Die Erzeugung und Herstellung des elektrischen Lichtes in Einzelanlagen, welche lediglich den Zwecken des Besitzers dienen, ist natürlich nur für große Etablissements und für sehr reiche Privatleute möglich, da es sich hierbei immer um Herstellung und Betrieb kostspieliger Maschinenanlagen handelt. Allerdings kann das Licht auch durch galvanische Batterien und durch Sekundärbatterien, sogenannte Akkumulatoren erzeugt werden: jenen aber sind bei dem unverhältnismäßigen Zinkverbrauch, welcher für jede Brennstunde einer sechszehnkerzigen

Glühlampe etwa 16 Pfennige Kosten verursacht, in der Unterhaltung viel zu kostspielig, um anders als etwa in Laboratorien und Hörsälen zu Instruktionszwecken eine solche Verwendung finden zu können. Auch die Akkumulatoren sind trotz der vielen Reklamen, mit denen ihre vollendete Brauchbarkeit wieder und immer wieder von den verschiedenen Erfindern behauptet und öffentlich verkündet wird, bis jetzt noch zu trügerisch, zu wenig dauerhaft und darum auch zu kostspielig, um mit Nutzen allgemeiner in Gebrauch kommen zu können.

Die Akkumulatoren, Aufspeicherungsapparate, beruhen auf dem bekannten Vorgang, daß die Elektroden bei chemischen Zersetzungen unter Einwirkung des elektrischen Stromes einerseits oxydiert, andrerseits reduziert werden. Hierdurch werden die Elektroden, auch wenn sie ursprünglich gleichartig waren, geladen d. h. gegen einander in einen Zustand elektrischer Spannung versetzt, unter welchem nach Ausschaltung der primären Elektrizitätsquelle, sobald der Stromkreis wieder geschlossen wird, die Entladung eintritt, d. h. ein dem ursprünglichen Strome entgegengesetzter Strom entsteht, welcher so lange andauert und zu verschiedenen Zwecken, auch zur Lichterzeugung, verwertet werden kann, bis der elektrische Gegensatz der Elektroden durch die chemische Rückbildung wieder aufgehoben, die Entladung vollendet ist. Ganz allgemein werden die Platten der Akkumulatoren aus Blei hergestellt, welches, um den chemischen Vorgang zu erleichtern, teilweise besonders präpariert, geschmolzen und mit Zusätzen, teilweise auch nur mit einem Überzug von Mennige u. s. w. versehen oder amalgamiert wird. Die großen Hoffnungen, welche an das erste Auftreten der Akkumulatoren geknüpft wurden, und welche in denselben für die Elektrizität schon das erblickten, was für die Gasbeleuchtung die sogenannten Gasometer bedeuten, haben sich bis jetzt in keiner Weise erfüllt. Dieser Aufspeicherung von Elektrizität tritt schon der Umstand hindernd entgegen, daß die chemische Reaktion nach vollendeter Ladung auch bei ungeschlossenem Stromkreis nicht gehemmt wird und die Entladung daher unbeabsichtigt unmittelbar ihren Anfang nimmt, auch ohne nutzbar gemacht zu werden.

Theoretisch klingt es zwar sehr schön, daß die Bleiplatten der Akkumulatoren durch die Arbeit der Dynamomaschinen, wenn diese nicht anderweit beansprucht werden, während der Ruhepausen geladen werden können, um später durch die Entladung neben den Dynamos bei der Lichterzeugung mitzuwirken und dadurch wieder in den ursprünglichen unversehrten Zustand zurückzukehren. In der Praxis tritt hier jedoch gleichfalls ein sehr erheblicher Verschleiß ein; auch sind die Akkumulatoren zu schwer an Gewicht, um leicht von der ladenden Maschine zu ferner gelegenen Verbrauchsstellen und wieder zurück transportiert werden zu können. Soll dieser Transport aber vermieden werden können, dann werden Zuleitungen erforderlich, während doch in der Vermeidung des Aufwandes für letztere der Hauptvorteil der Akkumulatoren und fast ausschließlich ihre Existenzberechtigung begründet ist, zumal ihr Nutzeffekt bei weitem nicht den zum Laden erforderlichen Arbeitsaufwand erreicht und den schon durch den Betrieb der Dynamomaschinen bedingten Verlust von Kraft nicht unerheblich steigert. Sieht man selbst ganz ab von den im Betriebe ungleich kostspieligeren Gaskraftmaschinen, deren Leistungs-

fähigkeit überdies immer eine beschränkte bleibt und nur für kleinere Zwecke, nicht aber für umfängliche Anlagen ausreicht, so bedingt der komplizierte Vorgang der elektrischen Lichterzeugung auch bei ökonomisch richtigerer Anwendung von Dampfmaschinen schon so viele Verluste an Kraft, daß jedes Mehr sorgfältig vermieden werden muß. Die Heizkraft des Heizmaterials kommt schon bei der Verdampfung des Wassers im Kessel nicht voll zur Geltung; von dem erzeugten Dampfe wird ein nicht unbeträchtliches Quantum bei der Inbetriebsetzung der Dampfmaschinen ungenutzt verbraucht; die Kraft der Dampfmaschine kann abgesehen von den bloßen Verlusten durch Reibung nicht voll durch die angehängten Dynamomaschinen in elektrische Kraft umgesetzt werden, und an dieser geht selbst bei direktem Betrieb ein ansehnlicher Teil in den Leitungen durch Spannungsverluste und schädliche Erwärmung verloren. Soll nun die elektrische Kraft durch Ladung der Akkumulatoren zunächst noch in chemische Aktion und letztere bei der Entladung wieder in elektrische Thätigkeit umgesetzt werden, dann bleibt von dem ursprünglich im Heizmaterial angelegten Aufwand nur ein sehr beschränkter Nutzeffekt übrig.

Auch von den Stromverteilungssystemen von Gaulard-Gibbs und Zippernowski-Déri, für welche die Bezeichnung von Sekundär-Generatoren und Transformatoren nicht recht glücklich gewählt worden ist, wird für die Verallgemeinerung der elektrischen Beleuchtung kaum ein durchschlagender Erfolg zu erwarten sein. Es handelt sich hierbei eigentlich um Induktionsapparate, indem von einer Zentralstelle die einer Wechselstrommaschine entstammenden hochgespannten alternierenden Ströme den Verwendungsstellen zugeführt und dort durch die primären Spulen von Induktionsapparaten geleitet werden. In den benachbarten sekundären Spulen der Induktionsapparate werden hierbei die entsprechenden Induktionsströme hervorgerufen, und diese werden durch zweckmäßige mechanische Einrichtungen, d. h. durch das Verhältnis der Wickelung der primären und sekundären Spulen beliebig in höher gespannte Ströme von geringer Intensität oder, wie es für das elektrische Licht erfordert wird, in starke Ströme von geringer Spannung umgewandelt, (transformiert).

Bei den primären Wechselströmen handelt es sich um Spannungen von 1200, 1600 und selbst 2000 Volts., und wenngleich an den letzten Verwendungsstellen diese hohen Spannungen nicht herrschen, so bleibt ihre Gefährlichkeit für Leben und Gesundheit doch in der Maschinenstation und überall da bestehen, wo auch nur zufällig eine Berührung mit den Leitungen bis zu den Induktionsapparaten (Transformatoren) möglich ist. Wird ein elektrischer Strom von solcher Spannung auf einen menschlichen oder tierischen Organismus übertragen, dann ist sofortiger Tod, wie durch Blitzschlag, die unvermeidliche Folge, wie nicht nur theoretische Betrachtungen,[1] sondern verhältnismäßig schon zahlreich vorgekommene Unglücksfälle unwiderleglich erwiesen haben. In New-York sollen derartige Ströme fortan zur Vollstreckung der Urteile an den zum Tode verurteilten Delinquenten verwendet werden. Allerdings ist die Industrie auch bei der Verwendung des Wasserdampfes allmählich zu immer höher gespannten Dämpfen gelangt, und während früher drei bis vier Atmosphären Druck schon als bedenklich und als

das zulässige Maximum angesehen wurden, sind heute Kesselanlagen für einen effektiven Dampfdruck von 10 Atmosphären, ohne Einspruch bei den Aufsichts- und Landespolizeibehörden zu finden, schon keine Seltenheit mehr; allein die hierbei entstehende Gefahr ist immer lokal beschränkt und besteht nicht für Unbeteiligte. Elektrische Leitungen aber für hochgespannte Ströme sind bei großer Ausdehnung kaum dauernd unter Aufsicht zu halten und sie werden daher bei Aufgrabungen &c. zu einer bleibenden Gefahr für die mit ihnen zufällig in Berührung kommenden, dem elektrischen Betriebe fernstehenden Personen. Überdies sind auch die Induktionswirkungen solch' hochgespannter Wechselströme so energisch, daß sie, wie ebenfalls die Erfahrung bereits bestätigt hat, den Betrieb benachbarter Telegraphen und Telephonleitungen völlig unmöglich machen. Unter diesen Umständen besteht wenigstens für Deutschland, wo der Reichstelegraphen-Verwaltung mit Recht die Mittel zur Verfügung stehen, ihren Einspruch gegen alle den dem elektrischen Lichte gegenüber doch ungleich bedeutsameren Telegraphenbetrieb gefährdenden Einrichtungen wirksam werden zu lassen, keine naheliegende Aussicht dafür, daß die Transformatoren und Sekundär-Generatoren zu einer Verbreitung des elektrischen Lichtes beitragen werden. Endlich ist es aber auch noch sehr fraglich, ob durch die in Rede stehenden Systeme wirklich ausschlaggebende Ersparnisse erzielt werden können. Wenn man von den seltenen und nur ausnahmsweisen Fällen absieht, in welchen sich die Möglichkeit bietet, eine vorhandene, unbenutzt liegende und daher billige Kraftquelle in weiterer Entfernung wirksam werden zu lassen, würden die Sekundär-Generatoren es thunlich machen, die Zentralbeleuchtungsanstalt für eine Stadt oder einen Stadtteil außerhalb der bebauten Fläche auf billigem Terrain und mit einer bequemen Anfuhr für das Heizmaterial zu errichten. Der Erwerb von Grund und Boden würde sich demnach unzweifelhaft verbilligen. Die Zuleitung der Wechselströme zu den Verteilungsapparaten würde allerdings schwächer ausfallen können und daher an sich relativ geringere Kosten verursachen; das Verteilungsnetz aber wird die gleichen Kosten verursachen wie bei direktem Betriebe, und diese Kosten erhöhen sich durch den zuwachsenden, nicht unerheblichen Aufwand für die Verteilungsapparate; der Betrieb endlich verursacht wesentlich höhere Kosten, weil die Transformation des elektrischen Stromes die Quelle eines weiteren bedeutenden Kraftverlustes bildet, welcher bei direktem Betriebe vermieden wird, und die mögliche Ersparnis bei der einmaligen Ausgabe für Grund und Boden, welcher, da eine Entwertung nicht zu befürchten ist, keine Abschreibungen gegenüber gestellt zu werden brauchen, bietet in keiner Weise eine Kompensation für diese bleibenden Mehrkosten. Soll unter den angegebenen Umständen das elektrische Licht eine größere Verbreitung finden, soll der Einzelne, ähnlich wie bei der Gasbeleuchtung, im stande sein, mehr oder weniger Flammen nach Bedarf in Betrieb zu setzen, so kann es sich bis jetzt nur um elektrische Zentralbeleuchtungsanstalten handeln, bei welchen der Strom der direkt von Dampfmaschinen bewegten Dynamomaschinen unmittelbar an die Verbrauchsstellen hingeleitet wird. Elektrische Beleuchtungsanstalten, welche ihre Kraft allen in ihrem Wirkungskreise wohnenden Interessenten zur Verfügung halten, sind in Europa

bisher nur in Mailand und in Berlin errichtet worden und zwar an beiden Orten von Aktienunternehmungen.

In vielen anderen Orten, wie Hamburg, Bremen, Lübeck, Hannover, Leipzig, Dresden, Breslau 2c. besteht zwar auch der Wunsch und das Verlangen nach elektrischen Beleuchtungsanlagen; allein es haben dort die Gemeindebehörden noch nicht zu dem Entschlusse kommen können, die Sache selbst in die Hand zu nehmen oder an Privatunternehmer unter annehmbaren Bedingungen zu übertragen. Der Haupthinderungsgrund liegt hierbei in der zwar grundverkehrten, aber dennoch ziemlich allgemein gehegten Ansicht, das elektrische Licht müsse nicht nur besser, sondern auch billiger sein als Gaslicht. Wo ein Mehraufwand für die Befriedigung des Beleuchtungsbedürfnisses befürchtet und als ausgeschlossen betrachtet werden soll, da muß auf die Einführung elektrischen Lichtes verzichtet werden; wo letzteres aber als notwendig angesehen und verlangt wird, da darf die Mehrausgabe nicht gescheut werden, welche heute und so lange unvermeidlich mit demselben verbunden ist, als nicht neue Erfindungen die technischen Bedingungen für die Herstellung elektrischen Lichtes wesentlich günstiger gestaltet haben werden.

Das unter der Firma „städtische Elektrizitätswerke" ins Leben gerufene Aktienunternehmen, welches sich die Errichtung elektrischer Zentralbeleuchtungsanstalten in der Reichshauptstadt zur Aufgabe gemacht und nach einem mit den Gemeindebehörden in Berlin abgeschlossenen Vertrage die Berechtigung zur Verlegung der erforderlichen Lichtleitungen in den Straßen der Stadt erworben hat, ist durch diesen Vertrag an die Innehaltung eines gewissen Tarifs gebunden und hat außerdem der Stadt noch eine dauernde Abgabe in Höhe von 10% der ihm aus dem Lichtlieferungsunternehmen jährlich erwachsenden Bruttoeinnahme zu zahlen. Für die Brennstunde einer sechzehnkerzigen Glühlampe dürfen 4 Pfennige Vergütung erhoben werden. Außerdem muß die Gesellschaft die Straßenbeleuchtung auf Verlangen durch Bogenlicht von 800 Normalkerzen für je 40 Pfennig stündlich übernehmen, während der Tarif für Bogenlicht im Privatkonsum nicht beschränkt ist.

Nach den bekannt gewordenen Verhandlungen in der Stadtverordnetenversammlung scheinen die hier tagenden weisen Stadtväter der Ansicht zu sein, daß der Gemeinde durch den Abschluß dieses Vertrages ein nahezu unberechenbarer Nachteil zugefügt worden wäre, während sie sich glücklich schätzen sollten, daß sich unternehmende Geldkräfte gefunden haben, welche ihre Mittel an ein für sich schon mit hohem Risiko belastetes, unter den Bedingungen des Vertrages aber und gegenüber der Möglichkeit plötzlicher, erheblicher Entwertung ihrer Anlagen durch neue Erfindungen doppelt riskiertes Unternehmen gewagt haben, zumal die Stadt dagegen gar nicht einmal ein dauerndes oder auch nur zeitweiliges Monopol gewährt hat, sondern jederzeit in der Lage ist, in eigener Regie oder durch andere Unternehmer in Konkurrenz zu treten. Nach den bestehenden Vertragsbestimmungen kann der Stadt und deren Einwohnern füglich niemals ein Schaden erwachsen, und es ist nur zu wünschen, daß auch die Aktionäre, welchen

seit nahezu 5 Jahren ein Ertrag aus dem Betriebe noch nicht zugeflossen ist, schließlich noch ihre Rechnung dabei finden werden.

Selbstverständlich kann sich bei entsprechendem Absatz jedes elektrische Lichtlieferungsunternehmen hinreichend rentabel gestalten, wenn nicht noch neben der Gebundenheit des Tarifs Belastungen durch in der Sache selbst nicht begründete Abgaben eintreten, wenn also die Preise dem Kapitalaufwand, den Amortisationsquoten und den laufenden Betriebsausgaben gemäß normiert werden können. Sollen aber trotzdem nicht unerschwingliche Preisforderungen notwendig werden, dann muß die Anstalt einen gewissen Umfang erhalten und ohne übermäßige Ausdehnung des Leitungsnetzes entsprechenden Absatz finden. Im allgemeinen werden sich die Betriebsverhältnisse und Ergebnisse mit zunehmender Leistungsfähigkeit der Einzelanlage günstiger gestalten; doch wird man wegen der lokalen Verhältnisse überall eine gewisse Grenze nicht leicht überschreiten können. Selbst unter den denkbar günstigsten Umständen wird eine Anstalt nicht rentieren können, wenn sie nicht für 800 bis 900 Pferdekräfte Beschäftigung findet, während die Erweiterung auf 1600 bis 1800, höchstens 2500 Pferdekräfte wohl das Maximum bezeichnet, über welches für eine einzelne Betriebsstelle hinaus zu gehen, die Verhältnisse kaum irgendwo gestatten werden.

Hierbei darf nicht übersehen werden, daß die vorhandene Maschinenkraft, da es sich um Beleuchtung handelt, nur während des geringsten Teils des Jahres voll in Thätigkeit kommen kann, vielleicht nur im Dezember und Januar jeden Jahres und auch dann nur täglich auf die Dauer von etwa 2 bis 3 Stunden, d. h. des Abends von 6 bis 8 oder 9 Uhr. Während der übrigen Zeiten, sowohl der Tageszeiten in den beiden Monaten mit den kürzesten Tagen als den übrigen Monaten überhaupt nimmt der Bedarf wesentlich ab. Der tägliche Lichtverbrauch läßt sich im allgemeinen in einer Kurve graphisch darstellen, welche von einem Minimum, beinahe Null, auf welchem sie stundenlang verharrt, allmählich zu einem Maximum steigt, welches nur kurze Zeit konstant bleibt, um ebenso allmählich wieder zum Minimum zurückzukehren. Die einzelnen Teile der Tageskurve und namentlich hinsichtlich der Dauer der Maxima und Minima werden sich für jeden in sich abgeschlossenen Wirkungskreis, sowie nach der Helligkeit oder Trübung des Wetters und nach besonderen Vorkommnissen im Verkehrsleben modifizieren; mittlere Jahreskurven werden eine ähnliche Gestalt annehmen; in beiden Fällen erreichen die Maxima die größte Höhe und Ausdehnung in den Tagen vor Weihnachten. Allerdings braucht die Wirksamkeit einer derartigen Beleuchtungsanlage nicht unbedingt auf die Erzeugung des Lichtes allein beschränkt zu bleiben; in den Zeiten, in welchen die Maschinen nicht voll für den Lichtkonsum in Anspruch genommen werden, könnte die disponible Kraft zu anderen elektrischen Leistungen, zur Betreibung von Maschinen in Werkstätten, zu metallurgischen Prozessen u. s. w. nutzbar gemacht werden; auch könnte der abgehende Dampf noch zu Heizzwecken Verwendung finden. Allein die Verwertung der Elektrizität zur Kraftübertragung kann hierbei kaum eine große Ausdehnung gewinnen, weil sie während der Hauptbeleuchtungszeiten eingestellt werden müßte

und demnach für Geschäfte, welche auf ununterbrochene Kraftleistungen Anspruch machen müssen, nicht geeignet ist; chemische Nebenarbeiten machen aber wieder einen besonderen umfänglichen Apparat erforderlich, für welchen die notwendig auf die Mittelpunkte verkehrsreicher Stadtgegenden angewiesenen Beleuchtungsanlagen kaum das geeignete Lokal bieten, und der Gewinn aus der Verwendung des abgehenden Dampfes wird schwerlich irgend wie ins Gewicht fallen. Die etwaige Rente kann daher nur aus der Einnahme für die sogenannte Lichtlieferung erwartet werden.

Nachdem es in der neueren Zeit gelungen ist, den Stromverbrauch für die einzelne Glühlampe bei unveränderter Leuchtwirkung nicht unwesentlich herabzumindern, kann der Preis von 4 Pfennig für die sechzehnkerzige Lampenbrennstunde außer der Vergütung für die Hergabe der Lampen vielleicht genügen. Wenn die älteren Edison-Glühlampen à 16 Kerzen bei 100 Volt. Spannung 0,75 Ampire, also 0,75 Voltampère erforderten, so genügen für die neueren etwa 0,52 Voltampère, wobei allerdings bis jetzt noch die Lebensdauer der neueren Lampen diejenige der älteren nicht erreicht. Unter diesen Umständen wird eine Beleuchtungsanstalt mit 900 Pferdekräften, welche bei Zurückbehaltung von etwa $^1/_6$ der Kraft als Reserve für plötzliches Versagen einer oder der anderen Maschine ca. 7500 Glühlampen gleichzeitig versorgen kann, noch eine mäßige Rente abwerfen, namentlich dann, wenn sie nicht mit der von der Stadt Berlin geforderten enormen Abgabe belastet ist. Jede mögliche Erweiterung wird die Rente steigern, jede Beschränkung dieselbe herabmindern, und bei nur 600 Pferdekräften werden sich kaum noch die Betriebskosten herauswirtschaften lassen.

Um 7500 Glühlampen selbst nur während weniger Stunden in den kürzesten Tagen des Jahres gleichzeitig im Brennen zu erhalten, müssen natürlich mehr an das Leitungsnetz angeschlossen werden, da die sämtlichen angeschlossenen Lampen niemals zu gleicher Zeit in Thätigkeit gesetzt werden, und die Frage, in welchem Verhältnis die täglich und namentlich während der kritischen Tage (in Deutschland vor Weihnachten) in Betrieb kommenden Lampen zu den überhaupt an das Leitungsnetz angeschlossenen Lampen stehen sollen, ist die schwierigste und bedeutendste für den Betrieb jeder einzelnen Lichtlieferungsanstalt. A priori läßt sich diese Frage nicht beantworten, ihre Beantwortung läßt sich nur aus der Erfahrung abstrahieren und gestaltet sich für jeden Wirkungskreis verschieden. Annähernd kann man annehmen, daß fünf Siebentel bis drei Viertel der installierten Lampen unter den gewöhnlichen Verhältnissen zeitweise als Maximum gleichzeitig in Benutzung treten werden; es bedarf daher schon eines Absatzes von 9000 bis 10000 Lampen, um bei einer elektrischen Beleuchtungsanstalt auch nur einigermaßen seine Rechnung finden zu können.

Die Zahl von 10000 Lampen ist aber schon eine recht bedeutende und sie läßt sich innerhalb eines Kreises von 4—500 m Radius, über welchen mit Rücksicht auf die Kosten des Leitungsnetzes die Wirksamkeit einer elektrischen Beleuchtungsanstalt nirgends ausgedehnt werden sollte, nur in den verkehrreichsten Gegenden der verkehrreichsten Städte finden. Selbst in Berlin wird außer für

die beiden dort in der Mauerstraße unweit der Leipzigerstraße und am Gensdarmenmarkt errichteten Beleuchtungsanstalt z. B. vielleicht nur noch in der Königsstadt unweit des Rathauses, auf eine größere Lampenzahl, anderwärts kaum auf die für die Rentabilität erforderliche Mindestzahl innerhalb eines Kreises von gedachter Ausdehnung gerechnet werden können.

Durch die Anwendung des sogenannten Dreileitungssystems wird man eine wesentliche, die Grundlagen der Rentabilität erheblich bessernde Ersparnis nicht erzielen, wenn man wirklich, trotz der mit ihm verbundenen vermehrten Betriebsschwierigkeiten, auf dasselbe zurückgreifen will, und auf andere Neuerungen, welche zwar unter Umständen günstigere Verhältnisse konstituieren, eventuell aber auch vorhandene Anlagen gänzlich entwerten können, darf definitiv doch erst gerechnet werden, wenn sie erfunden sein und sich bewährt haben werden.

Unter den hier in allgemeinen Zügen angedeuteten Umständen läßt sich eine schleunige Verallgemeinerung des elektrischen Lichtes wohl nicht erwarten, und die Gasbeleuchtungsunternehmungen brauchen sich deshalb der Befürchtung beeinträchtigender Konkurrenz noch nicht hinzugeben. Seinen Einzug hat das elektrische Licht allerdings bereits begonnen und es wird sich auch mehr und mehr ausdehnen und verbreiten; allein es wird noch geraume Zeit verfließen, ehe es aus den Lokalen, welche zu ihren Reklamezwecken einer Luxusbeleuchtung bedürfen oder sich eine solche anderweit gestalten können, in die Wohnräume dringen wird, in denen man sich mit der notwendigen Beleuchtung zu behelfen gezwungen und gewohnt ist. Auch das Gas hat dreißig bis vierzig Jahre gebraucht, ehe es sich zu der Bedeutung eines allgemeinen Beleuchtungsmaterials erhoben hat, und wenn die Jetztzeit auch schneller zu leben und zu konsumieren pflegt, so werden doch immerhin noch einige Decennien verfließen, ehe das elektrische Licht eine dem Gaskonsum auch nur annähernde Verbreitung gefunden haben wird, und jedenfalls wird diese Entwicklung noch mehr verzögert werden, wenn die Kommunen dasselbe ähnlich den Berliner Stadtvätern mehr oder minder als melkende Kuh betrachten wollen, ehe noch seine industrielle Lebensfähigkeit ohne Extrabelastungen erwiesen ist.

Litterarische Revue.

Die hervorragendste Erscheinung auf lyrisch-epischem Gebiete, welche das vergangene Jahr gezeitigt hat, ist neben Rudolf Gottschalls „Merlin", der die von diesem geistvollen Dichter in „König Pharao" eingeschlagene satirische Richtung erweitert und vertieft, zweifelsohne Robert Hamerlings „Homunculus, modernes Epos in zehn Gesängen." — Ja, so bedeutend ist dies Werk, daß es selbst in der glanzvollen Reihe der poetischen Hervorbringungen seines Schöpfers einen ersten Platz einnimmt. Über Hamerling selbst uns in breiteren Ausführungen zu ergehen, erübrigt um so mehr, als er zu den wenigen glücklichen Poeten gehört, deren Charakterbild in der — objektiven — Litteraturgeschichtschreibung nicht schwankt; wegen

der glänzenden Farben, welche seine Palette trägt, nannte man ihn wohl in moderner Vergleichssucht einen dichterischen Makart, wobei er leider, wie gewöhnlich in solchen Fällen, zu kurz kam, da er an Gedankentiefe und Geistesreichtum dem farbenfrohen Schöpfer der Katharine Cornaro unvergleichlich überlegen ist. In der Annahme also, daß unseren Lesern die dichterische Physiognomie Hamerlings vertraut ist, wenden wir uns sofort zu seiner neuesten (im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erschienenen) Dichtung.

Angesichts der Gleichgiltigkeit, mit welcher angeblich unsere Zeit der Poesie gegenüberstehen soll, hat dieser „Homunculus" einen überraschenden litterarischen Erfolg gehabt, und in den Blättern tobt die heiße Feldschlacht, in der über Wert und Unwert des Werkes gestritten wird. Kein Wunder freilich; ist das Werk doch eine Satire, und zwar eine Satire, die sich gewissenhaft mit allen Zweigen unseres kulturellen, sozialen, politischen Lebens beschäftigt, die unbekümmert um Gunst und Ungunst ihre scharftreffenden Hiebe nach allen Seiten hin gleichmäßig rücksichtslos austeilt, und die namentlich in litterarischer Beziehung furchtlos und tapfer in die dichtest bevölkerten Wespennester greift. Wenn heutzutage ein Satiriker seine Stimme ertönen läßt, so erhebt sich gerade wie zu den Zeiten unseres klassischen Xenienkampfes ein Wehegeschrei auf allen Seiten, in welches mit den zu Treffenden und Getroffenen auch alle jene einstimmen, die schlechten Gewissens wie sie sind, und in der heimlichen Angst erbeben, daß des Dichters Pfeile auch auf sie gerichtet sein möchten. Mit dem seit Jahrtausenden in solchen Fällen üblichen Rufe: „Steiniget ihn!" fällt dann die ganze Rotte der Entrüsteten über den Frevler her, um ihn in ihren Blättern und Blättchen nach allen Regeln der Folterkunst zu martern, zu skalpieren und schließlich zu Tode zu bringen. Daß auch der große und gute Name Hamerlings dem Gezeter keinen Einhalt thun würde, war dem Kenner der Verhältnisse nicht zweifelhaft, und so ist es nicht ausgeblieben, daß man dem Dichter Hintergedanken untergeschoben hat, die ihm nimmer in den Sinn gekommen sind, und daß er abwechselnd als Reaktionär und als Umstürzler, als Antisemit und Ideologe 2c. 2c. und schließlich als ein aus allen diesen Elementen künstlich zusammengesetzter „Homunculus" verketzert, verlästert und verhöhnt worden ist. Nun — Robert Hamerling kann das ertragen, und im Maiheft des Rosegger'schen „Heimgartens" hat er den Hetzern eine würdige Antwort gegeben und namentlich den Vorwurf des Antisemitismus schlagend entkräftet.

Gehen wir zur Sache selbst über, so müssen wir im vorhinein bemerken, daß wir auf eine sehr gedrängte Analyse des Werkes und einige charakteristische Stichproben beschränkt sind.

Unser „Homunculus" ist der unmittelbare Nachfolger des Goethe'schen, wie ihn Wagner in der Phiole zusammengebraut hat. Fix und fertig steigt er aus der Retorte seines Meisters, und seine erste litterarische Regung ist, ganz wie in Gründeutschland, das — Rezensieren. Überhaupt entwickelt er eine außerordentliche Blasiertheit, und nur der Anblick eines schönen weiblichen Porträts erweckt etwas wie Begeisterung in ihm. Zur Reflexion über sich selbst gelangt, schilt er seinen Meister, weil dieser die Stoffe in ihm nicht richtig gemischt habe. Glaubt man nicht unsere selbstbewußte schriftstellerische Jugend reden zu hören, wenn Homunculus seinem „Erzeuger" vorwirft:

.. er habe soviel Phosphor
Beigemischt den Elementen
Seines zarten Organismus,
Daß genug es für ein Pferd wär',
Und infolgedessen glühe
Denkend, grübelnd des Gehirnes
Masse wie ein Kohlenmeiler
Ihm von Anbeginn, des hellen
Intellektes Flamme schlage
Schier ihm überm Haupt zusammen . . .

Vater Doktor sucht ihn zu beruhigen, aber Homunculus räsonniert weiter wie ein Rohrspatz, sodaß ihn jener erzürnt kurzerhand wieder in die Retorte wirft, auf das „erste Urprinzip

vitalen Daseins reduziert, und den so erhaltenen Embryo auf geheimnisvolle Weise in den Mutterschoß der Gattin eines armen Dorfschulmeisters verpflanzt.

Dieser Schulmeister heißt Munkel, und ihm wird denn auch nach regelrechten neun Monaten das „ungezeugte" Wunderkind geboren. Dasselbe entwickelt alsbald eine nach allen Seiten zum Ausdruck drägende Genialität und wird natürlich zuerst Poet, denn:

Nicht entgangen war es ihm,
Daß die Lust trägt in der Brust
Der Poet, den Schmerz im Herzen.
Und er machte die Entdeckung
Daß im Lenz die Knospen springen,
Und die Rosen lieblich duften,
Und daß hübsche junge Mädchen
Angenehm sind anzusehen —
Und er glühte vor Verlangen
Dies Entdeckte ohne Säumnis
Aller Welt nun mitzuteilen . . .

ein Prozeß bekanntlich, der sich bei allen unseren jungen Lyrikern in ähnlicher Form vollzieht. Natürlich wird Homunculus — er müßte ja kein moderner Jüngling sein! — alsbald Pessimist, er „entdeckt" wiederum

Daß die Menschen an sozialen
Übeln kranken, daß die Armen
Sich in bittrer Not verzehren,
Daß im Glück, im ungestörten,
Schufte leben, daß der Hunger
Junge Mädchen aus dem Volke
Auf die Bahn oft drängt des Lasters,
Daß der Bund der Ehe drückend
Ist für die, die sich nicht lieben . . .

Alles dies und etliches andere entdeckt der Homunculus und fühlt sich selbstverständlich zum Dichter geboren. Als poetischer Geist sucht er nach „modernen" Stoffen und schreibt „allerneuste Nibelungen", die in allen Blättern mit lautem Tam-tam über den grünen Klee gepriesen werden. Als berühmter Dichter hofft er die Tochter seines Verlegers zu erobern.

Während so vom Lob des Buches
Die Journale widerhallten,
Schwand das Jahr, und sieh, vergriffen
Waren — dreizehn Exemplare.
Draufhin wies der Buchverleger
Stumm die Thür dem Minnesänger,
Gab die Tochter einem andern,
Und das Epos stampft' er ein.

Da es also mit dem Dichten nichts ist, legt sich Homunculus aufs Spielen, sprengt eine Bank und sieht sich eines Morgens „reich wie ein Krösus". Und Wunder aller Wunder! Was ihm bisher nur im Traume gewinkt, ist erreicht:

Als ein Mensch, ein Mann nun galt er
Und in ihren Schoß aufnahm ihn
Süßlich lächelnd die Gesellschaft.
Arm in Arm mit Grafen ging er
Um sich sah er nur noch Sklaven . . .

Doch das Glück hat kurze Beine, und auf einer Lustreise, die er mit einem „schönen Kinde" nach Ungarn unternimmt, wird er im Bakonyerwalde seines Goldes beraubt.

„Führer dieser Räuberbande
„War ein Enkel Rózsa Szándor's,
Und gutmütig, wie nun einmal
Ist im Ungarland der Betyár,
Wollt' er unsern armen Munkel
Nur die schöne Liebste nehmen,
Und dafür das Gold ihm lassen.
Doch die leichtgesinnte, muntre
Schöne, sie erklärte rundweg,
Daß sie bleibe, wo das Gold sei;
Und so sah der Enkel Szándor's
Sich bemüssigt, zu behalten
Auch das Gold des armen Munkel . . .“

Vors Nichts gestellt, muß unser Munkel von vorn anfangen und versucht sein Glück auf allen abenteuerlichsten und fragwürdigsten Wegen, welche die moderne Gesellschaft kennt, bis er schließlich, mit allen Hunden gehetzt, Herausgeber einer großen Zeitung wird. Daß nunmehr der Dichter in seltsamer Generalisierung allzuweit geht und die gute wie die schlechte Presse unbesehen in einen Topf schüttet, soll nicht verschwiegen werden; indessen wäre eine Entrüstung darüber sehr schlecht angebracht und höchstens Zeugnis eines nicht ganz integren Gewissens. Alles, was Hamerling dem Zeitungswesen vorwirft, ist vorgekommen und kommt noch heute vor; aber es ist dennoch nicht die Regel, am allerwenigsten in Deutschland, und es giebt ebenso gut noch eine ehrenhafte, wie es leider eine Schwindelpresse giebt. Andererseits liegt es in der Natur des Satirikers, daß er überwiegend die letztere sieht resp. beachtet, macht sie sich in der That doch aufdringlich genug breit, und freilich sind die Grenzen zwischen der ehrlichen und der lediglich auf Erwerbszwecke gerichteten Presse nicht immer so scharf geschieden, als es wünschenswert wäre.

Es versteht sich am Rande, daß unser Munkel sein Zeitungsgeschäft zur rechten Zeit verkauft und unter die Gründer geht. Im dritten Gesange finden wir ihn denn auch als Billionär wieder. Doch er fühlt sich nicht glücklich; ähnlich wie dem Helden von Immermanns Münchhausen macht ihm seine chemische Zusammensetzung Schwierigkeiten:

Ärzten jeder Schule warf er
Haufen Goldes vor die Füße;
Und die Ärzte übersetzten
Ihm in's Griech'sche seine Leiden —
Das war alles, was sie konnten . . .

Alle Schätze der Welt, die Munkel in verschwenderischer Fülle um sich häuft, vermögen eines nicht zu stillen, sein Verlangen — nach Hunger und nach Liebe, und abermals muß sein chemischer Vater erscheinen, um ihn — gerade wie bei Münchhausen auch — mit allerlei Mixturen, Salzen u. s. w. im Gange zu erhalten und auszubessern. Das Gründen und die Festivitäten beginnen von neuem und steigern sich schließlich in einem Grade, dem Munkels Gehirn nicht mehr gewachsen ist, so daß er in ein Irrenhaus gesperrt werden muß. Er kommt erst wieder zu Verstande, als ein ungeheurer Krieg ausbricht, der ihm abermals sein ganzes Vermögen raubt. Diesen Schlag vermag Munkel indes nicht zu ertragen, er will sich im Rhein ertränken, wird aber von einem wunderschönen weiblichen Wesen gerettet, der Lurlei, die freilich mit Heinrich Heines unsterblicher Nixe nur eben den Namen und den Ort gemein hat. Hamerlings Lurlei ist das fahrende abenteuerliche Weib unserer Tage, von dessen Wesen und Treiben jegliche Poesie abgestreift ist. Sie erzählt ihre Schicksale, die sie bald in den Zirkus, bald zu den Nihilisten u. s. w. u. s. w. getrieben haben:

„Der Bankier — traun — den ich liebte,
Ward bankrott; der General,
Den ich liebte, ward geschlagen,
Der Minister ward gestürzt,

Und der Freiheitsheld gehangen.
Feuer- ward und Wasserschaden
Zum Verderb dem Ökonomen,
Durchfiel des Poeten Stück,
Ausgepfiffen ward der Mime,
Unbestand ist, ach, das alte
Große Weltgesetz der Dinge.
Liebt denn auch der Mann je selber
Festzuhalten, was sein eigen?
Im Beginne meiner Laufbahn
Da verriet ein junger Garde-
Kapitän, den ich beinahe
Liebte, mich an seinen Oberst,
Dieser an den Adjutanten
Des Monarchen, eines Königs,
Dieser an den König selber . . .

In dem gemeinsamen Hange zu irdischen Gütern und Genüssen finden sich die „Herzen" oder besser die „Interessen" von Homunculus und Lurlei — um sofort wieder auseinander zu gehen, da Homunculus dank seiner chemischen Zusammensetzung unter dem Lurleifelsen den Nibelungenhort wittert Derselbe wird ans Licht gebracht, und Munkel wie Lurlei wenden alle Künste an, ihn sich gegenseitig zu stehlen. Doch eins ist dem andern immer wieder an Schlauheit überlegen, und so entschließen sie sich zu einem jener modernen Kompromisse, das in einer Vernunftehe seine Krönung findet.

Zu ihrer Vermählung veranstalten sie ein großes Maskenfestspiel auf dem Blocksberg, das der Dichter zu einer „litterarischen Walpurgisnacht des laufenden Jahrhunderts" ausgestaltet hat. Hier werden nun alle modernen litterarischen Strömungen der Reihe nach in satirischer Darstellung vorgeführt und die erotischen Poeten ebenso verhöhnt wie die minniglich-inniglich altertümelnden Lyriker oder die jugendlichen Verfechter der „nackten Wahrheit". Es ertönt plötzlich ein wildes „Hurra!"

Nach dem Lärm zu schließen, nahte
Sich im Marsch ein kampflust-glühendes
Regiment der schwersten Reiter.
Doch es waren zarte Knaben,
Kinder, manche noch getragen
Auf den Armen von der Amme.
Als verklungen war das wilde,
Brausende Hurra, da fielen
Jene, die schon gehen konnten,
Sich einander in die Haare,
Nannten Stümper sich und Tölpel,
Und dann rannte dieser ganze
Litterarische Kinderkreuzzug
Durcheinander — auseinander —
Jeder heim zu seiner Mutter.

Unter den vielen bekannten Gestalten, die uns in dieser Walpurgisnacht begegnen, fehlt auch Peter Schlemihl nicht, aber dieser „ärmste" Mann zeigt sich außerordentlich vergnügt, denn er, der Mann

„ohne Schatten, war auf einen
Schatten ohne Mann gestoßen,
Deren es ja giebt so manche,
Und nun wandelten die beiden

Seit' an Seite, stolz, den Mangel
Einer so des andren deckend . . .

Für die Eigenart, die Hamerling selbst in seinem Homunculus entfaltet, tritt er übrigens an einer Stelle in folgenden Worten ein:

„Spieße, rädere, skalpiere
Deinen Nächsten, aber Einen
Immer — einen ganz Bestimmten
Den man kann mit Fingern zeigen . .
Dieses wird man dir verzeihen.
Aber fuchtle mit der Geißel
Nicht umher im Allgemeinen!
Und vor allem, Bester, hüte,
Dich der Schlechtigkeit, Verderbtheit,
Schwäche, Thorheit an und für sich
Allzudeutlich nahzutreten.
Kein Pedant, mit einem Wort, kein
Sittenprediger, kein Swift sei,
Und kein Juvenal! denn diese
Art Humors ist gar nicht „lustig!"
Ein Humor, bei dem man ernst bleibt,
Nicht in tolle Lache losplatzt,
Ist langweilig, wie die Tragik,
Die nicht wirkt auf Thränendrüsen,

Mit diesen Zeilen hat der Dichter den Charakter seines Werkes aufs trefflichste und schlagendste gekennzeichnet.

In den folgenden Gesängen betritt der Dichter das politisch-soziale Gebiet, auf welches wir ihm grundsätzlich im einzelnen nicht folgen möchten, da wir uns hier nicht in irgend welche partei-politische Auseinandersetzungen vertiefen wollen und dürfen. Zunächst begiebt sich Munkel nach dem Zukunftsstaate Eldorado, welcher, nach kommunistischen Grundsätzen eingerichtet, anfangs gedeiht, sich aber schließlich zu einem unentwirrbaren Tohu-Wabohu gestaltet. Sehr ergötzlich ist die in Eldorado eingeführte Amazonengarde. Nicht viel besser ergeht es dem Affenstaate, der trotz aller Bildsamkeit und Menschenähnlichkeit seiner Bewohner wegen schließlich ausbrechender allgemeiner Unverträglichkeit von Indianern zerstört wird.

Nunmehr folgt das viel umstrittene Kapitel „Im neuen Israel". Wir meinen, daß die moderne Zeitkrankheit des Antisemitismus nicht schärfer und treffender charakterisiert werden kann, als in folgenden Versen:

„Zu derselben Zeit geschah es,
Daß den Christen wieder einmal
Nicht gefiel der Juden Nase,
Die gekrümmte Judennase;
Je entschiedener die Christen,
Aufgeklärt, sich selbst vermaßen,
Christen nicht mehr sein zu wollen,
Desto dringender verlangten
Sie von Juden, es zu werden.

Das heißt in der That ins Schwarze getroffen, und diese eine Stelle sollte genügen, den Dichter wegen gelegentlicher humoristischer Seitenhiebe nicht unter den gewöhnlichen antisemitischen Troß werfen zu lassen. Wendungen, wie:

Weh' Euch, gierige Judenfresser,
Traun, ihr werdets noch erleben:

Leicht ist's, Juden zu verschlingen,
Aber schwer, sie zu verdauen . . .

sollten doch wirklich nicht tragisch genommen werden.

Homunculus wird König des neuen Judenreichs in Palästina, und zu ihm gesellt sich als Königin alsbald Lurlei, die sich inzwischen überall in der Welt und auch bei den Mormonen herumgetrieben hat und nun natürlich schleunigst Jüdin wird.

Da die Juden ganz unter sich sind und nun niemand haben, der weniger pfiffig ist als sie, will aus ihrem neuen Staate nichts werden, und in Europa beginnt man, seine alten Juden schmerzlichst zu vermissen. Es tritt zu Tage, daß man ohne diese nicht leben und nicht sterben kann. In Palästina bricht eine Revolution aus, Homunculus wird ans Kreuz geschlagen, Lurlei geht mit einem reichen Türken durch, und die Juden ziehen, von einer großartigen Deputation feierlichst eingeladen, nach Europa zurück.

Dem mit sehr wenig erfreulichen, pessimistischen Gedanken am Kreuze hängenden Homunculus bringt Ahasver die Freiheit, und jener wird nunmehr der Prophet der Verneinung des Willens zum Leben. Doch als dieser große Schopenhauersche Vernichtungsgedanke zur That reifen soll und die allgemeine Finsternis einbricht, zaubert der heiße Kuß eines Liebespaares wieder Leben und Licht hervor. So ist es die schöpferische Liebe, welche die verneinende Philosophie ad absurdum führt.

Der in allen seinen Bestrebungen enttäuschte Homunculus zieht sich nun in die Wüste zurück und macht dort Erfindungen, gegen welche alle Leistungen Edisons u. s. w. Kindereien sind. Als er mit seinem lenkbaren Luftschiff durch die öden Himmelsräume sanft, erblickt er durch einen Riß der Wolken die blühende Erde und die glücklichen Menschen. Nur ihm selbst, der nie die Liebe und die Ruhe fand, bleibt das Glück versagt, und so schwebt er weiter ohne Rast und Ruhe zwischen Himmel und Erde. Nur in der Beschränkung vermag irdisches Glück zu erwachsen.

Daß Hamerling in seinem Werke das große, ewige Weltenrätsel nicht gelöst hat und so wenig wie ein anderer lösen konnte, bedarf keines Beweises. Aber seine Dichtung bietet uns ein gewaltiges und großes Bild der Gegenwart, und wenn wir einzelne Verzerrungen und Entstellungen nicht leugnen, so verkennen wir doch die Macht des genialen Dichtergeistes nicht, der alle Dinge, welche zwischen Himmel und Erde sind, in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Und so gehört „Homunculus" nicht nur zu den großartigsten Leistungen Hamerlings, wir sehen in seinem Dichter auch den bedeutendsten Vorläufer jenes großen Genius, der einst den Geist und die Kultur der modernen Welt in künstlerisch ausgestattetem epischen Gesange zusammenfassen und für die Nachwelt in unvergänglicher Form festhalten wird.

Litterarische Berichte.

Die politische Weisheit des Fürsten Bismarck und des Grafen Camillo von Cavour. Dargelegt von Filippo Mariotti, Mitglied des Italienischen Parlamentes. Autorisierte Übersetzung von M. Bernardi. Zwei Bände. Hamburg. Verlag von J. F. Richter 1888.

Es ist ein nützliches Werk, welches sich mit dem obenstehenden Titel einführt, aber man muß sich dennoch wundern, wie ein so geistreicher und schriftstellerisch gebildeter Mann wie Mariotti sich begnügt haben kann es so, wie es ist, herzustellen. Es ist nämlich eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung von kürzeren oder längeren Aussprüchen, welche die beiden großen Staatsmänner über alle möglichen politischen oder volkswirtschaftlichen Gegenstände gethan haben. So bietet es allerdings eine Fülle des Bedeutenden dar, aber ohne allen Zusammenhang in der Reihenfolge, wie der Zufall des Alphabetes im Italienischen und in der Übersetzung, im Deutschen, die Reihenfolge der Ueber-

schriften bestimmt. Es handelt sich hier nicht nur um ein gewisses ästhetisches Unbehagen, welches entsteht, wenn wir nach drei Zeilen Bismarck's über das „Schweigen“, eine halbe Seite Cavours über die „Schweiz“, dann vier Zeilen eben desselben über „Seife“ lesen und nun zum „Senat“ kommen. Es handelt sich viel mehr noch um die Abgerissenheit, in welcher vielfach die Aeußerungen Bismarcks und Cavours auftreten, um die oft mangelhafte Beleuchtung, in welcher sie um so mehr vor uns stehen, als nicht einmal angegeben wird, bei welcher Veranlassung die betreffenden Reden — denn um solche handelt es sich meistens — gehalten sind, aus denen die einzelnen, z. T. ja recht umfangreichen Stellen abgedruckt sind. Ein weiterer Mangel liegt in der Bezeichnung der Artikel, welche jedes Prinzip vermissen läßt. Will man z. B. wissen, was Bismarck über die Ermordung des Hauptmanns Schmidt durch die Carlisten gesagt hat, und sucht es, sich erinnernd, daß unter der Ueberschrift „Virchow“ zwei Aeußerungen des Fürsten über und gegen diesen Gelehrten abgedruckt sind, unter „Schmidt“, so sucht man vergebens, weil es eben einen solchen Artikel gar nicht giebt. Das Betreffende steht unter „Spanien“. Wer wird ferner irgend etwas unter „Schwierigkeiten“ (5 Zeilen von Cavour) oder unter „Schweigen“ (s. o.) suchen? Einen Artikel „Soziale Frage“ giebt es nicht. Das dorthin Gehörige steht teils unter „Sozialismus“, teils unter „Arbeiter“, teils — anderswo. Und nicht einmal das bietet unser Lexikon, was doch sonst jedes lexikologisch angelegte Buch bietet, wegzeigende Verweisungen wie „Soziale Frage, s. „Arbeiter“ 2c. Ferner ist, was bei einer solchen Anordnung doch unerläßlich wäre, kein Inhaltsverzeichnis beigegeben. Sachlich mag noch bemerkt werden, daß bei Cavour nicht nur die Reden, sondern auch die Briefe und biographische Aufzeichnungen sowie Memoiren über ihn benutzt sind, daß dagegen bei Bismarck die den letzteren beiden Kategorien angehörigen Publikationen, die doch umfangreich und inhaltreich genug sind und es auch schon vor der Erscheinung des Originals (im Juli 1886) waren, völlig unberücksichtigt geblieben sind. Daß das Buch trotz dieser großen stofflichen und formalen Mängel doch vielen nützlich werden kann, ist schon ausgesprochen.

A. B.

Die Chronik Fredegars und der Frankenkönige, die Lebensbeschreibungen des Abtes Columban, der Bischöfe Arnulf, Leodegar und Eligius, der Königin Balthilde, übersetzt von Dr. Otto Abel. Dritte Auflage. Neu bearbeitet von Wattenbach. Leipzig 1888. Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.

Wenn auch der Scholastikus Fredegar selbst in seiner rührenden Bescheidenheit sich nur einen bäurischen und ganz beschränkten Sinn beilegt, so wird doch jeder Geschichtskundige mit W. Wattenbach gern zugeben, daß er sich um die Nachwelt ein unsterbliches Verdienst erworben hat. Uns das Lesen seines „über die Maßen barbarischen“ Latein zu ersparen, hatte Dr. Abel schon 1848 mit Erfolg durch seine Übersetzung des Fredegar ins Deutsche unternommen. Wie erwünscht diese Übertragung gekommen, beweist ihre wiederholte Auflage, deren dritte W. Wattenbach selbst, der hochverdiente Herausgeber der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit,“ bearbeitet und durch einen größeren Auszug aus dem Leben des hl. Eligius vervollständigt hat, wodurch die vorliegende Ausgabe der „Chronik Fredegars und der Frankenkönige“ auch für die Besitzer einer früheren Ausgabe von Interesse sein wird. Wer an der Quelle seinen Wissensdurst zu stillen gewöhnt ist, wird Herrn Prof. Dr. W. Wattenbach von Herzen für diese Spende dankbar sein.

I..

Sir Charles Wentworth Dilke. L'Europe en 1887. Paris, Maison Quantin Compagnie générale d'impression et d'édition. 1887.

Es gehört eine gewisse Kühnheit dazu, um im Jahre 1887 über das Jahr 1887 zu schreiben, und die einzelnen Aufsätze sind noch dazu sämtlich in den ersten fünf Monaten des vorigen Jahres zuerst veröffentlicht; und zwar alle sechs englisch in der „Fortnightly Review“ und dann drei von ihnen französisch in der „Nouvelle Revue.“ Die „Studien“ sollen ausschließlich Thatsachen darlegen und daraus „die möglichen Konsequenzen“ ableiten (S. 122). Es konnte nicht fehlen, daß Einzelheiten der Thatsachen schon nicht mehr stimmten, als die Aufsätze zu einem Buche vereinigt wurden, und welche Veränderungen seitdem in der Welt vorgegangen sind, weiß jeder Leser. Wenn das Buch damit seine Bedeutung verloren hätte, so wäre es das Papier nicht wert, auf dem es gedruckt ist. Dies kann nun keineswegs behauptet werden. Es wird auch künftig noch öfter für jeden des politischen Sinnes nicht entbehrenden Menschen ein Interesse haben, zu sehen, wie ein ein sinniger und im allgemeinen auch wohl unterrichteter britischer Staatsmann über Personen und Zustände urteilt, welche ihrer Hauptsumme nach die Entstehungszeit des Buches überdauern. — Aber die „Studien“ verdienen diesen Namen doch nur zum Teil. Vieles kann kaum den Charakter des Essais behaupten und sinkt zum politischen Feuilleton herab. Was z. B. in dem Kapitel „Russie“ über die indische Frage gesagt wird, und was in dem von Oesterreich-Ungarn handelnden über Oesterreichs voraussichtliche Politik der Tendenzen eines Balkanbundes gegenüber behauptet wird (S. 146), das ist ungründlich und zum Teil geradezu falsch. Ein Bund der Balkanvölker, welcher keineswegs den Verlust von Bosnien und der Herzegowina herbeiführen würde, ist für Oesterreich nicht nur nicht gefährlich, sondern vielmehr ein Ziel, aufs innigste zu

wünschen. Der erste Artikel, welcher Deutschland behandelt, wird den Gesinnungen des deutschen Volkes und den Absichten seiner Lenker wohl im allgemeinen gerecht, ohne aber irgendwie in die Tiefe zu gehen. Wertvoller ist der Aufsatz über Frankreich. Dilke, welcher den Franzosen nach Gemüt und Temperament nahe steht, hat für ihre Fehler und Vorzüge ein fast instinktives Verständnis und beurteilt Zustände, Tendenzen und Personen wesentlich richtig. So hat sein Urteil über Boulanger, den jedermann fürchte und doch niemand ernst nehme, in jüngster Zeit volle Bestätigung erfahren. Der Behauptung, daß die große Mehrheit der Franzosen durchaus nicht kriegslustig sei, wird, vor allem nach den Aeußerungen der französischen Presse bei Kaiser Friedrichs Tode, niemand widersprechen. Daß Dilke als Engländer schreibt, beweist die Ausführlichkeit der Behandlung, welche er der ägyptischen Frage in diesem Kapitel widmet, und der durchaus apologetische Charakter dieser Ausführung. — In den beiden folgenden Kapiteln, welche von den Rivalen Rußland und Oesterreich handeln, frappiert die kolossale Ueberschätzung der russischen und die entsprechende Unterschätzung der österreichischen Heeresmacht. Wer mag es dem Verfasser aufgebunden haben, daß Rußland gegen vier Millionen „rapidement et facilement" mobilisieren könne, gegenüber etwa nur 3250000 der Centralmächte? Er legt der „großen militärischen Bewegung", welche nach den Mißerfolgen 1878 begonnen habe, eine Bedeutung bei, welche sie auch nicht entfernt haben kann. Wie lange hat Rußland sich nach dem Krimkriege „gesammelt" und wie unbereit trat es dann in den neuen türkischen Krieg ein! Italien und auch England werden oberflächlicher behandelt, als man, wenigstens in bezug auf letzteres Land, erwarten sollte. A. B.

Trauerode auf den Tod des deutschen Kaisers Wilhelm I. von Nedschib Sallûm aus Hama in Syrien, im transskribierten Urtext herausgegeben, aus dem Arabischen ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort begleitet von Dr. C. Lang, Rektor der deutschen und schweizer Schule in Konstantinopel. Berlin 1888. R. v. Deckers Verlag. G. Schenck, Königlicher Hofbuchhändler.

Ein junger christlicher Syrer, welcher sich auf den Eintritt in die Militärarztschule in Stambul vorbereitet, hat, teils vielleicht um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sicher aber auch aus reiner begeisterter Teilnahme eine Trauerode von 42 und eine Grabschrift von 5 Versen auf den Tod unseres Kaiser Wilhelms gedichtet und durch den verdienstvollen Rektor Lang veröffentlichen lassen. Diese Thatsache ist als Symptom für die allgemeine Teilnahme und Liebe, welche unser Heldenkaiser auf der ganzen Welt genossen hat, von großartigster Bedeutung. Es ist zweifellos, daß der Tod des Kaisers Alexander II. und der des Königs Alphons XII. in Deutschland eine große Teilnahme erregt haben, aber wer hat in unserer schreibseligen Nation sich dadurch zu einem Gedichte begeistern lassen oder wer würde wenigstens daran denken, sich durch Veröffentlichung eines solchen Gönner zu erwerben? Kaiser Wilhelm war dem stud. med. Sallûm völlig fremd, er kannte ihn nur unter dem englischen Namen Wiljamun, wie er denn auch in einem amerikanischen Kollege in Beirut gebildet worden ist; ebensowenig hat die türkische oder gar syrische Bevölkerung irgend welche Veranlassung, irgend welche Beziehungen zwischen sich und Kaiser Wilhelm zu erblicken, während doch, um bei unserem Beispiel zu bleiben, Kaiser Alexander ein naher Verwandter unseres Herrscherhauses war und König Alphons wegen einer im deutschen Reich empfangenen Ehrenbezeugung in Paris den empörendsten Roheiten ausgesetzt gewesen ist. Es ist also nichts als die durch die Persönlichkeit unseres Kaisers dem Dichter eingeflößte Ehrfurcht, was ihn zu der Veröffentlichung der Trauerode veranlaßt haben kann. Diesen Erwägungen gegenüber tritt die ästhetische Würdigung des Gedichtes durchaus zurück. Wir haben uns kein anderes Urteil bilden können als dasjenige, welches der Herausgeber in seiner sorgfältig geschriebenen Vorrede abgiebt, und auf diese wollen wir die Leser, welche sich näher dafür interessieren, verweisen. Hervorheben wollen wir nur den Vers: „Meine Wohnstatt ist im Reiche der Unverweslichkeit bis ans Ende aller Zeiten." Der Zahlwert der Buchstaben, welche in dem arabischen Texte dieses Halbverses vorkommen, beträgt zusammen 1888, eine Wort- und Zahlspielerei, welche übrigens auch dem lateinschreibenden Deutschland nicht fremd gewesen ist, aber nicht oft so gelungen ausgefallen sein dürfte wie in diesem Beispiele. K. F.

Der Koran. Im Auszuge übersetzt von Friedrich Rückert, herausgegeben von August Müller. Frankfurt a. M. 1888. J. D. Sauerländers Verlag.

Wenn man in neuerer Zeit in dem Bestreben, die noch nicht veröffentlichten größeren oder kleineren Werke berühmter Männer zur Ermöglichung einer immer genaueren Kenntnis herauszugeben, vielfach darin zu weit geht, daß man auch die unbedeutendsten Sachen, welche der verstorbene Verfasser gewiß selbst unbekannt lassen wollte, ans Licht zieht, so ist es im Gegensatz hierzu um so anerkennenswerter, wenn wirklich hervorragende, bisher verborgene Werke berühmter und beliebter Klassiker von berufenen Händen der Oeffentlichkeit übergeben werden. So hat jetzt Prof. Dr. Müller, selbst ein genauer Kenner des Orientalischen, auf Wunsch der Familie Rückerts dessen nur handschriftlich erhaltene Uebersetzung des Koran herausgegeben und mit dieser aus-

gezeichneten Arbeit sich ein unbestreitbares Verdienst erworben. Denn wir erhalten hiermit zunächst ein Werk, welches wir von Rückert, dem größten Meister der Uebersetzungskunst, zumal im Gebiete des Orientalischen, eigentlich erwarten durften, und können daraus unser Urteil über ihn vervollständigen. In der That zeigt der große Dichter auch hier seine Meisterschaft; denn mit dem auf ernstem Studium beruhenden Verständnis des Inhalts verbindet derselbe eine dem Urtext nicht sklavisch sich anschließende, daher für uns verständliche Art der Uebersetzung, indem er ganz wie im Arabischen in einigen Suren den Reim ganz, in anderen gar nicht, wieder in anderen teilweise anwendet, und auch das ist anzuerkennen, daß er, um lästige, unfruchtbare Wiederholungen zu vermeiden und das Interesse des Lesers nicht zu ermüden, eine geschickte Auswahl getroffen und mit richtigem Takt manches Unwichtige ausgelassen hat. Das nähere Eingehen auf den dichterischen Wert dieser Uebersetzung wird durch die längst allgemein gewordene Anerkennung der Meisterschaft Rückerts auf diesem Gebiete überflüssig; von hohem Werte ist dieses Werk aber auch dadurch, daß es uns das heilig verehrte Religionsbuch so vieler Millionen von Menschen, welches edle Schätze wahrer Religiosität birgt, zu geistigem Genusse darbietet. Der aufrichtigste Dank für diese Gabe aus dem Nachlaß des großen Dichters gebührt dem Herausgeber, welcher uns nicht nur das Werk selbst, sondern in der Einleitung und in den von ihm vervollständigten Anmerkungen den Schlüssel zum völligen Verständnis des Buches giebt. In jener spricht er eingehend und klar über den Charakter Mohammeds und seiner Lehre ebenso wie über die Anordnung der Suren und ihre Sammlung; in den zahlreichen belehrenden Anmerkungen giebt er dem Leser die zum Verständnis notwendigen Erklärungen. Wohlthuend berührt auch die überall hervortretende Hochachtung des Herausgebers vor dem edlen Dichter, und dieser Zug des bescheidenen, also um so größeren Gelehrten verleiht dem Ganzen einen noch besonderen Reiz. Möge dieses Buch, an dessen Bedeutung Dichter und Herausgeber beide großen Anteil haben, als ein Nachlaß des deutschen Barden und Brahmanen wie als ein für Geist und Gemüt fruchtbar wirkendes Werk die Aufnahme und Benutzung finden, die ihm wie selten einem anderen im vollsten Maße gebührt! C. S.

Die Parias unserer Sprache. Eine Sammlung von Volksausdrücken von Dr. Franz Söhns. Heilbronn 1888. Gebr. Henninger.

Unter Parias unserer Sprache versteht der Verfasser Volksausdrücke, die meist nicht in der Schrift- und Litteratursprache, selten nur in der Wörterbücher Aufnahme fanden, dabei aber selbst von Gebildeten in der Umgangssprache gelegentlich nicht verschmäht werden. In einzelnen Abhandlungen hatte der Verfasser Gruppen derselben in den Montagsblättern der Magdeburger Zeitung unterhaltend und lebendig zusammengefaßt. Der gefundene Beifall veranlaßte ihn zur Sammlung in dem vorliegenden Büchlein, das wir Lesern, die an frischer und belehrender Besprechung sprachlicher Erscheinungen Freude haben mögen, sehr empfehlen. Es sind allerlei wunderliche Worte, die vor uns vorüberziehen, Fremdlinge und Landsleute, meist in entstellter Form und mit verzerrten Zügen, viele sehr alten Ursprungs, manche auch neue Geburten. Die etymologischen Deutungen wird man meist zugeben können, da der Verfasser ordentliche sprachliche Studien gemacht hat; manchen freilich steht man stark zweifelnd gegenüber. Das Gebiet, worin die Parias unseres Buches leben, ist Nord- und Mitteldeutschland. Der Verfasser selbst bedauert, daß er nicht auch aus dem ihm fremden Süddeutschland die verwilderten Worte einfangen konnte. Q.

Berliner Neudrucke. Erste Serie. Bd. I. II. Friedrich Nicolai's kleyner feyner Almanach 1777 und 1778. Herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin 1888. 8. Gebrüder Paetel.

Zu den mancherlei Neudrucken älterer Litteraturwerke, die seit mehreren Jahren Mode geworden sind, treten mit den hier angezeigten zwei Bändchen auch Berliner. Dieselben sollen Werke veröffentlichen, die, in enger Beziehung zu Berlin stehend, selten geworden und bedeutsam oder seltsam gewesen sind. Sie sollen zunächst aus der Periode von 1740 bis 1815 genommen werden. — Eröffnet wird das Unternehmen mit dem Neudruck von Fr. Nicolai's kleynem feynem Almanach, der Sammlung volkstümlicher Lieder, mit der jener bekannte Führer der Berliner Aufklärung Herders und Bürgers Bemühungen um das deutsche Volkslied, in dem sie einen Jungbrunnen für die deutsche Poesie erkannt hatten, zu verspotten unternahm. Herr Georg Ellinger hat in Einleitungen und Anmerkungen über den sehr selten gewordenen Almanach, von dem zwei Jahrgänge erschienen, und über seinen Inhalt im einzelnen gehandelt, sowie die ihm erreichbaren Nachweise gegeben. Was das Äußere betrifft, so ist nach unserem Geschmack das Format zu groß. Die Wiener Neudrucke scheinen uns dasselbe richtiger gewählt zu haben. Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

1870/71.

Erzählung von einem preußischen Staatsmanne.

Kapitel XII.

Es war ein eigentümliches Leben und Treiben in dem allmählich vollständig eingeschlossenen Hexenkessel Paris. Nicht allein, daß der Hunger sich empfindlich fühlbar machte, und daß die deutschen Granaten den Aufenthalt täglich ungemütlicher gestalteten, es trat auch je länger desto mehr ein Hin- und Herschwanken zwischen Desperation und Überhebung und ein sich progressiv steigernder Gegensatz zwischen den verschiedenen Parteien und Elementen der Pariser Bevölkerung zu Tage. Trotz der hochtrabenden Phrasen, nur als Sieger oder garnicht zurückzukehren, zog man doch schließlich vor, das „Lebenbleiben für das Vaterland" süßer zu finden als das Sterben, und die Arbeiterbevölkerung dachte mehr daran, sich zur Herrin der Stadt Paris zu machen als ihr Leben wieder nutzlos und für fremde Interessen in die Schanze zu schlagen.

Die Sitzungen auf dem Stadthause waren deshalb auch in der Regel sehr stürmischer Natur. Man beschuldigte sich gegenseitig des Verrats, und es bedurfte keiner Prophetengabe, um im voraus zu konstatieren, daß die neueste napoleonische Aera ebenso abschließen würde, wie sie begonnen hatte. Die revolutionäre und sozialistische Propaganda war überall in voller Thätigkeit, und es war nur noch der Druck durch den gemeinsamen Feind, welcher einen offenen Ausbruch zurückhielt. Die Anhänger des Kaisers zogen es vor, sich im Verborgenen zu halten, und die Regentschaft war eine vergessene Sache. Man machte immer noch Ausfälle, aber ohne wesentliches nachhaltiges Resultat, der eiserne Ring war so stark und in sich geschlossen, daß man niemals über die erste Kette hinauskam, zumal die Nationalgarde es vorzog, die „Prussiens" durch ein Fernglas zu beobachten. Der letzte Ausfall fand bekanntlich am 19. Januar 1871, den Tag nach der Kaiser-Proklamation statt, und es wurde damals allgemein als ein Symptom mangelnder Information betrachtet, daß man nicht den 18. gewählt hatte, da an diesem Tage die Mehrzahl der Heerführer in Versailles versammelt war.

Schreiber dieses war an jenem Tage so weit vorgegangen, wie man einem Civilisten gestattete, und hatte dabei die Freude mit ein paar amerikanischen Ärzten zusammen zu treffen, welche nach dem Verbandplatze wollten. Diese wurden von einem dort Wache stehenden Jäger begrüßt, welcher dieselben englisch anredete und sie bat, wenn sie wieder nach Amerika zurückkämen, dort zu erzählen, daß sie hier jemanden auf Wache getroffen hätten, welcher direkt von Chicago gekommen wäre, um seine Militärpflicht zu erfüllen.

Wie in der ersten Revolution, so spielte auch in dieser dritten oder vierten das Geld, und zwar das orleanistische Geld, eine große Rolle. Man bezahlte die Hauptschreier gegen das Kaiserreich und man bezahlte auch die Faiseurs der Kommune, um dem ruhigen Bürger einen heilsamen Schrecken einzujagen und die rote Republik im Hintergrunde der blauen erscheinen zu lassen. Es war ja nicht von ohngefähr, daß der Herzog von Aumale später Vorsitzender des Kriegsgerichts wurde, welches den Marschall Bazaine, den letzten Getreuen des Kaiserreichs, seiner Würden entkleidete, ebenso wie es seine guten Gründe hatte, daß man auf seiten der Republik ein so bereitwilliges Entgegenkommen fand, dem Hause Orleans seine von Napoleon III. konfiszierten Güter zurückzugewähren.

Daneben setzte natürlich die haute finance alle Segel bei, um ihre Personen und Geldschränke gegen die Begehrlichkeit der Massen in Sicherheit zu bringen, und sie wählte dazu das bewährteste Mittel, sich einige der einflußreichsten Führer zu kaufen.

In dem Arbeitszimmer des Herrn Thiers finden wir fünf Personen, darunter den bekannten Agenten des Hauses Orleans, B., den Procuristen in partibus des Hauses Rothschild, L. S., und von unseren alten Bekannten die Herrn Jules Favre und Jules Simon. Herr Thiers war eben damit fertig geworden, den Herren eine sehr lehrreiche Beschreibung seiner Irrfahrt bei den verschiedenen europäischen Höfen zu liefern, und schloß mit der Nutzanwendung, daß Frankreich von keiner Seite etwas zu erwarten hätte, und daß selbst die militärische Würdigung Frankreichs unter den Nullpunkt gesunken sei. „Meine trübsten Vorahnungen" — sagte Herr Thiers, — „welche mich damals bestimmten, gegen den Krieg so energisch aufzutreten, reichen an die Wirklichkeit auch nicht entfernt heran, und seit den Tagen von Crecy und Azincourt hat Frankreich ähnliches nicht erlebt. Was will die Niederlage von Waterloo gegen Sedan besagen? Es sind hirnverbrannte Narren, die durch Fortsetzung des Krieges die Erschöpfung Frankreichs vollenden und die Härte der Friedens-Bedingungen steigern! Der Graf Bismarck ist nicht der Mann, sich durch Sentimentalität abhalten zu lassen, die Vorteile der Situation voll auszunutzen. Je eher wir der Sache ein Ende machen, desto besser für uns. Möglich, daß in Rußland mit der Zeit eine andere Strömung die Oberhand gewinnt, doch nicht während der Regierung des jetzigen Kaisers. Das vive la Pologne, das man diesem entgegengerufen, und der Schuß, den man auf ihn abgefeuert, hat sein Ohr für Frankreich verschlossen. Wir werden uns mit dem Gedanken befreunden müssen, Straßburg und Metz, Elsaß und einen Teil Lothringens wieder in die Hände Deutschlands übergehen zu sehen."

Jules Favre hatte diese Auseinandersetzung Thiers mit gesenktem Haupte angehört; plötzlich aber fuhr er in die Höhe und rief in leidenschaftlicher Erregung: „Niemals, niemals, niemals, so lange wir noch einen Mann und eine Granate besitzen!" „Man muß niemals niemals sagen," entgegnete ihm Thiers sehr kühl. „Wie lange meinen Sie, daß, von Straßburg garnicht zu sprechen, der Fall von Metz noch auf sich warten lassen wird? Ist es nicht dankbar anzuerkennen, daß Deutschland uns wenigstens von diesem plattierten Napoleon befreit hat? Wir werden zunächst die Republik haben, und zwar länger als früher, da Deutschland mit dem Gegensatze der Parteien rechnet und deshalb alle monarchischen Restaurations-Versuche durchkreuzen wird. Von Metz ist nicht so weit nach Paris wie von Berlin."

„Der beste Stahl am leichtesten sich biegen läßt," unterbrach Jules Ferry den Herrn Thiers, „und das einzige Metall, mit welchem wir heute mit einiger Aussicht auf Erfolg das deutsche Eisen bekämpfen können, ist das französische Gold. Ich zweifle nicht, daß man uns auch in dieser Beziehung wesentlich erleichtern wird, aber die Herren von der europäischen Presse und auch russische Staatsmänner pflegen es am schnellsten zu verstehen, wenn man ihnen, nach dem alten griechischen Sprichwort, einen Ochsen über das Dintenfaß laufen läßt."

Die Vertreter der Häuser Orleans und Rothschild nickten ihm verständnisvoll zu, und B. bemerkte: „Frankreich wird in der Kürze sein altes Königsgeschlecht wieder haben, und der nächste Erbe des Grafen von Chambord ist der Graf von Paris."

„Sie glauben doch nicht" — fragte Thiers — „daß die Frage der Legitimität für Deutschland eine Rolle spielen wird? Ja wenn der Graf Bismarck ein Dutzend-Diplomat wäre. Ihm ist der Graf Chambord nach seinem beliebten Ausdruck: „ganz Wurst", und die Orleans haßt er. Er wird sich in unsere inneren Angelegenheiten nicht weiter einmischen, als um Frankreich uneinig, schwach und nach außen bündnisunfähig zu erhalten, ich habe mit ihm verhandelt, er hat ein Auge, das sehr geniert, und eine gradezu verblüffende Offenherzigkeit. Für die französischen Prätendenten hat er nichts übrig und er hält in Frankreich nicht bloß einiges für faul. Im übrigen glaubt er, daß Graf Chambord es durchaus nicht sehr eilig damit hat, dem Grafen von Paris die Wege zu bereiten, und daß er in dem geeigneten Augenblick wohl einen guten Vorwand finden wird, die Übersiedelung nach Paris abzulehnen. Sie wissen, meine Herren, daß ich der Familie Orleans sehr eifrig gedient habe, doch scheinen mir heute deren Chancen, der Republik gegenüber, sehr fraglicher Natur zu sein."

Herr L. entgegnete mit feinem Lächeln: „Das Haus Abraham ist älter als das Haus Orleans, und die Motive, welche das Haus Rothschild in seinen Geldschränken aufbewahrt, sind kräftiger als alle Legitimitäts-Schwärmereien. Die Hauptsache ist zunächst, der Invasion Frankreichs ein Ende zu machen, und wieder Herr im eigenen Hause zu werden, und um mit Gold gegen Eisen streiten zu können, muß man vor allem dafür Sorge tragen, daß dasselbe nicht in andere Hände übergeht. Wir werden eine Explosion der roten Republik

schwerlich verhindern und kaum stark genug sein, einen Aufstand der Kommune niederzuschlagen, wenn uns unsere jetzigen Feinde nicht den Rücken decken."

Es bedurfte nur einer kurzen Diskussion, um die Anwesenden zu dem Beschlusse zu vereinigen, dem Herrn L. Gambetta, der von den Drangsalen der Belagerung von Paris allerdings nichts verspüre, nicht weiter zu sekundieren, als es unabweislich sei, um das Heft nicht aus der Hand zu verlieren, und inzwischen alles vorzubereiten, um wenigstens die gegenwärtige Gesellschafts-Ordnung zu retten und für den Aufbau eines neuen politischen Systems Zeit und Raum zu gewinnen.

Weitaus stürmischer gestalteten sich die Verhandlungen in dem Hauptquartier des Sozialismus. Dort wollte man von Friedens-Verhandlungen nichts wissen, da man noch immer gute Bezahlung und Verpflegung fand, alle Sorgen in Absynth ertränkte und daneben seitens der Führer auf Erschöpfung der etablierten Regierung spekulierte. Wie gewöhnlich in Paris waren die Weiber fanatischer als die Männer, und das durch Keuschheit und Mäßigkeit nur wenig genierte Amazonen-Korps der Kommune lieferte bereits eine nicht zu unterschätzende Hilfstruppe, um das reguläre Militär seiner Dienstpflicht abspenstig zu machen und durch Liqueur und Liebesrausch dem Petroleum den Weg zu bahnen. Die vorhandene sozialistische Organisation bedurfte kaum noch einer besonderen Nachhilfe, und auch die Führer des geplanten Aufstandes waren damit von selbst gegeben.

Es war Anfang des Monat November 1870, alsbald nachdem man die Nachricht von der Kapitulation von Metz in Paris erhalten hatte, als Rochefort einen größeren Kriegsrat bei sich abhielt. „Brüder" — sagte er — „wir haben soeben die Nachricht erhalten, daß die letzten Paladine dieses verruchten Badinguet ihren Verrat vollständig gemacht, daß Metz gefallen ist, und daß drei Marschälle, 6000 Offiziere und 173000 Mann mit allem Zubehör und mit über fünfzig französischen Adlern in die Hand und Kriegsgefangenschaft dieser gottverdammten Prussiens geraten sind. Das Frankreich aber, welches geschlagen ist, das sind nicht wir, das sind nicht unsere Freunde aus dem Volke, das sind nicht unsere Brüder mit der schwieligen Hand, welche unter den politischen und sozialen Tyrannen gleichmäßig seufzen, das sind die bis in das innerste Mark korrumpierten regierenden Klassen, das ist die verrottete Bourgeoisie, welche sich gesellschaftlich mit dem Schweiße und politisch mit dem Blute der arbeitenden Klassen gemästet hat und weiter mästet und nur mit Schaudern daran denkt, daß der Tag der Abrechnung gekommen sein möchte. Wir werden nicht wie die Herren Bourgeois ihrer Zeit ein paar Millionen Menschen umzubringen haben, um unsere Herrschaft zu etablieren. Die regierenden Klassen von heute sind feiger als die von damals, und ich freue mich schon darauf, diese gemästeten Epiciers und Bankhalter vor uns auf dem Bauche rutschen zu sehen. Keine Gnade, kein Erbarmen. Sie haben uns geschunden, schinden wir sie wieder." „Ich traue den Herren mit den vornehmen Namen nicht ganz" — sagte die bekannte bittere Luise — „wenn sie den Proletarier spielen, zumal der Herr v. Rochefort einen instinktiven Ab-

scheu vor dem Pulver zu haben scheint, und ich fordere denselben auf, mit einer angemessenen Deputation dem Herrn Baron v. Rothschild einen Besuch abzustatten um von demselben eine kleine Abschlagszahlung zu erbitten."

„Herr v. Rothschild ist ein Gönner junger, schöner Damen," entgegnete Herr v. Rochefort unter dem höhnischen Gelächter der Anwesenden, „und zu diesen kann man unsere Freundin leider nicht zählen, doch ist der Gedanke an sich so übel nicht. Ich habe auch schon daran gedacht, unserem Judenkönig die Zivilliste etwas zu beschneiden und ihm gegen angemessene Dotierung unserer Kriegskasse eine Sauve garde in Aussicht zu stellen."

Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und es wurde sogleich eine Deputation von Vertrauensmännern gewählt, welche — wie man es ausdrückte — ein Stückchen von dem goldenen Kalbe versilbern sollten. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, den Empfang dieser Deputation in dem Palais des Börsenfürsten etwas eingehender zu illustrieren.

Als man im Jahre 1848 dazu schritt, eine Vermögensstatistik aufzustellen — die aber nicht zum Abschluß gelangt ist — besaßen nach dem Journal „l'organisation du travail" die vierzehn reichsten Leute in Paris zusammen 362 Millionen; das Haus Rothschild allein aber wurde auf 600 Millionen, und Louis Philippe und dessen Familie auf 960 Millionen Franken geschätzt. Nichts desto weniger soll das Haus Rothschild damals — wie uns ein sehr namhafter Hamburger versicherte — achtundvierzig Stunden „gewackelt" haben, weil alles, worauf sein Name stand, auf dies Haus zurückströmte. Seitdem hat sich der Rothschild'sche Geschäftsbetrieb wesentlich geändert. Man hat sich, nachdem der Kaiser Napoleon seine Anleihen durch National-Subscription bewirkt und sich dadurch einigermaßen von dem großen Bankier losgemacht, auf industrielle Geschäfte, Eisenbahnen, Kohlengruben, und selbst auf Weingeschäfte geworfen. Selbstverständlich fühlte man sich auch hierin durch die damalige sozialistische Bewegung bedroht.

Chef des Pariser Hauses war der Baron Alphons, ein hagerer, schon etwas verlebter Mann, der, um wenigstens gegen eine Überraschung gesichert zu sein, sich in seinem Palais mit gewissen Vorsichtsmaßregeln umgeben hatte. Die fragliche Deputation wurde in seinem Salon, und zwar in sehr verbindlicher Weise empfangen. „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?" fragte er, indem er die Herren zum Sitzen einlud. „Sie wissen, daß ich mit Leib und Seele Franzose bin, und daß ich mit dem Rock des General-Konsuls alle preußischen Sympathien ausgezogen habe. Jeder dient seinem Vaterlande mit dem, was er hat und kann, und wenn Sie es mir gestatten wollen, werde ich Ihnen gern die Mittel zur Verfügung stellen, um die Agitation gegen die verhaßten Fremden im Gange zu erhalten und eine Wiederkehr des altersschwachen Bonapartismus zu verhindern."

„Wir haben niemals an Ihrem Patriotismus und an Ihrer Opferwilligkeit gezweifelt, Herr Baron," — entgegnete der spätere Kommune-General als Sprecher der Deputation — „und wir werden niemals gestatten, daß man das Huhn

schlachtet, welches die goldenen Eier legt. Wir sind Proletarier wie unsere Hinterleute und müssen deshalb unsere Kriegskasse mit den Beiträgen derer füllen, welche intelligent genug sind, um sich nicht über den Ernst der Situation zu täuschen, und die darum gern fünf Prozent beisteuern, um sich die verbleibenden fünfundneunzig einstweilen zu sichern. Sie stehen heute an einem Brunnen, der, ob à la hausse oder à la baisse, immer Wasser auf Ihre Mühle liefert!"

„Wir verstehen uns, meine Herren," unterbrach ihn der Baron Rothschild, und ich werde meiner Kasse sofort die Anweisung erteilen, ihnen täglich einen Betrag bis zu fünf mal hunderttausend Franks zur Verfügung zu stellen. Einstweilen haben Sie wohl die Freundlichkeit, ein kleines Dejeuner, allerdings à la Belagerungszustand, bei mir anzunehmen. Den Weg zu meinem Weinkeller haben die preußischen Granaten noch nicht gefunden, doch nähere ich mich sonst mit meinem Küchenzettel auch bereits dem Pferdestall und der Menagerie."

Nachdem man in dem kleinen Speisesalon Platz genommen und den ersten Angriff hinter sich hatte, bemerkte Rochefort: „Freuen Sie sich, Herr Baron, daß Gambetta nicht mit uns ist, der würde Ihnen Ihren Koch per Ballon entführen; ich habe in einem Roman von Walter Scott von dem maitre de cuisine du maréchal Strozzi gelesen, daß er während der Belagerung von Leith die Tafel seines Herrn täglich mit zwölferlei Gerichten versah, obschon er nichts Besseres aufzutragen hatte als dann und wann ein Viertel von einem gefallenen Pferde und das Gras und Unkraut, das auf den Wällen wuchs. Mit einem Distelkopf und einer oder zwei Nesseln machte er eine Suppe für zwanzig Gäste, ein Hinterviertel von einem jungen Hund gab ein rôti des plus excellents, und jedenfalls bin ich neugierig, ob Hund oder Pferd den Hauptbestandteil zu unserem heutigen Menu geliefert hat?" Diese Frage wurde mit einem allgemeinen Gelächter beantwortet. „Unser heutiges Brot gieb uns täglich" — fuhr Rochefort fort — „dann mag die Belagerung so lange dauern, wie man will."

Nachdem das Dejeuner sein Ende erreicht, bat der Baron die Herren in sein Privatbureau, um die Frage der Kriegssteuer zu erledigen. Dies Geschäft ging sehr schnell und kulant von statten, und man verabschiedete sich allerseits sehr befriedigt. „Die Halunken!" — sagte der Baron, als er wieder allein war, „der Spaß kommt mir ja etwas teuer, doch werde ich nun hoffentlich Ruhe haben vor dem Gesindel. Der größere Teil wird ja doch in den Taschen dieser Biedermänner verschwinden, und man wird mit dem Mitwisser des Geheimnisses sehr vorsichtig verfahren."

Als die Zukunftshelden der Kommune wieder auf der Straße waren, brach man in ein lautes Gelächter aus. „Nun, meine Herren, in unser Hauptquartier, um zunächst die Frage wegen des geheimen Fonds en petit comité zu erledigen. Zu einer Ministerkrisis wird dieselbe kaum Veranlassung geben."

Etwas anders stellte sich das Treiben in den unteren Kreisen der Bevölkerung dar. Wir führen unsere Leser in eine der großen Kneipen der Vorstadt St. Antoine, wo Nationalgardisten, angetrunkene Soldaten, größere Gamins und die zweite Garnitur der Damen der Halbwelt im wüsten Gelage verkehrten.

„Haltet das Maul," rief eine üppige, durch Wein und Sinnlichkeit gleichmäßig erhitzte Weibsperson, die sich bereits dem Herbste des Lebens näherte; „es würde mir jetzt keinen großen Entschluß kosten, einen preußischen Sergeanten zum Liebhaber zu nehmen. Ihr traut euch ja kaum zum Thore hinaus; Absynth könnt ihr vertragen und zwar viel, aber Pulver wenig, ja nicht einmal Petroleum. Wir haben gehungert, wir hungern und wir werden hungern, und die uniformierten Großmäuler von Paris haben nicht einmal so viel Kurage, für ihre Frauen und Kinder Brot zu fordern. Ja, wenn wir wieder einen Marat oder Robespierre hätten."

„Nun, mein kleiner Unschuldsengel," — sagte ein wohlgenährter Nationalgardist, „abgemagert sind Sie doch auch noch nicht. Ihr Geschäft scheint noch immer ganz gut zu gehen. Machen Sie es doch wie ihrer Zeit die kleine Bäckerin, kaufen Sie sich eine Trommel und schlagen sie selbst Generalmarsch." „Das soll ein Wort sein," — sagte das Weib — „aber ein Halunke, der dem Kalbfell nicht folgt. Sie haben übrigens meinen Vater recht gut gekannt; er war der erste, der mich verkaufte, und mein Mann der zweite, zwei Ehrenmänner von Ihrer Sorte. Es ist noch ein Glück, daß wir uns das Kinderkriegen abgewöhnt haben."

„Alles Schwindel," schrie ein angetrunkener Soldat in der Uniform der Zuaven, mit dem Marschallsstabe im Tornister, „ich habe schon lange danach gesucht und nichts gefunden. Diese feigen Verräter, sie verdienen nichts Besseres, als mit ihren eigenen Stäben gezüchtigt zu werden. Bei den Prussiens kann man sich nur blutige Köpfe holen, und ich gebe rotem alten Burgunder den Vorzug. Unsere Trochus sind auch nicht mehr wert wie die anderen. Leider sind die Paraden à la Mathilde aus der Mode gekommen. Trinken wir, wenn auch die Republik keinen so guten Weinkeller hat wie das Kaiserreich. Feige sind die Zuaven niemals gewesen, aber man weiß doch gern, wofür man sich totschlagen lassen soll."

Von wesentlich anderer Qualität war eine Gesellschaft älterer Männer und Frauen, welche eine — wie es schien — reservierte Ecke einnahmen. Hier führte ein herkulisch gebauter Mann mit finsteren Gesichtszügen und einer breiten Narbe über der Stirn das Wort, und alles hing mit Spannung an seinem Munde. „Es ist nicht das erste Mal, meine Brüder und Schwestern," sagte er, „daß wir uns auf dem Pflaster von Paris für das Erbteil der Enterbten schlagen, das erste Mal gegen Cavaignac, das zweite Mal gegen den Staatsstreichs-Kaiser. Beide Male haben wir zwar die Zeche bezahlt, doch das Tinkgeld haben andere erhalten. So darf es nicht wieder sein. Wir wollen dies Mal den pot de vin mit Blut bis an den Rand füllen und unseren Blutsaugern zu trinken geben. Haltet die Fackeln bereit, ihr Mütter des Volkes, wir wollen auch einmal eine Illumination auf unsere Art veranstalten. Fort mit der Bildsäule des Tyrannen auf dem Vendome-Platz; fort mit dem Hauptquartier des Despotismus und der Bourgeoisie-Herrschaft, den Tuilerien und dem Hotel de Ville, das souveräne Volk wird fortan im Freien tagen."

Die Gesichter der Männer und Frauen, welche den Redner zunächst umgaben, ließen darüber keinen Zweifel, daß es sich hier nicht um bloße Phrasen handle. Man hörte nicht das übliche Bravogeschei angetrunkener Patrioten, man sah nur den Handschlag, welchen der Redner mit seiner Umgebung austauschte, und vernahm nichts als die Worte: „Rache, Rache für unsere hingemordeten Brüder." „Ihr kennt die Führer" — fügte der Redner hinzu — „Ihr wißt das Feldgeschrei und das Signal, und keine Gnade für die, welche den Versuch machen sollten, ihr Wort zu brechen und abermals das Volk zu verraten."

In dem wüsten Lärm der Orgie hatte dieser Zwischenfall weniger Aufmerksamkeit gefunden, als er verdiente, und selbst ein aufmerksamer Beobachter würde kaum noch etwas Anderes wahrgenommen haben, als daß einzelne Personen gewisse geheime Zeichen mit einander austauschten: Dazwischen sang man das alte Revolutionslied à la lanterne, doch bemerkte ein Arbeiter in der Blouse: „Dies Lied paßt heut nicht mehr, die Bourgeois sind zu fett, der Strick würde reißen, man werfe sie lieber in die Seine. Fett schwimmt oben." Diesem Vorschlage folgte ein allgemeines Gelächter, das sich noch steigerte, als man Anstalten machte, einige Nationalgardisten auf ihren Fettgehalt näher zu untersuchen.

Inzwischen rasselte der Generalmarsch durch die Straßen, doch schien die Mehrzahl der Anwesenden das Verbleiben in gedeckten Räumen dem nicht ganz ungefährlichen Aufenthalt im Freien in der Nähe der „verdammten Prussiens" vorzuziehen.

Kapitel XIII.

Im Gegensatze zu dem wüsten Treiben in Paris war es eine wohlthuende Ruhe und Ordnung, welche in Versailles und in dem deutschen Hauptquartier herrschte. Allerdings wurde man auch hier durch die Stimme der Riesengeschütze auf den Forts, insbesondere auf dem Mont Valerien, in gemessenen Pausen daran erinnert, daß man im Kriegszustande lebe und daß nicht viel daran fehle, die französischen Granaten bis in die Stadt hineingetrieben zu sehen, doch lagerte über dem allen bereits die befriedigende Sicherheit des baldigen definitiven Sieges.

Das ewige Einerlei der Erbswurst und des Hammelbratens wurde mit gutem Rotwein hinuntergespült, und der Polizeidirektor Stieber hatte es, trotz seines geringen französischen Sprachschatzes, vortrefflich verstanden, für das leibliche Wohlbefinden seiner speziellen Pflegebefohlenen zu sorgen. Er wußte einen eigentümlichen Nachdruck auf die Worte zu legen „comprenez vous, prisonnier und à Lötzen. Letzterer Ort war der Inbegriff aller Schrecken für die hochgebildeten Franzosen, welche namentlich in der Geographie so unwissend sind, daß sie die Teltower Rüben aus Amerika zu beziehen glauben und alles Ernstes meinten, daß man in Lötzen noch ohne Beinkleider und nur mit einem Bärenfell bekleidet spazieren ginge.

Seine Majestät der König bewohnte die Präfektur in Versailles und war hier mit derselben Regelmäßigkeit zu sehen wie später an dem berühmten Eck-

fenster in Berlin. Jeder Versailles passierende Truppenteil wurde, es mochte Wetter sein, wie es wollte, von Seiner Majestät Allerhöchst persönlich begrüßt, und diese Begrüßung war stets ein wirkliches Freudenfest für die Truppen und ein imponierendes Schauspiel selbst für die verbissensten Deutschenhasser.

Das Hauptquartier des Reichskanzlers ist schon so oft und so ausführlich beschrieben, daß eine Wiederholung als überflüssig erscheint. Ebenso sind die Personen seines damaligen Generalstabes bekannt und auf dem von dem Hofphotographen Schnäbeli gefertigten Gruppenbilde fixiert. Es waren namentlich der Minister Delbrück — dieser allerdings nur zeitweise — G. R. Abeken, Graf Hatzfeld, Herr v. Keudell, Graf-Bismarck-Bohlen, als Haus- und Hofmarschall des Kanzlers, Bucher und Wagener, letzterer für den inneren Dienst, da zeitweilig ein großer Teil Frankreichs von Versailles aus regiert wurde. Den Unterstab bildete eine größere Anzahl von Beamten aus dem auswärtigen Amt. Die Arbeit begann regelmäßig bald nach 8 Uhr morgens und dauerte dann mit ganz kurzer Unterbrechung bis zum Diner, bei welchem die Beamten die täglichen Tischgenossen des Kanzlers waren. Das Diner brachte eine Pause von etwa anderthalb Stunden mit Einschluß des Kaffees und der Friedens-Zigarre, welche Pause sich nur selten dadurch verlängerte, daß nach Tisch etwas musiziert wurde. Die Arbeit wurde dann wieder aufgenommen und so lange fortgesetzt, bis der Diener meldete, daß der Kanzler sich zur Ruhe begeben oder bis dieser selbst erschien — was jedoch nur sehr ausnahmsweise geschah, um Feierabend zu gebieten. Es galt hier eben der Grundsatz des früheren Generalpostmeisters Nagler, alles, was am Tage einging, mußte auch noch an demselben Tage erledigt werden, denn — pflegte der alte Herr zu sagen — gemacht muß es ja doch werden, und es geht durch das Liegenlassen nicht schneller.

Die Ersten, welche die Lage Frankreichs einigermaßen klar und richtig beurteilten, waren die Würdenträger der katholischen Kirche, und die Zahl derer war nicht gering, welche in dem Vorzimmer des Kanzlers erschienen, um ihre „Vermittelung" anzubieten. Man hatte auf jener Seite das nicht ungerechtfertigte Gefühl, verdächtig zu sein, und man erschien zu dem doppelten Zwecke, den Verdacht von sich abzuwälzen und Fühlung mit der weiteren Entwickelung zu gewinnen. Der Empfang der Herren war stets sehr verbindlich, aber reserviert. Man war im deutschen Hauptquartier zu genau davon unterrichtet, in welchem Maße gewisse Elemente der römischen Kirche ihre Hand bei dem Ausbruche des Krieges mit im Spiele gehabt und welche Pläne man damit verfolgt hatte, und brachte deshalb allen Vorschlägen von jener Seite das volle Mißtrauen entgegen, welches sie verdienten. Es war zu jener Zeit ein feststehender Grundsatz des Grafen Bismarck, die Freunde seiner Feinde als seine Gegner zu behandeln, und er war in der letzten Zeit fast überall der römischen Kirche und deren hervorragenden Mitgliedern als seinen offenen oder geheimen Feinden begegnet.

Obschon es ein offenkundiges Geheimnis war, daß die Kaiserin Eugenie, welche den Krieg gegen Deutschland als „ihren" Krieg bezeichnet hatte, hauptsächlich durch römische Einflüsse bestimmt war und demnächst auch auf den Kaiser

Napeleon im ähnlichen Sinne eingewirkt hatte, so daß der Krieg in seinen Anfängen allgemein als die politische Fortsetzung des Vatikanischen Konzils und als die Bekämpfung der europäischen Machtstellung des deutschen Protestantismus betrachtet wurde, so waren die französischen Würdenträger doch dreist genug, sich als Friedensboten einzuführen und den Versuch zu machen, die Abtretung von Elsaß und Lothringen mit Metz und Straßburg zu hintertreiben.

„Ew. Eminenz“ — sagte der Kanzler zu einem öfter genannten Erzbischof — „ich kann nur lebhaft bedauern, daß Ihre Zeitrechnung sich so erheblich verspätet hat. Wie viel Blutvergießen würde Europa erspart sein, wenn Sie Ihre einflußreiche Stimme schon früher erhoben hätten. Heute schmeckt die Friedensliebe etwas nach moutard après le diner, und wir werden gezwungen sein, unsere Friedenspredigt selbst zu Ende zu halten und derselben durch andere als homiletische Gründe den Eingang zu verschaffen.“

„Frankreich“ — antwortete der Kardinal — „ist bereits auf das tiefste gedemütigt; sein Kaiser gefangen, seine Kaiserin mit ihrem Sohne auf der Flucht, seine Festungen in der Mehrzahl in Feindes Hand, seine Hauptstadt mit einer Wagenburg umgeben und schon am Hungertuche nagend; man wird die Lehren, welche der jüngste Krieg an die Hand gegeben, schwerlich leicht und schnell vergessen. Niemals aber wird man es verwinden, wenn uns so wertvolle Glieder amputiert werden.“

„Man wird diese „tiefe Demütigung“ — unterbrach ihn schnell der Kanzler — „niemals vergessen, und unsere Aufgabe kann es nicht sein, dem französischen Affen Zucker zu geben. Die Wege, welche wir zu wandeln haben, sind uns mit untrüglicher Sicherheit vorgezeichnet und lassen sich kurz dahin skizzieren, die bisherige Ausfallspforte Frankreichs in die Hand Deutschlands zu bringen und die Herren in Frankreich zu veranlassen, künftig ihre Kriegserklärungen etwas sorgfältiger zu überlegen. Deutschland ist heute eine Macht, welche nur Gott und sonst niemanden fürchtet und Wert darauf legt, den Schlüssel zu ihrem Hause nicht in einer fremden Tasche zu belassen. Von Ihrem verstorbenen Kollegen Richelieu haben wir gelernt, daß in dieser mangelhaften Welt die Furcht ein stärkeres Motiv ist als die Liebe.“

„So soll denn“ — fragte der Kardinal — „der breite Blutstrom, welcher Deutschland und Frankreich heute von einander trennt, weiter die Grenzscheide bilden und die Möglichkeit ausgeschlossen sein, zwei Nationen, die wie kaum andere auf gegenseitige Freundschaft angewiesen sind, dauernd mit einander zu versöhnen?“ „Wir haben den Krieg nicht begonnen“ — war die Entgegnung des Kanzlers — „Frankreich hat ihn sozusagen vom Zaune gebrochen, und wir haben nicht Lust, in der Kürze wiederum va banque zu spielen und Metz mit Straßburg noch einmal zu erobern. Im übrigen wird Deutschland nicht bloß von Protestanten bewohnt, und die katholischen Soldaten Deutschlands sind treuere und gläubigere Söhne der katholischen Kirche als die Turcos und Zuaven, welche das allerchristlichste Frankreich gegen uns in den Kampf geführt. Gewiß wird es Ew. Eminenz nicht unbekannt geblieben sein, was der bekannte Geschichts-

schreiber Thomas Carlyle in der sonst sehr franzosenfreundlichen „Times“ über Frankreich und Deutschland ausgesprochen hat. Derselbe sagt dort am Schlusse einer historischen Darstellung der französisch-deutschen Beziehungen seit vierhundert Jahren wörtlich: „Daß das edle, geduldige, fromme und solide Deutschland endlich geeinigt, zu einer Nation verschmolzen und Königin des Kontinents werden sollte an stelle des windigen, ruhmsüchtigen, gestikulierenden, streitsüchtigen, ruhelosen und allzu empfindlichen Frankreich, scheint mir die hoffnungsvollste politische Thatsache zu sein, die zu meiner Zeit stattgefunden hat.“ Vielleicht ist es auch für die Kirche beherzigenswert, wenn derselbe Carlyle in seiner drastischen Ausdrucksweise die Frage aufwirft: „Was bedeuten diese Lehrsätze, die im Namen Gottes an den Sonntagen verkündigt und im Namen des Teufels in der übrigen Zeit in ihr direktes Gegenteil verwandelt werden? Sind sie mehr als eine konventionelle Lüge dazu bestimmt, um die Menschen in eine angenehme Sicherheit einzuwiegen?“

„Das ist eine harte Sprache“ — entgegnete der katholische Kirchenfürst — „und trifft Ew. Exzellenz Glaubensgenossen nicht minder als die Katholiken. Die Kirche mit ihrer Verfassung und Herrschaftsberechtigung ist für uns ein Glaubensartikel, und wenn irgendwo, so gilt hier das non possumus.“

„Es würde für uns“ — sagte der Kanzler — „keineswegs unmöglich, ja nicht einmal schwierig sein, uns mit einem Papste zu verständigen, der Politik und Religion auseinander zu halten verstände, doch leider muß ich aus Ihren Worten entnehmen, daß Sie auch Metz und Straßburg als kleine Glaubensartikel behandeln. Rom pflegte sonst weitsichtig zu sein und mit benannten Zahlen zu rechnen, und ich darf Ihnen versichern, daß das einige Deutschland eine Thatsache ist, welche in dem europäischen Rechenexempel zu löschen Ihnen schwerlich gelingen wird. Wollen die katholischen Kirchenfürsten als Friedensfürsten auftreten, dann müssen sie vor allem den ökumenischen Charakter ihrer Kirche festhalten. Wir werden nicht unerkenntlich sein, wenn die Kirche ihren Einfluß in einer Richtung geltend macht, wo er auch uns zu gute kommt. Die Verquickung von Religion und Politik ist heute um so weniger an der Zeit, als der Bannstrahl nur noch eine Reminiszenz ist, und die europäischen Heere der Gegenwart zu groß sind, als daß die päpstliche Nobelgarde diesen gegenüber noch eine Rolle spielen könnte; ich habe an dem französischen Klerus stets rühmend anerkannt, daß er über seiner kirchlichen Stellung seinen Patriotismus nicht vergißt. Achten und wecken Sie dies Gefühl auch in dem deutschen Klerus und erheben Sie an uns nicht den Anspruch, daß der deutsche Bischof für Deutschland ein Bischof in partibus und um so geachteter sein soll, je entschiedener er sein Vaterland verleugnet.“

„Ich glaube jetzt Ew. Exzellenz zu verstehen“ — war die Antwort des französischen Prälaten — „Sie wollen mir zu verstehen geben, daß ich in dem Maße weniger geeignet bin, Ihnen als Friedensbote der Kirche gegenüberzutreten, als ich dabei den französischen Patrioten hervorkehre, daß Metz und Straßburg

deutsche Städte sind, und daß Sie von den dortigen Bischöfen erwarten, daß sie der Obrigkeit dienen werden, welche Gewalt über sie hat."

Der Kanzler lächelte auf seine feine Weise. „So ohngefähr" — sagte er — „ich meine, daß nicht nur der französische, daß auch der deutsche Patriotismus für einen katholischen Kirchenfürsten eine Tugend ist und daß der heilige Vater, wenn er anders alle seine Kinder mit gleicher Liebe umfaßt, die Katholiken auch in Deutschland gegen die Zumutung schützen sollte, ich will nicht einmal sagen der Kirche gegen ihr Vaterland, sondern Frankreich gegen Deutschland zu dienen. Was erwartet die Kirche eigentlich von der Republik Frankreich? Die Männer, welche die Revolution an die Spitze gebracht hat, sind geborene Kirchenfeinde, und das Frankreich Voltaires hat stets das Kriegsgeschrei: „écrasez l'infame." Das einige Deutschland als Königin des Kontinents wird stets ein religiöses und kirchliches Land bleiben, und Herr von Radowitz hat seiner Zeit nicht unrichtig gesehen, wenn er die römische Kirche auf den märkischen Sand verwies."

Der Kardinal senkte nachdenkend das Haupt. „Die Weisheit des heiligen Vaters wird unzweifelhaft den rechten Weg zu finden wissen, und wir" — fügte der Kanzler hinzu — „werden ihn darin zu unterstützen bemüht sein. Jedenfalls möchte ich Ew. Eminenz bitten, nach keiner Seite hin der Illusion Vorschub zu leisten, als würden wir Frankreich verlassen, ohne die Schlüssel von Straßburg und Metz mitzunehmen, oder als hätten wir die Absicht, uns in dessen innere Angelegenheiten einzumischen. Was Frankreich aus sich selbst machen will, das geht uns nichts an, und wir werden den Fehler der Koalitionskriege nicht zum zweiten Male begehen."

Der Abschied der beiden Herren von einander war herzlicher als die Begrüßung. Offenbar hatte die eiserne Ruhe und die ihrer Sache gewisse Haltung des deutschen Kanzlers dem französischen Kirchenfürsten auf das entschiedenste imponiert, ebenso wie das würdige Auftreten des Kardinals sich in einem wohlthuenden Gegensatz gegen die Tragikomik des Herrn Jules Favre bewegte. Der französische Bischof hatte den Ernst der Situation voll erfaßt und wurde überdies durch einen gewissen kirchlichen Instinkt davon abgehalten, das Schicksal der Kirche mit dem des niedergeworfenen Frankreich zu identifizieren. Bei dem Tischgespräch dieses Tages kam man natürlich auf den Besuch des Kirchenfürsten zurück, und der Graf Bismarck sagte: „Ich hoffe es auch noch zum Vertrauensmann der katholischen Kirche zu bringen. Nichts kann thörichter sein, als mich für einen Feind des römischen Stuhles zu halten. Für mich ist der Papst an erster Stelle eine politische Figur, und ich habe einen angeborenen Respekt vor allen realen Mächten und Gewalten. Ein Mann, der über die Gewissen von zweihundert Millionen Menschen verfügt, ist für mich ein großer Monarch, und ich würde nicht das mindeste Bedenken tragen, geeignetenfalls in politischen Dingen auch die Vermittelung und selbst auch den Schiedsspruch des Papstes zu provozieren. Das noli me tangere ist für mich nur die europäische Machtstellung des geeinigten Deutschland, welche verständigerweise als der wertvollste Edelstein in der päpstlichen Schatzkammer betrachtet werden sollte."

Natürlich kamen dabei auch die inneren Zustände Frankreichs zur Sprache, und der Kanzler wiederholte, wohl nicht ohne Hinblick auf gewisse Persönlichkeiten, welche heute seine Gäste waren, daß man vielfach von einer legitimistischen Restaurationspolitik zu träumen scheine, daß aber die deutsche Politik ganz andere Wege wandele und die Republik in keiner Weise genieren werde. „Bonapartisten, Bourbons, Orleans: sie werden uns zunächst alle ziemlich gleichmäßig hassen, und es fragt sich für uns nur, welche Regierung die geringste Gefahr für uns in sich birgt. Die Bourbons haben Deutschland am meisten geschädigt, und es hat für uns keinen Sinn, die Nachkommen dessen, welcher uns Elsaß und Lothringen im Frieden geraubt, wieder in die Tuilerien einzuführen. Ist auch der Krieg durch eine Frau in Szene gesetzt, der Friede wird jedenfalls von Männern geschlossen werden."

So kopflos und leichtsinnig die kaiserliche Regierung Frankreichs in den Krieg hineingetrieben war, so gedankenlos wirtschaftete man auch weiter. Man wollte die vermeintlichen Chancen der Dynastie nicht daran geben und übersah dabei ganz, daß mit der Niederlage der letzten kaiserlichen Armee in Metz auch die letzte Möglichkeit schwand, überhaupt noch als ein realer Faktor für den etwaigen Friedensschluß behandelt zu werden.

Selbstverständlich fehlte es in Versailles nicht an berufenen und unberufenen Unterhändlern und Vermittlern, ja man wollte später sogar wissen, daß die Kaiserin Eugenie selbst ein paar Tage dort inkognito zugebracht habe. Man konnte anfangs ja auch annehmen, daß ein Friedensschluß mit der völkerrechtlich etablierten und anerkannten Gewalt am schnellsten zum Ziele führen würde, doch kam man bald von dieser Meinung zurück, da man sich leider überzeugen mußte, daß es den Resten des kaiserlichen Regiments an jedem Verständnis der Situation gebreche. Man wollte die eigene Popularität nicht daran geben, obschon man keine mehr zu verlieren hatte, und man hielt die Stellung in Paris für unhaltbar, sobald man sich dazu herbeilassen würde, Elsaß und Lothringen abzutreten, übersah aber dabei ganz, daß man überhaupt nur noch durch die frei werdende Armee von Metz nach Paris zurückgeführt werden konnte.

In Versailles war man damals eigentlich schon bei der Eventualität angelangt, in Thiers den Mann zu erblicken, dem es gelingen werde, der bisherigen anarchischen Republik eine Form zu geben, die wenigstens so lange vorhalten würde, um mit derselben zu einem mit den möglichen völkerrechtlichen Garantieen verbundenen Friedensschlusse gelangen zu können — doch war dieser angesichts des durch Gambetta angefachten, patriotischen Schwindels einstweilen noch machtlos, und deshalb mußte das große Drama ganz zu Ende gespielt werden. Im übrigen war man über die Zustände und die Chancen der letzten krampfhaften Anstrengungen Frankreichs im deutschen Hauptquartier besser unterrichtet als in Paris und in den Regierungskreisen Gambettas; ja, wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß der Graf Bismarck schon damals genau wußte, bis zu welcher Stelle er seinen Besuch in Paris ausdehnen dürfe, um einem Zusammenstoß mit der in der Bildung begriffenen Kommune auszuweichen.

„Ich suche in Frankreich nach einem festen Punkt und nach einem Mann" — sagte der Kanzler, — „doch bis dahin leider vergeblich. Was ich vor Augen sehe, ist Bürger-Kaisertum und Bourgeois-Republik in Liquidation, bei welcher Gelegenheit voraussichtlich die beiden Massen definitiv ausgeschüttet werden. Es ist mir zweifelhaft, ob ohne unsere Beihilfe die Bourgeois-Republik noch einmal stark genug sein wird, die Kommune niederzuschlagen. Die arme Kaiserin, sie scheint noch immer ein Wunder zu erwarten, um ihren Sohn auf den Thron zurückzuführen. Sonst nichts als alte Ladenhüter, die im Aufstrich verkauft werden. Wer will heute sagen, wo der neue Cäsar steckt? Unter denen, welche zur Zeit das große Wort führen, ist er gewiß nicht."

Es geschah stets mit einer gewissen Anerkennung, wenn der Graf Bismarck von dem Kaiser Napoleon sprach, wenngleich er ihn nicht als einen selbständigen politischen Charakter, sondern nur als den Testaments-Vollstrecker seines Oheims gelten lassen wollte. Mit der Beseitigung der letzten Reste des alten legitimistischen Europa, welche man auf dem Wiener Kongreß noch mühsam wieder unter ein Notdach gebracht hatte, war seine spezifische Rolle ausgespielt, und seine rhapsodischen Versuche auf dem sozialen Gebiete sind schließlich doch nur dem französischen Bauernstande zu gute gekommen, so daß man ihn in den ländlichen Kreisen noch heute als einen Wohlthäter ehrt. Sein Verhältnis zu der Armee konnte immer nur das eines Dilettanten sein, und wenn er auch anfangs in der Krim und in Italien den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln wußte, so hatte er doch die Zeichen der Zeit insofern mißverstanden, als er das Streben des deutschen Geistes nach politischer Einheit nicht richtig zu deuten wußte und sich verleiten ließ, gegenüber dem deutschen Plebiszit im Jahre 1866 Beust'schen Phantasmagorien und kleinen bundestäglichen Intrignen Aufmerksamkeit zu schenken und Bedeutung beizulegen.

Eine notwendige Konsequenz dieses Irrtums war es auch, daß er die Bedeutung seiner Kriegsgefangenschaft nicht genügend würdigte und sich in der Illusion bewegte, Kaiser bleiben oder wieder werden zu können, obschon er das Schwert des Imperators abgegeben hatte. Er hatte gemeint, sich dadurch der Verantwortlichkeit zu entledigen.

Kapitel XIV.

Es wird nicht ohne Interesse sein, zu hören, wie der gefangene Kaiser selbst seine Lage und Aussichten betrachtete. Wir finden denselben in dem ihm zur Verfügung gestellten Schlosse auf Wilhelmshöhe, wie er in einem großen Salon mit müden Schritten auf und ab wandelt. „Der Aufenthalt ist hier gesunder als auf St. Helena", sagte er zu seinen Vertrauten, „doch den Geier fühle ich auch hier, und ich glaube nicht, daß meine Leber wieder nachwächst. Als Gefangener habe ich meine Laufbahn begonnen, als Gefangener werde ich sie, wie es scheint, auch beschließen, und alles, was dazwischen liegt, erscheint mir heute wie ein wüster Traum. War das Schicksal meines Oheims Napoleon wenigstens eine große Tragödie, so muß ich mich heute als den Nachfolger Jeromes betrachten,

und doch bin ich zum Sterben traurig. Weib und Kind in der Verbannung, und wenn sie auch nicht betteln gehen, so hat doch die Jungfrau Maria nicht gehalten, was man in ihrem Namen versprochen hat." Der Kaiser sprach die letzteren Worte in besonders bitterem Tone und fuhr dann fort. „Man läßt mich hier den tiefen Fall nicht empfinden; man brüskiert mich nicht, wie ich es versucht, aber gerade diese höfliche Ruhe macht mich geneigt, mein Schicksal als ein unabänderliches zu betrachten. Ich gedachte den Thron Napoleons neu zu vergolden und meinem Sohne einen sicheren Sitz auf demselben zu bereiten, und habe für ihn nichts gewonnen als ein Asyl in einem fremden Lande und die Vernichtung der Armee, welche meine Stärke war. Deutschland hat jetzt den Mann gefunden, nach welchem es lange gesucht, und es ist das hohe Verdienst des Königs Wilhelm, diesen Mann von Anbeginn richtig gewürdigt und mit unerschütterlicher Treue an demselben festgehalten zu haben. Man hat den rocher de bronce wiedergefunden, und es wird Deutschland sein, welches der Entwickelung Europas für die nächsten Jahrzehnte die Bahnen vorzeichnet. Der König Wilhelm hat mich mit der ausgesuchtesten Höflichkeit behandelt, und der Graf Bismarck schien mich in die Zeiten zurückversetzen zu wollen, wo wir in den Tuilerien mit einander verhandelten."

„Man legt unserem Verkehr mit Frankreich", sagte der General Fleury, „keinerlei Hindernisse in den Weg. Doch sind die Nachrichten, welche uns von dort zugehen, freilich sehr deprimierender Natur und eröffnen keine andere Perspektive, als daß die letzten Reste der großen Armee mehr oder weniger schnell niedergeworfen werden, und daß auch Paris nicht mehr lange der eisernen Umarmung widerstehen wird. Noch hat der republikanische Gedanke die Oberhand, doch sind die Anhänger Ew. Majestät zahlreich und rührig und glauben, daß die nächste Zukunft ihnen gehört."

„Dasselbe glauben die Legitimisten," entgegnete der Kaiser -- „doch wird der Graf Chambord, soweit ich denselben kenne, ihnen schwerlich den Gefallen thun, sich wegen einer kurzen Restauration der Lilien, die schließlich nur den verhaßten Orleans zugute kommen würde, in Unruhe und Unkosten zu setzen. Das Prinzip ist die Stärke, aber auch die Schwäche seiner Partei, und er wird es kaum über sich gewinnen, die Oriflamme mit der dreifarbigen Fahne zu vertauschen und anzuerkennen, daß man die Revolution und das Kaiserreich doch kaum ganz ignorieren kann. Er erinnert in etwas an den früheren Bewohner dieses Schlosses, den vorletzten Kurfürsten, der die Zeit, wo er vom Regimente verdrängt war, ganz einfach aus der Geschichte strich. Soll man übrigens nicht Fatalist sein, wenn man sieht, welch eine merkwürdige Rolle die Zahl 18 in der neueren Geschichte Frankreichs spielt? Alle achtzehn Jahre hat Frankreich seinen mit Schüttelfrost verbundenen politischen Fieberanfall. Wie Louis Philippe im Jahre 1830 den Thron bestieg und im Jahre 1848 vertrieben wurde, so habe auch ich selbst das Kaisertum im Jahre 1852 restauriert, und im Jahre 1870 meinen Degen dem König Wilhelm überreicht."

„Danach" fügte er nachdenklich hinzu — „würde das Jahr 1888 ein neues Schicksals-Jahr sein, und ich kann mich nicht von den Gedanken befreien, wie die Geschicke Frankreichs sich erfüllen werden. Wird man wieder durch Revolution und Bürgerkrieg hindurch müssen? Man glaubt und versichert allgemein, daß die sozialen Fragen die nächste Zukunft beherrschen werden, doch ist dies leider bei den meisten immer noch ein mehr akademisches als praktisches Anerkenntnis."

In diesem Augenblick wurde dem Kaiser ein Schreiben überreicht, welches er mit lebhafter Überraschung empfing und durchflog. Eine Botschaft des Marschalls Bazaine; „lassen Sie den Boten sogleich eintreten." Auf einen Wink entfernten sich die beiden Personen, mit denen er sich bis dahin unterhalten. „Sie kommen aus Metz, mein lieber General," sagte der Kaiser, indem er den Eintretenden mit der Hand begrüßte, „wie ist es Ihnen gelungen, die deutschen Linien zu passieren?" „Mittelst eines von dem Höchstkommandierenden, dem Prinzen Friedrich Karl, ausgestellten Erlaubnisscheines," erwiderte der General, „um Ew. Majestät über die Lage der Armee in Metz Bericht zu erstatten und Allerhöchst dero Befehle zu erbitten. Unsere Vorräte gehen zu Ende; alle Versuche, die eiserne Wagenburg zu durchbrechen, sind vergeblich gewesen und werden in dem Maße hoffnungsloser, als die Entmutigung der Armee im Wachsen begriffen ist, und selbst die Munition zu mangeln beginnt. Der Marschall Bazaine, der die in Metz eingeschlossene Armee als die letzte kaiserliche betrachtet und bereit ist, Ihren Befehlen, wie dieselben auch lauten mögen, zu gehorchen, hält eine Armee von 170 000 Mann Kerntruppen noch immer für einen Faktor, um der kaiserlichen Regierung einen nicht zu unterschätzenden Anhalt zu gewähren und selbst den Zuständen in Paris eine andere Wendung zu geben." „Auf welche Bedingungen soll ich Frieden schließen?" — antwortete der Kaiser — „soll ich meinerseits in die Abtretung von Elsaß und Lothringen willigen? Das würde man mir und meiner Familie niemals verzeihen. Um einen anderen Preis aber ist der Frieden für mich nicht zu haben. Außerdem würde die Rückkehr der Bazaine'schen Armee nach Paris das Signal zum Bürgerkriege sein, und ich scheue mich, diesen Bürgerkrieg zu entfesseln, so lange die deutschen Heere noch in Frankreich stehen."

„Ew. Majestät haben den Bürgerkrieg nicht gescheut, als es galt den Kaiserthron aufzurichten," war die Entgegnung des Bazaine'schen Vertrauensmannes, „und es ist einer der bewährtesten Grundsätze der Staatskunst, daß eine Herrschaft nur durch dieselben Mittel erhalten wird, durch welche sie begründet wurde. Um von den Chancen Ihrer Dynastie sprechen zu können, muß man sich vor allen Dingen wieder im Besitze der Gewalt befinden, und auch heute gilt der Grundsatz Ihres großen Oheims, daß ein lebendiger Postknecht mehr wert ist als ein toter Kaiser. Treten Ew. Majestät jetzt zurück oder lassen Sie den Frieden über Ihren Kopf hinweg schließen, dann dürfte die Republik über Ihre Familie überhaupt zur Tagesordnung übergehen."

„Sehen Sie mich an, mein lieber General" — sagte der Kaiser, — „ob ich nicht schon mehr ein toter als ein lebendiger Mann bin. Man hat mich in diesen Krieg hineingelockt und hineingetrieben, und der Verlauf hat meine letzte

Kraft aufgezehrt. Der letzte Dienst, welchen ich Frankreich noch zu leisten vermag, ist, daß ich sein Schicksal von meiner Person trenne und niemanden verleite, sein alles auf mein einzig Haupt zu setzen. Hat man meinen Oheim ein Meteor genannt, so wird man mich vielleicht nur als Sternschnuppe passieren lassen. Genug des Blutvergießens, ich weiß die Treue und Hingebung des Marschalls voll zu würdigen, aber gerade um deswillen möchte ich ihn und seine tapfere Armee für Frankreich und meinen Sohn erhalten wissen. Die dunkle Macht, die über uns waltet, und die ich heute nicht mehr Fatum, sondern Vorsehung nenne, wird ihre eigenen Wege wandeln, unbeirrt durch die Wünsche meiner Freunde."

„Ich verstehe Ew. Majestät" — sagte der General, indem er dem Kaiser bewegt die Hand küßte. „Wir werden noch thun, was die Ehre der Fahne Frankreichs gebietet, aber wie es in einem alten Liede heißt: „Wer in dem Krieg will Unglück han, der fange mit den Deutschen an." Unser Schicksal ist besiegelt, wenn wir auch vielleicht die letzten sein werden, welche die Waffen niederlegen."

Inzwischen war die Stunde des Dejeuners herangekommen, und der Kaiser lud den Bazaine'schen Boten ein, sein Gast zu sein. Wie bemerkt, wurde der gefangene Kaiser in Wilhelmshöhe mit allen seinem Range gebührenden Rücksichten und Ehren behandelt, und es war daher auch sein Hofhalt in jeder Beziehung tadellos. Nach Austausch der ersten Begrüßungen gab der Gast zunächst noch eine genauere Beschreibung der Situation in Metz und des Verlaufs der verschiedenen Durchbruchsversuche, wobei er nicht verschwieg, daß die deutsche Tapferkeit bis jetzt jeden Ausfall vereitelt, und daß man auch kaum noch eine andere Aussicht habe, als das Schicksal der Armee von Sedan zu teilen.

„Illusionen, nichts als Illusionen," — sagte der Kaiser — „und ich beklage nur das Schicksal derjenigen, welche die Herren Gambetta & Comp. noch auf die Schlachtbank liefern. Der Aderlaß ist bereits selbst für Frankreich stark genug, und der Schröpfkopf, welchen wir in Mainz für Deutschland etablieren wollten, ist uns selbst auf den Nacken gesetzt. Man sagt mir, daß gerade in den Reihen unserer Freunde die Meinung täglich mehr Boden gewinne, daß Frankreich dem Schicksale Polens entgegengehe, wenn es ihm nicht gelinge, Deutschland die Dinge nachzumachen, Dinge, welche gerade für den französischen Nationalcharakter wenn nicht unmöglich, doch äußerst schwierig durchzuführen sind, nämlich die allgemeine Schulpflicht, die allgemeine Militärpflicht und das deutsche Offizierkorps. Wir führen zwar das Wort Gleichheit stets im Munde, doch machen wir nur selten Ernst damit. Einjährig-Freiwillige, diese Pflanzschule der deutschen Armee, wollen wir nicht, weil dies das Prinzip der Gleichheit verletzt, aber das Einster-System will man nicht daran geben, und doch heißt dies nichts Anderes, als daß in Frankreich zwar das Geld, aber nicht die Bildung einen Unterschied machen dürfe. Sie wissen, meine Herren, wie ich über die französische Armee und über das französische Offizier-Korps denke, doch hat der Oberst Stoffel leider recht behalten, wenn er dem deutschen Offizier-Korps den

ersten Platz in Europa anwies. Hat auch der französische Offizier, was die persönliche Bravour anlangt, den Vergleich mit niemandem zu scheuen, so läßt doch die Verwaltung und die Disziplin der Armee sowie die Fürsorge der Offiziere für ihre Leute vieles zu wünschen übrig. Die Absynthvergiftung ist ebenso stark in der Armee wie im Volke. Wird man aus unserer Niederlage lernen oder wird man „Verräter" als Sündenböcke für die eigenen Fehler schlachten? Es ist leichter, über den Cäsar schreiben, als den Cäsar spielen; doch die Republik, welche Frankreich an meine Stelle setzt, wird seine Strafe sein."

„Wenn Ew. Majestät mir die Bemerkung gestatten" — sagte General Fleury, — „so wird die Republik in Frankreich die Herrschaft des Geldes und der Geldmänner vollenden und damit natürlich auch den Gegensatz von reich und arm auf die Spitze treiben. Anstatt einer Republik der Bauern und Soldaten, wie sie in Frankreich vielleicht möglich wäre, wird man zwischen einer Plutokratie der haute finance und der Börse und einer Blutherrschaft der Kommune hin und herschwanken, und es werden, wie stets so auch heute, die Orleans dabei im Trüben zu fischen versuchen. Wo ist ein Mann, Sire, wenn Sie vom Schauplatz abtreten?" „Leben wir nicht in dem Zeitalter der Frauenemanzipation?" — entgegnete der Kaiser mit trübem Lächeln, „und was erwarten Sie davon, wenn ich jetzt mit einem neuen Appell an das Volk und das allgemeine Stimmrecht debutieren wollte? Mein Kaiserdrama ist ausgespielt, doch befinde ich mich leider nicht in der glücklichen Lage von Augustus, zum Klatschen auffordern zu können." Nach Aufhebung der Tafel hatte der Kaiser noch eine kurze Unterredung mit dem Boten Bazaines in seinem Privatkabinet.

„Wenn Ew. Majestät es ablehnen" — sagte der General — „mit Deutschland auf dessen unzweifelhaft unabänderliche Bedingungen hin selbst Frieden zu schließen, so haben wir nichts zu erwarten als Kriegsgefangenschaft der ganzen Armee. Der Prinz Friedrich Karl brennt darauf, dem Gambetta'schen Spuk so bald als möglich ein Ende zu machen, und wird schwerlich auch nur einen Mann freilassen, um die Loire-Armee zu verstärken. Anders würde die Sache vielleicht verlaufen sein, wenn es sich darum gehandelt hätte, mit der Armee Bazaines die Autorität der Regierung in Paris wieder herzustellen."

Der Kaiser schwieg eine Zeit lang; dann entgegnete er mit bewegter Stimme: „Man sagt zwar, nur die Toten kommen nicht wieder, dasselbe gilt aber auch von den Sterbenden. Empfangen Sie nochmals meinen kaiserlichen Dank für die ruhmvolle, treue Armee von Metz und deren Führer, umarmen Sie mich in deren Namen — es ist ein Abschied für das Leben;" damit schloß er den General gerührt in seine Arme und entfernte sich schnell, um seine tiefe Bewegung vor jedermann zu verbergen. Im Vorzimmer wurde der Vertraute Bazaines von der nächsten Umgebung des Kaisers in Beschlag genommen. Man wollte von ihm noch etwas Näheres über die Lage und die Chancen der Armee von Metz hören, doch hatte derselbe keine andere Antwort als den bekannten Ausspruch: „Tout est perdu excepté l'honneur. Leider gilt aber letzteres nur von der Armee. Frankreich hat sich selbst verunehrt, indem es seine Armee und deren Führer

schmähte, indem es angesichts des Feindes seine schmutzige Wäsche öffentlich wusch und sich verleiten ließ, die krieg- und sieggestählten Scharen Deutschlands mit den hochtrabenden Worten seiner Advokaten von dem Boden Frankreichs vertreiben zu wollen. Ich kehre nach Metz zurück ohne Hoffnung; wir werden noch einen letzten Versuch machen, doch wird derselbe verlaufen wie alle früheren, und unser Lohn wird schwerlich ein anderer sein, als daß wir durch orleanistische Einflüsse, klingende und andere Gründe an erster Stelle als Verräter gebrandmarkt werden."

Inzwischen ging die revolutionäre Woge in Frankreich immer höher. Nicht allein daß die Autorität der Regierung immer mehr in der Anarchie verschwand und daß die Hefe des Pariser Pöbels je länger desto entschiedener und entscheidender in den Vordergrund trat: es blieb für den aufmerksamen Beobachter auch kein Zweifel mehr darüber, daß die Bewegung vorwiegend eine sozialistische Färbung annahm und daß sich alles darauf zuspitzte, die Arbeitermassen abermals zu einer Entscheidungsschlacht gegen die Bourgeois-Republik zu treiben. Man konnte nur noch schwer unterscheiden, ob die jeweiligen Machthaber Gamins oder ob die Gamins die eigentlichen Machthaber geworden waren. Die sozialistischen Ausschüsse befanden sich in Permanenz, und bei den Pourparlers der Machthaber über den Frieden wurde bereits die Frage angeregt, bei der bevorstehenden Kapitulation von Paris zur Aufrechthaltung der Ordnung daselbst die Nationalgarde und eine Division von 12000 Mann noch disziplinierter Truppen von der Kriegsgefangenschaft ausschließen zu müssen.

In den Sitzungen der sozialistischen Ausschüsse trat eine Erbitterung zu Tage, welche das Schlimmste befürchten ließ, und man gab unverhüllt die Parole aus, mit allen historischen Erinnerungen und Traditionen nicht allein des Kaiserreichs, sondern auch mit denen der blauen Republik Kehraus zu machen. Diese Stimmung steigerte sich zur Glühhitze in dem Maße, als die Nachrichten von der „nationalen Armee" Gambettas sich ungünstiger gestalteten, die Hoffnungen auf einen Entsatz schwanden, und die Fortschritte in der Beschießung von Paris die Patrioten, welche bis dahin ein ganz angenehmes Leben geführt hatten, in eine nähere persönliche Bekanntschaft mit den deutschen Granaten brachte. Selbstverständlich witterte man auch in Paris überall Verrat und Verräter und es trat, wie jederzeit, gleichzeitig mit dem Tiger auch die andere Hälfte des französischen Nationalcharakters, der Affe, in die Erscheinung. Man machte Ausfälle mit der feierlichen Versicherung, nur als Sieger oder als Leiche zurückkehren zu wollen; doch folgte man alsdann der höheren Pflicht, sich nach einer Niederlage um so mehr dem Vaterlande zu erhalten. Man verpfändete sein Ehrenwort, sich in diesem Kriege des weiteren Mitkämpfens zu enthalten, und absolvierte sich alsdann selbst auf Grund eines neuen Ehrenkodex von einem Gelübde, welches bis dahin als unantastbar sowohl vom Standpunkte der militärischen Ehre als des Völkerrechtes galt.

Die traurigen Überreste des kaiserlichen Regiments, welche noch wie Eisschollen auf den angeschwollenen Wogen der Revolution umhertrieben, zerbröckelten

in dem Spiel von Wind und Wetter, und man war auf seiten der Machthaber kurzsichtig genug, die vollständige Negation als einen Fortschritt und die Ausschüttung der Masse als den Beginn eines neuen Geschäfts zu feiern.

Herr Thiers, welcher von allen besonnenen Elementen als der Retter in der Not betrachtet wurde, hatte bereits eine Verständigung mit einer Auswahl der damals maßgebenden Persönlichkeiten, aus denen demnächst sein erstes Ministerium gebildet wurde, erzielt, und zwar mit dem Herren Dufaure Justiz, Jules Favre Auswärtiges, Picard Inneres, Simon Unterricht, Lambert Handel, Leflô Krieg, Pothuau Marine und Larey Arbeiten, und es wurden in diesem engeren Kreise nicht nur alle wichtigen Vorkommnisse, sondern auch deren nächste Eventualitäten fortlaufend sorgfältig erwogen. Es ist bekannt, daß Thiers den Herrn Gambetta einfach als einen Durchgänger betrachtete und das weitere Schicksal Frankreichs und der Republik davon abhängig machte, daß es gelinge, dessen Einfluß zu beseitigen und die Republik auf konservativer Grundlage aufzuerbauen.

In einer darauf bezüglichen Konferenz sprach Herr Thiers sich ganz unverhohlen dahin aus, daß man die Beseitigung des Kaisertums und der Napoleonischen Dynastie als eine definitive betrachten und die Republik einstweilen hinnehmen müsse. „Ich bin wohl nicht der einzige von den Herren," — sagte er — „welcher der konstitutionellen Monarchie den Vorzug geben würde, doch bescheide ich mich, daß es heute nicht allein an einem konstitutionellen König, sondern auch noch an einer Reihe von anderen Vorbedingungen fehlen dürfte. Die politischen und die sozialen Gegensätze sind zu einer Schärfe und Stärke entwickelt, daß nur die volle Solidarität und Selbstregierung der besitzenden Klassen dieselben geneigt und stark genug machen wird, dem Ansturm der Nichtbesitzenden Stand zu halten. Je weniger Spielraum dem politischen Parteitreiben mit vermeintlicher königlicher Rückendeckung gelassen wird, desto eher wird es gelingen, die Grundlage der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung festzuhalten und Explosionen zu vermeiden, die mit den bisherigen Zuständen tabula rasa machen würden".

„Ich fürchte, wir täuschen uns," entgegnete Herr Simon — „und ich wünsche um so mehr Klarheit und Gewißheit, als es mir nicht unbekannt geblieben ist, in welchem Maße wir durch Unwahrheit und Zweizüngigkeit in diesen verhängnisvollen Krieg hineingetrieben sind. Der Kriegsminister Leboeuf log, indem er die Armee als archiprêt bezeichnete. Er wußte selbst von nichts und verließ sich lediglich auf seinen Vorgänger, den Marschall Niel. Der Herzog von Grammont log; er kannte nicht einmal die Vorakten der hohenzollernschen Kandidatur in Spanien und trachtete in blinder Leidenschaftlichkeit vor allem dahin, dem deutschen Kanzler eine persönliche Demütigung zu bereiten. Dabei war er durch seine Geschwätzigkeit daran schuld, daß die betreffenden Ministerialverhandlungen durch die Indépendance belge veröffentlicht werden konnten. Die bedenkliche Krankheit des Kaisers wurde sowohl der Kaiserin als den Ministern verheimlicht. Der Kaiser und Grammont konspirierten gegen die übrigen Minister, und es wurden nicht nur diese speziell in betreff der von Preußen geforderten Bürgschaft für das Nichtwiederauftauchen der hohenzollern'schen

Kandidatur, — sondern ebenso auch die parlamentarische Kommission und deren Berichterstatter Marquis de Pathouet absichtlich getäuscht. Die Verhandlungen mit Österreich und Italien, welche günstige Aussichten zu bieten schienen, blieben in der Schwebe, weil der betreffende Bericht des Generals Lebrun vom 21. Juni 1870 unbeantwortet gelassen wurde. Die Kaiserin täuschte den Kaiser. Die am 9. August erfolgte Einberufung der Kammern, welche von den ergebensten Freunden der Dynastie widerraten wurde, war ihr persönliches Werk. Die Sucht, die Regentin zu spielen, war auch die Triebfeder, den Kaiser in das Feldlager zu führen und denselben damit zum unheilbaren Schaden der Regierung von Paris fern zu halten und die politische wie die militärische Aktion um alle Einheit zu bringen. Eine Republik auf konservativer Grundlage! Ich fürchte, daß man damit einer fata morgana nachjagt. Wo sind die Bausteine für ein solches Gebäude? Die Kirche, welche uns als ihre offenen und geheimen Feinde betrachtet und der gerade diejenigen, welche die Republik proklamiert haben, in der Kürze offen den Krieg erklären werden, oder die verschiedenen monarchischen Parteien, welche schwerlich einen anderen Zweck verfolgen werden, als die Republik in und durch sich selbst zu ruinieren? Die Orleans haben ja Geld, aber sie sind sehr vorsichtig im Ausgeben desselben, und ich suche unter ihnen umsonst nach einem Mann, der sich über das Niveau eines politischen Jobbers erhöbe!"

Thiers, welcher den Redner sehr aufmerksam angehört, unterbrach denselben mit der Frage, welche praktische Schlußfolgerung er an seine Ausführungen knüpfte. „Haben Sie" — fragte er — „eine andere Möglichkeit als die Republik, und halten Sie eine andere Republik für möglich als die gemäßigt konservative?"

„Gewiß nicht," war die Antwort des Herrn Jules Simon, „aber eben um deswillen halte ich die Republik lediglich für eine Negation und eine Illusion, durch welche sich das Verhängnis Frankreichs erfüllen wird. Wir werden in der Republik die politischen Parteikämpfe so wenig vermeiden und beseitigen, daß die nächste Entwickelung vielmehr „den Kampf der Hunde um den Knochen", d. h. den Streit der Parteien und Personen um Stellung, Einfluß, Geld und Genuß darstellen, und daß sich unser Fortschritt in dem bekannten Bergab auf der schiefen Ebene vollziehen wird. Ich sehe sehr trübe in die Zukunft, und wenn ich mich auch dadurch nicht abhalten lasse, meine Pflichten gegen das Vaterland nach Kräften zu erfüllen, so will ich doch mit offenen Augen der Zukunft entgegengehen und mich vor aller Täuschung und Enttäuschung bewahren. Mir steht es fest, daß wir an erster Stelle die bestehende Gesellschaftsordnung zu verteidigen haben. Unterliegen wir in diesem Kampf, dann werden Zustände eintreten, aus denen sich mit Notwendigkeit eine neue aufs äußerste gesteigerte Säbelherrschaft entwickeln muß. Obsiegen wir, dann — fürchte ich, werden wir leichtsinnig genug sein, das alte Spiel von neuem anzufangen."

„Wir wissen heute" — entgegnete Jules Favre — „daß uns die Kirche durch die Kaiserin in diesen verhängnisvollen Krieg hineingetrieben hat, und es wird auf auf sie das Wort Anwendung finden: wer das Schwert nimmt, der wird durch das Schwert umkommen. Die römische Kirche wird von Frankreich und Deutschland

gleichmäßig als Feind behandelt werden, von dort, weil sie kirchliche Motive zu politischen Zwecken gemißbraucht; von hier, weil man Frankreich im Sonderinteresse in einen Krieg verwickelt, dessen Ausgang wir alle vorausgesehen und der nur das Ergebnis der überspannten Bigotterie einer fanatischen Spanierin war; ich habe mich selbst auch noch eine Zeit lang in Illusionen bewegt, doch bin ich jetzt abgekühlt und entschlossen, den Friedensschluß nicht durch vergebliches Feilschen an den Bedingungen der Deutschen aufzuhalten. Wer einmal in die grauen Augen des deutschen Kanzlers geblickt, der weiß, daß weder der Tragödiant noch der Komödiant auf denselben einen Eindruck macht. Daß Herr Thiers noch immer eine gewisse Vorliebe für die Orleans bewahrt, ist ja nach seiner Vergangenheit und nach der Behandlung, die ihm der Bonaparte hat zu Teil werden lassen, leicht verständlich; doch weiß derselbe auch genau, was in Frankreich augenblicklich möglich, und er ist ein zu gewiegter Staatsmann, um über den Bereich des Möglichen hinausgehen; ich kann ihm daher meine Unterstützung unbedingt zusagen."

„Und ich verspreche Ihnen" — bestätigte Thiers — „nur mit benannten Zahlen zu rechnen, und habe die stärkste Antipathie gegen Leute, die nach der Bezeichnung Napoleons I. politische Metaphysik treiben."

Nachdem man sich noch über einige Details dem Herrn Gambetta und der Regierung in Bordeaux gegenüber verständigt hatte, wurde Herr Thiers beauftragt, in Gemeinschaft mit Dufaure und Jules Favre die Grundzüge für die bevorstehende Kapitulation von Paris und für den demnächstigen Friedensschluß aufzustellen, da eine Modifikation derselben weder von der Fortsetzung des Krieges noch von der Nachgiebigkeit der deutschen Regierung zu erwarten sei.

In Paris mehrten sich die Straßenskandale und ließen deutlich erkennen, daß man es nicht mehr mit gewöhnlichen Pöbelaufläufen, sondern mit einer organisierten Bewegung zu thun habe. Man sah die Loretten und Grisetten in den Reihen der Soldaten und mit deren Bearbeitung beschäftigt; man bemerkte schon die Furien der Revolution, die späteren Petroleusen, wie sie die neuen Schlagworte „nieder mit den Priestern, Fluch über die uniformierten Schlächter ihrer Brüder, nieder mit den faulen Bäuchen, Rache über alle, welche sich mit dem Schweiße und Blute des Volkes gemästet," und ähnliche kolportirten. Die fremden Elemente, welche sich früher auf der Straße bemerklich gemacht, katholische und polnische Emissäre, waren verschwunden. Man hörte nur die bekannten Signalrufe der sozialen Revolution und Äußerungen des giftigsten Hasses gegen die Kirche und deren Repräsentanten, welche man als die eigentlichen Anstifter des Krieges betrachtete.

(Schluß folgt.)

Aphorismen zur Schulreform.

Mitgeteilt
von
W. Preyer.

Daß die grammatische Unterweisung in den alten Sprachen einen gewissen Wert hat, kann gar nicht bestritten werden; aber wenn man diesen Wert noch so hoch anschlägt, wird doch damit die Thatsache nicht aus der Welt geschafft, daß sie die natürliche Ausbildung hemmt, so lange sie, als formales Bildungsmittel, wie in den humanistischen Gymnasien, eine zentrale Stellung im Unterrichtsplan schon der unteren Klassen einnimmt und nicht das Gegengewicht eines Anschauungsunterrichts mit Kräftigung und methodischer Entwickelung der Kausalitätsfunktion ihre schädlichen Wirkungen neutralisiert. W. Preyer (Berlin 1888).

Der überwiegende Unterricht der Knaben

in den Naturwissenschaften	im Griechischen und Lateinischen
1. nötigt zur Übung der Sinne, weil er anschaulich ist;	1. vernachlässigt die Übung der Sinne;
2. begünstigt die Übung der Hände und die Geschicklichkeit;	2. vernachlässigt die Übung der Hände und macht ungeschickt;
3. bildet die Kausalitätsfunktion aus, weil er Ursachen und Wirkungen klarlegt;	3. hindert die Entwickelung der Kausalitätsfunktion, weil die Ursachen für die grammatischen Satzungen nicht angegeben werden können;
4. schont das Gedächtnis;	4. überlädt das Gedächtnis mit fremden Wörtern;
5. nährt die Lust am Lernen und macht die Pflichterfüllung zur Freude, weil dem jungen Gehirn das Anschauliche entspricht;	5. vermindert den jüngeren Knaben die Lernlust, so daß sie meist ungern ihre Pflicht erfüllen, weil ihnen abstraktes, dem jungen Gehirn nicht entsprechendes geboten wird;
6. nötigt zur Gewinnung eigener Überzeugungen durch selbständige, auf eigenen Wahrnehmungen beruhende einfache Denkübungen und wirkt dadurch charakterbildend;	6. erschwert die Bildung eigener Urteile, weil das Urteilen anderer, auch unverstanden, an die Stelle der eigenen Wahrnehmungen tritt, wodurch die Ausbildung des Charakters Schaden leidet;
7. lehrt sehr viel Brauchbares für das praktische Leben;	7. lehrt für das praktische Leben fast nichts;
8. hebt die ideale Weltanschauung, weil er zeigt, wie der Geist die Materie beherrschen lernt;	8. erstickt bei vielen den Idealismus, weil er allzuoft nur zur Erwerbung von Zeugnissen erduldet wird;

9. erfordert häufigen Aufenthalt im Freien und erfrischt dadurch;	9. erfordert zu viel Bücherstudium und Lesen und Schreiben bei Lampenlicht, was abspannt;
10. lehrt die Gegenwart kennen und richtet den Sinn auf das Wirkliche;	10. lehrt nicht die Gegenwart, sondern eine weit abliegende Vergangenheit kennen und zieht vom Wirklichen ab;
11. erleichtert die Erlernung der Muttersprache durch die Nötigung, wahrgenommenes selbständig darzustellen;	11. erschwert die Erlernung der Muttersprache und die Verwendung derselben zur Einkleidung eigener Wahrnehmungen;
12. führt zur Würdigung der Thatsachen und der Arbeiten auf allen Gebieten, unterdrückt das Phrasentum;	12. führt leicht zur Überschätzung der Wörter und Unterschätzung der Thatsachen und der Handarbeit, begünstigt den Wortstreit;
13. bereitet zu allen Berufsarten vor, weil in allen der gesunde Menschenverstand notwendig ist und dieser vorzugsweise ausgebildet wird;	13. bereitet gut nur zum Studium der Philologie vor;
14. leistet im Verhältnis zur aufgewendeten Zeit mehr als irgend ein anderer Unterricht wegen gleichzeitiger Ausbildung des Beobachtungs- und Denkvermögens;	14. erfordert im Verhältnis zum Ergebnis zu viel Zeit wegen Bevorzugung des Abstrakten ohne empirische Grundlage;
15. erleichtert selbständige gründliche Behandlung wissenschaftlicher und praktischer Aufgaben.	15. erschwert die selbständige gründliche Behandlung naturwissenschaftlicher und medizinischer, theoretischer und praktischer Aufgaben, weil er nicht exakt ist.

W. Preyer (1887).

Jahrhunderte lang ist unsere höhere Schulbildung undeutsch, wirklich undeutsch gewesen. Unsere Ahnen erzogen ihre Knaben zu frischen Jünglingen, zu gesunden Männern, zu Charakteren von eisenfestem Willen. Da drängte sich das fremde Element ein und ließ die kräftigen Buben zu stubengelehrten, lebenentfremdeten Träumern verkümmern.

Darum thut man auch unrecht, wenn man der heutigen Jugend blasiertes Wesen, Schlaffheit und Gleichgültigkeit vorwirft. Denn unsere Jünglinge haben sich nicht selbst erzogen: sie sind bis zur Halbblindheit im Dämmerlichte einer fremden Kultur und eines der Wirklichkeit abgewandten Gelehrtenlebens künstlich aufgezogen worden, ohne das volle Licht der Gegenwart und Wirklichkeit und das reiche Leben mit seiner gesunden Arbeit und seinen edlen Freuden kennen zu lernen. Und dazu muß die deutsche Jugend wieder zurückgeführt werden.

Hugo Göring (Berka a. d. Werra.)

Die Latinitätsdressur verdirbt in Briefen, Reden, Perioden, Chrieen, Versen auf ewig; sie verdirbt Denk- und Schreibart; giebt nichts und nimmt vieles: Wahrheit, Lebhaftigkeit, Stärke, kurz Natur; macht sachenlose Pedanten, gekräuselte Periodisten, elende Schulrhetoren, alberne Schriftsteller, von denen Deutschland voll ist; ist Gift auf Lebenszeit. Joh. Gottfr. von Herder (1769).

Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen; hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind, eine, wo eine gelehrte und grammatische Kenntnis des alten Rom gefordert wird. Joh. Gottfr. von Herder.

Sehr gern betonen die Lobredner des philologischen Unterrichts die Geschmacksbildung, welche durch Beschäftigung mit den antiken Mustern erzielt wird. Ich gestehe aufrichtig, daß dies für mich etwas Empörendes hat. Der Luxus geht also dem Notwendigen vor! Hat die künftige Generation angesichts der schwierigen Probleme, angesichts der sozialen Fragen, welchen sie an Verstand und Gemüt gekräftigt entgegengehen sollte, wirklich nichts Wichtigeres zu thun? Nehmen wir aber die Aufgabe an! Läßt sich der Geschmack nach Rezepten bilden? Eine wirkliche Nation hat ihren eigenen Geschmack und holt ihn nicht bei andern. Und worauf kommt es bei dieser Geschmacksbildung hinaus? Auf Aneignung des persönlichen Stils einiger Autoren! Was würden wir nun von einem Volke halten, das etwa nach 1000 Jahren seine Jugend zwingen würde, sich durch vieljährige Übung in den geschraubten oder überladenen Stil eines gewandten Advokaten oder Reichstagsabgeordneten der Gegenwart einzuleben? Würden wir ihm nicht mit Recht Geschmacklosigkeit vorwerfen? E. Mach (1886).

Eine feste Grundlage gemeinsamer historischer, geographischer, naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und gemeinsamer, sittlicher, ästhetischer Anschauungen bedingt in der modernen Gesellschaft die Möglichkeit der Verständigung unter Gebildeten: so wird denn auch keine Schule der Pflicht sich entziehen können, diese Grundlage zu schaffen. Die heimische Sprache und ihre Litteratur ist das Palladium unseres nationalen Bewußtseins: sie wird also den Brennpunkt, die Blüte jedes humanen, höheren Unterrichts bilden. In der Hingebung an das Ideale, in der Liebe zum Vaterlande, in der unerschütterlichen Ehrfurcht vor den ewigen Grundlagen der Ordnung und der Gesellschaft möge unsere Jugend sich einig fühlen; in der Befähigung zu selbständigem, wissenschaftlichem Urteil, in der Schulung zur geistigen Arbeit möge sie das Standeszeichen der „Gebildeten" sehen. Dann wird es wenig verschlagen, ob ein lateinisches oder griechisches Zitat von allen oder nur von einem Teile verstanden wird, ob der eine seine Kenntnis der Griechen aus dem Urtext, der andere sie aus Übersetzungen und aus Lessing, Schiller, Goethe, Wilhelm von Humboldt geschöpft hat.

Friedrich Kreyssig (1877).

Die tausendjährige Herrschaft des römischen Geistesreiches ist zu Ende. Auch in unser höheres Schulwesen muß endlich ein neuer Lenz einziehen. Der Tag von Sedan hat uns zur Selbstbesinnung gebracht und das Erinnerungsbild unserer germanischen Ahnen wachgerufen. Hugo Göring (1888).

Sowie man die Bibel in der Übersetzung liest, unbeschadet der religiösen und ethischen Wirkung ihres Inhalts, so kann es mit den Werken der klassischen Schriftsteller auch geschehen. F. Schmeding.

Die Sache stets vor der Form und die Form nie ohne die Sache! Das muß für die heutige Schule Grundsatz werden. Dieser Grundsatz muß besonders die Methode des Sprachunterrichts leiten und umgestalten . . . Diese Seite des Unterrichts tritt aber thatsächlich und geradezu mit voller Absicht allzusehr in den Hintergrund zu Liebe der vorwaltenden grammatisch-formalen Methode, welche die Grammatik nicht als Hilfswissenschaft für das Verständnis der Schriftwerke, sondern formaler Bildungszwecke wegen als selbständige Wissenschaft betreibt. Der Begriff „formale Bildung“ hat sich zu einer fixen Idee verdichtet, von der man nicht wieder loskommen kann und mag, denn seine Wertüberschätzung hat andererseits dahin geführt, daß er zum Deckmantel eines geistlosen, aber bequemen Mechanismus geworden ist.

Reinhold Biese, Gymnasial-Oberlehrer (1886).

Die Philologen behaupten mit der Überzeugung der Wahrheit und die Schulmänner mit ihnen, daß wir unsere Bildung den Alten verdanken; allein so wahr dieses für die Philologen ist, so unwahr ist es für andere, denn die Griechen könnten in den Dingen, welche sie lernten und jetzt lehren, insofern dieselben einer Fortbildung fähig sind, hundertmal mehr von uns lernen als wir von ihnen. Ich meine im großen Reiche der Wahrheit — der Mathematik — und im ebenso großen Reiche der Beobachtung — der Natur.

Wollen die Verteidiger der jetzt üblichen Art des Schulunterrichts sich ihrem Vorbilde ganz anschließen, so müssen sie nicht die Sprache, sondern die Sache lehren, womit die Griechen sich beschäftigten; sie werden dann selbst sich nicht an die von den Griechen erreichte Grenze binden wollen. Dieses würde sie aber zu dem führen, was sie nicht wollen. Also die Bildung der Griechen soll erlangt werden, aber auf einem anderen Wege, durch griechische und lateinische Sprache. Dieses ist ein Nachhall aus der Zeit, wo wir in den Wissenschaften noch nicht wieder so weit gekommen waren als die Griechen.

Die Stimme der Zeit will mehr als Griechisch und Lateinisch, und es ist vorauszusehen, daß diese Forderung sich mit dem Laufe der Zeit verstärken wird. Die Schulmänner sind ihr nachzugeben gezwungen worden; sie haben dem Griechischen und Lateinischen etwas Mathematik zugesellt. Ob es ihnen Ernst damit war, oder ob es nur geschah, um dem Drange soweit nachzugeben, daß ein Schein erzeugt, die lateinische und griechische Schule aber gerettet wurde, kann man be-

urteilen, wenn man die bessere Rolle der Sprachen auf den Schulen mit der wirklich traurigen der Wissenschaften vergleicht. Friedr. Wilh. Bessel (1828).

Wird dem Lernenden die Natur eröffnet und ihm die Mathematik zur Führerin mitgegeben, so ist nicht abzusehen, wo er unfreundlich zurückgewiesen werden könnte ... Allein es stehen große Schwierigkeiten im Wege, welche die Einführung von wissenschaftlichen Schulen neben den Sprachschulen vielleicht noch lange verhindern werden: 1. wir haben keine Lehrer wie Plato, wie Lagrange; 2. die Einrichtung und Stellung einer solchen Schule; 3. das Vorurteil des Publikums gegen eine Neuerung dieser Art. Dagegen ist Geduld das einzige Mittel. In den ersten zehn Jahren wird die Schule das Vorurteil nicht besiegen, zumal da es von den jetzigen Schulmännern mit Überzeugung genährt werden wird.

Wenn diese Schwierigkeiten allgemein gehoben werden könnten, so möchte der Erfolg groß sein, der Anfang einer neuen Periode für das Glück des Volkes. Später würde alles leichter werden, zumal da man dann einen Teil unserer jetzigen Schulen würde aufheben können.

Wenn richtig ist, was ich auszuführen gesucht habe, so habe ich dadurch ... die Hoffnung, daß über kurz oder lang die Wissenschaft des Himmels und der Erde in das Leben des Volkes treten wird, und daß dereinst Fehler gegen den Euklid oder falsche Ansichten der Natur ebenso bezeichnende Andeutungen mangelnder Bildung sein werden als jetzt ein falscher Kasus. Friedr. Wilh. Bessel (1828).

Die Anzahl der gegenwärtig in den humanistischen Gymnasien Preußens auf Latein und Griechisch verwendeten Unterrichtsstunden ist größer, als sie vor zwei Menschenaltern war. Dem Schulprogramm des königlichen Gymnasiums zu Düsseldorf vom Jahre 1818 zufolge betrugen die Lehrstunden, um nur ein Beispiel anzuführen:

		Prima	Sekunda	Tertia	Quarta	Quinta	Sexta	im ganzen
Griechisch	1818	8	8	6	6	—	—	28
	seit 1882	12	14	14	—	—	—	40
Latein	1818	9	9	10	10	10	10	58
	seit 1882	16	16	18	9	9	9	77

Im Jahre 1818 waren die drei oberen Klassen noch nicht geteilt, daher könnte der Schein entstehen, als wenn jetzt jede Klasse wöchentlich weniger Unterricht in den alten Sprachen erhielte als früher. In Wahrheit ist aber die Totalzahl dieser Unterrichtsstunden erheblich gewachsen, wie die Zahlen zeigen. Somit opfern jetzt Lehrer und Schüler der Grammatik toter Sprachen mehr Zeit als damals. W. Preyer.

Gewiß ist, daß Tausende und aber Tausende von Eltern durch das ganze Land hin den Tag segnen werden, wo zum ersten Male eine königliche Verfügung die Gleichberechtigung des Realgymnasiums mit dem Gymnasium aussprechen wird; und gewiß ist zweitens, daß das letzte große Ziel der modernen Unterrichts

reform nicht erreicht werden wird, ohne daß zuvor das Realgymnasium während einer längeren oder kürzeren Übergangszeit vollkommener Gleichberechtigung die Möglichkeit gewonnen hat, vorurteilsfreien Richtern die zweifellose Überlegenheit einer vorwiegend modernen Erziehung über die mehr und mehr absterbenden Unterrichtsformen verflossener Jahrhunderte nachzuweisen. Die großen schwedischen Reformmaßregeln von 1869 einerseits und von 1873/75 andererseits werden sich auch bei uns in derselben Reihenfolge wiederholen. H. Klinghardt (1887).

Ich muß mich zu der ketzerischen Ansicht bekennen, daß ich wirklich nicht meine, die humanistische Bildung allein mache den Mann. Vielmehr glaube ich, daß in der That dem Realgymnasium zum mindesten eine ebenso wichtige, wenn nicht wichtigere Rolle in unserem Bildungsleben zufallen muß.

Prinz Wilhelm von Preußen (jetzt Kaiser Wilhelm II.).

Es ist nur eine lächerliche Anmaßung, wenn bei dem ungeheuren Aufschwunge der Naturwissenschaften, bei unserem Welthandel und Verkehr, bei der schon geschehenen und immer noch fortschreitenden Verbesserung unserer Realschulen der Klassischgebildete dem Mathematiker, Chemiker und Physiker oder dem gebildeten Geschäftsmann gegenüber sich mit einer höheren Humanität brüsten will. Und fragen wir, wie viele Philologen es denn eigentlich giebt, welche sich mit klarem Bewußtsein, mit charakterfestem Willen an den Fragen unserer vielbewegten Zeit beteiligen — die Antwort würde beschämend lauten, vergleicht man damit die unverhältnismäßig große Masse von Männern, die, einem anderen Berufe angehörend, für das, was uns not thut, lebendige und wirksame Teilnahme an den Tag legen. Oder ist diese Teilnahme etwa ein Mangel an Humanität?

G. Köchly (1846), Professor der klassischen Philologie.

Und wenn ich es wollte, könnte ich nicht sagen, mit welchem Rechte die subtilsten grammatischen Untersuchungen für menschlich wichtiger (magis humanae) gehalten werden sollen als die mikroskopischen Beobachtungen der Naturforscher.

August Boeckh (1822).

Als einst ein sehr hervorragender Philologe mit einem juristischen Freunde in Bonn über die großen Fortschritte der Naturwissenschaften sprach, machte letzterer die Bemerkung: „Es ist wirklich schade, daß wir Juristen und Philologen nichts entdecken können, was annähernd so wichtig wäre wie die Erfindung der Dampfmaschine.“ Darauf erwiderte lebhaft der Philologe: „Was? Wenn ich finde, daß Markus Accius Plautus nicht Markus Accius, sondern Maccius hieß, so ist das ebenso wichtig wie die Erfindung der Dampfmaschine!“

Wenn nun die Meister schon an einer solchen Selbstüberschätzung leiden, wie sollen dann die Jünger, welche in den Gymnasien lehren, bescheiden sein und den realistischen Lehrfächern gerecht werden? Viele von ihnen halten es für sehr wichtig, daß Virgil Vergil genannt werde, und legen größeren Wert auf solche Buchstabendinge und prosodische Kleinigkeiten, als auf Turnen, Handfertigkeit und Naturlehre. W. Preyer.

Wir scheinen endlich wieder nahe bei der hellenischen Ansicht angelangt zu sein, geregelte Leibesübungen als ein wichtiges Lebenselement anzuerkennen, welches der Staat selbst zu fördern und für die Jugenderziehung anzuwenden habe.

August Boeckh (1862).

Das Gedächtnis erreicht (im Knabenalter) entschieden seinen Höhepunkt; zahlreichen Gegenständen und Vorkommnissen, die in der früheren und zum Teil auch späteren Lebenszeit weniger beachtet werden, wird das lebhafteste Interesse geschenkt; die Auffassung ist rasch und lebendig, das Gedächtnis bewältigt eine große Menge von Thatsachen. Deshalb ist diese Lebenszeit vorzugsweise die Periode des mehr rezeptiven planmäßigen Lernens; doch soll und kann der Unterricht schon jetzt dafür sorgen, daß das Erlernte nicht auf der Stufe des passiv Aufgenommenen stehen bleibt, um so mehr, als der Knabe sich nicht mehr auf die Außenseite der Dinge beschränkt und das Bedürfnis fühlt, auch nach der Ursache der Erscheinungen zu fragen.

Diese Forderung wird geradezu dringend, insofern die Mehrzahl der Kinder mit dem 14. Lebensjahr den eigentlichen Schulbesuch abzuschließen pflegt. Mit Memorierstoff überladen, wissen sie über vielerlei — für sie oft gänzlich bedeutungslose — Dinge bestens Bescheid, und sind gleichwohl, trotz 7 bis 8-jährigen Schulbesuchs, häufig nur ungenügend im stande, einfache Dinge und Angelegenheiten, welche ihnen am nächsten liegen und für das ganze Leben von der größten Wichtigkeit sind, in mündlicher oder gar schriftlicher Äußerung zur klaren Darstellung zu bringen.

Karl von Vierordt (1877).

Gut Ding will Weile haben, sagt das Sprichwort. Das Kind wächst geistig wie leiblich; eine zarte, verständige Aufmerksamkeit ist nötig, um zu beobachten, ob es für einen gewissen Lehrgegenstand reif sei. Wie wenige haben diese Aufmerksamkeit! Der Bauer beschämt sie, welcher genau acht hat, ob sein junges Pferd stark genug sei, Sattel und Reiter zu tragen. Versieht er's einmal und spannt es zu früh an, so ist das über seine Kräfte angestrengte Tier hin; leider habe ich mehr als einen durch ähnliche unzeitige übertriebene Anstrengung geknickten Knaben kennen gelernt. Jener Bauer weiß nur ein Mittel, sein armes Tier wieder zu Kräften zu bringen: er sattelt es ab und treibt es auf grüne Weide. Ich wüßte auch nichts Besseres zur Wiederherstellung der geknickten Knaben anzuraten als solche Ferien im Grünen.

K. von Raumer († 1865).

Daß der Lehrer den Schüler nicht allein zu sich emporheben, sondern auch sich zu ihm herablassen muß, damit beide in der rechten Mitte sich begegnen, wird nicht bestritten, aber wie wenige vermögen die rechte Mitte zu finden! Vielleicht die meisten Lehrer sind außer stande, sich auch nur vorübergehend beim Unterricht in den Geist des Kindes versetzt zu denken, den engen Gesichtskreis und kleinen Inhalt desselben zu ermessen, die fehlende Erfahrung und den Mangel an Übung im Verbinden der Vorstellungen zu würdigen. Kaum einer von Hunderten weiß aus eigener

Anschauung, wie das Kind sprechen gelernt, seinen Willen gebildet und seine Bewegungen nach seinen sinnlichen Wahrnehmungen geordnet hat. Daher die starken Zumutungen an die kleinen Lateinschüler, deren Gedächtnis schon in der Sexta mit tausend fremden Vokabeln und geisttötenden Genusregeln beschwert wird. Daher die übertriebenen, viel zu früh vorgenommenen Übersetzungen aus dem Deutschen in das Lateinische, die Extemporalien. Dadurch zieht der Lehrer den zehnjährigen Schüler nicht zu sich herauf, sondern erweitert den Abstand, indem er vergangenes Fremdes und Abstraktionen dem bildsamen Gehirn bietet, anstatt auf dem Wege der unmittelbaren Anschauung vom nächstliegenden Gegenwärtigen anfangend Schritt für Schritt zum Abstrakten aufzusteigen. W. Preyer.

Eine physiologische Pädagogik existiert überhaupt noch nicht. Diejenigen, welchen wir unsere Söhne in der wichtigsten Entwickelungs- und Lernzeit jahrelang anvertrauen, wissen vom Zusammenhang der Lebensvorgänge und deren wechselseitiger Abhängigkeit fast nichts. Und doch ist es nicht schwer, die Elemente der Physiologie, soweit sie für die Erziehung in betracht kommen, zu erlernen und ihnen entsprechend den jugendlichen Organismus schonend zu behandeln, so daß namentlich die Herzthätigkeit und Blutbewegung, die Atmung und Wärmebildung, die Ernährung und das Wachstum, die Muskelbewegung und Sinnesthätigkeit nicht so sehr vernachlässigt, die höhere Gehirnthätigkeit dagegen auf Kosten jener in der ersten Jugend wichtigeren Funktionen über die Maßen im Unterricht in Anspruch genommen wird. W. Preyer.

Ich finde, daß in den meisten höheren Schulen, besonders in den unteren Klassen derselben, die Knaben zu lange ununterbrochen ruhig sitzen müssen, z. B. vormittags zwei Stunden lang mit nur fünf Minuten Pause zwischen beiden. Durch das lange Sitzen wird nachgewiesenermaßen die Anzahl der Herzschläge, die Blutbewegung, namentlich der Rückfluß des Venenblutes in das Herz, auch die Energie und Anzahl der Atembewegungen und die Wärmebildung herabgesetzt, so daß die Ernährung aller Teile des Körpers und sein ganzes Wachstum, zumal das der Knochen und Muskeln der Brust, im Laufe der vielen Schuljahre merklich beeinträchtigt werden müssen.

Auch läßt die Ventilation und Heizung der Schulräume allzuviel zu wünschen übrig. Ist die Luft, wie gewöhnlich, staubreich und wenig bewegt, durch Ofenhitze stark erwärmt und durch die exhalierten Gase vieler Schüler verunreinigt, so kann das stundenlange Atmen darin nicht ausreichend sein; die physiologische Ventilation des jungen Körpers durch die Lungen und die physiologische Heizung desselben durch die Verbrennungsprozesse in den lebenden Geweben werden sehr erschwert, weil die normale Versorgung aller Teile mit frischem Sauerstoff unmöglich gemacht wird, die in ihnen gebildete Kohlensäure nicht schnell genug zur Ausscheidung kommt. Darunter leiden alle Funktionen, auch die des Gehirns, also die angestrebte geistige Bildung.

Die Erzielung der letzteren würde außerordentlich erleichtert werden, wenn die Unterrichtszeit für 8- bis 12-jährige Knaben nur jedesmal eine halbe Stunde dauerte und nach einer Pause von wenigstens einer halben Stunde ein neuer Unterrichtsgegenstand wiederum für die Dauer einer halben Stunde vorgenommen würde. Turnstunden, Exerzierstunden, Freispiele, Spaziergänge, allerlei Übungen im Freien sollten zwischen die geistig anstrengenden Lehrstunden eingeschoben werden. Dann ist die Anspannung der Aufmerksamkeit in diesen wesentlich erleichtert, und nach den in England gemachten Erfahrungen wird bei einer solchen Einteilung in kurzer Zeit mehr gelernt als bei der jetzigen in langer, und die körperliche Entwickelung erheblich begünstigt. Im Knabenalter ist eben die geistige Ausbildung von der körperlichen viel mehr abhängig als später. W. Preyer.

Wir befinden uns auf einer abschüssigen Bahn, und es ist hohe Zeit, daß man sich der drohenden Gefahr ernstlich bewußt werde, daß Schulbehörden und Lehrer in ihren Bestrebungen von den Eltern unterstützt werden. Die Folgen des jetzigen Systems treten immer mehr zu Tage. Die Klagen über die Verzärtelung, die physische Schwäche der jüngeren Generation haben ihren Grund nicht in der Anerkennung, die man sprichwörtlich vergangenen Zeiten zu zollen pflegt; sie beruhen auf Thatsachen, die sich nicht hinwegdisputieren lassen. Die Erscheinung findet aber ihre Erklärung darin, daß wir die Ausbildung des Körpers über der des Geistes fast ganz vernachlässigen, ohne freilich zu bedenken, daß letzterer dadurch nicht weniger Eintrag gethan wird. Von einer harmonischen Entwickelung kann garnicht die Rede sein, glaubt man doch mit ein oder zwei Turnstunden wöchentlich ein Übriges gethan zu haben.

W. F. Sattler, Ordentl. Lehrer am Gymnasium in Bremen (1865).

Die überwiegende Beschäftigung des Auges mit Buchstaben in der Schulzeit muß, abgesehen von Augenleiden, Kurzsichtigkeit und Herabsetzung der Sehschärfe, zu einer einseitigen Ausbildung gewisser Hirnteile führen, welche zwar nicht so augenfällige Störungen wie die Beschäftigungsneurosen (z. B. der Näh-, Telegraphier- und Violinspieler-Krampf) nach sich zu ziehen braucht, aber leicht die Unfähigkeit, anderes, was nicht durch Wörter und Buchstaben ausgedrückt werden kann, richtig zu würdigen, chronisch werden läßt. W. Preyer.

Man bietet der Jugend fast nur abstrakte Lehren von Leben und Welt dar, ehe man ihr einen naturgemäß fortschreitenden Einblick in das Leben gestattet. Man zeigt ihr künstliche Ideale, die das Leben zerstört. Ebenso kultiviert man auf Kosten einer normalen Gemütsentwickelung und der körperlichen Gesundheit das begriffliche Denken und das Gedächtnis.

Die Einsicht in die Mängel einer solchen Erziehung führt zu der Erkenntnis, daß jederzeit das volle Leben, nicht nur die begriffliche Seite desselben, an die Jugend herantreten muß, und zwar in dem Umfange, der dem jeweiligen Verständnis jeder Stufe der Kindheit und Jugend entspricht.

In diesem Sinne habe ich den Plan einer „Deutschen Schule" entworfen, nach welchem der heranwachsende Mensch und Staatsbürger zur konsequenten Ausbildung seiner Körperkräfte, zur vollen Entfaltung seiner sittlichen Triebe durch Gewöhnung an korrektes Handeln nach festen Grundsätzen und zur Erkenntnis unseres modernen Kulturlebens gelangen, endlich nur das als Ideal verehren soll, was keine Berührung mit dem späteren Leben zerstören kann. Hugo Göring.

Mache man sich doch los von dem Vorurteil, als müsse der Schüler sich über ein gewonnenes Verständnis sogleich schriftlich ausweisen! Der Weg vom Kopf durch die Hand ist erst für ein zusammenhängendes Denken zweckdienlich; auf einer früheren Stufe des Denkvermögens stört er die Frische und Unmittelbarkeit der Eindrücke und ihrer Auffassung. . . Wie die Muttersprache, so werde auch die fremde Sprache zunächst durch das Ohr zum Verständnis und zur Aneignung gebracht.

Weder von den Ergebnissen der neueren Sprachphysiologie noch auch von den Ergebnissen der neueren Psychologie hat die Methode des Unterrichts bisher hinreichend zu lernen verstanden.

Reinhold Biese, Gymnasial-Oberlehrer (1886).

Ich halte für eine notwendige, unabhängig von allen Änderungen der Schulgesetze, Lehrpläne und Lehrerprüfungen, ohne Zeitverlust einzuführende Neuerung die Errichtung von Professuren an den Universitäten zur Unterweisung der künftigen Schullehrer und Pädagogen jeder Art auf dem Gebiete der Physiologie und Psychologie des Kindesalters. Die Abhängigkeit der geistigen Entwickelung von der körperlichen und die funktionelle Korrelation aller Teile des Körpers sind den Lehrern, welche den Verstand und Charakter der Knaben und Mädchen gerade während der Zeit der größten Bildsamkeit ausbilden sollen, im einzelnen kaum oder garnicht bekannt. Daher sollte den Studierenden Gelegenheit gegeben werden, sich in der pädagogischen Physiologie zu unterrichten, die sich mit der Schulhygiene naturgemäß verbindet. Die Hörsäle solcher Dozenten, welche diese Gegenstände beherrschen, würden sich bald auch mit anderen Lernbegierigen füllen, namentlich Juristen und Theologen. Denn Menschenkenntnis und Seelenentwickelungslehre sind ihnen wichtiger als z. B. geistreiche philologische Konjekturen und die mündliche Wiederholung gedruckter Kommentare. W. Preyer.

An Gelehrten haben wir Überfluß, an Lehrern wirklichen Mangel. Erst dann kann dieser einigermaßen beseitigt werden, wenn nicht mehr das geschraubte Oberlehrerexamen über die Befähigung zum höheren Lehrberuf entscheidet, sondern eine jahrelange pädagogische Schulung, wie sie in Seminaren den Volksschullehrern gegeben wird. Hugo Göring.

Wer in der Schule schon sich daran gewöhnt, nicht um des Wissens willen, sondern lediglich um des Zeugnisses und der damit verbundenen äußeren Vorrechte willen zu arbeiten und zu lernen, oder auch nicht zu arbeiten und nicht zu lernen,

sondern auch das gleiche Ziel auf weniger mühevolle und weniger ehrliche Weise zu ersitzen oder zu erschmeicheln, der wird späterhin leicht geneigt sein, den äußeren Erfolg überhaupt in erste Linie zu stellen, gleichviel wie dieser Erfolg errungen sein mag; und wer in der Schule sich daran gewöhnt, seine Pflicht nur gezwungen zu thun, eine aufgedrungene, qualvolle und oft bald als innerlich wertlos erkannte Beschäftigung als Ausdruck der Pflichterfüllung zu betrachten und zu hassen, der wird im späteren Leben leicht geneigt sein, Pflichterfüllung überhaupt als etwas sehr Lästiges anzusehen. Arbeitsverdrossenheit und Gieren nach äußerem Erfolge, blinde Erfolganbetung und Mangel an Pflichtgefühl, das sind die wahren Hauptursachen moralischen Verfalles. Und wenn wir Mediziner durch Erfüllung unserer gesundheitswissenschaftlichen Aufgabe für die Schule dazu beitragen, daß in den Unterrichtsanstalten aller Arbeitsgenuß und freudige Pflichterfüllung nicht nur theoretisch gelehrt, sondern auch praktisch geübt werden; daß die körperlich und seelisch normale Entwickelung der Jugend in der Schule wenigstens, wenn nicht immer im Elternhause, wirklich voll gewahrt werde; daß unsere Jugend ihre naturgemäße körperliche Spannkraft und Seelenfreudigkeit unverkürzt ins spätere Leben mitbringt — dann haben wir durch die That erwiesen, welche Art von Einfluß die Herrschaft der Naturwissenschaft auf die Kulturarbeit unserer Zeit ausüben soll und kann. W. Löwenthal (1887).

Wenn es denjenigen, die sich zu Ärzten ausbilden wollen, frei stände, statt Griechisch und viel Latein mehr von Naturwissenschaften und neueren Sprachen in der Schule zu lernen, dann würde nur ein kleiner Bruchteil das erstere wählen, weil es das medizinische Studium erschwert und unnatürlich ist. Warum soll nun die Unnatur gesetzlich sanktioniert bleiben? Man antwortet wohl: damit der Zudrang zum Studium der Heilkunde nicht noch mehr zunehme. Aber dieser Zudrang nimmt schon von selbst ab, wenn der Bedarf des Volkes an Ärzten gedeckt ist, gleichviel ob diese Ärzte griechisch gelernt haben oder nicht. W. Preyer.

Es ist ein sonderbarer . . Widerspruch in den im Reiche jetzt allgemein geltenden Bestimmungen, daß die auf der Schule dem Griechischen fremd bleibenden Realschüler durch Bestehen des Maturitätsexamens die Berechtigung erlangen nicht nur die Wissenschaft der modernen Sprachen auf der Universität zu treiben, sondern auch sich der betreffenden Staatsprüfung für das höhere Lehramt zu unterziehen, daß aber — trotz der glücklichen Erfolge in jener Richtung — die Medizin, der Beruf des Arztes, ihnen heute noch verschlossen ist. Dieser Zustand kann auf die Länge nicht dauern. Joh. Wislicenus (Rektoratsrede 1881).

Die Anforderungen, welche in der ärztlichen Vorprüfung an die Studierenden der Medizin nach Vollendung des vierten Studienhalbjahres gestellt werden, sind an sich sehr mäßig, aber enorm im Verhältnis zu dieser kurzen Lernzeit. In 24 Monaten mit wenigstens 8 Monaten Ferien, also dem dritten Teil der Studienzeit, sollen die Elemente der Anatomie, Physiologie, Physik, Chemie,

Zoologie und Botanik erlernt und der griechische und lateinische Ballast (vom Gymnasium her) vergessen werden. Kein Wunder, daß bei einer solchen Einrichtung nur wenige den für die späteren Semester notwendigen Ansprüchen der Examinatoren vollständig und leicht genügen. Am besten genügen durchschnittlich die in der Schulzeit naturwissenschaftlich vorgebildeten Kandidaten. W. Preyer.

Zunächst muß doch verlangt werden, daß der Arzt eine gewisse Bildung besitze. Dazu gehört doch vor allem eine ausreichende Kenntnis der neueren Sprachen, namentlich der englischen und französischen, dazu gehört eine genügende Beherrschung der eigenen Muttersprache, eine Fülle von auf Anschauung gegründeten naturwissenschaftlichen und geographischen Kenntnissen und endlich die Fähigkeit, seinen Gedanken auch durch den Zeichenstift einen einigermaßen genügenden Ausdruck zu geben.

Alles das pflegt den meisten Abiturienten von Gymnasien zu fehlen und es kann auf der Universität nur kümmerlich nachgeholt werden, weil die Fachstudien die ganze Zeit allzusehr in Anspruch nehmen.

Als klinischer Lehrer habe ich hinlänglich Gelegenheit, mir über den Bildungsgrad meiner Zuhörer ein Urteil zu bilden . . . Dabei habe ich gefunden, daß nur wenige fähig sind, die sinnlichen Eindrücke gut und schnell aufzufassen, klar zu beurteilen und folgerichtig wiederzugeben. Sehr oft stößt man auf eine Art von Apathie, von geistiger Kurzsichtigkeit, welche schlimmer ist als die ebenso häufige, in der Schule erworbene Kurzsichtigkeit des Auges.

Friedr. von Esmarch (1885).

In dem Maße, als der Umfang der Wissenschaft sich erweitert, muß auch ihre Systematisierung und Organisation verbessert werden, und es wird nicht fehlen können, daß sich auch die Individuen genötigt sehen werden, strengere Schulen des Denkens durchzumachen, als die Grammatik zu gewähren im stande ist. Was mir in eigener Erfahrung bei den Schülern, die aus unseren grammatischen Schulen zu naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien übergehen, aufzufallen pflegt, ist erstens eine gewisse Laxheit in der Anwendung streng allgemeingiltiger Gesetze. Die grammatischen Regeln, an denen sie sich geübt haben, sind in der That meist mit langen Verzeichnissen von Ausnahmen versehen; sie sind deshalb nicht gewöhnt, auf die Sicherheit einer legitimen Konsequenz eines streng allgemeinen Gesetzes unbedingt zu trauen. Zweitens finde ich sie meist zu sehr geneigt, sich auf Autoritäten zu stützen, auch wo sie sich ein eigenes Urteil bilden könnten. In den philologischen Studien wird in der That der Schüler, weil er selten das ganze Material übersehen kann und weil die Entscheidung oft von dem ästhetischen Gefühl für die Schönheit des Ausdrucks und den Genius der Sprache abhängt, welches längere Ausbildung erfordert, auch von den besten Lehrern auf Autoritäten verwiesen werden müssen. Beide Fehler beruhen auf

einer gewissen Trägheit und Unsicherheit des Denkens, die nicht bloß späteren naturwissenschaftlichen Studien schädlich sein wird.

Hermann von Helmholtz (Prorektoratsrede vom 22. Nov. 1862).

Niemand kann mehr als ich die alte stereotype dumme klassische Erziehungsweise wahrhaft verachten; dennoch habe ich noch den Mut nicht gehabt, die Schranken zu durchbrechen.

Aus einem veröffentlichten Briefe von Charles Darwin (1852).

Ich möchte entschieden mehr Mannigfaltigkeit in der Erziehung haben, als irgend eine gewöhnliche Schule bietet — keine Übung des Beobachtungssinnes und der Urteilskraft — ich muß es für ein elendes System erklären.

Mein Haupteinwand gegen die Schulen als Bildungsanstalten betrifft die verhältnismäßig enorme, auf die (alten) Klassiker verwendete Zeit. Ich meine (doch bilde ich es mir vielleicht nur ein), daß ich den üblen und beschränkenden Einfluß auf den Geist meines ältesten Sohnes wahrnehmen kann, nämlich die Hemmung des Interesses an irgend etwas, wobei es auf Urteil und Beobachtung ankommt. Alles scheint nur Gedächtnisarbeit zu sein. Ich werde mich jedenfalls nach einer Schule mit weniger einseitigem Lehrplan für meine jüngeren Söhne umsehen.

Aus veröffentlichten Briefen von Charles Darwin (1853).

Will man das Kind lange verschonen mit denjenigen positiven Kenntnissen, die durch die Buchstaben zugeführt werden, so verschiebe man doch auch nicht zu weit den Moment, wo es, um hinter seinesgleichen nicht zurückzubleiben, mit denselben bekannt werde; ja man suche jede Gelegenheit zu benutzen, um den Bildungstrieb des Kindes zu wecken, seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände zu richten, die ihm höher liegen als die gewöhnliche Sphäre seines Lebens; man gewöhne es, selbst in seinen Spielen Ordnung und Maß zu beobachten, und sobald Flatterhaftigkeit und Leichtsinn hervorblickt, an den Ernst der Entsagung. Denn wie soll man nur erwarten, daß ohne solche Vorübungen es willig und gern die ernsten Gebote der Schule erfüllen, wie nur verlangen, daß der Zwang hier baldigen Erfolg haben werde? C. W. C. Kortüm, Gymnasialdirektor (1818).

Wenn man die Gestalten mancher Philologen ansieht, so fragt man sich kopfschüttelnd, wie es kommt, daß der hellenische Adel der schönen Form so wenig Einfluß üben konnte auf Aussehen, Stil und Lebensführung derjenigen, die sich täglich ex officio mit den griechischen Autoren beschäftigen. Nur möchte ich nicht diese dafür verantwortlich machen. Denn „vergebens wird die rohe Hand am Schönen sich vergreifen, man kann den einen Diamant nur mit dem andern schleifen.“ So ist auch die geringe Pflege, die dem körperlichen Wohlbefinden bei uns gewidmet wird, nichts weniger als griechisch, wie ja schon das Wort Gymnasium zur Genüge beweist. Der Hauptschaden scheint mir in dem unseligen Militärzeugnis zu liegen, kraft dessen 90% unserer Gymnasiasten mit der qual-

vollen Aneignung der griechischen und lateinischen Grammatik gepeinigt werden, ohne später die Frucht dieser Strapazen in der Lektüre der besten Autoren genießen zu können.

Ein Gymnasiallehrer (aus einem Briefe vom 15. Novbr. 1887).

Von 728 Studierenden aller Fakultäten einer kleinen Hochschule, welche in den Jahren 1879—1886 behufs Feststellung ihrer militärischen Diensttauglichkeit zum ersten Male militärärztlich untersucht wurden, waren

dauernd untauglich	77	oder	10,6%
zeitlich untauglich	258	„	35,4 „
bedingt tauglich	205	„	28,1 „
tauglich	188	„	25,8 „

Die tauglichen, als Einjährig-Freiwillige eingestellten Studierenden entsprechen den zum aktiven Dienst mit der Waffe eingestellten dreijährig militärpflichtigen Rekruten, die bedingt tauglichen Einjährig-Freiwilligen den Ersatz-Reservisten erster Klasse; die zeitlich untauglichen werden zurückgestellt und später noch einmal gemustert, die dauernd untauglichen sogleich für immer ausgemustert.

Prüft man nun die Gründe für die Ausmusterung, Zurückstellung und Einordnung in die Kategorie der bedingt tauglichen, welche als Einjährige mit den völlig tauglichen zusammen eingestellt werden, so ergiebt sich bezüglich der Kurzsichtigkeit und Herabsetzung der Sehschärfe, daß kurzsichtig oder schwachsichtig waren

von 77 dauernd untauglichen Studenten		19	oder	24,7%
„ 258 zeitlich untauglichen	„	12	„	4,6 „
„ 205 bedingt tauglichen	„	116	„	56,6 „
„ 540 nicht oder nicht völlig tauglichen Studenten		147	„	27,2 „

Da unter den Dreijährig-Militärpflichtigen, welche nicht, wie die sämtlichen Studierenden, eine höhere Schulbildung genossen haben, bei der ersten Musterung in demselben Bezirk sich nur zwischen 1 und 2 Proz. Kurz- und Schwachsichtige fanden, die Kurzsichtigkeit in den Schulen aber von den untersten Klassen nach den oberen aufsteigend dem Grade nach und der Anzahl der Betroffenen nach zunimmt, so tragen also die Schulen die Schuld daran, daß von den Studierenden aller Fakultäten zusammen in diesem einzelnen Fall ein Fünftel bis ein Viertel wegen Kurzsichtigkeit nicht oder nicht völlig diensttauglich ist.

Tüchtige Schulärzte würden leicht die Mittel zur Beseitigung dieses chronisch gewordenen Übelstandes angeben können, da die Ursachen desselben bekannt sind.

W. Preyer.

Diejenigen, welche behaupten, daß von den mit Schulzeugnissen versehenen Einjährig-Militärpflichtigen ungefähr ebensoviele als tauglich in die Armee zum aktiven Dienst eingestellt werden wie von den Handwerkern und anderen ohne höhere Schulbildung aufgewachsenen Dreijährig-Militärpflichtigen, übersehen, daß

1. an junge Leute der ersteren Art die zulässig geringsten körperlichen Anforderungen gestellt werden (nach § 5, 4 der Rekrutierungsordnung),

2. die mit geringen körperlichen Fehlern, Gebrechen und Mängeln Behafteten nicht nach Gesundheit, Größe und Kraft allen Anforderungen des Kriegsdienstes gewachsen, somit nicht unbedingt „tauglich zum Dienst mit der Waffe" (§ 4, 2), sondern nur „bedingt tauglich" sind und

3. nichtsdestoweniger eingestellt, nicht der Ersatzreserve überwiesen werden, wie die bedingt tauglichen Dreijährig-Militärpflichtigen (§ 7, 2),

4. die fehlerfreien Einjährigen den dritten Teil der gemusterten Einjährig-Militärpflichtigen noch lange nicht erreichen, während die fehlerfreien dreijährigen Rekruten weit über zwei Fünftel und bis nahe 45 % der sämtlichen Gemusterten betragen, falls die Zahl der letzteren groß genug genommen wird.

Es wurden z. B. von 728 Studierenden eingestellt als fehlerfrei 188, mit Mängeln 205, zusammen 53,9 vom Hundert, aber die 205 bedingt Tauglichen waren so behaftet, daß 89, wenn sie nicht den Berechtigungsschein gehabt (also kein Latein gelernt hätten), zurückgestellt worden wären, und 116 waren kurzsichtig, also nur bedingt tauglich. Es bleiben somit nur 25,8 % fehlerfreie eingestellte.

Dagegen wurden von 662 Handwerkern und Fabrikarbeitern als fehlerfrei 43,6 % eingestellt, nämlich 289, mit kleinen Defekten (als Ökonomiehandwerker) 9, zusammmen 45,0 %; demnach 8,9 % mehr ausgehobene unter den Studierenden, aber 17,8 % weniger unbedingt taugliche! Die Ergebnisse der militärischen Musterungen der Einjährigen, deren kümmerliches Latein körperliche Mängel kompensieren soll, sind der schlagendste Beweis für die Notwendigkeit der Schulreform rücksichtlich der körperlichen Entwickelung. W. Preyer.

Wenn von je 100 bei der ersten militärischen Musterung für zeitlich untauglich erklärten Studierenden aller Fakultäten 80 wegen allgemeiner Schwächlichkeit, zurückgebliebener körperlicher Entwicklung ohne sonstige körperliche Fehler (§ 8, 1, a der Rekrutierungsordnung) zurückgestellt wurden, dagegen von je 100 zeitlich untauglichen ohne höhere Schulbildung aufgewachsenen zwanzig Jahre alten Dreijährig-Militärpflichtigen Handwerkern, Fabrikarbeitern u. a. nur 56, so muß der Unterschied von 24 % dem Schulbesuch zugeschrieben werden. Das lange Sitzen im Schulgebäude und — infolge der Schulaufgaben — zuhause ist nur ein schädlicher Faktor; die schlechte Haltung beim Lesen und Schreiben, die mangelhafte Ventilation und Heizung vieler Schulräume sind nicht weniger schädlich. Auch die anhaltende Anspannung der Aufmerksamkeit mit vielen zusammen in geschlossenen Räumen ohne genügende Pausen taugt nicht für die jüngeren Schüler, deren Knochen und Muskeln nur durch viel Bewegung im Freien sich normal entwickeln können. Daher sollten die Eltern der Sextaner und Quintaner, aber auch die der Quartaner und Tertianer von den Schuldirektoren ersucht werden, ihren Söhnen nur sehr wenige oder keine Privatstunden erteilen, sie regelmäßig neun bis zehn Stunden nachts schlafen und außer den Schulaufgaben keine langen Lese- und Schreibstudien machen zu lassen. Die Knaben sollen die freie Zeit im Freien zubringen, keinesfalls stundenlang lesen und schreiben. W. Preyer.

Erinnerungen an den Kabinetsrat von Niebuhr.

Zu den vertrauten Dienern Friedrich Wilhelm IV. gehörte sein Kabinetsrat Markus Niebuhr, der, als Sohn des berühmten Gelehrten, 1817 zu Rom geboren, wo sein Vater preußischer Gesandter war, in Kiel, Bonn, Halle und Berlin die Staats- und Rechtswissenschaften studierte und im Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten beschäftigt wurde. In der Sturm- und Drangperiode der Jahre 1848 und 49 redigierte Markus Niebuhr den Magdeburger Korrespondenten, wie er dies Blatt, mit Beziehung auf eine Publikation seines Vaters in den Jahren der Erhebung gegen Napoleon, nannte. Auch war er Mitarbeiter der Kreuzzeitung.

1850 wurde er Regierungsrat, 1851 Geheimer Regierungsrat. In demselben Jahre ernannte der König ihn, in dankbarer Erinnerung an den Vater, der, einst sein Lehrer, 1831 in Bonn als Professor der Universität gestorben war, zu seinem Kabinetssekretär. 1854 wurde Markus Staats- und Kabinetsrat. Ein würdiger Sohn seines großen Vaters war auch er hochbegabt. Er hatte im besonderen ein großes, immer präsentes Wissen, durch welches er sich dem geistreichen Könige ebenso nützlich zu machen wußte, wie er das Unglück hatte, Alexander von Humboldt, als wissenschaftlichem Orakel des Hofes, lästig zu werden, zumal er in seinem Auftreten etwas Pietistisches hatte und Humboldt bekanntlich ein Spötter war. Die Varnhagen'schen Aufzeichnungen lassen es in dieser Beziehung an Deutlichkeit nicht fehlen.

Beide Männer verkehrten übrigens äußerlich gut miteinander und tauschten ihre wissenschaftlichen und anderweitigen Wahrnehmungen unter allerlei persönlichen Aufmerksamkeiten aus. Humboldt ließ dabei der Gelehrsamkeit Niebuhrs volle Gerechtigkeit zu teil werden. Wir haben eigenhändige Zuschriften, welche dies beweisen, eingesehen.

Niebuhr war aber auch zuvorkommend und, mit Reumont zu reden, „durchaus verständig, billig, wohlwollend", vor allem wahr! Seine schöne, deutliche Handschrift und der klare Ausdruck seiner Gedanken waren das Abbild einer edlen Seele. Wenn er, trotz seiner auch geschäftlichen Bedeutung, in staatlicher Beziehung keinen nachhaltigeren Einfluß auf den König übte, so lag dies in der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm IV. und in dem plötzlichen Ende, welches dessen Regierung und das Leben beider nach Gottes Ratschluß fand. Immerhin hat Niebuhr dazu beigetragen, daß neue, den veränderten Verhältnissen entsprechende staatliche Verwaltungsgrundsätze in praktischer Weise aufgestellt und zur Geltung gebracht wurden.

Über die Art seiner Wirksamkeit und sein Verhältnis zum Könige ist manches weniger Bekannte aus dem letzten Bande „Unter den Hohenzollern"[1]) zu ersehen. Wir finden daselbst Niebuhr in den Jahren 1851 und 52 mit Verfassungs- und Zollangelegenheiten beschäftigt, mit Bunsen über syrische Dinge, mit Schöler über die Flotte und den Jahdebusen in Korrespondenz, auch, wie manche wissen wollten,

[1]) Natzmer, G. E. von, Unter den Hohenzollern. Gotha. F. A. Perthes. 1887/8.

„in der kurhessischen Frage“, in einer diplomatischen Mission in England. Später nahm der Krimkrieg seine politische Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Jahre 1855 sehen wir ihn mit der Verwaltung der hohenzollernschen, Preußen überlassenen Fürstentümer beschäftigt, die nach dem Organisationsdekrete von 1852 einen preußischen Regierungsbezirk bilden sollten, der seine Vertretung in unseren Kammern fand. Bald hatte Niebuhr sich auch um kirchliche Interessen zu kümmern.

Der König hatte den Oberkirchenrat als eine neben dem Ministerium stehende selbständige Behörde geschaffen und demselben die oberste Verwaltung der evangelischen Kirche in den alten Provinzen übertragen.

Rheinland und Westfalen erfreute sich einer besonderen Kirchenordnung aus dem Jahre 1835, welche 1853 unter Zulassung des Königs modifiziert wurde. —

1856 und 1857 beschäftigten Niebuhr die Reformierten, insbesondere die alte und niederländische Gemeinde in Elberfeld.

Der spätere Minister Mühler, welcher dem Kultusministerium viele Jahre als vortragender Rat angehörte, einer der, mit dem Geheimen Rat Wiese zu sprechen, „lautersten und liebenswürdigsten Menschen, dabei von klarem Verstande, geschäftlich erfahren und gewandt, im Oberkirchenrat die tüchtigste Kraft und geachtetste Autorität,“ schrieb an Niebuhr:

Berlin, 4. März 1857.

„Verehrter Freund. Auf Ihre Anfrage, welche ich bei der Rückkehr von meiner Dienstreise vorfand, gedachte ich Ihnen mündlich zu referieren. Ich habe Sie leider verfehlt. Einen Vereinigungsplan für die alte reformierte und niederländisch-reformierte Gemeinde in Elberfeld habe ich bei meinem Besuch im vorigen Jahre nicht aufzustellen vermocht. Die beiderseitigen Ansichten lagen sehr weit auseinander. Die älteren Mitglieder des Presbyteriums der alten Gemeinde hatten nicht Lust, Annäherungen zu machen. Der jüngere Teil wünschte die Vereinigung und würde sich zu den äußersten Konzessionen verstanden haben. In der niederländischen Gemeinde wurden aber Bedingungen gestellt, welche die alte Gemeinde aus dem Organismus der landeskirchlichen Einrichtungen abzulösen und sie gleichfalls zu der Metropole der reformierten Kirche von Berg und Nieder-Rhein konstruieren zu wollen schienen. Dessen ungeachtet knüpften sich vertrauliche Besprechungen zwischen dem Herrn Karl von der Heydt und dem Pastor Ball, welche jedoch, vielleicht zu früh, aus Besorgnis, daß die alte Gemeinde auf den Separationsstandpunkt der niederländischen Gemeinde gedrängt werden möchte, wieder abgebrochen wurden. Seitdem sind Ereignisse in der niederländischen Gemeinde eingetreten, welche die älteren Mitglieder des Presbyteriums der alten Gemeinde nur noch mehr in ihrer Haltung bestärkt haben werden, daß für sie kein Motiv vorhanden sei, der niederländischen entgegen zu kommen, sondern daß die alte Gemeinde abwarten könne, daß die niederländisch Reformierten, von ihrer Absonderung zurückkehrend, sich ihr wieder anschließen.“

Wir können uns nicht versagen, noch mitzuteilen, was der ehemalige Fürstbischof Sedlnitzky über die niederländische Kirche einer Freundin schrieb. Wir schicken voraus, daß die Reformation in Holland anfangs in lutherischer, dann kalvinischer

Weise Boden faßte, die Unionsbestrebungen aber keinen Eingang fanden. Es entwickelte sich vielmehr eine strenge Orthodoxie, welche Freikirchen begründete, und eine freiere Richtung, welche am Staatskirchentum festhielt und für ihre Theologie die Universität Leyden hatte. Sedlnitzky äußerte sich im Jahre 1857:

„Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern, was ich Ihnen vor zwei Jahren von meinem Scheveninger Aufenthalte mitgeteilt habe, daß ich damals in Haag keine einzige Kirche fand, in welcher deutscher Gottesdienst gehalten wurde. Ich sprach über diesen Mangel mit meinem Freunde Bylandt, der in diese Klage um so mehr einstimmte, als die holländische Geistlichkeit meist aus Rationalisten oder steifen kalvinischen Orthodoxen besteht. Er hielt es für sehr wünschenswert, daß ein besseres Element gewonnen würde, an welches sich die tüchtigeren Geistlichen anschließen könnten.

Zurückgekehrt ging ich zu Uechtritz und Nitzsch, ihnen die Sache ans Herz zu legen. Der erste teilte mir mit, daß schon mehrmals Versuche gemacht worden wären, deutschen Gottesdienst in dem Haag zu gründen, aber immer ohne Erfolg. Er versprach jedoch, es nochmals zur Sprache zu bringen.

Ich war sehr überrascht, als ich im vorigen Sommer bei meiner Ankunft im Haag erfuhr, daß bereits 1800 Fl. jährlicher Beitrag gezeichnet worden sind, dafür ein schönes Lokal gemietet und durch Vermittelung des Oberkirchenrats ein Geistlicher berufen ist, der am 1. Oktober sein Amt angetreten hat.

Bis zu seiner Ankunft hielten andere deutsche Prediger alle Sonntage den Gottesdienst. Sie können sich denken, welchen Eindruck es mir machte, als ich eine sehr große Versammlung an dem nächsten Sonntage im Saale fand und eine ganz vorzügliche Predigt hörte.

Das Haupthindernis ist das auswärtige Departement, welches für höhere geistige Interessen keinen Sinn hat und es nicht begreift, daß es selbst vom politischen Standpunkt aus von dem größten Nutzen wäre, wenn das dortige konservative deutsche Element Zusammenhang und Konsistenz gewinnen möchte gegenüber den ganz frivolen französischen, antipreußischen Elementen. Der liebe Gott wird doch alles zum Guten lenken!"

Uechtritz war Präsident, Nitzsch Mitglied des Oberkirchenrats. —

Das leidenschaftliche Parteitreiben jener Zeit auf religiösem Gebiete gipfelte in Preußen damals im Kampf um die Union und das Luthertum.

Für die Union waren fast alle Mitglieder des Oberkirchenrats mit Uechtritz an der Spitze, desgleichen die meisten Mitglieder der theologischen Fakultät. Ihre Gegner waren der Minister von Raumer und der Konsistorialpräsident, von welchen die Anstellungen und Beförderungen der Geistlichen abhingen. Auf ihrer Seite standen die Stahl, Hengstenberg und Gerlachs.

Der König war für die Union, übrigens auch für ein positives Christentum in seinen verschiedenen Gestaltungen. Diesem gerecht zu werden, ordnete er für die verwaltungsgemäße Entscheidung konfessioneller Fragen die itio in partes an. Von den drei Gebrüdern Gerlach, welche auf der Kanzel, auf der Tribüne und im Kabinet des Königs auf unser öffentliches Leben großen Einfluß übten, ist

Otto, der Hofprediger und Professor der Theologie an der Universität Berlin, bereits 1849 gestorben. Wir verdanken ihm das schöne Bibelwerk. Ludwig, der Präsident, welcher in jungen Jahren als Mitarbeiter des von dem Klub der Berliner Wilhelmstraße inspirierten politischen Wochenblattes Haller'sche Grundsätze vertrat und dabei für die völlige Trennung der Verfassung und Verwaltung der Kirche vom Staat eintrat, war die Seele der von ihm mit begründeten Kreuzzeitung, deren packende Rundschauen er schrieb. Als Mitglied der ersten Kammer und Abgeordneter war er einer der Vorkämpfer der Konservativen. Seine Reden hatten etwas Demosthenisches. Sein Bruder Leopold, der Generaladjutant des Königs und dessen Vertrauter, unterstützte die Bestrebungen, mit der Revolution zu brechen, mit seinem persönlichen Einfluß.

General von Gerlach schrieb an Niebuhr:

Berlin, 20. Juni 1857.

„Wenn der König nicht eine mir unerklärliche Parteilichkeit für den evanlischen Oberkirchenrat hätte, so müßte der Vorschlag des Ministers der entscheidende sein. Appuhn, obschon er alle Forderungen der Union, unter andern die Zulassung der Reformierten zum heiligen Abendmahl, erfüllt, wird unmöglich zum Generalsuperintendenten erklärt; Euen in Kantrek, einer unserer ausgezeichnetsten Geistlichen, soll sich erst einer Prüfung unterwerfen, bevor er Superintendent wird."

Berlin, 3. Juli 1857.

„Der Oberkirchenrat ist mit seiner Herrschsucht merkwürdig, also noch ein Angriff auf die Ordre vom 30. Januar 1846. Ich bemerke, daß Rühling nach Stahl eine vollständige Mediokrität ist. Die weltlichen Räte bei den Konsistorien sind aber sehr wichtig, schon wegen der Unpraxis unserer Geistlichen, und deshalb ist es mir unerklärlich, daß Männer wie Stahl, Mühler im evangelischen Oberkirchenrat solche Nullen sind. Richter, ein Professor, hat alle Macht in Händen!"

Mit bezug auf die hochkirchlich angehauchte evangelische Allianz, welche in Berlin tagen sollte und von den Lutheranern, denen sie zu weitherzig schien, feindselig angesehen wurde, während die orthodoxe Fassung der Allianz-Artikel freier gerichtete Elemente fern hielt, schrieb Gerlach an Niebuhr:

Berlin, 27. Juni 1857.

„Die Wichtigkeit der evangelischen Allianz überschätzen Sie. Ich verstehe es nicht, wie man sich mit Personen verbinden kann, die uns für ungetauft und darum für Nicht-Christen halten. Ich kann mir nicht denken, daß die Sache hier tief einschlagen sollte."

Im übrigen äußerte sich Gerlach:

Berlin, 3. Juli 1857.

„Hier ist man wegen des katholischen Vereins in Köln aus dem Häuschen. Ich hätte, wie es auch Raumer gethan, geraten, ihn ohne weiteres zu gestatten, vielleicht wie früher den Erzbischof verantwortlich gemacht. Den Bischof aber aufzufordern, dem Verein beizuwohnen, kommt mir bedenklich vor.

Eine Sache, die Sie Sr. Majestät mitteilen könnten, ist das Eindringen der Juden in die Justiz. Der König will nicht, daß sie Richterstellen bekommen.

Im Stadtgericht sind aber vier Juden als Hilfsrichter angestellt. Ihr Eindringen in die Advokatur und in das Notariat ist höchst gefährlich, weil sie sich dort mit ihrer Fähigkeit, Industrie und ihrem korporativen Sinn leicht der ganzen Sachen bemächtigen."

Der in den Briefen an Niebuhr erwähnte Professor Ludwig Richter, ein geborener Sachse, welcher an der Berliner Universität seit 1849 Kirchenrecht lehrte, gehörte zu den Freunden der Union. Aus dem Kreise seiner Schüler ist die sogenannte Berliner Kanonisten-Schule hervorgegangen.

Als Mitglied des evangelischen Oberkirchenrats, Oberkonsistorialrat und vortragender Rat im Ministerium hat er an der kirchlichen Gesetzgebung Preußens maßgebend Anteil gehabt.

Wir verdanken ihm überdies die Klarlegung der kirchlichen Ansichten des Königs in der kleinen Schrift: „Friedrich Wilhelm IV. und die Verfassung der evangelischen Kirche." Der König erkannte danach in dem Gehorsam gegen die Anordnung der Urkirche die Vollendung der Reformation und wollte seine ererbte Stellung und Autorität in der evangelischen Landeskirche allein „in die rechten Hände", apostolisch gestaltete Kirchen geringen übersichtlichen Umfangs, niederlegen.

„Wir würden," sagte der König, „die Wahrheit verleugnen, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß ein helleres Licht zu leuchten beginnt. Zwar ist es noch nicht Mittag, ja noch nicht Sonnenaufgang; aber wahr ist es doch, daß Licht werden will. Viel hat dazu beigetragen das Auftreten der römischen Kirche seit 1848."

Mit bezug auf England sagte der König: „Bei uns ist — wir dürfen es ohne Selbstüberhebung sagen — das evangelische Leben viel lauterer und tiefer; wir haben eine Wissenschaft, welche eine treue Helferin der Religion ist. Aber, setzte er hinzu: was thut unsere Kirche? Sie ist gebunden an Händen und Füßen: Der Schlüssel der Freiheit fehlt ihr!" —

In besonderer Weise wurde Niebuhr für finanzielle Angelegenheiten in Anspruch genommen. Bekanntlich war sein Vater, welcher in jüngeren Jahren Privat-Sekretär des dänischen Finanzministers Schimmelmann, Direktor der Kopenhagener Bank und in preußischen Diensten Mitdirektor der Seehandlung, demnächst Staatsrat und Beamter im Finanzministerium war, in diesem Fach eine Kapazität, welchen man mit der in der französischen Zeit in den Niederlanden geplanten Anleihe betraute.

Sein Sohn Markus zeigte frühzeitig dasselbe Interesse für das Finanzwesen; 1846 erschienen von ihm mehrere Schriften über die Banken. Seine Anschauungen müssen den Beifall des Königs gefunden haben; dieser schrieb ihm, wie in den „Hohenzollern" zu lesen, 1854: „Ich bedarf für meinen Plan des Zusammenwirkens des Finanzministers mit Ihnen, da ich die Reform des Steuerwesens und seiner Grundsätze durch die Zeit und veränderten Umstände als geboten und nicht lange aufschiebbar erkenne und als die Ausübung königlicher Gerechtigkeit betrachte." Finanzminister war Bodelschwingh, Handelsminister Heydt, welcher letztere es sich ganz besonders angelegen sein ließ, die Arbeit und die Industrie zu fördern.

Mit den vielen neuen Papieren erwachte aber ein Eisenbahn- und Börsenschwindel, der den Leichtsinn in weiteren Kreisen nur zu sehr beförderte.

So wurden in Berlin Häuser zu enormen Preisen verkauft; gleichzeitig schwebten aber daselbst Subhastationen wie nie zuvor. Dabei machte sich neben andern Bedürfnissen die Notwendigkeit einer Verbesserung der Beamtengehälter fühlbar. Unter solchen Umständen wurden die wichtigsten Steuervorlagen der Regierung verworfen; es wurde auf eine bessere Verteilung der Einnahmen hingewiesen, dazu eine Kommission von unbeteiligten Sachverständigen unter dem Vorsitze des ehemaligen Minister von Alvensleben erbeten. Niebuhr äußerte sich mit bezug hierauf in einem Schreiben an Reumont: „Daß die Lebensmittelpreise nicht mehr zu drückend und die Arbeiter aller Art volle Beschäftigung hätten." Er führte das allgemeine Unbehagen auf die „Folge der Überspekulation, die Silberausfuhr nach Asien, die Steuervorlagen und die Lage im Zollverein" zurück. Übrigens liege „das Unbehagen in der Luft und käme auf die Unzufriedenheit des Individuums mit sich selbst hinaus; auch fürchte man einen österreichisch-sardinischen Krieg."

Über die geplante Steuerreform schrieb Gerlach an Niebuhr:

Berlin, den 22. Junius 1857.

„Gestern Abend ist Manteuffel angekommen, einen Ministerrat über die Finanzkommission zu halten. Bodelschwingh fragte, ob es die Absicht des Königs, daß er den Verhandlungen nicht beiwohne. Ich sagte ihm: Ganz gewiß nicht, alle Minister müßten der Verhandlung beiwohnen. Bodelschwingh bat mich nach Marienbad zu schreiben. Von Ihnen sprach er mit Liebe und Vertrauen.

Manteuffel erwiderte ich: Die Verhandlungsgegenstände könnten sich, da Se. Majestät die bloßen Ersparungsvorschläge abgewiesen, nur auf Prinzipien beziehen, wie z. B. größere Freiheiten mit den Etats, Schuldenamortisation, Zollverein und veränderte Zölle, Eisenbahnfonds und seine Verwendung, soll man Eisenbahnen von Staatswegen oder privatim bauen, soll man Eisenbahnen erwerben, die Bergwerke, fremde Banken, die Runkelrüben-, Zucker-, Branntwein-Steuer, die ewig wiederkehrende Grundsteuerfrage.

Manteuffel äußerte, er würde Sie bitten, ihm beizustehen, vielleicht das Protokoll zu führen. — — —

Bismarck und Manteuffel mögen sagen, was sie wollen, Deutschlands und Europas Heil liegt in der Einigkeit von Österreich und Preußen, dann aber auch in der Einigkeit von Österreich und Rußland." —

Um dieselbe Zeit schrieb Gerlach an Niebuhr: „Westfalen war ganz montiert von seiner preußischen Reise und von der guten Aufnahme, die er dort gefunden, und vollständig einverstanden mit der Finanzkommission.

Da Sie, lieber Niebuhr, selbst nach Manteuffels Idee, eine Hauptperson in dieser Kommission sein sollen, so kann ich nicht unterlassen, Ihnen einige Gedanken mitzuteilen.

Die Hauptaufgaben der Kommission sind meines Erachtens Aufstellung von Prinzipien:

1. Über das Verhältnis des Finanzministers zu dem Handelsministerium;

2. über die Zweckmäßigkeit, Valeurs für den Fiskus zu erwerben;

3. über die Etats und ihre Spezialisierung; in wie weit die Spezialetats den Ständen vorzulegen sind;

4. über die Zölle und das Verhältnis zum Zollverein;

5. über die Stellung des Premierministers zu den Finanzen. —

Dann hat mich noch eine Sache beschäftigt. Sie kennen die Idee über eine neue Redaktion der Verfassung; dieselbe hat große Bedenken erregt. Ich will nur zwei anführen. Das eine kommt von Manteuffel: Wenn man das Herrenhaus so fest konstituiert, wie es jetzt ist, und das Haus der Abgeordneten auf die Basis unserer Provinzial- und Kreisstände stellt, so würden die Rechte dieser Häuser dem königlichen Ansehen gefährlicher, als es die schwankenden Kammern nach der alten Karte Waldeck waren. Das ist richtig und würde daraus folgern, daß die Konstituierung des Herrenhauses der königlichen Macht schon nachteilig gewesen ist, wie sich das bei dem letzten Landtag gezeigt hat."

Bald darauf erkrankte Niebuhr an einem Nervenleiden, welches seinen Geist umnachtete. Man hat dies Leiden mit den Ärgernissen in Verbindung gebracht, welche ihm der Depeschendiebstahl im Jahre 1855 bereitete. Der König erteilte ihm aber an dem darauf folgenden Neujahrstage einen hohen Orden und zeichnete ihn mit einer Kabinetsordre aus, welche den Edelmut beider Männer in ein helles Licht stellt. Auch versichert Reumont, welcher in dieser Zeit mit Niebuhr auch persönlich verkehrte, daß seine geistigen Kräfte bis zum Schlusse des Jahres 1857, wo der König erkrankte, unverändert im stande waren. Nach dreijähriger Krankheit erlag Niebuhr seinen Leiden am 1. August 1860 im Alter von nur 43 Jahren. In dem Augenblick seiner geistigen Umnachtung erschien von ihm das Buch Assur und Babel, der Versuch eines Ausgleichs zwischen der biblischen Chronologie und den Ergebnissen neuerer Forschung, ein Werk, das, mit Reumont zu reden, auch seinen Gegnern, wenn sie es verstanden, Achtung einflößte.

Ein Reif in der Frühlingsnacht.

Novelle

von

Julius Gesellhofen.

(Schluß.)

Das sein innerstes Wesen erschütternde Ereignis dieses Tages wurde für Hunibold ein Wendepunkt für seine ganze Lebensführung. Sein Herz war ihm verödet und die ideale Anschauung der Jugend verwischt. Aber sein Charakter war auch dadurch gefestigt.

Von nun an hatte bei der Auffassung des Lebens und bei der Bestimmung seiner Handlungsweise das Gefühl nichts mehr mitzusprechen; der Verstand allein zeichnete ihm seinen Weg vor und richtete ihm seine Ziele auf.

Sein Erfolg bei der Verteidigung der Kindesmörderin hatte ihm über seine Begabung Klarheit verschafft. Er wurde Rechtsanwalt. Aber eine höhere Weihe, eine ideale Bedeutung hatte für ihn der Beruf nicht. Er war kein Anwalt des Rechts und wollte es auch gar nicht sein. Er war nur ein Geschäftsmann, der seine juristischen Kenntnisse und seine rednerische Befähigung als Ware behandelte und gegen möglichst günstige Bedingungen in Geld umsetzte.

Daher pflegte er auch niemals die Lauterkeit der ihm zur Verfechtung übertragenen Angelegenheiten und Rechtsansprüche zu prüfen, sondern vertrat unbedenklich jedermanns Sache, der ihn für seine Mühewaltung zu bezahlen im stande war.

So gewann er im Laufe der Zeit Einfluß und Reichtum. Daß sein Ansehen nicht überall mit unbedingter Hochachtung verbunden war, daß viele seiner Berufsgenossen im stillen über seinen Charakter die Achseln zuckten und bei aller äußeren Höflichkeit ihren Verkehr mit ihm nur auf das notwendigste Maß beschränkten, — das berührte ihn wenig. Er suchte mit seinem verbitterten Gemüt ohnehin keinen Umgang und trug, wo er in Gesellschaft zu erscheinen genötigt war, einen frostigen Sarkasmus zu Schau, und niemand konnte sich erinnern, an ihm je eine weiche Regung wahrgenommen oder ein herzliches Wort von ihm gehört zu haben.

Daß es in seinem Innern zuweilen ganz anders aussah, daß schmerzliche Gefühle darin wogten, und daß das Weh der Herzensverödung nimmer sich von der Selbstverspottung niederkämpfen ließ, das wußte nur er allein.

Aber so wie heute war sein Gleichmut noch nie erschüttert worden, heut, da er die Gewißheit erhalten, daß die Verderberin seiner Seele aufs neue seine Ruhe zu stören drohe, und daß er ihr vielleicht bald Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen werde.

Die Kunde hatte ihm seine tiefinnersten Gedanken und Empfindungen aufgewühlt, und zum erstenmal hatte er heut seiner Erinnerung verstatten müssen, ihm alle jene Bilder getreu vor Augen zu stellen, während er sich früher gewaltsam jedes Verweilen beim Rückblick in die Zeit seiner Jugendliebe versagt und immer nur nach vorwärts geschaut hatte.

Mit unerbittlicher Klarheit spielten sich die wilden Szenen seiner Jugendliebe und seiner Enttäuschung vor seinem inneren Auge ab, als wären nicht elf Jahre, sondern kaum so viel Tage zeither vergangen.

Heut aber fehlte ihm die Stumpfheit, in die der Sinnentaumel damals seine Seele versetzt. Sein Geist war klar und elastisch, und hell loderte daher der Zorn über die schnöde Handlungsweise des Weibes in ihm auf. Sein Gefühl, das bei der Erinnerung an das erste Aufkeimen der Herzensneigung übergeflossen, verhärtete sich wieder völlig, und: „Rache! Rache! Rache an der Verderberin! Rache, sobald sie meinen Weg wieder kreuzt!“ war nun der Beschluß seiner Rückschau. — — —

Ein bescheidenes Räuspern störte ihn aus seinen grübelnden Betrachtungen auf.

Der Bureauvorsteher, der schon wiederholt im Rahmen der Thür erschienen war, ohne eine direkte Anrede zu wagen, war dicht hinter den Stuhl des in Gedanken Versunkenen getreten, da sein Anliegen keinen Aufschub mehr duldete.

Der Rechtsanwalt fuhr in die Höhe und fragte zerstreut: „Was giebts, Wenzel?"

Der Beamte, der die Wünsche und Gewohnheiten seines Herrn genau kannte, erwiderte nichts, sondern legte ihm nur eine Visitenkarte vor, worauf ein kurz hervorgestoßenes „Eintreten lassen!" erfolgte.

Auf der Karte stand: Ernst Hermann, Bankier.

Als der Schreiber sich entfernt hatte, richtete sich Huniboldt energisch auf und strich mit der flachen Hand hastig über die Stirn, als thue ihm die körperliche Aufmunterung not, um seine verlorenen Gedanken zu sammeln.

Hermann war eine in der Handelswelt nicht eben gut angesehene Persönlichkeit, denn man munkelte von seiner Vergangenheit allerlei, das nicht wie guter Leumund klang. Aber da niemand etwas Gewisses anzugeben wußte, war es ihm bisher möglich gewesen, seine Stellung als einflußreicher Großindustrieller und Chef eines ausgedehnten Bankhauses zu behaupten.

Zu Huniboldt hatte er seit vielen Jahren intime Beziehungen. Er besorgte dessen sämtliche Geldgeschäfte und leitete kaufmännisch alle industriellen Unternehmungen, deren juristische Seele der Rechtsanwalt war. Es bestand sogar eine gewisse Freundschaft zwischen den beiden Männern, die sich allerdings mehr auf den gemeinsamen Vorteil als auf gegenseitiges Vertrauen gründete.

Der Bankier, der sich sonst behäbig und mit einer gut gespielten Würde zu tragen pflegte, trat jetzt unsichern Schrittes und mit verstörtem Gesichte hastig ein, warf sich schwerfällig auf einen Lehnsessel, stöhnte laut auf und brachte dann mit heiserer Stimme hervor: „Huniboldt, wir sind ruiniert!"

Der Angeredete warf einen forschenden Blick auf den Sprecher, und wußte sofort, um was es sich handelte.

Auch er erbleichte, denn das, was auf dem Spiele stand, vielleicht schon verloren war, war Zweck und Ziel seines ganzen Lebens und Strebens, war das, was er an die Stelle seiner zertrümmerten Jugendideale gesetzt, und was allein für ihn in seinem verödeten und verbitterten Dasein noch Reiz besaß, — der Reichtum.

Durch rastlose Thätigkeit, durch Spekulationen der verschiedensten Art und gewagte, oft zweifelhafte Geschäfte hatte er allmählich ein beträchtliches Kapital zusammengebracht, das jetzt zu einem Hauptschlage in einem einzigen Unternehmen angelegt war, von dem er sich einen ungeheuren Gewinn versprach.

Die städtischen Behörden hatten vor einiger Zeit beschlossen, eine Markthalle in großartigem Verhältnis zu erbauen, um den Anforderungen der sich rasch entwickelnden Großstadt gerecht zu werden.

Nun hatte Huniboldt aus sicherer Quelle erfahren, daß zu diesem Zwecke ein im Herzen der Stadt gelegenes Gewirr von Gassen und Gäßchen, das durch

Unfreundlichkeit, ungesunde Luft und das darin sich mit Erfolg versteckende Laster schon lange gröblichen Anstoß erregt, zum Abbruch angekauft werden sollte.

Sein weitblickender Unternehmungsgeist hatte sich sofort dieser Angelegenheit als einer Quelle reichlichen Geldgewinns bemächtigt, und im Verein mit seinem Genossen Hermann hatte er unter der Hand von all' den Häusern und Häuschen jener elenden Stadtviertel Hypotheken zusammengekauft, soviel er immer bekommen konnte, was ihm nicht eben schwer wurde, da von der glänzenden Zukunft des verrufenen Stadtteils noch niemand außer der beteiligten Behörde etwas wußte.

Die beiden Geschäftsfreunde hatten ihr ganzes Vermögen und ihren ganzen Kredit aufgewandt, um möglichst Alleinbesitzer der anzukaufenden Grundstücke zu werden, und nach und nach durch erbarmungslose Aufkündigungen und Subhastationen schon eine ganze Reihe armer Familien und mühsamer Handwerker um ihre armseligen Häuschen gebracht und von günstigen Arbeitsstätten verdrängt.

Die Sache schien sich für sie vortrefflich anzulassen, denn es war ihnen wohlbekannt, daß bei dem Enteignungsverfahren, auf das sie es natürlich ankommen lassen wollten, der Magistrat die höchsten Preise zahlen mußte, die den Pappenstiel, um den sie das Gut der Armut an sich gebracht, mindestens verzehnfachen würden.

Als daher Hermann jetzt so niedergeschmettert und all' seines Selbstbewußtseins entkleidet vor ihm saß, wußte der Rechtsanwalt sofort, daß der Erfolg dieses Unternehmens irgendwie bedroht sein müsse.

Aber er wußte sich doch noch so weit zu beherrschen, daß er durch ruhige und sachgemäß gestellte Fragen den Stand der Dinge aus dem fassungslosen Genossen herausbekam.

Der Antrag des Magistrats war von den Stadtverordneten abgelehnt und der endgiltige Beschluß gefaßt worden, die Markthalle mitten auf den großen Margaretenplatz zu bauen, wo ein Ankauf von Grund und Boden nicht erst notwendig war.

Dagegen wollte man jenen Stadtteil dadurch heben, daß man quer durch das Netz der Gäßchen eine breite Straße zu legen beschlossen hatte. Aber grade diejenigen Häuser und Grundstücke, die nunmehr in Betracht kamen, hatten die beiden Geschäftsfreunde bis jetzt noch nicht an sich zu bringen vermocht, und es zeigte sich nun, daß ihnen darin ein anderer Spekulant, der mit den Stadtverordneten Fühlung gehabt haben mußte, zuvorgekommen war.

Sie waren also nur im Besitz einer großen Anzahl zum Teil fast wertloser Häuschen. Was sich davon verkaufen ließ, mochte etwa zureichen, um die unter schweren Bedingungen entlehnten Summen zu decken; und von ihrem eigenen Vermögen blieb ihnen nur ein unbedeutender Rest, der noch dazu, in geringwertigem Grundbesitz und Hypotheken angelegt, äußerst wenig Ertrag brachte und zu weiteren geschäftlichen Unternehmungen in absehbarer Zeit nicht verwandt werden konnte.

Hunibold knirschte ingrimmig mit den Zähnen, als ihm diese Gewißheit ward.

„Verlorenes Spiel!“ grollte er mit gepreßter Stimme. „Und warum? — Weil ein anderer klüger war als wir. Wer ist denn dieses vermaledeite Schlitzohr, das uns um den Gewinn betrogen hat?“

„„Kommerzienrat Löhnheim aus X.““ erwiderte weinerlich der Gefährte und schnäuzte sich in sein seidenes Taschentuch.

„Löhnheim?!“

Der Rechtsanwalt fuhr empor, als hätte ihm jemand mit einer Lanze einen Stich versetzt. Löhnheim! also auch der Gatte des Weibes, das ihm sein Lebensglück zertrümmert, mußte sich noch als Widersacher erweisen! Trieb hier der Zufall sein tückisches Spiel, oder sollte man an einen dämonischen Zusammenhang glauben?

„Ha, ich will doch“ — — —

Doch was er wollte, blieb für diesmal unausgesprochen, denn in demselben Augenblicke wurde die Thür hastig geöffnet, und ein Mann mit goldbetreßter Mütze trat kurz grüßend vor ihn hin, um ihm eine Karte zu übergeben.

„Der Herr läßt sagen, es sei Gefahr im Verzuge,“ — fügte er bei.

Die Karte enthielt die Mitteilung von dem Besitzer des vornehmsten Gasthauses der Stadt, daß ein bei ihm wohnender, sehr reicher fremder Herr plötzlich einen Schlaganfall gehabt und, da der Arzt sich äußerst bedenklich gezeigt, sofort sein Testament machen wolle, zu dessen Aufnahme der Herr Notar unverzüglich zu erscheinen gebeten werde.

Der Anwalt war gewohnt sich schnell zu fassen. Er bemeisterte daher gewaltsam seine Aufregung und machte sich sogleich bereit, dem Rufe zu folgen. Denn einerseits war ihm daran gelegen, Zeit zur Überlegung zu gewinnen, ehe er weiter mit Hermann sich beriet, dem er selber durchaus nicht traute; und andererseits war er ein zu guter Geschäftsmann, um sich den reichen Gewinn aus einer Testamentsaufnahme entgehen zu lassen, wobei seine Gebühren nach der Größe des Gegenstandes bemessen wurden, die ja hier sehr beträchtlich sein sollte.

Im Gasthaus führte man ihn in ein Zimmer, das dem Fremden als Empfangsraum zu dienen schien, denn der Kellner bat ihn, hier zu warten, und verschwand dann durch die Seitenthür, um ihn anzumelden. Gleich darauf öffnete sich dieselbe wieder, ein Knistern und Rauschen, wie von Frauengewändern ward hörbar; Hunibold schaute auf und stand vor — Konstanze Löhnheim.

Im Augenblick erkannte er sie, deren Bild trotz allen Hasses in seinem Herzen unverwischt geblieben war.

Er erbleichte, erbebte, wollte heftig ein Wort hervorstoßen und brachte doch keinen Laut aus der Kehle.

Sie war nicht minder betroffen durch die unerwartete Begegnung, und eine tief purpurne Röte flammte über ihr noch immer reizendes Gesicht, um gleich darauf einer fast krankhaften Blässe Platz zu machen.

Ein Wort zu sprechen war auch sie nicht imstande, und eine ziemlich lange Weile standen sich die beiden Menschen, deren Herzen vor Jahren vereint geschlagen, stumm Aug' in Auge bohrend gegenüber.

Er fand zuerst seine Fassung wieder, und da er etwas wie eine unbestimmte Furcht verspürte, war er bestrebt, von vornherein eine Scheidewand zwischen sich und ihr zu errichten, um sich dahinter zu verschanzen.

In kühlem, geschäftsmäßigem Tone und mit einer knappen Verbeugung sagte er daher:

„Ich bin der Notar Hunibold und hierher gerufen, um das Testament eines plötzlich erkrankten Herrn aufzunehmen; bin daher wohl in ein falsches Zimmer geraten und bitte wegen der Störung um Entschuldigung, meine Gnädigste.“

Als er sich aber nach der Thür wandte, trat sie ihm hastig in den Weg und rief mit bebender Stimme:

„Otto!! — nicht so! — das Testament hat noch Zeit — — mein Mann fühlt sich bereits wohler — — Otto!!!“

Hunibold stand einen Augenblick starr. Mit der Geschwindigkeit des Blitzstrahls machte er eine ganze Reihe von Empfindungen durch, ohne sich der einzelnen klar bewußt zu werden.

Die er einst im Liebreiz der ersten Jugend gekannt und mit der elementaren Heftigkeit der ersten Liebe geliebt, die sich ihm willenlos zu eigen gegeben, ihn dann schmählich belogen und betrogen, ihn aufs neue gefesselt und aufs neue betrogen hatte, deren Verrat ihm sein Leben vergiftet und seine Seele verdorben, — sie stand jetzt vor ihm in der voll ausgereiften, bestrickenden Schönheit des Weibes ihr Auge flammte, ihr Busen wogte, ihre Arme breiteten sich für ihn aus, und ihre Stimme zitterte mit demselben bezaubernden Wohlklang wie ehemals, als sie jetzt voll leidenschaftlicher Innigkeit ihm seinen Vornamen entgegenrief: Otto!

Es war, als ob ein Nebelschleier seine Sinne umfangen wollte, gewebt aus seliger Erinnerung und süßer Sinnenlust des Augenblicks; aber es war auch nur ein Schleier, durch den sein scharfer Blick wohl getrübt, aber nicht völlig geblendet wurde. Die Marksteine seines reizlosen Lebens schimmerten als warnende Zeichen durch.

Er fuhr mit der Hand über's Gesicht, wie um den Flor zu entfernen, und sagte gemessenen Tones:

„Bitte, führen Sie mich zu dem Kranken.“

Sie aber schlug die feuchtglänzenden, schönen Augen flehend zu ihm auf und erwiderte leise und wehmütig:

„O, Otto, nicht so! ich bitte dich innig! du weißt nicht, wie ich um dich gelitten.“

Und ehe er sich zu einer Antwort fassen konnte, sank sie verzweifelt schluchzend vor ihm auf die Kniee.

Stumm sah er auf sie herab, aber er wandte sich nicht von ihr.

Der Anblick ihres aufrichtigen Schmerzes und ihrer Selbsterniedrigung rührte ihn unwillkürlich.

Die Bitterkeit in seiner Seele begann sich zu lösen und einem weicheren Gefühle Platz zu machen.

Noch hatten beide ihre Stellung nicht verändert; noch hatte er kein Wort der Erwiderung gefunden; aber sein Herz schlug heftig, und der Nebelschleier drohte sich mehr und mehr zu verdichten.

Da hörte man im Nebenzimmer eine Thür öffnen und wieder zuschlagen; der Tritt eines Mannes näherte sich vernehmlich.

Hunibold hob die Weinende auf. Sie ließ es sich willenlos gefallen, ohne aber ihren schmerzvollen Gesichtsausdruck zu glätten oder ihren Thränen Einhalt zu gebieten. Ja, als die Thür geöffnet wurde, versuchte sie sogar, sich an ihn zu schmiegen. Er wich ihr jedoch aus, wandte sich so, daß er mit der vollen Breite seiner Gestalt die ihrige verdeckte, und schaute fragend auf den eintretenden Diener.

Dieser verbeugte sich und meldete: „Der Herr Kommerzienrat lassen die gnädige Frau fragen, ob der Notar schon erschienen ist.“

„Ich bin es,“ antwortete Hunibold für sie, „führen Sie mich sogleich zu dem Herrn.“

Und nach einer flüchtigen Verbeugung gegen sie folgte er dem Diener, indem er sie ohne ein freundliches Abschiedswort sich selbst überließ.

Das Erscheinen des Domestiken hatte ihn wieder zu sich gebracht.

Sie schaute ihm verstört nach, denn sie hatte aus seinen unbeweglichen Zügen nicht zu enträtseln vermocht, was in ihm vorging. Als die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen war, warf sie sich krampfhaft schluchzend in einen Lehnsessel und verbarg das Gesicht in den Händen.

Der Anwalt war inzwischen in das Krankenzimmer getreten, von dem die heruntergelassenen grünen Vorhänge das Tageslicht fast gänzlich ausschlossen.

Erst als der Diener mit der Meldung: „der Herr Notar“ — in die gegenüberliegende Ecke trat, hatte er seine Augen soweit an die Dämmerung gewöhnt, daß er dort eine auf einem Langsessel hingestreckte menschliche Gestalt unterscheiden konnte, von der er jetzt mit schwacher Stimme angeredet wurde:

„Ich habe Sie hierher bemühen müssen, Herr“ — —

„Doktor Hunibold!“

„Sehr verbunden, Herr Doktor! Also ich habe Sie zu mir bitten lassen, weil ich leider der freien Bewegung beraubt bin. Man wird Ihnen mein Anliegen mitgeteilt haben.“

„Sehr wohl!“

„Nun, dann bitte ich Sie, Platz zu nehmen; Iwan, bringe die Lampe.“

Die letzten Worte waren an den Diener gerichtet, der alsbald eine Lampe mit einem bunten Schirm herbeiholte.

„Ihre Arbeit wird Sie nicht zu lange in Anspruch nehmen; denn mein Testament soll in der Hauptsache die Erbeinsetzung meiner über alles geliebten Frau Konstanze geb. Natorga enthalten. Die Legate, die ich auszusetzen wünsche, habe ich schon früher einmal zusammengestellt; hier das Verzeichnis giebt Ihnen darüber die nötigen Aufschlüsse. Sie sehen, daß Sie nur wenig zu schreiben haben. Daß ich meinen letzten Willen notariell abgefaßt und gerichtlich niedergelegt wissen

will, hat nur den Grund, meiner angebeteten Konstanze alle Anfechtungen und Zwistigkeiten von seiten meiner scheelsüchtigen Verwandten zu ersparen.

Bitte, schreiben Sie also meine letztwilligen Verfügungen in diesem Sinne nieder."

Hunibold hatte sich einen gestempelten Bogen zurechtgelegt, die Aufzeichnungen des Kommerzienrats durchgelesen und begann nun zu schreiben.

Da dies im vorliegenden Falle eine ziemlich mechanische Arbeit war, so hatten seine Gedanken Zeit, ihrer eignen Richtung zu folgen, und ein Strudel der verschiedensten Empfindungen durchwogte seine Seele.

Der Mittelpunkt derselben war natürlich Konstanze. Dem Anblick und dem berückenden persönlichen Einfluß des schönen Weibes entzogen, kochte die alte Wut gegen sie wieder in ihm auf.

So also hatte er sie wiedergefunden, die ihn einst schmählich verraten, ihm sein Leben vergällt, die Freude am Guten und Schönen vernichtet und ihn zum verbitterten Menschen gemacht! Sie hatte zeither in reichen und glücklichen Verhältnissen gelebt, von ihrem Gemahl vergöttert und wahrscheinlich von ihrer Umgebung allgemein bewundert. Niemand kannte ihr Vorleben, niemand ihren wahren Charakter, denn sie besaß hinlängliche Klugheit und den nötigen Reichtum, um ihn hinter einer gefälligen Außenseite zu verbergen. Auch bewahrte Leichtsinn und Mangel an Gemüt sie vor Selbstanklagen und Selbstpeinigung.

Er dagegen hatte sich selbst das Leben zur Last gemacht; die Menschen hatten ihn gemieden und oft sogar im Stillen gehaßt und mißachtet. Und sie allein war daran schuld.

Das Schicksal hatte sie bisher beide mit gewohnter Ungerechtigkeit behandelt.

Jetzt aber, — ha! war das nicht ein Wink der höheren Macht, die ihm selbst das Mittel zur Vergeltung an die Hand gab? Konnte er nicht selbst einen Ausgleich der ungerecht verteilten Loose herbeiführen? Dort die hinfällige Jammergestalt des Greises, dem der Tod schon aus den Augen sah, gab ihm deutliche Weisung.

Derselbe wollte sie, die er nach seiner eignen Aussage abgöttisch liebte, zur alleinigen Erbin seines märchenhaften Reichtums einsetzen. Aber diese Liebe würde verlöschen wie die Flamme unter dem Wasserstrahl, wenn er von der Geschichte der Dirne Kenntnis erhielte. Die nötigen Beweise wären ja leicht beizubringen. Zwar der arme, kranke Mann würde den Schlag kaum überwinden; aber was liegt daran! Er ist ja ohnedies schon dem Tode geweiht. Aber sie! Sie würde ihr Liebstes, nach dem sie gelechzt, um das sie Schmach und Schande auf ihr Haupt geladen, um das sie sein Herz zertreten und kaltblütig sein Glück geopfert, um das sie endlich ihre eigne Seele verschachert, — das Gold, verlieren.

Bettelarm würde sie hinausgestoßen werden aus dem Hause des reichen Mannes, dem Elend und der verdienten Schande preisgegeben.

Ha, wie die Aussicht auf so erschöpfende Rache ihn vollständig erfaßte! Ja, seine Rache wollte und mußte er haben.

Aber — — halt da! halt!

Wird die Vergeltung auf diesem Wege zu erlangen sein? und wird sie gründlich sein, völligen, dauernden Ausgleich schaffen?

Konstanze ist noch immer eine berückende Frau; sie hat die dreißig kaum erreicht.

Sein Herz klopft hörbar, als er sich ihr Bild vergegenwärtigt, wie es ihm vorhin vor Augen trat.

Sie wird ihr altes Spiel anderswo mit einem andern verliebten alten Thoren anfangen, und — wird es gewinnen.

Sie ist so klug, wie leidenschaftlich und versteht mit kaltem Blute treffend zu rechnen. Sie wird ihre Schlingen zu legen wissen, und kein Opfer, das sie sich auserseheu, wird ihr widerstehen können. Er fühlt es wohl, denn, als er ihr in die Augen schaute, begann selbst seine Seele schon wieder ihren Bann zu verspüren. Vermaledeites Weib!

— — — — Doch sie! war sie nicht gleichfalls tief ergriffen bei seinem Anblick?

Sie habe schwer gelitten, sagte sie. Sollte sie doch noch ein Gewissen haben? oder fing sie schon wieder an, Komödie zu spielen? Nein! sie war ja auf sein Erscheinen gar nicht vorbereitet. Der Gasthausdiener hatte ihm ja selbst gesagt, daß er der Eile wegen zum nächsten Notar gelaufen sei. Die Karte des Besitzers hatte auch keine Adresse getragen, sondern nur gelautet: Der Herr Notar wird gebeten u. s. w.

Und dann — Hunibold war im Lauf der Jahre ein feiner Menschenkenner geworden: das Zusammenfahren bei seinem Anblick, ihr Verstummen, ihr hilfloses Anstarren war nicht gemacht gewesen.

Und wenn sie ein kokettes Spiel hätte spielen wollen, um ihn zu rühren und seine Verzeihung, vielleicht nur sein Schweigen damit zu erkaufen, würde sie sich dann soweit vergessen haben, in Gegenwart des Dieners in seine Arme zu sinken?

Er wußte aus früheren Zeiten, daß sie niemals einen Vertrauten ihrer geheimen Beziehungen duldete, am allerwenigsten unter der Dienerschaft. Infolgedessen war ja auch von ihren verschwiegenen Sünden selbst in ihrer nächsten Umgebung nicht das Geringste bekannt geworden.

Nein, die Empfindungen, die sie bei seiner Ankunft verraten, mußten echt sein.

Also liebte sie ihn noch, hatte niemals aufgehört ihn zu lieben?

Hunibold stöhnte auf.

Seit elf Jahren hatte so schwerer Groll über den Verrat dieses Weibes sein Herz erfüllt, daß ein anderes Gefühl darin nicht mehr Platz gefunden und jede weiche Regung schon im Keim erstickt worden war; und nun drohte alle Härte vor sentimentalen Betrachtungen beim ersten Wiedersehen dahinzuschmelzen wie Oktoberschnee.

Aber nein, nein, nein und abermals nein! Das durfte nicht geschehen, das wäre erbärmlich, klein und seiner selbstbewußten Kraft unwürdig!

Seine Hände ballten sich, daß die Nägel das Fleisch ritzten, und beinahe hätte er vor sich auf den Tisch geschlagen. — — —

Wie aber, wenn er die Gefühle des Weibes für sich auszunutzen verstand?

In seinem einsamen, nur dem Gelderwerb gewidmeten Leben war er ein ausgebildeter Egoist geworden, und selbst in der gegenwärtigen hochgradigen Aufregung kam ihm der Gedanke an seinen materiellen Nutzen.

Sein Vermögen stand auf dem Spiele. Im Hintergrunde drohte der Ruin. Die Unterredung mit Hermann ward mit einem Male wieder lebendig in ihm.

Konnte er nicht Konstanze an sich fesseln und, wenn sie erst frei geworden, seinen Verhältnissen durch ihren Reichtum einen neuen und sichern Halt verleihen?

Glücklicher Gedanke!

Und wenn sie ihr Schicksal mit dem seinen verknüpfte, dann war es Zeit, sie den Gram und die Verödung der letzten elf Jahre seines Lebens entgelten zu lassen, zumal da sie ihn ja liebte, leidenschaftlich liebte.

Auge um Auge — Zahn um Zahn.

Ein leises Lächeln flog über seine verhärteten, von Haus aus nicht unschönen Züge. Er hatte sich entschieden.

Er legte die Feder weg und stand auf, denn das Testament war längst fertig geschrieben, und die Reihe der Legate nach der Aufzeichnung des Kommerzienrats eingetragen.

Mit dem Blatt in der Hand trat er zu dem Kranken, um ihm das Geschriebene vorzulesen, bevor er die gesetzlich vorgeschriebenen Zeugen zur Unterschrift rufen ließ.

Da derselbe aber auf seine Anrede nicht antwortete, nahm er die bunte Glocke von der Lampe, um zu sehen, ob er vielleicht eingeschlafen sei.

Gräßlicher Anblick! Das Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, die Augen starrten gläsern in die Luft.

Hunibold faßte ihn an der Hand; sie war kalt und leblos.

Ein neuer, noch heftigerer Schlaganfall war eingetreten, und das Leben lautlos entflohen.

Auf das Schrillen der Klingel trat der Diener ins Gemach und ward von dem Notar beschieden, die gnädige Frau auf das Geschehene vorzubereiten und sie herzubitten.

Hunibold blieb eine lange Zeit allein bei dem Toten. Sinnend betrachtete er dessen Züge, die durch die Verzerrung des Todeskrampfes einen feindseligen Ausdruck angenommen hatten.

Dieser Mann hatte Konstanze elf Jahre lang besessen und sie nach seiner eignen Aussage über alles geliebt; es war ihm nie ein Mißtrauen gegen sie in den Sinn gekommen, und in festem Glauben an sie war er dahingegangen.

Die vertrauende Liebe hatte etwas Heiliges, Ehrfurchtgebietendes, nachdem sie durch den Tod besiegelt worden war, und selbst Hunibold konnte sich einer gewissen andächtigen Scheu nicht erwehren, die ihm der Anblick dieses Toten

trotz aller Gemütsverhärtung einflößte. Er fühlte sich sogar befriedigt, daß er seinen ersten Gedanken, dem Gatten die Jugendsünden Konstanzens aufzudecken, nicht zur Ausführung gebracht hatte.

Seine ganze Stimmung ward dadurch weicher und versöhnlicher, und als ihm nun einfiel, daß dieser Mann ja auch sein glücklicher Rival in der Häuserspekulation gewesen, empfand er keinen persönlichen Groll mehr gegen ihn. Aber der Gedanke an seinen finanziellen Verlust, der jetzt mit erneuter Klarheit in ihm aufstieg, bedrückte ihn doch schwer.

Und wieder kam ihm die Idee, daß die Neigung, die Konstanze ihm bewahrt, zum rettenden Faden aus dem Labyrinth seiner zerrütteten Verhältnisse werden könne.

So geschah es, daß er, unvermerkt wieder auf das Bild der Jugendgeliebten hingeleitet, sich ausschließlich mit ihr beschäftigte.

Nochmals zogen jene Bilder seines ersten und einzigen Liebesromans einzeln an ihm vorüber, aber diesmal nicht mit so unbarmherziger Klarheit wie vor wenigen Stunden in seinem Arbeitszimmer, sondern ferner, verschwommener, als wären es die Erlebnisse eines anderen, der sie ihm erzählt.

Die Empörung und Rachgier, die ihn vorhin erfüllt, war aus seiner Seele geschwunden, und nur ein peinliches Gefühl, aus dem dunkeln Bewußtsein, selbst nicht ohne Schuld zu sein, entsprungen, war dafür zurückgeblieben.

Als er daher in der Revue seines Lebens wieder bis zum heutigen Tage gekommen war, schüttelte er unwillig den Kopf; der Gedanke daran, daß er entschlossen gewesen, aus Rache um Konstanze zu werben, war ihm jetzt geradezu widerwärtig und beschämend.

Von ungefähr irrte sein Auge wieder über das bleiche Antlitz dort im Langsessel, das ihn immer noch feindselig anstarrte.

Der Anblick war ihm unheimlich, so daß er leicht zusammenschauderte.

Er wandte sich zum Fenster, öffnete den Vorhang und schaute in Gedanken verloren zu, wie draußen der Laternenmann auf der Straße die Gasflammen anzündete.

Er wußte nicht, wie lange er so gestanden, als er durch ein Geräusch aufgeschreckt ward.

Sein Blick fiel auf Konstanze, die ihrem Gatten die Augen zugedrückt hatte und leise weinend neben demselben auf die Kniee gesunken war.

Als Hunibold sich umdrehte, stand sie langsam auf, streckte ihm beide Hände entgegen und sagte flehend: „Im Angesicht des Todes laß deinen Groll schwinden, vergieb mir, Otto!"

Er antwortete nicht, denn ob er gleich seine Rachegedanken verbannt hatte, war doch der Grimm gegen die Verderberin seiner Seele in ihm noch nicht ganz erloschen, und er wußte wohl, daß er sich mit Festigkeit wappnen mußte, um nicht wieder dem Zauber, den ihre bestrickende Schönheit auf ihn ausübte, zu erliegen.

Konstanze ahnte wohl, was in seinem Innern vorging, aber sie war in der That keine herzlose Kokette und in diesem Augenblicke jedenfalls aller Heuchelei fern. Sie fuhr daher einfach und mit warmem Herzenston fort:

„Du hast ein Recht, mir zu mißtrauen, aber ich versichere dich, diesmal brauchst du es nicht. Gieb mir nur deine Hand und sage mir ein einziges Wort der Verzeihung; damit will ich mich bescheiden.“

Hunibold geriet in eine eigentümliche Stimmung. Er fühlte, daß der alte Groll sich mehr und mehr verflüchtigte und eine wärmere Empfindung ihn zu erfüllen begann. Daneben aber regte sich die Scham, daß er die Zuneigung dieser Frau, die seine Manneswürde ihm zurückzuweisen gebieten mußte, um schnöden Geldes willen hatte ausnutzen wollen.

Mit einem Blick überschaute er den Irrweg, auf dem er elf Jahre gewandelt, und von dem er jetzt beinahe auf einen noch abschüssigeren geraten wäre.

In diesem Augenblicke ward er ein anderer Mensch.

Er schaute der Jugendgeliebten ernst, aber verzeihend in die Augen, legte seine Rechte in die ihrige und ließ sie eine kurze Weile darin ruhen.

Dann richtete er sich auf und sagte in ruhigem, geschäftsmäßigem Tone:

„Ich versichere Sie meiner aufrichtigsten Teilnahme an dem Verluste, den Sie erlitten, gnädige Frau, und bitte, mir zu glauben, daß nur die Dringlichkeit der Angelegenheit mich veranlaßt, in diesem Augenbicke von Geschäften zu reden.“

Konstanze blickte ihn befremdet an, doch er fuhr in demselben Tone fort:

„Wie Sie wissen, war ich von Ihrem Herrn Gemahl zur Aufnahme seines Testaments hierher berufen.“

Sie zuckte zusammen, aber sie schwieg, da er ihre Bewegung nicht zu achten schien und unbeirrt weiter redete:

„Ich habe seinen Auftrag ausgeführt — sehen Sie selbst — aber als ich ihn zur Unterschrift auffordern wollte, fand ich ihn so, wie Sie ihn hier sehen. Er war während meiner Arbeit verschieden. Ich muß Ihnen nun eröffnen, daß dies Schriftstück ohne Unterschrift kein rechtsgiltiges Testament ist und daß, wie ich aus den Mitteilungen des Verewigten schließen muß, Ihre Einsetzung als Gesamterbin von den Verwandten desselben jedenfalls angefochten werden wird.“

Sie machte eine abwehrende Bewegung; er ließ sich jedoch in seiner Rede nicht beirren.

„Soweit mir die Verhältnisse bekannt sind, könnte dabei das in gewerblichen und kaufmännischen Spekulationen steckende große Vermögen ganz oder zum größten Teil verloren gehen, wenn nicht ein kundiges Auge darüber wachte. Ich biete Ihnen daher meine Hilfe an. Durch mein amtseidliches Zeugnis in der Eigenschaft als königlicher Notar hoffe ich es dahin zu bringen, daß das Nachlaßgericht das Testament Ihres Gatten auch ohne Unterschrift als rechtsgiltig anerkennt, da ich bekunden kann, daß er mir in verfügungsfähigem Zustande dies als seinen letzten Willen bezeichnet hat und die Unterschrift nur deshalb nicht

vollziehen konnte, weil er vom Tode überholt wurde. Wenn die Verwandten, wie ich wohl annehmen muß, dies anfechten und den Klageweg beschreiten, hoffe ich auch vor dem Prozeßgericht damit durchzudringen."

Er hielt einen Augenblick inne, als erwarte er ihre Zustimmung oder irgend einen Einwand. Als er jedoch bemerkte, daß sie seinen Ausführungen wenig Teilnahme schenkte und nur immer ihre Blicke mit einem halb bittenden, halb traurigen Ausdruck in die seinen zu versenken trachtete, fuhr er in noch trockenerem Tone fort:

„Inzwischen kann ich als Ihr Sachwalter in alle geschäftlichen Verhältnisse des Nachlasses einen Einblick gewinnen und es durch rechtzeitiges Eingreifen verhindern, daß größere Vermögensteile verloren gehen. Sie werden dann Ihr Erbe ungeschmälert erhalten, soweit nicht dieser oder jener Verwandte auf einen bestimmten Teil desselben ein besseres Recht geltend zu machen im stande ist. Dies würde ich natürlich als ein Anwalt des Rechtes auch gegen Ihren Vorteil zu berücksichtigen verpflichtet sein. — Den Erfolg halte ich für gesichert."

Wieder machte er eine Pause, und als auch jetzt noch keine Gegenrede erfolgte, fügte er beschließend hinzu:

„Sie sollen am Schluß jedes Monats vom Stande der Dinge in Kenntnis gesetzt werden, sei es nun schriftlich, sei es durch meinen unbedingt zuverlässigen Bureauvorsteher, und ich bitte Sie, auf demselben Wege etwaige Wünsche und Nachrichten, soweit sie von Belang sind und unser geschäftliches Verhältnis berühren, an mich gelangen zu lassen. Jeder andere Verkehr aber sei zwischen uns völlig abgeschnitten."

Bei den letzten Worten schrak Konstanze heftig zusammen, aber er ließ sie zu keiner Entgegnung kommen, sondern sagte ernst und bestimmt:

„Dies ist meine Bedingung, ohne deren Gewährung ich Sie Ihrem Schicksal überlassen und mich ohne Abschied von Ihnen entfernen müßte. Es ist dies die einzige Form, in der wir friedlich scheiden können."

Die schöne Frau war auf einen Stuhl gesunken. Mit grausamer Klarheit erkannte sie jetzt ihr Verhältnis zu dem Manne, den sie einst schnöde betrogen und den sie nach bestandener Läuterung ihres Charakters durch ihre jetzt wirklich reine und aufrichtige Liebe wiederzugewinnen gehofft hatte. Sie sah die Kluft, die zwischen ihnen gähnte, und erkannte mit herzzerreißendem Weh, daß sie nicht zu überbrücken war.

Auch er war schmerzlich bewegt und empfand eine innige Teilnahme für das bebende Weib vor ihm. Aber er empfand auch den stolzen Trost, daß diese Begegnung mit all' ihrer Bitternis eine Klärung und Festigung ihrer beiderseitigen seelischen Eigenschaften herbeigeführt habe.

Der Reif, der einst in der Frühlingsnacht gefallen, hatte die zarten Blaublümlein getötet, aber den Wurzeln war ihre Lebenskraft geblieben.

Hunibold reichte Konstanze die Hand hin. Sie schluchzte laut auf und schien sich wieder vor ihm niederwerfen zu wollen.

Als er aber einen Schritt zurücktrat, sah sie ihn nur noch einmal mit stummer Bitte flehend an.

Er hielt den Blick mit fester Miene aus, ohne sich zu rühren und ohne ein weiteres Wort zu sprechen.

Da erfaßte sie seine noch immer ausgestreckte Hand, neigte sich darüber und küßte sie. Und als er sich wandte und festen Schrittes das Zimmer verließ, sank sie neben ihrem toten Gatten nieder und weinte, weinte bitterlich.

Die Sterne der Wiener Hofoper.

Von

Curt von Zelau.

I.

Auch am Kunsthimmel giebt es Sterne von allen Größen. In den folgenden Blättern soll aber nur von jenen hellstrahlenden die Rede sein, die einen weiten, wohl bis über den Ozean reichenden Horizont haben und die auch dem nicht mit Lokalkenntnis der Wiener Hofbühne bewaffneten Auge sichtbar sind, wenn wir gleich gewohnt sind, sie bewaffneten Auges in dem lichtschimmernden Opernhause zu sehen und dem himmlischen Klang ihrer Stimmen zu lauschen. Gern würde ich den geneigten Leserinnen und Lesern ein vollständiges Sternbild der Wiener Hofoper geboten haben; aber ach wie viele Wolken und Nebel verhüllen diesen oder jenen der Sterne und machen das Studium seiner Bahn selbst dem geduldigsten Beobachter fast unmöglich! Ja, mit Geduld muß man sich vor allem wappnen, wenn man den Künstlerinnen und Künstlern nahen will, denn außer der Kunst des Gesanges und der Darstellung ist ihnen keine in höherem Maße eigen, als die, sich verleugnen zu lassen und sich dem in der Mode stehenden Interview zu entziehen, mag dasselbe auch noch so viel der Verbreitung ihres Ruhmes dienen. Es ist daher auch eine Kunst und zugleich Glückssache, sie zuhause zu treffen oder einer Unterredung geneigt zu finden, und wenn der Kenner der Wiener Theaterverhältnisse bei der Lektüre dieser Porträtstudien, gleich jenem Schullehrer, vielleicht enttäuscht ausrufen wird: „Ich sehe manche, die nicht da sind," so mag er sich für überzeugt halten, daß man weder Mühe noch Ausdauer gescheut hat, auch diese fehlenden der nachstehenden kleinen Sammlung einzureihen, daß aber die beharrlichsten Versuche, ihre Bilder zu gewinnen, an Künstlerlaunen und tausend anderen Schwierigkeiten scheiterten. Diese letzteren machten denn auch die ganze Arbeit so langwierig, daß darüber einzelne Sterne vollständig aus dem Sternbilde verschwindend in das Reich der Ewigkeit gesunken sind, nur ihren unvergänglichen Namen hienieden zurücklassend, während andere, vom Ruhebedürfnis erfüllt, der Konfiguration unserer Operngestirne so zu sagen nur mehr in partibus angehören.

Amalie Friedrich-Materna.

In Heiligenstadt bei Wien, nahe dem klassischen Boden, auf dessen grünen Fluren Beethoven, erfüllt von großen, schöpferischen Gedanken, gewandelt, steht ein schmuckes Landhaus, das seinen blumengeschmückten Hofraum der von eleganten Villen gebildeten, nach der Höhe der hohen Warte führenden Straße zuwendet. Ein schwarzer Neufundländer liegt hinter dem Gitterthor und begrüßt freundlich wedelnd den Fremden, der es überschreitet und sich bei seiner Herrin anmelden läßt. Wir gelangen in eine Vorhalle, in der uns neben einer allegorischen Figur die mit rotweißer Bandschleife gezierte Büste Wagners sofort in die richtige Stimmung versetzt, der berühmten Interpretin seiner Musikdramen zu nahen. Von der Halle schreiten wir unmittelbar in einen geräumigen, luxuriös eingerichteten Salon, durch dessen nach dem Garten führende Glasthür sich ein prächtiger Blick auf das im Abendschimmer vor uns liegende Wien mit dem Silberbande der Donau eröffnet. Kostbare Gemälde schmücken die Wände des eleganten Raumes, darunter ein lebensgroßes Ölbild der Eigentümerin dieses schönen Künstlerheims im Kostüm der Walküre. In der Mitte, unterhalb einem Kronleuchter, steht eine Causeuse, und bei dem mit einem schmucken Ofenschirm verkleideten Kamin bilden einige Fauteuils eine behagliche Plauderecke. Da öffnet sich die Thür des Nebenzimmers, und in geschmackvoller, trappfarbener Toilette kommt die gefeierte Sängerin auf uns zu und streckt uns freundlich die Hand zum Gruß entgegen. Wir vergessen die Walküre, die Brünhild und die anderen Gestalten der germanischen Sagenwelt und sehen nur die liebenswürdige Hausfrau vor uns, die uns in ungezwungener Natürlichkeit einlädt, in der gemütlichen Plauderecke neben ihr Platz zu nehmen. Mit treuherziger Offenheit erzählt sie, nachdem wir um Mitteilung einiger biographischer Daten gebeten, daß sie die Tochter eines steiermärkischen Schulmeisters sei und schon frühzeitig Neigung und Talent zur Musik in sich gefühlt, häufig in der Kirche im Chor mitgesungen und sich dann dem Theater, und zwar zunächst der Operette zugewendet habe. Ihre Bühnenlaufbahn begann sie in Graz, kam dann nach Wien aus Carltheater und trat, durch das Studium ernsterer Partien bei Koch und Esser für das tragische Fach vorbereitet, im Jahre 1869 zum ersten Mal an der Wiener Hofoper als Selika in Meyerbeers „Afrikanerin“ auf. Viele Wetten, bemerkte sie, seien damals darauf gemacht worden, ob sie ihr angestrebtes Ziel erreichen und sich an der Oper erhalten würde. Ihrer steiermärkischen Heimat hat sie auch nun, im Zenith ihres Ruhmes, eine treue Erinnerung bewahrt und besucht fast alljährlich ihren Geburtsort St. Georgen. — Als die bedeutendsten und für sie interessantesten Momente in ihrem Leben bezeichnet sie ihre Begegnung mit Richard Wagner und ihre Beziehungen zu dem Meister sowie ihre Kunstreisen nach Amerika. Es war im Jahre 1873, als sie in Leipzig gastierte, da erhielt sie ein Schreiben Wagners aus Bayreuth, dem sie von Emil Scaria empfohlen worden. Der Meister hatte bis dahin keine würdige Darstellerin für seine Brunhild finden können und wendete sich an sie, bedauernd, daß seine Arbeiten es ihm nicht gestatteten, selbst nach Leipzig zu kommen. Frau Materna erklärte sich bereit, auf seine Wünsche einzugehen, und

schickte ihm ihre Photographie, worauf sie selbst nach Bayreuth reiste. — „Und welches war der erste Eindruck, hochverehrte Frau," erlaube ich mir zu fragen, „den Sie von Richard Wagner empfingen?" — „Ich werde den Augenblick nie vergessen," sprach sie, „da ich klopfenden Herzens an der Schwelle seines Hauses stand. In dem Hausflur sah ich bei dem dort herrschenden Dunkel in undeutlichen Umrissen die Gestalt eines Mannes, die ins nächste Zimmer schlüpfte. Als ich dann dem Diener meine Karte übergeben, hörte ich in der Wohnung einen großen Lärm, und als ich in das Empfangszimmer eintrat, vernahm ich die Worte: „Nein, es ist nicht möglich, das kann sie nicht sein!" Wagner selbst war es, der mich mit dieser ziemlich laut ausgerufenen Bemerkung empfangen. Das photographische Bild, das ich ihm eingesendet, hatte ihn nämlich ganz verstimmt, denn so wie ich darauf dargestellt erschien, dachte er nun und nimmer, daß ich für die Gestalt seiner Brunhild passen würde. Nun jubelte er auf, durch meine persönliche Erscheinung angenehm enttäuscht zu sein. „Es ist von guter Vorbedeutung, sagte er mir, daß Sie an dem Tage hier eintreffen, da ich mein Haus einweihe; Sie müssen uns abends etwas singen." Von der Reise ermüdet, zaghaft, ob ich singen sollte, und in der Wahl eines geeigneten Stückes verlegen, wendete ich mich an Frau Cosima, welche mir zu der der Arie Elisabeth aus Tannhäuser „Seid mir gegrüßt, ihr heiligen Hallen" riet. Nicht ohne Befangenheit sang ich in gerader, etwas gezwungener Haltung die Arie; doch war ich voll bei Stimme; der seither verstorbene Josef Rubinstein (er hat sich erschossen) begleitete mich auf dem Klavier. Als ich geendet, stürzte Wagner, der mir an einem Stuhle lehnend zugehört, auf mich zu und war ganz selig, seine Brunhild gefunden zu haben. Ich kann gar nicht beschreiben, welch' bedeutenden Eindruck mir seine Erscheinung machte; seit jenem Abend aber blieben wir bis zu seinem Tode die besten Freunde." — Frau Materna erzählte nun weiter, wie dieser Bayreuther Besuch für ihre ganze künstlerische Richtung von Entscheidung gewesen. Unmittelbar darauf gastierte sie am Conventgarden-Theater in London, und der Direktor dieser Bühne wollte sie bestimmen, sich vollständig der italienischen Oper zuzuwenden, aber die Künstlerin blieb ihrer großen Aufgabe treu, an der Gründung der deutschen Oper mitzuwirken und sich fortan dieser ausschließlich zu widmen. Das heimische Idiom war ihr sympathischer als das fremde; die deutsche Richtung, die sie durch Wagner kennen gelernt, die zusagendste von allen. — „Hat der Meister," fragte ich die Künstlerin, „auf Ihr Rollenstudium persönlich Einfluß genommen?" — „Gewiß, er hat die Opern seiner Tetralogie selbst mit mir einstudiert und ist dabei mit einer Gewissenhaftigkeit vorgegangen, die ich gar nicht genug rühmen kann. Er war der denkbar beste Regisseur und wußte die Darsteller sowohl durch seinen mit fast tonloser Stimme vorgetragenen Gesang, als auch durch die mit vollendetem Ausdruck durchgeführte Mimik in seine Intentionen einzuweihen. Das Klavierspiel war weniger seine starke Seite. Oft rief er bei der Probe aus: „Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mir diese Stelle so gedacht habe!" so gut scheine ich seine Intentionen getroffen zu haben. Er führte eine lebhafte Korrespondenz mit mir, und seinen letzten Brief erhielt ich noch einen Monat vor seinem Tode. In allen diesen Schreiben drückte er mir die dankbarste Anerkennung

für meine Leistungen aus. Ich traf auch in London und Berlin mit ihm zusammen, als ich dort in seinen Opern gastierte. — „Hat Sie Ihre künstlerische Laufbahn, gnädige Frau," erlaubte ich mir zu fragen, „auch mit anderen bedeutenden Komponisten zusammengeführt?" — Mit Massenet trat ich in Brüssel in Berührung, als ich dort in den Wagner-Opern auftrat; er war damals, begleitet von mehreren Pariser Journalisten, u. a. von Albert Wolff, nach Brüssel gekommen. Mit Verdi, dessen Erscheinung mir einen mächtigen, unvergeßlichen Eindruck machte, brachte mich dessen Aïda in Beziehung; unsere Begegnung fand bald, nachdem diese Oper in Wien gegeben worden, anläßlich der Aufführung seines Requiem, zu der er nach Wien gekommen, im Jahre 1879 statt. Die Rolle der Aïda war an unserer Hofbühne von Frau Wild kreiert worden; ich sang damals die Amneris und habe die Aïda erst später übernommen."

Mit Vorliebe erzählt Frau Materna von ihren Kunstreisen in Amerika. Zum ersten Mal ging sie im Jahre 1881 über den Ozean; damals sang sie in den Vereinigten Staaten nur in Konzerten. Als sie zum zweiten Mal mit Winkelmann und Scaria im Jahre 1885 in Amerika war, sang sie an der Bühne des Direktor Thomas in New-York und bereiste dann mit dessen Gesellschaft fast den ganzen Kontinent. Die größten Triumphe feierte sie in New-York selbst, dann in Cincinnati und Chicago; aber auch in San Francisco, wovon sie überaus entzückt ist, wie von Kalifornien überhaupt, wurde sie sehr gefeiert. Die Reise ging dann über Arizona und Neu-Mexiko zu den Mormonen an den Salzsee. Überall waren der Erfolg und die Aufnahme geradezu unbeschreiblich. In San Francisco erhielt die Künstlerin Boukets, die aus mehreren zusammengebundenen Rosenstöcken bestanden, von denen jeder einzelne an 50 Rosen trug; selbstverständlich mußte solch ein Riesenstrauß von mehreren Männern getragen werden. — Bei den Mormonen, erzählte sie, herrscht eine eigene Sitte des Boukettbindens; die Sträuße sehen wie Teile von großen Kränzen aus und werden durch Holzstöcke gehalten, so daß der Künstler fast Gefahr läuft, durch eine derartige zarte Blumenspende totgeschlagen zu werden. Dort sah sie auch in einem Eisenbahn-Koupee einen Mann, der mit 14 Frauen und 52 Kindern gesegnet war. Sehr interessant weiß Frau Materna von der Mormonenstadt, den Sitten ihrer Einwohner, deren Begeisterung für die Musik und dem überaus akustisch gebauten Gotteshause ihrer Metropole am Salzsee zu erzählen. Allenthalben verehrte man der Künstlerin prachtvolle Geschenke, als Ausdruck der Bewunderung; so zeigte sie mir eine herrliche, in bunten Farben kunstvoll gestickte Tischdecke, die sie von einigen Damen in San Francisko erhalten und woran 4 Japaner durch volle 6 Jahre gearbeitet haben sollen. Aus ihren Schilderungen geht auch hervor, wie bequem unseren Kunstgrößen die Gastspielreisen in Amerika gemacht werden. Bei der Fahrt von San Francisco nach Arizona, bei welcher der Eisenbahnzug die wildesten Gegenden durcheilt und manche Felsenkluft auf schwindelnd hohen Eisenbrücken übersetzt, war die Künstlerin mit dem größtmöglichsten Komfort versehen; es war ihr eine eigene Dienerschaft zugewiesen; Koch, Küche und Keller, letzterer reichlich ausgestattet, befanden sich im Zuge. — Meine Frage, ob in Amerika im allgemeinen viel Sinn

für Wagner'sche Musik herrsche, wurde von Frau Materna bejaht; dazu bemerkte sie nur, daß diejenigen, welche die Wagner'sche Musik nicht verständen, sich wenigstens einbildeten, sie zu verstehen. Doch hatten die eingeborenen Amerikaner mehr Sinn für diese Richtung, als die eingewanderten Deutschen, welche mehr für fremde, für italienische Musik schwärmen; in den meisten Salons finde man übrigens Klavierauszüge von Wagner'schen Opern. — Ob es denn wahr sei, daß das Singen von Wagner'schen Opern die Stimmen verderbe, fragte ich noch: Solchen Sängerinnen, sagte die Künstlerin, die schon geschult sind und mit ihrer Stimme hauszuhalten wissen, würden die Wagner-Opern gewiß nicht schaden, doch gehört zum Studium dieser Partien eine gute Vorschule, namentlich auch in der Anwendung des Pianissimo. Anfängerinnen, die ohne viel Tonfärbung die Wirkung durch ein fortwährendes Forcieren der Stimme zu erzielen glauben, dürften die Wagner'schen Opern allerdings Schaden bringen. — Zum Schlusse führte mich Frau Materna noch in ihren Klaviersalon, wo ich außer der bereits erwähnten, prachtvollen Tischdecke aus San Francisko noch eine wohlgetroffene Büste der Künstlerin im Kostüm der Walküre, von Heinrich Natter modelliert, zu sehen bekam. Den Ehrenplatz an der Wand nimmt das Bild Wagners mit der eigenhändigen Widmung „an seine Brunhild" ein, und auch eine Büste des Meisters ist in diesem Sanktuarium der Kunst aufgestellt, dessen eine Ecke trophäenartig mit malerisch arrangierten Bändern und Schleifen in den amerikanischen Farben geziert ist, während eine andere Statuetten aus der Wagner'schen Tetralogie ausfüllen. Die Kammersängerin, welche wiederholt in London und in ganz Deutschland gesungen, stand damals im Begriffe, eine Kunstreise nach Amsterdam anzutreten, und trug sich für später mit dem Plane einer solchen nach Petersburg. Seither hat sie in Holland wie in Rußland neuen Ruhm und Lorbeeren in reichem Maße geerntet und in Wien die Rolle der Viviane in Goldmarks neuer Oper „Merlin" kreiert, eine Leistung, die sanglich wie dramatisch zu dem Vollendetsten gehört, das die Künstlerin geschaffen, und der man anmerkt, daß der Geist ihres großen Lehrmeisters seine Brunhild auch bei dem Studium dieser Partie leitend umschwebte.

Theodor Reichmann.

Als ich zum ersten Mal seine Wohnung betrat, die Wohnung dieses unvergleichlichen Trompeters von Säkkingen, der sich in die Herzen der Wienerinnen so eingesungen, daß sein Bild fast in keinem Herzen und seine Photographie fast in keinem Boudoir fehlt — da war er, wie dies bei Künstlern wohl noch häufiger als bei anderen Sterblichen zu geschehen pflegt, nicht zuhause. Er war aber damals wirklich nicht zuhause, und an seiner Statt empfing mich die sehr ehrenwerte Frau Julie Hammeter, die seit acht Jahren seine Wirtschaft mit mütterlicher Sorgfalt versieht, worum sie vielleicht manche seiner Verehrerinnen beneiden würde, wenngleich keine in gleicher Weise für den Künstler zu sorgen und ihm alles fern zu halten wüßte, was ihn von seinem hohen Berufe ablenken kann. Die biedere Münchnerin zeigte mir denn auch mit großer Pietät seine Wohnung, die im ersten Stocke eines neuen Hauses in der Pestalozzigasse (Nr. 3) nahe der Ring-

straße sehr bequem gelegen und eingerichtet ist. Über dem Schreibtisch Wagner in Stahlstich, mit eigenhändiger Widmung des Tondichters, auf dem Schreibtisch Wagner in der Photographie, dann Photographien hessischer Prinzen, der Lucca, ein Bild mit Motto von Emil Golz:

Heiter im Leben,
Ernst im Streben;

ein Spruch, der vollkommen auf Reichmann paßt. Ob auf dem Schreibtisch auch geschrieben wird? Wohl eher viel gelesen; denn die Billetsdoux von zarter Hand mögen hier zufliegen wie die Tauben. An den Wänden das Porträt des Oberst-hofmeisters Prinzen Hohenlohe und einige Ölbilder von Münchener Meistern, so-wie eine Photographie von Wagners Sterbehaus; in dem anstoßenden Musik-zimmer Bilder der Sängerin Malten und Nachbauers, das ist so ziemlich das Inventar des Wandschmuckes, wozu noch ungezählte Kränze zu rechnen wären, von denen der frischeste eine breite, rote Bandschleife mit sinniger, poetischer Inschrift trägt, die den Künstler als Wotan-Darsteller preist. Doch was sollen wir weiter in einer Wohnung, in der der Hausherr fehlt? Suchen wir ihn im Café Bauer gegenüber dem Opernhause auf: dort pflegt er häufig des Nachmittags von 5 bis 7 seinen Thee zu trinken, dazu eine edle Havana zu rauchen und mit seinen Freunden und Bewunderern zu plaudern; selbst an Tagen, da er abends zu singen hat, in welchen Fällen er freilich nur mit halbem Tone spricht, um seine Stimme zu schonen. Dort trafen wir häufig mit ihm zusammen, fanden ihn stets liebenswürdig entgegenkommend und haben ihm allmählich die folgenden Mitteilungen über seine künstlerische Laufbahn und sein künstlerisches Wirken ab-gefragt. — „Die Neigung für die Kunst, für alles Schöne, besonders aber für das Theater, sagte er einmal, lag seit jeher in meiner ganzen Natur; noch ehe ich ein Theater gesehen, spielte und deklamierte ich im Verein mit meiner Schwester, die ebenfalls viel Sinn für die Bühne hatte und mit einem schönen Talent aus-gestattet, später auch als Schauspielerin zur Bühne ging, aber leider aus Gram über den Tod ihres Bräutigams frühzeitig gestorben ist. Ich hatte als Knabe eine süße, volle Sopranstimme, die allen Bekannten in meiner Vaterstadt Rostock wohlgefiel, und immer wieder wollten mich meine Mitschüler im Sologesang hören, unseren Kantor so lange bittend, bis er mich zum Singen aufforderte. Im Eltern-hause wurde keine Musik gemacht, weil wir zu arm waren, uns ein Klavier oder ein anderes Instrument anzuschaffen. Mit meinem 14. Jahre wollte ich auf einmal vom Singen nichts mehr wissen und setzte mir's in den Kopf, Schau-spieler zu werden; mein Sinn war damals eben weit ausgeprägter fürs Schauspiel als für die Oper, doch wollte meine Mutter überhaupt nicht, daß ich zum Theater ginge. So mußte ich denn einige Jahre unter den allergrößten Entbehrungen mich für meinen künftigen Beruf vorbereiten und mich in der kärglichsten Weise durchzubringen suchen. Vom 14. bis ungefähr zum 17. Jahre war ich als Kauf-mannslehrling in dem Kontor eines großen Havana-Importeurs in Berlin; daher mag auch wahrscheinlich meine große Vorliebe für eine feine Zigarre her-rühren. Ich habe als Lehrling gut gearbeitet, und daher gab mir mein Chef —

wiewohl dies nicht bedungen war — allmonatlich eine kleine Summe, damit ich mich besser kleiden könne. Doch das Theater hatte mir's angethan, und die Lucca, Wachtel, Niemann, Betz, besonders aber erstere, waren meine Ideale. Wenn ich im Packraume mit meinen Kameraden arbeitete, so spielte und sang ich ihnen ganze Stücke aus Opern vor, und alle sagten sie: der Kerl muß zum Theater gehen! Endlich unterzog ich mich einer Prüfung meiner Stimme bei dem Tenoristen der königlichen Oper Mantius, bei dem Chordirektor Elßler, einem Bruder der gefeierten Tänzerin, und bei der berühmten Sängerin Frau Viardot. Das günstige Urteil dieser drei Größen war für meinen Lebensweg entscheidend. Ich trat aus dem Geschäft aus und begann mein Studium zunächst bei dem Chordirektor Elßler und dann bei dem Gesangsmeister Reß. Dabei wurde aber meine Notlage immer drückender; in der größten Bedrängnis hatte ich das Glück, den Professor an der Kunstgewerbeschule Richter kennen zu lernen, der sich für mein Talent interessierte und mich unterstützte, wiewohl er selbst nur über ein verhältnismäßig geringes Einkommen verfügte. Er empfahl mich zum Probesingen dem Generalintendanten Herrn von Hülsen, was mir eine Subvention von seiten des Kaisers Wilhelm eintrug, die es mir ermöglichte, meinem Lehrer Professor Reß nach Prag zu folgen, um unter der Leitung dieses tüchtigen Musikers und bewährten Freundes, dem ich das dankbarste Andenken bewahre, meine Gesangsstudien zu vollenden. Nachdem ich neben einem gründlichen Stimmstudium ungefähr fünfzehn Partien gelernt, erhielt ich im Oktober 1869 sofort ein Engagement in Magdeburg, wo ich als Ottokar im Freischütz zum ersten Mal auftrat." — „Damals litten Sie wohl stark an dem Lampenfieber?" warf ich ein. — „Ich war die erste Woche so aufgeregt, daß ich buchstäblich nicht schlief; kaum hatte ich mich des Nachts aufs Bett geworfen, so sprang ich wieder auf und im Zweifel, ob ich den oder jenen Einsatz wohl noch wüßte, repetierte ich bis zum Morgengrauen. Im Winter bereisten wir von Magdeburg aus bei großer Kälte die kleinen Städte Halberstadt und Quedlinburg, wo es noch recht primitiv, aber sehr gemütlich zuging. Wir jungen strebsamen Anfänger wurden allenthalben freundlich aufgenommen, und die Offiziere der kleinen Garnisonen veranstalteten lustige Schlittenpartien, zu denen sie das ganze Personal einluden. Bald folgte nun mein erstes Debut in Berlin als Jäger im Nachtlager von Granada. Mein Direktor hatte dort nämlich das jetzt bekannte Residenztheater gegründet. Ich hatte einen wirklich sensationellen Erfolg, und die Zeitungen prophezeiten mir eine große Zukunft, d. h. als Sänger, — keineswegs als Schauspieler, denn ich war auf der Bühne noch sehr hölzern und unbeweglich und litt unbeschreiblich unter dem Lampenfieber. Das kleine Theater Nowacks machte eine Ausnahme von den damals in Berlin auftauchenden vielen Rauchtheatern; es war ein Theater für Nichtraucher, denn: bei Nowack — ohne Toback — scherzte man. Nun hatte ich auch schon 60 Thaler Monatsgage, womit ich ganz gut mein Auslangen fand; und als ich von Berlin aus nach Rotterdam engagiert wurde, erhielt ich das Sechsfache davon. Nach dreijährigem Aufenthalt in Holland kam ich nach Köln, Straßburg und Metz. In dem Reichstheater der

letzteren Stadt habe ich einen Sieg über die uns im allgemeinen recht unfreundlich entgegenkommenden Franzosen zu verzeichnen. Auch der deutsche Gesang scheint sie damals bezwungen zu haben, wie manches Band mit den französischen Farben beweist, das ich von den Kranzspenden aus jener Zeit aufbewahre. Wurden wir doch scherzweise die deutschen Kunstpioniere genannt. — Auf ein Gastspiel hin wurde ich am Münchener Hoftheater engagiert, konnte aber mein dortiges Engagement erst nach Jahresfrist antreten, da ich schon vorher einen festen Kontrakt für Hamburg eingegangen war, wo ich sehr gefeiert ward. Umso schwieriger gestaltete sich dann meine Stellung in München. Ich hatte durch volle zwei Jahre zu ringen, bis es mir gelang, zur Geltung zu kommen. Kindermann, der Liebling des Münchener Publikums, sang damals noch; anfangs war er mein Rivale, dann ward er mein Freund, dem ich warmen Dank schulde, weil er mir über vieles in meiner Kunst die Augen öffnete. Auch der Hofkapellmeister Levy, der mein Engagement veranlaßt hatte, nahm sich meiner mit großer Uneigennützigkeit an und übte den günstigsten Einfluß auf meine künstlerische Entwickelung; er studierte mit mir den Hans Sachs, die Wotans in den Nibelungen und machte mich namentlich auf szenische Feinheiten aufmerksam, ohne deren genaue Beachtung die richtige Darstellung Wagner'scher Rollen ganz unmöglich ist." Über König Ludwig befragt, legte Reichmann zwar die größte Verehrung für den Kunstsinn des unglücklichen Monarchen an den Tag, äußerte sich aber im übrigen ziemlich reserviert. Bezüglich der Separatvorstellungen erzählte er, daß dieselben mitunter recht anstrengend gewesen; so hatte er an drei aufeinanderfolgenden Abenden die Partien des Wotan in „Rheingold" „Walküre" und „Siegfried" ohne jeden Strich singen müssen; die Vorstellungen der beiden letzten Werke dauerten von 9 Uhr abends bis 3 Uhr morgens. — Auf meine Frage, ob es für den Künstler nicht ein peinliches Gefühl gewesen, vor leerem Hause zu singen, bemerkte er: das Bewußtsein, daß ein hochbegabter Mensch jedem Ton lausche, jede Bewegung auf der Bühne mit der größten Aufmerksamkeit verfolge, sei geeignet, mehr Befriedigung zu verschaffen, als wenn man sehe, wie bei vollem Hause mitunter viele der Vorstellung mit halbem Ohr und mit zerstreutem Sinne folgen. Die prachtvollen und kostbaren Geschenke, mit denen der König die Künstler für ihre Mitwirkung an den Separatvorstellungen belohnte, wurden denselben nicht immer in angenehmer Weise vermittelt. Nicht selten lagen diese nach den Anstrengungen der Theaterabende im ersten Schlummer, als sie um vier oder fünf Uhr morgens durch einen königlichen Kurier geweckt wurden, der ihnen das Geschenk des Monarchen überbrachte. — „Wollen Sie die Güte haben," setzte ich meine Fragen fort, „mir etwas über Ihre Beziehungen zu Richard Wagner zu sagen; wann sind Sie mit dem Meister zum ersten Mal zusammengetroffen?" — „Das geschah eben in München. Wagner wohnte damals als einziger Gast Sr. Majestät in der Königsloge einigen Separatvorstellungen seiner Musikdramen bei. Es muß für beide eine hohe Freude gewesen sein und es war auch ihr letztes Zusammensein; sie sahen sich darauf nicht wieder. Beide waren sie durch gleiche ideale Anschauungen verbunden, aber auch in ihrer Verbitterung und in ihrer nicht

unberechtigten Weltverachtung waren sie nahe verwandt. Wie sich die große Verehrung des Königs für den Meister äußerte, ist bekannt. Doch konnte er mehr seine poetische und schriftstellerische Seite verstehen als seine musikalische; denn König Ludwig II. war nicht musikalisch veranlagt; viel Sinn hatte er für die Szenerie in den Werken Wagners, den er so nahm, wie er genommen werden soll, nämlich als Ganzen. — Bei jener Separatvorstellung hatte mich Wagner als Telramund in Lohengrin gehört, worüber er mir, als ich ihn des nächsten Tages auf seine Aufforderung hin besuchte, warmes Lob spendete und mich gleichzeitig aufforderte, bei den bevorstehenden Aufführungen des „Parsifal" die Partie des Amfortas zu übernehmen, worauf ich mit Freuden einging." — Reichmann ist ein begeisterter Anhänger Wagners, der auch mit ihm alle Partien aus seinen Werken studiert und ausdrücklich erklärt hat, daß dessen Darstellung des Holländers, welche die Gestalt menschlich näher bringt und so mächtig das Gefühl berührt, vollständig seinen Intentionen entspreche. Die Beziehungen des Meisters zu Reichmann waren von der ersten Begegnung bis zum letzten Zusammensein die denkbar besten. Während einer Parsifal-Vorstellung trat er auf den Sänger zu, umarmte ihn und schien sehr ergriffen. Plötzlich aber bemerkte er, wie gewöhnlich die Erregung unter einem Scherz verbergend, in seinem sächsischen Dialekt: „Da haste zehn Mark Extra Spielhonorar, es war zu schön heute, der Schnorr hat och emal en Thaler von mir gekriegt, aber Du kriegst zehn Mark." Dieses seltene Spielhonorar bewahrt der Künstler als ein teures Andenken. — Nachdem Reichmann acht Jahre an der Münchener Hofbühne gewirkt, ward er zu einem Gastspiel an das Wiener Hofoperntheater berufen, zu dessen ersten Sternen er heute anerkanntermaßen zählt. Seine Debut-Vorstellung als Renée in Verdis „Maskenball" verursachte dem Künstler nicht geringe Aufregung, doch hatte er sich mit der ersten Arie in die Herzen der Wiener eingesungen, die ihn bald darauf den größten ihrer Lieblinge angereiht haben. Gleich hervorragend in der deutschen wie in der französischen und italienischen Oper, hat der gefeierte Wagnersänger in seinem Heiling, Ruthwen (Vampyr), Templer, Wilhelm Tell, Trompeter von Säkkingen Gestalten geschaffen, die geradezu mustergiltig genannt werden dürfen. Ebenso bedeutend wie die gesangliche Seite von Reichmanns künstlerischen Leistungen ist, ganz wie bei Frau Materna, auch die schauspielerische Seite ausgebildet. Wie jeder bedeutende Künstler ist auch er von dem Streben erfüllt, sich zu vervollkommnen und in schauspielerischer Hinsicht hat er nach seinem eigenen Geständnis durch den fleißigen Besuch des Wiener Burgtheaters viel gelernt und reiche Anregung zur Ausgestaltung seiner Rollen empfangen. Diese Anregung fiel aber allerdings auf einen fruchtbaren Boden, denn außer mit einer ungewöhnlich klangvollen Stimme war Reichmann, den die Natur mit seltener Schönheit ausgestattet, auch mit einem ungewöhnlichen Schauspielertalent begnadet, sonst wäre sein in hochdramatischen Momenten geradezu ergreifendes Spiel undenkbar. Dementsprechend bildet im Konzertsaal der Vortrag von Balladen seine besonders starke Seite. Für seine künstlerischen Verdienste wurde er von

verschiedenen Souveränen ausgezeichnet, von dem Kaiser von Österreich durch Verleihung des Franz Joseph-Ordens.

Rosa Papier.

Man pflegt den großen Schauspielerinnen und Sängerinnen und zwar nicht mit Unrecht nachzusagen, daß sie von der Welt des Scheines, in der sie sich auf der Bühne bewegen, manches in die Welt des Seins, in das tägliche Leben übertragen. Es giebt wenige, von denen man behaupten kann, daß sie nicht auch im Leben Komödie spielen, und wäre es gleich in der feinsten, diskretesten Weise. Zu jenen seltenen Ausnahmen aber, die sich außer der Bühne die volle Natürlichkeit zu bewahren wußten, gehört Frau Rosa Papier. Ihr schlichtes sympathisches Wesen, ihre treuherzige, ungezwungene Art sich zu geben, bildet den geraden Gegensatz zu der Erscheinung einer Theaterprinzessin; nur, wenn sie auf ihre Kunst, die Musik, zu sprechen kommt, dann leuchtet aus ihren hellen blauen Augen das heilige Feuer der Begeisterung. Als ich sie in einer Villa in Döbling, in der sie ihren Sommersitz aufgeschlagen, besuchte und sie um einige Mitteilungen aus ihrem Leben bat, da geriet sie ein wenig in Verlegenheit, denn eine so hohe Stufe der Kunst sie bei noch sehr jungen Jahren erreicht hat und eine so angesehene Stellung sie auch an der Hofoper einnimmt, ihr Leben ist bisher in der ruhigsten Bahn verlaufen, und das einzige Außergewöhnliche, von dem sie berichten könnte, ist ihre Begabung; von Selbstlob aber scheint diese vortreffliche Frau nichts wissen zu wollen. So erzählt sie denn ihre Lebensgeschichte einfach und schmucklos, mit der größten Objektivität. Daß ihre Wiege in den österreichischen Gauen gestanden und daß sie in ihren Kinderjahren nicht außer Landes gewesen, braucht sie uns eigentlich nicht erst zu versichern, denn noch immer spricht sie den gemütlichen, unverfälschten Dialekt der Heimat. Sie ist zu Baden bei Wien geboren, und aus dem uns mit aller Offenheit mitgeteilten Geburtsjahr entnehmen wir zu unserer Überraschung, daß die blonde Künstlerin ganz unglaublich jung ist; noch viel jünger, als ihre jugendliche, symathische Erscheinung vermuten läßt. Ihr Vater war Steuereinnehmer und wurde als solcher nach Gaming und dann nach Mautern versetzt; lauter kleine freundliche Orte in den blühenden Länderstrichen von Österreich unter der Enns. In letzterem sang das kleine Schulmädchen bei festlichen Anläßen fleißig auf dem Chore der Ortskirche mit und erregte durch den Wohlklang, mit dem sie die ihr zugeteilte zweite Stimme sang, die Aufmerksamkeit des Geistlichen, ihres Religionslehrers, der ihr, als sie das Alter von neun Jahren erreicht hatte, Unterricht im Notenlesen erteilte. Vier Jahre später nahm sich ihres Talentes der Realschul-Professor Waller in dem benachbarten Städtchen Krems an und führte sie in den Liederschatz Schuberts, Schumanns und Beethovens ein. Damals hatte sie viel Gelegenheit, gute Musik zu machen, und wie sie mit aller Bescheidenheit zugiebt, wurde ihr Liedergesang schon in jener Zeit gelobt. Nun erwachte immer lebhafter der Wunsch in ihr, sich ganz der Kunst zu widmen, und nachdem sie nicht ohne schwere Kämpfe die Bedenken ihres Vaters gegen die Bühnenlaufbahn besiegt,

kam sie im Jahre 1878 nach Wien und trat im Konservatorium ein, wo sie an Frau Marchesi eine vortreffliche Lehrerin fand. Als diese jedoch ihre Stellung an dem Kunstinstitute aufgab, folgte ihr auch die Schülerin und nahm noch durch drei bis vier Jahre Privatunterricht bei der von allen strebsamen jungen Sängerinnen wegen ihrer ausgezeichneten Methode gesuchten und umworbenen Meisterin. In einer von Frau Marchesi im März 1881 im Bösendorfer Saale veranstalteten Matinée trat Rosa Papier zum ersten Mal in Wien vor die Öffentlichkeit; sie sang damals eine Arie aus dem 4. Akt von Verdis Aida und wurde daraufhin sofort für fünf Jahre kontraktlich an der Wiener Hofoper engagiert. Um ihr die Annahme dieses Kontraktes zu ermöglichen, mußte aber eine vorher eingegangene Verpflichtung an dem Stadttheater in Bremen gegen Erlag einer Konventionalstrafe von 22000 Mark gelöst werden. Hierbei, sowie bei der Ermöglichung der Aufnahme im Konservatorium durch Erwirkung eines Freiplatzes, waren der jungen Künstlerin die in Wien als edle Förderer der Kunst bekannten Baronin Todesco und Nikolaus Dumba behilflich. Aus der Zeit ihres Kremser Aufenthaltes bewahrt sie auch der Frau des Notars Dr. Bündel und manchen anderen Freunden für liebevolle Unterstützung ihres künstlerischen Strebens noch immer eine dankbare Erinnerung.

In ihrem Engagement an der Hofoper fand die junge Künstlerin bald reiche Beschäftigung; die bedeutendsten Alt-Partien fielen in ihren Rollenkreis. Mit ihren Darstellungen des Orpheus, der Fides, der Amneris, der Azucena, des Orsino in Lucretia Borgia gewann sie sich in kurzer Zeit die Herzen der Wiener, und doppelte Befriedigung kann es ihr gewähren, daß gerade der musikalisch gebildete Teil des Publikums sich ganz besonders von ihren Leistungen angezogen fühlte. Ihre vielseitige Verwendbarkeit ließ sie in den klassischen Opern von Gluck, Mozart und in Beethovens Fidelio ebenso schöne Erfolge erzielen, wie in Richard Wagners modernen Musikdramen. Die Musik, in der sie lebt und ganz aufgeht, liegt auch der für ihre Zukunft so bedeutungsvollen Liebesgeschichte zu Grunde und führte ihr den jetzigen Gatten zu. Es war im Jahre 1882, als Frau Marchesi eine Matinée veranstaltete, bei welcher die Künstlerin mitwirkte und ein hochbegabter junger Musiker das Orchester dirigierte. Die Herzen, welche die Harmonie der Töne zusammengeführt, hatten sich bald gefunden und schlossen einen Bund fürs Leben, der wirklich nicht harmonischer gedacht werden kann. D. jur. Hans Paumgartner, der bei einem angesehenen Wiener Blatte als Musikkritiker thätig ist und einige sehr bemerkenswerte Kompositionen, namentlich für Gesang, geschrieben hat, stand seiner Braut und jetzigen Frau bei dem Studium der Opernpartien in ersprießlichster Weise zur Seite; und wenn sie ihrer Meisterin Frau Marchesi die treffliche Stimmbildung zu danken hat, so dankt sie der Anweisung ihres gründlich musikalisch gebildeten Gatten so manche Feinheit in der dramatischen Durchführung ihrer Partieen, so manche Feinheit im Vortrag. Es ist eine Freude, das junge Künstlerpaar im Konzertsaale zu sehen und dem Liedervortrage desselben zu lauschen; denn Paumgartner pflegt seine Frau bei solchem Anlaß stets auf dem Klavier zu begleiten und zwar in meisterhafter Weise;

man sieht es aber auch beiden an, daß sie sich mit weihevoller Begeisterung ihrer Kunst widmen, wobei ihnen das Glück aus den Augen leuchtet. Über Deutschland hinaus hat Frau Rosa Papier ihre Kunstreisen bisher noch nicht ausgedehnt. Sie sang auf den Hofbühnen von Berlin, Dresden, Stuttgart, Weimar, Braunschweig, wie an den Stadttheatern von Magdeburg, Bremen, Leipzig und anderen; im Leipziger Gewandhaus, wie in den Konzertsälen von Frankfurt a. M., Mannheim, Straßburg, Kassel und wirkte in letzterer Stadt, sowie in Stuttgart und in Köln bei den großen Musikfesten mit. Für die Musik Wagners hat sie großes Interesse und zollt dem Meister eine hohe Verehrung; aber ihr Herz scheint doch an den klassischen Tonschöpfern ihrer österreichischen Heimat zu hängen. Mit manchem der hervorragenden Komponisten der Gegenwart wie mit Eduard Lassen u. a. kam sie in persönliche Berührung; mit dem großen Liederkomponisten Robert Franz stand sie in Briefwechsel. Unter den vielen Vorzügen dieser seltenen Frau ist einer, der sie auch in ihrer Eigenschaft als Künstlerin ganz besonders ziert: nämlich die völlige Neidlosigkeit und freudige Anerkennung gegenüber den Leistungen und Erfolgen ihrer Kolleginnen.

Hermann Winkelmann.

Auch in dem Leben dieses hervorragenden Künstlers wiederholt sich der in so vielen Künstler-Biographien vorkommende Kampf um die freie Kunstwahl. Winkelmanns Vater, Hofklavierfabrikant in Braunschweig, wollte seinen Sohn zum Geschäftsmann ausgebildet wissen, während dieser mit allen Fasern seines Herzens an der Musik hing und Sänger werden wollte. Nun fand aber die angeborene Neigung des jungen Winkelmann in dem Geschäfte des Vaters selbst Nahrung und Anregung; denn daß bei dem Hofklavierfabrikanten bedeutende Musiker verkehrten, lag in der Natur der Sache, und dann hatte zur Zeit von Hermanns Jünglingsjahren die herzogliche Residenzstadt Braunschweig wirklich eine Epoche der musikalischen Blüte. Um den genialen und volkstümlichen Liederkomponisten Franz Abt, der als Kapellmeister an der dortigen Hofoper wirkte, scharte sich, wer Lust und Freude an Musik und Gesang hatte, und dabei fehlte natürlich auch nicht der junge Winkelmann, der bei dem großen Sangesmeister Unterricht nahm. Doch weder sein Streben noch seine Stimmbegabung konnten den Vater von dem ursprünglich gefaßten Plane abwendig machen, und in der Mitte der sechziger Jahre schickte er den ungefähr 17jährigen Sohn nach Paris, damit er in den dortigen großen Klavierfabriken neuartige Flügelformen und Verspreitzungen sowie andere technische Fortschritte der Fabrikation studiere. Aber den Sänger, der ein so klangvolles Instrument in seiner Kehle hatte, vermochte die mühsame Herstellung der siebenoktavigen Seiteninstrumente nicht zu begeistern. Wiewohl er den Weisungen des Vaters nachkam, verabsäumte er doch nicht bei bekannten Pariser Gesanglehrern, insbesondere bei einem italienischen Sänger, seine Stimme ausbilden zu lassen. Die gute Grundlage der italienischen Schule von damals hat sich bei Winkelmann bis auf den heutigen Tag bewährt, und wenn sein „Troubadour“, „Rhadames“ rc. als Leistungen ersten Ranges geschätzt werden,

so mag der Unterricht, den der Künstler in Paris genossen, hieran teil haben. Als der Sohn in die Heimat zurückgekehrt war, gab der Vater seinen Wünschen endlich nach und gestattete, daß er sich dem musikalischen Berufe ganz zuwende; doch auch jetzt war von der Bühnenlaufbahn noch keine Rede; Hermann Winkelmann, der nun bei Professor Koch in Hannover studierte, sollte Konzertsänger oder Gesangsmeister werden. Ein Theateragent, der den jungen Sänger mit 25 Thalern Monatsgage als „Aushilfstenor" für Sondershausen engagierte, lenkte die Schritte des jungen Künstlers in den Musentempel; auf die Bretter selbst wurde der vom Lampenfieber arg ergriffene Debutant erst durch einen derben Stoß des Sondershausener Direktors Sowade hinausgeworfen, als er sich nicht entschließen konnte, den Manriko im Troubadour darstellend, aus der Kulisse auf die Bühne hinauszutreten. Von dem fürstlichen Theater in Sondershausen avanzierte Winkelmann an das herzogliche Theater in Altenburg, wo er 1875 als Tannhäuser debutierte. Selbst bei Beginn seiner Bühnenlaufbahn hat er nie eine zweite Partie gesungen. Von Altenburg führte den Künstler sein Weg über Darmstadt, wo er an der Hofbühne engagiert war, nach Leipzig. Dort lenkte sich gelegentlich eines Gastspieles die Aufmerksamkeit der maßgebenden musikalischen Kreise Deutschlands zum ersten Mal auf seine mächtig entwickelte Tenorstimme. Die beiden unter Angelo Neumanns Direktion an dem dortigen Stadttheater wirkenden Kapellmeister Sucher und Seidl, bekannte Wagner-Enthusiasten, bestimmten Winkelmann, sich fortan vornehmlich dieser Kunstrichtung zuzuwenden. So kam er denn im Sommer 1881 zu dem Meister nach Bayreuth, der ihn ganz in den Kreis seiner Familie zog und mit ihm nicht nur den zur Aufführung in Vorbereitung begriffenen „Parsifal", sondern alle Partien seiner Musikdramen studierte. Einmal, als der Meister besonders guter Laune war, brachte er das Gespräch auf Rossinis „Othello" und ließ ein Terzett aus dieser Oper singen, wobei er selbst, seine älteste Tochter und Winkelmann einen Part a vista übernahmen. Letzterer ahnte wohl damals nicht, daß er acht Jahre später dazu berufen sein sollte, die Titelrolle in der gleichnamigen Oper von Verdi an der Wiener Hofbühne zu kreieren. Wie sehr dann später der Sänger die Partie des „Parsifal" Richard Wagner zu Dank durchführte, davon geben außer mündlichen Worten der Anerkennung eine Widmung auf dem Bilde des Meisters und ein Schreiben desselben d. d. Venedig, 24. Januar 1883, beredtes Zeugnis. Auch nach dessen Tode fehlte er bei keiner der Parsifal-Aufführungen. Auf sein Leipziger Gastspiel hin hatte Winkelmann glänzende Engagementsanträge von den Hoftheatern in Wien, Berlin und Dresden erhalten. An Darmstadt kontraktlich gebunden, konnte er keinen derselben annehmen, umsoweniger als ihn Direktor Pollini von seinen dortigen Verpflichtungen nur losgekauft hatte, um ihn umso enger und umso länger an seine Hamburger Bühne zu fesseln. Wien bot damals vergeblich 15000 Fl. Konventionalstrafe; der unerbittliche Direktor gab den Künstler erst frei, als im Jahre 1883 sein Engagement abgelaufen war. Seit dieser Zeit gehört der Künstler der Wiener Hofoper an und ist ein Liebling des Wiener Publikums, das sich noch durch recht viele Jahre an seinen vollendeten Leistungen zu erfreuen und zu erheben gedenkt.

An den meisten großen Theatern Deutschlands hat er gastiert und seinen Ruf durch Kunstreisen nach London und Amerika zu einem internationalen erweitert. Die edle Reinheit, Naivität und Unmittelbarkeit seiner Darstellungsweise sind eine Eigenart dieses Künstlers, die namentlich im Parsifal, Lohengrin und Siegfried zu vollem Ausdruck gelangen. Hermann Winkelmann hat sich noch während seines Engagements in Altenburg mit der schönen, begabten Sängerin Emma Kind vermählt, die der Bühne entsagte, um ihre ganze künstlerische Befriedigung in den glänzenden Erfolgen ihres Gatten zu finden. In seinem behaglichen, mit allen Ehrenzeichen seiner Künstlerlaufbahn geschmückten Heim und auf dem reizenden Sommersitze, den er in der Umgebung Wiens erworben, lebt er einem schönen Familienglück, das den besten Beweis liefert, daß die Eigenschaften des genialen Künstlers mit denen eines musterhaften Bürgers der menschlichen Gesellschaft in den besten Einklang gebracht werden können.

Das gegenwärtige Kardinalskollegium.

Von

Sigmund Münz.

Gewiß hat manch Einer, der während des letzten Papstjubiläums seinen Blick auf die Vorgänge in Rom gerichtet hielt, das Jetzt mit dem Einst verglichen. Wie hat sich doch während des Jahrzehnts, seitdem Pius IX. tot ist und Leo XIII. herrscht, vieles in Rom verändert. Man möchte meinen, eine glückliche Vorsehung habe über dem Haupte des gegenwärtigen Papstes gewaltet und ihm geholfen, sich eine seinem persönlichen Geschmacke entsprechendere Umgebung, insoweit er sich sie wählen konnte, zu schaffen. Nichts zeigt dies so deutlich wie ein Blick auf das gegenwärtige Kardinalskollegium.

Zehn Jahre herrscht Leo XIII., und schon ist der weitaus größere Teil jener Kardinäle ins Grab gestiegen, die seine Nebenbuhler beim letzten Konklave, seine Wähler aus Überzeugung oder Not waren und später das von ihm vielleicht unliebsam übernommene Inventar aus der Zeit seines Vorgängers bildeten. Denn es ist klar, daß ein bedeutender Mensch lieber mit den Leuten der eigenen Wahl regiert als mit solchen, die sich ein wenig bedeutender Vorgänger mehr nach Laune und persönlichem Geschmacke als nach sachlichem Kriterium ausgesucht hatte. Heute darf Leo XIII. fast mit einem berühmten Vorgänger auf dem Stuhle Petri ausrufen: Non vos me (elegistis), sed ego vos. (Nicht ihr habet mich gewählt, sondern ich euch.) Vor mir liegen die Porträts jener purpurgeschmückten Senatoren der Kirche, die alle den Zauberstab der Unfehlbarkeit mit sich tragen. Die Köpfe der Männer, die wir schon manchmal bei feierlichen Gelegenheiten ihren geistlichen Herrn und Meister haben umgeben gesehen, begegnen uns nun wieder auf dem Bilde. Da sind die Züge derjenigen, die uns in Wirklichkeit

mit entschiedenem, vielleicht bisweilen entschieden herausforderndem oder zur Sympathie mit ihnen einladendem Typus entgegentreten, gemildert. Aber auch noch aus den Porträts leuchtet uns hier und da ein Auge, das mit Verachtung auf die moderne Zeit sieht, und ein anderes, das tief in den unendlichen Schacht des Mittelalters zurückblickt, und wiederum manches, das dürstend danach ausschaut, wie man den Regenbogen der Versöhnung vom Seienden zum Gewesenen, vom Seienden zum Zuseienden hinüberspanne.

Es ist eine nicht wenig verlockende Aufgabe, in einem Augenblicke, wo der Pontifex wieder einmal für eine große Zahl der auf unserem Planeten denkenden Geister und fühlenden Seelen den Mittelpunkt ihres Kultus bildete, diejenigen zu betrachten, die ihn umgeben, ihn beraten, von ihm Glanz borgen und ihm Glanz leihen.

Auf dem ganzen Erdenrund giebt es augenblicklich 61 Kardinäle. Aus der Zeit Gregors XVI. ist kein einziger mehr am Leben. Von den von Pius IX. kreierten Kardinälen leben noch achtzehn, so daß die von Leo XIII. kreierten im gegenwärtigen heiligen Kollegium dreiundvierzig betragen. Leo XIII. hat bereits 57 Kardinäle, darunter viele von ihm selbst kreierte, begraben; aus der Zeit Gregors XVI. hatte er nur vier überkommen, die, wie gesagt, bereits alle dahingestorben sind. Es ist ein eigentümlicher Zufall, daß Leo XIII., wenn er auch manchem der Kardinäle an Alter nachsteht, doch in Hinsicht auf seine eigene bereits vor mehr als einem Menschenalter empfangene Kardinalswürde der rangälteste unter allen wäre. Unter den 61 Kardinälen ist der in Birmingham lebende Newman der älteste; am 21. Febr. 1801 geboren, steht er heute im achtundachtzigsten Lebensjahre. Der Benjamin des Kollegiums ist der Erzbischof von Benevent, Siciliano di Rende, früher Nunzius in Paris gewesen; hat erst das einundvierzigste Lebensjahr überschritten. Um fast ein halbes Jahrhundert stehen demnach der Nestor und der Benjamin des heiligen Kollegiums an Alter auseinander. Die Ältesten nach Newman wären der fast 83jährige, im Palast der Cancelleria zu Rom residierende Mertel, der Sohn eines deutschen Bäckers, geboren in Allumiere in der Diözese von Civitavecchia. Heute ist er eine zitternde, gebrechliche Erscheinung. Mertel ist seiner Amtswürde nach der älteste unter den Kardinälen, und hierin nur Leo XIII. nachstehend; dieser empfing i. J. 1853, jener i. J. 1858 den roten Hut. Die nächsten Rangältesten wären Sacconi, Pitra und Fürst Hohenlohe; der letztere seit dem Jahre 1866 Kardinal. Der am 2. März 1810 geborene und demnach fast 79 Jahre alte Papst wird an Alter außer von einigen Obengenannten noch von folgenden übertroffen:

Desprez, Erzbischof von Toulouse, der sich trotz seiner 81 Jahre zum Papstjubiläum an der Spitze der Gläubigen seiner Diözese in Rom einfand; Giuseppe Pecci, des Papstes Bruder, einem kranken 81jährigen im Palazzo Barberini residierenden Greise; Sacconi, dem Dekan des heiligen Kollegiums und Prodatar des Papstes; Serafini, dem Präfekten der Konzilskongregation; Manning, dem durch seine Humanität und vornehme Denkweise weithin bekannten, in London residierenden Erzbischof von Westminster; Canossa, dem Erzbischof von Verona,

und Massaia, dem im Palast der Congregation De propaganda fide auf der Piazza di Spagna residierenden Kapuziner mit dem langen weißen Barte. Nebenbei bemerkt, zählt das heilige Kollegium bei 59 Glattrasierten nur zwei bärtige Männer: den genannten Kapuziner und überdies den Erzbischof von Algier, den klugen Franzosen, der sich gern den „Apostel Afrikas" nennen läßt, sich als Nachfolger des großen Augustinus betrachtet und, da sein Hirtenstab auch über Karthago waltet, davon träumt, auf den Trümmern dieser antiken Welt neues christliches Leben aufsprießen zu sehen. Alle Augenblicke macht sich Se. Eminenz von Algier nach Rom und von da nach Paris auf, um seinen beiden Herren, dem Papst und dem Präsidenten der Republik, zu huldigen. In Rom ist er Herr jener Kirche S. Agnese, die in der Nähe der außerhalb der Porta Pia gelegenen Katakomben steht; da steigt er die vielen Stufen zu seinem katakombenartig tiefen Tempel herunter, um sich durch Darbringung des Opfers für neue Pläne zu stärken. Er trägt den Bart als ein im Orient lebender Priester, denn die Kirche gestattet ihren unter Orientalen lebenden Dienern, der Landessitte gemäß Bärte zu tragen. Und Massaia wiederum trägt den Bart, wie ihn alle Kapuziner tragen.

Die gegenwärtigen Kardinäle verteilen sich auf vier Weltteile. Dort, wo das Licht der Religion und auch das Licht des Christentums aufgegangen — in Asien — giebt es keinen einzigen. In Afrika lebt ein Kardinal — der eben genannte Lavigerie von Algier; in Australien gleichfalls einer, der in Sydney residierende Irländer Moran. In Amerika leben zwei Kardinäle, der von einer französischen Familie auf Kanada herstammende Erzbischof Taschereau von Quebec (Kanada) und der in seiner gegenwärtigen Diözese geborene Erzbischof Gibbons von Baltimore (Vereinigte Staaten). In Europa residieren augenblicklich 57 Kardinäle, darunter fünf in Österreich-Ungarn, 2 in England, 4 in Frankreich, 4 in Spanien, 2 in Portugal, 40 in Italien, worunter 31 in Rom. Unter den in Rom lebenden sind 3 Deutsche (Hohenlohe, Hergenröther und Melchers), 1 Engländer (Howard), 2 Franzosen (Pitra und Bonaparte), 1 Polen Ledochowski), und 24 Italiener.

Die Zahl der außerhalb Roms in Italien residirenden Kardinäle ist neun.

Es sind dies: der Patriarch Agostini von Venedig, die Erzbischöfe Alimonda von Turin, Canossa von Verona, Battaglini von Bologna, Giordani von Ferrara, Di Rende von Benevent, Capecelatro von Capua, San Felice von Neapel, Celesia von Palermo. Diese neun Kirchenfürsten erwähnen wir mit besonderem Nachdrucke, weil die Namen derselben bei einem etwaigen Konklave schwer in die Wagschale fallen könnten. Da es schon die historische Entwicklung des Papsttums so mit sich bringt, daß seit mehreren Jahrhunderten stets ein Italiener zum Papst gewählt wird, die in Rom residierenden Kardinäle aber zu sehr bekannt und beneidet sind und zu sehr mitten im Getriebe der Kirchenparteien stehen, um nicht Gefahr zu laufen bei einer Wahl zu scheitern, so müssen wir uns frühzeitig an jene Neun in unseren Vermutungen über den Ausgang des zukünftigen Konklave anlehnen.

Waren ja auch der lebende Papst und der letztverstorbene italienische Provinzbischöfe: Pius IX. Bischof von Imola, Leo XIII. Erzbischof von Perugia. Dazu kommt der Umstand, daß sich unter jenen Neun manch' einer thatsächlich eines ausgezeichneten Rufes erfreut. Alimonda glänzt durch seine Beredsamkeit, Sanfelice gilt als die verkörperte Humanität, Agostini hat stets einen sehr guten Lebenswandel geführt; Capecelatro ist ein Schriftsteller von katholischer Klassizität, außerordentlich belesen und gelehrt, sehr fruchtbar als Verfasser kirchenhistorischer Schriften. Capecelatro und Sanfelice gehören zu den beliebtesten Kirchenfürsten Italiens; der letztere darf sich an Popularität fast messen mit seinem Vorgänger Riario Sforza, in welchem berühmten neapolitanischen Metropoliten man ja lange den Nachfolger Pius' IX. gesehen, bis ihn ein zu früher Tod vom Schauplatze seiner Wirksamkeit abberief.

Nach den einzelnen Nationen verteilen sich die Kardinäle also: Es giebt 33 Italiener, von denen 24 in Rom, 9 im übrigen Italien leben, 8 Franzosen (4 in Frankreich, 2 in Rom, 1 in Algier, 1 in Quebec), 4 Spanier (in Spanien), 2 Portugiesen (in Portugal), 1 Irländer (in Australien), 4 Engländer (2 in England, 1 in Rom, 1 in Baltimore), 5 Deutsche (3 in Rom, 2 in Österreich), 1 Polen (in Rom), 1 Kroaten (in Agram) und 2 Magyaren (in Ungarn). Man ersieht aus dieser Liste, daß die absolute Majorität der Kardinäle aus Italienern besteht — 33 Italienern stehen nur 28 Ausländer gegenüber. Das germanische und das slawische Element verschwinden gegenüber dem romanischen; faßt man die Italiener, Franzosen, Spanier und Portugiesen als Romanen zusammen, die Engländer und Deutschen als Germanen, die Polen und Kroaten als Slawen, so giebt es 47 Romanen, 9 Germanen, 2 Slawen, wozu noch 2 Magyaren und 1 Ire kommen. Die römische Kirche ist demnächst in ihrer höchsten Vertretung gleichzeitig römisch und romanisch. Selbstverständlich werden auch im nächsten Konklave die Romanen, insbesondere die Italiener, allmächtig, die Deutschen aber völlig einflußlos sein. Im ganzen großen deutschen Reiche giebt es seit Jahren keinen einzigen Kardinal.

Von den in Rom residierenden Kardinälen spielen die Hauptrolle: Der Staatssekretär Rampolla, ein Sizilianer von vornehmer Denk- und Lebensweise, ein vom großen Weltentreiben zurückgezogener, treuer Diener seines unfehlbaren Herrn — ein gefügiger Vollstrecker des päpstlichen Willens, ein Mann von so wenig Initiative wie sein Vorgänger Jacobini. Dann der Kardinalvikar Parocchi, einst Erzbischof von Bologna, heute fünfundfünfzig Jahre alt, ein starrer Eiferer, ein Liberalenfresser, ein Intransigenter unter den Intransigenten; er interessiert sich sehr für Deutschland und spricht auch ein wenig deutsch. Beim nächsten Konklave werden ihm jedenfalls mehrere Intransigente ihre Stimme geben, denn er ist thatkräftig, tüchtig, leidenschaftlich, wie dies schon seine gedrungene Erscheinung mit dem trotzigen Gesichte zeigt. Nicht minder intransigent ist Monaco Lavalletta, ein Abruzzese, der schon mit einundvierzig Jahren den roten Hut trug. Er war ein Liebling Pius' IX. und richtete beim Konklave im Jahre 1878 einige Stimmen auf sich. Sein Bruder ist Mitglied des italie-

nischen Senats, er aber, der Großpoenitentiar Sr. Heiligkeit und suburbikarische Bischof von Albano, haßt das moderne Italien leidenschaftlich. Einen gewissen Einfluß auf die Person Leos XIII. übt auch Kardinal Laurenzi, einst Weihbischof des Erzbischofs Pecci von Perugia, ein Perusiner, ein rechtsgelehrter Mann, der dem Papst mit juristischem Material bei der Schlichtung der Karolinenaffaire beisprang. Auch der Genuese Schiaffino, ein feister Olevitanermönch, dem der kirchliche Journalismus die Brücke zur Kardinalswürde bildete, ist eine einflußreiche Persönlichkeit. Des französischen Benediktinermönchs Pitra Rolle dagegen ist ausgespielt. Eines schönen Tages verhängte der Papst das „laudabiliter se subiecit“ über ihn, weil der Kardinal päpstlicher hatte sein wollen als der Papst, und seither lebt der suburbikarische Bischof von Porto und Santa Rufina in tiefster Zurückgezogenheit im Kloster von S. Calisto. Er ist Bibliothekar der heiligen römischen Kirche und als Verfasser mehrerer kirchenhistorischer, namentlich auf die Geschichte des Benediktinerordens bezüglicher Schriften hat er sich einen dauernden Namen in der Gelehrtenwelt gemacht. Kardinal Oreglia würde bei einem etwaigen Konklave in seiner Eigenschaft als Camerlengo die Rolle eines Interrex oder eines Papstes des Interregnums spielen, dieselbe Rolle, die Pecci beim letzten Konklave spielte. Oreglia bekämpfte im Jahre 1878 die Kandidatur Peccis. Einfluß besitzt auch Simeoni als Präfekt der großen Kongregation De Propaganda Fide. Die Leser erinnern sich, daß dieser Kirchenfürst einst als Nachfolger Antonellis in seiner Eigenschaft als Staatssekretär ein vielgenannter Mann war. Freilich galt Simeoni von jeher mehr als Beter denn als Staatsmann. Der Dominikaner Zigliara ist einer der tüchtigsten Kenner des Thomas von Aquino und hat einen hervorragenden Anteil an dem Zustandekommen der großen Ausgabe der Werke des Aquinaten.

Neben Zigliara zählt das heilige Kollegium noch zwei Dominikaner: den Erzbischof y Diaz Tunon von Sevilla und den in Florenz geborenen Mönch Bausa, der sogar durch mehrere Jahre Prior des berühmten Florentiner Stiftes Santa Maria Novella war. Bausa verbrachte auch acht Jahre als Missionär in Mossul. Benediktiner giebt es mehr unter den Kardinälen: außer dem obengenannten Pitra sind es auch die Erzbischöfe von Palermo, Neapel und Wien. Dagegen zählt das Heilige Kollegium nur einen Jesuiten, den im Collegium Germanicum residierenden Mazzella, der einst Professor der Theologie an der Gregorianischen Universität war.

Der Leser verwundere sich nicht, wenn wir ihm in zwei Kardinälen Konvertiten vorstellen: Es sind die bereits genannten in England residierenden Erzbischof Manning von Westminster und der Birminghamer Newman. Es ist in der Natur der Konvertiten gelegen, daß sie glaubenseifriger sind als diejenigen, die im alleinseligmachenden Glauben geboren. Sie wollen sich gleichsam an jener diabolischen Epoche ihres Lebens rächen, in der sie durch die grausame Fügung ihrer Geburt Ketzer gewesen. Man sagt von dem sonst erleuchteten Erzbischof von Westminster, daß er um keinen Preis Konzessionen von seiten der Kurie an Italien gemacht wissen möchte. Er hat ein warmfühlendes Herz für die traurige Lage der Irländer. Wie gern möchte der Opportunist auf dem

Stuhle Petri in Hinsicht auf Irland Konzessionen an das Kabinet von St. James machen, Manning hält den Papst aber von einem solchen Vorhaben zurück, denn teurer sind ihm die irischen Katholiken als Herr Salisbury. Newman wiederum gilt als der große Apologet der Kirche; er rächt sich an seiner häretischen anglikanischen Vergangenheit, indem er, ein unermüdlicher Kämpe im Oratorium des heiligen Philippus, für die Kirche denkt und dichtet. Der dritte englische Kardinal wäre der in Rom residierende Howard, Bischof von Frascati. Da er an einer unheilbaren Krankheit leidet, so sind wohl seine Tage nunmehr gezählt. Er war der Adonis des Heiligen Kollegiums; einst Offizier in der Hofgarde der englischen Königin, verrät er auch in seinem Äußeren den Grenadier. Ein Grenadier der Kirche war er allerdings nie; er liebte Wein, Weib und Gesang, und auf seinem Antlitz glänzt die feurige Rebenblume der tuskulanischen Hügel, über die er das Bischofsszepter schwingt. Er ist einer der wenigen Kardinäle von hoher Abstammung. Die Zeit ist vorüber, wo sich der Adel zur kirchlichen Karrière drängte. In dem Konklave, aus dem Pius IX. im Jahre 1846 hervorging, waren die glänzendsten römischen Adelsgeschlechter durch Kardinäle vertreten; wir meinen die Fürsten Barberini, Altieri, Massimo, Falconieri und Patrizi. In dem Konklave, das Leo XIII. wählte, finden wir noch einen Fürsten Chigi. Heute aber gibt es nur wenige römische Adlige im heiligen Kollegium, und auch diese sind nur Adlige zweiten Ranges, wie die Kardinäle Ricci Paracciani und der Marchese Teodoli. Eher findet man unter den nichtitalienischen Kardinälen hochadlige Namen: Bonaparte, der Nachkomme der korsischen Herrscherfamilie, Fürst Hohenlohe, Fürsterzbischof Fürstenberg von Olmütz und Graf Ledochowski. In unserer demokratischen Zeit scheint auch die Kirche zu ihrem demokratischen Ursprunge zurückkehren und in ihrer höchsten Vertretung einen mehr bürgerlichen Charakter annehmen zu sollen.

Aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Kavallerie von Hartmann.

(Schluß).

Bericht an den Königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herrn Freiherrn von Schleinitz.

Kiel den 10. April 1850.

Ew. Exzellenz habe ich ganz gehorsamst die Ehre, des Folgenden meinen Bericht vom 8. April zu ergänzen und zu vervollständigen.

Die Unterhandlungen mit dem General von Willisen scheinen erst nach der von mir letztlich erwähnten Konferenz der beiden Mitglieder der Statthalterschaft mit dem General von Bonin zu einem Abschluß gekommen zu sein. Man glaubte

somit seitens der Regierung mit aller möglichen Offenheit und Gradheit zu Werke gegangen zu sein, während man über die schon lange vorher geführten Unterhandlungen das tiefste Geheimnis gegen jedermann bewahrte. Man glaubte auch gegen Preußen einen nicht ungern gesehenen Schritt zu thun, indem man einen preußischen General zu gewinnen suchte. Man hatte dabei keine Idee davon, welche Wirkungen ein derartiger Schritt auf die öffentliche Meinung und die Armee haben werde; man fühlte weder das, was in den Herzen der Offiziere vorgehen mußte, noch wie schwierig gerade in einer jungen Armee, deren Offiziere aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt sind, die Bewerkstelligung eines Kommandowechsels unter so eigentümlichen Umständen sein mußte. In voller Täuschung befangen handelte man. — Eine Proklamation der Statthalterschaft vom heutigen Tage gebe ich mir die Ehre beizulegen. — Der General von Bonin hat mit dem ebenso einliegenden Korpsbefehl vom 9. d. M. das Kommando niedergelegt und von der Armee Abschied genommen. Den einzelnen preußischen kommandierten Offizieren ist das zu dritt angefügte Schreiben zugefertigt. Der General ist selbst sehr ergriffen, hat gestern das Bett hüten müssen und hat niemanden als seine nächste Umgebung und mich gesehen. Die in der diesseitigen Armee befindlichen preußischen Offiziere sind fast aus allen verschiedenen Garnisonen gestern hier eingetroffen, um gemeinschaftliche Entschlüsse zu fassen. Sie erwarten sehnlichst die Berliner Verfügungen; sie sind alle der Meinung, sämtlich die Armee verlassen zu müssen. Eine große Anzahl anderer wird ihnen folgen. Man kann im allgemeinen sagen, daß es indessen alle fühlen, wie sie verpflichtet sind, trotz der Art und Weise, wie man verfuhr, die alten Verhältnisse in die neuen so geregelt und ruhig wie möglich überzuführen. Ich hoffe, daß es ihren Bemühungen gelingen wird, daß es nirgends in den Truppenkörpern zu unruhigen Bewegungen komme. Die Bestürzung in dem Offizierkorps ist groß und nimmt zu, weil in diesem Augenblicke niemand den Armeebefehl in Händen hat, und der General von Willisen noch nicht aus dem Dunkel, das sein Erscheinen umgab, herausgetreten ist. Im Publikum sieht man den Rücktritt des General von Bonin als eine Konzession an, welche die Statthalterschaft der radikalen Partei und ihren Stimmführern in der Landesversammlung gemacht habe. Die genannte Partei scheint zu frohlocken. Der General von Willisen hat, wie gesagt, noch durch keinen offenen Akt das Kommando der Armee angetreten. Er scheint in beständigen Verhandlungen mit den Mitgliedern der Statthalterschaft und dem Kriegsdepartement begriffen, in welchem letzteren dänisch-holsteinische Elemente prävalieren. Er hat dem Herzoge von Augustenburg einen Besuch gemacht, worin der Herzog dem General volle Aufklärung über das Schwierige seiner neuen Stellung gegeben hat. Ich habe geglaubt, bis jetzt mit einem Besuch bei dem neuen kommandierenden General anstehen zu müssen.

Der Graf Reventlou besuchte mich. Er schien sehr bestürzt über die Wirkung, welche die getroffene Maßregel hervorgerufen. Ich habe ihm mit aller Offenheit gesagt, daß ich der Ansicht sei, wie man durch die Art und Weise des Handelns die Verpflichtungen gegen Preußen, gegen die schleswig-holsteinische

Armee und gegen die in ihr dienenden preußischen Offiziere vollständigst aus den Augen gesetzt habe.

Gestern hat die Schlußberatung über die finanzielle Vorlage der hiesigen Regierung in der Landesversammlung stattgefunden. Man hat einen als Amendement eingebrachten Antrag mit einer Majorität von etwa zwölf Stimmen angenommen, ohngefähr des Inhalts:

„In Erwägung, daß die Statthalterschaft nicht auf die gewünschte Verständigung über die einzuschlagende Politik eingegangen; in Erwägung ferner der bedrohlichen Lage des Vaterlandes bewilligt die Landesversammlung die geforderten sechs Millionen Mark." (Folgen einige Modifikationen in der Art der Aufbringung derselben.) — Heute wird über eine Vorlage der Regierung betreffs einer Modifikation des Wahlgesetzes beraten. Ob sodann nur eine Vertagung oder eine Auflösung der Versammlung stattfinden wird, bin ich noch nicht imstande zu sagen.

Betreffs der Friedensunterhandlungen sollte heute der Graf Otto Rantzau (früher dänischer Gesandter in Petersburg) nach Kopenhagen ohne Instruktion abreisen, um die ihm folgende Deputation anzumelden und einzuführen. Diese sollte, wenn hierin nicht noch Änderungen getroffen sind, aus den Herren Graf Reventlow-Farve, Obergerichtsrat Mommsen und Prehn bestehen, von denen die beiden Letzteren Mitglieder der Landesversammlung aus der Rechten sind und früher zu den für Kopenhagen designierten Vertrauensmännern gehörten. Über die ihnen mitzugebende Instruktion habe ich noch keine Nachricht gewinnen können.

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstabe.

Korps-Befehl Nr. 161.

Kiel den 9. April 1850.

Soldaten der schleswig-holsteinischen Armee!

Ihr seid es gewohnt, zum öfteren von mir angesprochen zu werden; es waren nur schmucklose Worte, aber sie kamen mir stets von Herzen.

Jetzt ist es ein Abschiedsgruß, den ich euch zurufen muß.

Ich habe am heutigen Tage das bisher über die Armee geführte Kommando niedergelegt und werde das Land in einigen Tagen verlassen. Mit mir werden noch andere tapfere Offiziere in ihr Vaterland zurückkehren. Sie waren in der Stunde des Kampfes euch ein leuchtendes Vorbild, in den Zeiten der Ruhe eure Lehrer und gerechte Vorgesetzte. Alle werden mit mir den Schmerz der Trennung von ihren alten Kriegskameraden tief empfinden.

Ich lobte euch schon früher wegen eurer im verflossenen Feldzuge rühmlich bewiesenen Tapferkeit und Hingebung. Heut kann ich dies Lob in noch höherem Maße wiederholen, denn ihr habt während der Zeit des Waffenstillstandes, trotz mancherlei Anfechtungen, eine feste Manneszucht bewahrt. Ihr widerstandet jeder Verführung und bliebet fest auf dem Pfade der Pflicht.

Diese schöne kriegerische Tugend, ohne welche keine Armee bestehen kann, wird von Feind und Freund stets anerkannt werden. Bewahrt sie daher wohl zum Besten eures Vaterlandes und zu eurer eigenen Ehre.

Mir aber laßt, wenn ich fern von euch bin, die Überzeugung zum Trost gereichen, daß ihr stets eingedenk der Lehren bleiben werdet, die ener General in euch zu befestigen bestrebt gewesen ist.

Der Segen des Himmels geleite euch auf euren ferneren Wegen.

(gez.) von Bonin.

Extra-Blatt zu Nr. 83 des Korrespondenzblattes.

Kiel, Mittwoch den 10. April 1850.

An den Herrn Oberbefehlshaber der schleswig-holsteinischen Armee, General-Leutnant von Bonin.

Mit Beziehung auf das Schreiben des Herrn Oberbefehlshabers der schleswig-holsteinischen Armee, General-Leutnant von Bonin, vom 25. d. v. M., sieht die Statthalterschaft sich nunmehr in die Notwendigkeit versetzt, Ihrer weiteren Führung des Oberbefehls zu entsagen und Sie zu ersuchen, denselben niederlegen zu wollen.

Die Umstände, welche diese Notwendigkeit herbeiführten, haben weder Sie, Herr General, noch wir zu beherrschen vermocht. Wir unterdrücken nicht die schmerzlichen Gefühle, mit welchen wir Sie scheiden sehen. Sie haben unser Heer gebildet, Sie haben es zu Sieg und Ruhm geführt, Sie haben ihm den echten Kriegergeist auch dann erhalten, als es die Kampflust unbefriedigt lassen mußte. Dies alles dankt Ihnen nicht allein das Heer, sondern das ganze Land; dies dankt Ihnen aus vollstem Herzen die Regierung. Ihr Andenken, Herr General, wird in Schleswig-Holstein ein gesegnetes bleiben; erhalten auch Sie diesem Lande ein ungeschwächtes Wohlwollen, bleiben Sie der Unsrige auch in der Ferne!

Kiel, den 8. April 1850.

Die Statthalterschaft der Herzogtümer Schleswig-Holstein.

Reventlou. Beseler.

Harbou. Boysen. Rathgen. Francke. Krohn.

Das General-Kommando.

Kiel, den 9. April 1850.

Euer Hochwohlgeboren werden aus dem heutigen Korpsbefehl entnehmen, daß ich mich veranlaßt gesehen habe, den bisher geführten Oberbefehl über die schleswig-holsteinischen Truppen in die Hände der Statthalterschaft zurückzugeben.

Die augenblicklichen Verhältnisse sind von der Art, daß ich durch diesen Schritt nur den Wünschen der Statthalterschaft entgegenkommen konnte.

Gleichzeitig fordere ich Euer Hochwohlgeboren in Gemäßheit der mir Allerhöchsten Orts erteilten Ermächtigung auf, sich zur Rückkehr zu Ihrem Truppenteil bereit zu halten, worüber Ihnen nähere Weisungen des baldigsten zugehen werden.

Der kommandierende General (gez.) von Bonin.

An die Armee!

Die Statthalterschaft ist zu ihrem lebhaften Bedauern in die Lage versetzt, der Armee die Anzeige zu machen, daß es trotz aller Bemühungen nicht gelungen ist, der Armee ihren bisherigen, mit Recht so hoch geachteten Führer zu erhalten.

Der königlich preußische General von Bonin hat den Oberbefehl der schleswig-holsteinischen Armee niedergelegt. Das Land und die Armee sehen den tapferen General mit tiefem Schmerz aus ihrer Mitte scheiden; er hat das größte Verdienst um die kriegerische Erziehung unseres Landes, um die Bildung unseres Heeres, welches unter seiner Führung stets mit Ruhm gekämpft hat. Sein Andenken wird fortleben in der Geschichte Schleswig-Holsteins.

Die Statthalterschaft hat das Generalkommando wiederum übertragen an den früheren königlich preußischen General-Leutnant von Willisen, dessen militärische Eigenschaften bekannt sind. Die Armee wird ihrem neuen Führer mit dem Vertrauen folgen, welches er zu verlangen berechtigt ist.

Kiel, den 9. April 1850.

Die Statthalterschaft der Herzogtümer Schleswig-Holstein.
Reventlou. Beseler.
Krohn.

Kiel, den 11. April 1850.

Euer Exzellenz habe ich die Ehre beifolgend eine am gestrigen Tage erlassene Proklamation des General von Willisen an die Armee ganz gehorsamst zu übersenden. Man sagt mir, daß dieselbe trotz ihres kriegsatmenden und damit politischen Inhalts ohne Mitwirkung der Statthalterschaft abgefaßt und publiziert worden sei. Desgleichen lege ich einen Armeebefehl vom heutigen Tage bei. Den preußischen Offizieren ist in dem von mir unter dem gestigen Datum sub 3 übersandten Schreiben des Generals von Bonin ihre Handlungsweise vorgeschrieben. Ihre nächsten Schritte können nur von Berlin aus reguliert werden.

Die Deputation für Kopenhagen wird wahrscheinlich am Sonntag den 14. d. M. von hier abreisen. Die von ihr vorzuschlagende Friedensbasis hält, wie ich höre, die Gemeinsamkeit des auswärtigen Departements und desjenigen, was sich an dasselbe anlehnt, fest; im übrigen soll eine vollständige Selbständigkeit der vereinten Herzogtümer erstrebt werden.

Die Nachrichten aus Kopenhagen machen hier einen ganz verschiedenen Eindruck. Diejenigen, welche als dort am besten orientiert angesehen werden müssen, sehen die Veränderung des Ministerii als günstig für die Erlangung eines Friedens an. —

Dagegen beunruhigen die Nachrichten aus dem Schleswigschen. Dort vergrößert sich täglich die Regierungsverwirrung. Am 9. d. M. ist die Entsetzung des Generalsuperintendenten für Süd-Schleswig und des Mitglieds der gemeinschaftlichen Regierung, Nielsen, in Schleswig verfügt worden. Andere Entsetzungen mehrerer Geistlichen waren ihr vorangegangen. In welcher Weise die Mitwirkung des Herrn General von Hahn zu der Einführung mehrerer Zollbeamten

an die Stellen anderer gefordert worden ist, werden Ew. Exzellenz durch direkte Mitteilungen des Herrn Generals wissen.

Man erwartet, daß sich die Landesversammlung am Sonnabend, den 13. d. M., vertagen wird.

Hartmann,
Hauptmann im großen Generalstabe.

Armeebefehl. Nr. I.

Hauptquartier Kiel, den 11. April 1850.

Wie ich höre, sind manche der preußischen Herren Offiziere, welche wir bis jetzt so glücklich sind, in unseren Reihen zu sehen, durch den Rücktritt des von Ihnen wie von allen mit Recht so verehrten Generals von Bonin in Unruhe versetzt, weil sie sowohl die Motive dessen, was geschehen, wie auch die Art, wie es geschehen, nicht genau kennen. Ich ersuche diese Herren zuerst von mir die Versicherung anzunehmen, daß überall der lebhafte Wunsch vorhanden, sie der Armee hier zu erhalten, daß deshalb schon die geeignetsten Schritte geschehen sind und daß jedes Gerücht, als sei etwas geschehen, was sie irgendwie verletzen könnte, ungegründet ist. Die großen Dienste, welche die Herren dem Lande geleistet haben, können nie vergessen oder zu gering angeschlagen werden, und könnte es geschehen, so würde es meine erste und liebste Pflicht sein, es zu verhindern! Ich darf wohl so erwarten, daß sämtliche Herren die Entwickelung der Verhältnisse ruhig abwarten und, so lange ihr Verhältnis dauert, wovon wir hoffen und wünschen, daß es sich noch lange nicht und am wenigsten so kurz vor der großen Entscheidung lösen möge, mit demselben Eifer wie bisher uns zur Seite stehen. Ich bin gern jedem zu jeder Art von Auskunft bereit.

Der Ober-General
(gez.) von Willisen, General-Leutnant.

An die Armee von Schleswig.
Soldaten!

Das Vertrauen eurer Regierung hat mich an eure Spitze gerufen. Nachdem jede Bemühung mißlungen war, euren bisherigen geliebten Führer ganz für eure Sache zu gewinnen, mußte ein solcher Schritt geschehen. Ich fühle es, welche Schwierigkeit für mich darin liegt, sein Nachfolger zu sein, ihn zu ersetzen. Ich werde alle meine Kräfte daran wenden, daß es mir gelinge.

Eine schöne und große Aufgabe liegt vor uns. Im Vertrauen auf euern Mut, auf eure Hingebung an die große Sache, auf euern festen Willen, alles an euer gutes Recht zu setzen, habe ich es unternommen, euer Führer zu sein. Ein solcher Kampf, wie er uns bevorsteht, verlangt die größte Anstrengung aller Kräfte, verlangt vor allem den strengsten Gehorsam, die männlichste Tapferkeit aller Glieder der großen Kette. Die Führung, und wäre sie die beste, ist ohne jene Tugenden erfolglos, zusammen aber vermögen sie alles, ist ihnen der Sieg gewiß.

Die Führung ist meine Aufgabe. Ich darf sagen, ich kenne den Krieg und habe den festen Vorsatz, mit euch auszuhalten bis zuletzt. Habt also Vertrauen zu mir, das Vertrauen zum Führer ist eine große Macht im Kriege.

Der Gehorsam, die Standhaftigkeit in schlimmen, die Bescheidenheit in guten Tagen, der Edelmut gegen den Besiegten, das ist eure Aufgabe. Ihr seid tapfere Männer, das weiß die Welt, aber die Tage des Gefechts sind nur die Erholungstage des Soldaten, die anderen, in Wind und Wetter oft ohne das Nötigste, bei größter Anstrengung zu harren und zu warten, das sind die schweren Tage, da erkennt man erst den Geist, den Wert eines Heeres. Auch in solchen Tagen, wenn sie kommen sollten, werdet ihr Probe halten. Die freiesten Völker sind immer die strengsten Soldaten gewesen, sie sollen unsere Muster sein.

Ich werde die größten Anforderungen an euch machen. Zwei Feldzüge haben in Glück und Unglück bewiesen, daß man nicht fürchten darf, zu viel von euch zu fordern.

Eure Führer werden überall mit glänzendem Beispiel euch vorangehen. Die Truppe ist immer wie der Führer, ich werde in allen Fällen von diesem Grundsatze ausgehen.

Wir wollen unsere Gegner, wenn wir ihnen von neuem begegnen müssen, nicht gering achten, sie haben den Ruf des Mutes seit alten Zeiten, aber ihr müßt ihnen überlegen sein, wie eure Sache eine höhere ist, eine heilige. Sie ämpfen höchstens für einen Irrtum, entschieden aber für ein Unrecht, weil sie uns beherrschen möchten, unsere alten Rechte uns entreißen. Ihr aber streitet für euer Volkstum, für uraltes, unzweideutiges Recht, dafür, nach eigenem Gesetz und Recht regiert zu werden. Wir wollen ihnen nichts entreißen, sie nicht beherrschen, aber wir wollen, was uns gebührt, gleichberechtigt neben ihnen stehen, wir wollen ihre Freunde sein, aber nicht ihre Diener, ihre Knechte. Ihr König soll nicht als solcher unser Herr, er soll unser Herzog sein, er komme als solcher zu uns, er wird mit offenen Armen und mit Ehrfurcht empfangen werden.

Möchten unsere Gegner diese Sprache verstehen lernen, jetzt, nun es noch Zeit ist und ehe der Riß unheilbar wird.

Schleswig-Holstein und unser Recht, das sei unser Schlachtenruf und unser Friedenswort zugleich. Und so mit Gott für das Vaterland, wenn die Stunde der blutigen Entscheidung schlagen sollte.

Ganz Deutschland, Europa wird auf uns sehen, und alle edlen Herzen, insonderheit die der geliebten Waffenbrüder, die bis jetzt in unseren Reihen oder uns zur Seite standen, und welche die Politik von uns im Augenblick der Gefahr zu trennen droht, werden mit uns sein, wenn wir Männer sind. Schwören wir es sein zu wollen, zu fallen, wenn es sein muß, aber unbesiegt. Das Vaterland erwartet, daß jeder seine Pflicht thue.

Kiel, den 10. April 1850.

Euer Ober-General
von Willisen, General-Leutnant.

Privatbrief.

Kiel, den 12. April 1850.

Wir erwarteten gestern bestimmte Nachrichten aus Berlin, sind aber in unserer Hoffnung getäuscht worden.

Ich habe daher eben an Usedom geschrieben und mir definitiv Urlaub ausgebeten. Hoffentlich erwerbe ich damit, wenn ich erst in Berlin bin, die Erlaubnis, nicht wieder hierher zurückkehren zu müssen, wenigstens für den Fall, daß du mich nicht würdest begleiten können.

Die wenigen Worte, die ich dir Montag nachts schrieb, wurden in großer Erregung über die ganz unerwartet von der Statthalterschaft gegebene Demission des General von Bonin auf das Papier geworfen. Das Frappierende, Beleidigende und Herausfordernde in jener Maßregel will weitläuftiger und mit mehr Worten auseinandergesetzt werden, was ich hoffe, mündlich thun zu können. Wir leben seitdem in der größten Spannung und in der Erwartung der Dinge, die nunmehr aus Berlin kommen sollen. Man hat es dort jetzt in der Hand, die allerliebste kleine Armee mit einem Schlage zu vernichten — denn fast alles, was gut und tüchtig in ihrem Offizierkorps, ist bereit, die Armee au einen Wink Preußens zu verlassen. Es frägt sich, ob in Berlin die Art und Weise der Statthalterschaft schwerer wiegt als der Wunsch, diese Armee zu erhalten und als eine Kompelle bei den Friedensunterhandlungen zu gebrauchen. Ich fürchte fast, daß man in der ersten Aufwallung des Unwillens verfügt; geschieht das, so weiß ich nicht, was hier werden soll. Willisen hält das Ding nicht; er geberdet sich hier wie ein Projektenmacher!

Du glaubst nicht, wie tief einschneidend in die Gemüter diese Demission des General von Bonin wirkt. Die preußischen Offiziere, die es nunmehr für ihre Pflicht halten zu scheiden, gehen tief bewegten Herzens, mit großem Weh von dannen. Gestern gab der General seinem Stabe das letzte Diner und hatte die Güte gehabt, auch mich dazu zu laden. Er war ungeheuer bewegt. Besuche von nah und fern drängen sich zu ihm, um ihm Lebewohl zu sagen; gestern Abend brachten ihm die hiesigen Jäger ein Ständchen. — Man muß bei dieser Gelegenheit wieder den ruhigen Charakter des hiesigen Volkes bewundern. Die Demokratie hat in den letzten Wochen in den Reihen der Soldaten enorm gewühlt und gesucht, gegen die preußischen Offiziere aufzustacheln. In Süd-Deutschland würde diese Wühlerei zu hellen Flammen ausschlagen. Hier ist man ganz geduldig und läßt die Dinge kommen. Die Offiziere der schleswig-holsteinischen Brigade geben dem General am Montag ein großes Diner in Hamburg und haben auch mich dazu eingeladen.

Bericht an den königlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Freiherrn von Schleinitz.

Kiel, den 15. April 1850.

Ew. Exzellenz verfehle ich nicht, ganz gehorsamst mitzuteilen, daß die für Kopenhagen designierte Deputation heute von hier nach Hamburg gereist ist, um

morgen nach Lübeck zu gehen. Dort hofft man Briefe vom Grafen Rantzau aus Kopenhagen vorzufinden und denkt noch selbigen Tages zu Dampfboot dem letztgenannten Herrn zu folgen. Ew. Exzellenz werden durch direkte Mitteilungen der Statthalterschaft Kenntnis erhalten haben von dem Anschreiben an Se. Majestät den König von Dänemark, welches der Deputation mitgegeben worden ist. Eine weitere schriftliche Instruktion hat dieselbe nicht erhalten, wie sie denn überhaupt darauf angewiesen worden ist, die bezeichnete Eingabe des Weiteren mündlich zu erläutern. Ihr Auftrag geht dabei unter anderem dahin, es möglichst zu erstreben, daß sobald als möglich der Prinz Ferdinand, event. eine andere dem Königshause verwandte Persönlichkeit, sich nach den Herzogtümern begeben und sich dort ein neues, verantwortliches Ministerium bilden möchte. Die größte Bereitwilligkeit zum Rücktritt der Statthalterschaft soll zu erkennen gegeben werden. Neben dem Festhalten der Trennung der Herzogtümer vom Königreiche in der Weise, wie ich es in meinem letzten Berichte bezeichnete, wird, wie ich glaube gewiß annehmen zu müssen, die Andeutung nicht vergessen werden, daß eine fortwährende Personal-Union nicht unwillkommen sein würde, falls eine Einigung mit den Agnaten des Königshauses bewerkstelligt werden könnte.

Bezüglich des Personals der Deputation ist man von der zuerst beabsichtigten Entsendung des Oberlandesgerichtsrat Mommsen abgegangen und hat statt dessen dem Regierungsrat Heinzelmann die Mission übermacht. Seine Wahl scheint eine glückliche genannt werden zu müssen. Er stand als ältester Regierungsrat zu der schleswig-holsteinischen Regierung schon früher, vor der Bewegung 1848, in dem Verhältnis, in welchem er während der Jahre 1849 und 1850 verblieb, ohne jemals während jener Jahre als Parteimann in den Vordergrund zu treten. Daneben empfehlen ihn Kenntnis Kopenhagens, große Gediegenheit und Tüchtigkeit, die mit sehr gebildeten und gewandten Formen gepaart sind. Graf Reventlow-Farve ist Ew. Exzellenz bekannt. Der Syndikus Prehn erschien in Kopenhagen auch bei der dorthin beabsichtigten Entsendung der Vertrauensmänner, zu denen er gehören sollte, als eine persona grata.

Die Nachrichten, auf welche ich, als von Kopenhagen gekommen, in meinem letzten ganz gehorsamsten Schreiben Bezug nahm, verkündeten hier eine vollständige Änderung des Ministerii daselbst, wurden überall mit allen Details erzählt und verursachten große Aufregung. Sie haben sich in nichts bestätigt. —

Gestern Abend haben die verschiedenen hier kommandierten preußischen Offiziere ihre Rückberufungsordres durch die Vermittelung des General von Bonin erhalten. — Die diesseitige Armee verliert durch dieselben 35 Offiziere, die nicht allein an Intelligenz, sondern auch an sittlichem Gehalt die hervorragendsten Persönlichkeiten in ihr waren und durch deren Verlust sie den größten Schaden erleidet. Eine große Anzahl anderer Offiziere, die früher in preußischen Diensten standen, sind außerordentlich geneigt, ebenfalls ihren Abschied zu fordern. Wird diesem Ansuchen Folge gegeben, so kann man in der That in keiner Weise von der Armee das noch erwarten, wozu man im vollsten Sinne vordem berechtigt war, weder bezüglich ihres militärischen Wertes noch bezüglich ihrer Widerstandskraft den

vielfältig auf sie einwirkenden entsittlichenden und auflösenden Elementen gegenüber. Maßgebend für die genannten Offiziere sind die Wünsche der preußischen Regierung und die Persönlichkeit des General von Willisen. In letzterer Beziehung hat hier die Nachricht von der gegen den letzteren eingeleiteten Untersuchung aus Berlin den größesten Eindruck hervorgebracht. — Wie tief eingreifend der schon jetzt erfolgte Rücktritt der kommandierten ꝛc. preußischen Offiziere ist, wollen Ew. Exzellenz geneigtest daraus entnehmen, daß damit der Chef des Stabes und der größere Teil der Offiziere vom Stabe des Generalkommandos ausgeschieden sind, daß ferner das Kommando der gesamten Artillerie, die Jäger-Inspektion, 8 Bataillons-Kommandeure, ein Artillerie-Abteilungs-Kommando und eine Stabsoffizier-Stellung in der Kavallerie unbesetzt geworden sind. Sämtliche übrigen Offiziere standen mit Ausnahme eines einzigen in dem Verhältnis von Kompagnie- resp. Batterie- und Eskadronchefs. Darüber, ob für alle diese Stellungen schon ein anderweitiger Ersatz engagiert worden ist, verlautet bis jetzt noch nichts. Aus der Armee selbst ist es in irgend geeigneter Weise garnicht zu bewirken.

Mit vollständigster Hochachtung und Verehrung habe ich die Ehre mich zu zeichnen Euer Exzellenz ganz gehorsamster Hartmann,

Hauptmann im großen Generalstabe.

Ein Schreiben, welches den Adressaten nicht mehr in Kiel antraf, lautete:

An den Königl. Hauptmann im Großen Generalstabe ꝛc. Herrn Hartmann

z. Z. in Kiel.

Euer Hochwohlgeboren übersende ich anliegend Abschrift einer Verfügung, welche die Bundes-Zentral-Kommission an die Statthalterschaft in Kiel erlassen hat, um dieselbe von der Ausübung von Regierungs-Handlungen in Schleswig abzumahnen.

Ew. Hochwohlgeboren wollen bei Ihren Beziehungen zur Statthalterschaft darauf hinwirken, daß dieselbe die Gefahr ernstlich ins Auge fasse, welche ihr, als einer vom Deutschen Bunde eingesetzten Behörde, aus einer Nichtbeachtung dieser Verfügung erwachse, und zugleich bemerken, daß die Königliche Regierung nicht allein dieser Maßregel der Kommission ihre volle Zustimmung gegeben, sondern auch sich etwaigen weiteren Anordnungen der obersten Bundesbehörde zu nachdrücklicher Geltendmachung derselben nicht würde entziehen können.

Berlin, den 15. April 1850. Schleinitz.

Einer p. Statthalterschaft zu Kiel sind wiederholt durch die königlich preußische Regierung im Auftrage der Bundes-Zentral-Kommission Abmahnungen von jeder Störung der zwischen dem Deutschen Bunde und dem Königreiche Dänemark thatsächlich bestehenden Waffenruhe zugegangen. Es ist der Statthalterschaft bekannt, daß die Bundes-Kommission es sich hat angelegen sein lassen, durch ihre in betreff der Friedens-Unterhandlungen mit Dänemark gefaßten Beschlüsse den Rücksichten und Pflichten zu genügen, deren Wahrung ihr als Vertreterin der Rechte des Deutschen Bundes zusteht, und daß die Bundes-Kommission auch für die Zeit bis zum Frieden die Herstellung eines jenen Rechten entsprechenden und die Waffen-

ruhe sichernden interimistischen Zustandes als einem dringenden Gegenstand der im Namen des Bundes zu führenden Unterhandlungen bezeichnet hat. In Voraussicht der schweren Verwickelungen, welche ein neuer, unter den gegenwärtigen Verhältnissen herbeigeführter Ausbruch der Feindseligkeiten zur unausbleiblichen Folge haben müßte, hat aber die Bundes-Kommission, wie dies gleichfalls der Statthalterschaft nicht unbekannt geblieben ist, sich zugleich auf das entschiedenste verpflichtet gefunden, für strenge Aufrechterhaltung der Waffenruhe und für Vermeidung jeder damit unvereinbaren einseitigen Verletzung des von der Kommission vorgefundenen faktischen Zustandes Sorge zu tragen, ohne dadurch die bestehenden Rechtsgrundlagen zu verrücken. Es ist nunmehr der Bundes-Zentral-Kommission die Anzeige geschehen, daß die Statthalterschaft in neueren Zeiten verschiedene Regierungshandlungen im Herzogtum Schleswig vorgenommen hat, welche jenen faktischen Zustand in wesentlichen Punkten aufheben und die Folgen eines gewaltsamen Bruches der Waffenruhe nach sich zu ziehen drohen. Durch eine Verfügung des dortigen Finanz-Departements vom 7. v. M. sind schleswig'sche Lokalbehörden zur Einsendung von Steuern nach Rendsburg aufgefordert worden, die Statthalterschaft ist mit mehreren eigenmächtig in ihre früheren Ämter in Schleswig eingetretenen Beamten in amtliche Verbindung getreten, sie hat ferner Verfügungen über die Verwaltung schleswig'scher Ämter erlassen, wie beispielsweise aus einem auf die Verwaltung der Probstei Flensburg bezüglichen Publikandum vom 30. v. Mts. hervorgeht. Die Bundes-Kommission vermag diesen Verfügungen ihre Billigung nicht zu erteilen, weshalb an die Statthalterschaft hiermit die Weisung erlassen wird, sich fortan jeder Änderung des faktischen Zustandes, wie ihn die Bundes-Kommission vorgefunden hat, zu enthalten, auch denselben wieder herzustellen, insofern er durch Verfügungen der Statthalterschaft geändert sein sollte. Die Bundes-Kommission glaubt hiermit den Ausdruck des Vertrauens verbinden zu können, daß die Statthalterschaft fernerhin, wenn auch unter den schwierigsten Umständen, durch eine feste und gemäßigte Haltung das Ihrige zur Erreichung eines heilsamen Zieles beitragen werde.

Frankfurt a./M., den 12. April 1850.

Die Bundes-Zentral-Kommission.

An eine hochlöbliche Statthalterschaft zu Kiel.

Die Postdampfer und die Privat-Schiffahrt im nächsten Kriege.

Von

Vizeadmiral Batsch.

Je mehr man bemüht ist, dem Kriege Gestalt und Wesen ritterlichen Kampfes zu geben, desto mehr scheint es, daß die der menschlichen Natur innewohnenden unedelen Triebe die Oberhand gewinnen. Vielleicht scheint es nur so, und möglicher Weise sind es nur die ihrer Natur nach schärferen Kriegsmittel, die man

sich heute für den nächsten Kampf zurechtlegt, und die in der That sich ganz danach anlassen, als wollten sie dem zukünftigen Kriegstreiben einen recht häßlichen Stempel aufdrücken. So lange es Sitte der Zeit und gestattet ist, nutzlosem Verhandeln die Gewalt folgen zu lassen, so lange wird auch über die Natur der Kriegsmittel nicht viel zu markten sein. Der Gedanke der Massen-Tötung, wie er im Dynamit seinen Ausdruck findet, hat sich langsam und sicher eingebürgert; für den Seekrieg verspricht man ihm eine Zukunft, die alles Gewesene umzustürzen droht, sofern sich nämlich die fast allgemein gewordene Zuversicht nicht als ein Traum erweist.

Daß letzteres der Fall sein könnte, ist nicht ausgeschlossen, und wenn es der Fall wäre, so würde die Erkenntnis mit eintretendem Kriege etwas zu spät kommen. Man kann die Erörterung darüber füglich den Fachmännern überlassen; nur soll man sich hüten vor einer Verdüsterung des Blickes gegen das, was wirklich geschehen wird.

Die im Jahr 1848 in Frankfurt a. M. geschaffene Bundes-Zentral-Gewalt hatte sich mit auswärtigen Angelegenheiten nur wenig beschäftigt; zu dem Wenigen gehört indes eine Verhandlung mit der Regierung der Vereinigten Staaten, welche die Freiheit des Privateigentums zur See bezweckte. Die Sache führte zu keinem Ergebnis; vielleicht wegen der Kurzlebigkeit des einen verhandelnden Teils, vielleicht aber auch, weil durch Abschluß des Waffenstillstandes von Malmö der nächstliegende Zweck des einen Teiles sich von selbst erledigte. Die von Herrn von Roenne in Washington, vom Major Donaldson in Frankfurt geführten Verhandlungen haben den Boden rein theoretischer Erörterung wahrscheinlich nicht überschritten; und das konnten sie damals ebensowenig, wie sie es heute könnten; denn daß es ein anerkannt gültiges Seerecht auch jetzt noch nicht giebt, dafür sind die Ortolan, Vattel, Grotius und Kent die besten Gewährsmänner. Gäbe es ein Seerecht, welches über die Bedeutung der Observanz, der Kriegs- und Friedensgebräuche hinausgeht, so wäre man auch längst über den Begriff der „Kriegs-Kontrebande“ klar geworden. So, wie die Sache liegt, ist dieser Begriff noch heute ein Spielball für die Lehrer des Kriegsseerechts, ein immer bereites und williges Streitobjekt für Kriegführende und Neutrale. Und je mehr man bestrebt ist, Mittel und Wege des Kriegs in enge Grenzen zu bannen, desto mehr gerät man über jenen Begriff in Zweifel, und desto weniger gelingt es, dem Kriege die Geißel zu entringen, mit der er nicht bloß die Streitmittel, sondern das ganze nationale Leben eines Volkes trifft.

Macht ein strenger Winter im Kriege den Massenbezug wollener Decken aus irgend welchem neutralen Lande nötig, so fragt man, ob wollene Decken unter solchen Umständen nicht auch Kriegskontrebande sind, und ob es nicht geltend gemacht werden kann gegen den Kriegsschmuggel anderer mehr ausgesprochener Art. So kann es vorkommen, daß ein und dasselbe neutrale Land den einen Freund mit Munition und Waffen versieht und den anderen vor dem Erfrieren schützt.

Von der Zeit des Neutralitätsvertrages der Kaiserin Katharina bis zum Pariser Kongreß des zweiten französischen Kaiserreichs und den Brüsseler Kon-

ferenzen hat man sich vergeblich bemüht, für die berechtigten Mittel der Kriegführung einen Ausdruck und eine bestimmte Grenze zu finden. Namentlich hat man im Seekriege nach einer genaueren Umgrenzung des Begriffes „Kriegs-Kontrebande" gehascht wie nach einem Gespenst; es ist aber jedesmal entschlüpft, wenn man glaubte, man wäre seiner habhaft geworden. Man kann und will sich eben nicht entschließen, daran zu glauben, daß die herrschenden Neigungen in der Wahl der Kriegsmittel in entgegengesetzter Richtung liegen. Niemand leugnet, daß in der Abkürzung der Kriege der erste Schritt zu ihrer allmählichen Beseitigung liegt, wenn man an eine solche überhaupt glauben und denken darf; eine Abkürzung aber bedingt erhebliche Verschärfung der Mittel.

Das Aushungern eines hartnäckig verteidigten Platzes hielt noch nie jemand für verwerflich oder gar unchristlich. Hält man aber den Hunger für ein gestattetes Kriegsmittel, warum sollte er dann nicht gegen ein ganzes Land anwendbar sein?

Es ist eine eigentümliche, aber doch wohl sehr natürliche Erscheinung, daß nach einem mit allen möglichen Ausschreitungen verbundenen blutigen Kriege im Punkte der gebrauchten Kriegsmittel eine Gegenströmung eintritt, die größerer Menschlichkeit das Wort redet; darin geht der siegende Teil in der Regel voran, während der unterlegene nach wie vor die Faust ballt und seine Rache von möglichen und unmöglichen Dingen erhofft. So spricht der Menschenfreund, dem die Rolle des Siegers zufiel, von der „Freiheit des Privateigentums im Kriege zur See und zu Land"; dem anderen war die Arena, auf der das blutige Spiel sich ausfocht, nicht groß genug; er spricht nur von „la guerre à outrance" „la guerre de course" das ist „Seeraub" im großen Maßstabe, von „saigner à blanc" und was der ähnlichen in jüngster Zeit gehörten Worte mehr sind, und wer wollte behaupten, daß die Wahrscheinlichkeitsrechnung der nächsten Zukunft mehr für den ersteren als für den letzteren spräche?

Auch im Deutschen Reiche haben Staatskunst und militärische Voraussicht es verstanden, seit einer Reihe von Jahrzehnten in maritime Dinge Eingang zu finden, und das wird im nächsten Krieg ohne Zweifel segensreich empfunden werden. Schon zur Zeit der ersten Entwicklungsperiode waren die Aufgaben nicht gering, und der Ansicht, der Umfang jener Aufgaben sei derselbe geblieben, läßt sich nur schwer beipflichten. Seitdem eine Kolonial-Politik Wirklichkeit geworden ist, wird, was bis dahin nur Wasserstraße war für den Handel mit fremdherrlichen Gebieten, zur wichtigen Etappenstraße für das eigene Schutzgebiet. Beim Erschallen der Kriegstrompete pflegen Schutzbriefe mit sehr gebieterischen Forderungen aufzutreten; es stehen viele staatsrechtliche, aber fast noch mehr kriegsrechtliche Fragen damit in Verbindung. Inwieweit z. B. einem Postdampfer, der reguläre Marine-Detachements als Passagiere führt, zum mindesten die Pflicht der Verteidigung obliegt, ist noch wenig erörtert worden, und doch muß es — ebenso wie der Schutz der Etappenstraßen — in Betracht gezogen werden. Es ist ein bekannter Grundsatz, daß, wer im Kriege alles verteidigen will, schließlich gar nichts verteidigt, und wer in einer wirksamen Defensive Fuß fassen will, muß auf mancherlei verzichten, und doch darf solcher „Verzicht" nicht absolut sein; namentlich darf er es

nicht sein, wo man mit neuen Unternehmungen neue vergrößerte Pflichten übernimmt. Die Frage, inwieweit ein Staat mit Küsten verpflichtet ist, Seemacht zu sein, harrt für manchen noch der Lösung, und doch scheint ihre Beantwortung ziemlich einfach. Wer Wasserstraßen benutzen, für die Benutzung Sicherheit haben und diese Aufgabe nicht lediglich andern überlassen will, muß die Aufgabe der Sicherung selbst übernehmen. Wer wehrhafte Männer hat, die auf allen Teilen des Globus umherschwimmen, muß ihre Verwendung nicht anderen überlassen, sondern sie den eigenen Zwecken dienstbar machen. Wer mit Hilfe von Staatsgeldern Schiffe baut, hat die Pflicht, auch den Nutzen ins Auge zu fassen, den der Staat im Kriege aus ihnen ziehen kann, und da in einem Lande, wo jeder Soldat ist, wehrhafte Männer nicht fehlen, da diese aber in der Fremde entweder „Kriegskontrebande“ sind oder Fremden zu dienen haben, so müßten Führer und Unterpersonal jener Schiffe sicher nicht außerhalb der Wehrhaftigkeit stehen. Frequentieren sie die Wasserstraßen, so haben sie sich, wenn nicht an deren Sicherung, doch gewiß an der eigenen Sicherung zu beteiligen. Die regulären Kreuzer des Staates sind im Vergleich mit der Ausdehnung der Wasserstraßen eine zu kleine Macht, und seitdem das irreguläre Element der Schiffahrt durch die Entwicklung des Dampfes so selbständig geworden ist wie heute, wo von „Convoy's“ kaum noch gesprochen wird, da muß es sich selbst doch wenigstens gegen seinesgleichen zu schützen wissen.

Schon in der Mitte dieses Jahrhunderts bewaffnete man einen aus dünnem Eisenblech gebauten Dampfer von etwa 850 Tons mit vier Kanonen, von denen zwei nicht weniger als 120 Ztr. wogen. Das war zu einer Zeit, wo es bei uns weder kriegsgeschulte Seeleute noch Maschinisten gab. Wer heute die artilleristische Ausstattung eines Postdampfers von 3—4000 Tons mit 3—4 Kanonen von 15 cm Kal. à 70 Ztr. für schwierig hält, müßte sonderbare Gründe haben, umsomehr, als sich annehmen läßt, daß Führer und Oberbootsmann Zöglinge des „Mars“ gewesen, daß Matrosen und Heizer den kräftigsten Jahrgängen der Marine-Reserven angehören, und daß der betreffende Dampfer nicht selten reguläre Ablösungs-Kommandos an Bord hat.

Bei den Verkehrsmitteln zu Lande werden gewisse kriegerische Eigenschaften sorgsam gepflegt; bei denen zur See ist eine solche Pflege noch nicht üblich; sie sind durch das Kriegsleistungsgesetz kaum angebahnt, und es ist nicht wohlgethan, sie schlummern zu lassen. Jeder Keim der „Assekuranz“ wird zu Lande sorgfältig gehütet, und es ist kein Grund vorhanden, daß dem zur See nicht ebenso sei.

Hier handelt es sich nicht um eine Verstärkung der militärischen Seestreitmittel, um die Vermehrung der regulären Kreuzer durch Fahrzeuge, die niemals den Anspruch erheben können, Kriegsschiffe zu sein, sondern hier handelt es sich nur um eine von der Not gebotene Selbsthilfe für das den Ozean frequentierende, nach Millionen zu schätzende Eigentum des Landes, um eine Sicherung, die man nur erreichen kann durch die Wehrhaftigkeit handeltreibender Schiffe, als eigene Notwehr in erster, als Hilfsmacht der Flotte in zweiter Linie.

Man pflegt zwar heute der bekannten „Deklaration von Paris“ nicht geringen Wert beizulegen; danach dürfte das Privateigentum zur See zwar der Aufbringung durch Staatskreuzer, nicht aber der Kaperei durch Privatkreuzer unterliegen; dagegen läßt sich einwenden, daß seit 1856, von wo jene Deklaration datiert, so manches sich zugetragen hat, was ihr zwar nicht widerspricht, was aber doch darauf hindeutet, daß sie eintretenden Falles auf schwachen Füßen steht. Es ist richtig, Kaper hat es seitdem nicht gegeben, sie sind aber auch in dem ihr vorangehenden Kriege nicht vorgekommen. Daß sie nicht vorkamen, lag aber keineswegs an der vorgeschrittenen Humanität, sondern es lag daran, daß bei dem Stande der Schiffahrt der feindlichen Parteien mit Kaperei wenig zu gewinnen war. Es läßt sich auch nicht einmal sagen, daß sie überhaupt nicht vorgekommen sei, sie ist namentlich im Anfang des Krieges bei einzeln vorkommenden Gelegenheiten wohl geübt worden. Man muß berücksichtigen, daß zur Einführung einer „Theorie“ in solchen Dingen immer allgemeine Übereinstimmung gehört, und die ist bekanntlich in diesem Punkt nicht vorhanden. Ob die Sache sich in der alten oder in einer neuen Form vollzieht, ist gleichgiltig. Was im nächsten Seekriege geschehen wird, dazu ist jene sogenannte „freiwillige Flotte“ Moskauer Ursprungs ein Fingerzeig, und man thut wohl, sich dessen zu versehen, was eine solche Flotte zuwege zu bringen vermag.

Von den Vitalianern der Hansazeit zu den westindischen Bukaniers, von ihnen zu den „lettres de marque“ und den Kaperbriefen hat nur die Form gewechselt, in der ein und dieselbe Sache aufgetreten ist, die Übel des Krieges lassen sich weder auf dem Wege des Vertrages noch auf dem der Gesetzgebung beseitigen, und Thomas Carlyle bemerkt sehr richtig: es sei eine schöne Sache um Verträge, vor der sündigen Natur des Menschen hielten sie aber nur so lange stand, als jeder Teil stark genug sei, um die Vertragstreue des anderen zu erzwingen.

Daß man nicht die Absicht hat, das Privateigentum, d. h. die Handelsschiffahrt vom Kriege unberührt zu lassen, dafür machen die Zeichen der Zeit sich schon deutlich bemerkbar. Der schon erwähnten „freiwilligen Flotte“ steht in England eine große Liste von Privatdampfern gegenüber, auf welche die Admiralität im Kriegsfall rechnet. Damit die Besitzer den Kriegsgebrauch schon im Frieden ins Auge fassen, dafür sorgt eine Subvention[1]).

[1]) So stellte die „White Star Line“ im Januar d. J. der Admiralität die Dampfer „Britannic“ im Werte von 130000 Pfd. St., „Germanic“ 130000 Pfd. St., „Adriatic“ 100000 Pfd. St., „Celtic“ 100000 Pfd. St., zur Verfügung für den Kriegsfall; im Fall des Kaufs zu den angegebenen Preisen; im Fall der Miete sollte die Admiralität, wenn die Besatzung von den Rhedern gestellt würde, 20 Sh. per Reg.-Ton, wenn die Admiralität aber selbst die Besatzung stellt, 15 Sh. pro Reg.-Ton pro Monat zahlen. Die Rhederei erbot sich, Schiffe nach den Vorschriften der Admiralität zu bauen, wenn ihnen eine jährliche Subvention von 15 Sh. per Reg.-Ton gezahlt würde. Unterm 19. Februar wurde der Vorschlag acceptiert.

Um dieselbe Zeit kam ein Vertrag zu Stande mit der „Cunard-Line“ bez. der Schiffe „Etruria“ im Werte von 310000 Pfd. St., „Umbria“ 301000 Pfd. St., „Aurania“ 250000 Pfd. St., „Gervia“ 193000 Pfd. St., Gallia“ 102000 Pfd. St., für welche Dampfer eine jährliche Subvention von 15 Sh. per Reg.-Ton. gezahlt wird. Tritt der Kriegsgebrauch innerhalb einer fünfjährigen Frist ein, so erhalten sie 20 Sch. per Ton.

Dieselben oder ähnliche Gesichtspunkte sind auch in Frankreich bei der nicht unlängst erneuerten Subvention der Dampfer der „Compagnie générale transatlantique" und der „Messagerie maritime" zur Geltung gekommen[2]).

Und jene Abmachungen sind sowohl in England wie in Frankreich nicht ad hoc, sondern für alle Zukunft getroffen worden. Dabei ist zu erwähnen, wie man in Frankreich der Sache noch näher getreten ist als in England. Während man in letzterem die Bewaffnung für die ausgesuchten Dampfer nur bereit hält, hat man in Frankreich 14 Dampfern der „Messagerie maritime" und „Compagnie transatlantique" die Einrichtung ohne weiteres gegeben und das ganze Zubehör eingeschifft, sodaß sie im Falle ausbrechenden Krieges unverzüglich Gebrauch davon machen können.

Rußland bewilligt seiner „Freiwilligen Flotte" eine Jahresbeihilfe von 1 580 000 Mark unter der Voraussetzung, daß die Schiffe jährlich eine Gesamtstrecke von 141 000 Seemeilen zwischen Südsee und Schwarzem Meer zurücklegen. So hat sich dort neuerdings eine eigene Linie für den Handelsverkehr zwischen den Häfen des Schwarzen Meeres gebildet, deren Leitung einem Seeoffizier unterstellt ist und deren Schiffe zum Teil von Unteroffizieren, Matrosen und Heizern der kaiserlichen Flotte besetzt sind, die auch einen Teil ihrer Löhnung aus der kaiserlichen Kasse beziehen. Im Hinblick auf Frankreich hat die Sache noch ihr besonderes Interesse. Dort hat erst die allerletzte politische Krisis ein Marine-Ministerium beseitigt, dessen ausgesprochene Absicht es war, im nächsten Kriege ein System von „Guerre de course" — d. i. die Kaperei im großen — zur Richtschnur zu nehmen. Die Schriften eines Herrn Gabriel Charmes predigten es laut, und es hat niemand geleugnet, daß der Marine-Minister hinter ihm stand. Die Wissenschaft macht rasche Fortschritte, nicht bloß in der Entwickelung von Sprengstoffen und der Kunst, sie anzuwenden, sondern auch in der Entwickelung von neuen Theorien. Auf keinem Gebiete sind

---

Werden neue Schiffe gebaut, so müssen die Pläne der Admiralität zur Begutachtung vorgelegt werden.

Am 2. Februar erhielt der Finanzminister von dem Sekretär der Admiralität die Mitteilung, daß die Errichtung einer „Reserve-Flotte" von bewaffneten Kreuzern beabsichtigt werde. Es wird Bezug darauf genommen, wie man im Jahre 1885 eine Ausgabe von 600 000 Pfd. St. gehabt, nur um zu verhindern, daß eine gewisse Anzahl von Schiffen in fremde Hand käme. Zwei Schiffe befänden sich im Bau, deren Pläne die Admiralität geprüft und gut befunden habe. Sie würden sehr groß, sehr schnell, bekämen Doppelschrauben, erhielten eine große Zahl wasserdichter Abteilungen und geschützten Steuer-Apparat und ganz unter Wasser befindliche Maschinen. Auch wurden die Rheder verpflichtet, daß die Schiffe schon im Frieden mit Reservisten der Flotte — zur Hälfte — besetzt würden.

Von den subventionierten Schiffen der „Cunard-Line" haben „Etruria" und „Umbria" eine Schnelligkeit von 18 Knoten die Stunde.

[2]) Bei der Feststellung der Durchschnittsfahrt dieser Dampfer ist zur Sprache gekommen, daß die deutschen Dampfer die schnellsten sind. Im Mittelmeer beträgt die der französischen $9\frac{1}{2}$—10 Knoten im Durchschnitt, die der englischen 11 Knoten, die der deutschen 12 Knoten, die der österreichischen 8 Knoten, die der italienischen 10 Knoten im Mittelmeer, nach Brasilien 12 km.

die Fortschritte der Wissenschaft größer und rascher gewesen als auf dem des Seekrieges und der ihm dienenden Werkzeuge. Die Sprengwirkung unter Wasser, wie sie im Torpedo zur Geltung kommt, will die Artillerie und damit die althergebrachte Kampfesweise beseitigen. Ob es gelingen wird, ist mindestens ungewiß, und an dieser Stelle braucht man sich nicht damit zu beschäftigen. Wohl aber kommt eine andere Seite der Sache in Betracht. Die große Entwickelung des Seehandels und die ebenso großen Fortschritte im Aufschwung der Schiffahrt, namentlich aber die Vermehrung der Dampfschiffe sind Faktoren geworden, die im nächsten Seekriege eine größere Rolle spielen werden denn je zuvor. Für ein Land wie England ist die Bedeutung dieser Faktoren immer eine große gewesen, für das Deutsche Reich ist jene Bedeutung aber erst in neuerer Zeit gewachsen. Hier gewinnt sie eine ganz andere Seite in Beziehung zum Kriege. England hatte von jeher den Schwerpunkt seiner Wehrkraft in der Flotte, und es wird für fraglich gehalten, ob dafür genug Aufwand gemacht werde. Die Bloßstellung seiner ausgedehnten Küsten, die Menge und der Wert des auf allen Meeren umherschwimmenden nationalen Gutes lassen selbst eine stärkere Flotte kaum genügend erscheinen; anders steht die Sache im deutschen Reiche. Es ist zwar unverkennbar, daß hier das Hauptgewicht der Wehrkraft in seiner Landmacht liegt; im Vergleich mit England hat das Reich eine weniger ausgedehnte Küste. Hat England, von den Kolonien abgesehen, im vereinigten Königreich eine Küstenstrecke von etwa 3000 Seemeilen, so beläuft sich die deutsche auf nicht mehr als 900; und die deutsche Küstenstrecke bietet sehr viel weniger Angriffspunkte als die englische[1]).

Aber wenn dies auch der Fall ist, so hat andererseits, namentlich im letzten und vorletzten Jahrzehnt, der deutsche Seehandel in rascherem Tempo zugenommen als der englische. Während z. B. in der Zeit von 1881/85 die englische Tonnenzahl der Handelsdampfer von 2922000 auf 3890000 stieg, ist die Tonnenzahl deutscher Handelsdampfer in demselben Zeitraum von 252000 auf 421000 gestiegen.[2])

Während sich also in England die Zunahme im Tonnengehalt der Handelsdampfer etwa wie 3:4 verhält, d. i. eine Zunahme um $\frac{1}{4}$, ist das Verhältnis

[1]) Man braucht deshalb nicht übereinzustimmen mit denen, die behaupten, die Ostseeküste habe nur wenige Punkte, wo eine feindliche Landung ausführbar sei. Die Ostseeküste hat im Gegenteil wenige Punkte, wo sie nicht ausführbar wäre.

Unter „Angriffspunkten" sind in diesem Fall wichtige Häfen und Stapelplätze gemeint.

[2]) N. Fr. Pr. n. Ang. d. deutschen Reichsamtes und des englischen Handelsamtes.

Danach ist der Tonnengehalt der Segelschiffahrt in England in der Zeit 1881/85 von 3569000 um 249000 Tons, der der Deutschen von 943000 Tons nur um 81000 Tons gesunken. Die Zahl der Segelschiffe fiel in England von 15223 auf 13775, in Deutschland von 4051 auf 3471.

Die Zahl der Schiffsmanuschaften der Segler fiel in England in 1881/85 von 102489 auf 90968, in Deutschland von 29592 auf 24924, die der Dampfer stieg in England von 90405 auf 107813, in Deutschland von 9516 auf 14006 Mann.

Die Zahl der Handelsdampfer ist in demselben Zeitraum in England von 4088 auf 5016, in Deutschland von 458 auf 664 gestiegen.

in Deutschland wie 2:3, d. i. eine Zunahme um $^1/_3$. Eine solche Zunahme hat im Lauf der Zeit natürlich Schwankungen, und man braucht nicht allzusehr darauf zu bauen, daß das Zunahme-Verhältnis immer dasselbe bleiben wird; an ein Zurückgehen denkt aber wahrscheinlich niemand, um so weniger, als dem schon vorhandenen Seeverkehr der Koionial-Verkehr hinzugetreten ist.

Betrachtet man nun die Schutzmittel für Küsten und Seeschiffahrt, so ist es keineswegs ausgemacht, daß die Menge der Seestreitkraft im geraden Verhältnis stehen muß zu seinen Schutzobjekten. Möge der Schwerpunkt der Machtentfaltung eines Landes liegen, wo er wolle, er wird zuletzt immer ausschlagebend sein; nur werden die Ergebnisse des Friedensschlusses sich immer — mehr oder weniger — nach der Art der von den Beteiligten eingesetzten Mittel richten. Wer sich an einem Kriege zur See ohne erheblichen Flottenanteil beteiligt hat, wird auf See-Objekte kaum Anspruch machen können, wohl auch nicht wollen. Die Frage der Machtmittel zur See wird mit jedem Jahr eine immer schwerer wiegende Finanzfrage; und weil sie dies wird, und weil es nicht nötig ist, für die Menge der Machtmittel sei es die Küstenstrecke, sei es das jeweilige Anwachsen des Seehandels als direkten Maßstab zu nehmen, so ist eine Erörterung dieses Punktes hier nicht am Platz.

Wie schon erwähnt, machte sich nach dem letzten französischen Kriege eine optimistische Richtung geltend; man glaubte ziemlich allgemein, es sei nun an der Zeit, die Frage der „Freiheit des Privateigentums zur See" ernstlich zu prüfen; durch die allerletzte Kriegspanik aber, durch welche England bedroht wurde, kam die Sache wieder ins Schwanken, und noch mehr als das: die Aube-Charmes'schen Theorien des Seekrieges der Zukunft wurden in Frankreich auf den Schild erhoben, „la guerre de course“ eroberte sich einen großen Teil der öffentlichen Meinung auch anderswo, und man befindet sich nunmehr auf entgegengesetztem Pfade. Die „tabula rasa“ der französischen Revolution ausgenommen, haben Fanatiker es nur selten zu großen Erfolgen gebracht. Vermutlich wird es auch hier nicht geschehen. Fürs nächste thut man aber gut, damit zu rechnen.

Als die Hauptschiffahrt unter Segel vor sich ging, machte man im Kriege „Konvois", d. h. man sammelte die Kauffahrer in größerer Zahl und gab einer solchen Expedition ein oder mehrere Kreuzer als Begleitschiffe. Große Konvois wurden namentlich, wenn es sich um die sichere Verschiffung zahlreicher Kargos von Kriegsmaterial und Lebensmitteln handelte, von ganzen Geschwadern begleitet. Trafen sie auf den Feind, so verblieb der größere Teil jener Kargos dem Sieger, oder aber die Schiffe suchten sich zu zerstreuen und auf eigene Gefahr irgend einen Hafen zu gewinnen; meistens waren es tiefbeladene Segler, die, wenn verfolgt, niemals entrinnen und noch viel weniger einem bewaffneten Schiff Widerstand leisten konnten. Darin lag die große Versuchung zur Ausbildung der Kaperei. Den kriegführenden Staaten ist diese immer ein willkommenes Hilfsmittel gewesen, weil sie dazu beitrug, dem Feinde seine Lebensadern zu unterbinden.

Seit dem Überwiegen der Dampfschiffahrt hat aber das ozeanische Treiben eine andere Gestalt angenommen. In jener Zeit war das bewaffnete Schiff — mochte es ein Kaper oder ein Kriegsschiff sein — nicht nur stärker, sondern auch schneller; es war seines Fanges fast überall sicher. Jetzt ist es, vermöge seiner Waffen, höchstens stärker, selten schneller; und wenn man das Anwachsen der Postdampfschiffahrt betrachtet, so hat man es mit einer ganzen Flotte von Schiffen zu thun, welche die Mehrzahl aller vorhandenen Kriegsschiffe an Schnelligkeit übertrifft. Im Punkte des Zeitgewinnes wird der Handelsbetrieb — im Vergleich mit dem des Seglers — verdreifacht; denn durchschnittlich macht der Dampfer drei Fahrten für eine des Seglers; die daraus erwachsende schnellere Ortsveränderung verringert aber auch die Kriegsgefahr, und diese schwindet in demselben Maße, als die Zahl schneller Dampfer größer wird. So hat die Postverbindung zwischen New-York und Hamburg resp. Bremen im deutsch-französischen Kriege nur geringe Unterbrechungen gehabt. Den französischen Blokade-Geschwadern fehlte es zwar nicht an schnellen Schiffen, man darf aber ein Geschwader nicht auflösen, um einzelne Schiffe zu verfolgen, namentlich, wenn man nicht sichere Aussicht hat, sie zu fangen.

Wie man heute Flotten und Geschwader zusammensetzt, läßt sich übrigens nicht annehmen, daß ein ähnliches Verhältnis sich im nächsten Kriege wiederholt. Die „schnellen Kreuzer" von heute gab es damals noch nicht, jetzt ist ihre Zahl für jenen Zweck vollkommen ausreichend.

Mit einem großen Teil der Privatdampfschiffahrt und in erster Linie mit der der großen Postdampfer steht man also vor der Frage des „Verzichtes" oder der „Notwehr".

Man hört viele Stimmen sich dahin aussprechen, Verzicht, — d. i. Verzicht auf die Fahrt während der Kriegsdauer — sei das Beste, moderne Kriege seien erfahrungsmäßig zwar blutig, aber kurz, und die Einstellung der Fahrt sei deshalb vorteilhafter als das Verlust-Risiko.

Die letzten Kriege dieses Jahrhunderts waren unzweifelhaft kurz; ob sie blutiger gewesen als die früheren, möge dahin gestellt bleiben; es ließe sich darüber streiten. In der Schlacht bei Prag verlor der König von seiner verhältnismäßig kleinen Armee nicht weniger als 20000 Mann, das ist mehr, als die blutigste neuere Schlacht aufzuweisen hat, und die Kürze des deutsch-französischen Feldzuges war wohl mehr ein Ergebnis der Tapferkeit und geschickten Führung als der Art der modernen Kriegsmittel. Es sind Umstände denkbar, die auch in neuerer Zeit einen Krieg in die Länge ziehen können. Jedes zum Krieg führende Interesse zieht seine Kreise so weit, daß eine Beschränkung auf die Grenznachbarn — was man die Lokalisierung nennt — kaum noch möglich ist.

In den Zeiten der Segelschiffahrt rechnete der Kauffahrer nicht mit kurzen Terminen; vereinzelt war seine Fahrt ein Wagnis mit nur geringer Aussicht auf Gewinn, deshalb wartete er monatelang auf die „Eskorte" mit ihrer Aussicht auf eine sehr langsame Fahrt.

Der Dampfer rechnet anders; sein Kohlenvorrat macht ihn selbständig, und die „Eskorte“ oder das „Convoi“ ist ihm nur ein Hindernis. Dabei stehen ihm alle Hilfsmittel des Ausweichens zu Gebote, beliebige Kursänderung bei Nacht, falsche Flagge bei Tage und in vielen Fällen größere Schnelligkeit. Er weiß, dem Feind ist es weniger darum zu thun, ihn zu vernichten als ihn zu besitzen. Denn die Vernichtung schadet nur mittelbar, indem sie den Handel des Feindes zeitweise unter eine neutrale Flagge bringt; der Besitz bringt aber direkten Nutzen, auch wenn es nur eine Kohlenladung wäre.

Kohlen sind für die Schiffahrt, was der Hafer für die Kavallerie. Die Eigenschaft der „Kriegs-Kontrebande“ hat man ihnen noch nicht beigelegt, es ist aber nur eine Frage der Zeit, wie lange sie davon frei bleiben werden. Nur England operiert auf einer ausgedehnteren Basis von Kohlenstationen; alle anderen Mächte müssen sich eine solche Basis durch „Geld und gute Worte“ oder vielleicht durch Gewalt verschaffen. Kohlenladungen werden deshalb im nächsten Seekriege eine bedeutende Rolle spielen. Sie werden auch für die neutralen Flaggen ein gewinnverheißendes Objekt der Spekulation sein, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die Gewalt sehr oft an stelle eines mangelnden Kriegsleistungsgesetzes treten.

Daß die Zukunft des Seekrieges den Torpedoflottillen gehört, dafür hat sich eine Schule gebildet, die diesen Lehrsatz vertritt. Unzertrennlich davon ist die Lehre von dem, was der französische Teil jener Schule „la guerre de course“ nennt. Damit ist natürlich nur die Aussendung von Staatskreuzern zur Vernichtung des feindlichen Handels gemeint; mit starkem Schritt entfernt man sich von der Lehre der „Freiheit des Privateigentums zur See“. Daß aber die vom Staat ausgesendeten Kreuzer nicht hinreichen, die Sache wirksam zu machen, liegt auf der Hand. Deshalb treffen Seemächte Vorkehrung, die Privatschiffahrt in Mitwirkung zu setzen. Wie die englische Admiralität vorgegangen ist, wurde schon oben erwähnt, ebenso wie Rußland sich die Sache zurecht macht; neuerdings sind auch die Vereinigten Staaten in der Sache vorgegangen. Dort hat sich auf Anlaß des Kommodore Elbridge vom N. Y. Yachtklub ein Komitee von ehemaligen Seeoffizieren und Handelsschiffern gebildet, welches die Errichtung eines sogenannten „Naval Reservekorps“ zum Zweck hat. Das Komitee trat im Büreau des Präsidenten des des „U. S. Board of Naval-Inspection“ Kapitän W. Erben, U. S. N. zusammen und beriet einen Plan „to increase the Naval strength of the United States and the developement of the Merchant-Marine.“ Man verlangt Jahresprämien für solche Dampfschiffbesitzer, die sich bereit erklären, beim Bau und der Ausrüstung den Anforderungen des „Navy-department“ zu genügen. Die Dampfer sollen mindestens zwei Kanonen nicht allzu leichten Kalibers neuer Art führen und dann in der Flotten-Rangliste als Hilfs-Kreuzer (auxiliary cruisers) aufgeführt werden. Man will einen Unterschied machen zwischen Küsten- und Seedampfern. Die ersteren sollen nur 33% der den letzteren gezahlten Prämie erhalten. Die Prämie für Seedampfer von langer Fahrt soll 30% pro Tonne für je tausend Seemeilen betragen.

Merkwürdiger Weise verhält man sich in deutschen Handelskreisen in dieser Richtung sehr ablehnend. Die Flotte und, was mit ihr zusammenhängt, ist dort nur bedingt populär. Den Nutzen maritimer Wehrpflicht verkennt man nicht; in der weitergehenden Forderung aber fürchtet man den Zwang der Abhängigkeit und eine lästige Schranke für die freie Bewegung. Selbst der Gedanke staatlicher Subvention wurde anfangs zurückgewiesen, mit Eifer aber war man bis zuletzt gegen jeden Gedanken möglicher Bewaffnung. Hier wird aber doch wohl das Kind mit dem Bade verschüttet. Den Zwecken eines Kriegsschiffes wird ein Kauffahrer, selbst der beste, niemals genügen; ein ander Ding aber ist die Verwertung solcher kriegerischen Eigenschaften, wie sie einem jeden Dampfer, — im ungünstigsten Falle wenigstens den besten — unzweifelhaft innewohnen.

In der Selbsterhaltung übt der Kauffahrtei-Dampfer nicht allein eine Pflicht gegen sich selbst und seinen Rheder, sondern auch gegen den Staat, dem er angehört. In dem Verzicht auf Selbsterhaltung liegt eine Verleugnung der eigenen Flagge. Man braucht deshalb nicht anzunehmen, daß ein gegebenes Schiff im Kriegsfall seinen Besitzer und seine Flagge wechselt — aber auch das wird stattfinden — sondern es wird brachliegen, und der Zweck, für den es da ist, wird von einem anderen Schiff unter neutraler Flagge erfüllt werden. Es soll damit noch nicht die Notwendigkeit ausgesprochen werden, als sei es angängig, alle Dampfer mit Waffen zu versehen und im Kriege zu verwenden. Das ist noch nie und kann auch nicht versucht werden, sondern es kann sich immer nur darum handeln, da, wo der Staat subventioniert, dem Staat auch seinen gerechten Anspruch zu befriedigen, und dazu gehört die Pflicht der Selbsterhaltung und die Pflicht einer Hilfeleistung, die wenigstens mittelbar den allgemeinen Verteidigungszwecken dient.

So lange die Notwendigkeit noch nicht erkannt ist, braucht man sich auf die Einzelnheiten einer Ausführung nicht einzulassen. Für den Militär hat die Sache ohnehin einen freischärlerischen Beigeschmack, aber man muß berücksichtigen, daß ein Kriegsschauplatz zur See überall herrenlos — jedenfalls obrigkeitslos ist, und daß der Schutz des Eigentums dort lediglich auf Selbsthilfe beruht.

Das Recht der Selbstbewaffnung unterliegt im Landkriege gewissen Schranken, die mit Schärfe aufrecht erhalten werden. Im Seekriege ist doppelte Strenge nötig, denn hier entwickelt sich ein gewinnbringendes Faustrecht nur allzuleicht, aber selbst diese Strenge kann niemals soweit gehen, das Recht der Selbstbewaffnung auszuschließen, am allerwenigsten zu einer Zeit, wo die Lehre vom „großen Kaperkrieg" auf der Basis der „Torpedo-Flottillen" so zahlreiche Anhänger findet. Während man nach den letzten Kriegen geglaubt hat, einem Streben nach Humanität in der Kriegführung folgen zu dürfen, fällt man in das andere Extrem. Statt die Kriegsgeißel zu mildern, findet man, daß sie geschärft werden muß, und während man sonst nur nach den Streitkräften des Feindes zielte, zielt man jetzt auch nach dem Privatbesitz, denn nur das und nichts Anderes ist unter „la guerre de course" zu verstehen.

Der Zweck und das Resultat der Brüsseler Konferenz im Jahre 1874 ist bekannt. Im wesentlichen handelte es sich darum, daß ein hervorragender Militärstaat Verwahrung einlegte gegen die etwaige Absicht anderer, in zukünftigen Kriegen sich eines Freischaren- und Guerilla-Systems zu bedienen. Die Verhandlungen führten indes zu keinem Ergebnis. Der alte Lord Dunsony verglich sie in einem zu London gehaltenen Vortrag mit einer Beratung zwischen den Wölfen und den Lämmern; die ersteren protestierten gegen die zunftwidrige Fechtart der wolletragenden Schar, die einer richtigen Kriegskunst zu unbequem werde; alle Mittel der Überredung wurden angewandt, die Lämmer zu überzeugen, daß es ihre Pflicht sei, sich auf keine andere, als gut zünftige, reguläre Art abschlachten zu lassen. Die Sache hat aber dem lämmerartigen Verstand nicht einleuchten wollen.

Seestreitmittel sind kostbar, auch wenn sie, statt in Flotten, nur in Flottillen bestehen [1]).

Wer also die Kosten eines mächtigen Apparates scheut, muß seine Schutzmittel da nehmen, wo sie ihm am bequemsten sind, und hat man einen Gegner vor sich, der unwählerisch ist, so bleibt einem auch keine Wahl, und Entsagung wird zum Fehler. Den Krieg in enge Grenzen zu bannen, ist ein berechtigter Wunsch; erstreckt er sich aber auf das ganze Treiben, auf Handel und Wandel einer Nation, so muß diese unweigerlich alle Mittel aufbieten, die ihr zu Gebote stehen.

Ein Einwand, der nicht so leicht von der Hand zu weisen ist, geht dahin, daß private Bewaffnung leicht zur Kaperei führt. Aber selbst, wenn er berechtigt wäre, so bleibt es doch eine Frage, ob die Pflicht der Notwehr zurückstehen darf.

Die Kaperei selbst pflegt man mit dem Pariser Vertrage von 1856 als abgethan zu betrachten. Dem Umstande, daß Amerika nicht beigetreten, legt man keine allzugroße Bedeutung bei, und in der That haben die seit jener Zeit geführten Kriege sich ohne sie beholfen. Trotzdem darf man daraus nicht folgern, sie sei ein für allemal abgethan, weil sie sich nicht nur als inhumanes Kriegsmittel, sondern auch als vermeidbar erwiesen habe. Die Folgerung ist irrig, weil es eben thatsächlich Nationen giebt, die auf hohem Standpunkt der Kultur stehen und das Prinzip der Kaperei nicht aufgeben. Und im Kriege ist die Gegenseitigkeit Gesetzgeber. Man mag eine bestimmte Waffe für verwerflich halten; eignet der Feind sie sich an, so muß man sich auch dazu entschließen oder zurückstehen. Der Entschluß, das Privateigentum zur See frei zu lassen, erwies sich im letzten deutsch-französischen Kriege nicht haltbar, weil man ihm feindlicherseits nicht beitrat, und weil man außerdem sehr wohl wußte, daß das Deutsche Reich (damals Norddeutscher Bund) nicht die Mittel besaß, um irgend welche Massen-Zufuhr zu verhindern. Wie das nachher für die Zufuhr von Waffen ausgenutzt worden, ist noch in jedermanns Gedächtnis.

[1]) Neuerdings wird behauptet, Flottillen seien noch kostbarer als Flotten, einmal wegen des zerbrechlichen Charakters der Fahrzeuge, aus welchen sie bestehen, sodann wegen des nur zeitweiligen Wertes, den sie haben, da ihre ganze Konstruktion und Betriebseinrichtung sich in fortdauernder Entwickelung befindet.

Man könnte aber ferner einwenden, daß doch sicherlich das Durchsuchungsrecht nur einem Staatskreuzer zustehen könne; indes fällt dies Bedenken, wenn man berücksichtigt, daß staatlich autorisierte Akte nicht von Schiffen, sondern von Personen in Vollzug gesetzt werden, und daß staatlich beauftragte Personen selbstverständlich auf solchen Schiffen nicht fehlen dürfen.

Die Kaperei hat sich in früheren Kriegen um das Untersuchungsrecht wenig gekümmert; daher stammt auch der gehässige Leumund, den sie sich, — und zwar mit Recht — erworben hat. Ganz abgesehen aber von den Ausschreitungen, zu denen das führte, ist die Notwendigkeit einer Durchsuchung heute viel größer als früher. Seitdem zwei Drittteile der gesamten Schiffahrt unter Dampf betrieben werden, sind die nationalen Merkmale, die ein Segelschiff früherer Zeit kennzeichneten, fast verloren gegangen. Der Unterschied zwischen einem englischen und einem französischen Kauffahrer war früher in jedem Falle fast unverkennbar, noch mehr beim Amerikaner. Das sehr nahe liegende Mittel des Gebrauches einer falschen Flagge hat trotzdem immer eine große Rolle gespielt, noch mehr aber im Verkehr der Kriegs- als dem der Handelsschiffe. Heute wird die Maske eine noch größere Rolle spielen, weil die übrigen äußeren Merkmale fast ganz verwischt sind. Zum großen Teil kommt es daher, daß seit Einführung des Dampfes England der Hauptmarkt des Schiff- und Maschinenbaues wurde. Als andere Nationen sich ihre eigenen Bauplätze schufen, hatten sich alle Äußerlichkeiten schon ganz eingebürgert. Die Nationalität eines Dampfers zu erkennen, dem man auf hoher See begegnet, ist heute sehr schwer; der Gebrauch der „Maske" wird deshalb vermutlich zu voller Geltung kommen, denn dafür sprechen auch noch andere Gründe [1]).

Mit der Art, wie das Kriegsfahrzeug der Zukunft mit einem auf See angetroffenen Kauffahrer, insbesondere einem Postdampfer, verfährt, geht die Aube-Charmes'sche Schule sehr scharf ins Zeug. Es lohnt sich, die Sache etwas näher zu betrachten, denn jene Schule findet besonders bei uns großen Anhang; derselbe vergrößert sich von Tag zu Tage, weil sie die Lehre vertritt, daß die Anschaffung großer Kriegsschiffe eine Thorheit sei. Das Fahrzeug sieht auf dem Meere einen Postdampfer, er nähert sich ihm, erkennt ihn, schickt ihm einen wohlgezielten Torpedo, und der Prachtbau versinkt. Die Schilderung des Herganges ist wohl geeignet, dem Leser einen elegischen Eindruck zu hinterlassen.

Der französische Admiral Du Pin sah sich s. Z. veranlaßt, in einem Artikel der „Revue des deux Mondes" der Sache eine der Wirklichkeit näher kommende Beleuchtung zu geben. „In der Theorie", sagt er, „wäre nichts einfacher, als daß die Sache sich so zutrüge, wie sie von den Anhängern der Schule geschildert wird; aber in der Wirklichkeit ist es anders, weil man die näheren Umstände

[1]) Die Maskierung durch eine beliebige Flagge bis zum Eintritt in die Aktion ist in den Seekriegen immer ein seerechtlich anerkanntes Mittel der Täuschung gewesen. Man hat dieses Mittel angewandt, teils um sich einem ungleichen Kampf zu entziehen, teils um ihn herbeizuführen, wo man fürchtete, daß ein Gegner sich dem Kampfe entziehen wolle. Als kriminell wurde die Täuschung nur angesehen, wenn sie nach Eintritt in die Aktion aufrecht erhalten blieb.

nicht außer acht lassen darf, unter denen solche Begegnungen auf offenem Meere stattfinden."

Daß ein Torpilleur einen Postdampfer „erkennt", ist gewiß leicht, wenn man das Schiff und seine Flagge sehen kann, ohne selbst bemerkt zu werden. Die „Erkennung" und die wirkliche Feststellung seiner Nationalität sind dann aber doch noch zwei verschiedene Dinge, und — feindlich oder nicht — ehe es nicht festgestellt ist, ob die Flagge angenommen oder echt, kann man nicht darauf schießen; das ist früher nie geschehen, und man wird es auch heute nicht thun, denn ein einziger solcher Schuß kann zu neuen Verwickelungen führen. Vermeidung aller äußeren Abzeichen ist zur See die gewöhnlichste und auch eine allgemein anerkannte Kriegslist, namentlich von Abzeichen, welche die Nationalität verraten. Man vermeidet das durch Annahme einer anderen als der eigenen Flagge. Handelsschiffe wollen einen Feind damit täuschen, um ihm zu entschlüpfen; Kriegsschiffe dagegen wollen ihn damit überraschen; auch wollen die ersteren wie die letzteren dadurch vermeiden, daß ihre Anwesenheit in diesem oder jenem Meeresteile von anderen dem Feinde verraten werde. Der Kriegsgebrauch verbietet jedoch jeden Akt der Feindseligkeit unter einer anderen als der eigenen Flagge; er gestattet aber den Gebrauch jeder beliebigen Flagge bis zu dem Augenblick, wo ein Akt der Feindseligkeit beginnt, und in jedem Falle ist es bequem, den Feind so lange wie möglich in Ungewißheit zu lassen. Für ein Torpedoboot wie für jedes andere Kriegsfahrzeug erwächst daraus die Notwendigkeit, sich einem Schiffe, welches man auf dem Meere trifft, soweit zu nähern, daß man sich, ehe man feindlich auftritt, seiner Nationalität versichern kann. Ist es ein Kriegsschiff, dem man begegnet, so handelt es sich um einen Austausch verabredeter Erkennungssignale; wird dies befriedigend erledigt, so zeigen beide ihre wahren Flaggen; im anderen Fall ist der Akt der Feindseligkeit unausbleiblich. Anders verhält sich die Sache mit einem Handelsschiff; der Torpilleur muß darauf zusteuern, muß es anrufen, auch an Bord gehen und die Papiere prüfen, um sich Gewißheit zu schaffen, daß die gezeigte Flagge echt ist. Daß man Fahrzeuge, die man nur von weitem gesehen und bis zur Nacht verfolgt hat, ohne selbst gesehen zu sein, und ohne volle Gewißheit über ihre Flagge, nicht ohne weiteres in den Grund bohren kann, liegt auf der Hand; ebensowenig aber kann man alles durchschlüpfen lassen, was eine neutrale Flagge zeigt, denn im letzteren Fall läßt man viele Feinde entkommen, und im ersteren läuft man Gefahr, Freunde, Neutrale und eigene Landsleute zu vernichten. Solche Angriffe aufs Geradewohl sind also nur denkbar gegen Fahrzeuge, über deren Aufenthaltsort und Zeit man sich auf andere Weise vorher genau hat unterrichten können.

Scheut ein Torpedoboot bei der Begegnung mit einem Handelsschiff auf offenem Meer also die Mühe der Durchsuchung, dann hat sein Kreuzen überhaupt keinen Zweck, und es thut besser daran, zuhause zu bleiben; anderenfalls kann es sich jener Pflicht nicht entziehen, und das ist, wie in Folgendem gezeigt werden soll, nicht unbedenklich.

Für einen Kreuzer macht sich die Sache sehr einfach; begegnet er einem feindlichen Handelsschiffe, welches neutrale Farben zeigt, so steuert er es an, um es zu identifizieren; es wird versuchen, ihm zu entkommen, wenn es schneller ist, andernfalls ergiebt es sich ohne Widerstand, denn die Partie ist zu ungleich. Selbst ein bewaffnetes Postschiff darf nicht darauf rechnen, sich mittelst einiger Granaten ein Kriegsfahrzeug fern zu halten, denn es wird durch die Artillerie des letzteren entweder in den Grund gebohrt oder zur Übergabe gezwungen; dazu entschließt es sich umso leichter, als es weiß, jedermann an Bord hat nur das Interesse, sein Leben und sein Gepäck zu retten; und das ist der Fall, wenn der Kreuzer es besetzt und in den nächsten befreundeten Hafen schickt.

Hat ein solches Handels- oder Postschiff es aber mit einem Torpedoboot zu thun, dann ist die Sachlage eine ganz andere; das letztere ist ihm an Schnelligkeit unzweifelhaft überlegen, ein Entrinnen ist deshalb unmöglich, und das Postschiff muß sich sagen, daß dem Torpedoboot gar kein anderer Akt der Feindseligkeit zu Gebote steht als der, es in den Grund zu bohren. Denn ein Torpedoboot kann ein anderes Schiff nicht besetzen, weil es selbst nur das allernotwendigste Personal hat; auch eine Eskorte bis zum nächsten Hafen ist dem Torpedoboot eine zu schwierige Aufgabe, denn die Möglichkeit des Entrinnens ist zu groß, sei es durch Eintritt der Nacht oder durch Sturmwetter oder auf andere Weise. Das Torpedoboot muß also das Postschiff in den Grund bohren und kann nicht einmal die unglücklichen Passagiere retten. Für ein solches Schiff wird es also zu einer Frage auf Leben und Tod. Was folgt daraus? Nichts Anderes als eine verzweifelte Notwehr. Man befindet sich im Besitze eines oder einiger Präzisions-Geschütze und kennt die Schwäche der Torpilleurs; man weiß, eine einzige Granate genügt, ihn zu ekrasieren. Sobald man ihn gewahr wird, besetzt man seine wenigen Geschütze mit den besten Schützen, die man aufzuweisen hat, giebt sich kraft der neutralen Flagge das unschuldigste Aussehen von der Welt, um ihm alles Mißtrauen zu nehmen, man geht langsamer, um ihn abzuwarten, und hat man ihn in sicherer Schußlinie, so zeigt man erst seine wahre Flagge, und einige gut gezielte Schüsse genügen, dem Feind den Garaus zu machen."

Nun kann man zwar einwenden, daß Torpedoboote für solchen Zweck erst in letzter Linie oder gar nicht bestimmt sind; andererseits aber ist es nicht ausgeschlossen, daß, wo man nichts Anderes hat, sie doch dazu dienen müssen.

Die Aussicht, die der Admiral Du Pin den Passagieren des Postdampfers andeutet, giebt Anlaß zur Frage, ob es nicht besser sei, auf eine Bewaffnung und die damit verbundene Pflicht der Notwehr zu verzichten. Man kann das bejahen, wenn man annimmt, daß es für einen subventionierten Postdampfer nichts Besseres zu thun giebt als Personenbeförderung. Eine größere Gesellschaft von Reisenden beiderlei Geschlechts ist nicht dazu angethan, die Macht der Nation in Akten der Feindseligkeit zum Ausdruck zu bringen, und doch mögen auch hier in Zukunft Fälle unerläßlicher Notwehr nicht ausgeschlossen sein, denn das Meer gehört der ganzen Welt, und die Wohlthat obrigkeitlichen Schutzes wird in Kriegszeit häufig zu vermissen sein. Auch den Begriff der „freiwilligen Flotte" als

selbstständiger Machtfaktor neben den regulären Streitkräften kann man dahin gestellt sein lassen, nicht aber die notwendige Hilfe, die man von einem Teil der Privat-Dampfschiffahrt zu erwarten hat.

Man wird in einer Maßregel, die den Hauptseestaaten zweckmäßig erscheint, schon aus dem Grunde der Gegenseitigkeit nicht zurückstehen dürfen, und man wird sich entschließen müssen, denjenigen Teil des Privatdampfers, der zu Kriegszwecken brauchbar, dazu heranzuziehen. Was man in England „armed cruisers and carriers for the fleet“ (bewaffnete Kreuzer und Transportschiffe), in den Vereinigten Staaten: „auxiliary cruisers“, in Rußland „freiwillige Flotte“ nennt, dazu würden auch unsere Postdampfer dienen können. Sie können es aber nur dann, wenn schon im Bau Vorkehrungen dafür getroffen worden. Wie in der englischen Admiralitätsliste wird auch ihnen die Vorschrift zu machen sein, durch wasserdichte Querwände so eingeteilt zu sein, daß sie in ruhigem Wasser noch flott bleiben, auch wenn eine Abteilung voll läuft. Soweit bekannt geworden, sind den Erbauern in dieser Richtung keinerlei Bedingungen auferlegt, weil man jede Verwendung im Kriege bis dahin von der Hand wies. Und doch wird man sich einer solchen nicht entschlagen können. Alle Schiffe über und bis zu 3000 Tons sind für Staatszwecke brauchbar, in höherem Grade, wenn schon beim Bau dies berücksichtigt wird, in geringerem, wenn es nicht geschieht. Die Beeinträchtigung, die das Handelsinteresse und der Friedenszweck dadurch erfährt, richtet sich nach der Höhe der Forderung. In sehr wesentlichen Dingen vereinigen sich beide Interessen. Ob ein Schiff im Fall einer Verletzung, sei es durch Zusammenstoß oder Schüsse, sich längere oder kürzere Zeit über Wasser zu halten vermag, ist für Friedens- und Kriegszwecke von gleicher Wichtigkeit. Die Einteilung in wasserdichte Räume von möglichst großer Zahl ist deshalb in jedem Fall wünschenswert. Die Einschränkung des Friedenszweckes kommt erst in Frage, wenn man einmal bezüglich der Bewaffnung, und zum anderen bezüglich der Maschinen zu hohe Anforderungen stellt. Was eine Armierung betrifft, so braucht man über die Forderung je eines 4 Tons schweren Geschützes für je 1000 Tons Raumgehalt des Schiffes nicht hinauszugehen. Was die Maschinen betrifft, so wird man sich im Durchschnitt mit der Leistung begnügen müssen, die für solche Dampfer durch ihre Friedenszwecke bedingt ist. Die englische Admiralität hat den Erbauern anheimgestellt, womöglich dahin zu wirken, daß der Maschinenkörper mit allen Teilen unter die Wasserlinie kommt; das wird aber nicht zu erreichen sein, hat man doch neuerdings selbst bei Kreuzerschiffen der Erhöhung ihrer Schnelligkeit wegen davon abgesehen.

Die deutsche Rhederei besitzt, namentlich in den Nordseehäfen, eine nicht geringe Anzahl von Schiffen, die für Kriegs-Hilfs-Zwecke wohlgeeignet sind, die subventionierten Postdampfer selbstverständlich in erster Linie. Brauchen wir sie nicht selbst, so ist die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß sie einer starken Nachfrage von anderer Seite als willkommene Artikel des Angebots dienen, oder man müßte denn die Eigentümer für das Brachliegen subventionieren.

Die beiden transatlantischen Dampfergesellschaften besitzen eine ganze Zahl von Schiffen, die hauptsächlich dem Personenverkehr dienen und nicht unter

14 Knoten laufen. Selbst für diese Durchschnittsgeschwindigkeit können sie einen Kohlenvorrat bis zu 14 Tagen führen, der auf das Doppelte erhöht werden kann, wenn Ladung und Passagiere wegfallen. Auch ihre Schiffe von geringerem Leistungsvermögen werden zu brauchen und werden unentbehrlich sein, denn schon allein die Kohlenzufuhr der regulären Kreuzer bedarf eines ausgedehnten Hilfsdienstes; man wird viele davon ganz übernehmen oder mieten können; das Hauptaugenmerk aber hat sich auf die vorhererwähnte zu richten, denn ihre Vorbereitung zum Gebrauch bedarf der Voraussicht und der Überwindung noch so manchen Widerstandes.

Unbedingt wird es notwendig sein, den Übergriffen eines zukünftigen Feindes mit seinem „guerre de course" ein Paroli zu bieten und, wenn man will, ihm gleiches mit gleichem zu vergelten; und das wird nur geschehen können, wenn man sich jener besten Kräfte der Privatschiffahrt versichert.

Was den anderen Teil anlangt, wozu die große Anzahl Dampfer unter 3000 Tons und von geringer Schnelligkeit gehören, so unterliegt das einer anderen Frage. In vielen Fällen wird man sie zu Transportzwecken nicht entbehren können. Will man die auf entlegenen Stationen befindlichen Kreuzer mit Kohlen versehen, so wird man feste oder wechselnde Etappenorte einrichten müssen, wo sie ihre Zufuhr finden. Man kann sie allein gehen lassen oder in „Konvois", die aber bewaffneter Begleitung bedürfen; das erstere wird in den meisten Fällen einfacher sein. Man wird sie immer nur als gemietete Transportschiffe brauchen können, sie in förmlichen Dienst zu nehmen wird, auch wenn es zu einem Kaperkriege kommt, selten oder keine Gelegenheit sein, da der Staat die Besatzung solcher Schiffe nicht wird übernehmen wollen. Dazu fehlt ihm das Personal. Dagegen werden die Privatgesellschaften, denen solche Schiffe gehören, leicht im stande sein, ihren Apparat, wenn auch nicht auf den Kriegsfuß zu stellen, so doch für die Kriegszeit brauchbar zu halten und ihre Schiffe so auszustatten, daß sie für ausschließliche Transport- und Kargo-Zwecke im Kriege verwendbar sind. Die Cunard-Gesellschaft, der die Hamburger und Bremer Rhedereien gewiß an Ausdehnung nicht nachstehen, verfügt in ihrem Schiffsbetrieb über ein Personal von nahezu 5000 Köpfen. Die Kopfzahl der deutschen Rhedereien wird nicht kleiner sein; einen großen Teil beansprucht allerdings die Flotte; wenn aber auch ihre größeren Schiffe in den Hilfsdienst der Flotte treten, so bleibt doch noch Personal genug, um den Weiterbetrieb der Rhederei aufrecht zu erhalten.

Es ist nicht Absicht dieses Aufsatzes, die zu befolgende Art und Weise einer eingehenden Erörterung zu unterziehen. Die Verwertung von Handelsschiffen für den Kriegsfall ist seitens des Staates schon seit Jahrzehnten vorgesehen; nach dieser Richtung hin bedarf es also keiner Anregung; wohl aber bedarf es einer solchen bei den deutschen Rhedereien, die sich, wie schon erwähnt, im ganzen ablehnend verhalten; daß sie es thun, ist, wie wir uns deutlich ausgedrückt zu haben glauben, ein falsch verstandenes Interesse und unter Umständen ein „Flaggestreichen" der nationalen Rhederei.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geologie.

Der gegenwärtige Zustand der süditalienischen Vulkane.

Der Vesuv, die äolischen Inseln und der Ätna, welche fast auf einer geraden Linie belegen sind, zeigen von den Vulkanen des südlichen Italiens die größte Thätigkeit, da die Gegend der Phlegräischen Felder von 1538 bis jetzt zwar rauchende Erdkegelchen und warme Quellen um sich verbreitet, aber fast keinen Ausbruch gezeigt hat.

Der Vesuv blieb nach dem schrecklichen Ausbruch des Jahres 1872 bis zum Dezember 1875 in vollkommener Ruhe. Dann wurde er allmählich wieder lebendig und befand sich und befindet sich noch beständig im Zustande des Ausbruches mit unterbrechenden Lavaströmen von geringer Masse und mit mäßiger Kraftentwickelung im Hauptkrater.

In der Gruppe der Äolischen Inseln ist Stromboli ein kleiner Vulkan in beständiger Thätigkeit, welcher übrigens nur kleine Lavabrocken emporschleudert, ohne das Schauspiel eines über den Abhang des Bergkegels herabströmenden Lavastroms zu bieten. Zu derselben Gruppe gehört eine andere kleine Insel mit Namen Vulkano, welche sich gleichfalls einmal thätig gezeigt hat; dann aber wurde sie wie ein halb erloschener Vulkan, und ihre Produkte, besonders Borsäure, wurden gewerbsmäßig ausgebeutet. Aber vor kurzer Zeit erwachte die Insel wieder mit einem Ausbruche von Asche, Lavatrümmern und glühenden Steinen; dann fiel sie allmählich in ihre gewohnte Ruhe zurück. Im Monat August dieses Jahres zeigte sich ein neuer Ausbruch von größerer Heftigkeit und Andauer, welcher eine große Menge von Rauch, Sand und glühenden Steinen in die Höhe trieb und Blitze erzeugte, wie sie auch der Vesuv hat, und wie sie für das Jahr 79 der christlichen Zeitrechnung so schön von Plinius dem Jüngeren beschrieben worden sind.

Stromboli und Vulkano bilden dadurch eine eigentümliche Erscheinung, daß sie trotz ihrer nahen Nachbarschaft nicht die geringste Abhängigkeit von einander zeigen. Denn während Vulkano in der heftigsten Weise tobte, ließ Stromboli nicht die geringste Änderung in seiner langsamen und beständigen Thätigkeit verspüren.

Der Ätna schien vor wenigen Tagen aus seiner Ruhe heraustreten zu wollen, sein Krater hatte eine Thätigkeit gezeigt, welche der Anfang einer neuen Ausbruchsperiode zu sein schien, aber bisher scheint er noch keine neuen Kräfte erworben zu haben.

Diese Thatsachen beweisen, daß, obgleich das Feuer im Innern unseres Planeten nicht erloschen ist, dennoch Ausbrüche nicht stattfinden ohne lokale Ursachen, durch welche die Explosivkraft der Ausbrüche erzeugenden luftförmigen Substanzen geweckt wird.

Neapel. L. Palmieri.

Zoologie.

Zuchtwahlverwandtschaften.

— In jenen stillen Räumen,
Wo man sich den Orkus denkt,
Seh'n wir tausend Wesen träumen,
Tief in ew'gen Schlaf versenkt.
Haben einst die Welt genossen
Unterm blauen Himmelszelt;
Jetzt in starren Fels geschlossen,
Ruh'n sie in der Unterwelt.
O. Heer

Eine Fülle fröhlichen Lebens, einen unermeßlichen Reichtum an Formen und Geschlechtern stellt es dar, was begraben liegt im Schoße der Erde und uns Zeugnis ablegt, uns ein Bild giebt von dem Leben und Treiben versunkener Zeiten. Sicher und wohlverwahrt schlummern sie da unten, die stummen Überreste einer fernen, fernen Vorzeit, bis sie durch einen Zufall oder die suchende Hand des Forschers ans Licht gebracht werden, um seinem prüfenden Auge zu beredten Zeugen einer längst ausgestorbenen Lebewelt und des fortschreitenden Schaffens in der Natur, zu deutlichen Schriftzeichen in dem sorgsam geführten Tagebuch der Erde zu werden. Und wie sehr verschieden jene Lebewelt früherer Epochen in ihrer äußeren Erscheinung von der heutigen auch sein mag — Lust und Leid, Haß und Liebe, Kampf und Fehde sind wie heute die Signatur auch der damaligen Zeit, der Wettkampf um die Existenz wurde schon damals in der menschenlosen Welt so erbittert geführt wie heute, nur nicht mit so raffinierten Waffen, deren Erfindung und großartige Vervollkommnung erst dem Genius des vernunftbegabten Wesens, der „Krone der Schöpfung", als besonderes Verdienst vorbehalten war.

Ein Geschlecht nach dem anderen ist teils jenem „Kampf ums Dasein", teils den allmählich veränderten äußeren Lebensbedingungen zum Opfer gefallen und zu Grunde gegangen. Aber immer neue Formen sind erstanden, immer neue Geschlechter auf dem Schauplatz erschienen, langsam fortschreitend in der Entwickelung von den einfachsten zu immer vollkommeneren Formen in den seltsamsten, überraschendsten Metamorphosen.

Eine gestaltenreiche, lebenstrotzende Tierwelt tritt uns zuerst in der zweiten Periode des Sekundärzeitalters, in der Juraperiode entgegen. Während in den Sedimenten der Primordial- und der Primärepoche nur schlecht entwickelte Seetiere, anfangs in den primitivsten Formen, später knochenlose Ur- und Schmelzfische, Schildkröten und Amphibien gefunden werden, entfaltet sich in der Juraperiode, nachdem schon in der voraufgegangenen Trias andeutende Spuren aufgetreten, ein Tierleben, so mannigfaltig und großartig, wie es kaum eine der späteren Epochen wieder aufzuweisen hat. Das berüchtigte Geschlecht der Saurier bevölkert Land und Wasser und Luft, Schrecken und Verderben verbreitend über den ganzen Erdball, unter sich selbst Raub und Mord übend, eine Geißel für alles, was lebt außer ihm. Wie auf dem Lande die Dinosaurier, die großen

„Lindwürmer" Megalosaurus, Hyläosaurus, Atlasdrache, Zanklodon, Titanosuchus, und im Wasser die „See- und Schlangendrachen", die Halisaurier, Plesiosaurier, Teleosaurier ihre Schreckensherrschaft führen, der fürchterliche Ichthyosaurus, der Würger ohne gleichen, gar zu Wasser und zu Lande in unersättlicher Raubgier seine Mitgeschöpfe verfolgt, so lauern die „Flugeidechsen", der Ramphorhynchus, der Pterodaktylus und Konsorten in Büschen und Bäumen ihrer Beute auf.

Diese Saurier schlimmen Angedenkens, von denen viele Spezies eine kolossale Größe — bis 100 Fuß Länge und 30 Fuß Höhe — erreicht haben, und neben denen nur einige kleinere Säugetierarten schüchtern auftreten, verschwinden teils schon mit Beginn, teils mit dem Ende der auf den Jura folgenden Kreideperiode von der Bildfläche. Und eine merkwürdige Nachkommenschaft geht aus ihnen hervor.

Wer würde es, wenn die petrefaktischen Aufzeichnungen in der Erdchronik nicht die handgreiflichen Beweise lieferten, wohl geglaubt haben, daß die Vögel, die „leichtbeschwingten Segler der Lüfte", die uns so sympathischen „gefiederten Sänger des Waldes" in direkter Nachfolge von jenen plumpen und verhaßten Reptilien, den Dinosauriern, abstammen, wie dies durch die aufgefundenen Übergangsformen des Iguanodon, der sogenannten „Vogeleidechse", des Kompsognathus u. a. erwiesen ist, während aus einer zweiten Linie, aus den Halisauriern, das unheimliche Gezücht der Ottern und Schlangen hervorgegangen ist?

Nur allmählich geht jene Metamorphose vor sich, und während zunächst Becken und Hinterfüße, der Reptilkopf mit dem bezahnten Kiefer und der Reptilschwanz beibehalten werden, bekleiden sich die verkürzten Vorderfüße mit einer Flughaut und wandeln sich in eine primitive Art Flügel, die vorläufig nur zum Emporschnellen und als Fallschirme, wie beim Ramphorhynchus und Pterodaktylus, oder als Segel, wie bei den Straußvögeln, Verwendung finden und erst nach und nach zu wirklichen Schwingen ausgebildet werden, sowie der den Flieger zu schwer belastende zahnbewehrte Reptilkopf durch einen kleineren, mit scharfrandigem Schnabel versehenen Kopf ersetzt wird.

Unter den straußartigen Vögeln der Sekundär- und Tertiärzeit finden wir einzelne, die noch die riesenhafte Größe ihrer Ahnen beibehalten haben, wie die neuseeländischen Dinornis oder Moa's und die erst in späten Perioden ausgestorbenen Äpiornisarten von Madagaskar, deren Schenkel an Stärke den Pferdeschenkeln gleich kamen, und deren Eier zehn bis zwölf Liter Inhalt hatten.

Gehören diese Straußvögel, deren heute noch lebende Arten übrigens sämtlich im Aussterben begriffen sind, unzweifelhaft zu den ältesten Vertretern des Vogelgeschlechts, so treten neben ihnen und den nur flatternden Reptilen bereits in der Sekundärzeit auch wirklich fliegende Vögel auf, wie der erste Repräsentant dieser Klasse, das erste gefiederte Tier, der berühmte Archäopteryx und der später von Marsh in Nordamerika gefundene, schon etwas vollkommenere Ichthyornis oder Fischvogel, welche indessen beide noch den zahnbewehrten Reptilkiefer haben. Aber auch mit der Abwerfung dieses Ballastes ist der Vogel noch nicht genügend angepaßt für die Bewegung in seinem dünnen Element. Eine weitere Veränderung,

die sich an ihm zu vollziehen hat, ist die Erleichterung seines Körpergewichts durch die Entfernung des Marks aus seinen Knochen und die Ausfüllung derselben mit Luft, die Pneumatizität des Skelets, welche nebenbei dazu dient, nebst den außerhalb der Lunge im ganzen Körper verteilten Luftsäckchen die Atmung beim Fliegen zu unterstützen. Erst nach dieser wichtigen Veränderung sind die Vögel wirklich zu dem geworden, was jener Name sagt, zu leichtbeschwingten Seglern der Lüfte.

Wie vorteilhaft die Vögel von ihren verabscheuten Ahnen auch abstechen, wie sympathisch sie uns Menschen wegen ihrer seelischen Eigenschaften und wegen ihres höheren Intellekts auch sein mögen, eine wirkliche höhere Begabung, eine entwickelungsfähige geistige Veranlagung finden wir doch nur bei einer anderen ebenso alten, vielleicht sogar noch älteren Klasse der Wirbeltiere, bei den Säugern. Über die Abstammung der Säugetiere, von denen man Spuren bereits in den ältesten Sedimenten der Sekundärzeit gefunden hat, sind nicht so klare und augenfällige Dokumente vorhanden wie über die Abstammung der Vögel. Da die ersten Säuger fast gleichzeitig mit den Reptilien auftreten, neigt man zu der Annahme, daß sie sich von einer früheren, uns unbekannten Stammform der letzteren abgezweigt haben, während andererseits auch unter den Reptilien direkte Übergangsformen, die Therosaurier, eine Art Säugerreptilien, existiert haben.

Die ältesten, in den Triasschichten aufgefundenen Überreste von Säugern gehören den sogenannten Kloakentieren und Beuteltieren an. Es scheint, als wenn die Natur den bedeutsamen Schritt zum Gebären der lebendigen Jungen, zur Verkettung von Mutter und Kind, wie Carus Sterne in seinem unvergleichlichen Werke „Werden und Vergehen“ sagt, auch nicht mit einemmale machen konnte und erst als eine Zwischenstufe das Beuteltier hervorbrachte, welches zwar lebendige Junge gebiert, aber in einem so unfertigen Zustande, daß sie erst noch einmal gleichsam in den Mutterleib, nämlich in den diese Ordnung charakterisierenden Beutel zurückkehren müssen, in welchem sie noch monatelang verbleiben, um ihre weitere Ausbildung bis zur selbständigen Lebensfähigkeit zu erfahren.

Es ist interessant zu beobachten, wie die Natur auch hier nicht mit einem Sprunge, sondern in allmählichem Fortschreiten zur größeren Vollkommenheit gelangt. Das weibliche Individuum der höheren Säuger, deren Junges seine vollkommene Ausbildung im Mutterleibe erfährt, unterscheidet sich von dem jener niederen Säuger durch den Besitz der Placenta, des sogenannten Aderkuchens oder Mutterkuchens, durch welchen die Ernährung des jungen Tieres im Mutterleibe geschieht, und nach welchem die höheren Säuger auch Placentaltiere genannt werden. Diese Placenta besteht aus einem kindlichen und einem mütterlichen Teil, welche beide ursprünglich nur einen losen Zusammenhang hatten und sich beim Geburtsakte von einander trennten, sodaß der mütterliche Teil intakt und erhalten blieb, während später die Verwachsung zwischen beiden Teilen eine so innige wurde, daß eine Trennung nicht mehr stattfinden konnte und beim Geburtsakt auch der mütterliche Teil verloren gehen, hinfällig werden mußte.

Man unterscheidet danach unter den Placentnern die Indeciduaten als niedere und die Deciduaten als höhere Stufe.

Unter der Schreckensherrschaft der Reptilien konnten die damaligen Säuger, welche nur durch kleinere meist pflanzen- und insektenfressende Arten repräsentiert waren, nicht zur Geltung kommen. Erst als die Welt von den Drachen und Lindwürmern befreit war, fingen sie an, eine kräftigere Entwickelung zu nehmen und sich die Weltherrschaft anzueignen. Haben die ältesten Vertreter der höheren Säuger, die Coryphodonten und das Paläotherium etwa die Größe der Tapire erreicht, so wachsen sich einige Arten gleich den Reptilien von ehedem zu riesenhaften Größen aus, wie das Dinotherium, das größte Landsäugetier der Vorwelt, die Mastodonten und das wollhaarige Mammuth, sämtlich mit Rüsseln und Stoßzähnen bewaffnete Elephantenarten, deren Existenz zum Teil bis in späte Epochen hineinreicht. Vom Mammuth sind noch in diesem Jahrhundert vollständig erhaltene Exemplare sowohl in den Eisfeldern Sibiriens wie in Gletscherspalten Mitteleuropas gefunden worden. An diese wahrscheinlich ziemlich friedfertigen Tiere reihen sich in der Tertiärzeit die an Körpergröße ihnen zwar nachstehenden, an Wildheit sie aber um so mehr übertreffenden Höhlenbären, Höhlenlöwen und -Hyänen, sowie Nashörner, Tapire, kolossale Faultiere und später im Beginn der Quartärzeit die gegen zehn Fuß großen Riesenhirsche mit ihrem mehr als zwölf Fuß in der Breite messenden Geweih. —

So interessant, lehrreich und wichtig jene durch die naturwissenschaftliche Forschung aufgedeckten Vorgänge aus der Stammesgeschichte der Tierwelt auch sein mögen, so tritt ihre Bedeutung doch zurück vor der Frage, welche als Quintessenz der viel geschmähten und verketzerten neuen Abstammungslehre angesehen werden kann, welche zu dem punctum saliens der ganzen Deszendenztheorie geworden ist, welche zu Zeiten die erbittertste Fehde zwischen den Vertretern der Wissenschaft hervorgerufen hat und noch immer die Gemüter der Gelehrten und Laien aufs heftigste bewegt — die Frage nach dem ersten Auftreten und dem Ursprung des Menschen. Es ist dem Interesse einer Lösung dieser weltbewegenden Streitfrage sicher nicht damit gedient, daß an derselben die Laienwelt einen maßgebenden Anteil zu nehmen bestrebt ist und ein Urteil abgiebt, ohne — und darauf soll das Gewicht gelegt sein — über das Wie und Warum, über alle die hundert in Betracht kommenden Gründe ausreichend oder gar im mindesten informiert zu sein, vielmehr fast lediglich geleitet durch Eingebungen des Gemütes, welches sich wahrlich ganz mit Unrecht gegen die trotz alledem immer mehr zur unumstößlichen Wahrheit werdende und von Fachleuten heute kaum noch geleugnete Affenvetterschaft des Menschen sträubt. Ist es denn tröstlicher und erhebender, uns sagen zu müssen, daß wir von der Vollkommenheit, in der eine schaffende Allmacht die ersten Menschen hingestellt haben soll, herabgesunken sind auf die im Vergleich mit der „Vollkommenheit“ niedrige gegenwärtige Stufe der Menschlichkeit und Gesittung, oder das Bewußtsein in uns zu tragen, daß wir uns, den in uns gelegten guten Keim und die unserem Geschlecht verliehenen Gaben ausbildend und pflegend, aus dem tierischen Nichts emporgerungen haben zu geistiger

Größe und hoher Kultur, deren ernstes Streben in der That mehr und mehr mit Erfolg auf Vervollkommnung und wahre Menschlichkeit gerichtet ist?

Die natürliche Veranlagung, die für diesen enormen, uns vor allen anderen Geschöpfen auszeichnenden geistigen Aufschwung allerdings die Vorbedingung war, tritt schon frühzeitig in der besseren Ausstattung des Gehirns und des Nervensystems der Säugetiere deutlich hervor. Zeugen schon die Schädel der ältesten Säuger aus der Eocänzeit von einer größeren Gehirnkapazität, als sie die Reptilien besaßen, so zeigt die Ahnenreihe der Säuger fortlaufend eine auffallende Vervollkommnung dieses edelsten Organs, mit welcher keine andere Tierklasse Schritt halten kann, selbst nicht die Vögel, und welche endlich in dem Gehirn der Affen sowohl in bezug auf die charakteristische Präponderanz des Großhirns wie auf die Ausbildung der Gehirnwindungen einen Grad erreicht, der eine anatomische, qualitative Unterscheidung zwischen Affenhirn und Menschenhirn gar nicht mehr zuläßt, sowie die Gehirn**masse** der menschenähnlichen Affen — ca. 600 bis 700 Gramm — derjenigen der niedrigsten Menschenrassen — ca. 1000 Gramm — auch quantitativ nur um ein Geringes nachsteht, vielmehr der größere Unterschied nicht zwischen Affe und Mensch, sondern ebensowohl zwischen den niederen und höheren Affen, wie zwischen den geistig rohen Völkern und den geistigen Heroen der Kulturvölker, welche bis zu zwei Kilogramm Gehirnmasse besessen haben, zu finden ist.

Läßt ein anatomischer Vergleich desjenigen Organs, bei welchem wir als dem Sitz, dem physischen Träger der geistigen Fähigkeiten in erster Linie einen markanten Unterschied zwischen Mensch und Tier voraussetzen müßten, somit den Widersacher der „Affentheorie“ völlig im Stich, so ist dies in gleichem Maße der Fall bei einem Vergleich des Skelets, des ganzen Gliederbaues, der inneren und äußeren Organe und selbst in physiologischer Beziehung.

Wie das Skelet der Anthropoiden — zu denen der **Gibbon**, **Orang-Utang**, **Schimpanse** und **Gorilla** zählen — im Bau des Schädels, der Wirbelsäule, des Brustkorbes, des Beckens, in Schenkeln und Armen durchweg eine wesentliche Übereinstimmung mit dem des Menschen zeigt, so treten auch in der Nasenbildung, im Gebiß, in dem zum Teil abgelegten Haarkleide, in dem Abwerfen des Schwanzes, den sich die ganze übrige Tierwelt als besondere Zierde sorgsam konserviert hat, deutliche übereinstimmende Merkmale zwischen den Menschenaffen und den Menschen auf.

In der Nasenbildung besteht eine charakteristische Verschiedenheit zwischen den Affen der alten und denen der neuen Welt; bei jenen tritt die Nase aus der Gesichtsfläche stärker heraus und besitzt wie die menschliche Nase eine schmale Scheidewand, weshalb man sie als Schmalnasen oder **Catarhinen** von den plattnasigen amerikanischen Affen, den **Platyrhinen**, unterschieden hat. Eine nicht minder kennzeichnende Verschiedenheit besteht zwischen den altweltlichen und den amerikanischen Affen hinsichtlich des Gebisses, welches bei allen Catarhinen in Zahl und Anordnung der Zähne genau mit dem menschlichen Gebiß übereinstimmt, während die Platyrhinen auf jeder Seite oben und unten je einen Lücken-

zahn mehr, im ganzen also 36 Zähne haben; eine Ausnahme hiervon macht nur eine einzige Gruppe der Platyrhinen, die sogenannten Krallenaffen, welche sich von ihren Brüdern auch noch dadurch unvorteilhaft auszeichnen, daß sie, wie ihr Name andeutet, an Fingern und Zehen noch Krallen und nicht Nägel tragen wie wir Menschen und unsere sämtlichen übrigen Vettern aus dem Affengeschlecht.

Man hat bis vor kurzem einen trennenden Unterschied zwischen Affen und Menschen darin finden zu sollen gemeint, daß bei jenen die große Zehe den übrigen Zehen des Fußes ebenso gegenübergestellt ist wie der Daumen der Hand den vier Fingern, und hatte danach aus den Affen eine besondere Ordnung der Säugetierklasse, die der „Vierhänder“ gemacht. Erst vor etwa 25 Jahren hat der ausgezeichnete englische Zoologe Huxley nachgewiesen, daß auch hier ein wirklicher Unterschied nicht besteht; denn einerseits ist jene Gegenüberstellung der großen Zehe und die dadurch bedingte Gebrauchsfähigkeit der Füße als Greiforgane auch dem Menschen eigen — wie denn die Chinesen mit den Füßen zu rudern, einige indische Völker zu weben verstehen und viele wilde Volksstämme beim Klettern Zweige mit der sehr starken und frei beweglichen großen Zehe umfassen — und bei den Affen nur durch ihren Aufenthalt in den Bäumen in höherem Grade ausgebildet, und andererseits zeigen die Knochen und Muskeln der „Hinterhände“ der Affen genau dieselben charakteristischen Unterscheidungsmerkmale von denen der „Vorderhände“ wie beim Menschen die Knochen und Muskeln der Füße von denjenigen der Hände.

Ist hierdurch die Unterscheidung zwischen Vierhändern und Zweihändern hinfällig geworden, so muß es ferner unzweifelhaft erscheinen, daß gerade die anthropomorphen Affen es waren, welche zuerst eine Differenzierung im Gebrauch der Füße und Hände einführten, indem sie die aufrechte Gangart annahmen und so zuerst die Füße lediglich als Gehwerkzeuge und die Hände als Greiforgane zu gebrauchen anfingen.

Um noch einige Punkte aus dem hiermit schon berührten physiologischen Gebiet zu erwähnen, möge darauf hingewiesen werden, daß selbst das so gern als wichtigstes Moment ins Treffen geführte Sprachvermögen nicht als besondere Auszeichnung des Menschen von den Tieren gelten kann; denn es giebt wilde Völker, besonders unter den Australnegern, welche zwar artikulierte Töne zur gegenseitigen Verständigung von sich geben, eine wirkliche gegliederte Begriffssprache indessen nicht besitzen; jene Fertigkeit aber teilen sie mit den Anthropoiden, unter denen besonders der Gibbon große Geschicklichkeit in diesem Punkte besitzen und sogar die musikalische Tonleiter zu singen im stande sein soll — eine Leistung, die übrigens durch die große Ähnlichkeit im Bau des Kehlkopfes der Affen und der Neger anatomisch erklärt wird.

Daß ferner das Denk- und Empfindungsvermögen bei den höheren Tieren nicht minder, das letztere sogar vielfach mehr entwickelt ist als bei unkultivierten Menschenarten, lehrt die einfache Thatsache, daß wir bei jenen Erfahrungslehre, sowie Gefühle der Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit beobachten, die wir bei

unseren im rohen Naturzustande lebenden „Brüdern" oft gänzlich vermissen. Kein Wunder, daß solchen Völkern auch alle Begriffe von Moral und menschlicher Gesittung völlig mangeln, daß sie von Ehe und Familienleben, das bekanntlich selbst bei den Tieren zu finden ist, nichts wissen, sondern in wild herumschweifenden Herden zusammenlebend, in ihren erotischen und sexuellen Beziehungen eins der Ideale gewisser Weltverbesserer von heute verwirklichen. —

So drängen unzählige Thatsachen — von denen hier selbstverständlich nur eine auszugsweise Schilderung gegeben werden konnte und sollte — zu der Erkenntnis, daß eine scharf trennende Scheidegrenze zwischen Mensch und Tier nicht gezogen werden kann, und daß einschneidende Unterschiede zwischen den Menschen und den ihm am nächsten stehenden Tieren, den Anthropoiden, weder in anatomischer noch in physiologischer und selbst nicht in geistiger und ethischer Beziehung konstatiert werden können, daß vielmehr alle solche Unterschiede viel stärker zwischen jenen höheren und den niederen Tieren vorhanden sind.

Zur Bekräftigung dieser auf anatomische, physiologische und psychologische Gründe gestützten Wahrheit giebt endlich die Ontogenie oder Keimesgeschichte des Menschen, die, wie Ernst Häckel treffend sagt, ein Auszug aus der Stammesgeschichte, d. h. der paläontologischen Entwickelungsgeschichte des Stammes ist, ein zuverlässiges Zeugnis über die Herkunft des Menschen ab. Derselbe durchläuft nämlich in seinem embryonalen Leben noch einmal flüchtig alle die Stufen, die seine Ahnen aus der Klasse der Wirbeltiere durchgemacht haben, in den ersten Wochen die äußeren Merkmale der Fische, dann die der Vögel aufweisend und erst nach und nach den Charakter eines Säugetiers annehmend; aber auch dann ist der — übrigens noch stark geschwänzte — menschliche Embryo vorläufig noch nicht von dem eines anderen Säugetiers und zuletzt in einem schon ziemlich vorgerückten Stadium nicht von dem des Affen zu unterscheiden, bis endlich alle diese an seine Abstammung mahnenden Zustände überwunden sind und ein rein menschliches Wesen aus ihnen hervorgeht.

Es soll hierbei schließlich nicht verschwiegen werden, daß der Mensch gleich den Anthropoiden trotz der Abwerfung des Schwanzes seine Abstammung von geschwänzten Vorfahren auch in seinem späteren Dasein nicht verleugnen kann, da er wie diese seine nächsten Vettern im Skelett den Ansatz zu diesem ominösen Appendix und sogar für seine Bewegung bestimmte (rudimentäre) Muskeln für immer mit ins Leben hineinnimmt.

Kann nach alledem für den unbefangen Prüfenden ein Zweifel über unsere Abstammung von den geschwänzten Autochthonen des Urwaldes gar nicht übrig bleiben, so bietet die Beantwortung der Frage nach unserem letzten Ahnen aus dieser ehrsamen Verwandtschaft, nach dem Übergang vom Menschenaffen zum Affenmenschen, zum sprachlosen Urmenschen noch einige Schwierigkeiten. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß die jetzt lebenden Anthropoiden nicht unsere direkten Vorfahren gewesen sind, sondern daß analog dem stets schrittweisen Fortschritte der Natur auch noch eine Zwischenstufe zwischen jenen und dem niedrigst stehenden Menschen, wie ihn die Paläontologie und die Anthropologie kennt, be-

standen haben muß. Nun hat man zwar fossile Überreste eines Affen, des Dryopithecus oder sogenannten Waldaffen, welcher wegen der einen großen Gesichtswinkel bedingenden Form seines Kiefers eine sehr menschenähnliche Physiognomie besessen zu haben scheint, und andererseits Menschenschädel gefunden, die wegen ihrer niedrigen Form auf äußerst geringe Gehirnkapazität schließen lassen, sodaß eine Annäherung hier angedeutet scheint, aber fossile Reste des hypothetischen Urmenschen sind bis jetzt nicht gefunden worden. Ob dies je geschehen wird, ob früher oder später ein glücklicher Fund Licht in diese Ungewißheit bringen wird, oder ob die Existenz des Urmenschen so weit zurückliegt, daß eine Erhaltung seiner Überreste angesichts der leichten Zerstörbarkeit der menschlichen Knochen nicht zu erwarten ist, läßt sich natürlich nicht entscheiden.

Jedenfalls aber ist feststehend, daß die ausgestorbenen Vorfahren des Menschen, die man sich selbstverständlich nicht als ein einzelnes Stammelternpaar zu denken hat, in der alten Welt gelebt haben; denn nach wesentlichen übereinstimmenden Merkmalen, namentlich in bezug auf Nase und Gebiß, ist es unzweifelhaft, daß der Mensch aus den Katarhinen hervorgegangen ist, in Amerika aber hat es niemals schmalnasige oder gar anthropoide Affen gegeben. Wenn nun auch die Umwandlung in den echten Menschen nicht in einem einzigen Akt an einem einzigen Paare vor sich gegangen sein kann, so sprechen doch wichtige Umstände und eins der Hauptprinzipien der Deszendenztheorie, das monistische Prinzip, dafür, daß sich diese Umbildung nur an einer bestimmten Spezies und damit auf einem beschränkten Gebiet, welches demnach als Schöpfungszentrum, als die Wiege des Menschengeschlechts anzusehen ist, langsam vollzogen hat. Diese Urheimat aller Menschen ist entweder das südliche Asien oder wahrscheinlicher noch ein inzwischen versunkenes Festland gewesen, welches, von der ostafrikanischen Küste bis nach den großen Sundainseln sich erstreckend, die nördliche Hälfte des indischen Ozeans ausfüllte und welches wegen der dort heimisch gewesenen Halbaffen Lemurien getauft worden ist. Daß ein solcher Kontinent, der jene Inseln sowie die der afrikanischen Küste umfaßte, dereinst existiert hat, ist durch chorologische Thatsachen, durch die Verbreitung derselben Tier- und Pflanzenwelt über diese jetzt durch den weiten Ozean getrennte Inselgruppen zweifellos nachgewiesen.

Von hier aus hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach das Menschengeschlecht allmählich über die übrigen Weltteile, mit denen jenes untergegangene große Festland damals in Zusammenhang stand, verbreitet; und auch die Einwohner des jetzt von der alten Welt gänzlich losgerissenen amerikanischen Kontinents sind durch Einwanderung aus der alten Welt dorthin gekommen, was mit den Erfahrungen der Ethnologie im besten Einklange steht. Alle die heute existierenden verschiedenen Menschenrassen sind danach eines Ursprunges und nur durch Umbildung infolge Anpassung an die in den Ansiedelungsgebieten vorgefundenen äußeren Lebensbedingungen entstanden, ein Vorgang, den wir am Menschen noch heute beobachten bis zur direkten Rückbildung zu niederen aus vollkommeneren Formen.

Unermeßliche Zeiträume sind seit jenem für uns bedeutungsvollsten Vorgang in der Natur, dem Erstehen des Menschengeschlechtes, verflossen, und in neuerer Zeit ist ein lebhafter Streit über die Frage entbrannt, ob derselbe in die Diluvialperiode, wie man so lange annahm, oder bereits in eine Periode des Tertiärzeitalters zu verlegen ist. Wenn auch bei Menschenschädeln und anscheinend bearbeiteten Steinwerkzeugen, welche in tertiären Schichten gefunden sein sollen, Täuschungen vermutet und teils sogar nachgewiesen sind, so sind doch andere derartige Funde von unzweifelhafter Echtheit gemacht worden, sodaß die Existenz des Tertiärmenschen heute schon von vielen als erwiesen erachtet wird. Aus jenen Funden und aus den äußeren Merkmalen fossiler Knochen tertiärer Tiere, die von Menschenhand zerlegt sein müssen, sowie aus ihrer Vermischung mit menschlichen Knochen geht zur Genüge hervor, daß der Urmensch sich mit dem Höhlenbären und dem Höhlenlöwen, mit den Mastodonten und Mammuths vor vielleicht zwei- bis dreihunderttausend Jahren in die Welt geteilt hat, daß er mit diesen vorweltlichen Riesen und Räubern, die seine Jagdbeute gewesen sind, einen gewiß nicht leichten Kampf ums Dasein geführt hat. —

Wie sehr wir uns auch in dem stolzen Bewußtsein unserer heutigen Größe oder teilweis aus religiösen Bedenken gegen den Gedanken, aus der Nacht und dem Staube des tierischen Scheindaseins hervorgegangen zu sein, sträuben mögen, — es ist mit ehernen Buchstaben in das Tagebuch der Erde eingetragen, daß es doch so ist. Und diese Schriftzeichen zu verstehen, dazu hat die neue Abstammungslehre uns in Stand gesetzt. Darin liegt eben das bedeutungsvollste Verdienst der schon von dem englischen Naturforscher und Dichter Erasmus Darwin, von Lamarck und Goethe aufgestellten, aber erst von dem Enkel des ersteren, dem genialen Charles Darwin systematisch durchgeführten und durch seine Selektionstheorie natürlich und ursächlich begründeten Deszendenztheorie, daß mit ihrer Hilfe Ursprung und natürliche Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts wissenschaftlich und ungezwungen dargelegt und die Erkenntnis von der Stellung des Menschen in der Natur uns geworden ist.

Daß die Umwandlung ererbter Formen und Charaktere durch Anpassung an veränderte Lebensbedingungen keine Fabel ist, lehrt hundertfältige Beobachtung natürlicher und künstlicher Züchtungsresultate, lehrt die selbst im Organismus der heutigen Menschen, welche in ungewohnte Klimate verpflanzt werden, vor sich gehende Veränderung, die bis zu der erwähnten, z. B. an den Polarvölkern beobachteten Rückbildung durch ungünstige klimatische Einflüsse gehen kann. Daß aber für alle Lebewesen, auch für die Menschen, denen diese Anpassung nicht gelingt, Untergang die unausbleibliche Folge ist, davon zeugt das Aussterben mancher Naturvölker, welche in die Notwendigkeit kommen, sich den heutigen Kulturverhältnissen anzubequemen, auch ohne wirklichen Kampf ums Dasein. Im Tierreich und in dessen Wechselbeziehungen zum Pflanzenreich aber ist dieser Kampf so recht die letzte Ursache und Bedingung alles Bestandes wie aller Veränderungen. Und die Triebfedern dazu sind überall die Sorge um die Existenz, der allen lebenden Wesen eingepflanzte Trieb zur Erhaltung des Individuums

und der Gattung, ein freilich sehr materielles, aber natürliches Motiv, das auch bei uns Menschen trotz alledem im Vordergrunde alles Wollens steht, so sehr wir uns auch bemühen, unser Denken und Handeln nach philosophischen und ethischen Grundsätzen einzurichten. Schillers Worte zu Zeugen:

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich ihr Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Berlin. Th. Christiani.

Ethnologie.

Das Mutterrecht.

Achelis macht in seinem religionsethnologischen Aufsatze „Anfänge religiöser Entwickelung“ auf Seite 237 des diesjährigen Maiheftes einen kleinen Schritt in das rechtsethnologische Gebiet, indem er sagt: „Ebenso folgerichtig ist es, wenn nach der ältesten Anschauung die Blutsverwandtschaft sich nur auf die Mutter erstreckt, ein Faktum, das um so beachtenswerter ist, als im allgemeinen die Stellung der Frauen in jenen primitiven Zeiten keine sehr angesehene war. Trotzdem das Kind (wie seine Mutter) Eigentum des Vaters ist, rangiert es verwandtschaftlich lediglich nach der mütterlichen Seite.“

Es soll also in der Urzeit allgemein weibliche Verwandschaftsberechnung neben einer niederen Stellung des Weibes und neben der Auffassung von Weib und Kind als Eigentum des Familienvaters üblich gewesen sein.

Diese Angabe möchten wir bezweifeln, und um eine Begründung dieser Zweifel zu ermöglichen, mag es uns vergönnt sein, die streitige Materie in etwas ausführlicherer Weise vorzutragen.

Der Kern der Fragestellung wird sich aus folgendem ergeben: Man denke sich ein größeres nationales Ganze, zertrennt in Stämme, jeden mit einem eigenen Oberhaupt, welche sämtlich unabhängig von einander, eifersüchtig auf einander und oft im Kriege mit einander leben. Dabei halten die Glieder desselben Stammes sehr eng unter einander zusammen. Aller Egoismus bezieht sich auf das gemeinsame Wohl des Stammes, aller Gemeinsinn erstreckt sich nur auf Stammmitglieder. Kein Stamm giebt seine Mitglieder fremden zur Verfolgung oder Bestrafung für Vergehen preis, sondern er tritt für sie ein, um sie gegen Fremde zu verteidigen. Jeder, welcher sich im Gebiet der Nation aufhalten will, muß sich einem Stamm als Mitglied oder Schutzgenosse anschließen, da er sonst keinen Schutz gegen Räubereien und Gefährdungen aller Art finden, sondern wie ein Korn zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben werden würde. Der Boden treibt reichlich Nahrung für viele Bewohner, aber es bedarf kräftiger Arme, um sie zu gewinnen und gegen Fremde zu verteidigen. Jede Arbeitskraft ist willkommen, Kinder werden nicht als Last empfunden, sondern als zukünftige Arbeiter gern gesehen.

Daß solche Gemeinwesen an vielen Stellen bestehen und bestanden haben, ist zweifellos, wenngleich sich wohl keines findet, für welches alle eben angeführten einzelnen Züge sicher bezeugt sind.

Selbst die Gentes des ältesten Roms scheinen ursprünglich derartige Stämme gewesen zu sein, welche, durch den gemeinsamen König nur lose zusammen gehalten, jede ihr eigenes Wohl auf Kosten der anderen suchten und alle gemeinsamen Angelegenheiten im Senatus auf dem Wege der Kompromisse erledigten.

Aber an vielen anderen Stellen ist diese Gentilverfassung gleichfalls vorhanden; ja wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir sagen, daß alle mit Vieh Wandernden und von den Ackerbauvölkern diejenigen, bei welchen sich noch keine besonderen Handwerker herausgebildet haben, sondern bei welchen jeder Familienvater seinen ganzen Bedarf selbst herstellt, Neigung zu dieser Art der Gliederung und Verfassung haben und nur dann nicht dazu kommen, wenn ganz besonders lokale oder nationale Verhältnisse sie daran hindern.

Und das ist auch ganz natürlich. Wo kein Eigentum, sei es in der Hand des einzelnen oder der Gesamtheit, vorhanden ist, da fehlt es auch an der wichtigsten Triebfeder, welche die Stämme zusammenhält, der der gemeinsamen Erarbeitung, Verteidigung und Eroberung; sobald sich aber eine geregeltere und festere staatliche Ordnung aufthut, entstehen auch allmählich die Handwerke, erst unter dem Schutz von strenge geschlossenen Zünften und Gilden, später in der Form des freien Wettbetriebes, und das Band, welches die Stämme zusammenhielt, wird überflüssig und hört auf zu wirken.

Solange aber diese geregelte staatliche Ordnung noch nicht besteht, ist der Stamm-Zusammenhang das einzige Mittel, dem einzelnen den einigermaßen sicheren Vermögensgenuß zu gewährleisten.

Überall, wo eine Nation in der geschilderten Art gentil gegliedert ist, muß für jedes Kind schon bei der Geburt derjenige Stamm, welcher auf den künftigen Erwerber und Verteidiger Anspruch haben soll, an einem unzweideutigen Zeichen festgestellt werden. Denn ebenso wenig wie der einzelne bestehen kann, ohne einem Stamme anzugehören, ebenso wenig ist es möglich, daß einer zu den Fahnen zweier Stämme schwört. Nun zeigt es sich, daß bald der Mann, in dessen Hause das Kind geboren ist, der Vater, bald die Frau, welche es in die Welt gesetzt hat, die Mutter, für die Zugehörigkeit des Kindes maßgebend ist. In dem einen Falle steht das Kind zu dem Vater und dessen Söhnen, zu dem Vatersvater und dessen Söhnen und zu allen Stammesgenossen des Vaters in enger, zu den Angehörigen der Mutter in gar keiner Beziehung; im anderen Falle besteht eine Verwandtschaft zwischen dem Kinde und der Mutter und ihren Verwandten, nicht aber zwischen dem Kinde und den Verwandten des Vaters. Es ist immerhin in dem einen wie in dem andern Falle möglich, daß das Kind als verwandt mit beiden Eltern selbst gilt, vorausgesetzt, daß der eine Ehegatte durch den Eheschluß in die Familie des andern übergegangen ist, ein Zug, welcher zuweilen, aber nicht bei allen diesen Völkern vorkommt.

Indessen weiter als über die Person der Eltern hinaus können sich familienrechtliche Beziehungen aus den angegebenen Gründen in dieser Periode nur nach einer Seite erstrecken.

Daß das Kind nur mit den Verwandten des Vaters, den Agnaten oder Schwertmagen, verwandt ist, ist den Kennern der ältesten römischen Welt- und Rechtsgeschichte nichts Auffallendes. Wohl aber das Gegenteil. Wir haben über mütterliche Verwandtschaftsberechnung schon Zeugnisse aus dem klassischen Altertum, besonders über das kleinasiatische Volk der Lykier. Doch wurden diese Berichte von den gleichzeitigen Lesern und noch bis in die neueste Zeit nicht verstanden und für Fabeln gehalten; als aber mit der wachsenden Kenntnis fremder Länder und Völker immer mehr Berichte über Fälle einer derartigen Verwandtschaftsberechnung einliefen und wegen des bekannten zuverlässigen Charakters ihrer Urheber nicht mehr bezweifelt werden konnten, da wurde man darauf aufmerksam, es wurde wiederum an die alten Kunden erinnert, und die Lehre von der weiblichen Verwandtschaft wurde unter dem Namen Matriarchat zum System erhoben.

Der erste, welcher sich mit diesem Stoffe beschäftigt hat, war der im November 1887 verstorbene Schweizer Jurist J. J. Bachofen; größere Verdienste hat sich, weniger durch die erreichten Resultate als durch die Anwendung der richtigen Methode und die Klarheit der Darstellung, der schottische Jurist Mac Lennan erworben. Es ist seit der Zeit über diese Angelegenheit recht viel Gutes und Schlechtes geschrieben worden, und wir wollen kurz auf die Namen Lubbock, Morgan, Tylor, Kohler, Post, Lippert und Bastian hinweisen; die neuesten Schriften sind von Hellwald und Starcke.

Die allgemeine Ansicht dieser Forscher, welcher nur Starcke widersprochen hat, ist die, daß überall, wo wir ein patriarchalisch-agnatisch gegliedertes Volk beobachten, eine matriarchalisch-uterine Verfassung vorhergegangen sei. Und da ohne Zweifel auch das Matriarchat mit seiner festen Stammesgliederung und seinem entwickelten Eigentum noch nicht das Ursprüngliche sein kann, so haben wir vier Familienstufen; die vormatriarchale, lose Familie, die matriarchale und die patriarchale und die nachpatriarchale, zweiseitige Familie. Es ist möglich, daß die Entwickelung der Familienstufen mit der Entwickelung der Wirtschaftsstufen in Zusammenhang steht. Es würden dann die lose Familie den Jägern und Fischern, das Matriarchat und das Patriarchat den Ackerbauern und Nomaden und die zweiseitige Familie den handwerk- und industrietreibenden Völkern zuzuweisen sein. Ein derartiger Zusammenhang ist jedoch, obgleich sich Frankenheim schon vor Jahrzehnten mit dieser Frage beschäftigt hat, weder anerkannt noch nachgewiesen.

Unter den Fragen, welche gegenwärtig das meiste Interesse erregen, ragen zwei hervor, von welchen Achelis die eine gelöst zu sehen glaubt; nämlich: wie ist das Matriarchat entstanden? und: aus welchen Gründen ist es in das Patriarchat übergegangen?

In den Werken der Schriftsteller wird die Beantwortung dieser Fragen in der Regel gemeinsam unternommen. Es giebt eine große Anzahl von Lösungsversuchen, von welchen noch keiner endgültig zum Siege gekommen ist. Die Achelis'sche Bluttheorie ist, soweit ich sehe, nirgend angenommen, kann es auch nicht, da überall die religiösen und physiologischen Anschauungen der wilden Völker von ihren wirtschaftlichen Verhältnissen abhängig sind und nicht umgekehrt. Der weitest verbreitete Lösungsversuch ist vielmehr der, welcher als Ursache des Matriarchats die Ungewißheit der Vaterschaft betrachtet. Lose eheliche Verhältnisse, Promiscuität, Vielmännerei verursachen es, daß die Mutter jedes Kindes bekannt ist, der Erzeuger aber nicht, sodaß das Kind nicht diesem, sondern nur jener zugeschrieben werden könne; die Konsolidierung der ehelichen Verhältnisse habe es später ermöglicht, das Kind dem Vater zuzuschreiben. Es dürfte auch diese Ansicht wohl nicht die richtige sein, indessen erscheint es nicht zweckmäßig, den unbeteiligten Leser in einen Kontroversenkampf hineinzuziehen, dessen Ende sich noch nicht absehen läßt. Wir ziehen es vor, zwei Völker anzuführen, welche sich nach den vorhandenen Nachrichten als unzweifelhaft matriarchal herausgestellt haben.

Von dem kleinasiatischen Volke der Lykier berichtet zunächst Herodot, dessen Angaben von späteren wiederholt und bestätigt werden. Die Lykier trugen einen Beinamen, welcher aus dem Namen der Mutter entnommen war. In diesen Stammbäumen wurden (im direkten Gegensatz zu den alten Indern und den heutigen Chinesen, welche nur Männer berücksichtigen) allein die Frauen in Betracht gezogen. Auch in Beziehung auf das Erbrecht sind die Kinder nur mit der Mutter und deren Verwandten, nicht mit dem Vater verbunden.

An der Malabarküste Vorderindiens wohnt das Volk der Nair oder Najer. Sie sind Arier aus der Kschatrijakaste und bilden den ritterlichen Adel des Landes, welcher nur den Brahmanen an Rang nachsteht. Ihre Mädchen werden in ziemlich früher Jugend an einen Mann formell verheiratet, welcher sich dann nicht mehr um sie kümmert. Sie geben sich alsdann im Hause ihrer Eltern jedem Liebhaber hin, deren sie bis zu zwölf gleichzeitig haben dürfen; dabei ist jedoch die Käuflichkeit ausgeschlossen, wenngleich gelegentliche kleine Geschenke üblich sind. Auch muß der Liebhaber, um zugelassen zu werden, der Brahmanen- oder Kschatrija-Kaste angehören. Die Kinder stehen zu ihrem Vater in keinem, in einem engen Verhältnis zur Mutter und zu deren Brüdern. Sie beerben auch nicht ihren Vater, sondern die Mutter und die Mutterbrüder; ein Mann andererseits, der das Kind seiner Liebhaberin höher schätzen würde als das seiner Schwester, würde Anstoß erregen. Nur in einzelnen Fällen spielt der Vater dem Kinde gegenüber eine gewisse Rolle, so bei der Namengebung. Ist aber der Erzeuger nicht anwesend, so vertritt ihn der Oheim.

Nun soll es allerdings neben den rein matriarchalen und rein patriarchalen Völkern einzelne geben, bei welchen der Mann das Weib durch Raub erwirbt; wo also die Frau gewiß keine sehr angesehene Stellung hat, wo auch die Kinder durch den Raub der Mutter in ein eigentumartiges Verhältnis zu ihrem Vater treten — während gleichzeitig mütterliche Verwandtschaftsberechnung

besteht; also Völker, welche so leben, wie es Achelis für die älteste Zeit als Regel annimmt. Das Vorkommen solcher Völker wird nach Australien und Nordamerika verlegt. Nun haben aber gerade diese beiden großen Länder die Eigenschaft, daß ihre Ureinwohner in eine unendliche Anzahl von kleinen Nationen mit eigenem Recht, eigenen Lebensgewohnheiten und eigener Sprache zerfallen. Angaben über die Nordamerikaner und Australier im allgemeinen sind für den Forscher so gut wie wertlos, weil sie möglicherweise für einige Nationen richtig sind, aber keine dieser Angaben für alle kleinen Völker Gültigkeit zu haben pflegt. Wenn man nun sucht, bei welchem der australischen und nordamerikanischen Völker der Frauenraub mit mütterlicher Verwandtschaftsberechnung gleichzeitig bestanden haben mag, so weichen die Angaben zurück, wie die Äpfel des Tantalos, und je mehr man sich mit diesen beschäftigt, desto schwächer wird die Hoffnung, ein solches Volk zu finden. So lange aber der Name des Volkes nicht angegeben werden kann, bei denen solches vorkommen soll, so lange müssen wir die Vermutung aussprechen, daß die Berichterstatter den Frauenraub ꝛc. bei dem einen Volke und die weibliche Verwandtschaftsberechnung bei einem andern vorgefunden haben. Im übrigen soll das Vorkommen dieses Zusammentreffens nicht geleugnet werden. Aber erst wenn das Volk, bei welchem Frauenraub mit mütterlicher Familie vereinigt ist, bekannt ist, wird sich beurteilen lassen, ob eine so außergewöhnliche Erscheinung nicht durch außergewöhnliche besondere ethnische oder lokale Verhältnisse hervorgerufen ist.

Breslau. Karl Friedrichs.

Naturwissenschaftliche Revue.

Bibliographie des modernen Hypnotismus. — Optische Häresieen. — Noë's Jahreszeiten. — Entstehung der Elemente. — Encyklopädie der Chemie. — Eigenschaften der Materie. — Encykopädie der Zoologie. — Menschliche Familie. — Eiszeit in der Steinkohlenperiode. — Minerale Schlesiens — Botanisches Museum in Breslau. — Natürliche Pflanzenfamilien. — Encyklopädie der Botanik. — Schuppenwurz. — Anleitung zu wissenschaftlichen Reisen. — Elektrizität des Himmels und der Erde. — Rotation der Sonne. — Totale Sonnenfinsternis vom 19. August 1887. — Neue Rille auf dem Mond. — Neuer Saturnsring. — Komet Sawerthal. — Enckes Komet. — Kometen und Aerolithen. — Messung sehr niedriger Temperaturen. — Naturforschung und Schule. — Auge und Brille. — Festgruß an Donders.

Schon zu Zeiten der alten Ägypter, lesen wir in Schillers verschleiertem Bild zu Sais, war der Drang nach Wahrheit unwiderstehlich, wie sollte er es jetzt nach mehrtausendjähriger Arbeit des Menschengeschlechtes nicht ebenso sein! Aber ihn zu befriedigen, hält schwer. Wie damals der das Heiligtum hütende und sein Gesetz als unverletzlich achtende Hierophant nie in die Versuchung gekommen war, gewaltsam den Schleier von dem Bilde der Isis abzureißen, um die Wahrheit zu schauen, so sehen wir auch jetzt noch die Naturwissenschaft mit ernstem Fleiße, aber jede unstatthafte Überstürzung vermeidend, ihren Weg weiter gehen und sich in mühsamer Ameisenthätigkeit, die aber hier und da kühne Vorstöße nicht ausschließt, der Wahrheit immer mehr nähern. Aber wie der allzu wißbegierige Jüngling der übermächtigen Versuchung unterlag und des Gesetzes nicht achtend den Schleier hob, so gehen andere Bestrebungen nebenher, die die Schuld auf sich laden, die uns von Natur gesetzten Grenzen zu überspringen

und jetzt schon vorweg zu nehmen, was zu erringen unserem Geschlechte erst spät, vielleicht nie gewährt werden wird. Daß dies unter Anspruch strenger Wissenschaftlichkeit geschieht, versteht sich, daß dabei die doch wahrhaftig ihre Hände auch nicht in den Schoß legende Naturwissenschaft von oben herab angesehen, ja gern mit der Scholastik (die sie doch vernichtete) auf eine Stufe gestellt wird, ist bedenklich, aber auch bezeichnend. Zieht man indessen die Geschichte zu Rate, so werden diese Erscheinungen nicht gerade beunruhigen. Stets haben um die ruhig fortbrennende Flamme der Wissenschaft sich in ihrer Beleuchtung wie Lichter ausnehmende Mücken geschwärmt, aber, von der Flamme versengt, haben sie es zu langem Dasein nicht bringen können.

Solchen bedenklichen Charakter tragen zwei Veröffenlichungen, die unserer heutigen Revue vorliegen, Dessoirs Bibliographie des modernen Hypnotismus[1]) und Schellwiens optische Häresieen[2]). Ersterer bereitet eine kritische Geschichte des für „jeden Gebildeten bedeutsamen Gegenstandes“ vor, und es erregt ihm ein „schalkhaftes Behagen“, wie schließlich alle die den entsprechenden Bestrebungen jener Zeit gegenüber sich spröde verhielten, von der Macht der neuen Wahrheit fortgerissen werden. Daß Männer, wie Humboldt, Arago u. a. zu diesen allen nicht gehörten, verschweigt der Schalk freilich. Im ganzen dürfen wir damit einverstanden sein, daß es nicht Deutschen, sondern Franzosen gelungen ist, der neuen Wissenschaft die Wege zu ebnen. In dem dieser Vorrede folgenden Verzeichnis findet der Leser 73 Seiten voll der einschlägigen Litteraturangaben, die wir den Anhängern der neuen Wissenschaft empfehlen. Schellwiens Ketzereien sind die 1. Folge seiner früheren, über die sich unsere Revue bereits ausgesprochen hat. Auch in ihnen ringt eine bedrängte Seele nach Luft und läßt einen Hilferuf an die Freiheit erschallen, „daß sie sich rege und die Fesseln zerbreche, in welche die mechanische Weltanschauung sie geschmiedet hat,“ die alte Naturphilosophie in erneuerter Form wieder auf den Schild erhebe und von der toten Natur zum thätigen Geiste zurückkehre.

Weit weniger anspruchsvoll sind die zu einem recht hübsch zu lesenden Buche zusammengefaßten Feuilletonartikel Noé's[3]), die, über nicht allzu große naturwissenschaftliche Kenntnis verfügend, wirkungsvolle Naturbilder entwerfen, wobei freilich der Hang stört, hinter dem sinnlich Wahrgenommenen noch ein oft Unheimliches, Unausgesprochenes, Mystisches zu sehen, gerade wie der optische Ketzer überall poläre Gegensätze findet, wo sie wie bei auffallenden und zurückgeworfenen Lichtstrahlen absolut nicht vorhanden sind.

Auf ganz anderer Basis steht der Versuch Crookes[4]), die Entstehung der Elemente zu ergründen, obgleich der Verfasser durch seine spiritistischen Anwandlungen ja auch Mißtrauen erregt hatte. Von Versuchen, die er mit den seltenen Elementen, mit Yttrium, Erbium, Didym in möglichst luftleerem Raum angestellt hat, ausgehend, sieht er sich an der Schwelle neuer Erkenntnisse, die sich aber als in Übereinstimmung stehend mit den Ergebnissen der Untersuchungen Newlands und Mendelejeffs zeigen. Nach seiner Ansicht entstanden die chemischen Elemente aus einem noch unbekannten Stoff, dem Protyle, dem Feuernebel, aus dem sich durch einen der Abkühlung verwandten Prozeß zunächst die Elemente von einfachster Struktur bildeten, also Wasserstoff, Lithium, Beryllium, Bor, Kohlenstoff, dann Stickstoff, Sauerstoff, Fluor, Natrium, Silber, Aluminium, Silicium, Phosphor, Schwefel und Chlor, so daß in dieser ersten Bildungsreihe die den Tier- und Pflanzenkörper zusammensetzenden Stoffe enthalten sind und nach ihrem Abschluß die organischen Körper ins Leben treten konnten. Unterdessen ist jener Prozeß so weit vorgeschritten, daß sich nur noch Elemente von geringerer Beweglichkeit und höherem Atomgewicht bilden können, die aber nunmehr eine ähnliche Reihe darstellen wie jene. So tritt statt Lithium Kalium, statt Beryllium Calcium ꝛc. auf. Aber auch vor dem Wasserstoff müssen

[1]) Berlin, Karl Duncker (C. Heymons.)

[2]) C. E. M. Pfeffer (R. Stricker) Halle a. S. 2,50 Mark.

[3]) Noé, die Jahreszeiten, Naturbilder. Görz, Ferd. Wokulat.

[4]) Crookes, die Genesis der Elemente, deutsch von Delisle. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1 Mark.

noch Stoffe entstanden sein, als erste Produkte des Elemente bildenden Prozeßes, und dies sind vielleicht der Weltenäther und die Elektrizität.

So phantastisch das nun auch alles klingt, so werden diese Ansichten doch außer durch den Befund der Äquivalentzahlen und des elektrischen Verhaltens der Elemente auch durch die Resultate der Spektralanalyse gestützt, aus denen Lockyer ja längst den Schluß gezogen hatte, daß unsere Elemente noch zusammengesetzter Natur seien, auf der Sonne aber noch in ihre Bestandteile zerlegt vorkommen müssen. Mathematische Betrachtungen über das Spektrum der Elemente haben Grünwald[1]) nun auf dasselbe Resultat geführt. Nach seinen Untersuchungen besteht Wasserstoff aus zwei anderen, für sich noch nicht dargestellten Elementen, wozu im Sauerstoff noch ein drittes kommt. Ebenso haben dieselben Magnesium und Kohlenstoff als zusammengesetzte Substanzen ergeben, und es bestätigt uns Crookes' Theorie, wenn Grünwald in diesen Körpern jene Stoffe in verschieden kondensiertem Zustande findet.

Es liegt auf der Hand: solche Hypothesen können nur nutzbringend sein und in der That befreiend wirken, wenn sie sich auf genügend reichhaltiges und wohlgesichtetes Material stützen, und dies schafft eben die Ameisenarbeit der Wissenschaft. Aber es ist weit zerstreut und so muß es auch von Zeit zu Zeit gesammelt werden, wie es die Encyklopädie der Chemie[2]) thut, deren neuestes Heft die Kohle, die Kohlenwasserstoffe, das Kupfer und die Lactone behandelt. Diese Titel genügen bereits, um zu beweisen, daß auch dieses Heft Interessantes genug bietet. Bestehen doch aus den Kohlenwasserstoffen alle unsere Fette, die organischen wie die mineralischen, und gerade die letzteren vom Petroleum bis zum Vaselin gewinnen täglich an Wichtigkeit. Das Kupfer wiederum zeigt sich als das neben Gold und Silber am frühesten bekannte Metall, das zu Herodots Zeiten nach Griechenland kam und als Bestandteil der Bronce in der Archäologie eine so wichtige Rolle spielt. So ist es denn auch dasjenige, welches zuerst bergmännisch gewonnen wurde.

Dem Studium der Chemie wie namentlich der Physik pflegen höchst langweilige Abschnitte vorausgeschickt zu werden, die die Eigenschaften der Materie behandeln. Dabei gehören dieselben und nicht zum geringsten deshalb, weil sie auf der Grenze beider liegen, mit zu den schwierigsten Problemen. Diese hat eine allerdings mathematische Kenntnisse voraussetzende kleine Schrift von Tait[3]) zum Gegenstande, von deren Inhalt indessen auch der Laie mit Befriedigung Kenntnis nehmen wird. Wer erstaunt nicht, wenn er hört, daß die sogenannte zehnfache Verdünnung von Atropinlösung, wie sie in der Homöopathie wohl noch ganz ernsthaft angewendet wird, nur noch 1 dividiert durch eine 1 mit 62 Nullen Gramme Atropin enthält, so daß, wenn man den Tropfen Wasser, der diese ungeheuere Menge enthält, sich bis auf die Größe der Erdkugel ausgedehnt denkt, die darin enthaltene in demselben Maße vergrößerte Menge Atropin ein Kügelchen von drei Billiontel Zoll Durchmesser darstellen würde. Aber auch manches Andere wird uns verständlich, so das Kopfweh, was man leicht in einem Zimmer bekommt, dessen Ofen in starker Glut gewesen ist. Die eiserne Ofenplatte ließ dann die Verbrennungsgase, namentlich das so giftige Kohlenoxyd durch. Über das Wesen der Schwerkraft, nach dem neuerdings so viel getastet wird, erhält er freilich weder Auskunft, noch Aussicht dazu, so daß Paul du Bois Reymond recht behalten möchte, wenn er dasselbe für uns unergründlich erklärt.

Die beiden neuen Hefte der Encyklopädie der Zoologie ꝛc.[4]) reichen von Merodon bis Nervenleiste und enthalten u. a. Artikel über die Völkerstämme der Miao-tse, der Miris in Assam, der Mongolen, über die Taubenrassen Möwchen und Mohrenköpfe, dann über Milch, Muskelsystem, Mollusken und Muscheln. Ein Nachtrag berichtet neben anderem über die Neger und das unheimliche Geschlecht der Nematoden, wozu bekanntlich die Trichine gehört, den Neandertalschädel, welcher nach Virchow von einem Manne stammt, der in der Kindheit an Rhachitis litt, während seines Lebens mehrere Schädelverletzungen überwand und trotz schweren

[1]) Grünwald, Astron. Nachr. Nr. 2797. Wiener Sitzgsber. XCVI. 2. Abt. S. 1154.

[2]) Breslau E. Trewendt.

[3]) Tait, Eigenschaften der Materie, deutsch von Siebert, Wien, Pichlers Witwe u. Sohn.

[4]) Breslau, E. Trewendt.

Gichtleidens ein hohes Alter erreichte. Mit der Affenähnlichkeit desselben ist es also nichts; das Auffallende ist, daß in jener früheren Zeit unter solchen Umständen ein Mensch so alt werden konnte. Interessant ist auch der die alte Waffe der Germanen, das Messer, behandelnde Artikel. Sie hatten drei, das längste das Scramasax oder Kurzschwert, mit welchem Otto der Große die Hunnen wörtlich und figürlich auf das Haupt schlug, als kürzeres das Sax, welches seinem Stamme den Namen gegeben hat. Endlich ist noch das im 11. oder 12. Jahrhundert von Phöniziern gegründete Mykenae hervorzuheben, dessen Zyklopenmauern während seiner Glanzzeit unter den Pelopiden es zu einer starken Offensivposition machten. Daß die Ausgrabungen daselbst noch keineswegs beendet sind, ist bekannt.

In Zeiten, die jenen vorangingen, führt uns die sechste und siebente Lieferung von von Hellwalds[1]) die menschliche Familie. Den ältesten Verband derselben stellte die Mutter dar, bis aus Gründen des Erwerbens von Besitz der Mann sich ihrer als Oberhaupt bemächtigte. Das Matriarchat wurde durch das Patriarchat verdrängt, was, wenn es zunächst auch Polygamie und Sklaverei zur Folge hatte, doch zu immer höherer Kultur führte, und so hat, wenn wir der Ausdrücke aus Lessings Erziehung des Menschengeschlechtes uns bedienen wollen, die Vorsehung den dem Menschen eingeborenen Eigennutz benutzt, um ihn durch sich selbst zu überwinden und wenigstens als höchste sittliche Forderung, wenn auch freilich recht selten als That, die allgemeine Menschenliebe an seine Stelle zu setzen.

Obgleich hierzu Jahrtausende gehört haben müssen und die meisten Völker, als sie in die Geschichte eintraten, bereits das ursprüngliche Matriarchat überwunden hatten, so leben doch noch aus ihnen stammende Mythen und Gebräuche bis auf den heutigen Tag fort. Diese lassen uns auf so frühe Lebensverhältnisse in ähnlicher Weise schließen, wie die Fossile auf die früheren Zustände unserer Erde. Daß dieselbe eine Eiszeit durchzumachen hatte, ist durchaus nicht mehr zweifelhaft, je länger je mehr aber kommt man zu der Ansicht, daß dies nicht die einzige gewesen. Neuere Forschungen in den ältesten Kontinenten in Indien, Südafrika und Neuholland, die Waagen[2]) zusammengestellt hat, sprechen sogar dafür, daß das Ende der Steinkohlenzeit, der man gewöhnlich ein durch die noch vorhandene Erdwärme bedingtes heißes Klima zuzuschreiben pflegte, durch eine solche kalte Periode bezeichnet sei. Bis man hierüber zu voller Sicherheit wird gelangen können, werden noch viele mühsame Einzelforschungen nötig sein, wie uns heute eine von Traube über die Minerale Schlesiens vorliegt, die dieselben in alphabetischer Ordnung mit genauer Beschreibung und Angabe der Fundorte einschließlich der krystallinischen Gesteine dieses reichen Gebietes vorführt. Mag eine solche dem Leser trocken erscheinen, um so wichtiger ist sie für wissenschaftliche Untersuchungen.

Solchen dienen in derselben Weise die Museen mit ihren reichen Sammlungen, wie eines für Botanik am 28. April in Breslau eingeweiht worden ist. Da es zugleich mit dem pflanzenphysiologischen Institut vereinigt ist, so konnte Engler[3]) in der Eröffnungsrede hierin ein gutes Zeichen für die Umkehr der botanischen Wissenschaft von jenem einseitigen Wege sehen, welche die Systematik der Physiologie und mikroskopischen Forschung zu Liebe lange Zeit so völlig vernachlässigte. Auch der botanische Garten ist mit dem neuen Institute vereinigt, und so ist beste Gelegenheit für monographische Arbeiten gegeben, deren die Botanik noch sehr bedarf. Denn von den 150000 bekannten Pflanzenarten sind noch viele nur wenig durchforscht. Beiläufig können 20000 derselben im freien Lande und in Gewächshäusern kultiviert werden. Diese Zahl ist aber in den größten botanischen Gärten in Kiew und St. Petersburg noch nicht erreicht, während die mittelgroßen Gärten dieser Art sich nur auf 6–8000 Arten beschränkten. 5600 Arten besaß schon 1789 der Garten in Kiew. Den Auseinandersetzungen Englers ging eine die Geschichte der Botanik behandelnde Rede von Cohn voran.

---

[1]) Leipzig, Ernst Günther. 2 Mark.

[2]) Waagen, die karbone Eiszeit. Jahrb. d. k. k. geolog. Reichsanstalt XXXVII. S. 144 nach naturw. Rundschau III S. 368.

[3]) Das botanische Museum der Universität Breslau. Breslau J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Die Früchte solcher Studien pflückt der Leser in Englers[1]) und Prantls Werk über die natürlichen Pflanzenfamilien, von der uns heute Lief. 18 und 19 vorliegen. Sie enthalten die Sagaceen, die Ulmaceen, darunter unsere wichtigsten Wald- und Parkbäume, Buche, Eßkastanie, Eiche und Ulme, denen die maulbeerartigen mit den Feigen sich anschließen. Sodann werden die dem nördlichen außertropischen Pflanzenreiche angehörigen Ranunculaceen mit ihren uns als ersten Frühlingsboten lieb gewordenen Arten vorgeführt, dann neben anderen weniger bekannten die Berberis- und Calycanthusarten. Die Abbildungen sind nicht genug zu rühmen, besonders hervorzuheben eine Gruppe uralter Kastanien am Ätna und das wunderbare Wurzelgeflecht eines Gummibaumes.

Hinter einem solchen reichen Inhalt steht der der beiden neuesten Hefte der Encyklopädie der Botanik[2]) nicht zurück. Sie enthalten zunächst die von Zimmermann bearbeitete Morphologie und Physiologie des elementaren Organs der Pflanze, der Zelle, dann die von Schenk gelieferte Beschreibung der fossilen Pflanzen, von denen namentlich Blätter, Stämme und Früchte, vielfach freilich nur in Trümmern erhalten wurden. Es liegt in der Natur der Sache, daß die zarten Körper der Pilze wenig Spuren hinterlassen konnten, und dasselbe gilt von Algen und Moosen. Reichlicher erzählen uns jene Schichten von den abenteuerlichen, längst untergegangenen Riesenformen der Schafthalm- und Bärlapparten, der Lepidodendren, Sigillarien, Stigmarien und Calamiten, mit den Cycadeen und Coniferen aber schließt sie an die Jetztzeit an.

In ihr spielen die Pilze freilich eine große Rolle, und obwohl die neuesten Untersuchungen über ihren Nährwert, über die wir bereits früher berichteten, ein nicht sehr günstiges Resultat ergeben haben, so ist man doch immer noch bemüht, sie als Nahrungsmittel auch breiterer Volksschichten einzubürgern. Diesem Streben ist eine kleine Schrift Schlitzbergers[3]) gewidmet, die im Auftrage der königlichen Regierung in Kassel nunmehr in zweiter Auflage erschienen ist. Sie enthält in leicht faßlicher Beschreibung die bei uns vorkommenden eßbaren Pilze und hilft dem Erkennen derselben durch eine hübsche Farbentafel nach. Auch über das Sammeln und Zubereiten giebt es Anweisung, sowie über das einzuschlagende Verhalten bei Vergiftungen. So dürfte es dem Zwecke, den es verfolgt, in den Schulen die nötigen Kenntnisse zu übermitteln, vollständig genügen. Schade nur, daß die eßbaren Pilze durch die allzu häufige Nachstellung an vielen Orten schon recht selten geworden sind.

Wie diese Kenntnis die so lange verkannten Pilze von dem Mißtrauen, mit dem sie betrachtet werden, allerdings zu ihrem Schaden befreit haben, so bezweckt eine Arbeit Scherffels[4]) den Schuppenwurz von dem Verdachte zu reinigen, daß er ein Fleischfresser sei. In den Hohlschuppen des Stengels sollte diese auf Baumwurzeln schmarotzende und deshalb nicht grüne Pflanze Drüsen besitzen, aus denen sie nach Art niederer Tiere Fangfäden ausstrecken und mit deren Hilfe Insekten aussaugen sollte. Scherffel hat aber gezeigt, daß diese Fäden Bakterien sind, die mit den Drüsen nichts zu thun haben, das wenig schöne Gewächs also seine Nahrung nur den Säften von Genossen aus dem Pflanzenreich entnimmt.

So ist noch viel zu sammeln und zu forschen in der Heimat, wie viel mehr noch in der weniger bekannten Fremde. Aber auch diese Aufgabe hat die Wissenschaft mit Eifer angegriffen, und auf Humboldts Reisen, die als die ersten im modernen Sinne als wissenschaftliche zu bezeichnen sind, sind nicht wenige andere gefolgt, die unsere Kenntnisse vielfach erweitert haben. Die Aufgabe eines solchen Reisenden ist aber eine so mannigfaltige und schwierige, daß er besonders gut vorbereitet und ausgerüstet sein muß, wenn seine Anstrengungen keine vergeblichen sein sollen. Diese Vorbereitung strebt ihm eine von Neumayer[5]) herausgegebene Schrift zu geben,

[1]) Leipzig, W. Engelmann. Pr. der Lief. 3 Mark.

[2]) Breslau E. Trewendt.

[3]) Schlitzberger, die eßbaren Pilze. Kassel Th. Fischer.

[4]) Scherffel, die Drüsen in den Höhlungen der Rhizomschuppen von **Lathraea squamaria.** Mitt. des botan. Instituts zu Graz 1888. S. 187. Nach Naturw. Rundschau III. S. 375.

[5]) Neumayer, Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. Berlin, Rob. Oppenheim.

deren 1. Lieferung der zweiten Auflage vorliegt. Die erste 1874 erschienene Auflage des vortrefflichen Buches hatte zu den Venusexpeditionen fertig werden sollen; indessen hatte sich dies als unmöglich erwiesen. Die dabei sowie bei den Reiseunternehmungen in die Polarregion, den Reisen des Challenger, der Gazelle, der Vega gesammelten Erfahrungen konnten aber nun für die zweite Auflage benutzt werden. In dem ersten Heft behandelt Tietjen die geographischen Ortsbestimmungen, Jordan die topographischen Aufnahmen. Die erste beider Abhandlungen beschreibt die notwendigen Instrumente, darunter namentlich auch die Uhren, bespricht ihren Transport und setzt die Methoden der Längenbestimmungen auseinander. Die zweite stellt die Itineraraufnahmen in den Vordergrund. In Verbindung mit gleichzeitig bestimmten astronomischen Breiten genügen sie für mehrere hundert Kilometer, ohne solche bis gegen 100 km. Auch die Einzelaufnahmen mit Schrittzähler oder unter Berücksichtigung der Geschwindigkeit von Menschen, Kamelen oder Ochsenwagen wird eingegangen.

So muß der Reisende mit den Beobachtungsmethoden am Himmel und auf der Erde wohl vertraut sein, wenn er die Wissenschaft förderndes leisten will. Wie beide in Wechselwirkung treten können, zeigt uns Urbanitzkys[1]) Werk über die Elektrizität, von dem nun der Schluß vorliegt. Da finden wir, wie die Wolken ihre Blitze entsenden und die verderblichen Wirkungen derselben ausführlich, freilich nicht ohne Vermeidung jeglicher Wiederholung, besprochen. Wir lernen die Mittel kennen, wie der Mensch sich und sein Eigentum diesen Wirkungen zu entziehen sucht, die ihn gegenwärtig stärker bedrohen wie je. Aber wir erfahren auch, wie die Thätigkeit der Sonne sich in der magnetischen Thätigkeit der Erde in bis jetzt unerklärlicher Weise wiederspiegelt und dem Bewohner derselben die wunderbaren und wundervollen Lichterscheinung des Polarlichtes am Himmel hervorzaubert, deren Verständnis die merkwürdigen Versuche Lemströms nach langjährigen vergeblichen Bemühungen endlich wesentlich gefördert haben.

Die Träger dieser Wirkung oder eine sie begleitende Erscheinung sind die Sonnenflecken, aus deren Beobachtungen man bisher auf die Umdrehungszeit des Sonnenkörpers geschlossen hat. Dieselbe hat neuerdings Wilsing[2]) aus Positionsbestimmungen der Fackeln abzuleiten versucht, der heller leuchtenden Stellen, die der Bildung von Sonnenflecken voranzugehen pflegen und deren Verwendung für diesen Zweck erst die auf dem Potsdamer Observatorium regelmäßig aufgenommenen Sonnenphotographien, auf welcher die Fackeln als dunkle Punkte und Adern mit scharfer Begrenzung erscheinen, ermöglicht haben. Als Rotationszeit der Sonne haben sich 25 Tage 5,47 Stunden ergeben und zwar im Gegensatz zu den auf die Flecken sich gründende Beobachtung für alle Sonnenbreiten dieselbe. Das aus den Sonnenfackeln, der primären Erscheinung, gewonnene Resultat dürfte das zuverlässigere sein, und es ist Aussicht, von ihm aus auch zur Aufklärung der eigentümlichen Bewegung der Sonnenflecke zu gelangen, deren Ursachen keineswegs genügend aufgeklärt sind.

Bezüglich der totalen Sonnenfinsternis[3]) vom 19. August des vorigen Jahres können wir nun auch über einige gelungene Beobachtungen berichten, die im Ural und in Japan gemacht worden sind. Wesentlich Neues haben dieselben, welche sich nur auf die Protuberanzen bezogen, freilich nicht ergeben. Die Protuberanzen erschienen höher, als man sie mit dem Spektroskop bei unverfinsterter Sonne gleichzeitig beobachtet hat, und zum Teil von erstaunlichen Dimensionen, und man hat darin die schon von Tacchini beobachtete Thatsache bestätigt gefunden, daß das Spektroskop nur die unteren heißesten Teile der seltsamen Gebilde sichtbar macht, die höher liegenden, die das Auge noch wahrnimmt, also aus festen Teilchen bestehen müssen.

Aber auch von anderen überraschende Beobachtungen haben wir aus der Sternenwelt zu berichten. Zunächst vom Mond! Dort soll einmal wieder eine Veränderung vor sich gegangen sein;

---

[1]) Urbanitzky, die Elektrizität des Himmels und der Erde. Wien, Hartleben 12 Mk.

[2]) Wilsing, Ableitung der Rotationsbewegung der Sonne aus Positionsbestimmungen von Fackeln. Public. des Astrophys. Observ. zu Potsdam IV. Heft 18.

[3]) Tacchini, Atti della R. Acc. dei Lincei. Rendiconti pag. IV. v. IV pag. 409 nach Naturw. Rundschau III. S. 481.

Scheffler[1]) glaubt eine Rille, wie die hellen, den Mond durchziehenden Streifen heißen, gesehen zu haben, die die früheren Mondkarten nicht angeben. Da die Möglichkeit sehr nahe liegt, daß ein solches Objekt übersehen sein könnte, so wird man gut thun, die weitere Diskussion der Angelegenheit abzuwarten, ehe man endgiltig darüber entscheidet.

In noch höherem Grade gilt dies von der Beobachtung Dom Lameys[2]) über einen vierten Saturnsring außerhalb der drei bereits bekannten, der um etwas über 8 Saturnshalbmesser von dem Planeten abstehen soll. Obwohl dies nun nicht unmöglich ist, so ist es nicht recht begreiflich, daß diese Erscheinung so vielen Beobachtern vollständig entgangen sein sollte, um so mehr als gerade in diesem Jahre Perrotier[3]) in der klaren Luft Nizzas den Saturn und seine Ringe einer erneuten Prüfung unterworfen hat. Derselbe Forscher hat auch dem Mars seine Aufmerksamkeit wieder zugewendet und mancherlei Veränderungen gefunden; da aber hierüber in der Oktobernummer dieser Zeitschrift Flammarion berichtet hat, so kann unsere Revue auf ein Eingehen auf dieselbe verzichten.

Dagegen hat der Komet, den Sawerthal in Capstadt im Februar dieses Jahres entdeckt hat, ganz unerwartet in ziemlich großer Sonnenferne einen überraschenden Lichtausbruch gehabt, den Franz[4]) in Königsberg zuerst beobachtete. Das Spektrum des Kometen war in Greenwich untersucht, hatte anfangs die gewöhnlichen Kometenstreifen gezeigt, später aber war dies Spektrum ganz kontinuierlich geworden. Man darf von der Spektralanalyse eine Aufklärung des rätselhaften Vorganges erwarten.

Sodann ist der Komet von Encke, der schon so viel erklären sollte, aber bisher so wenig erklärt hat, von Berberich[5]) herangezogen zur Untersuchung der Frage, ob sich die angenommene fortdauernde Massenverminderung der Himmelskörper nicht in der Helligkeitsabnahme dieser Himmelskörper geltend mache. Das Resultat gab aber Lichtstärkenschwankungen, die Berberich mit der Periode der Sonnenflecken in Einklang bringen zu können glaubt. Mit Zöllners Ansicht, daß das Licht der Kometen elektrischen Ursprungs sei, scheint diese Beobachtung recht gut zu stimmen. Bisher aber sind noch zu wenig Lichtstärkemessungen an derartigen Weltkörpern angestellt, um hierüber irgend welche Entscheidung treffen zu können.

Laplace suchte den Ursprung dieser Vagabunden des Sonnensystems außerhalb desselben, während Kant für sie ähnliche Bildungsweisen wie die der Kometen annahm. Lagrange dagegen berechnete, daß sie ebenso wie die Ärolithen von den Planeten abgeschleudert sein könnten. Diese Rechnung hat Faye[6]) neuerdings von neuem geprüft und gefunden, daß sie für die Kometen unzulässig ist, daß sie aber für die Entstehung der Ärolithen angenommen werden kann. Die Mondvulkane will er indessen nicht, wie man dies auch angenommen hatte, dafür verantwortlich machen. Doch dürfte gegen diese Ansicht das Resultat der Untersuchungen Schiaparellis sprechen, wonach die Ärolithen sich mit Kometen in denselben Bahnen bewegen.

Alle diese Weltkörper durchziehen Räume, deren Temperatur wahrscheinlich noch weit unter die niedrigste Temperatur herabgeht, die wir an der Erdoberfläche beobachten können. Zur Messung derselben aber würden unsere Wärmemesser nicht brauchbar sein. Man würde nun daran denken können, für die Messung der niedrigsten Kältegrade Gasthermometer, insbesondere mit Wasserstoff gefüllte, zu verwenden, wenn es nicht neuerdings geglückt wäre, auch diese Gase flüssig zu machen. Doch hat der eine der Forscher, dem diese schwierige Aufgabe zu lösen gelang, Cailletet zusammen mit Colardeau[6]) es dennoch unternommen, ein solches Wasserstoffthermometer zu konstruieren, nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß wenigstens bis gegen — 100° seine Angaben verläßlich sind. Dies aber that er, indem er niedrige Temperaturen mit dem Wasserstoffthermometer maß unter gleichzeitiger Beobachtung derselben durch die Änderung

[1]) Naturw. Rundschau III. S. 476.

[2]) Dom Lamey, Compt. rend. CVI. pag. 1646.

[3]) Compt rend. CVI. 1716.

[4]) Astronom. Nachr. Nr. 2836.

[5]) Astronom. Nachr. Nr. 2843.

[6]) Compt rend. CVI. 1489.

eines elektrischen Widerstandes zweier Thermosäulen, verschiedener in Berührung befindlicher Metalle, die, wenn die eine ihrer Berührungsstellen erwärmt oder abgekühlt wird, einen elektrischen Strom geben, aus dessen Stärke auf den Temperaturunterschied beider Berührungsstellen geschlossen werden kann, und durch einen Platinstab, welcher aus dem kalten Raum in Wasser gebracht wird, und dessen Abkühlung dann die Temperatur, die er hatte, bestimmen läßt. Alle diese Apparate, in demselben Raum aufgestellt, gaben nun dieselbe Temperatur, woraus geschlossen werden darf, daß das Wasserstoffthermometer bis zu jener Temperatur richtig zeigte.

Daß es dem Leser bei dem vielen Neuen hier und da etwas schwül werden wird, ist ihm nicht zu verdenken und noch weniger, wenn er dabei sich unsere Kinder vergegenwärtigt, welche alles dieses und noch viel, viel mehr lernen müssen. Dann wird er gewiß in die allgemein verbreitete Ansicht der Überbürdung der Schuljugend einstimmen. Er wird auch bereit sein, das eine oder andere von den Unterrichtsfächern zu streichen, vielleicht sich auf den Standpunkt Preyers stellen, der das Messer an den Sprachen, oder auf den eines Anonymus[1]), der es umgekehrt an den Naturwissenschaften und der Mathematik anlegen will. Dazu giebt sich der letztere die Mühe, die Preyer'schen Forderungen zurückzuweisen, was im ganzen, weil dieselben recht einseitig sind, ja nicht schwer ist. Der Leser würde nicht viel davon haben, wollten wir auch auf die Gegengründe eingehen. Es ist zu hoffen, daß die der Abhilfe dringend bedürftige Frage bald einer Entscheidung entgegengeführt wird. Uns scheint die Überlastung mehr in der Form als im Stoff vorhanden. Man gebe mehr Freiheit für die individuelle Entwickelung des Lehrers wie des Schülers, man nehme die Berechtigung zum Einjährigen-Freiwilligen den Schulen und lasse sie allein von dem Bestehen einer angemessen schweren Prüfung abhängen, man höre endlich auf einen später zu erteilenden Rang von dem Maturitätszeugnis eines Gymnasiums abhängig zu machen und dadurch vielen Berufsarten eine gänzlich unzweckmäßige Vorbildung zu geben, und das Gespenst der Überbürdung wird bald verschwunden sein.

Weniger leicht würde sich die in Verbindung mit der Überbürdungsfrage stets auftretende Schulhygiene, namentlich die der Augen, günstiger gestalten lassen. Doch glauben wir, daß auch hier die Forderung der eigenartigen, weniger schablonenhaften Entwickelung des einzelnen die günstigste Wirkung äußern würde. Wenn der Sekundaner und auch noch der Primaner es nicht mehr unter seiner Würde findet, zu stärkender Wanderung oder Ballspiel ins Freie zu ziehen, statt seine farbige Mütze in der menschengefülltesten Straße der Stadt spazieren zu führen, so wird der zunehmenden Kurzsichtigkeit auf das kräftigste entgegengearbeitet werden. Daß dabei eine eingehende Kenntnis des Auges und der Brillen von großer Wichtigkeit sein muß, liegt auf der Hand, und so wird die kleine Schrift von Netoliczka: Auge und Brille[2]) recht nützlich werden können. Wenn auch die Darstellung weniger trocken sein könnte, so wiegt die Reichhaltigkeit des Inhaltes, namentlich das sorgfältige Eingehen auf die Hygiene des Auges in und außer der Schule diesen Mangel reichlich auf, und es ist das Studium dieser Schrift deshalb Lehrern und Eltern dringend an das Herz zu legen.

So schließen wir uns denn auch dem Festgruß, den Moleschott[3]) dem großen Ophthalmologen und Physiologen Donders zu seinem 70. Geburtstage darbietet, von Herzen an. Nach dem Gesetz seines Landes tritt an diesem Tage der holländische Professor in den Ruhestand, und wie wohlverdient derselbe ist, darüber legt der Inhalt der kleinen Schrift das vollgiltigste Zeugnis ab. Ein reiches Leben wird geschildert, ein reicher Geist, verbunden mit der lautersten Gesinnung gezeichnet. Es ist nur zu verwundern, daß Moleschott den Zug aus Donders Leben, der ihn, wie er selbst erzählt, zur Entdeckung jener Anomalie des Auges führte, die in ungleichen Krümmungen der Hornhautsteile besteht, und die der Entdecker Astigmatismus nannte, sich hat entgehen lassen.

---

[1]) Auch ein Wort zur Naturforschung und Schule. Jena. Fr. Maukes Verlag (A. Schenk) 50 Pf.

[2]) Wien, A. Pichlers Wittwe und Sohn, 2 Mk.

[3]) Franziskus Cornelius Donders. Gießen. Emil Roth.

Donders rettete einen augenkranken, jungen Mann, den sein Leiden und die zweckwidrige Behandlung desselben dem Wahnsinn nahe gebracht hatten, vor äußerster Verzweiflung, indem er ihm einfach eine Brille gab, die jene hochgradige Anomalie, worin die Krankheit bestand, korrigierte.

Litterarische Berichte.

Russen und Deutsche. Ein Schreiben an den Redakteur der Deutschen Revue Richard Fleischer. Von Fürst Nikolaus Galitzyne. Heidelberg 1888. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

In dem bedeutsamen Augenblick, da Kaiser Wilhelm seine Seefahrt nach Kronstadt unternahm, um den Herrscher des mächtigen Nachbarreiches zu begrüßen, erließ Fürst Galitzyne eine Zuschrift an den Herausgeber der Deutschen Revue, welche die russisch-deutschen Beziehungen in friedlichem Sinne bespricht. Ein humaner Mann, wünscht Fürst Galitzyne die Freundschaft zwischen den beiden Nationen, die er beide liebt und kennt, zu befestigen; ein hochgebildeter und billigdenkender Mann, wird er auch den kulturellen Einflüssen, die Deutschland und die deutschen Unterthanen und Einwanderer in Rußland so lange ausgeübt, völlig gerecht. Was er einzuwenden hat, bezieht sich wesentlich auf die alte Klage seiner Landsleute, daß Fürst Bismarck auf dem Berliner Kongreß nur den ehrlichen Makler und nicht, wie er es nennt, den ergebensten Freund Rußlands gemacht und damit den Erfolg des letzten orientalischen Krieges, den die russische Diplomatie ohnehin schwachmütig gefährdet, noch weiter habe in die Brüche gehen lassen. Es ließe sich vielleicht darauf erwidern, daß kurz vor Beginn des orientalischen Krieges der Zar und sein Kanzler nach Berlin kamen und, das uns provozierende Frankreich in ihre Hut nehmend, von hier aus die bekannte Depesche erließen, welche den „Krieg in Sicht" als beigelegt darstellte. Es ließe sich vielleicht weiter erwähnen, daß darauf der Zar und sein Kanzler den orientalischen Krieg mit Oesterreich allein in Reichstadt verabredeten und, ohne Deutschland zum Dritten im Bunde zu machen, die Bestimmung trafen, welche Rußland in der Bulgarei freie Hand ließ und Oesterreich Bosnien und die Herzegowina gab. Und es ließe sich ferner bemerken, daß Fürst Bismarck, nachdem er die während des französischen Krieges bewiesene russische Neutralität trotz alledem völlig erwidert hatte, auf dem Kongreß — wie wir aus seinem eigenen Munde wissen — keinen Wunsch, den ihm Fürst Gortschakoff aussprach, ununterstützt ließ. Wenn Fürst Gortschakoff noch mehr Wünsche hatte, so hat er es mithin für unthunlich gehalten, sie zu äußern. Sollten die Russen sich nach alledem nicht irren, wenn sie gegen den Fürsten Bismarck eine unberichtigte Rechnung zu haben glauben, bloß weil er auf dem Kongreß das deutsche Schwert, das zu ziehen er nicht einmal aufgefordert wurde, in der Scheide ließ, nachdem das russische bereits eingesteckt war? Sollten die Deutschen es etwa darauf ankommen lassen, für Rußland gegen England, Frankreich und Italien, vielleicht auch gegen Oesterreich zu kämpfen? Und zwar ohne daß Rußland uns auch nur darum ersuchte? Es ist schwer, hierauf mehr als eine Antwort bereit zu haben. Wir glauben, die Zeit wird kommen, wo der Ruhm, die wärmste Freundschaft für Rußland gefühlt zu haben, den Fürst Bismarck einmal im Reichstag für sich in Anspruch nahm, von den Russen williger konzediert werden wird als heute. Mittlerweile haben wir edlen Männern zu danken, die, wie der Fürst Galitzyne, Animositäten zu beschwichtigen suchen — Animositäten, die, wenn nicht grundlos, doch jedenfalls zwecklos sind, so lange die festgehaltenen Ziele der russischen Politik nicht praktischer werden als heute. In diesem Sinne hat sich Fürst Meschtschersky denn auch kürzlich im Graschdanin ausgesprochen. C. A.

Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Drittes Heft. Psychologische Studien zur Sprachgeschichte von Dr. Kurt Bruchmann in Berlin. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts hat sich ein entschiedener Umschwung in der deutschen Philosophie vollzogen. Während man es bis dahin als die eigentliche Aufgabe des Philosophen betrachtete, durch die architektonische Verbindung einer Reihe von Begriffen gewissermaßen den Weltbau in abstracto nachzubilden, während man der Meinung war, daß der Grundgedanke, auf dem ein solches System aufgeführt wurde, sobald er nur einmal gefunden sei, auch für alle Einzelfragen der Philosophie die Lösung ergeben müsse, so darf man es als die spezifisch moderne Methode bezeichnen, aus dem scharfen und tiefen Eindringen in das einzelne Problem auch für das ganze die maßgebenden Gesichtspunkte und die erhellende Einsicht zu gewinnen. Es giebt wenige Bücher, welche die Vorzüge dieser im besten Sinne des Wortes modernen

Untersuchungsart schlagender veranschaulichen können als das vorliegende. Von einem ganz eng begrenzten einzelnen Problem anhebend, steigt die Untersuchung allmählich zu immer weiteren Höhen des Gesichtskreises auf. So eröffnet sie am Schlusse nicht nur den Ausblick auf eine Reihe verwandter Probleme, sondern sie liefert sogar wesentliche Gesichtspunkte für eine allgemeine Weltanschauung. — Gegenstand der Untersuchung bilden die Formeln in der Sprache, d. h. diejenigen sprachlichen Wendungen, welche die ihnen ursprüngliche anschauliche Bedeutung verloren haben und nunmehr nur noch zum Mittel eines allgemeinen Gefühlsausdrucks dienen. Der freundliche Wunsch „scher dich zum Teufel", die österreichische Höflichkeitsformel „I küß die Hand" und die Dichterstelle „die Jahre fliehen pfeilgeschwind" werden als anschauliche Typen solcher „Redensarten" zu Beginn des Buches angeführt. Wie entstehen solche Formeln und wie pflanzen sie sich fort? Oder anders ausgedrückt: wie kann es geschehen, daß einzelne sprachliche Ueberlieferungen ihren ursprünglichen anschaulichen Sinn verlieren und gleichwohl als Mittel des Gefühlsausdrucks in der lebenden Sprache weiter bestehen? — Die erste sprachgeschichtliche Hälfte des Buches stellt zahlreiche Reihen von sprachlichen Formeln nach einigen großen Kategorien zusammen und verfolgt ihre Geschichte, soweit dies möglich ist, bis auf den Ursprung zurück. Die Spuren dieser Ueberlieferung finden sich „hauptsächlich in der Poesie, sie ist auch in dieser Beziehung höchst konservativ; am meisten jedoch innerhalb ihres Bezirkes die religiöse oder die ihr nahe verwandte Poesie. Das ihr entsprechende Gegenstück bilden volkstümliche Redensarten." Einige dieser Formeln „stammen aus der populären Metaphysik und scheinen altheidnische Ueberlieferung, andere bezeichnen überhaupt veraltete Anschauungen." — Die fleißige Zusammenstellung bietet im einzelnen viel Interessantes und manches Ueberraschende. Aber auch einige allgemeine Resultate ergeben sich schon in diesem ersten Teil. Ganz besonders tritt die große Anzahl von formelhaften Wendungen hervor, die ihren Ursprung „im Geist der hebräischen Poesie" haben und durch die Sprache der Bibel in die moderne geistliche aber auch weltliche Dichtung übergegangen sind. Diese Wendungen zeigen vielfach eine eigentümliche Art von „Ethisierung der Natur", die sich von jeder mythologischen Auffassung unterscheidet: der Himmel, die Erde („jauchzet ihr Himmel! ihr Berge, frohlocket mit Jauchzen!") werden als unmittelbar fühlend und empfindend gedacht. In der neuen Poesie sind diese Wendungen zur Formel erstarrt; ja vielfach ist das schon in den jüngeren Teilen der Bibel (also dem N. T.) der Fall, so z. B. in der Wendung: „Wo die Menschen werden schweigen, werden die Steine schreien." Ursprünglich aber müssen sie, wenn auch nicht einer (mythologischen) Anschauung, so doch einem lebendigen Gefühl entsprungen sein. Dies führt zu einer allgemeinen Erörterung. Brauchen die Dichter (so z. B. die Propheten des A. T.) hyperbolische Wendungen wie die angeführten, so ist es klar, daß sie damit auf Anschaulichkeit des Gesagten von vornherein Verzicht leisten. Was also ist ihr Zweck bei diesem Verfahren? „Es kann nur so sein, daß sie Gefühl erregen und befriedigen wollen. Man muß glauben, daß in der That der Zweck der Gesamt-Darstellung die Gefühlserregung ist und daß die Mittel der Darstellung im einzelnen stillschweigend oder unbewußt jenem Zwecke dienstbar sind. Daraus folgt zwar nicht notwendig, aber wahrscheinlich, daß die Anschaulichkeit oft leiden muß, insofern nämlich nicht immer das Gefühl am tiefsten und lebendigsten durch klarste Anschaulichkeit erregt wird." — Mit dieser Erörterung sind wir bereits in den zweiten, den psychologischen Teil des Buches, eingetreten, der für die im ersten Teil zusammengestellten Erscheinungen die Erklärungsgründe zu liefern und diese Gründe in den Zusammenhang der psychologischen Gesamtanschauung einzureihen unternimmt. Das wesentliche Moment dieser Erklärung bildet die Wichtigkeit des Gefühlslebens für die Entwickelung der Sprache: „Sprache entspringt aus Gefühl und bildet Anschauungen; diese werden zu Vorstellungen; diese endlich werden schließlich zuweilen bloßes Mittel, um einen Grad und eine besondere Färbung der Empfindung auszudrücken. Die Sprache beschreibt also einen Kreis oder eine Spirale, indem sie (auf einer anderen Stufe) dahin zurückkehrt, von wo sie ausgegangen ist: ihrerseits ein Beispiel des Kreislaufs menschlicher Dinge." Man darf sagen, daß in diesem Satze die Quintessenz des Buches niedergelegt ist. — Die Betonung der Gefühlsthätigkeiten und -Aeußerungen neben den verstandesmäßigen und daher der Erkenntnis leichter zugänglichen Elementen des geistigen Lebens ist einer der charakteristischen Züge der modernen Psychologie überhaupt. So kann es denn dem Verf. nicht schwer werden, seine Erkenntnisse und Methoden mit wesentlichen Gesetzen, welche diese Wissenschaft aufgestellt hat, in inneren Zusammenhang zu bringen. Es geschieht dies namentlich mit Rücksicht auf Avenarius' „Prinzip des kleinsten Kraftmaßes" und das Fechner-Webersche Psychophysische Gesetz. Naturgemäß wird auch die Sprach-Philosophie, genauer -Psychologie, unmittelbar durch die Untersuchung berührt. Verf. geht namentlich auf die Versuche ein, die in neuerer Zeit mehrfach unternommen sind, den Bedeutungswandel, welchem die Wörter einer Sprache im Laufe ihrer Entwickelung unterliegen, nach bestimmten Kategorien zusammenzufassen und zu erklären. — Gehen diese Untersuchungen zunächst den Einzelforscher an, so bieten dagegen ein allgemeines Interesse die weiteren Folgerungen und Ausblicke, welche der Verf. an die oben bezeichnete Grundanschauung

seines Buches knüpft. „Sitten und Gebräuche stehen der sprachlichen Ueberlieferung analog zur Seite. Ihr Ursprung ist uns vielfach dunkel, ihr früherer Sinn verloren gegangen, ihre stellenweise Sinnlosigkeit wird gewohnheitsmäßig, im Zusammenhang des Lebens, entweder nicht empfunden oder stillschweigend geduldet. Ihre Zähigkeit ist erstaunlich, so daß es oft lange Zeit und viel Mühe kostet, sie zu ändern. Kunstformen werden Jahrhunderte lang benutzt, weil sie einmal da sind, aber mit sehr verschiedenem Inhalt ausgestattet." Es zeigt sich somit ein Parallelismus zwischen der Geschichte der Sprache und der der Sitten- und Lebensformen überhaupt, welche zu einer entsprechenden Untersuchung der Sittengeschichte im weitesten Sinne des Wortes auffordern muß. Dies leitet zu der ganz allgemeinen Frage nach dem geschichtlichen Fortschritt, insbesondere nach seiner Form hinüber. Einige Anregungen und Gesichtspunkte für diese Betrachtungen, deren Tragweite und philosophische Bedeutung einleuchtet, bilden den Schluß des Buches. – Inhaltreich wie diese Schlußbetrachtung sind die sämtlichen Abschnitte des Werkes. Ja, man könnte es dem Verf. vielleicht zum Vorwurf machen, daß sein Reichtum an Gedanken und seine ungewöhnliche Belesenheit ihn bisweilen veranlaßt haben, zu vielerlei in den Rahmen eines Gedankenganges zusammenzuspannen oder seine Darstellung ohne Not durch Abschweifungen allgemeinen Inhalts zu unterbrechen. Immerhin aber wird das Buch gerade durch diese Mannigfaltigkeit des Inhalts und die Fülle seiner Gesichtspunkte den wissenschaftlich Gebildeten der verschiedensten Fächer Anregung und Belehrung gewähren. R. L.

Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar von Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. I. Teil: 1840 – 1848. Gotha 1888. Friedrich Andreas Perthes.

Die Worte, welche der König von Hannover am 8. Januar 1842 an den General Oldwig von Natzmer nach dessen Berichterstattung über seine Inspizierung der hannöverschen Truppen schrieb: „Daß Sie mit uns zufrieden gewesen sind, freut mich sehr, denn Sie sind ein wahrer Kenner und kein Schmeichler," finden in den „Denkwürdigkeiten" aller Orten ihre volle Bestätigung nicht nur in bezug auf das Heer und seine Organisation, sondern ganz besonders in bezug auf die Heerführung, in erster Linie hinsichtlich des obersten Kriegsherrn, des Königs. Wie von Natzmers Denkwürdigkeiten aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. für dessen Regierung, so sind die vorliegenden zur Charakteristik der Regierung Friedrich Wilhelms IV. für den Historiker und Geschichtsfreund ganz unentbehrlich, weil alle Mitteilungen durchaus zuverlässig und eigener, durch kein Vorurteil getrübter Beobachtung zu verdanken sind. Von größtem Interesse sind die zum Teil ganz neuen Beiträge zu den Vorgängen Ende der vierziger Jahren. Nur eine Stelle sei hier erwähnt. die vom Aufenthalt des Prinzen von Preußen 1848 in England handelt. Es heißt da S. 219: „Der Prinz Albert zeigte sich bald von ihm (dem Prinzen von Preußen) eingenommen und schrieb an Stockmar: Der Prinz von Preußen wird angefeindet, weil er gefürchtet wird; doch ist er nobel und ehrlich und der neuen Bewegung für Deutschland ganz ergeben." Wir und hoffentlich recht viele unserer Leser mit uns freuen sich auf die Fortsetzung der „Denkwürdigkeiten". L.

Mensa-Kultus. Pädagogische Ketzereien eines Unberufenen. Hamburg 1888. Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter).

Daß der fast allgemeine moderne Notschrei über die heutige Auffassung und Aneignung antiker Bildung auf Schulen und Universitäten und die Sehnsucht nach Besserung hierin zum großen Teile berechtigt ist, wird nur von wenigen geleugnet, und zwar meistens von solchen, welche entweder diese Bildungsmethode nicht kennen, oder ihren Härten sich absichtlich verschließen. Es ist zwar gewiß, daß bei diesen Klagen viel Unkenntnis und Uebertreibung mit unterläuft, doch schaffen diese die Thatsache nicht aus der Welt, daß unsere Zeit wirklich an einem Mensakultus leidet. Wie unendlich viel ist hierüber in den letzten Jahren schon geschrieben und wie wenig ist damit erreicht worden! Aber gerade die betrübende Erfahrung dieser Resultatlosigkeit gestattet und fordert eine immer regere Beteiligung weiterer Kreise, und ein „Unberufener", wie der Verfasser des vorliegenden Buches sich nennt, ist niemand, der die klassische Bildung selbst genossen und ein Verständnis für die Einprägung derselben aus der sorgsam beobachteten Schulbildung seiner Kinder gewonnen hat. Nachdem der Verfasser die Gründe für die jahrhundertlange Pflege des Lateinischen und Griechischen klar und richtig dargestellt hat, definiert er den Ausdruck „Mensakultus" als das Bestreben, nicht etwa in die Geistesschätze der Alten einzudringen und dadurch Geist und Gemüt zu veredeln, sondern nur die toten Sprachen selbst zu üben, weil ihre äußerliche Kenntnis das Merkmal eines gebildeten Mannes und das Mittel zur Erlangung von Geltung und Bedeutung sei. Nachdem er im zweiten Teile als Folgen dieser Zeitverirrung die Ueberbürdung der Schüler und die Verkennung und mangelhafte Wertschätzung der Jetztzeit im Gegensatz zur Ueberschätzung des Altertums hingestellt hat, wendet er sich im dritten Teile zu seinen eigenen Vorschlägen behufs Abstellung dieser Uebelstände. Während wir bisher dem Verfasser in den meisten Punkten beistimmen und seinen Tadel sogar noch durch viele andere Vorwürfe er-

gänzen konnten, müssen wir uns beim letzten Abschnitt nur wundern, und zwar darüber, daß solche Ideen möglich sind. Selbst vom Standpunkte des praktischen Schulmannes aus nehmen wir jeden, wenn uns auch nicht sympathischen Verbesserungsvorschlag aus Achtung vor der guten Absicht gern entgegen, aber solchen pädagogischen Phantasien vermögen wir beim besten Willen nicht zu folgen. Man höre nur: nach einer zwei- bis dreijährigen Vorbereitungsschule empfiehlt der Verfasser für Sexta das Griechische d. h. ohne Grammatik, aber mit sofortiger Lektüre des Homer, dessen Hexameter dem Schüler ganz geläufig sein würden, zugleich griechische Mythologie; für Quinta Lateinisch, für Quarta Französisch, für Tertia Englisch, alles (das wäre noch nicht das Schlimmste) nach Toussaint-Langenscheidt'scher Methode. Wenn wir nun weiter hören, daß schon in VI. nicht Lesestücke, sondern nur klassische Sachen gelesen, daß häusliche Arbeiten ganz ausgeschlossen, Geschichte und Geographie nur an der Hand der fremden Sprachen (?) getrieben, daß schon in Tertia — **risum teneatis, amici!** — Floret, in Sekunda Feuerwaffen geübt werden sollen, daß Religion gar nicht in den Lektionsplan aufgenommen ist u. a., dann müssen wir freilich den anfangs zurückgewiesenen Ausdruck „ein Unberufener" dem Verfasser gegenüber wieder aufnehmen und können die von mehreren Redaktionen erfolgte Abweisung des Aufsatzes damit erklären, daß diese nicht Vorschläge anzunehmen geneigt waren, welche nur lehrten, wie man pädagogische Verbesserungen nicht machen dürfe.

C. S.

Der deutsche Patriot Ulrich von Hutten als Ritter und Volksmann, als Dichter und Schriftsteller. Dem deutschen Volke geschildert von Karl Boden. Mit mehreren Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig 1888. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Die durch die Jubelfeier der Reformation neu belebte Erinnerung an Luther hat mit Recht auch das Andenken an diejenigen Männer wiedererweckt, welche an dem Beginn und Erfolg des großen Werkes beteiligt waren; und wenn wir dieses vom doppelten Standpunkt der religiösen und der deutschen That auffassen, so gebührt gewiß eine dankbare Erinnerung dem wackeren Kämpfer für Geistesfreiheit und Deutschtum, dem Ritter Ulrich von Hutten. Ein anschauliches Lebensbild dieses Mannes zu geben, ist der Zweck des vorliegenden Buches, dessen Verfasser mit großem Fleiße alles zusammengestellt hat, was wir Genaues über Hutten erfahren können. Wir gewinnen einen klaren Ueberblick über den äußeren Verlauf seines Lebens, über sein Wandern, Leiden, Dichten und Kämpfen; wir erkennen seinen Charakter aus einzelnen Thaten und wichtigen Briefen, wir erfahren auch aus mehreren ausführlich angegebenen Schriften seine religiösen und politischen Anschauungen, vermissen aber doch — nicht die Anführung, wohl aber die notwendige Hervorhebung einiger Momente. So mußte unter anderem der Wert dessen, daß er deutsch schrieb, vor allem aber seine Beziehung zu Luther und zur Reformation selbst mehr betont und erklärt werden. Von der im Vorwort versprochenen Erwähnung und Rechtfertigung der Schattenseiten seines Lebens und Charakters wird uns nur wenig gegeben, wie überhaupt der Schluß des Buches etwas zu kurz und zu wenig gründlich erscheint. Die Uebersetzung lateinischer Stellen und Verse ist oft nicht recht geschickt, vergl. S. 14 oben, vor allem aber mußten die Bilder wegbleiben, die, außerdem wenig kunstvoll, nicht in eine wissenschaftliche Abhandlung dieser Art gehören. Demgegenüber aber enthält das Buch über das Leben und die Schriften Huttens des Lehrreichen und Wichtigen doch so viel, daß es, wie der Verfasser wünscht, „an die Pforten aller Deutschen klopfen und dem Ritter den Weg zu ihren Herzen bahnen möge." C. S.

Die Quadriga, ihre Zeit und ihre Meister. Nach historischen Quellen und Familienerinnerungen von Elise Schmidt. Berlin 1888. R. v. Decker's Verlag. G. Schenck, Königlicher Hofbuchhändler.

Die Lehr- und Wanderjahre des 1756 geborenen Hofkupferschmiedes Wilhelm Ernst Emanuel Jury, seine und seiner Familie persönliche Schicksale, sowie Schadows Denken und Wirken auf dem Boden seiner vielbewegten Zeit zu schildern, fühlt sich die Verfasserin vorliegenden Werkes berufen, die der Familie entstammt, die das Viergespann der Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore nach einer handgroßen Skizze von J. G. Schadow und nach einem Pferdemodell von Holz der Gebrüder Wohler in Kupfer getrieben hat. Wir schließen uns in unserem Urteil über das Werk den Worten Dr. M. Blumenthals an, die er der Verfasserin schrieb: „Obwohl ich den Wert und die geistreiche Art Ihrer historischen Erörterungen vollständig anerkenne, werden Sie meinem persönlichen Geschmacke verzeihen, wenn er den subjektiven Teil Ihrer Geschichtsschreibung, eben jene Familiengeschichten und Künstlermemoiren, besonders goutiert hat." „Das geschickte Wechseln von Episoden aus der großen mit solchen der Familiengeschichte" hätte uns die Lektüre noch angenehmer gemacht, wenn „die historischen Ausblicke" nicht ab und zu durch grobe Irrtümer getrübt würden. So soll die Quadriga die Siege Friedrichs von Pirmasens und Kaiserslautern feiern (S. 45); im Berliner Königsschlosse, wo Napoleon sich mit dem Weltgespenst herumbalgt, unternahm er seine furchtbarste Maßregel: die Kontinentalsperre; auch ist es uns neu, Moreau unter den von Napoleon ermordeten Männern genannt zu finden. Weniger Schwulst wäre an

einzelnen Stellen auch besser gewesen, und man würde Sätze wie: „Rußland war kein Preußen mit der Milch der Menschenliebe in der Brust," gern vermissen. L.

Ikaria. Ein Beitrag zur Geschichte des Kommunismus. Von Albert Shaw, Ph. D. Autorisierte Ausgabe. Deutsch von M. Jakobi, Stuttgart 1886. Verlag von Robert Lutz.

Man kann dem Verfasser des mit Liebe und Unbefangenheit geschriebenen Buches nur beistimmen, wenn er meint, man lerne aus der Geschichte eines solchen Gesellschaftversuches das Wesen des Kommunismus gründlicher kennen als aus abstrakten Abhandlungen. Man wird sich sagen müssen, daß, wenn ein solcher Versuch da scheitert, wo er von einem fast apostolischen Manne begonnen und von seinen begeisterten, von einer gewissen Idealität der Gesinnung erfüllten Jüngern weitergeführt ist, Bestrebungen verwandter Art, welche mehr von Haß gegen das Bestehende als von Menschenliebe eingegeben sind, erst recht erfolglos bleiben müssen. A. B.

Neuguinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885 von James Chalmers und W. Whyatt Gill. Autorisierte deutsche Ausgabe. Mit Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1886. F. A. Brockhaus. XIV. 304 S. gr. 8.

Das Werk ist entstanden aus dem Bericht über Reisen zum Zweck der Besichtigung der von den Missionären der Londoner Missionsgesellschaft an der Südostküste von Neuguinea geleisteten Arbeit. Die Zweckmäßigkeit der Aussendung von Missionen ist von mancher Seite bezweifelt worden — nun dieses Buch schildert in vertrauenerweckender Weise manches Gute, von den Missionären und farbigen Lehrern gestiftet. Die Eingeborenen waren bei der Ankunft der Christen durchaus Wilde, die Weiber allgemein mit einem Grasröckchen, die Männer mit einem oft nur fadenbreiten Gürtel bekleidet. Jeder der vielen Stämme, von denen wir besonders die Motu und Koiari kennen lernen, hat seine eigenen Sitten, aber im allgemeinen scheinen sich für diese Gegenden doch folgende Züge feststellen zu lassen. Die soziale Einheit ist das Dorf. Dörfer führen Kriege mit einander, rächen Unthaten, erkaufen und gewähren Frieden, es giebt größere Gemeinheiten, welche in dem Buche als „Distrikte" bezeichnet werden, aber es geht nirgends eine besondere, von dem gemeinsamen Distriktshäuptling ausgeübte Thätigkeit hervor. Die Familien bauen sich wie bei den meisten Papua, im Gegensatz zu den Polynesiern und Mikronesiern, nach dem patriarchalischen System auf. Der Ehemann ist Herr im Hause, läßt durch seine Frauen arbeiten, erzieht seine Söhne und hinterläßt sie als Erben. Die Frau wird gekauft, von Zeremonien beim Eheschluß wird nichts berichtet. Er kann sie töten wegen Untreue. Die Witwe scheint im Hause des Ehemannes weiter zu leben. Natürlicher Tod ist unbekannt, jeder Sterbefall, welcher nicht auf Waffengewalt zurückgeführt werden kann, ist durch Zauberei hervorgerufen. Die Person des Zauberers kann erraten werden, es ist stets jemand aus einem anderen Dorfe. Die notwendige Rache, welche durch Wergeld nur in seltenen Fällen abgekauft wird, führt beständige Kriege herbei; die Besiegten und Gefangenen werden verspeist. Leben und Eigentum wird nicht von den Dorfgenossen, aber unaufhörlich von fremden Dörfern gefährdet, und sobald ein Dorf von einem Feinde geschwächt ist, fallen andere darüber her, um ihm den Garaus zu machen. Diese Zustände scheinen von den Christen wesentlich geändert zu sein: „Früher Milne-Mann nicht machte Pflanzungen, er liebte Kampf und Raub — jetzt betet er und er macht Pflanzung." So berichtet ein farbiger Lehrer auf der Dinner-Insel über seine und seiner Genossen Thätigkeit. Wir können in einem Buche wie das vorliegende wohl optimistische Auffassung, aber keine Lüge erwarten und müssen gestehen, daß da große Dinge zum Heil der Eingeborenen geschehen sind. — Die Darstellung ist in dem ersten von Chalmers bearbeiteten Teile recht unklar, im zweiten von Gill verfaßten Teil sehr gut. Die Uebersetzung läßt keine Fehler erkennen; die Ausstattung ist musterhaft. Eine gute Einleitung des Uebersetzers Richard Lesser in Berlin erleichtert die Einführung, das Register ist wenig zweckmäßig angelegt. K. F.

Die Gesellschaft für innere Kolonisation. Ihre Ziele und Bestrebungen erläutert von Freiherr von Henneberg, Präsident der Gesellschaft für innere Kolonisation. Leipzig 1887. Verlag von Duncker und Humblot.

Diese Schrift ist durchaus geeignet, für die Bestrebungen der Gesellschaft für innere Kolonisation lebhafte, hoffentlich vielfach auch thatkräftige Teilnahme zu erwecken. Die Bestrebungen der Gesellschaft bewegen sich durchaus innerhalb der Grenzen des Erreichbaren, ja man könnte sagen, der Sinn thätiger Menschenliebe schreitet mit wahrhaft amerikanischer Nüchternheit seinem Ziele zu. Wer die kleine Schrift gelesen hat, der wird ebenso von der Wichtigkeit der inneren Kolonisation wie von ihrer Ausführbarkeit überzeugt sein.

A. B.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

1870/71.

Erzählung von einem preußischen Staatsmanne.

(Schluß.)

Kapitel XV.

In Versailles nahm indes die Belagerung von Paris ihren ordnungsmäßigen Verlauf. Man hatte sich an den Donner der Geschütze allmählich so gewöhnt, daß man kaum noch darauf achtete, obschon derselbe Tag und Nacht ununterbrochen anhielt, die Fenster in Versailles bei jedem Schusse vom Mont Valerien klirrten und man französischerseits mit einer Munitionsverschwendung verfuhr, daß man mit den großen Zuckerhüten von Granaten auf einzelne Ulanen schoß, sodaß das Feld zwischen Versailles und Paris mit den Bruchstücken dieser Geschosse förmlich übersät war. Die einzige Differenz, welche im deutschen Hauptquartier zu Tage trat, war die, daß von gewisser Seite der Versuch gemacht wurde, die Beschießung von Paris den Pariser Patrioten möglichst wenig unbequem zu machen und das Ganze mehr als ein kriegerisches Divertissement zu behandeln. Man schien in gewissen Kreisen die Knochen der Franzosen für wertvoller zu halten als die der pommerschen Grenadiere, doch wurde dieser Spielart der Humanität, die man als eine aus England importierte Ware betrachtete, ein schleuniges Ende bereitet, als auch die Berliner Presse dagegen einen Ton anschlug, den man sich sonst noch niemals gestattet hatte.

Die unglückliche Kaiserin von Frankreich, die sich mit ihrem Sohne und den Hoffnungen ihrer Dynastie nach England geflüchtet hatte und dort die Gewißheit in die Hand bekam, daß nicht nur ihre Regentschaft zu Ende, sondern daß auch der Kaiser sich als einen Sterbenden und seine Rolle als ausgespielt betrachtete, klammerte sich um so fester an ihre Hoffnungen, je mehr ihr dieselben unter den Händen zerflossen. War es anfangs mehr eine Art Betäubung, die allmählich in einen dumpfen, stillen Schmerz überging, in welchem sie sich zeitweilig der Grenze des Wahnsinns in bedenklicher Weise näherte, so war ihr Geist doch gestählt genug, um in nicht zu langer Zeit die Elastizität und Spannkraft wieder zu gewinnen und wenigstens den Versuch zu wagen, die Regentschaft, welche nach innen ihre Bedeutung verloren, nach außen geltend zu machen.

„Ist es möglich" — so sagte sie ihren Vertrauten wiederholt — „ist es möglich, daß ein Beichtvater selbst in der Kirche lügt? Ist es möglich, daß die Heiligen trügen? Ist es möglich, daß die wahre und unfehlbare Kirche irrt, und daß die Vorsehung mich für meine Hingebung an die Kirche von meinem Stuhle stößt? Ich halte meine Krone fest, ich repräsentiere auch heute noch die völkerrechtlich anerkannte Regierung Frankreichs, der Degen, welchen der Kaiser dem Könige von Preußen übergeben hat, war nicht der Degen Frankreichs, sondern nur der des Kaisers. Man sagte mir gleich beim Beginn des Krieges, daß die Deutschen das Geheimnis der Kriegführung von Napoleon I. gelernt hätten, daß es die Gedanken dieses großen Feldherrn seien, welche die Deutschen so schnell zum Siege geführt, und daß sie auch bei dem Friedensschluß seinem Beispiel folgen würden. Unmöglich kann aber doch ein legitimer König, wie der von Preußen, dem Geschrei der Gamins auf den Boulevards von Paris und den revolutionären Beschlüssen einer durch nichts legitimierten Kammer, durch welche die napoleonische Dynastie für abgesetzt erklärt worden ist, eine völkerrechtliche Bedeutung beilegen! Man hat an meinem Tische gegessen, man hat mir die Hand geküßt" — sagte sie mit einem tiefen Seufzer. — „Was meinen Sie, mein lieber Pietri, und wozu raten Sie mir?"

„Ich meine und rate auch Ihrer Majestät dasselbe, was mir Herr Rouher soeben geschrieben hat. Herr Rouher ist noch immer der treuste, energischste und einsichtigste Parteigänger der napoleonischen Dynastie, obschon derselbe Ihre Majestät als diejenige betrachtet, auf deren Betrieb er seiner Zeit durch Olivier ersetzt sei. Seine Meinung und sein Rat gehen dahin, nicht weiter mit den Personen und Elementen zu kokettieren, welche mit dem Ausbruch des Krieges gegen Deutschland zur Gewalt gelangt seien, und sich sofort als völlig macht- und haltlos erwiesen hätten, sich lediglich — was man niemals hätte aufgeben sollen — auf die Armee zu stützen, die Niederlage Frankreichs als ein fait accompli hinzunehmen und um jeden Preis den Versuch zu machen, den Frieden unter der Firma der Regentschaft abzuschließen, und sich dadurch in einer Position zu erhalten, welche den kaiserlichen Prinzen auch ferner als einen beachtenswerten, weil berechtigten Faktor in der Entwickelung Frankreichs festhält und gelten läßt."

„Um jeden Preis Frieden schließen, selbst um den Preis der Abtretung von Lothringen und Elsaß," fragte die Kaiserin erstaunt, „würde man das mir und meinem Sohne jemals vergessen und verzeihen? Und wie soll ich nach Paris zurückkehren und mich dort halten, wenn ich das schöne Frankreich in solcher Weise verstümmelt habe?"

„Man hat in Frankreich unter Umständen ein sehr kurzes Gedächtnis", — entgegnete lächelnd Pietri, — „doch sage ich nicht, daß man die Niederlage und die Friedens-Bedingungen jemals vergessen soll und wird. Im Gegenteil: es würde eine der Hauptaufgaben der fortgesetzten kaiserlichen Regierung sein, die Wunde stets offen und blutig zu halten und den Ruf nach Revanche nicht verstummen zu lassen."

Die Kaiserin horchte betroffen und sagte dann: „Ich vermag Ihrem Gedankengang nicht vollständig zu folgen. Allerdings sagt man mir, besonders von geistlicher Seite, daß Elsaß-Lothringen für längere Zeit ein Geschwür an dem Leibe Deutschlands sein würde, doch würde die Revanche, soweit mein politischer Blick reicht, unter allen Umständen einen zweiten Krieg mit Deutschland bedeuten."

„Den Frankreich führen wird, wenn die Chancen günstiger liegen, und man besser vorbereitet ist als im Juli dieses Jahres," unterbrach sie ihr Vertrauter. „Ich bin kein Prophet, der römische Klerus aber auch nicht, und was man Ihrer Majestät von dort verkündet hat, wird Allerhöchstdieselben wohl kaum reizen, weiter auf die Stimmen der ausländischen Propheten zu hören. Nach Paris werden Ihro Majestät an der Spitze der Armeen von Sedan und Metz zurückkehren, und die Stimme Frankreichs wird Ihnen keinen Zweifel darüber lassen, daß die ländliche Bevölkerung, welche die breite und sichere Basis der napoleonischen Herrschaft und Dynastie ist, den Krieg verabscheut und deshalb auch einen sicheren Rückhalt gegen ein übertriebenes Revanche-Geschrei gewähren wird. Noch vor dem Friedensschlusse bessere Chancen und neue Alliancen für Frankreich zu gewinnen, dazu ist die Frist zu kurz, doch dürfte die Zeit nicht fern sein, wo das übermächtige Deutschland den anderen europäischen Großstaaten als eine Gefahr und als ein lästiger Druck erscheint, und wo man geneigt sein wird, Frankreich als einen begehrenswerten Alliierten zur Beschwörung dieser Gefahr anzusehen."

Die Kaiserin, welche sich im Laufe dieses Gesprächs augenscheinlich belebt, und deren noch immer stattliche Erscheinung unter der Einwirkung von Erinnerungen und Hoffnungen gleichsam gewachsen und wie mit einem Abendrot der kaiserlichen Sonne übergossen war, brach nunmehr das Gespräch mit den Worten ab: „Ich werde mir die Sache überlegen und Ihnen morgen meinen Entschluß kund geben."

Selbstverständlich war die Kaiserin auch während ihres Flüchtlings-Aufenthalts in Hastings nicht ohne Verbindung mit dem französischen Klerus, und Herr Pietri war noch nicht lange entlassen, als ein junger Mann im elegantesten Kostüm eingeführt wurde, in welchem wir einen alten Bekannten aus Paris wieder erkennen. Es war der Graf Godoni, welcher nicht wenig dazu beigetragen hatte, die Kaiserin in den Krieg hineinzutreiben und in ihrer Verblendung zu bestärken, daß sie damit ein Gott wohlgefälliges Werk treibe.

Der Graf beugte in ritterlicher Weise das Knie vor der Kaiserin. Nachdem sie ihm die Hand zum Kuß gereicht und er sich auf ihren Wink erhoben hatte, sagte sie zu ihm: „Nun, mein lieber Graf, so sehen wir uns wieder, der Kaiser gefangen, die großen Armeen, wenn auch noch nicht völlig, doch so gut wie vernichtet. Ist das die Erfüllung der Verheißungen, die man mir in Aussicht gestellt?! Wenn alle Verheißungen der Kirche nicht mehr wert sind, so lohnt es sich kaum der Mühe, sich damit zu beschäftigen."

„Gestatten mir Ihro Majestät eine Gewissensfrage" — entgegnete der Graf — Sie wissen, daß ich zu solchen Fragen berechtigt bin. Haben Sie in der That ausschließlich für die Kirche und deren Ehre gearbeitet, oder haben Sie dabei doch auch ein wenig an das napoleonische Kaisertum gedacht? Haben Sie stets

nur die Ehre der Himmelskönigin oder auch ein wenig die der Regentin von Frankreich gesucht? Hat Ihnen lediglich die himmlische Dynastie vorgeschwebt, oder stand vielleicht die eigene Dynastie im Vordergrunde? Ihre Majestät wissen, Gott ist ein starker, eifriger Gott, und die Heiligen kann man nicht täuschen. Ist der König von Preußen auch ein Ketzer, so ist er doch ein ganzer Mann, und Gott kann sich seiner sehr wohl bedienen — ebenso wie seiner Zeit Nebukadnezars — als seines Knechtes und als Zuchtrute über das abtrünnige Israel. Das Kaiserreich hat auf beiden Seiten gehinkt, und wir wollen nicht die Himmlischen anklagen, sondern die Menschen, welche an erster Stelle die eigene Ehre gesucht und sie deshalb verloren haben."

Die Kaiserin, welche der Wucht dieser Fragen eine längere Zeit stumm gegenüber stand, unterbrach dies ängstliche Schweigen endlich mit der Gegenfrage, aus welchem Grunde man sie denn so eifrig und geschickt zum Kriege gegen Deutschland gereizt und getrieben, und weshalb man sie in den Irrtum versetzt habe, auch die Chassepots und Granaten als wesentliche Bestandteile des himmlischen Arsenals zu betrachten. „Hätte ich auch garnicht an mich gedacht," — schloß die Kaiserin — „die deutsche Artillerie würde deshalb nicht weniger gut geschossen und die Reiterei ebenso schneidig attakiert haben."

„Halten zu Gnaden, Ihro Majestät, aber der Marschall Leboeuf war kein kirchlicher Würdenträger, und der heilige Vater ist nicht daran schuld, daß die Deutschen einen Moltke besaßen. Der frühere Religionskrieg hat dreißig Jahre gedauert, und die Kirche rechnet nach der himmlischen Zeitrechnung. Ist die Kirche auch kein Reich von dieser Welt, so hat sie doch die Aufgabe, das Himmelreich auf Erden zu etablieren, und die Kraft der wahren Kirche ist zu einem nicht geringen Teile darin beschlossen, daß sie nicht, wie die evangelische, ihr Reich jenseit der Wolken verlegt. Doch lassen wir die Vergangenheit und fassen wir die Zukunft ins Auge. Sind wir bei Sedan geschlagen, so werden wir das Schlachtfeld nach Kanossa verlegen und Deutschland besiegen, indem wir es beherrschen."

Der Eindruck, welchen diese Perspektive auf die Spanierin machte, spiegelte sich in ihren Mienen unverkennbar wieder. „Autodafes, Handlungen des Glaubens", murmelte sie, und erhob sich schnell wieder zu ihrer vollen Höhe, indem sie leise hinzufügte, „ja, wenn nur dieser Zivil-Moltke, der Bismarck, nicht wäre."

„Es ist ein ebenso altes als wahres Sprichwort, daß, wenn auch nicht jeder General in Paris, so doch jeder Staatsmann und Diplomat in Rom seinen Meister findet, und dieser pommersche Junker reicht doch noch nicht an „die Pforten der Hölle" heran, wenn er auch seinen Ausspruch: flectere si nequeo superos, Acheronta movebo unzweifelhaft ernst gemeint hat; überdies hat er mit Hannover auch einen Staatsmann erobert, welcher ihm noch manches Rätsel aufgeben wird."

„Welchen Rat erteilen Sie mir danach, mein lieber Graf?" fragte die Kaiserin. „Man hat mir von anderer Seite geraten, im Namen des Kaiserreichs um jeden Preis Frieden zu schließen und selbst vor der Abtretung von Elsaß und eines Teils von Lothringen nicht zurückzuschrecken, um vor allen Dingen unsern Platz zu behaupten und das Heft in der Hand zu behalten."

„Ja, wenn Sie es nur noch in der Hand hätten," entgegnete der Graf. „Was Deutschland durch diese Verstümmelung Frankreichs effektiv gewinnt, ist der Besitz der beiden starken Festungen Metz und Straßburg und damit der Verschluß der bisherigen französischen Ausfallspforte. Die Mehrzahl der Bewohner jener Länder sind nicht nur gute Franzosen, was sie zunächst bleiben werden, sondern auch eifrige Katholiken, was sie hoffentlich nie aufhören werden zu sein. Es fehlt nicht mehr viel, daß die Zahl der Evangelischen und Katholischen in Deutschland balanziert, und was etwa noch an der Zahl fehlt, wird eine geschickte Taktik ersetzen. Der äußere Zuwachs wird noch für längere Zeit eine innere Schwächung sein. Bewilligen Sie dem Bismarck alles, wenn er überhaupt noch mit den Napoleoniden verhandeln will und nicht die Dynastie bereits als wurzellos betrachtet. Doch heißt es hier, wenn irgendwo: „wer will, der geht, wer nicht will, der schickt." „Ich werde also gehen," sagte die Kaiserin, „wenn mir anders freies Geleit gewährt wird."

Es war nicht lange nach diesen Tagen, daß in Versailles eine Dame auftauchte, deren Name und Persönlichkeit vor jedermann geheim gehalten wurde, und die daselbst in dem Hause, wo man ihr Wohnung angewiesen hatte, jede Berührung vermied. Man sagte, daß selbige mit dem deutschen Kanzler zweimal längere Zeit persönlich verhandelt habe, doch verschwand sie demnächst ebenso geheimnisvoll und plötzlich, als sie erschienen war. Ob man es mit der Kaiserin von Frankreich in Person zu thun hatte: wir können darüber nur Vermutungen hegen. Gewiß ist lediglich das Eine, daß die Bemühungen jener Dame jedenfalls resultatlos geblieben waren. Man konnte im deutschen Hauptquartier nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß die Beseitigung der napoleonischen Dynastie wenigstens für längere Zeit ein fait accompli und daß der Übergang zur Republik thatsächlich bereits vollzogen sei, daß der Kaiser ein schwerkranker Mann, und die Kaiserin nach wie vor ein Spielball in den Händen des französischen und römischen Klerus sei. Ebenso war man darüber im Klaren, daß man nur mit einer republikanischen, aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen Versammlung zu einem vom Lande anerkannten Friedensschlusse gelangen werde, und daß insbesondere Herr Thiers, den man jetzt von allen Seiten als den Träger der Wünsche und Bestrebungen Frankreichs und als den Repräsentanten seiner nächsten Zukunft betrachtete, der entschiedenste Gegner des Bonapartismus sei.

Dabei erschien ein republikanisches, in sich uneiniges, durch Parteihader zerrissenes und voraussichtlich noch auf einige Zeit bündnis-unfähiges Frankreich als die geringere Gefahr für das friedliebende Europa, so daß auch die Annäherungs-Versuche der Legitimisten und Orleanisten einer mehr als kühlen Aufnahme begegneten.

Naturgemäß hatten die Friedensverhandlungen schon damals den eigentümlichen Charakter angenommen, daß man anfing, das Schicksal von Paris von dem des übrigen Frankreich zu trennen, und daß sich ein demnächst bis zum Bruch gesteigerter Gegensatz zwischen der Regierung in Paris (Thiers) und der von Bordeaux (Gambetta) entwickelte. Die andauernden Niederlagen des Gam-

betta'schen Aufgebots und die durch den zunehmenden Ernst der Belagerung und die Hungersnot gesteigerte Bedrängnis von Paris erleichterte die Aufgabe der Männer, welche die Situation schon damals als eine aussichtslose erkannten und derselben ein Ende zu machen wünschten.

Man hat zuletzt in Paris wirklich gehungert, und es war keine geheuchelte Freude, sondern ein reiner, unverfälschter Naturlaut, als ein behäbiges Mitglied der ersten Pariser Deputation, welche von dem Grafen Bismarck zur Tafel gezogen wurde, den Seefisch mit sichtbarem Wohlgefallen und mit den Worten begrüßte, solch' ein Tier seit Monaten nicht gesehen zu haben. Inzwischen waren die Verhandlungen der deutschen Fürsten soweit vorgeschritten, daß die Wiederherstellung des Deutschen Reiches und die Proklamierung des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser mit Sicherheit in Aussicht genommen werden konnte. Es war ein Triumph der Staatskunst des deutschen Kanzlers, daß seine Pläne grade dort die kräftigste Unterstützung fanden, wo man den stärksten Widerstand gefürchtet, und es war der unwiderleglichste Beweis von der Wiedererstarkung des deutschen Nationalgefühls, daß damals selbst der Gegensatz der Konfessionen darin verschwand.

Es war der Grundgedanke der deutschen Politik, wie sie in Versailles getrieben wurde, in der Verfassung des neuen Deutschen Reiches die Stellung des deutschen Fürstentums nicht herunter zu drücken, sondern zu heben. War der alte Bundestag nach der Auffassung des Grafen Bismarck schließlich nichts Anderes gewesen als die staatsrechliche Form der deutschen Uneinigkeit, die Organisation des Gegensatzes und der heimliche Bürgerkrieg im Innern, wie dies noch heutzutage in den Reminiszenzen von Reuß ä. L. komischerweise zu Tage tritt, so war es die Grundtendenz der neuen Verfassung, das Reich als eine geschlossene Einheit nach außen und als eine den thatsächlichen Verhältnissen entsprechende deutsche Eidgenossenschaft nach innen darzustellen. Bei den betreffenden Verhandlungen spielte der ehemalige Minister Delbrück eine nicht unbedeutende Rolle, doch wurde ihm seine Aufgabe wesentlich dadurch erleichtert, daß nicht nur der König von Preußen, sondern auch sein Kanzler sich des unbedingten Vertrauens der deutschen Fürsten erfreuten. Man hatte schon während des französischen Krieges die Überzeugung gewonnen, daß die fürstliche Stellung nicht dadurch beeinträchtigt werde, die deutsche Reichsfahne zu tragen oder den deutschen Feldmarschallstab zu führen, und daß die deutsche Reichsverfassung recht eigentlich darauf zugeschnitten sei, allen berechtigten Interessen und Kräften Spielraum zu gewähren und die Fürsten als die Paladine des Reiches zu ehren und zu schützen.

Allerdings hatte ja der poetische Diplomat vom sächsischen Stamme auch bei Beginn des französischen Krieges noch einmal versucht, Österreich als einen Keil in die deutsche Einheit hineinzutreiben und den alten bundestäglichen Gegensatz zu galvanisieren, doch hatte schon der Kanonendonner von Weißenburg und Wörth hingereicht, die Nebel zu zerstreuen und die europäischen Staatsmänner, nicht die österreichischen allein, davon zu überzeugen, daß es vergeblich sei, gegen den deutschen Stachel zu löken.

Es war in der That ein erhabener Moment, als in dem alten französischen Königsschlosse zu Versailles, dem Werke und dem Sitze des „großen Monarchen", in dem Spiegelsaale, in welchem der König Louis XIV. sich als französischer Halbgott verehren ließ, der aus dem Stamme des großen Kurfürsten erwachsene Rächer, der siegreiche König von Preußen, unter dem Schatten der deutschen Fahnen von den deutschen Fürsten nicht als von Besiegten, sondern als von Mitsiegern, vor der glänzenden Korona der ruhmgekrönten Feldherren und der siegreichen Armee als deutscher Kaiser proklamiert und damit der politischen Vorherrschaft Frankreichs auf dem Kontinent ein Ende gemacht wurde. Man hatte dazu den 18. Januar, den Tag des preußischen Krönungs- und Ordensfestes, gewählt und man war damals allgemein überrascht, daß die Pariser nicht wenigstens den Versuch gemacht, dies Fest zu stören.

Mit dem letzten verzweifelten Ausfall am 19. Januar war die Widerstandskraft und Energie der Pariser gebrochen, zumal gleichzeitig die französische Nordarmee unter Faidherbe in der Schlacht von St. Quentin durch General von Goeben vollständig besiegt war. Die Waffenstillstands-Verhandlungen zwischen dem Grafen Bismarck und Jules Favre wurden danach am 23. Januar in Versailles wieder aufgenommen und um so schneller zu Ende geführt, als alle früheren Versuche, Winkelzüge zu machen und namentlich eine Verproviantierung von Paris zu erzielen, unbedingt abgelehnt waren. In der Nacht vom 26. zum 27. Schlag 12 Uhr, wurde das Feuer bei Paris eingestellt, und es war ein eigentümlicher Kontrast, als der Kanonendonner, welcher in den letzten Stunden auf Fortissimo gesteigert war, plötzlich verstummte, und die Schläge der Uhr den Beginn des Friedens signalisierten. Am 28. erfolgte dann der Abschluß der Konvention von Versailles, welche die Kapitulation von Paris in sich schloß.

Die Hauptbedingungen dieser Konvention waren neben Zahlung einer nicht unbedeutenden Kontribution, deren Realisierung durch den Baron Rothschild vermittelt wurde, der zu diesem Zwecke persönlich in Versailles erschien, doch von dem Grafen Bismarck nicht gerade auf das freundlichste empfangen wurde, die Übergabe der Forts an die deutsche Armee und die Kriegsgefangenschaft der Pariser Armee, mit Ausnahme der Nationalgarde und einer Division von 12000 Mann, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung bleiben sollte. Zugleich wurde ein allgemeiner Waffenstillstand vereinbart mit Ausnahme des südöstlichen Kriegsschauplatzes, ein Vorbehalt, der damals im deutschen Hauptquartier nicht allein allgemeine Befriedigung, sondern selbst Heiterkeit erregte, da man hier über die Lage der Bourbaki'schen Armee besser unterrichtet war als die eigene Regierung. Zugleich war festgesetzt, daß die Wahlen zur französischen National-Versammlung vorgenommen und vonseiten der deutschen Generale in den okkupierten Departements begünstigt werden sollten.

Herr Jules Favre, welcher bei seinem Aufenthalt in Versailles das Mittagsmahl des Grafen Bismarck zu teilen pflegte, hatte seine Haltung einigermaßen gewechselt, so daß der Tragöde nur noch selten zum Vorschein kam. Der Graf Herisson, sein gewöhnlicher Begleiter, der in letzter Zeit mehrfach von sich reden

gemacht, schien die Rolle eines Militär-Attachés zu spielen, doch war seine Stellung, so viel man äußerlich wahrnehmen konnte, eine durchaus untergeordnete. Herr Favre, der sich eines sehr guten Appetites erfreute, war persönlich ein recht unbedeutender Diplomat, doch trat dies neuerdings weniger zu Tage, da er bereits als antizipierter, auswärtiger Minister des Herrn Thiers und nach dessen Instruktion funktionierte. Seine frühere Redseligkeit hatte einem diplomatischen Schweigen Platz gemacht, welches ihn klüger erscheinen ließ, als er war. Er war ein ganz geschickter Advokat, voilà tout.

Wie dies kaum anders möglich war, kam bei den betreffenden Eröterungen auch die Stellung zur Sprache, welche die katholische Kirche vor und in dem Kriege eingenommen hatte. „Ich habe" — sagte der Graf Bismarck, „mit mehreren französischen Kirchenfürsten eingehender verhandelt und bin dabei zu der Überzeugung gelangt, daß man sich heute nicht mehr darüber täuscht, welchen groben Fehler man begangen hat, in dieser Weise Partei zu nehmen. Die Kaiserin zu fanatisieren, war ja keine schwierige Aufgabe, doch barg es eine große Gefahr in sich, einen Kreuzzug gegen Deutschland zu predigen und die Fahnen Frankreichs wenigstens symbolisch mit dem Bilde der heiligen Jungfrau verzieren zu lassen. Die Einheit Deutschlands ist für uns ein fait accompli und überhaupt nicht mehr diskutabel, und wenn Rom nur noch das gewöhnliche Maß von Staatsklugheit besitzt, so wird es auf den Versuch verzichten, einen neuen dreißigjährigen Krieg zu entzünden."

Herr Favre, welcher ein entschiedener Feind Napoleons und fast noch mehr der Kaiserin war, versicherte, daß seine Partei nicht allein niemals die Bundesgenossenschaft der Kirche gesucht, sondern daß sie dieselbe vielmehr als entschiedenste Gegnerin, ja wie Gambetta sich ausdrückte — als „den Feind" betrachtet habe. „Wir haben dem Kriege an sich, und noch mehr einem Religionskriege widerstrebt." „Was Sie aber nicht hindern wird, den Klerus in Elsaß-Lothringen demnächst bestmöglich gegen uns zu verwerten," fügte der deutsche Kanzler hinzu. „Was Sie aus Frankreich machen und machen wollen" — fuhr er fort — „ist nicht unsere Sache. Sie haben ja so viele Liebhaber, die sich um die Gunst von la belle France bewerben, daß es Ihnen nicht schwer fallen kann, dieselbe wieder unter die Haube zu bringen. Wir werden keinen weiteren Streit mit Frankreich suchen, sondern demselben in jeder Weise freundlich entgegenkommen. Das Revanchegeschrei wird uns nichts kümmern, so lange es bei Worten bleibt, und wie die Parteien sich unter einander arrangieren, berührt uns nicht, so lange die Vorgänge sich innerhalb der Grenzen Frankreichs vollziehen. Für uns existieren die verschiedenen Prätendenten nicht, so lange die Republik Frieden hält, und sollte man von irgend woher in Deutschland einen konfessionellen Konflikt zu importieren versuchen, so werden wir mit den Religions-Hausierern kurzen Prozeß machen."

„Ew. Exellenz wissen" — entgegnete Jules Favre, — „daß die nächste und größte Gefahr für Paris wie für Frankreich in den sozialen Fragen beschlossen ist, und daß uns nach dem Abschlusse des Krieges voraussichtlich eine zweite Auflage der Juni-Schlacht erwartet. Ebenso ist Ihnen nicht unbekannt, in

welchem Maße unsere Armee demoralisiert ist, und wie geringe Garantien die Nationalgarde bietet, wenn es sich um ernsthafte Kämpfe handelt. Wir gehen daher dem Unbekannten entgegen und wir werden vielleicht noch der deutschen Armee zum Dank verpflichtet sein, daß sie Paris gegen die rabiaten Elemente aus Süd-Frankreich, speziell aus Marseille, absperrt."

„Ich kenne" — sagte Graf Bismarck — „die Situation und Stimmung in Paris ganz genau. Wir werden uns in keiner Weise in den Austrag Ihrer brüderlichen Meinungsverschiedenheiten einmischen und auch den bedungenen Einzug in Paris nicht weiter ausdehnen als bis zu dem Punkte, wo es anfängt nach Pulver zu riechen. Die Knochen unserer Grenadiere sind für uns zu wertvoll, um sie an Pariser Gamins zu verschwenden. Freilich wünschen wir nicht den Sieg der Kommune in den Straßen von Paris, doch werden wir uns vorläufig auf Ziehung eines Sicherheits-Cordons gegen Ansteckung beschränken. Leider habe ich nur geringes Vertrauen, daß es dem republikanischen Frankreich gelingen wird, die sozialen Fragen anders als auf dem Pflaster von Paris zu lösen. Je freigebiger man dort mit Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf dem Papier ist, um so zurückhaltender ist man, wenn mit derartigen Phrasen in der Praxis Ernst gemacht werden soll. Es wird Ihnen schwerlich gelingen, die allgemeine Schul- und Militärpflicht einzuführen. Nach der Zerstörung der Monarchie und der mit dieser er- und verwachsenen Autoritäten giebt es nur noch eine Macht in Frankreich, und diese ist das Geld, da die Macht der Fäuste, welche man als einen Gegensatz hinzustellen liebt, bekanntlich ebenfalls käuflich ist. Ich höre, daß in manchen Kreisen schon die Rede davon ist, daß Frankreich dem Schicksal Polens entgegen gehe, doch teile ich diese Ansicht nicht. Dazu ist das französische National- und Einheitsgefühl noch zu stark."

„Bei einem Angriff von außen unzweifelhaft" — sagte Jules Favre — „wie dies durch die Thatsache erhärtet wird, daß es Gambetta möglich geworden ist, die verschiedenartigsten Elemente zu einem letzten Stoß gegen den äußeren Feind zu ralliieren, was trotz des hochgespannten Nationalgefühles in Deutschland kaum gelungen sein würde. Anders aber wird die Sache sich stellen, wenn der Druck von außen verschwunden ist. Der Gegensatz der Parteien sowie die Selbstsucht und der Ehrgeiz der Führer werden die Dinge bald so durcheinander rütteln und schütteln, daß man von Thiers schnell bei Gambetta und von da ab weiter auf der schiefen Ebene, bei dem äußersten linken Flügel angelangt sein wird, so weit dieser sich nur noch zu der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung bekennt."

„Ich bin einigermaßen überrascht," entgegnete der deutsche Kanzler, „die Situation Frankreichs von einem wohlunterrichteten Franzosen in dieser Weise beurteilen zu hören. Es ist schwer, dem kranken Frankreich die rechte Diagnose zu stellen, doch scheint alles darauf hinzudeuten, daß es beim nächsten Fieberanfall zur Krisis übergehen wird. Symptome von Gehirn-Affektionen machen sich bereits bemerklich, und der Größenwahn gilt überall als eine unheilbare Geisteskrankheit. Ihre Landsleute halten sich auch heute noch für die tapfersten Soldaten der Welt, und wenn ich auch weit entfernt bin, die kriegerischen Qualitäten der Franzosen

anzuzweifeln, so bleibt doch der ihnen schon zu Zeiten Louis XIV. erteilte Rat, wenigstens diejenigen auszunehmen, von denen sie soeben geschlagen worden sind, in seinem vollen Rechte."

Wie gewöhnlich schloß sich an das Diner eine Art von Causerie, während der die Friedenszigarre geraucht und eine Reihe von Fragen in leichter Weise gestreift wurde. Bei solchen Gelegenheiten entfaltete der Graf Bismarck seine ganze Kunst, seinen Gegenpart diplomatisch bis auf das Hemde auszuziehen, und es machte einen geradezu komischen Eindruck, das Erstaunen des Herrn Jules Favre wahrzunehmen, daß der deutsche Kanzler über alles so vortrefflich unterrichtet war, obschon dieser ihm nur dasjenige wiederholte, was er ihm kurz zuvor abgefragt hatte. Die letzte Hoffnung des Herrn Thiers und seiner Freunde war die Bourbaki'sche Armee, weshalb man auch diese von dem Waffenstillstande ausgeschlossen wissen wollte.

Wie bekannt, endete auch dieser vermeintliche Siegeszug mit dem Übertritt der Bourbaki'schen Armee in die Schweiz und mit der Kapitulation von Belfort, welche Festung jedoch demnächst beim Friedensschlusse an Frankreich zurückgegeben wurde, da der Graf Moltke keinen besonderen Wert auf dieselbe legte.

Kapitel XVI.

Wir führen heut unsere Leser in das Arbeitszimmer des deutschen Kaisers in der Präfektur von Versailles, in welchem der Monarch den Vortrag des Grafen Bismarck entgegennahm.

„So weit wären wir mit Gottes Hilfe gelangt," sagte der Kaiser, „und es gereicht mir zur aufrichtigen Befriedigung, dem allgemeinen Anerkenntnis zu begegnen, daß die Wahlen in Frankreich noch niemals so frei gewesen sind wie zu der konstituierenden Nationalversammlung in Bordeaux. Daß der Versuch Gambettas, die Wahlfreiheit zu beschränken, von der Pariser Regierung zurückgewiesen ist, und daß infolgedessen Gambetta seine Entlassung als Mitglied der Regierung der Nationalverteidigung und als Kriegsminister genommen hat, ist für uns in doppelter Beziehung angenehm."

„Herr Thiers glaubt jetzt seiner Sache sicher zu sein," erwiderte der Kanzler. „Derselbe ist — wie ich bereits die Ehre hatte Ew. Majestät vorzutragen — von der Nationalversammlung zum Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik ernannt worden und hat auch schon sein Ministerium gebildet. Die Herren, welche für uns ein Interesse haben, sind: Leflô für den Krieg und Jules Favre für das Auswärtige. Die anderen sind Mittelgut von alt-liberaler Färbung. Der Gegensatz gegen Napoleon, welchen man jetzt für das Unglück Frankreichs ausdrücklich verantwortlich macht, hat eher zu- als abgenommen, und die allerdings in revolutionärer Weise gegen ihn ausgesprochene Absetzung wird unzweifelhaft in formell geordneter Weise wiederholt werden."

„Für einen deutschen legitimen Fürsten," — warf der Kaiser ein — „hat es ja allerdings einen eigentümlichen Beigeschmack, die Absetzung

eines Kaisers durch eine Nationalversammlung dekretieren zu sehen und anerkennen zu müssen, doch ist ja das heutige Frankreich überhaupt ein großes Fragezeichen und eine politische Anomalie, welche in keine der alten staatsrechtlichen Schablonen mehr paßt. Eine Republik ohne Republikaner, ein Kaisertum, welches mit der Anerkennung des über ihm stehenden Plebiszits sein Haus auf Sand erbaut, und ein Absteigequartier für Prätendenten, von dem Grafen von Chambord bis herunter zu dem roten Prinzen, der wenigstens in seiner äußeren Erscheinung eine Art von Garantie dafür bietet, ein Napoleonide zu sein."

„Ew. Majestät," fuhr der Kanzler fort, „haben stets das Prinzip festgehalten, sich in keiner Weise in die häuslichen Angelegenheiten und in die innere Entwickelung Frankreichs einzumischen. Louis XVI. und Maria Antoinette wären vielleicht nicht auf dem Schaffot gestorben, wenn man damals denselben Grundsatz gehuldigt hätte. Ein deutsches Interesse ist es nicht, Frankreich einig zu machen, und wer auch in Paris an die Spitze kommen mag, derselbe wird immer unser offener oder geheimer Feind sein. Es sind Illusionen, mit denen sich die verschiedenen Parteien tragen, und ich bin selbst überrascht, wie schnell der Bonapartismus wurzellos geworden ist, obschon man anerkennen muß, daß die ländliche Bevölkerung, deren Lage er entschieden verbessert hat, ihm zu wirklichem Danke verpflichtet ist. Der Graf Chambord, der noch in den Traditionen des ancien régime befangen ist, wird nicht das geringste Risiko auf sich nehmen, um dem ihm verhaßten Zweige der Orleans die Krone Frankreichs zu vererben, und ein orleanistischer Bürgerkönig redivivus zweiter Auflage, kann für uns höchstens den Wert eines Geheimen Kommerzienrates haben."

Der Kaiser lächelte. „Die Orleans sind eine intrigante Art, und wer weiß, welche Überraschungen sie uns noch bereiten. Napoleon hat sie an ihrer gefühlvollsten Stelle berührt, und ich bezweifle nicht, daß sie den Versuch machen werden, dafür Revanche zu nehmen. Nach dem Grafen Chambord würde ja der Graf von Paris der nächste zur Krone sein, doch was bedeutet in Frankreich das Erbrecht, und was hat man für einen Grund, anzunehmen, daß sich unter den Orleans keiner finden sollte, der bereit wäre, die Rolle des Bürgers Egalité weiter zu spielen? Ihr Horoskop hat sich bis dahin durchaus bewährt, und ich sehe keinen Grund, von der bisherigen Linie abzuweichen. Die Genugthuung eines Einmarsches in Paris bin ich der Armee schuldig, doch wollen wir diesen allerdings nicht weiter ausdehnen, als daß jede Berührung mit den Streitkräften des Sozialismus ausgeschlossen bleibt."

„Ew. Majestät Befehle sollen pünktlich vollzogen werden," antwortete der Graf Bismarck. „Wir wissen genau, wo die Sache anfängt bedenklich zu werden, und das neue Gouvernement legt Wert darauf, selbst den Schein einer fremden Einmischung in seine Auseinandersetzung mit der Kommune zu vermeiden. Die von uns stipulierte Kriegskostenentschädigung schien ja anfangs ein wenig hoch zu sein, doch habe ich neuerdings die Überzeugung gewonnen, daß selbige von dem reichen Frankreich ohne Schwierigkeit aufgebracht werden wird, und daß wir vielleicht noch etwas zu bescheiden gewesen sind. Dagegen habe ich die Besorgnis, ob

wir uns nicht selbst etwa den Magen daran verderben werden. Die haute finance ist leider nur zu geneigt, alles für sich zum besten zu kehren, und die Herren haben einen so guten Magen, daß sie selbst die größten Früchte von dem „Giftbaum der Börse“ ohne Nachteil verspeisen.“

„Ich gedenke“ — entgegnete der Kaiser sehr ernst — „den Ausspruch meines großen Ahnherren, daß die Könige von Preußen stets die „Könige der Armeen“ gewesen sind, nicht zu verleugnen, und ich werde meine Aufgabe nicht eher für erfüllt halten, als bis ich wenigstens den Grund gelegt habe, das deutsche Reich auch der Masse der Bevölkerung lieb und wert zu machen und den sozialen Konvulsionen, durch welche heute die gesamte christliche Kulturwelt bedroht erscheint, von demselben fern zu halten.“

„Ew. Majestät“ — sagte der Graf Bismarck — „haben selbst an Ort und Stelle die Fragen studiert, welche das unglückliche Frankreich nicht zur Ruhe kommen lassen, und ich fürchte, daß diese Dinge auch noch in Allerhöchst dero Leben ihre Schatten werfen werden. Die Färbung, welche die Kurie unserem Kriege mit Frankreich gegeben hat, wird nicht mit einemmale verschwinden. Der Gegensatz muß durchgekämpft werden, und je fester ihre beherrschende Stellung in der Liebe des deutschen Volkes gewurzelt ist, um so eifriger werden neben der geistlichen Herrschsucht Anarchie und Nihilismus, sowie alle die europäischen Mächte, welche sich durch das neue Deutsche Reich einigermaßen deplaziert fühlen, am Werke sein, den im Blut gehärteten Eckstein des heutigen Europa zu zertrümmern. Ew. Majestät nehmen heute in der That die Stellung ein, welche der Kaiser Nikolaus eine Zeitlang — irrtümlicher Weise — in Anspruch nahm, und von Ihrer Hand erwartet man jetzt die Trazierung des Weges, welchen die europäische Politik nunmehr einschlagen soll.“

„Mein sehnlichster Wunsch ist,“ — entgegnete der Kaiser, — „und ich bitte Gott um seinen Segen, daß es mir gelingen möge, Europa den Beweis zu liefern, daß wir nur um des Friedens willen Krieg geführt, und daß es uns rechter Ernst ist, Europa die Segnungen des Friedens zu gewähren und zu sichern, des Friedens nach außen und nach innen, in Staat und Kirche, und in dem Widerstreit der politischen und sozialen Parteien. Sie wissen, mein lieber Bismarck,“ — fügte der Monarch hinzu, indem er seinem Kanzler herzlich die Hand reichte, welche dieser ehrfurchtsvoll küßte, — „daß ich Ihren Ratschlägen ein unbedingtes Vertrauen entgegenbringe, und nichts soll uns scheiden als der Tod. Es ist uns allerdings keine leichte Aufgabe gestellt. Man hat uns zwar fürchten gelernt, aber man liebt uns noch nicht, oder wie unser Moltke sagt: „Feinde ringsum.“ Gottes Fügung ist mein Vertrauen und, — wie der alte Spruch lautet: — „Wenn jemandes Wege Gott wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“ —

In diesem Augenblick wurde Moltke gemeldet. Derselbe wurde von dem Kaiser auf das herzlichste empfangen. „Sie wissen, mein lieber Moltke,“ — sagte der Kaiser — „daß die Verhandlungen mit Herrn Thiers und der von der Nationalversammlung in Bordeaux gewählten diplomatischen Kommission zum Ab-

schlusse gelangt sind. Sie haben — wie immer — Recht behalten, als Sie mir versicherten, daß der seitens Manteuffels vorgelegte Feldzugsplan gegen die Armee Bourbakis seine Legitimation als Feldherr sei, und daß man seiner Zeit Recht daran gethan, die Armee Bourbakis von dem Waffenstillstande auszuschließen. Es existiert heute keine französische Armee mehr, und unsere Schuldrechnung von Jena ist mit Zinsen und Kosten vollständig ausgeglichen. Die arme vertriebene Kaiserin! Ich hätte gern feurige Kohlen auf ihr Haupt gesammelt, doch hat sie sich nicht entschließen können, der napoleonischen Illusion einer Dynastiebegründung den Abschied zu geben. Der Übermut Napoleons I. hat meiner Mutter das Herz gebrochen."

„Wie sind denn Ihre Verhandlungen mit Thiers verlaufen?" — fragte der Kaiser nach einer kleinen Pause den Grafen Bismarck. —

„Wie mit einem Manne, der sich über die Lage Frankreichs nicht mehr in Illusionen bewegt, und der schon einmal auswärtiger Minister gewesen ist, wenn auch nur unter Louis Philippe, der es bekanntlich liebte, seine Minister abzunutzen, bis er selbst abgenutzt war. Ich kann den Mann nicht besser beschreiben als den ins Französische übersetzten älteren Manteuffel, ein Vergleich, der sich selbst auf das Äußere erstreckt. Seine Haltung war eine durchaus würdige, allerdings mit der landesüblichen Dosis Selbstgefälligkeit und verschönert durch die Meinung, daß er wie gewöhnlich der Klügste in Frankreich gewesen und alles vorausgesehen und gesagt habe, was freilich Wahrheit und Dichtung ist und in dem Munde des Dichters der französischen Kaiserlegende doppelt bedenklich klingt. Sonst ist derselbe ein alter Voltairianer, der von Religion und Kirche nur soviel wissen will, daß er den Klerus als schwarze Gensdarmen und die Dogmen des Christentums als eine Art von Wechselreiterei auf das Jenseits betrachtet. Für ihn selbst sind dieselbe nur Arbitragewerte, doch hat er seinen Richelieu soweit studiert, daß er die katholische Kirche unter Umständen für sich auszunutzen versteht."

„Es ist mir eine herzliche Freude, lieber Moltke," sagte der Kaiser zu diesem, „daß die verbündeten Deutschen, die Sachsen und Bayern nicht minder als die Preußen, Sie mit Stolz den Ihrigen nennen, und daß wir das Deutsche Reich nicht mit den besiegten, sondern mit den siegreichen deutschen Fürsten und Stämmen wieder aufgerichtet haben. Es ist kein bitterer Nachgeschmack damit verbunden; die Einmütigkeit und Freiwilligkeit ist die beste Bürgschaft seiner Dauer und zugleich eine zuverlässigere Garantie für die Stellung des deutschen Fürstentums als die Intrigen und Eifersüchteleien des beseitigten Bundestages." „Ja", — sagte Graf Bismarck, „man wäre fast versucht, das alte Burschenlied anzustimmen: wir hatten gebauet ein stattliches Haus und drin auf Gott vertrauet, trotz Wetter, Sturm und Graus." Der Schlußstein der deutschen Einheit sind jedoch Ew. Majestät Selbst, deliciae Germaniae, ein Kaiser und König nach dem Herzen des Volkes, der geliebt und geehrt werden wird, mehr als die ruhmreichsten seiner Ahnen; ich will nicht schmeicheln, ich will nur aussprechen, was sich unzweifelhaft erfüllen wird."

„Es fehlte nur noch,“ sagte der Kaiser lächelnd, „daß mir auch der Chef des großen Generalstabes ein Loblied auf seine eigenen Kosten sänge. Glücklich der Fürst, der solchen Kanzler und solchen Feldherrn hat, wie sie jetzt vor mir stehen. Wir haben einen guten Anfang gemacht, doch wir wollen der Weisheit des Solon nicht vergessen. Es ist keine Überhebung, wenn ich behaupte, daß durch den jetzt beendeten Krieg die Vorherrschaft in Europa von Frankreich auf Deutschland übergegangen ist, und wir werden mit allen Konsequenzen dieser Thatsache zu rechnen haben.“

„Ew. Majestät wissen“ — sagte der Generalstabschef, — „daß ich nicht viel Worte mache und daß ich noch weniger Anlage zum Schmeicheln habe. Nichts desto weniger muß ich wiederholen, daß Allerhöchst Dero Person der wertvollste Teil der deutschen Reichsverfassung ist. Sie sind Universalvertrauensmann. Von der diplomatischen Kunst des Grafen Bismarck spreche ich nicht, die lobt sich selbst. Die Armee ist gut und wird noch besser werden. Man liebt uns nicht, aber man hat uns achten und fürchten gelernt, doch bleibt die alte preußische Parole: toujours en vedette. Es ist jetzt Zeit, mit dem Wahrspruch des großen Friedrich Ernst zu machen, daß ohne unsere Genehmigung kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden darf.“

Nach Erörterung einiger militärischer Details wurden die beiden Herren entlassen, da vereinbart war, daß die Friedenspräliminarien an diesem Tage — dem 26. Februar — nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr unterzeichnet und Herr Thiers alsdann vom Kaiser empfangen werden sollte.

Selbstverständlich handelte es sich bei dieser Audienz nur um einen Austausch von Höflichkeiten und um den Ausdruck des Wunsches, daß der Friede ein dauerhafter sein möge, wobei Herr Thiers geäußert haben soll, daß der große Schuldige, welcher durch Deutschland von dem Boden Frankreichs vertrieben worden sei, niemals wieder die Straßen von Paris betreten werde. Er habe sich selbst und habe auch Frankreich getäuscht, und er sowie seine Familie werde durch das allgemeine Stimmrecht, welches ihn auf den Schild erhoben, und an welches er auch stets appelliert habe, auch wieder abgethan werden. „Ew. Majestät wissen,“ — fügte er hinzu, „daß ich der entschiedenste Gegner eines Krieges mit Deutschland gewesen bin, ich kannte die Armee, ich kannte die Führer, und ich kannte vor allen Dingen den gewesenen Kaiser selbst, welcher geistig und körperlich so weit abgenutzt war, daß er seinen Halt an der Schürze der Spanierin suchte; ich werde den Fehler nicht wiederholen, aber wer ist politisch scharfsichtig genug, um vorher zu sagen, was schon die nächsten Wochen meinem Vaterlande bringen werden!“

Es ist bekannt, daß der in Versailles abgeschlossene Präliminar-Vertrag seitens der National-Versammlung in Bordeaux in namentlicher Abstimmung mit 546 gegen 107 Stimmen genehmigt, und daß durch Akklamation eine Resolution angenommen wurde, durch welche Napoleon für das Frankreich betreffende Unglück verantwortlich gemacht, und die gegen ihn ausgesprochene Absetzung wiederholt wurde.

Ebenso ist der Einzug eines Teils der deutschen Armee in Paris schon wiederholt zur Genüge geschildert, doch wird es vielleicht manchem nicht ohne Interesse sein, wenn wir noch einige Nachträge dazu liefern. Es war in der That weniger der Ausdruck der Neugierde als vielmehr der Traurigkeit, des gekränkten militärischen Ehrgeizes und des Hasses, welchem man begegnete. Man ignorierte den deutschen Soldaten, wie es schien, grundsätzlich und machte davon nur eine Ausnahme bei einer militärischen Leiche, welche selbst von den verbissensten Feinden durch Entblößung des Hauptes begrüßt wurde. Ebenso kann man dem sonst so leichtfertigen weiblichen Geschlecht in Frankreich das Anerkenntnis nicht versagen, daß selbiges durch seine Haltung den Offizieren gegenüber die Frauenwelt in mancher deutschen Stadt beschämte. Wir haben in Versailles nur einmal gesehen, daß eine anständige Dame einem sie begrüßenden Offizier mit einem gewissen Lächeln dankte. Es war dies aber auch ein sehr hübscher Husaren-Offizier aus bekannter vornehmer Familie. Natürlich spielte in Paris der Gamin seine Rolle, und es schien dieser französischen Spezialität ein besonderes Vergnügen zu bereiten, den Paradeschritt der deutschen Infanterie nachzuäffen. Für die damalige französische Generation war eben der Drill und die Mannszucht der deutschen Truppen ein unverstandenes Rätsel, und wir erinnern uns noch mit besonderem Vergnügen daran, wie auf der Esplanade von Meudon die Franzosen mit offenem Munde zuschauten, als alte Soldaten, unter denen sich mehrere mit dem eisernen Kreuz dekorierte befanden, dort anstatt Absynth zu trinken, langsamen Parademarsch übten.

Nach der Definition des alten Generals von R., welcher zur Zeit, als Schreiber dieses seiner Dienstpflicht beim 8. Infanterie-Leibregiment genügte, Kommandeur der betreffenden Brigade in Frankfurt a. d. Oder war, giebt es nämlich zwei Arten des Parademarsches: „die erste mehr tändelnd, als: Mädchen, sieh mich an und liebe mich, 107 in der Minute; die zweite senkrecht im Quadratschritt gegen die Grundfläche des Leibes, vorwärts bis in die Ewigkeit, dort angekommen Kontremarsch rechts um, halt, Gewehr ab." Wir glauben wörtlich zu zitieren. Es war dies ein Feldsoldat von der alten Schule, von dem man auch erzählte, daß er die Musik getadelt, weil die Griffe nicht klappten, und die Musikanten nicht gleichmäßig ausstießen. Den Wert des Parademarsches haben die französischen Generale erst wieder von uns gelernt, da — wie der verewigte Graf Anton zu Stolberg zu sagen pflegte, — keine Truppe der Welt einen Parademarsch und eine Bajonettattake macht wie ein nach preußischem Muster ausgebildetes Bataillon.

Sehr charakteristisch war die Art und Weise, in welcher der Friedensschluß von den verschiedenen Parteien Frankreichs aufgenommen wurde. Gambetta und sein Anhang, der gegen den Frieden gestimmt hatte, beabsichtigte nicht etwa einen Guerillakrieg auf seine eigene Rechnung weiter zu führen, sondern wollte durch seinen Protest nur seine leichtfertige Fortsetzung des Krieges und noch mehr wohl seine Rechnungslegung decken, auch sich ein Piedestal schaffen, um den Herrn Thiers von links her überflügeln und die Führung der fortgeschrittenen Bourgeoisie in die Hand nehmen zu können. Dabei teilte er jedoch die Antipathien des Herrn Thiers gegen die Kirche und gegen den Sozialismus, der bereits drohend an die

Geldschränke klopfte. Ein guter Koch war ihm lieber als alle soziale Metaphysik, wenngleich er es auch nicht ganz verschmähte, mit den alten Verschwörern so weit zu kokettieren, als es seine Verdauung nicht störte.

Die Advokaten, welche aus ihren Mansardenstübchen auf Staatskosten in die Beletage gezogen waren, hielten selbstverständlich an der Gepflogenheit fest, einen guten Kostenvorschuß zu verlangen und in angemessener Weise zu portulieren, so daß man die neue Verfassung Frankreichs bald mit einer gewissen Berechtigung als den Kampf der Hunde um den Knochen kennzeichnen dürfte. Der Sozialismus war deshalb auch sehr weit entfernt, an diesen Wechsel andere Hoffnungen für sich selbst zu knüpfen als die einer günstigen Gelegenheit, sein Katheder einmal wieder auf die Barrikade zu verlegen und für eigene Rechnung auf die uniformierten Brüder zu schießen. Die Masse der Pariser Bevölkerung hatte sich während der Belagerung daran gewöhnt, Soldat zu spielen und mit wenig Arbeit möglichst gut auf Staatskosten zu leben. Zugleich gab man sich seitens der Führer der sozialistischen Bewegung der Hoffnung hin, einen Teil der durch das Bummelleben und die fortdauernden Niederlagen demoralisierten Armee zu gewinnen und mit der Nationalgarde kurz umspringen zu können. Es war dies ein Irrtum. Die Nationalgarde hat sich zwar immer als sehr friedlich erwiesen, wenn es sich nur um den Umsturz der Regierung handelte, aber sie schlägt sich mit großer Erbitterung, wenn man es wagt, auch an ihrem Geldbeutel zu rühren. Das Hauptbestreben eines jeden Franzosen ist, „Rentier“ zu werden, und hierfür weiß man auch Opfer zu bringen, zumal in Frankreich mehr als irgendwo anders die Frau das Regiment zu führen pflegt.

Von der Masse des politischen und sozialen Brennstoffes, welcher in der Pariser Arbeiterbevölkerung aufgehäuft lag, kann man sich anderswo nur schwer eine Vorstellung machen. Die ganze Atmosphäre roch — bildlich ausgedrückt — schon damals nach Petroleum, und der Verlauf des kommunistischen Aufstandes hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß man geneigt war, aus Paris einen großen Scheiterhaufen zu machen und seine frühere Geschichte zu verleugnen, indem man die Monumente derselben der Vernichtung weihte. Der Umsturz der Vendôme-Säule, die Verbrennung des Stadthauses und der Tuilerien sind die Fackeln, welche die neueste Geschichte Frankreichs mindestens ebenso hell beleuchten wie die des Nero das damalige Rom.

Um ein Bild von dem Eindruck zu geben, welchen die Ereignisse der letzten Monate auf die katholische Kirche und deren Würdenträger gemacht hatten, führen wir unsere Leser noch einmal in die Behausung des Pater Lazare, in welcher wir wiederum denselben Persönlichkeiten wie früher begegnen. Der Graf Godoni wie der Baron Losinski waren gekommen, um sich vor ihrer Abreise von ihrem ehemaligen Gastfreunde zu verabschieden. In seiner gewohnten herzlichen Weise hatte dieser seine Gäste begrüßt, und nachdem man Platz genommen hatte, sagte er: „Die Umstände, meine werten Freunde, unter welchen wir uns jetzt wiedersehen, um — vielleicht für immer — von einander Abschied zu nehmen, sind leider durchaus andere, als wir alle gewünscht und sie auch so sicher erwartet hatten.

Meine damalige trübe Ahnung hat mich nicht betrogen. Wir sind in einer Weise geschlagen, wie ich selbst es nicht für möglich gehalten hätte, unsere Armee ist vernichtet, das Kaiserreich gestürzt, der Kaiser gefangen und im Exil, und auf der anderen Seite steht das geeinigte Deutsche Reich, welches Ihnen, mein lieber Baron" — fügte er lächelnd hinzu — „damals nur noch als historischer Begriff erschien, in einer Größe und Macht da, welche die glänzendsten Zeiten der Stauffen noch übertreffen, dies alles aber halte ich noch nicht für das Schlimmste. Ich wünschte, daß die Niederlagen, welche wir erlitten, uns auch die Augen geöffnet hätten über das, was uns fehlt. Man sollte meinen, die Leute, welche jetzt an der Spitze meines Vaterlandes stehen, müßten aus den letzten Monaten wenigstens das gelernt haben, welcher ernsten Arbeit es bedarf, um die Schäden zu beseitigen, die uns von der Höhe, auf welcher wir standen, herabgestürzt haben. Leider aber, fürchte ich, wird dies nicht der Fall sein. Ich finde unter allen jenen keinen Namen, der mir dafür bürgt, daß man der heiligen Kirche diejenige Stellung und Macht gewähren wird, welche für die gesunde Entwickelung unseres Volkes die einzige Grundlage bieten und bilden kann."

„Halten Sie die Republik überhaupt für lebensfähig?" warf der Graf ein, „mir will sie nur als ein kurzes Zwischenstadium erscheinen."

Der alte Pater schüttelte ernst den Kopf und sagte: „Man liebt ja allerdings in Frankreich mehr denn irgendwo die Abwechselung, aber solche werden wir auch reichlich haben. Jeder der Männer, welcher sich jetzt einen Brutus dünkt, will auch mit seiner Person im Vordergrund stehen, und so werden wir, glaube ich, alle Phasen der Republik von der konservativen bis zur ultraradikalen durchmachen, aber an ein Kaiserreich glaube ich vor der Hand noch nicht. Doch wie denken Sie über diesen Punkt?" — fügte er zu dem Baron Losinski gewandt hinzu. —

„Ich habe" — entgegnete dieser — „einen so großen Respekt vor Ihrem politischen Scharfblick gewonnen, mein verehrter Gönner, daß ich Ihren Ausführungen blind vertraue, hochinteressant wäre es mir deshalb auch, Ihre Ansicht und Ihren Rat betreffs der sonstigen Situation und der nächsten Zukunft zu vernehmen."

„Sie begeben sich, wenn ich nicht irre, von hier in Ihre Heimat," — erwiderte der Pater Lazare — „und ich möchte Sie deshalb bitten, dem Grafen Ledochowski neben der Versicherung meiner tiefsten Ehrerbietung zugleich eine Warnung zu überbringen. Ich bin, wie ich schon damals äußerte, der festen Überzeugung, daß der Graf Bismarck längst das Treiben in Polen durchschaut und ganz genau weiß, wen er als die eigentlichen intellektuellen Urheber des Krieges anzusehen hat. So wie ich ihn kenne, wird er auch kaum noch lange zögern, dieselben zur Verantwortung zu ziehen, und ich fürchte daher für die Kirche und speziell auch für unsern Orden eine böse Zeit. Nicht etwa, daß ich meinte, weltliche Macht werde im stande sein, sie zu unterdrücken. Die Kirche wird niemals nach Varzin gehen, aber ebenso wenig wird, glaube ich, der deutsche Kanzler in Kanossa Buße thun. Es ist das ein Mann, der ganz genau weiß, was er will, und einer der ersten, welchen er sich als Opfer erwählen wird, dürfte der Graf Ledochowski sein."

„Ich werde nicht ermangeln," — entgegnete der Baron — „Ihre Bedenken dem Herrn Grafen zu übermitteln, und wenngleich ich denselben für einen zu gewandten Diplomaten halte, als daß er sich von irgend jemand durchschauen ließe, so wird er Ihre Warnungen, als von einem so hervorragenden Mitgliede unseres Ordens herrührend, sicherlich nicht unbeachtet lassen. Doch nun gestatten Sie mir, mich zu verabschieden, ich habe vor meiner Abreise noch eine Zusammenkunft mit mehreren meiner hiesigen Landsleute verabredet, in welcher wir uns über unsere Haltung in der nächsten Zeit besprechen wollen. Glücklich würde ich sein, Sie sowie den Herrn Grafen einmal auf einem meiner Güter als meine Gäste begrüßen zu können."

„Ihrer gütigen Einladung werde ich vielleicht in der Kürze zu folgen Gelegenheit haben," — erwiderte der Graf, — „da ich von England aus voraussichtlich einen Auftrag der Kaiserin auszuführen haben werde, der mich in Ihr Vaterland führt."

Die Herren hatten sich erhoben und tauschten einen Händedruck, wobei der Pater Lazare lächelnd bemerkte: „Der Herr Graf ist noch jung; für mich alten Mann aber ist es das Beste, die wenigen Jahre, die mir von Gott noch beschieden sind, für mich in meinem Vaterland auszunutzen, soweit dies meine Kräfte erlauben. Sie wissen, wo Sie mich finden, und ebenso auch, daß ich jederzeit meinen Freunden zur Verfügung stehe. Es war ein alter Grundsatz unseres Ordens, nicht durch Waffen und Gewalt zu siegen und zu herrschen, sondern durch die im Stillen wirkende Kraft einer moralischen Überlegenheit. Wie wollen wir die deutsche Nation für die Kirche gewinnen, wenn wir als Feinde ihrer Einheit auftreten und wenn wir derselben gegenüber die kirchlichen mit französischen Motiven vermischen?"

„Was erwarten Sie für die Kirche von den Herren Thiers und Gambetta oder was erhoffen Sie von dieser ganzen Advokaten-Koterie und von den Mammons-Dienern, welcher Rasse und Religion selbige auch angehören mögen? Doch auf Wiedersehen zu den Füßen des Apostelfürsten hier oder dort."

Damit trennten sich die Herren.

Selbstverständlich war die deutsche Reichsregierung mit den Zuständen in Paris soweit vertraut, daß der Graf Bismarck, noch bevor er Frankreich verließ, den Verlauf der nächsten Jahre in großen Zügen im voraus skizzieren konnte. Es war ein eigentümliches Fest, welches der deutsche Reichskanzler zur Feier des Friedens den in Paris anwesenden deutschen Ministern und seinem Generalstab in St. Germain en Laye gab, und zwar in demselben Zimmer, in welchem Louis XIV. geboren sein und dessen Wiege gestanden haben und wo auch der betreffende Frieden abgeschlossen sein soll — 19./29. Juni 1679. — Ehe der große Kurfürst seinen Namen unter das betreffende Friedens-Instrument setzte, wünschte er seufzend, „nie schreiben gelernt zu haben", und sprach dann die prophetischen Worte: „Einst wird aus meiner Asche ein Rächer auferstehen."

Dieser Rächer war jetzt gefunden.

Naturwissenschaftliches, Philosophisches, Menschliches.

Von

Julius Ludewig.

Ein naturwissenschaftlicher Universitätsprofessor pflegt die Lachlust und die Heiterkeit seiner jugendlichen Zuhörer alljährlich durch die Erklärung zu erregen, Philosophen seien Leute, welche über viele Dinge gelehrt reden, von denen sie nichts verstehen. — Schopenhauer, der Philosoph, dessen hundertjähriges Jubiläum erst kürzlich, am 22. Februar 1888, gefeiert worden ist, und welcher erst neuerdings mehr Anerkennung gefunden hat, behauptet in seinen unter dem Titel „Parerga“ veröffentlichten aphoristischen Aufsätzen, Geister ersten Ranges würden niemals Fachgelehrte sein; der exklusive Fachgelehrte sei dem Fabrikarbeiter analog, der sein Leben lang nichts Anderes mache als eine bestimmte Schraube oder einen Haken, eine Handhabe zu einem bestimmten Werkzeuge oder einer Maschine, und der dann freilich hierin eine unglaubliche Virtuosität erlange; er könne auch einem Manne verglichen werden, der in seinem eigenem Hause alles genau kenne, jedes Treppchen, jeden Winkel und jeden Balken, etwa wie Viktor Hugo's Quasimodo die Notredamekirche, dem aber außerhalb desselben alles unbekannt sei. — Der Philosoph dagegen müsse in seinem Kopfe die entferntesten Enden des menschlichen Wissens zusammenbringen, das Ganze und Große, das Wesentliche und Allgemeine der Dinge zum Thema seiner Leistungen nehmen.

Die beiden einander entgegengesetzten Behauptungen enthalten je einen Teil Wahrheit, und es paßt namentlich die Schopenhauer'sche Erklärung auf eine ganze Anzahl verbissener Fachgelehrter, welche in ihren Schriften ebenso und in noch höherem Grade anmaßend und absprechend auftreten, wie es nicht selten auch bei Arthur Schopenhauer zu finden ist. Letzterer fällt über Verhältnisse und Dinge teilweise so korrupte und abstruse Urteile, wie sie nur irgend in der materialistischen Lehre von Kraft und Stoff vorkommen; es sei, um nur ein Beispiel herauszugreifen, auf seine pessimistische Beurteilung der Weiber und die Beweisführung über die Inferiorität des weiblichen Geschlechtes in den Parerga hingewiesen, welche sich als junggesellenhafte Verschrobenheit darstellen, in welcher der Verfasser durchaus vergessen zu haben scheint, daß er auch eine Mutter gehabt hat.

Die beiden neben einander gestellten Behauptungen schießen gleichwohl weit über das Ziel hinaus. — Will man lediglich aus den in die Augen fallenden Erfolgen auf den größeren oder geringeren Wert der beiden hier in einen gewissen Gegensatz gebrachten Bestrebungen schließen, so sinkt die Wage unzweifelhaft zu Gunsten der Naturwissenschaften, und man wird gestehen müssen, daß die vor länger als hundert Jahren (1781) von Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft am Schlusse der Methodenlehre zum Ausdruck gebrachte Hoffnung, „es möchte der kritischen Behandlung der Philosophie, wenn jeder das Seinige dazu beitragen würde, gelingen, die menschliche Vernunft in dem, was ihre Wißbegierde jederzeit, bisher aber vergeblich, beschäftigt hat, und was viele Jahrhunderte nicht

leisten konnten, noch vor Ablauf seines Jahrhunderts zur völligen Befriedigung zu bringen," — daß diese Hoffnung weder beim Ablauf des vorigen Jahrhunderts, noch auch bis heute sich erfüllt hat; ja daß der Verzicht darauf, es könnte sich diese Hoffnung überhaupt jemals erfüllen, heut, wenn nicht völlig, so doch ziemlich allgemein ist. — Obschon dies keine Bankerotterklärung der philosophischen Bestrebungen sein soll, so ist der Erfolg der naturwissenschaftlichen Forschungen und Fortschritte dennoch, wenigstens äußerlich, viel glänzender, und er fällt bei jedem Blick in die heutige Entwickelung der Menschheit und auf jedem Gebiete des Kulturlebens sofort in die Augen. — Es sind jedoch, — ohne hierbei der genialen Kant-Laplace'schen Ansicht über Ereignisse der Vorzeit, die aller Erfahrung entzogen sind, den Anspruch streitig machen zu wollen, daß sie zu einem integrierenden Bestandteil der heutigen allgmeinen Bildung geworden ist, — keineswegs jene Afterschöpfer gemeint, welche meinen, daß durch die Vorstellung der Bildung des Welt- und Planetensystems aus feurigen Nebeln nunmehr das ganze Welträtsel gelöst wäre. Jene schildern uns die Vorgänge und die Entwickelung der schönen Ordnung der Dinge aus formlosem Urgrunde, die allmähliche Verdichtung und Erkaltung der feurig-nebelhaft-flüssigen Weltmasse, die Entstehung der Organismen und vorweltlichen Landschaften mit einer Genauigkeit und Anschaulichkeit, als ob sie zu Hebammen der Naturvorgänge berufen gewesen wären, und wissen es ganz genau, weil außer den chemischen, physikalischen und mechanischen Kräften andere Kräfte in der Natur überhaupt nicht wirksam werden oder vorkommen, — d. h. richtig in der substantiellen Natur nicht erkannt werden — daß auch die Organismen nur durch jene Kräfte erzeugt und gebildet sein können. Aber wenn auch die Entwickelung der unorganischen und organischen Natur in der angedeuteten Weise mit unumstößlicher Gewißheit nachgewiesen würde, und wenn der Stammbaum der Menschen aus der Zelle oder auch aus dem als Gyps entpuppten Bathybius Haeckeli durch Würmer, Saurier und Halbaffen oder Affen hindurch so sicher nachgewiesen werden könnte wie der auf sechzehn Ahnen zu bringende des jüngsten Johanniterritters, — so bleibt es doch unanfechtbar, daß allen diesen in unendliche Vorzeit zurückreichenden Ereignissen gleichfalls noch eine unendliche Vergangenheit vorhergeht, aus welcher unerklärt der erste Anstoß zu dem Bildungsprozesse herübergekommen ist. Die Materialisten sind ganz im Rechte, wenn sie meinen, daß das Suchen nach einer Ursache der Welt gleichbedeutend sei mit dem Besteigen einer endlosen Leiter, wobei die Frage nach der Ursache der Ursache die Erreichung eines letzten Endzieles unmöglich mache. — Ganz richtig! aber dies ist auch der springende Punkt, und es läßt sich der unwiderstehliche Zug im denkenden Menschen, immer wieder auf dieses Problem zurückzukommen, absolut nicht vernichten, und dieser Zug kann vielleicht als das Korrektiv betrachtet werden gegen die anmaßliche Einbidung, nach dem Erklimmen einiger Stufen dieser unendlichen Leiter den letzten Anlehnungspunkt derselben mit apodiktischer Gewißheit bestimmen und beschränken zu dürfen.

Auch abgesehen von den angedeuteten Übertreibungen ist nicht zu verkennen, daß, wie überall Schatten geworfen wird, wo Licht ist, auch auf dem naturwissen-

schaftlichen Gebiet und durch die naturwissenschaftlichen Fortschritte, namentlich durch die Popularisierung der wissenschaftlichen Kenntnisse und die hierbei gänzlich unvermeidlichen Mißverständnisse und falschen Auffassungen, Schatten und zwar recht tiefe Schlagschatten entstehen. Zur Erreichung des höchsten Gutes werden die Naturwissenschaften den Menschen niemals befähigen, und wenn sie auch zur Verfeinerung der Kultur beigetragen haben, so ist es doch nicht unzweifelhaft, ob ihre Entwickelung mit der Verallgemeinerung der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes parallel fortgeschritten ist. Die Summe der herrschenden Zufriedenheit haben sie nicht vermehrt, wohl aber diejenige der Begehrlichkeiten gesteigert.

Das Ideal des Menschen-Lebens ist freilich nicht in der Bedürfnislosigkeit und dem mit sich selbst zufriedenen Schmutze eines Diogenes zu erblicken; im Gegenteil, der Inhalt des Lebens vertieft, veredelt und steigert sich mit wachsenden Bedürfnissen, wenn diese die Schranken der möglichen Befriedigung nicht übersteigen; wo aber Bedürfnisse hervorgerufen werden, ohne zugleich die Mittel zu deren Befriedigung zu gewähren oder zu gewinnen, da erwächst Unzufriedenheit, neidvoller Haß und Mißgunst, gut gedüngter Boden zur Erzeugnng feindlicher Angriffe gegen die gesellschaftlichen Zustände, gegen alle staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen.

Übrigens auch die sachlich sich auf ihr eigenes Feld beschränkende, wüsten Phantastereien abholde Naturwissenschaft, welche nicht nur die Perhorreszierung des metaphysischen Gebiets fordert und behauptet, sondern auch wirklich von verkappten metaphysischen Schlüssen sich fernhält, — auch diese fruchtreichen Bestrebungen sind nur ein Faktor zur Förderung der Kultur und durch diese der Humanität; diesen Bestrebungen mindestens gleich bedeutend und vielleicht noch von größerer Förderlichkeit sind die Fortschritte der Technik, die in recht vielen Fällen erst die Übersetzung der schönen, an sich aber erfolglosen Theorie in die nutzbringende Praxis übernommen hat und übernimmt.

Beide zusammen aber begegnen in ihren Erfolgen dem Kulturmenschen auf Schritt und Tritt, von der Wiege bis zum Grabe, vom Morgen bis zum Abend, um ihm das Leben zu erleichtern, zu verschönern und inhaltreicher zu gestalten. Zwar sind die Menschen, solange es solche gegeben hat, und namentlich seitdem eine mehr oder minder beglaubigte Geschichte derselben existiert, immer Menschen geblieben; — ja wenn man den bekannten und als schmackhafte, leicht verdauliche und saubere Kost mit Recht, namentlich bei den Jüngeren, beliebten historischen Romanen, nicht eines Vandervelde oder einer Mühlbach, aber eines Dahn, Ebers, Freytag u. s. w. glaubt, dann haben die Menschen schon vor ein, zwei, und dreitausend Jahren nicht viel anders gelebt, gedacht, gefühlt, gestrebt und gelitten als heute; allein man braucht gar nicht soweit zurück zu gehen; könnte heute ein Mann nur aus dem vorigen Jahrhundert etwa, um einen in allen Lebensgenüssen erfahrenen, in den höchsten Kreisen verkehrenden und echten Vertreter der rein mechanischen Lebens-Auffassung anzuführen, der Verfasser von „l'homme machine" und „l'art de jouir", La Mettrie wieder auferstehen und in das Leben eintreten, — er würde sich kaum zurecht finden können, er würde

staunen und schließlich kaum begreifen, wie er es seiner Zeit für möglich gehalten, ohne die heutigen naturwissenschaftlich-technischen Vollkommenheiten nicht nur ein bequemes und genußreiches, sondern überhaupt auch nur ein menschenwürdiges Dasein zu führen.

Wollte man einen Überblick geben über alles, was die jetzt lebende Generation als selbstverständlich voraussetzt und hinnimmt, während die ausschweifendsten Phantasien des vorigen Jahrhunderts eine derartige Vertiefung der Weltkenntnis und Verbesserung und Verfeinerung der Lebensbedingungen nicht in Aussicht genommen haben würden, so müßte man ein recht umfassendes Kompendium aller chemischen, physikalischen, astronomischen und technologischen Wissenschaft verfassen, und es würde kaum eines Menschen Kraft und Kenntnis hinreichen, um hier mit völliger Beherrschung des Stoffes dem Anspruch auf Vollständigkeit zu genügen. Dennoch ist es vielleicht gestattet, eine kurze Umschau zu halten, nicht um zu erschöpfen, sondern nur um den Reichtum einigermaßen zu skizzieren, dessen sich das Heute gegen früher erfreuen darf, und welchen es nicht der Philosophie, sondern den sogenannten exakten Wissenschaften verdankt, die eigentlich doch nur Erfahrungslehren sind; — denn exakt ist als Wissenschaft nur die Mathematik, und auch diese nur mit Hilfe ihrer unbewiesenen Axiome und unter der Voraussetzung, daß die menschliche Anschauung im ganzen Weltall die einzig mögliche und richtige ist.

Am meisten in die Augen springend sind Dampf und neuerdings die Elektrizität, letztere teilweise allerdings auch nur als künstlich in elektrodynamische Kraft umgesetzte Dampfkraft, als die Faktoren, auf denen der Zeitfortschritt beruht. Durch den Dampf, die Dampfmaschinen auf Dampfschiffen und in Lokomotiven ist sowohl die Art des Reisens als auch die Menge der Reisen und Reisenden im Laufe dieses Jahrhunderts verändert, verbessert und vermehrt werden, wie es bis dahin niemand zu ahnen vermocht hätte. Der ältere Teil der noch jetzt lebenden Generation wird sich der früheren Zustände aus der Jugend noch erinnern können, denn während der erste mit Personen besetzte Wagenzug mit der ersten von Georg Stephenson konstruierten Lokomotive am 27. September 1828 auf der Stockton-Darlington-Bahn befördert, und die erste Reise von Amerika nach Europa ausschließlich mittels Dampfkraft durch den Dampfer Royal William in der Zeit vom 18. August bis 12. September 1833 vollendet wurde, bedurfte es doch noch mehr als eines Dezenniums, bis für den Verkehr und die Transporte zu Lande die Eisenbahnen mit Dampfbetrieb und zu Wasser, auf Strömen und Meeren die Dampfschiffe weitere Verbreitung und eine die gewohnten Verhältnisse in größerem Umfang umgestaltende Anwendung erlangt hatten.

Früher, es ist nicht recht ersichtlich warum, aber thatsächlich war es so, daß eine Reise, zumal im Winter, in der Regel nicht nur mit allen unvermeidlichen Unbequemlichkeiten, sondern auch mit recht erheblichen Beschwerden verknüpft war, welchen füglich ganz wohl hätte vorgebeugt werden können. Das Reisen gehörte nicht zu den stehenden Gewohnheiten, es war durchgängig der Ausnahmefall, und man war deshalb nicht darauf eingerichtet. Reisepelze waren eine Selten-

heit, und nur durch Filzschuhe und etwa einen gefütterten Mantel mit einem halben Dutzend übereinander fallender, immer kürzer werdender Kragen geschützt, bot der häufig genug nur schlecht schließende Wagen der Postverwaltung oder des Hauderers mit einer kärglichen Schütte Stroh auf dem Boden nur einen recht mangelhaften Schutz gegen Wind und Wetter, gegen eindringende Kälte und Nässe. Heute sind Reisepelze zwar ein ziemlich verbreitetes Garderobenstück, aber auf Eisenbahnen und Dampfschiffen mit ihren wohldurchwärmten und erleuchteten Koupees und Kajütten kaum noch erforderlich. Was die Strapazen und den Aufwand an Zeit betrifft, so ist heute bei den wohleingerichteten Schlaf- und Restaurationswagen, bei den reichausgestatteten Salons, Kajütten und Küchen der Passagierdampfer eine Reise um die halbe Erde kaum noch mit derjenigen von der östlichen zur westlichen Grenze Deutschlands vor fünfzig Jahren zu vergleichen. Das Reisen ist in unserer Zeit nicht mehr ein Ausnahmezustand, sondern eine gewohnheitsmäßige Institution. Allerdings lockert sich hierdurch der Familienzusammenhalt mehr und mehr; nur selten noch bleiben die Mitglieder einer Familie einander benachbart seßhaft, und namentlich besteht die Einwohnerschaft fast aller größeren Städte der Mehrzahl nach nicht mehr aus Eingeborenen, sondern aus Zugewanderten. Erleidet hierdurch, wie kaum anders möglich, das Interesse für die engere Gemeinschaft der Gemeinde mehr und mehr Abbruch, so gewinnt allerdings das Gefühl der Zusammengehörigkeit in größerem Umfange, es treten nicht nur die Bewohner eines Landes, sondern aller Länder einander näher, und der Utopist schwärmt von Kosmopolitismus, Humanität und Völkerverbrüderung. Und doch wie wenig entspricht ein solcher Optimismus gerade in unseren Tagen den thatsächlichen Verhältnissen, wenn unter dem Schlagwort der Nationalität überall die Aufrichtung neuer Völkerschranken versucht und angestrebt wird.

Ganz abgesehen davon, daß gewiß kein Deutscher, welcher seiner fünf Sinne mächtig ist, etwas wider die in Elsaß-Lothringen gegen Frankreich gerichteten Paßvorschriften des Reichskanzlers, der immer den Nagel auf den Kopf zu treffen pflegt, einzuwenden haben wird, so bilden sie doch, ob von dem französischen Chauvinismus und Hetzwahnsinn erzwungen oder nicht, keinenfalls eine Verkehrserleichterung; sie sind im Gegenteil recht eigentlich auf thunlichste Absperrung zugespitzt. Die anderen halten ihre in gleicher Richtung sich bewegenden Maßregeln für ebenso berechtigt. Die Franzosen hielten es schon immer für patriotisch, Deutsche und Italiener zu insultieren und von der Teilnahme an der Arbeit im Lande auszuschließen, und sind nun mit Maßregeln gegen Fremde nicht an der Grenze, sondern im Lande selbst revanchierend nachgefolgt. Die Blüten des Panslavismus verfolgen ähnliche Ziele; die englisch-australischen Kolonieen möchten die chinesische Einwanderung am liebsten völlig verhindern, und die auf ihre freiheitlichen Einrichtungen so stolzen nordamerikanischen Freistaaten sind nicht nur den Chinesen nicht minder abhold, sondern suchen auch andere Einwanderung mehr und mehr zu erschweren; auch benutzen sie die kanadische Fischereifrage, um sich gegen Kanada mehr und mehr abzuschließen. Die englische Nigerkompagnie

will, wenn auch wahrscheinlich vergeblich, den Niger bloß für englische Interessen vorbehalten und dem Verkehr aller anderen Nationen unzugänglich machen; überhaupt sind alle beteiligten Kulturstaaten ängstlich bemüht, in dem schwarzen Erdteil die eigenen Interessensphären sorglich von den anderen zu trennen und zu sichern.

Ungleich bedeutender und eingreifender in alle Lebensbedingungen gestaltet sich die Dampfkraft noch als Transportvermittler der Erzeugnisse aller Länder und Erdteile untereinander. Nicht nur Kohle, Erze und Eisen, die eigentlichen Träger aller modernen Kultur, werden von denjenigen Orten, welche mit denselben reichlich und über den eigenen Bedarf begnadigt sind, den entferntesten und ärmsten Gegenden zugeführt; auch die spezielle Ernährungsfrage ist durch den Dampf in ein ganz neues, besseres Stadium gerückt, und zwar nicht allein durch die Möglichkeit der Massentransporte überhaupt, sondern fast mehr noch durch die Pünktlichkeit, mit welcher auf deren Eintreffen gerechnet werden kann. Hungersnot, wie sie regelmäßig, gefolgt von verheerenden Krankheiten, von Tod und Pest, in immer wiederkehrenden Wiederholungen die früheren Jahrhunderte heimgesucht hat, ist für Kulturstaaten heute kaum noch denkbar, weil der Überschuß an Nährstoffen, Feldfrüchten und Fleischerzeugnissen, von jeder Stelle leicht und rechtzeitig an den Ort des Bedarfs geleitet werden kann, und selbst ohne außergewöhnliche Zustände sollte das billig zu habende Produkt der unter günstigen klimatischen Boden- und Bevölkerungsverhältnissen mehr als den eigenen Verzehr erzeugenden Länder die Ernährung des großen Haufens in minder reich bedachten Ländern erleichtern und besser gestalten. Aber weit gefehlt, daß diese freie Gabe der Schöpfung willige Aufnahme fände; soweit hat die Naturwissenschaft die Humanität nicht verallgemeinert; andere Interessen stehen dagegen, und es wird nicht nur die Einführung der Kunstprodukte zum Schutze der eigenen Industrie durch thunlichst hohe Schutzzölle nach Möglichkeit erschwert und verhindert, auch die Zufuhr des direkt für die Ernährung bestimmten Naturprodukts wird auf die gleiche Weise beschränkt und verteuert. — Industriezölle sind begreiflich, wenn auch nicht für alle Teile nützlich; agrarische Zölle sind für die Mehrzahl schädlich, in einseitigem Klasseninteresse wirkend und darum verwerflich.

Freilich auch die Landwirtschaft empfindet es schmerzlich, wenn sich die Rente ihres Besitzes der auswärtigen Konkurrenz gegenüber nicht mehr auf der früheren Höhe erhalten kann, und es wäre sehr bedenklich, wenn diese Rente wirklich unter den rechtmäßigen Ertrag des ursprünglichen Besitzwertes sinken würde. Allein in der Mehrzahl der Fälle ist die unveränderte Substanz des Besitzes früher nur unter außergewöhnlichen und ungesunden Verhältnissen zu ungeahntem und nicht gerechtfertigtem Werte gekommen und hat zeitweise entsprechenden Ertrag geliefert. Obschon naturgemäß und gerecht, bleibt es dennoch allerdings unbequem, daß, wenn die Erträge jedes anderen Besitzes, der Kapitalwerte überhaupt, zurückgehen, dann auch die Rente des landwirtschaftlichen Betriebes zurückgeht, und es ist doppelt unbequem, wenn dies da zutrifft, wo das unveränderte Besitztum zur Zeit des hohen Wertes, sei es durch Erbschaft, in

andere Hände übergegangen ist, namentlich wenn die Miterben dem gesteigerten Werte entsprechend abgefunden werden mußten, sei es durch Kauf; daß der Besitzer sich dann mit dem geringeren Ertrage einrichten und sich luxuriöser Angewöhnungen entschlagen, daß er den Unterhalt von Rennpferden und den Schein des Reichtums aufgeben muß, das ist nur ganz in der Ordnung und umsomehr, wenn sein Besitz durch Hypotheken belastet ist. Wo ein Gut im Werte von 300000 Mark mit 200000 Mark verschuldet ist, da kann der Besitzer nur dann ein den gewöhnlichen Zins von 100000 Mark übersteigendes Einkommen mit Recht beanspruchen, wenn er selbst als Verwalter eintritt, nicht aber wenn er, den reichen Besitzer repräsentierend, die ihm selbst zukommende Arbeit durch bezahlte Gutsverwalter und Inspektoren verrichten läßt. Wären von einem unter den früheren günstigen Verhältnissen aufkommenden Ertrage von 30000 Mark dem Besitzer durch Erbteilung 24000 entzogen, und es würde nun entsprechend der allgemeinen Rentenerniedrigung auch der verbliebene Rest von 6000 noch im Verhältnis von 6 oder 5 zu 4 oder $3^1/_2$, also etwa auf 5000 oder 5250 ermäßigt, so könnte auch hierin kein besonderes Unglück gesehen werden, selbst dann nicht, wenn infolgedessen das Eigentum zu dem verminderten Werte in andere Hände übergehen müßte, in welchen die Substanz der zur Zeit geltenden Wertschätzung unterliegt. Erfährt aber der Inhaber eines Landbesitzes das Unglück der Verminderung der Rente, ohne gleichzeitig auch die Ermäßigung der auf denselben ruhenden Verpflichtungen herbeiführen zu können, dann kann er selbstverständlich sein Besitztum überhaupt nicht halten. Dies ist freilich sehr mißlich für ihn, aber doch nur die Folge eines Mangels an Vorsicht. Trotz alledem und alledem steht Grund und Boden doch noch heute sehr hoch im Preise, und solange der Preis der Landgüter nicht von der früheren Höhe herabgeht, solange kann von einer Bedrängnis der Landwirtschaft nicht mit Recht gesprochen werden, und es bleiben agrarische Zölle solange eine Härte der Agrarier gegen die konsumierende Menge.

Dagegen kann es nur mit Befriedigung erfüllen, wenn die Landwirtschaft durch Benutzung der Ergebnisse der Wissenschaft und Technik die Bearbeitung des Bodens intensiver zu machen und die Betriebskosten zu ermäßigen bestrebt ist, wenn sie mit Hilfe der Agrikulturchemie durch künstliche Düngung, durch Dränierung der Felder und Kultivierung ertraglosen Moorbodens wertvollere Erzeugnisse gewinnt, wie andererseits bei der Verwendung von landwirtschaftlichen Maschinen und der billigeren Dampfkraft statt der teuren Menschenarbeit Ersparnisse erzielt.

In einer besonderen Art des Menschen- und Warentransports haben die Eisenbahnen schon jetzt eine ganz ungeahnte Veränderung der Verhältnisse herbeigeführt und werden dies eintretenden Falles in Zukunft noch mehr. Es ist der Transport der Truppen und Kriegsbedürfnisse im Falle eines Krieges. Der Kreislauf der menschlichen Entwickelung hat in der Neuzeit die Einrichtungen des Altertums, die Wehrpflicht aller Bürger, wieder herbeigeführt, nur mit dem Unterschied, daß im Altertum die Menge der wehrpflichtigen Bürger von der Menge der nicht waffenfähigen Sklaven überwogen wurde, während es sich heut um das ganze Volk

in Waffen handelt. Demzufolge werden künftig, nachdem die allgemeine Wehrpflicht nach dem Vorgange Preußens auch in den andern Staaten mehr und mehr zur Geltung gekommen ist, Massen gegeneinander ins Feld geführt werden, wie sie noch nie, nicht annähernd in der sogenannten Völkerschlacht bei Leipzig und auch nicht während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 gleichzeitig auf dem Plan erschienen sind. Vermöge der Eisenbahnen, für deren exakte Wirksamkeit schon im Frieden alle Pläne auf das genauste ausgearbeitet sind, werden diese Massen innerhalb weniger Tage an den Grenzen schlagfertig und von Marschstrapazen nicht erschöpft versammelt sein. Früher würden Märsche von Wochen und Monaten erforderlich gewesen sein, und ein nicht unbeträchtlicher Teil der Mannschaft wäre schon marschkrank zurückgeblieben. Aber auch hier wird sich zeigen, daß das Menschenleben häufig nur das Bild eines in sich selbst zurückkehrenden Kreislaufs darbietet. Bei der Anhäufung solcher Truppenmassen auf verhältnismäßig beschränktem Raum bildet die Ernährung derselben eine Hauptschwierigkeit; Requisitionen würden sehr bald unwirksam werden, und sobald mit dem Eintritt der eigentlichen Aktion die Eisenbahnen verlassen werden müssen, wird es unmöglich, die Erfordernisse der Ernährung und der übrigen Kriegsbedürfnisse aus dem Innern rechtzeitig nachzuschaffen; man wird darum wieder auf die Errichtung von Magazinen und die Magazinverpflegung zurückkommen müssen, wie sie Friedrich der Große geübt, und deren Vernachlässigung einen Hauptfaktor gebildet hat zu der von Napoleon I. im russischen Feldzuge erlittenen totalen Niederlage. Ob die Verbesserung der Schußwaffen, die Massenfeuer der Magazingewehre, die Fernwirkung der Geschütze die Kriege blutiger gestalten und die Entscheidungen beschleunigen werden, kann erst die Zukunft lehren; aus der Schwierigkeit aber, welche durch die Ernährung der einander gegenüberstehenden Massen erwächst, darf man die Hoffnung schöpfen, daß künftig die Kriege sich nie lange werden hinschleppen können, und daß den blutigen Schlachten und sonstigen Kriegsnöten der Friede mit Notwendigkeit in nicht zu ferner Zeit wieder folgen wird.

Ohne auf die Bedeutung des Dampfes für die einzelnen Industriezweige, sie mögen sich mit der Verarbeitung von Metall, Holz, Leinen, Baumwolle oder Seide u. s. w. befassen, weiter einzugehen, — denn beinahe kein Großbetrieb kann heute des Dampfes mehr entbehren, — so übernehmen die Eisenbahnen und Seedampfer neben dem Transport von Menschen und Waren der Hauptsache nach auch die Vermittelung im modernen Nachrichtenwesen, soweit dasselbe auf Briefen und Zeitungen beruht. Ohne Dampf würde es nicht möglich sein, die Zeitungen in dem Umfange und in der Anzahl auch nur herzustellen, wie sie für das Lesebedürfnis der ganzen Welt täglich erforderlich sind. Dieselben werden in der That mit Dampf hergestellt, thatsächlich im Druck, häufig genug leider auch, wie nachlässige Schreibweise, Flüchtigkeitsfehler in den Konstruktionen und Druckfehler beweisen, im Manuskript und Satz. Diese Fehler sind jedoch noch nicht die schlimmsten; — leider wird die Buchdruckerkunst zu vielen Erzeugnissen gemißbraucht, welche die Menschen nicht nur nicht fördern, sondern nur irreleiten oder gar verführen. Gleichwohl hat der Buchdruck allein es möglich gemacht, daß die Kulturfortschritte

der letzten Jahrhunderte nicht nur intensiv, sondern auch extensiv bedeutender sind als die aller vorausgegangenen Jahrtausende, welche auf das Alter des Menschengeschlechtes fallen. Denn nur durch den Druck sind die früher nur einzelnen zugänglich gewesenen Schätze des Wissens und Könnens fixiert und verallgemeinert und ist die Möglichkeit geschaffen worden, daß die Kräfte der gesamten Menschheit gemeinsam auf das eine Ziel der Vervollkommnung und Steigerung der Humanität hinwirken. Und die ihrer Oberflächlichkeit wegen nicht mit Unrecht geschmähten Tagesblätter haben trotzdem einen wesentlichen Anteil an dem rastlosen Fortschritt und der Ausbreitung allgemeiner Bildung.

An der Verbreitung dieser Tageblätter ist die Post vorzugsweise mitbeteiligt; wenn wir uns aber der Schnelligkeit und Pünktlichkeit erfreuen, mit welcher wir täglich die neusten Nachrichten beim Frühstück gedruckt vor uns liegen haben, und der Antwort auf unsere Anfragen je nach der Entfernung des Wohnortes unseres Korrespondenten mit Sicherheit innerhalb einiger Stunden oder Tage für Europa, nur weniger Wochen für Amerika und innerhalb einiger Monate für alle kultivierten Teile der Erde mit Sicherheit entgegenzusehen gewohnt sind, so verdankt die Post das dafür auf sie entfallende Lob nur der Pünktlichkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, mit welcher Dampfschiffe und Eisenbahnen die Kraft des Dampfes beherrschen. Diese befördern nicht nur die Hauptmasse, sondern auch, weil sie nur die wenig bevölkerten Orte nicht unmittelbar berühren, den wichtigsten Teil alles Zeitungs- und Briefverkehrs. Postwagen und Landboten bilden die zwar zahlreichen, immerhin aber nur beschränkt mitwirkenden Faktoren bei der Beförderung, und die bei derselben noch überdies vorkommenden, allerdings recht umfangreichen, wenn auch einfachen Geschäfte, setzen sich lediglich aus einem fortgesetzten Sammeln und Verteilen der durch fremde Kraft beförderten Sendungen von einzelnen Orten und Kursen nach den empfangenden Orten und weiterspedierenden Kursen zusammen. Speziell für Deutschland hat sich dabei das Verhältnis so entwickelt, daß die Mehrzahl der Leistungen der Eisenbahnen ohne oder gegen verhältnismäßig geringe Entschädigung für die Post ausgeführt werden muß, was in der Regel als Äquivalent bezeichnet wird für die Abtretung gewisser Befugnisse, welche ursprünglich der Post vorbehalten waren. Dabei wird die Post aber für Rechnung des Reiches verwaltet, während die Mehrzahl der Eisenbahnen Eigentum der betreffenden Länder, unter anderem Preußens, sind, so daß das Land einen Teil der Reichslasten zu tragen hat, ohne daß dies rechnungsmäßig in die Erscheinung tritt, wenn nicht in den Überschüssen der Postverwaltung; wobei überdies die Post als Reichsinstitut die von ihr früher für die Landesbehörden und sonstige Institute ohne Entgelt ausgeführten Leistungen wesentlich eingeschränkt und nahezu gänzlich aufgehoben hat. Die Grundlagen des dem Vernehmen nach neuerdings abgeschlossenen und am 1. Oktober 1888 in Wirksamkeit getretenen Eisenbahn-Postvertrages sind noch nicht bekannt geworden. Würde die Post aber für die ihr umsonst geleisteten Dienste die entsprechende Entschädigung zu zahlen haben, wie sie selbst früher der sogar demselben Staatswesen angehörigen Telegraphenverwaltung ihre Mitwirkung stets zu recht ansehnlichem Betrage in Rechnung gestellt und

dadurch wesentlich zu dem vor der Vereinigung mit der Post oft bemängelten Telegraphendefizit beigetragen hat, und würde sie überdies, wie in England, das in postalischen Anlagen investierte und zu nicht geringem Teil durch Anleihen beschaffte Kapital zu verzinsen und zu amortisieren, auch die Pensionen der ausgedienten Beamten auf ihrem Etat zu verrechnen haben, dann würde der Überschuß sich erheblich vermindern, wenn nicht gar verschwinden und die bequeme Überschußverwaltung die mißliche Lage des Zuschußbedürfnisses erfahren.

Hoffentlich kommt die Zeit noch einmal, daß auch die Eisenbahnen in die Reichsverwaltung übergehen und dann die Posten und Telegraphen mit diesen zu einem einheitlichen Reichsverkehrsamt vereinigt werden, wonach es ohne Belang sein wird, ob die Posten ihre Fahrten bezahlen oder nicht, weil dann der Reichssäckel gleichmäßig die Einnahmen beziehen und für die Ausgaben aufzukommen haben wird.

Neben dem Dampf und der Dampfkraft hat die Elektrizität von Grund aus umgestaltend auf die menschlichen Verhältnisse eingewirkt und sie hat ihren Umwandlungsprozeß noch nicht vollendet. Hat schon der Dampf das Verhältnis von Raum und Zeit wesentlich verändert und die entfernten Gegenden einander genähert, so hat die Elektrizität für den Gedankenaustausch den Raum nahezu verschwinden lassen. Über die Bedeutung des Telegraphen für alle geschäftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen bedarf es keiner Auseinandersetzung; die Vorteile desselben für den Einzelverkehr sind allen Ständen und Klassen zugänglich, und wenn auch viele wenig oder gar nicht in die Lage kommen, sich seiner zu bedienen, so ist wenigstens im Einzelfalle auch außerhalb des Geschäftslebens jedem die Möglichkeit geboten, bei außergewöhnlichen Vorkommnissen den Wert schleuniger Nachrichten an sich zu erproben. Außerdem aber hat erst der Telegraph auch eine Reihe von Einrichtungen ermöglicht, welche immer, selbst ohne eignes Zuthun, einer größeren oder engeren Gemeinschaft zugute kommen. Zwar hat die telegraphische Sammlung und Verbreitung meteorologischer Beobachtungen bis jetzt noch nicht die Bedeutung für das Leben gewonnen, wie es vor einigen Jahren in Aussicht zu stehen schien; die Wettervorherbestimmungen haben sich noch zu wenig zutreffend erwiesen, um allgemeiner mit Nutzen verwertet werden zu können. Die deutsche Seewarte hat dieselben sogar wieder einstellen müssen, vielleicht nicht ganz ihren Wünschen entsprechend, aber jedenfalls mit Recht, weil es für ein Reichsinstitut nicht passend erscheint, neben manchen richtigen Prognosen, von denen übrigens jeder Beobachter auch ohne amtliches Material eine Menge selbst herausfinden konnte, eine ganze Reihe unzutreffender Veröffentlichungen zu erlassen; und die hier und dort noch mit Wettervorhersagungen beschäftigten Lokalbeobachter haben es überall zu einem Beigeschmack des Komischen gebracht, zumal die größte Kunst, um der Wirklichkeit entsprechende Angaben zu machen, darin zu bestehen scheint, die Prophezeiungen recht pythisch zweifelhaft zu halten, damit sie thunlichst für alle Fälle gelten können.

Wichtiger ist die Organisation für die Wasserstandsnachrichten in den einzelnen Stromgebieten bei nahendem Hochwasser und Eisgang. Diese ist jetzt im Deutschen Reich für alle Hauptströme mit ihren Nebenflüssen getroffen und ermöglicht es

in vielen Fällen, drohende Gefahr durch rechtzeitig ergriffene Gegenmaßregeln abzuwenden und Verlusten an Vermögen und Leben vorzubeugen. Daß trotzdem, wenn die Natur mit voller Gewalt auftritt, großes, unsägliches Unglück durch Wasser noch heute verursacht werden kann, das hat sich in diesem Jahre wiederholt in ganz Deutschland gezeigt. Wie aber die mehrmaligen, gänzlich unvermuteten Ausuferungen des Bober und des Zacken in Schlesien infolge von Wolkenbrüchen im Gebirge mit ihren beklagenswerten Folgen nahelegen, scheint auf diesem Gebiete doch noch mehr geschehen zu können, und es wird dies wahrscheinlich zum Teil wenigstens nur durch einen gewissen Ressortpartikularismus erschwert und verhindert. Denn die sogenannten Wasserstandstelegramme unterliegen als partikularstaatliche der Gebührenerhebung, weil die Gebührenfreiheit wie für Briefe, so auch für Telegramme, welche früher den betreffenden Staaten zustand, nach der Vereinigung der Telegraphie mit der Post aufgehoben worden ist; so daß die heute vereinigte Verwaltung u. a., wie erwähnt, zwar die Dienste der preußischen Eisenbahnen unentgeltlich in Anspruch nimmt, die Beförderung der amtlichen brieflichen und telegraphischen Korrespondenz der preußischen Staatsbehörden aber sich bezahlen läßt. Es liegt auf der Hand, daß unter den obwaltenden und nicht zu beseitigenden Etatsverhältnissen die Gebührenerhebung wenigstens nicht fördernd auf die Erweiterung der bisherigen Organisation einwirkt. Dies thut jedoch der Bedeutung des Telegraphen auch in den vorliegenden Fällen keinen Abbruch, es ist nur eine Minderung seiner Nützlichkeit durch Nebenumstände.

In gleichem Sinne sind auch noch anzuführen die von einzelnen Verbänden getroffenen Einrichtungen, um sich, da die einzelnen Mitglieder derselben nicht selbständig unter allen Umständen über ausreichende Löschgerätschaften verfügen, bei eintretender Feuersgefahr gegenseitig schnell zu unterstützen. In weit höherem Maße, wenn auch minder häufig, erscheint die Schnelligkeit der telegraphischen Mitteilungen für die Allgemeinheit jedoch nützlich, wenn es sich um Nachrichten über die Entstehung und Verbreitung ansteckender Krankheiten unter Menschen und Tieren handelt. Die Verheerungen solcher Epidemien sind früher regelmäßig schneller vorgedrungen, als es möglich war, geeignete Schutzmaßregeln zu ergreifen. Heute werden dieselben unmittelbar nach dem Auftreten am ersten Ort der Entstehung in der ganzen Welt bekannt; und es wird dadurch möglich, die Seuche zu lokalisieren und ihrer Verbreitung rechtzeitig durch vorbeugende Maßregeln und Absperrung entgegenzutreten. Zwar läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß schlimme Seuchen überhaupt nicht wieder wie in früheren Zeiten vorkommen können, denn die natürlichen Kräfte und Prozesse können auf jedem Gebiete mit unwiderstehlicher Wirksamkeit auftreten; thatsächlich ist jedoch seit vielen Jahren die an einzelnen Orten immer wieder auftretende Cholera nirgends länderverheerend erstarkt, wie auch die Rinderpest immer nur auf einzelne Distrikte, oft sogar auf einzelne Ortschaften und Gehöfte beschränkt geblieben ist. Die Wiederholung von Zuständen, wie sie unter der Fackel der Pest, des schwarzen Todes, im Mittelalter

vorgekommen sind, liegt zwar nicht in der Unmöglichkeit, aber nicht in der Wahrscheinlichkeit.

Eine höchst eigentümliche Steigerung des Gedankenaustausches ist der neuesten Zeit noch durch die Erfindung des Telephons beschert worden. Liegt in dem Worte „bescheeren" der Begriff der kostenlosen Übereignung oder Aneignung, dann ist dasselbe bezüglich Deutschlands hier richtig gewählt. Das erste Telephon wurde in Deutschland den Teilnehmern eines Festes zur Feier der Verlegung des unterirdischen Telegraphenkabels Berlin-Kiel an letztgenanntem Orte durch einen mitanwesenden englischen Ingenieur vorgeführt, welcher es der Kuriosität halber aus London hatte kommen lassen. Es war ein Bell'sches Telephon von ziemlich primitiver, jedoch durchaus wirksamer Konstruktion. Hierdurch wurde der Apparat in Deutschland bekannt, ehe der Erfinder sich dort seinen Patentanspruch gesichert hatte, und er ist deshalb jeder Entschädigung verlustig gegangen. Daß das Telephon eigentlich eine deutsche, dem Homburger Lehrer Philipp Reiß zu verdankende Erfindung wäre, ist eine künstliche Legende und Mythe; mit demselben Rechte könnte man Salomon de Caus für den Erfinder der Lokomotive ausgeben; denn der von diesem angegebene Plan eines Apparats, um Wasser durch Dampfdruck zu heben, ist von einer Lokomotive kaum mehr unterschieden als die kränkliche Fortgebung unartikulierter Töne mittels des Reiß'schen Apparates von der charakteristische Stimmunterschiede umfassenden Sprachübermittelung durch das Telephon. Wenn man der Witwe des angeblichen deutschen Erfinders nachträglich eine Vergütung oder Pension bewilligt hat, so ist dieser eine solche Erleichterung ihres Lebensabends sehr wohl zu gönnen; ein größerer Anspruch auf entsprechende Entschädigung käme, wenn auch nicht rechtlich, dem Amerikaner Bell zu.

Die neuere Erfindung wurde in ihrer Bedeutung in Deutschland sofort erkannt und, zumal es ohne besonders große Kosten geschehen konnte, auch sehr schnell wirksam verwertet, derart, daß die dem allgemeinen Verkehr gewidmeten Telephonanlagen Deutschlands z. Z. diejenigen jedes anderen Landes an Ausdehnung übertreffen. Abgesehen davon, daß das Telephon es ermöglicht hat, am 1. Juni 1888 in 4397 Orten mit telegraphisch nicht geschulten Beamten den gewöhnlichen Telegraphendienst einzuführen, so sind außerdem sogenannte Fernsprecheinrichtungen, mittels deren die Teilnehmer unmittelbar mit einander in mündlichen Verkehr treten können, in 158 Orten eingeführt, und ein Teil dieser Orte steht noch direkt unter einander in telegraphischer Verbindung. Wie sehr die Möglichkeit einer solchen unmittelbaren mündlichen Unterhaltung auf weite Entfernung den Verkehr belebt, erleichtert und fördernd in alle Geschäftsbeziehungen eingreift, läßt sich unschwer erkennen, und es ist die Übertragung der Funktion des Kehlkopfes und vieler harmonisch zusammenwirkender, künstlicher Instrumente in Sprache, Gesang und Musik auf eine einfache Eisenplatte vielleicht der staunenswerteste und noch jetzt seinem Wesen nach am wenigsten erklärte Fortschritt, welchen die Menschheit der Wissenschaft und Technik verdankt. Freilich wickelt sich der Verkehr, namentlich da, wo nicht von den Telegraphenlinien ganz entfernte Telephonleitungen bestehen, zwischen entfernten Orten noch nicht immer glatt ab,

wie eine in diesen Tagen an das Reichspostamt gerichtete Eingabe vieler Kaufleute in Stettin beweist. Diese hat allerdings eine recht wenig entgegenkommende Antwort von oben herab gefunden, welche die sich beklagenden Teilnehmer wohl kaum von dem Irrtum, der ihrer Klage zu Grunde liegen soll, überzeugen wird. Künftig wird die Vermeidung störender Nebengeräusche, auch neben Telegraphenlinien, durch Anwendung von Broncedraht erwartet, weil dieser nicht wie Eisendraht der Selbstinduktion unterliegt. Ob das Telephon später auch mit durchschlagendem Erfolg im Kriege, im Vorpostendienst und zur Aufrechterhaltung der unmittelbaren Verbindung zwischen gemeinsam operierenden, aber örtlich getrennten Truppenteilen verwertet werden kann, läßt sich wohl noch nicht mit Bestimmtheit annehmen, weil hierbei zu viel äußere Störungen zu erwarten sind, welche die Schwingungen der gebenden und empfangenden Lamellen und hiermit die Verständlichkeit der Sprache beeinträchtigen.

Wenn von der Elektrizität die Rede ist, dann darf die Verwertung dieser Naturkraft mit Hilfe geeigneter technischer Erfindungen zu Beleuchtungszwecken und zur Kraftübertragung nicht stillschweigend übergangen werden. Diese ist jedoch in diesen Blättern schon mehrfach, zuletzt im Oktoberheft 1888, und zwar auch mit dem Hinweis eingehend besprochen werden, daß auch hier menschliche Engherzigkeit vielfach der weiteren Ausdehnung und Verallgemeinerung hemmend entgegentritt. Dagegen ist es nicht unerfreulich zu erwähnen, daß der eigentliche Erfinder, Edison, dem unzweifelhaft das Verdienst zukommt, zuerst den Kohlenfaden im luftleeren Raum zu elektrischem Glühlicht hergestellt und verwendet, wie auch ein brauchbares Leitungssystem zur Verteilung der Elektrizität erdacht zu haben, durch rechtzeitige Anmeldung von Patenten seinen Bestrebungen den klingenden Lohn gesichert hat. Die zersetzende Kraft der Elektrizität wird ferner gegenwärtig schon nicht nur in Laboratorien, sondern auch im praktischen Betriebe zu metallurgischen Zwecken, namentlich zur Darstellung reinen Kupfers, benutzt; höchst bedeutend und in vielen technischen Fragen aus dem Grunde umgestaltend wird sie werden, wenn es noch gelingt, das in kollossalen Mengen verbreitete, aber nur schwer zu reduzierende Aluminium mit ihrer Hilfe billig darzustellen.

Wenn die Elektrizität in hygienischer Beziehung mittelbar durch die Ermöglichung rechtzeitiger Absperrung zum Heile der Menschheit dienstbar wird, so ist das Mikroskop unmittelbar zur Förderung und Erhaltung der Gesundheit in hohem Maße wirksam geworden. Zwar ist es praktisch noch von geringem Werte, wenn die Ursache gar mannigfacher Krankheiten durch mikroskopische Entdeckungen wissenschaftlich auf Mikroben, Bacillen, Bakterien u. s. w. zurückgeführt wird, wenn sich nicht gleichzeitig die Mittel zur Unschädlichmachung dieser minimalen Krankheitserreger ergeben; immerhin läßt sich erwarten, daß nach Feststellung der Ursachen mit der Zeit auch Mittel zur Verhütung in der Wissenschaft gefunden werden. Im Falle der Trichinen und der nach deren Entdeckung ganz allgemein obligatorisch gemachten Fleischschau erweist sich die Anwendung des Mikroskops als ein höchst bedeutsamer Schutz, welcher namentlich auch der ärmeren, vielfach Schweinefleisch konsumierenden Bevölkerung zugute kommt. Überhaupt haben

die neueren Fortschritte der Chemie und Technik erst das Bedürfnis eines gegen die Verfälschung gerichteten Nahrungsmittelgesetzes recht erkennen und Abhilfe möglich werden lassen. Auch hier wird nicht nur für die oberen Zehntausend, sondern nicht minder gleichmäßig für den Proletarier gesorgt. Die namentlich in großen Städten früher an der Tagesordnung gewesenen Milchverfäschungen durch Wasser, verrührtes Mehl, durch Stärke, fein geriebenes Hammelhirn, Abkochungen von Reis u. s. w. macht das Galaktometer jetzt alsbald erkennbar, nachdem vielfache Untersuchungen die Feststellung gewisser Grenzen in den Mischungsverhältnissen der Milch mit genügender Genauigkeit mittels dieses Instrumentes ermöglicht haben. Es ist jetzt eine Herzensfreude, wenn man z. B. in Berlin von Zeit zu Zeit sieht, wie die Polizei den ganzen Inhalt der Kannen eines Fälschers dieses für das Gedeihen der Kinder so unentbehrlichen Nahrungsmittels auf die Straße entleert, und gewiß sein darf, daß der gewissenlose Verkäufer überdies noch seiner Bestrafung nicht entgehen wird. Die früher unbeachtet und ungeahndet gebliebenen Verfälschungen des Mehls durch Schwerspath, Gyps, Kreide, die Anwendung schädlicher Farben zu Konditorwaren, giftig wirkender metallischer Umhüllungen, der Verkauf des Fleisches kranker Tiere und dessen Verwendung zu Würsten, manchmal sogar unter Beimischung von Fuchsinrot zur Verbesserung der Farbe, das Verhandeln eines künstlichen, nicht selten eklen Fettgemisches zu dem höheren Preise reiner Milchbutter, die Verschlechterung und Vergiftung des Bieres durch Zusatz von Quassia, Aloë, Wermut, Bitterklee, u. s. w. oder gar von Nux vomica, Pikrinsäure, Koloquinthen statt des Hopfens, alle diese Betrügereien des unsoliden Geschäftsbetriebes gehen nicht mehr ungestraft hin; sie sind nicht nur mit Strafe bedroht, sondern es wird auch nachgeforscht, um sie zu entdecken und zur Bestrafung zu bringen. In den Brauereien Bayerns ist, vielleicht mit Rücksicht auf das Malzaufschlagsgesetz vorwiegend aus finanzwirtschaftlichen Gründen, die Anwendung aller Surrogate statt der Gerste und des Hopfens bei der Bierbereitung verboten; aber diesem Umstande verdankt das bayrische Bier nicht am wenigsten den Vorzug, den es noch heute bei den Biertrinkern beinahe der ganzen Welt genießt.

Der Wein steht noch aus, insofern es sich nicht um eigentlich schädliche Beimischungen, sondern nur um mehr oder minder betrügliche Manipulationen handelt, bei welchen unter Verschweigung der Thatsachen minderwertige Ware alls Vollware in den Handel gebracht wird; hoffentlich bringt eine nahe Zukunft dem Weintrinker noch die Gewißheit, daß er sich wirklich der schönen Gottesgabe erfreut, wenn er sich den Genuß derselben zum Lohne für gethane Arbeit und zur Erfrischung und Stärkung gestattet. Es mag dahingestellt bleiben, ob das Pasteurisieren, (die Erwärmung des Weines auf 60° zur Vernichtung der die fertigen Weine zur Erkrankung geneigt machenden Pilzbildungen) überhaupt als anormal zu bezeichnen ist, ob die Verschweigung des Chaptalisierens (Zusatz von Zucker zum Moste), des Gallisierens (Zusatz von Zucker und Wasser zum Most zur Entsäuerung und Vermehrung des Weines) nachgesehen wird,

keinesfalls aber sollte der durch Umgährung der Trestern mit Zuckerwasser hergestellte, petiotisierte Wein als Naturwein in den Handel kommen dürfen.

Äußerst wohlthätig für das Wohlsein aller Klassen wirkt die mehr und mehr zunehmende Beschaffung des Gebrauchswassers in hinreichender Menge, Güte und Reinheit durch die Wasserwerke. Freilich sind Wasserleitungen zur Versorgung der Städte nicht eine Erfindung der Neuzeit; die Ruinen der römischen Aquädukte in Italien, Spanien, Frankreich, in Griechenland und Kleinasien, wie auch in Deutschland (Zahlbach bei Mainz) zeugen von der Sorge der Römer für die Versorgung ihrer Wohnstätten mit Wasser; auch noch in späteren Jahrhunderten entstanden ähnliche Anlagen, u. a. bei Arles, Versailles; alle diese Anlagen beschränkten sich jedoch meist auf die Zuleitung von Tagewassern aus entfernten Orten zu den Verbrauchsstellen, und erst die Möglichkeit der Errichtung kolossaler Pumpwerke mit Dampfbetrieb hat die Wassergewinnung in der Nähe des Bedarfes und die Verbreitung der Wasserwerke thunlich gemacht. Naturgemäß bleiben sie auch jetzt noch auf volkreiche Städte beschränkt; hier aber sind sie auch nötiger als in minder dicht bewohnten Orten, wo in der Regel an und für sich günstigere Lebensbedingungen herrschen, und hier tragen sie durch die Verbindung mit öffentlichen, gegen geringe Vergütung zugänglichen Wasch- und Badeanstalten und namentlich mit Kanalisationen zur sofortigen und geruchlosen Entfernung der Auswurfstoffe sehr wesentlich zur Besserung der Gesundheitsverhältnisse der ärmeren Bevölkerung bei.

Daß gesunde Luft zum Atmen das Wohlbefinden fördert, das ist schon lange bekannt, und wenn in den von kopfreichen Familien der ärmeren Klassen benutzten Wohnungen noch häufig genug wegen niedriger Räume und mangelnder Ventilation eine recht böse Luft herrscht, so kommen die Vorteile der heutigen Bauweise und die Fortschritte in der Ventilationstechnik doch auch den unteren Ständen zu gut in Pflege- und Krankenanstalten, Versorgungs- und Arbeitshäusern, in den verschärften Bauvorschriften für Fabriken und namentlich in den Schulen. Daß man neuerdings dahin strebt, den Kindern der unteren Stände in größeren Städten selbst den Genuß und Vorteil einer Sommerfrische zu verschaffen, das gehört schon zu den Übertreibungen; denn abgesehen davon, daß die meisten Kinder mittlerer Stände, welchen dergleichen auch erwünscht und zuträglich wäre, davon naturgemäß, häufig jedoch nicht ohne einen Stachel im Herzen, ausgeschlossen bleiben, so erwächst selbst bei denen, welche des Vorzugs teilhaft gewesen, sehr leicht Unzufriedenheit, wenn die Wiederholung das nächste Jahr ausbleibt, und nachher ganz gewiß, wenn im späteren Leben dauernd versagt bleibt, was ihnen in der Jugend gewährt war. Allgemeine tägliche Ferienspaziergänge unter Aufsicht des Lehrers würden wohl mit weniger Kosten gleiche und gefahrlosere Resultate erzielen lassen.

Weniger sichtbar in dem materiellen Leben und dessen Verbesserung, aber höchst bedeutend für die allgemeine geistige Entwickelung sind die Einblicke in das Wesen und Weben der Natur, welche der künstlichen Erhöhung des Sehens durch Mikroskop, Teleskop und Spektroskop zu verdanken sind. Hat das Mikroskop das

Sehen ins unendlich Kleine auf die wunderbarste Art geschärft und den künstlichen Aufbau aller Organismen aus der einfachsten Zellenform erkennen lassen, so hat das Teleskop das Erkennen im unendlich Weiten nicht minder geschärft und verbreitert. Der Himmel mit seinen Planeten und Fixsternen ist nicht mehr ein unverstandenes Gebilde; nicht nur die Kenntnisse der Gesetze der dort herrschenden Bewegungen ist in den Wissensschatz aller Gebildeten übergegangen, es ist selbst der Anfang für die Bestimmung der Entfernungen gemacht worden, welche außerhalb unseres Sonnensystems herrschen, und das Spektroskop bringt Kunde von der Zusammensetzung, zum Teil sogar von veränderlichen Zuständen, von dem Werden und Entstehen ferner Weltkörper, von deren Dasein die im Vergleich zu den Weltperioden kaum als gestern zu bezeichnende Vorzeit überhaupt noch keine Ahnung hatte.

Allerdings hat die Bestimmung des untergeordneten Ranges der bewohnten Erde, die Erweiterung der Räume und Zeiten, mit welchen zu rechnen ist, eine wesentliche Modifikation der früheren Ansicht von der Schöpfung und Weltbildung zur Folge gehabt und führt notwendig zu einem Konflikt mit denjenigen, welche vorgeblich oder thatsächlich das Wesen der christlichen Religion in dem naiven Glauben an die buchstäbliche Wahrheit der mosaischen Schöpfungsgeschichte, an den Sündenfall und an die Richtigkeit der Zeitbestimmung des jüdischen Kalenders zu finden meinen. Nimmt man hierzu noch die gleichfalls vor Augen liegende Verbreitung der Lehren, daß alles Leben nur auf verschiedenen Agglomerationen des Stoffes beruht, daß alle Kraft nur am Stoffe haftet, daß Gedanken Sekretionen des Gehirns sind, wie der Urin sich aus den Nieren ausscheidet, daß der Mensch lediglich ein höher und feiner organisiertes Tier ist, dem nur Überspanntheit neben dem Körper noch ein geistiges Wesen angedichtet hat, und welches nach dem letzten Herzschlag dem Verfaulungsprozesse unterworfen, in Asche zerstäubt und in elementare Atome zerfällt, wie der aus dem Stalle auf den Acker gebrachte Mist und ohne andere Folgen als dieser — dann kann man sich nicht nur nicht über die Entstehung des Sozialdemokratismus an sich, sondern auch nicht über seine von vielen doch noch als Entartung angesehenen und als solche wenigstens angeblich perhorreszierten Ausläufer in Nihilismus, Anarchismus und Dynamitardentum wundern.

Die soziale Frage, die Sozialdemokratie, ist keineswegs eine lediglich der Neuzeit angehörige Erscheinung; sie ist so alt wie die Gliederung der Menschen in verschiedene Stände, wie deren Verbindung zu größeren Gemeinde- und Staatswesen, und sie ist nie ohne eine gewisse Berechtigung gewesen. Die Empörungen der Heloten, die athenischen Parteikämpfe, welche der Solonischen Gesetzgebung vorhergingen, der Auszug der Plebs auf den heiligen Berg, die gracchischen Unruhen, die Sklavenkriege im alten Rom, die Bauernkriege im Mittelalter, die französische Revolution, in allen diesen bekannteren und in hundert weiteren geschichtlichen Vorkommnissen macht sich die soziale Frage bald allein, bald verquickt mit anderen politischen und religiösen Motiven geltend; sie ist nie zum völligen Austrag und nur selten ohne Schrecken und Blut zum zeitweiligen

Ausgleich gekommen; niemals aber hat sie wohl eine so greuliche Gestalt angenommen wie in der Neuzeit, wo ihren Auswüchsen in der aus den Fortschritten der Naturwissenschaft hervorgegangenen leichten und bequemen Herstellung explosiver Stoffe ein dämonischer Helfer entstanden ist.

Auch heute sind die soziale Frage und die Sozialdemokratie nicht von ungefähr entstanden; gerade der Aufschwung der Industrie und die skrupellose Ausbeutung des Individuums im Sinne des jede staatliche Einwirkung abwehrenden laisser aller des Manchestertums haben neben dem widerwärtigen Strebertum im öffentlichen Leben, in der Verwaltung und selbst in der Litteratur und Kunst, deren Repräsentanten zu Dutzenden auf der Oberfläche umherschwimmend mit den Händen zu greifen sind, ein bedauernswertes Proletariat und die der Armenpflege verfallenden Invaliden der Arbeit geschaffen. Die Teilnahme an dem materiellen Wohle der Arbeiter, welche den Reichtum einzelner Industrieller vermehrten, war bei diesen nur eine verschwindende Ausnahme, und es galt als ein allgemeiner Grundsatz, daß die unvermeidlichen Opfer der nicht seltenen Unfälle, daß die Armut und Erwerbslosigkeit ausgedienter Arbeiter ein Zoll im Interesse der Industrie wäre, für welchen diese aufzukommen nicht imstande wäre. Es sind dies beinahe buchstäblich die Worte aus dem Munde eines Großindustriellen, welcher ein Kapital von 20000 Thaler ererbt hatte und sich nach zwanzigjähriger Thätigkeit neben anderweitigem Besitz mit einer Rente von 15000 Thalern aus dem Geschäfte zurückzog und es höchst ungerecht fand, daß sein Sohn, wie jeder gemeine Arbeiter, im Falle einer Mobilmachung, ohne sich einen Stellvertreter kaufen zu dürfen, ins Feld rücken mußte; und nach abermals zwanzig Jahren starb dieser Sohn mit Hinterlassung eines Vermögens von etwa 60—70 Millionen Mark. Dem Arbeiter wurde stets der kontraktliche Lohn oder der Verdienst bei der Akkordarbeit pünktlich ausgezahlt; mehr hatte er nicht zu fordern, mehr war für ihn nicht zu thun; ein ausgeprägtes Beispiel echten Manchestertums.

Für die Einrichtung von Krankenkassen gab es bei den Industriellen auch früher hier und dort allenfalls ein Verständnis, weil es sich um die Erhaltung geschulter Arbeitskräfte handelte, welche später wieder verwertet werden konnten; weiter durfte sich die Fürsorge nicht erstrecken. Darum ist schon jetzt die allgemein-obligatorische Beteiligung an den Krankenkassen und fast mehr noch an der Unfallversicherung, beides unter Mitheranziehung der Arbeitgeber zu den Kosten, allerdings als ein feindlicher Schlag gegen die Manchesterdoktrin, aber als ein Segen für die Menschheit, als eine Abwehr gegen verderbliche sozialdemokratische Lehren zu betrachten. Wenn es, wie zu hoffen steht, der Energie des Reichskanzlers gelingt, demnächst auch noch die Invalidenversicherung der Arbeiter ins Leben zu rufen, dann hat er, ganz abgesehen von seinen sonstigen Erfolgen, auch auf diesem Gebiete eine That vollbracht, wie sie die mehrtausendjährige Geschichte der Menschheit vordem noch nicht aufzuweisen hatte, und es wird die Bedeutung seines Vorgehens dadurch nicht vermindert, daß man sich auch in anderen Staaten anschickt, auf diesem Gebiete seinen Spuren zu folgen. Zwar wird auch nach dem Inslebentreten der Invaliden- und Altersversorgung der Arbeiter das thatsächliche

Elend der Menschen noch nicht gänzlich beseitigt und das Verderben der Sozialdemokratie noch nicht verschwunden sein; aber jenes wird vermindert und diese mehr und mehr zurückgedrängt werden. Mit der Zeit wenigstens wird es hierdurch auch der mit unverdaulichen und unverstandenen naturwissenschaftlichen Lehren von der Alleinherrschaft der Materie gefütterten Menge wieder zum Bewußtsein gebracht werden, daß neben allen mechanischen, physikalischen und chemischen Kräften auch noch moralische Kräfte thätig sind, welche nicht lediglich aus mechanischen, physikalischen und chemischen Modifikationen der Gehirnmasse entspringen und dafür zeugen, daß im Menschen außer der aufgenommenen Speise, welche in seinem Innern teilweise seinen Organen assimiliert, teilweise als Kot ausgeschieden wird, noch andere Vorgänge sich ereignen, welche wir nicht näher begreifen, aber doch, als dem geistigen Gebiete anheimfallend, als Geist bezeichnen können.

Freilich! — „aber wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein; mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten“ — sagt Goethe; er sagt aber auch: „ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Tier auf dürrer Heide, von einem bösen Geist herumgeführt, und rings umher liegt schöne grüne Weide“, und in einem der eigenen Erfahrung entsprungenen Ausspruch Goethes steckt immer eine Wahrheit. Beide Aussprüche läßt er jedoch den Mephistopheles thun; und er selbst ist der Spekulation am wenigsten abhold gewesen und er hat es nie verkannt, daß es eine Grenze des Erkennens und Begreifens giebt, welche zwar sinnlich nicht überschritten werden kann und dennoch nicht befriedigt, weil dahinter das Unbegriffene liegt, welches sich nicht wegleugnen läßt, und mit welchem der denkende Mensch sich abfinden muß.

Wer das Ende aller Weisheit erreicht zu haben glaubt, wenn er die verschiedene Festigkeit des Eisens und des Bleies auf verschiedene Grade der Kohäsion, wenn er die Reduktion des Kupfers aus einer Auflösung von Kupfervitriol durch metallisches Eisen auf die größere Affinität der Schwefelsäure zu Eisen als zu Kupfer, wenn er die dauernde Magnetisierung des Stahls gegenüber der zeitweiligen des weichen Eisens auf die größere Coercitivkraft des Stahles, wenn er die Erhaltung der Ordnung im Sonnensystem auf die Gesetze der Gravitation zurückgeführt hat, — der nimmt zur rechten Zeit ein Wort, wo der Begriff ihm fehlte, und bereitet mit Worten trefflich ein System. Allein es bleibt hiermit das Sein und das Werden, das Selbst- und Aufeinanderwirken der Dinge unerklärt; es bleibt unerklärt, warum die Moleküle oder Atome des Eisens in ihrer Lagerung andere Eigenschaften zeigen wie diejenigen des Bleies, es bleibt unerklärt, in wiefern die Schwefelsäure unter der Einwirkung des Eisens gezwungen ist, die Verbindung mit dem Kupfer aufzugeben, und es bleibt trotz aller Kenntnis des Baues und der sinnlich wahrnehmbaren Wirkung der Organe des Menschen und aller physikalischen Gesetze unerklärt, wie der objektive physikalische Vorgang der Wirkung der Schallwellen auf das Ohr, des Nervenreizes der Augen, der Zunge, der Nase oder der Haut in den subjektiven Prozeß des Hörens, Sehens, Schmeckens, Riechens oder Fühlens übergehen kann.

Der Naturforscher sucht für jede Erscheinung die nächste Quelle, stets weiter rückwärts, soweit die sinnliche Erfahrung reicht; sobald er hierbei über die ober-

flächliche Äußerlichkeit der Erscheinung hinaus geht, greift er über in das metaphysische Gebiet und er thut dies schon durch die Voraussetzung der Kausalität in seiner eigenen beschränkten Sphäre. Was wir in Bezug auf die Vorgänge in der Natur „Gesetz“ nennen, ist die aus der Erfahrung geschöpfte Abstraktion über das Verhalten der Dinge. Daß diese Dinge sich immer dem Gesetze gemäß verhalten und ihm folgen, das nehmen wir an, und es ist wahrscheinlich; warum sie sich aber gerade so und nicht anders verhalten, das erklärt keine Naturforschung. Mit diesem ungenauen Ergebnis über Sein und Werden tritt jedoch die Befriedigung und Beruhigung ein, und es ist ein Irrtum und eine Überhebung, wenn der Naturwissenschaftler behauptet, das Wesen der Dinge werde erfaßt sein, wenn der Mensch alle Eigenschaften der Stoffe erforscht haben wird, welche auf seine entwickelten Sinne einen Eindruck machen. Angelangt bei dem Begriffe des Wesens der Dinge, des Seins und des Werdens, heben die philosophischen Betrachtungen an, welche in ihrem Endziel das Gebiet der Religion nicht vermeiden können und berufen sind, die Widersprüche zu versöhnen, welche sich aus den religiösen Dogmen und den Ergebnissen der Naturforschung ergeben. Alle Philosophie ist entstanden aus der Nichtbefriedigung, durch sinnliche Erkenntnis und Erfahrung, sowie durch religiöse Anschauungen und Lehren; häufig wird sie dadurch je nach der Individualiät zu einem Kampfe gegen die Dogmen; ihre höhere Aufgabe aber besteht in dem Versuch, die religiöse Idee über Ursprung und Bestimmung des Menschen, über Ursprung und Leitung der Welt und über das Verhältnis des Menschen zur Weltleitung nach dem Stande der Erkenntnis nnd Erfahrungswissenschaften aus deren Begriffen und Lehren abzuleiten und durch dieselben zu begründen. Insofern muß der Philosoph auf der Höhe der Naturwissenschaft stehen.

Von diesem Gesichtspunkt aus aber können Versuche nur als eine Verirrung angesehen werden, wie die der Philosophen des Unbewußten, wenn sie im Widerspruch gegen alle, das menschliche Unvermögen bestätigende Erfahrung das Ende des Weltprozesses in den Majoritätsbeschluß der auf die kleine Erde beschränkten Menschheit verlegen, sobald diese dereinst den größten Teil des in der Welt sich manifestierenden unbewußten Geistes umfaßt haben und deren Bewußtsein, von der Thorheit des Wollens und dem Elend des Daseins durchdrungen, von einer so tiefen Sehnsucht nach dem Frieden und der Schmerzlosigkeit des Nichtseins ergriffen sein wird, daß diese Sehnsucht nach der Vernichtung des Wollens und Daseins als praktisches Motiv zur widerstandslosen Geltung gelangt. Eine Verirrung, sei es der Philosophie, sei es der Naturforschung, ist es ebenfalls, aus den Erkenntnissen des Baues, des Verlaufes und der physischen Wirksamkeit der Nerven und Ganglien, aus den Nervenreizen und Reaktionen in unbewiesenen Hypothesen unmittelbar das Entstehen des Bewußtseins, von Empfindungen und Vorstellungen oder sogar von Begriffen erklären und den Sitz der Seele bestimmen zu wollen. Die Philosophie thut recht daran, sich mit dem Fortgang dieser Untersuchungen bekannt zu machen und sich auf dem Laufenden zu erhalten, um die Grenzen nicht zu überschreiten, innerhalb deren ihre Beobachtungen und Schlüsse ihre Berechtigung besitzen, und mit deren Überschreitung lediglich dem Materialismus

in die Hände gearbeitet wird, welchen die Philosophie naturgemäß zu bekämpfen hat. —

Wenn die Philosophie da zu beginnen hat, wo die physische Erkenntnis aufhört, dann sind die beiderseitigen Gebiete durch eine tiefe Kluft getrennt; — mit der Überbrückung dieser Kluft würde die Verschmelzung beider Gebiete eintreten und die Lösung des Welträtsels erzielt sein. — Daß dies dereinst geschehen werde, ist genau so wahrscheinlich wie die Erfüllung der Hoffnung des Naturforschers, welcher meint, daß die Welt dem Menschen erklärt sein würde, wenn alle Gesetze erzählt wären, ohne daß ein Widerspruch zurückbleibt.

Ein Brief des Präsidenten des italienischen Staatsrats über den Kaiserbesuch und die römische Frage.

Rom, den 23. Oktober 1888.

Sehr geehrter Herr.

Diese Zeilen schreibe ich unmittelbar nach der Abreise Sr. Majestät des Kaisers und Königs aus Rom, noch ganz erfüllt von dem Eindruck alles dessen, was sich in diesen denkwürdigen Tagen in Italien zugetragen hat. Ich will nicht versuchen, Ihnen eine Beschreibung davon zu geben, denn ich fühle, daß dazu meine Feder nicht ausreichen würde. Übrigens sind alle Berichte der italienischen Tagesblätter, ohne Unterschied der politischen Parteistellung, über den Empfang und die herzlichen, einmütigen und großartigen Ehrenbezeugungen, welche ganz Italien Sr. Majestät dem Kaiser entgegengebracht hat, völlig wahr und bleiben selbst hinter der Wahrheit zurück. Es giebt Sachen, welche man selbst gesehen haben muß, um ihre Natur und ihre ganze Tragweite zu begreifen. Die militärische Haltung Sr. Majestät des Kaisers, voll von Würde und Wohlwollen, hat demselben alle Sympathien des Volkes gewonnen, und diejenigen, welche die Ehre gehabt haben, mit ihm persönlich in Berührung zu kommen, haben nur Worte der Bewunderung für seine vollendete und freimütige Höflichkeit. Die gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen zwischen zwei allbeliebten Fürsten, von welchen jeder die Einigung seines Vaterlandes vertritt, und deren Großvater und Vater die Schöpfer und Begründer dieser Einigung gewesen sind, haben im ganzen Lande den allertiefsten Eindruck gemacht.

Als Se. Majestät der Kaiser dem geistlichen Haupte derjenigen Religion, welcher fast alle Italiener und vierzehn Millionen deutscher Reichsangehöriger zugethan sind, seinen Besuch abstattete, da hat jedermann es gebilligt, daß die Regierung ihm auf dem Wege von der deutschen Botschaft bis zum Vatikan und auf dem Rückwege vom Vatikan bis zum Quirinal militärische Ehren hat erweisen lassen. Jedermann ist sich darüber einig, daß die Regierung hierin die

Meinung des ganzen Landes, welches Religion und Vaterland mit großer Liebe in seinem Herzen bewahrt, richtig gedeutet hat.

Es ist unnütz, daß ich Ihnen die große allseitige Wirkung schildere, welche durch die vollkommene Übereinstimmung in jenen Worten Sr. Majestät des Kaisers und Sr. Majestät des Königs hervorgerufen wurde, durch welche Rom als die Hauptstadt Italiens bezeichnet und die Gemeinsamkeit der neusten Geschichte für die beiden Länder anerkannt wurde, das heißt die Gemeinsamkeit der Bemühungen um ihre Einheit zu befestigen und sie mit allen Mitteln zu verteidigen, sowie den allgemeinen Frieden, eine Grundbedingung für die Verteidigung der Einheit, aufrecht zu erhalten. — Der Eindruck, den dies machte, war um so stärker, als dies alles nur drei bis vier Stunden nach der Unterredung Sr. Majestät des Kaisers mit dem Papste geschehen ist. In diesen Kundgebungen liegt zwar nichts Neues; jedermann weiß ja, daß die römische Frage nur für den Vatikan und für die geringe Zahl platonischer Anhänger der weltlichen Herrschaft des Papstes besteht. Aber man hat in den Reden der beiden Fürsten den feierlichen Abschluß des gemeinsamen Strebens und die Zuschüttung des Grabes gesehen, in welchem die römische Frage für uns und für ganz Europa schon lange geruht hat.

Mit großem Vergnügen bemerkt wurde auch die ausgesuchte Feinheit, mit welcher Se. Majestät der Kaiser, da er bereits am Morgen nach seiner Ankunft in Rom den Besuch beim Papste zu machen beabsichtigte, alle Prinzen und Prinzessinnen der Königlichen Familie, welche außerhalb des Quirinals wohnten, trotz der vorgerückten Abendstunde am Tage seiner Ankunft persönlich aufsuchen wollte. Alle Parteien haben auch in vollständiger Einmütigkeit dem Ministerpräsidenten Crispi für das, was er gethan hat, um diese wichtige Angelegenheit vorzubereiten und zu einem glücklichen Ausgang zu führen, viele Lobsprüche erteilt.

Diese Thatsachen haben ganz Italien, König, Regierung, Volk, in einem einzigen Gedanken, einem einzigen Gefühl vereinigt, welches mit der Einmütigkeit und der Begeisterung eines südlichen Landes, welches aber viel überlegt, zum Ausdruck gekommen ist.

Sie werden sich nicht darüber wundern, daß ich nicht über die Unterhaltung Sr. Majestät des Kaisers mit dem Papste und über die Zusammenkunft des souveränen Pontifex mit dem Grafen Bismarck spreche; denn über diese Angelegenheit ist mir selbstverständlich nichts bekannt. In den Kreisen, welche ausgeben, sehr gut unterrichtet zu sein, wird behauptet, der Papst habe dem Kaiser gegenüber angefangen, von der Frage der weltlichen Herrschaft und von seiner Stellung in Rom zu sprechen, welche er als unerträglich bezeichnete, und daß Se. Majestät der Kaiser, welcher den wahren Stand der Dinge kennt und selbst gesehen hat, mit großer Höflichkeit und Freimütigkeit das Gespräch abgebrochen und geäußert habe, dies sei eine innere Frage Italiens, für welches Deutschland ein treuer Bundesgenosse sei. Es heißt auch, der Papst habe trotzdem geglaubt, den Angriff dem Grafen Bismarck gegenüber wiederholen zu können, dieser aber habe sich noch deutlicher gegen den Papst ausgedrückt als der Kaiser. Ich weiß,

wie ich wiederhole, persönlich nichts hiervon. Aber ich glaube, daß alle diese Berichte wahr sein müssen, denn sie sind sehr angemessen, sehr natürlich und von Umständen angezeigt, welche jedermann übersehen kann. Im übrigen läßt die Antwort, welche Se. Majestät der Kaiser dem Könige an der Hoftafel einige Stunden nach seinem Besuche beim Papste gegeben hat, keinen Zweifel in dieser Hinsicht aufkommen.

Ich habe bisher nur von den Thatsachen gesprochen, aber noch nicht von der Hauptsache, nämlich von den Gedanken und Gefühlen, welche durch dieselben in Italien angeregt worden sind.

Seitdem ich vor mehr als acht Jahren vermittelst der Presse laut und kräftig meine Stimme erhoben habe, um im Namen der öffentlichen Meinung in Italien zu verlangen, daß ein Bündnis mit dem Deutschen Reich und mit Österreich-Ungarn geschlossen werde, haben die Ereignisse, wie Sie wissen, bis auf den heutigen Tag meine Voraussicht immer mehr bestätigt, und die Aufnahme, welche Se. Majestät der Kaiser vor kurzem empfangen hat, ist der letzte deutliche Beweis dafür.

Die beiden großen neu geeinigten Länder, das Deutsche Reich und Italien, sind teils durch den deutsch-französischen Krieg und seine Folgen, teils durch ihre Verfassungen gezwungen, sich im verteidigungsfähigen Zustande gegen jeden Angriff, welcher sie bedrohen könnte, zu erhalten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Lage der beiden Staaten gleichartig ist, und zwar ist sie defensiv und hat Aussicht auf Dauer.

Im übrigen hat der Umstand, daß das Repräsentativsystem, welches die Staaten vor den Launen eines Einzelnen oder dem Ehrgeiz einer Familie sicherstellt, und der Grundsatz der Freiheit, die Grundlage und der Kern der modernen Zivilisation, fast überall in Europa zur Anwendung gekommen sind, bewirkt, daß das Unabhängigkeits- und Freiheitsgefühl bei allen Nationen überwiegende Geltung hat. Wo nun dieses Gefühl einigermaßen zur Anwendung kommen konnte, da fühlt jeder die Pflicht, keinen Zweck außer sich selber zu suchen, sondern seine eigenen Mittel und Kräfte anzuwenden, wenn er für seine Zukunft sorgen will. Das ist das wahre Gesetz des Fortschrittes und der Zivilisation. Eine Politik, welche das Wohlergehen und die Fortschritte der anderen Nationen mit Neid und Haß betrachtet, welche die eigene Wohlfahrt und Größe von der Erniedrigung anderer erwartet und geneigt ist, diese anderen in der Ausübung ihrer natürlichen Rechte zu stören, eine solche Politik ist die Verneinung des menschlichen Fortschrittes und der Zivilisation. Eine Folge dieser Betrachtungen aber ist die Notwendigkeit des Friedens, welche übrigens unter den Großmächten auch für den österreichisch-ungarischen Staat besteht und zwar hier nicht nur aus Gründen der inneren Entwickelung, sondern auch aus anderen dem Lande eigentümlichen Gründen.

Alle verständigen Menschen in ganz Italien betrachten die Erhaltung des Friedens als unentbehrlich für die Bewahrung der nationalen Einheit, für die Entwickelung und den Fortschritt der Staaten, kurz für die Zivilisation überhaupt. Der Bund der drei Mächte zur Erhaltung des Friedens hat durch die Gewalt der Umstände schon thatsächlich bestanden, ehe er rechtlich zum Abschluß gekommen

ist. Es ist die allgemeine Meinung in Italien, daß infolge der Geschichte unseres Jahrhunderts und besonders infolge der Ereignisse der letzten fünfzig Jahre der Schauplatz und das Ziel der großen Ereignisse vollständig geändert ist, und daß der Ort, von welchem die überwiegende politische Thätigkeit und die Zivilisation ausgehen, zu unseren Zeiten gewechselt hat. Wenn man das heutige Bundesverhältnis und das herzliche Einvernehmen zwischen dem Deutschen Reich, Österreich-Ungarn und Italien, hervorgerufen durch große, dauernde Interessen, welche diesen Ländern mit England gemeinsam sind, in Vergleich stellt zu der Geschichte vorher, so muß man sagen, daß die Verhältnisse Europas tiefgreifenden Veränderungen unterworfen worden sind. Der Ort, von welchem die Thätigkeit und die Zivilisation ausgehen, befindet sich natürlicher Weise da, wo man vermöge des Friedens, welchen man gegen jeden Angreifer zu schützen bereit ist, versteht einig zu bleiben und in Freiheit, aber mit Energie, alle seine Kräfte, alle seine natürlichen Hilfsmittel zu entwickeln.

Das Volk, welches nicht streitet, welches (wie Sie mir erlauben werden, auszusprechen) sehr viel natürlichen Verstand besitzt, welches keine Ausschreitungen liebt, da sie stets rechtswidrig sind, welches das Bewußtsein und den klaren Blick für sein wahres Wohl, seine natürlichen Hilfsmittel und die Zukunft seines Landes besitzt, das Volk ist nur von einem einzigen Gedanken erfüllt. Es verlangt mit aller Kraft, daß seine politische Einheit aufrecht erhalten und behütet werde, es will fortschreiten. Infolgedessen verlangt und liebt es den Dreistaatenbund, welcher ihm diese Erfolge sichert.

Durch die obigen Ausführungen habe ich auch das zum Ausdruck gebracht, was das ganze Land mit fast vollständiger Einmütigkeit über die Ansprüche des Vatikans denkt, denn diese wollen nichts Anderes, als die politische Einigkeit Italiens wieder in Frage stellen. Das italienische Volk hat vom politischen wie vom religiösen Gesichtspunkt, auf welch' letzteren es sehr viel Gewicht legt, schon seit langer Zeit endgiltig und unwiderruflich entschieden, genau nach den Vorschriften des Evangeliums und dem Rechte gemäß, in dem es jedem giebt, was sein ist. So hat es dem Könige, dem Könige von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes (und nicht von Papstes Gnaden), die politische und weltliche Macht über ganz Italien zugewiesen (ich betone das Wort „ganz" Italien) und hat daneben unberührt, frei und unabhängig die geistliche und religiöse Gewalt des souveränen Pontifex bestehen lassen und derselben sogar einen gesetzlichen und thatsächlichen Schutz gewährt in einer Weise, wie sie nicht leicht wieder vorkommen wird. — Nach dieser Unterscheidung, welche hierselbst von jedermann anerkannt wird, macht sich der Papst, wenn er König von Italien werden will, einfach zum Prätendenten, gerade wie es der König von Neapel auch gethan hätte, wenn er versucht hätte, die Rolle zu spielen, welche er vernünftig genug gewesen ist nicht zu übernehmen. Das alles gilt in den Augen aller denkenden Männer unseres Landes für klar und selbstverständlich, und das ist durch eine lange Erfahrung in unserem durchaus freien Lande bestätigt worden. — Wenn wir von einigen Fremden absehen, welche sich für ihren Privatgebrauch ein besonderes

Italien konstruiert haben und dieses als das „wirkliche“ Italien bezeichnen im Gegensatz zu dem „offiziellen“, welches unter der Herrschaft ausgedehnter Wahlberechtigung vierzig Jahre hindurch dasselbe Ziel unentwegt verfolgt hat — so sind es nur der Vatikan und seine Zeitungen, welche, von weltlichen Interessen bewogen, die anerkannten Thatsachen zu leugnen wagen.

Jeder vernünftige Mensch hier ist der Ansicht, daß Italien so, wie es vor fast zwanzig Jahren begründet worden, eine europäische Notwendigkeit sei, und daß keinem freien Staate ein Eingehen auf die Ansprüche des Vatikans, einer rein inneritalischen Frage, möglich sei, wenn er nicht den Grundsätzen, denen er sein Bestehen verdankt, ins Gesicht schlagen will. Jedermann begreift, daß kein Staat den Ansprüchen auf weltliche Herrschaft in Italien, welche der Vatikan vermöge seiner religiösen Stellung erhebt, auch nur auf diplomatischem Wege zustimmen kann, ohne dadurch zugleich anzuerkennen, daß der Papst vermöge eben dieser religiösen Stellung zur Ausübung weltlicher Gewalt auch in allen anderen Staaten berechtigt sei. Dies aber würde die Rückkehr ins Mittelalter und die Zerstörung der modernen Zivilisation bedeuten, da die letztere auf dem Grundsatze der juristischen Freiheit der Gewissen beruht. Es wäre möglich, daß ein alleinstehender Staat, welcher Italien zu belästigen beabsichtigt und zu diesem Zwecke wünscht, sich die Unterstützung des Vatikans zu sichern, die Ansprüche des letzteren mit wohlwollender Miene anhört, aber derartiges kann keine Folgen haben.

Es ist klar für jedermann, daß Italien, wenn die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes in religiöser Beziehung in derselben Weise thatsächlich erhalten und behütet bleibt, wie sie es rechtlich jetzt ist, auf einem unnehmbaren Felsen steht und von dort aus zusehen kann und muß, wenn der Vatikan die ganze Welt mit seinen Beschwerden erfüllt, bis die Zeit kommt und den Anspruch auf weltliche Herrschaft in Vergessenheit versenkt, wie das ganze mittelalterliche Prachtgebäude des Klerus, von welchem die weltliche Herrschaft der letzte Trümmer war.

Nur ein einziger Umstand ruft bei allen Gläubigen und religiös gesinnten Patrioten, zu denen zu gehören ich die Ehre habe, großes anhaltendes Bedauern hervor; daß wir nämlich ansehen müssen, wie der Papst zum großen Schaden für seine Würde und seinen Einfluß, ja für die Religion selbst schon so viele Jahre lang in die Wüste hineinpredigt, um als Staatsmann eine staatliche Machtstellung zu verlangen, auf welche er nach der Ansicht der ganzen zivilisierten Welt keinen Anspruch hat.

Das sind die Ansichten und Meinungen, welche in Italien allgemeine Geltung haben.

Der Umstand, daß ein deutscher Kaiser als Freund und Bundesgenosse des Königs von Italien den letzteren besucht, ist hochbedeutend und in der Weltgeschichte ohne Vorgang. Italien hat in dem sehr höflichen Besuche Sr. Majestät des Kaisers bei seiner Majestät dem Könige mit Recht die feierliche Bekräftigung dafür erblickt, daß der Dreistaatenbund aufrichtig, herzlich und fest ist.

Es hat in diesem Besuche eine Begrüßung zwischen den beiden Völkern erblickt, welche eben so herzlich war wie die zwischen den patriotischen und allbeliebten Landesherren.

Dazu kommt noch die aufrichtige persönliche Zuneigung, welche Se. Majestät der Kaiser jedermann eingeflößt hat, — der Besuch, welchen der Kaiser erst nach seiner Ankunft im Quirinal, zur großen Freude der Regierung und des ganzen Volkes, im Vatikan abgestattet hat, — endlich die Reden der beiden Fürsten einige Stunden nach diesem Besuche, lauter Thatsachen, durch welche die Begeisterung des Volkes, obgleich sie bis auf den höchsten Grad des möglichen gestiegen ist, vollständig erklärt wird.

Geehrter Herr. Der Raum gestattet mir nicht, Ihnen meine persönlichen Eindrücke darzulegen. Aber Sie können sie sich leicht vorstellen. Ich danke dem lieben Gott, daß er mich hat bis zum Beginn meines achtzigsten Jahres leben lassen, damit ich diesem großartigen Schauspiel noch habe beiwohnen können, einem Schauspiele segenvoll für mein liebes Vaterland und vielleicht entscheidend für die Zukunft der ganzen zivilisierten Welt.

Mit herzlichem Gruß

C. Cadorna.

An Herrn Richard Fleischer
in Dresden.

Genesen.

Novelle
von
Wilhelm Berger.

Zehn Uhr abends! — Langsam summte der letzte Schlag der Uhr aus.

Von dem Sofa, wo sie lesend gesessen, erhob Frau Marianne Faber sich fröstelnd und schloß das Buch. Sie war müde und mochte doch ihr Lager nicht aufsuchen, aus Furcht, keine Ruhe zu finden. In dem hellen, freundlichen Wohngemach, worin ihr noch die Stimmen ihrer beiden Knaben in den Ohren klangen, konnte sie die Gedanken abwehren, die beängstigend auf sie einstürmten; oben aber, in ihrem Schlafzimmer, mit geschlossenen Augen unthätig ausgestreckt, dem Treiben ihrer entfesselten Phantasie preisgegeben, waren ihr alle Qualen der peinlichsten Ungewißheit sicher.

Sie ging zum Ofen, das Feuer zu schüren. Die Kohlen waren ausgebrannt; kein Funke glimmte mehr. In den erkalteten Zügen pfiff leise die aufwärts strömende Luft; mit ihr entwich die letzte Wärme aus der Stube, aufgesogen durch den Winter, der draußen grimmig herrschte. Zehn Grad unter Null hatte

der Thermometer gezeigt, als Marianne zuletzt nachgesehen. Jetzt, da sie die Thür des Ofens schloß, dachte sie schaudernd an die Armen, die Unbehausten. Welch' eine Nacht für diejenigen, welche hungernd im Lichte der Sterne umherirrten!

Unruhig wanderte sie hin und her in dem geräumigen Gemach. „Er wird längst sein Asyl wieder erreicht haben," redete sie sich vor. „Seit gestern morgen! — Undenkbar ist's, daß die Nacht ihn nicht heimgescheucht haben sollte aus der unwirtlichen Öde schneebedeckter Felder! — Der Trieb der Selbsterhaltung, jeder Kreatur eingeboren — auch ihm wird er in der Not nicht versagt haben, wenn auch sein Geist schwach ist . . . Mein armer Julius! — Wann wirst du genesen zu mir zurückkehren?"

In ein Tuch sich hüllend, ließ sie sich wieder nieder und nahm eine Handarbeit vor, entschlossen, die Nadel zu rühren, bis die Augen ihr zufielen. Doch nach kurzer Zeit schon versagten die starr gewordenen Finger ihr den Dienst; sie mußte Stoff und Nadel hinlegen. Und nun holte sie nochmals aus der Tasche jenen Brief der Pastorin Kiedrich in Emmingen hervor, der ihr so schwere Sorge gebracht hatte.

Derselbe lautete:

„Geehrte Frau! In Abwesenheit meines Mannes liegt es mir ob, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß Herr Faber, dessen persönliche Freiheit, Ihrer Anweisung gemäß, niemals beschränkt worden ist, sich heute morgen aus dem Hause entfernt und bis zu dieser Stunde — sieben Uhr abends — nicht wieder eingestellt hat. Gleich nach Tisch habe ich Leute ausgesandt, um nach ihm zu forschen; doch ist es keinem derselben gelungen, seine Spur aufzufinden. Vielleicht würde ich mich durch die Annahme beruhigen, daß einer der Bekannten, die er sich in der Umgegend gemacht, ihn angetroffen und mit sich genommen habe, in der Absicht, ihn zur Nacht heimzuschicken, wenn nicht Herr Faber in letzter Zeit eine innere Unruhe gezeigt hätte, die uns gänzlich neu an ihm war. Ich kann mir nicht helfen: der Gedanke hat sich meiner bemächtigt, daß Herr Faber, bei einem weiten Spaziergange auf Weg und Steg nicht achtend, sich in eine unbesiedelte Landstrecke verloren haben könnte, in eine jener ausgedehnten Moor- und Haideflächen, die unserer Gegend eigentümlich sind. Was aber in diesem Falle, bei der herrschenden entsetzlichen Kälte, sein Los sein würde, kann ich mir nur mit Grauen ausmalen. Es kann ja sein — Gott gebe es! — daß ich mich, daß ich Sie ohne Grund aufrege; doch halte ich es für meine Pflicht, Sie auf das Schlimmste vorzubereiten. Auch die angstvollen Stunden, die ich Ihnen — vielleicht unnötigerweise — bereite, werden Ihnen zum Segen gereichen. — Morgen hören Sie wieder von Ihrer ergebenen Elise Kiedrich."

Es befand sich eine Stelle in diesem Briefe, die für Marianne erst jetzt als bedeutsam hervortrat. Dies war die Bemerkung von der Unruhe, die an ihrem Manne beobachtet worden war. Sie hatte ihn niemals anders als maßvoll und besonnen in Freude und Leid gekannt, die Dinge gelassen nehmend, wie sie kamen. Nie hatte ihn einer der Wechselfälle, wie sie das kaufmännische Leben

mit sich bringt, aus seiner gleichmäßigen Stimmung gerissen. Selbst als vor einigen Jahren zwischen ihm und einem Konsortium Unterhandlungen wegen Ankaufs seiner Fabrik schwebten, — Unterhandlungen, deren günstiger Verlauf ihn wohlhabend machen mußte —, selbst da bewahrte er seine gewöhnliche Haltung. Und als der Abschluß wirklich erfolgt war und ihn nun die Manie befiel, selber Gründungen vorzunehmen, — als er von einem Projekte zum anderen übersprang und heute hier, morgen dort eine ergiebige Dividendenquelle entdeckt zu haben sich einbildete, — auch da trieb er diese bedenkliche Beschäftigung mit einer solch' behaglichen Ruhe, daß es lange dauerte, bis Marianne dahinter kam, wie es eigentlich um ihn stand. Faber sperrte sich durchaus nicht gegen die Erkenntnis, daß er krank sei; mit freundlicher Gefügigkeit erklärte er sich bereit, sich nach dem Rate des Arztes auf das Land zu begeben. Auch bei der Trennung von Frau und Kindern war er nicht aus der Fassung geraten; er unterzog sich der Verbannung wie einem unvermeidlichen leichten Übel, dessen baldige Beseitigung mit Sicherheit zu erwarten stehe. Nur heitere Briefe liefen von ihm ein, Briefe eines zufriedenen Menschen. Wenn nicht der Pastor Kiedrich berichtet hätte, daß Faber noch immer hin und wieder den Dorfschulzen und den Schulmeister für neu ersonnene Gründungsprojekte zu gewinnen versuchte, so würde Marianne ihn für geheilt gehalten haben.

Und nun meldete die Pastorin von einer inneren Unruhe, welcher er verfallen sei! — Konnte dies neu hervortretende Symptom nicht gutes bedeuten?

Warum nicht? — Der Arzt hatte versichert, Heilung sei nicht allein nicht ausgeschlossen, sondern sogar wahrscheinlich. Nie hatte Marianne zu hoffen aufgehört. Als vorübergehend betrachtete sie ihr Witwentum und trug es mit stiller Ergebung; eifrig, unermüdlich widmete sie sich der Erziehung ihrer beiden Knaben, von denen jetzt der eine zwölf, der andere zehn Jahre zählte. Das Gedeihen dieser Söhne zu fördern, war die Hauptangelegenheit ihres Lebens geworden; sie dereinst dem zurückkehrenden Vater als Musterkinder vorweisen zu können, darin bestand ihr Ehrgeiz.

Nun war der ruhige Fluß der Tage durch die unselige Nachricht gestört worden, die sie aus Emmingen erhalten hatte! — Der Mann, an welchem Marianne weit mehr hing, als ihre spröde, zurückhaltende Natur ahnen ließ, lag vielleicht in diesem Augenblicke aufgebahrt in einem fremden Hause, elend umgekommen auf freiem Felde wie ein heimatlos umherstrolchender Bettler! Aufgehört zu schlagen hatte das Herz, woran sie in früheren seligen Tagen so oft geruht; für immer geschlossen waren die Augen, aus denen der Strahl der Liebe in ihr Dasein gefallen! — Und schlimmer noch: Menschen, die den stillen Toten gleichgültig betrachteten, waren um ihn geschäftig; als eine drückende, ärgerliche Last empfanden sie die Pflicht, ihn noch in ihrer Nähe dulden zu müssen. Die Weihe, welche die Anwesenheit der Angehörigen, ihr thränenreiches Erinnern über eine teure Leiche breitet, ihm fehlte sie; niemand erquickte sich an dem Ausdruck himmlischen Friedens in seinen Zügen und hob sich zu dem Heimgegangenen

empor in der gewissen Hoffnung eines Wiedersehens jenseits des Truges irdischer Vergänglichkeit!

Schrecklich, wenn es sich so verhielt!

Marianne machte sich Vorwürfe, daß sie nicht sofort nach Eintreffen des Briefes sich nach Emmingen aufgemacht habe. Morgen früh indessen sollte sie nichts zurückhalten; einerlei, wie die nächste Nachricht von der Pastorin lautete: sie wollte hinreisen und ihren Mann mit sich heimführen, allen Ärzten der Welt zum Trotz!

Nun erhob sie sich getrost, ergriff die Lampe und verließ das Zimmer, um sich zur Ruhe zu begeben.

Sie fand ihre Schlafstube geheizt. Die Wärme that ihr wohl; sie konnte sich's nicht versagen, Kohlen nachzulegen. Dann ging sie leise in das Nebenzimmer, wo ihre Söhne schliefen. Otto, der ältere, steckte bis an die Ohren unter der Decke; kaum war sein Atem zu hören, anders Alex, der jüngere. Er hatte im Schlafe das Überbett abgeworfen; mit emporgezogenen Knieen, die Arme von sich gestreckt, lag er quer, den Mund offen und geräuschvoll atmend. Marianne schüttelte lächelnd den Kopf. Fast von Geburt an hatte er's so getrieben, der Wildfang! Was hatte sie nicht alles schon versucht, ihm diese Manieren abzugewöhnen! — Es war ein Erbteil von ihr; auch sie fand sich erwachend meist auf einem zerwühlten Lager. Und doch träumte sie fast niemals, während ihr Mann, der sich nachts nicht rührte, häufig von seltsamen Gesichten zu erzählen wußte, die er gehabt hatte.

Ihr Mann! — Jetzt, da sie sich anschickte, zu ihm zu eilen, gewann das verblaßte Bild des Fernen wieder Blut und Leben in ihrem Geiste . . . So lange schon stand sie allein, daß sie sich gewöhnt hatte, an ihre Ehe als an etwas Gewesenes, Beendetes zu denken. Nun indessen, während sie sich langsam entkleidete, des Abwesenden lebhaft gedenkend, fiel ihr beklemmend die Erkenntnis auf das Herz, daß sie einer Fortsetzung gewärtig sein müsse . . .

Mit gelöstem Haare vor den Spiegel tretend, betrachtete sie sich mit einer Aufmerksamkeit, die sie ihrem Gesichte, ihrer Gestalt lange nicht gewidmet hatte. O, sie konnte sicher sein, ihrem Manne zu gefallen, wenn auch die Zeit jugendlichen Liebreizes längst für sie vergangen war! Noch immer waren ihre Züge diejenigen des Mädchens, das er einst aus hunderten erkoren. Nur gereift war sie, ausgewachsen in die weichen Linien des blühenden Weibes; ihre vormals schlanke Figur war stattlich geworden, selbstbewußt ihre Haltung, entschiedener der Ausdruck in ihren Augen . . .

Sie erinnerte sich, daß erst vor wenigen Tagen Alex, ihr Jüngster, in den entzückten Ausruf ausgebrochen war: „Du bist meine schöne Mutter!“ — Errötend wandte sie sich von dem Spiegel hinweg. Während sie mit ihren Vorbereitungen für die Nacht fortfuhr, war es ihr, als hörte sie ein Pochen an die Hausthüre. Es war ein bescheidenes, zaghaftes Klopfen; Marianne bezweifelte, daß es ernsthaft gemeint sei. Erst als die Schläge sich etwas stärker wiederholten, fiel ihr ein, dieselben könnten von einem Boten aus Emmingen herrühren, dem

zur Pflicht gemacht worden sei, sofort nach Ankunft zu ihr zu dringen. Diese Vermutung machte ihr Herz erbeben; schnell warf sie die abgelegten Gewänder wieder über.

Unterdessen entspann sich draußen ein Wortwechsel. Es schien ihr, als wenn der rondierende Nachtwächter von der Straße aus sich nach der Berechtigung des Störenfriedes erkundigte, in solch' später Stunde den Eingang in ihr Haus zu erzwingen. Und nun wurde sie von der Furcht ergriffen, der vermeintliche Bote, dessen Antwort sie nur als ein undeutliches Gemurmel vernahm, möchte sich bewegen lassen, abzutrollen. Ohne zu zögern, schob sie die Fenstervorhänge beiseite und öffnete einen Flügel.

„Wer ist da unten?"

Der Nachtwächter antwortete: „Ein Mann, der behauptet, in das Haus zu gehören."

Darauf, von der Thür her, eine schwache Stimme: „Ich bin's, Marianne!"

Ein gewaltiger Schrecken durchbebte sie. Er selbst war es — ihr Mann!

„Ich komme und öffne," antwortete sie, sich zusammenraffend. Mit zitternden Händen entzündete sie ein Licht und stieg hinab. Aber die Kniee wankten unter ihr; sie mußte stehen bleiben, um Kraft für dies unerwartete Wiedersehen zu sammeln. Dann schalt sie sich: Zwei Tage lang ist er gewandert, zu dir strebend mit der ganzen Energie seiner Seele. — Ungeheueres hat er ertragen, um dich zu erreichen, und du fliegst ihm nicht entgegen? — du erlaubst dir, ihn auch nur eine Sekunde warten zu lassen?

Und sie zwang ihre widerspenstigen Füße, sie weiter zu tragen — zu ihm, der dort hinter der Thüre harrte, wie ein erdensatter Pilger an der Pforte des Paradieses.

Die Kette fiel, der Riegel flog zurück, Julius Faber wankte über die Schwelle seines Hauses.

Aber nicht in ihren Armen empfing ihn die Gattin. Im Lichte der emporgehobenen Kerze erschien ihr ein hohläugiger Mann mit struppigem, grauem Barte, — ein verwahrlostes Subjekt in abgetragener Kleidung, — ein Mensch, der ihr fremd war, vor dem sie unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Du kennst mich nicht mehr," ließ die Erscheinung sich matt vernehmen. „Ich glaub's wohl; weiß ich doch selbst kaum noch, wer ich bin." — Dann fuhr er weinerlich fort: „So steh doch nicht da und glotze mich an! Thaue mich auf und gieb mir zu essen!"

Das war Fabers Stimme, unzweifelhaft. Und die Augen, die, von der Helle geblendet, sich anstrengten, aus den verschwimmenden Umrissen ihrer Züge, ihrer Gestalt ein deutliches Bild zu gewinnen — es waren Fabers Augen. Auch die kleine kahle Stelle in den dunklen Augenbrauen — die Narbe eines Steinwurfs, den er als Knabe empfangen — Marianne erkannte sie wieder. Doch konnte sie sich nicht gleich an die Wandlung gewöhnen, die mit ihm vorgegangen, an den Verfall, in den er geraten war.

„In meinem Schlafzimmer ist es noch warm," erwiderte sie. „Oben, du weißt ja. Geh' hinauf; gleich bring ich dir Speise und Trank."

„Die Treppe soll ich ersteigen? — Es geht nicht . . . Laß mich, wo ich bin; nur Wein hole mir, — Branntwein, wenn du welchen hast. Doch beeile dich, sonst brech' ich zusammen."

„Dich hier lassen — ich kann es nicht. Der Aufenthalt in diesem eisigen Flur würde dein Tod sein. Nur noch eine kleine Anstrengung und du bist oben."

Sie stützte ihn und führte ihn mit sich. Auf der dritten Stufe griff er mit beiden Händen nach dem Geländer: „Mir ist so ohnmächtig!"

„In Gottes Namen dann!" sagte Marianne mit plötzlichem Entschluß. Sie nahm den Erschöpften auf in ihren Armen, und langsam, zwischen den aufeinander gepreßten Zähnen schwer atmend, erklomm sie Stufe nach Stufe. Faber bewegte sich nicht, sprach nicht . . .

In der Mitte der Treppe mußte sie eine kleine Weile rasten. Ängstlich blickte sie nieder auf den stillen Mann, der vertrauensvoll von ihr der Liebe Dienste erwartete. Mit geschlossenen Augen lag Faber. Da erfaßte tiefer Jammer sie ob seiner gänzlichen Hilflosigkeit, und des Mitleids warmer Strom flutete in ihrem Herzen empor.

Endlich war sie am Ziel; behutsam legte sie ihre Bürde auf das Bett nieder. Faber atmete tief auf, als er in die weichen Kissen sank. Marianne entfernte den alten, verschossenen Filzhut von seinem Kopfe; eine Menge wirren, ungepflegten Haares breitete sich auf dem Leinen aus. Auch dieses Haar war, wie dasjenige des Bartes, reichlich mit grauen Fäden durchzogen. O Gott! wie war er gealtert in der kurzen Spanne Zeit! Das Aussehen eines Greises hatte er, der doch erst vierzig Jahre zählte!

Marianne versuchte, die Schuhe von seinen Füßen zu ziehen; da zuckte er zusammen und stieß einen Schmerzenslaut aus.

„So schaff mir doch zu essen! Seit heute morgen hungere ich!" wimmerte er, einen Moment die Augen öffnend.

„Ich gehe schon. Aber du mußt vorlieb nehmen. Kochen kann ich dir nichts, das Feuer im Herde ist längst erloschen."

„Hole mir Brotrinden, wenn du nichts Anderes hast; nur mach' keine Worte mehr!"

Schweigend verließ Marianne das Zimmer. Als sie wieder eintrat, eine Schüssel mit belegten Butterbröten und eine Flasche Portwein tragend, richtete Faber sich auf und streckte ihr, zitternd vor Gier, die Hände entgegen.

„Willst du dich nicht an den Tisch setzen?" fragte sie zaghaft.

Fast zornig antwortete er: „So gieb doch her! Wozu die Umstände?"

Sie reichte ihm die Schüssel hin; heftig entriß er sie ihr und barg sie neben sich, an ein Tier erinnernd, das seine Beute an sicherem Orte unterbringt.

Der Anblick ging Marianne durch Mark und Bein; sie wandte sich ab und häufte frische Kohlen in den Ofen.

Wieder ließ Faber sich ungeduldig vernehmen: „Soll ich an den trockenen Bissen ersticken? — Reich' mir zu trinken!"

Marianne brachte ihm ein volles Glas; er leerte es auf einen Zug. „Mehr!" orderte er lakonisch.

Marianne zögerte. „Warte lieber!" bat sie. „Es möchte dir nicht bekommen."

„Ich will aber satt haben," verharrte Faber, mit der Stimme eines eigensinnigen Kindes. Marianne konnte nicht widerstehen; zum zweiten und drittenmale füllte sie das Glas. Da ließ er ab.

„Das wärmt," sagte er. „Ich fühle mein Blut wieder rinnen."

„Hattest du kein Geld, daß du unterwegs Not leiden mußtest?"

„Meine paar Silbermünzen waren gestern draufgegangen; heut morgen hatte ich nur noch einige Nickel für Brot und Schnaps. Einmal versuchte ich, zu betteln; da drohte man mir mit dem Büttel."

„Wo hast du die letzte Nacht zugebracht?"

„In einem alten Stall am Wege. Er war noch ziemlich gut erhalten; nur ein paar Sterne schienen herein. In einem Winkel lag ein Haufen Stroh oder was es sonst gewesen sein mag; darauf hab' ich geschlafen, bis es mich mit Morgengrauen wieder auf den Weg trieb."

„Was trieb dich fort?"

Mit einem verwunderten Blick auf die Fragerin versetzte Faber: „Ich mußte doch nachhause!"

Marianne forschte weiter: „Als du Emmingen verließest, wußtest du da schon, wohin du wolltest?"

„Gewiß, Tage zuvor schon. Du hattest mich ja gerufen; weißt du's nicht mehr? — Gleich wagte ich's nicht, zu entwischen; der Pastor war noch da. Gestern Morgen hörte ich dich wieder, da hielt ich's nicht länger aus. Geradeswegs zur Station bin ich gelaufen, quer durch die Felder; kein Mensch sah mich. Aber mein Geld reichte nicht, nicht einmal zur vierten Klasse; da bin ich auf der Chaussee weiter gegangen."

Marianne hatte vor ihrem Manne gestanden; jetzt setzte sie sich auf den Rand des Bettes und strich ihm die Haare von der Stirn.

Aufmerksam blickte er in ihre feuchten Augen. „Darf ich nun hier bleiben?" fragte er zaghaft.

„So lange du willst, Julius. Wer wollte dich wohl vertreiben?"

Wie mit einem neuen Verständnis sah Faber umher. „Ganz richtig: ich bin ja zuhause. Dies ist unser Schlafzimmer; jetzt erkenn' ich's wieder. Aber dein Bett fehlt, Marianne; was hast du damit gemacht?"

„Es soll morgen wieder aufgeschlagen werden."

„Du hast eine neue Lampe angeschafft. So viel Licht wie hier gab's in Emmingen nicht; es war eine knauserige Wirtschaft."

Besorgt mahnte Marianne: „Willst du nicht lieber dich jetzt zur Ruhe legen? — Ich will dir behilflich sein. Morgen plaudern wir weiter."

Folgsam hob Faber die Füße aus dem Bett und versuchte aufzutreten.

„Es geht nicht,“ klagte er. „Wie mit tausend Nadeln sticht es.“

„Ich hatte vergessen: deine Füße sind geschwollen und wund; sie müssen verbunden werden.“

So fest schlossen die Schuhe, daß Marianne sie zerschneiden mußte. Als sie vor ihm kniete, um ihn bemüht, sagte er: „Du hast eine leichte Hand; ich spüre dich kaum. Bist du's auch wirklich?“

Marianne blickte auf. „O Julius! kannst du noch zweifeln?“

„Nein, nein — ich glaube es ja. Nur durchfuhr mich's eben, als müßte ich noch weiter wandern, und ich kann doch nicht mehr!“

„Du bist am Ziele: das halte fest. Ausruhen sollst du bei mir für immer.“

Tief beugte sie sich nieder, ein Aufschluchzen gewaltsam unterdrückend. Doch fühlte sie, daß sie ihre Bewegung nicht würde meistern können; da erhob sie sich und eilte zur Thüre.

„Wohin gehst du?“ fragte Faber ängstlich.

„Ich hole Leinen und Salbe; in einer Minute bin ich wieder bei dir.“

Zurückgekehrt fand sie ihn vor dem Waschtische auf einem Stuhl sitzend. Er hatte eine Schale mit Wasser auf dem Schoße und reinigte Gesicht und Hände.

„Das erfrischt!“ rief er ihr entgegen, mit einem hellen Klange in der Stimme. „Mir war so dumpf, so schwer im Kopf. Jetzt ist der Druck verschwunden; siehst du mir's nicht an?“

Marianne lächelte ihm zu.

„Mehr und mehr gleichst du dem Julius Faber, den ich kenne,“ sagte sie. „Nur an deinen Bart kann ich mich noch nicht gewöhnen; laß sehen, ob er nicht in eine hübschere Form zu bringen ist!“

Sie nahm Kamm und Bürste und frisierte ihn; geduldig hielt er still, wie magnetisiert unter dem Einflusse ihrer geschäftigen Hände.

„Du wirst ganz präsentabel,“ frohlockte sie. „Nur in deiner Kleidung kannst du dich nicht sehen lassen. Mir scheint, du hast verlernt, auf dein Äußeres zu achten.“

„Das mag wohl sein. Niemand kümmerte sich darum, wie ich aussah.“

„Du armer Mann! Dir ist dein Recht nicht geworden; das soll von nun an anders werden.“

Faber ergriff schüchtern ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

Noch konnte Marianne es nicht über sich gewinnen, diese Liebkosung zu erwidern. „Deine kranken Füße warten auf mich,“ erinnerte sie.

Schweigend ließ Faber sich salben und verbinden. Einmal nur sagte er: „Ich höre unsere Knaben nicht; wo sind sie?“

„Du wirst sie morgen sehen,“ beschwichtigte ihn Marianne.

Als sie fertig war, drängte sie: „Nun lege dich zu Bett; du bedarfst des Schlafes.“

„Doch wo bleibst du?“ erkundigte er sich besorgt.

„Habe keine Furcht; ich verlasse dich nicht. Auf dem Sofa werde ich mir's bequem machen. Sobald du eingeschlafen bist, lösch' ich das Licht.“

Sie entkleidete ihn, sie bettete ihn. Ach, wie war er abgemagert, nur noch ein Schatten seines früheren Selbst! Wie eingefallen die Brust, wie dünn die Arme! Kaum glaublich war's, daß dieser schwache Körper die Strapazen der letzten beiden Tage hatte überstehen können.

Es überlief Marianne eiskalt bei dem Gedanken: Nur, um bei den Seinigen zu sterben, ist er zurückgekehrt! Die Todesahnung ist es gewesen, die, ihm unbewußt, ihn zur Heimat getrieben hat!

Und erschrocken drang sie in ihn: „Wie ist dir, Julius? Hast du Schmerzen? Verspürst du ein Gefühl naher Ohnmacht?"

Faber sah sie groß an. „Mir ist sehr wohl," erwiderte er mit einem glückseligen Lächeln. „Nie in meinem Leben ist mir leichter gewesen. So möcht' ich immer ruhen; im Himmel kann es nicht schöner sein. Müde bin ich gar nicht. — Setze dich zu mir und laß mich deine Hand fassen . . . So! — Ich danke dir!"

Nachdenklich betrachtete er sie. Dann hub er an: „Ich hatte vergessen, daß du so schön bist; es ist auch lange, lange her, seit ich dich gesehen. Damals trugst du ein weißes Kleid und einen grünen Kranz über einem langen Schleier. In einer Kirche war's; o, ich weiß es noch so gut! — Wir wechselten unsere Ringe. —"

Er unterbrach sich und blickte auf seine Hand, die des Goldreifs entbehrte. „Den meinigen habe ich ablegen müssen; er war mir zu weit geworden. Seitdem trage ich ihn auf der bloßen Brust; wart', ich will ihn dir zeigen."

In der That: mit einem groben Bindfaden hatte Faber seinen Trauring um den Hals befestigt. Er hielt ihn Marianne hin: „Es ist auch eine Inschrift darin: Getreu bis in den Tod. Und dann folgen die Anfangsbuchstaben deines Namens. Erinnerst du dich noch?"

„Ob ich's thue!" rief Marianne erschüttert. „Und mein Wort werde ich einlösen. Ich habe auch das deine, aber mein Ring ist mir im Fleische festgewachsen; ich kann ihn nicht mehr vom Finger bringen. Daß es mir auch so viel besser ergangen ist als dir!"

Faber hörte nicht auf sie. „Wie sich's in mir aufhellt!" sagte er mit dem Ausdruck des Staunens. „Oft habe ich mich da draußen zu besinnen versucht, wie mein Leben verlaufen ist, und jedesmal wurde mir dabei schwarz vor den Augen. Jetzt beginnt alles hervorzutreten. Warte . . . Ich sehe dich neben mir — in einem erleuchteten Koupee war's, die blaue Gardine vor das Licht gezogen — wir beide allein . . . Du schmiegtest dich an mich; von deiner Liebe sagtest du mir, daß sie dir noch so unbegreiflich sei wie im Anfang und daß sie doch von Stunde zu Stunde wüchse. Erinnerst du dich noch? — Und ich — so überwältigt wurde ich von dem Gefühle eines unendlichen Glücks, daß ich an deinem Halse weinte und schluchzte. Du wußtest nicht, was mir geschehen; deine Besorgnis gab mir die Fassung zurück. Und dann verharrten wir in seligem Schweigen, Wange an Wange, während es unter uns dröhnte und polterte, und neben uns der Regen an die Scheiben prasselte. Als wir in Dresden ankamen, schwammen Straße und Trottoir. Du hattest in der Eile der Abreise vergessen, die Schuhe

zu wechseln; nun standest du entsetzt vor der unerwarteten Flut und wagtest nicht, hindurchzupatschen. Da nahm ich dich auf meine Arme — ein klein wenig kreischtest du — und trug dich zum Wagen. Weißt du noch? — Ein zartes Figürchen hattest du damals; ich wunderte mich über dein geringes Gewicht, als ich dich emporhob."

Bewegt lauschte Marianne. Ja, so war es gewesen, und nichts, was seitdem geschehen war oder noch geschehen mochte, konnte jene wonnigen Stunden aus ihrem Leben löschen! — Und nun gab sie ihre Zurückhaltung auf; sie neigte sich nieder zu den Lippen ihres Gatten und küßte ihn lange, mit geschlossenen Augen, und wie im Frühling ihres Lebens bebte ihr Herz.

„Ich habe nichts vergessen, so wenig wie du," sagte sie leise, wie verloren in jene Zeit, die Faber vor ihr heraufbeschworen. „Am Morgen nach unserer Ankunft — es war wie eine neue Sonne, die auf uns niederschien. Wir gingen aus; du wolltest mir die Stadt zeigen. Aber es litt uns nicht in der Enge der Straßen, im Gewühle der Menschen; unwiderstehlich trieb's uns ins Freie. O welch ein Morgen war das! Nie zuvor war ich so empfänglich für die Schönheit der Natur, bis zu Thränen der Rührung. Aus jeder Blume, die der Sommer an den Weg gestreut hatte, aus jedem Baume, dessen Krone im Lichte funkelte, aus jedem rosenberankten Häuslein mit blinkenden Fensterscheiben sogen wir Genuß. In Nähe und Ferne webte ein geheimnisvolles Lebendiges, das wir mit erschlossenen Organen ahnten . . ."

Faber fiel ihr in das Wort: „Und dann kam die Prosa, der ganz gewöhnliche Hunger. Noch sehe ich sie vor mir, die kleine, dicht bewachsene Laube, das Honoratiorenstübchen des engen Wirtshausgartens, in welches wir uns gutmütig nötigen ließen. Fast betäubte uns der starke Geruch der Erde, der Dunst des feuchten Bodens. . . ."

„Was aber schlimmer war," ergänzte Marianne, „um die Bohnenblüten, die uns umgaben, summte und schwirrte allerlei Getier; auf dem baufälligen Tisch, den wackeligen Bänken wimmelte es von zudringlichen, winzigen Geschöpfen, die sich's in dem dämmerigen Unterschlupf wohl sein ließen. Bald wurde mir's sehr unbehaglich; allenthalben schien mich's zu zwicken und zu kneipen. Doch ließ ich mir nichts merken; ich fürchtete mich, von dir ausgelacht zu werden. —"

„Bis ein großer grüner Käfer von der Blätterdecke herab in dein Glas plumpste; da war's vorbei mit deiner Selbstbeherrschung. Du flohst; ich dir nach —"

„Und wir ließen das Frühstück im Stich, weil uns der Appetit vergangen war. Das schöne Frühstück!"

„O, es fand seine Liebhaber; erinnere dich nur! — Als wir uns nochmals umwandten, sahen wir ein Hühnervolk in die Laube spazieren, an der Spitze der laut glucksende Hahn. Und zu guterletzt hörten wir noch die Teller auf dem Boden klirren, jene wunderbaren, von dir lüstern angestaunten Teller mit durchbrochenem Rande und naiven Bildchen in der Mitte des Bodens."

„Richtig! es waren wirklich reizende Teller, Julius . . . Und am nächsten Tage — was begannen wir doch?"

„Wir bezwangen unseren Wandertrieb und gingen in die Gallerie".

„Das Thörichtste, was wir thun konnten," fiel Marianne ein. „Gedrückt und stumm irrten wir durch die Säle; keins der berühmten Bilder sprach zu uns. Wir schämten uns, einander zu gestehen, daß wir uns langweilten; geduldig trottelten wir weiter und weiter und gähnten, immer eins hinter dem Rücken des anderen. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte dich, ob dir auch so dumm zu Mute sei wie mir. Es schien so; denn du führtest mich hurtig hinaus auf die Elbbrücke, hoch über den breiten, schönen Strom. Wir hörten ihn die Pfeiler umbrausen und sahen ihn in kreisenden Wirbeln kommen und von dannen ziehen, bis er in eine stille, blanke Fläche auslief. Und Dampfschiffe glitten darauf umher, sich bewegend wie vernünftige Geschöpfe."

Faber nahm das Wort: „Und flugs wandelte uns die Lust an, auch einmal auf dem Rücken eines solchen Ungetüms umherzuschwimmen. Binnen einer Stunde waren wir unterwegs. Abends, als die Sonne sich zum Untergange neigte, standen wir auf der Bastei. Den Leuten um uns her fröstelte bald; einer nach dem andern entwich. Allein blieben wir auf der hochragenden Klippe. Wir froren nicht, als wir dicht aneinander geschmiegt saßen auf der schmalen Holzbank. Schweigend sahen wir den Sonnenball in die böhmischen Lande versinken und den Abendstern in mildem Silberglanz am dämmernden Himmel auftauchen. O wie selig war uns auf unserer einsamen Warte!"

Die Augen Fabers glänzten. Leiser fuhr er fort: „Eine so reine Freude habe ich nicht wieder genossen. Nicht einmal bei der Geburt unseres Ältesten, unseres Otto. Wohl durchbebte unaussprechlicher Jubel meine Brust, als das Kind, unser Kind, auf den Kissen der längst bereit gestellten Wiege lag; aber zu viel des Wehs hatte die Natur auf dich gehäuft, und das Bangen der letzten Stunden zitterte mir noch in den Gliedern. Und hernach? — O, ich verfiel immer mehr dem herzversteinernden Einfluß des Berufslebens; die Schwingen meiner Seele lahmten; dicht und schwer lastete der Erdenstaub auf mir . . ."

Marianne staunte. War dies der Mann, der sich aus der Gemeinschaft mit seinesgleichen hatte verbannen müssen, weil sein Geist nicht vermochte, gleichen Schritt mit dem ihrigen zu halten? War dies derselbe Mann, der vor wenigen Stunden, einem dumpfen Triebe folgend, sich zu ihr geflüchtet hatte, — ein Unglücklicher, dessen Anblick eher Furcht und Grauen erregte als Mitleid?

Fast erschrocken betrachtete Marianne den Verwandelten. Die harten Linien waren aus seinen Zügen verschwunden; ein milder, wehmütiger Ernst leuchtete aus seinen klaren Augen. Marianne erinnerte sich, gehört zu haben, daß bei Sterbenden zuweilen schon der Silberblick der nahen Läuterung aufschimmere, ehe die Seele auf unbekannter Bahn davonwandelt. Gepreßten Herzens beugte sie sich nieder: „Und ich habe dein Unsterbliches nicht im Lichte halten können?"

Langsam schüttelte Faber das Haupt. „Selbst du hattest dazu die Macht nicht. Verloren war ich längst, ehe jene Zeit des Taumels hereinbrach, die den

Erwerbssinn in einen Spielsinn umbildete. Ich schien derselbe, der ich immer gewesen, während das Fieber schon in meinen Adern glühte. Es hat sich ausrasen müssen. Jetzt, ich fühle es, bin ich genesen. Und ich habe Zeit, nochmals selig zu werden."

Während er sprach, ermattete seine Stimme; aus seiner Brust klang es wie das Rauschen des Windes in dürren Blättern.

Erschauernd bat Marianne: „Rede jetzt nicht mehr, ich bitte dich. Schließe die Augen; ich weiche nicht von deiner Seite, bis du eingeschlafen bist."

Darauf sagte Faber leise, mit leichtem Schütteln des Körpers: „Ich will nicht schlafen; ich fürchte mich vor dem Schlaf. Er hängt über mir wie eine Wolke mit hundert Armen, die nach mir greifen. Ich aber möchte mich noch nicht trennen von den Gefilden, die du bewohnst . . ."

Er raffte sich auf: „Noch ein Glas Wein gieb mir . . . rasch, Marianne . . . mir wird so wunderlich . . ."

Sie reichte ihm das begehrte Getränk, seinen Kopf hebend und stützend. Ohne abzusetzen, leerte er das Glas; nur das Schlucken wurde ihm schwer.

„Mir ist besser jetzt," flüsterte er. „Die Wolke weicht zurück; der Boden unter mir wird wieder fest."

Plötzlich richtete er sich empor und spähte im Zimmer umher.

„Eben war mir's, als hörte ich die Kinder," sagte er.

„Willst du sie sehen?" fragte Marianne mit erstickter Stimme.

Und als Faber lebhaft nickte, eilte sie in das Schlafzimmer der Knaben und rief sie mit Namen: „Steht auf und kommt mit mir; euer Vater ist wieder da!"

Otto erwachte sofort. Anders Alexander: seine Mutter mußte ihn rütteln, damit er sich ermuntere.

„Macht geschwinde! Und wickelt euch in eure Decken!"

Sie war den Schlaftrunkenen behilflich, sich einzuhüllen. Ihre Hände zitterten; oben im Halse schlug ihr das Herz.

In roten, lang nachschleppenden Steppdeckenmänteln, unter denen die nackten Füßchen hervorlugten, zogen die Knaben vor das Bett ihres Vaters.

„Ihr armen Jungen!" empfing er sie. „Hab' ich euch aus euren warmen Nestern gescheucht!"

Sinnend verweilten seine Augen auf den jugendlichen Gesichtern.

„Ihr also seid die Sprößlinge, durch die meine Art sich erhalten wird, Fortsetzungen von mir, die Fabers der Zukunft! — Ich gehe; Ihr rückt an meine Stelle. Bis in die Jugendzeit der Erde reicht die Kette zurück und kann sich fortsetzen, bis die Sonne ausgeglüht hat . . ."

Er stützte sich auf den Ellenbogen.

„Küßt mich; laßt mich eure frischen Lippen fühlen! — Zuerst du, Otto, mein Ältester! — Du hast die guten Augen deiner Mutter; gebrauche sie, um in dem bunten Wirbel des Lebens das wertvolle Bleibende zu erkennen!"

Willig reichte Otto seinen Mund zum Kusse hin.

„Und du, Alex? — Mißtrauisch blickst du mich an. Bin ich dir so fremd geworden?“

Der Knabe sah fragend zu seiner Mutter empor. „Dieser Papa sieht so wüst aus; ist er wirklich mein Papa?“

„Wirklich und wahrhaftig, du thöricht vorsichtiges Kind!“ versicherte Marianne. „Zeige ihm, daß du ihn lieb hast! Du hast es ihm doch oft genug geschrieben!“

Da schlang Alexander seine Arme um des Vaters Hals und küßte ihn mit stürmischer Inbrunst.

„So gefällst du mir,“ sagte Faber, indem er ihn sanft von sich löste. „Forsche und prüfe; das erkannte Wahre aber ergreife mit Wärme. — Und nun gute Nacht, mein lieber Otto; gute Nacht, mein feuriger Alex! — Führe sie hinweg, Marianne, ehe die Lampe vollends erlischt. — Seltsames Dunkel! Ein Schleier von Flor, der sich verdichtet . . . Und mir wird so wohlig matt . . . Schlafen, schlafen — jetzt kann ich's . . . Küsse mich zur guten Nacht, Marianne . . .“

Ein Seufzer, und er fiel zurück. Marianne, das Kommende ahnend, hatte ihren Arm um seine Schulter gelegt; an ihrer Brust bettete sich Fabers Haupt zum letzten Schlaf.

Alexander fragte: „Bleibt Papa jetzt bei uns?“

Da wich Mariannens Stärke von ihr. „Er ist schon wieder gegangen,“ antwortete sie schluchzend.

Der Knabe verstand sie nicht; er fuhr fort, zu fragen. „Ist Papa wieder gesund?“

Sie riß die beiden Söhne an sich und hielt den Toten und seine lebenden Nachfolger in enger Umarmung.

„Ja, er ist genesen . . . Er lebt; wir aber — wir sind im Sterben . . .“

Und ahnungsvoll erbebten die jungen Herzen.

Die Göttinger Sieben und das geflügelte Wort vom „beschränkten Unterthanenverstand“.

Von

Georg Weber.[1])

In dem deutschen Staatsleben des neunzehnten Jahrhunderts ist mehrmals die öffentliche Meinung und die politische Parteistellung durch markante Aussprüche charakterisiert und im Gedächtnis der folgenden Generationen erhalten worden. Wir erinnern nur an den Maueranschlag des Gouverneurs von Berlin, Minister Graf Schulenburg-Kehnert bei der Kunde von der Schlacht von Jena:

[1]) Georg Weber, Professor in Heidelberg, starb am 10. August dieses Jahres.
Die Redaktion der Deutschen Revue.

„der König hat eine Bataille verloren; die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Einwohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben;" an die Bezeichnung des Verfassungskampfes in Kurhessen im Jahre 1850 als „Revolution in Schlafrock und Pantoffel" durch den Minister von Manteuffel und an den oben erwähnten Ausspruch des Ministers von Rochow bei Gelegenheit des hannöverschen Verfassungsbruches im Jahre 1837 vom „beschränkten Unterthanenverstand." Sie entstanden in tiefbewegten Geschichtsepochen und haben daher ein halbes Jahrhundert hindurch ihren Gang durch das politische und geschichtliche Leben Deutschlands gemacht und durch einen kurzen Volksspruch an schmerzensreiche Tage erinnert. Sie sind dem heutigen Geschlechte ferner gerückt, und so dürfte es nicht ungeeignet sein, an die geschichtlichen Vorgänge zu erinnern, denen sie ihre Entstehung zu verdanken haben. Besprechen wir zunächst das letztere, das an den Höhepunkt des büreaukratischen Regiments zur Zeit des Bundestages erinnert und zugleich die Vorboten eines Umschwungs der öffentlichen Meinung verkündet.

Unter den mittleren Staaten Deutschlands hat im 18. und 19. Jahrhundert das Kurfürstentum Hannover die größten Wechselfälle erfahren, welche meistens ihren Ursprung in der dynastischen Verbindung des Landes mit dem englischen Königstum hatten. Als das Haus Stuart in England dem Aussterben entgegenging, kamen die Häupter der mächtigen Partien, Tories und Whigs, zu der Übereinkunft, daß der künftige Herrscher der englischen Kirche angehören müsse und nur im Einverständnis mit beiden Häusern des Parlaments regieren solle. Demgemäß wurden die im Auslande lebenden Nachkommen König Jakob II. von der Nachfolge ausgeschlossen und diese der verwitweten Kurfürstin Sophie von Hannover übertragen. Sie war die Tochter der Stuart'schen Prinzessin Elisabeth, welche einst in frischer Jugendblüte dem pfälzer Kurfürsten Friedrich V. als Ehegemahl nach dem Heidelberger Schloß gefolgt war. Dort hatte sie auch ihre Jugend verlebt, als ihr Bruder Karl Ludwig nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges wieder in die verwüstete Pfalz eingezogen war, und dem braunschweig-lüneburgischen Fürsten Ernst August die Hand zum Ehebund gereicht. Es waren bescheidene Verhältnisse, in die sie durch ihre Vermählung in der Heidelberger Schloßkapelle eintrat. Ihr Gemahl war nur Administrator des Bistums Osnabrück. Aber das Glück begünstigte ihn. Er erlangte nach dem Ableben seiner älteren Brüder das herzogliche Gesamtgebiet und erwarb im Jahre 1692 von dem Kaiser den Rang eines Kurfürsten. Als die glänzende Gesandtschaft, an ihrer Spitze Lord Macclesfield, dessen Vater einst der Böhmenkönigin Elisabeth, als sie im Haag weilte, nahe gestanden, der hochbejahrten Dame die Urkunde überreichte, wodurch ihr und ihren Nachkommen die Anwartschaft auf den englischen Thron zugesichert war, bemerkten die Anwesenden mit Bewunderung, wie lebenskräftig und geistesfrisch sie noch immer auftrat. Allein die Kurfürstin Sophie sollte die ihr bestimmte Krone nicht mehr erlangen; die geistreiche, feingebildete Frau starb im Juni 1714 hochbejahrt in Deutschland; wenige Wochen nachher folgte ihr Königin Anna ins Grab, ehe die torystisch-jakobitischen Kabalen, durch welche der in Frankreich weilende Sohn des ver-

triebenen Jakob II. wieder in das Erbe der Stuarts eingesetzt werden sollte, zur Reife gediehen waren. So konnte Sophiens Sohn ungehindert in England landen und noch in demselben Jahr als König Georg I. gekrönt werden. Doch blieben die hannöver'schen Kurlande und das Königreich Großbritannien nur durch Personalunion verbunden; für die Regierungsangelegenheiten in Hannover bestellte der König als Kurfürst einen eigenen Minister, unabhängig von dem parlamentarischen Regiment Englands.

Diese wenn auch nur lose Verbindung mit England brachte dem Kurfürstentum Hannover mancherlei Vorteile, da die Könige für ihr Geburtsland große Vorliebe trugen. Unter Georg II. wurde 1734 die Universität Göttingen gegründet, welche durch die Municicenz des Königs und durch die besondere Fürsorge und geschickte Administration des Ministers Freiherrn von Münchhausen sich rasch zu hoher Blüte entfaltete. Sie galt bis zu Ende des Jahrhunders für die gelehrteste Universität Deutschlands und besaß die reichste Bibliothek, die besonders mit wertvollen Litteraturwerken aus England beschenkt wurde. Dem trefflichen Kurator Münchhausen gelang es, die berühmtesten Gelehrten der Zeit für die verschiedenen Fächer zu gewinnen. Wir erinnern nur an die Naturforscher Blumenbach, Lichtenberg, Kästner, Gauß; an die Juristen Hugo Schlözer, Eichhorn, an die Theologen Eichhorn Vater, Blank, Gieseler, an den Philologen Heym, den Historiker Spittler u. v. a., doch wurden auch Land und Universität in die Wechselfälle und Umgestaltungen verflochten, welche der europäische Kontinent durch die französische Revolution und die napoleonische Gewaltherrschaft zu erleiden hatte. Im Anfang des 19. Jahrhunderts kam das Kurfürstentum unter die französische Herrschaft und teilte als Bestandteil des Königreichs Westfalen die Geschicke der deutschen Rheinbundstaaten, die Vorteile wie die Nachteile. Wie sehr immer das hannöversche Volk seine deutsche Gesinnung bewahrte und bei jeder Gelegenheit Kraft und Kriegsmut zeigte, so erkannte es andererseits auch bereitwillig die politischen Güter und Freiheiten an, die ihm das neue Staats- und Rechtsleben des napoleonischen Kaiserreichs und seiner dynastischen Dependenzen einbrachte. Auch die Universität Göttingen büßte unter dem Einflusse eines Joh. Müller, eines Lecamus, Grafen von Fürstenstein und anderer Würdenträger von altdeutscher Bildung nichts von ihrem früheren Flor ein. In einem neueren Schriftchen: „Das Königreich Westfalen. Sieben Jahre französischer Fremdherrschaft im Herzen Deutschlands" von Rudolf Gomke werden wir über die Zustände Westfalens unter König Jerome belehrt. Bei seinen Reisen durch die Städte und Landschaften, die jetzt durch eine freisinnige, bürgerliche Verfassung zu einem Ganzen vereinigt waren, wurde König Jerome in Göttingen wie in anderen größeren Städten mit Freudenfesten empfangen.

Die späteren Generationen haben die Rheinbundsperiode als den Gipfel der Schmach und Erniedrigung dargestellt. Diese Auffassung besteht zu vollem Recht, wenn man sie bloß vom nationalen und patriotischen Standpunkt betrachtet. Doch darf man dabei nicht übersehen, welche Übelstände und Mißbräuche durch sie weggefegt und welche unwürdige Zustände durch den Wiener Kongrß wieder zurückgeführt wurden. War denn das bundestägige Deutschland viel

mehr als eine neue, kaum verbesserte Auflage des alten römischen Reichs deutscher Nation mit einigen landständischen Scheinverfassungen? Besonders trat die Restauration in Hannover stürmisch und gewaltsam auf. In dem neugeschaffenen Königreich wurden die Einrichtungen der westfälischen und französischen Zeit, auch die wohlthätigen und zweckmäßigen, abgeschafft, und die mächtige Adelskaste setzte sich wieder in ihre alten Privilegien. Die französischen Gesetzbücher, Justizeinrichtungen, Domänenveräußerungen wurden widerrufen, die bäuerlichen Ablösungsgesetze beseitigt, die Steuerprivilegien, Patrimonialgerichte und sonstige Adelsrechte, die veralteten Stadtverfassungen und Zunftordnungen, die landschaftlichen Verschiedenheiten im Steuer- und Zollwesen, in provinzialen Verfassungen und Ständeversammlungen hergestellt, das heimliche Gerichtsverfahren samt der Folter, die Vermischung von Justiz und Verwaltung zurückgeführt. Das Gewerbe lag danieder, der Bauer war rechtlos und gedrückt. Bureaukratie und Adelsoligarchie vermochten alles. Die Regierung ließ sich von dem reaktionären Eifer des Adels immer mehr fortreißen. Graf Münster, der als hannöverscher Minister bei dem Prinz-Regenten in London fungierte, ging immer weiter in die reaktionären Ideenkreise des englischen Torykabinets ein und war ohnedies in aristokratischen Vorurteilen ganz befangen, ein Bewunderer der altständischen Ordnungen. Eine ganz bureaukratische Organisation der Staatsverwaltung, ein Übermaß von Beamten und Behörden, schleppender und schwerfälliger Geschäftsgang in Administration und Justiz, die Abtrennung der Domänen vom Staatsvermögen, Steuerexemtion des Adels, die Entartung des Staatsdienstes zu einem Pfründensystem einer engen geschlossenen Kaste zeichneten Hannover vor anderen deutschen Ländern aus. Wohl wurde im Jahr 1814 der Versuch gemacht, die verschiedenen Provinzialstände zu einem provisorischen allgemeinen Landtag zu vereinigen. Aber diese Konstitution beruhte ganz auf den alten feudalen Prinzipien; auch blieben daneben die alten Provinzialstände bestehen. Das provisorische Landtagsinstitut war ganz in den Händen des Adels, es war ohne irgend welche Abgrenzung seiner Rechte, Befugnisse und Aufgaben und entwickelte eine gänzlich unfruchtbare Thätigkeit, indem abwechselnd die Adelsoligarchie und die Regierung einen zeitgemäßen Fortschritt hemmten. Die Verhandlungen wurden geheim gehalten, die Teilnahme des Volks an demselben sank infolgedessen auf das geringste Maß. Die Adelskaste hintertrieb Reformen, wie die Trennung der Verwaltung und Justiz, die Maß- und Münzeinheit, die Aufhebung der Patrimonialgerichte u. dergl., die Regierung ihrerseits wies das Bestreben zurück, die Einkünfte der Domänen der ständischen Kontrolle zu unterwerfen und dieselben zur Deckung der Staatsbedürfnisse heranzuziehen.

Die provisorische Ständeversammlung wurde 1819 aufgehoben und unter dem Einfluß der schroffsten Adelspartei das Patent über die neue Gestalt der Landtagsversammlung erlassen, bestehend aus einer ersten ritterschaftlichen und einer zweiten Kammer, die im wesentlichen aus städtischen Vertretern und bürgerlichen Gutsbesitzern zusammengesetzt war; die Städte aber waren thatsächlich, da keine Diäten gezahlt wurden, meist durch Beamte der Residenz vertreten. Auch

diese Landtage, auf Grund des Patents vom 7. Dezember und ganz auf feudalen Prinzipien beruhend, hatten nur unfruchtbaren und unerquicklichen ständischen Hader, aber wenig Fortschritte in zeitgemäßer politischer Entwickelung aufzuweisen. Die ganze ständische Geschichte von Hannover bis zum Jahre 1830 ist im wesentlichen nichts als eine Geschichte des Steuerwesens. Die Anteilnahme des Volkes an den Verhandlungen schwand auf das allergeringste Maß; dafür aber nahm der Mißmut über die öffentlichen Zustände immer mehr überhand. Ein frischerer Zug kam auch in die trostlose hannöversche Verfassungsangelegenheit erst mit der Julirevolution, die fast gleichzeitig mit dem Tode des bisherigen Prinz-Regenten Georg IV. eintrat. Die Worte eines berühmten Historikers: „Die Geschichte von England ist die Geschichte des Fortschrittes, sie ist die Geschichte eines beständigen Wechsels in den Institutionen einer großen Gesellschaft," sind besonders zutreffend für die nun folgende Zeit. Mit dem Bruder und Nachfolger Georgs IV., bisher Herzog von Clarence, bestieg als Wilhelm IV. den englischen Thron ein schlichter, gerader Mann, der einst als erster Lord der Admiralität die Schlacht bei Navarino herbeigeführt und dadurch die Volksgunst für sich gewonnen hatte. Er wendete wieder sein Vertrauen den lange zurückgesetzten Whigs zu und begünstigte alle liberalen und humanen Zwecke. Die alte Verfassung wurde durch die Reformbill verjüngt; die Sklavenemanzipation kam zustande. Ein freierer Luftzug drang in die öffentlichen Dinge ein. Diese Umwandlnng machte sich auch in Hannover fühlbar. Die Vertreibung des Herzogs Karl von Braunschweig vermehrte die Aufregung und führte unruhige Auftritte herbei, die einen revolutionären Charakter trugen, aber ohne namhaften Schaden abliefen. Das Volk rüttelte an seinen Ketten und suchte sich loszumachen von den verjährten Mißständen und dem Scheinkonstitutionalismus abgestorbener Verfassungen. In Osterode, Göttingen u. a. O. brachen Unruhen aus, die militärisches Einschreiten und gerichtliche Verfolgungen nötig machten. Bei der Universität Göttingen nahm durch die Beteiligung der Studenten und einiger akademischer Lehrer wie Rauschenplatt und Ahrens und des Advokaten Seidensticker der Aufstand größere Dimensionen an und steigerte sich zu revolutionären Auftritten, zur Bildung einer Bürgerwehr, der auch einige hundert Studenten beitraten. Graf Münster, der leitende Minister des englischen Königs für die hannöverschen Angelegenheiten, wurde, um der allgemeinen Aufregung ein Opfer zu bringen, entlassen und der Herzog von Cambridge, der königliche Bruder, zum Vicekönig von Hannover ernannt. Es kam dann ein neues Staatsgrundgesetz zustande, das die ständischen Rechte bei Steuerbewilligung und Gesetzgebung wesentlich erweiterte, Glaubensfreiheit, Gleichheit vor Gericht, Ministerverantwortlichkeit gewährte, Öffentlichkeit der Landtagsverhandlungen und Preßfreiheit zusagte und, wenn auch keineswegs alle Ansprüche befriedigt wurden, doch gegen die alte Verfassung von 1819 ein wichtiger Forschritt war. Bei der Aufstellung des neuen Verfassungsentwurfes hatte der Göttinger Historiker und Staatsrechtslehrer F. Ch. Dahlmann den größten Einfluß. Er genoß das ganze Vertrauen des Vicekönigs, so daß ihm auch die Ausarbeitung eines Familienstatuts für das königliche Haus übertragen ward. Man muß in Springers „Leben

Dahlmanns" nachlesen, mit welcher Gründlichkeit und Sorgfalt Dahlmann sich dieser schwierigen und umfassenden Arbeit unterzog, um die Stellung und Bedeutung des Mannes im Anfang der dreißiger Jahre zu begreifen. Das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 macht u. a. auch die Domänen zum Staatseigentum und gewährte dem König eine Zivilliste; man wollte darin den wesentlichen Grund erkennen, der den nachfolgenden Landesherrn zum Verfassungsbruch trieb. Denn dieser konnte hoffen, im Besitze der Domänen leichter sich seiner ungeheuren Schuldenlast zu entledigen.

Im Jahre 1837, als die ruhmreiche Universität Göttingen das erste Jubiläum ihre Einweihung feierte, starb Wilhelm IV. Dieses Ereignis führte für Land und Universität eine Katastrophe herbei, welche nie mehr geheilt wurde, so lange das Welfenhaus das Regiment hatte. König Wilhelm hatte in England zur Nachfolgerin seine Nichte Viktoria. Da nun nach deutschem Fürstenrecht weibliche Erbfolge unstatthaft ist, so fiel die Krone von Hannover an den Oheim der Königin, Ernst August, Herzog von Cumberland. Das ganze Land jubelte über die nach hundertjähriger Vereinigung gewonnene Selbständigkeit, aber die Freude verkehrte sich bald in Schmerz, als der neue König, ein starrsinniger, stolzer Hochtory, den Antritt seiner Regierung in dem Patent vom 1. November ankündigte, worin er das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 als den König weder in formeller noch in materieller Weise bindend erklärte, „wegen mangelnder agnatischer Zustimmung und weil es eine wesentliche Verletzung der Regierungsrechte enthalte." Damit war die alte ständische Verfassung vom Jahre 1816 mit ihrer maßlosen Adels- und Beamtenprivilegienwirtschaft hergestellt. Ein gefügiges Werkzeug für die Ausführung dieses offenen Verfassungsbruches fand sich in dem neuernannten Minister von Schele, der fortan der eigentliche Regent des Landes wurde. Alsbald erging an alle Beamten („königliche Diener") die Aufforderung zur Leistung eines neuen Dienst- und Huldigungseides. Manche Staatsdiener mögen dadurch mit ihrem Gewissen in Zwiespalt geraten sein, aber sie kamen der Aufforderung nach. Nur sieben Professoren von Göttingen, Zierden deutscher Wissenschaft, weigerten den Eid, weil, wie Dahlmann in einer Brochüre darthat, eine zwischen Regierung und Volk vereinbarte Staatsverfassung nicht einseitig von dem einem Teile, sondern nur in Übereinstimmung beider Kontrahenten verändert oder aufgehoben werden könne. Es waren die beiden Brüder Grimm, Dahlmann, Gervinus, Ewald, der Jurist Albrecht, der Physiker Wilhelm Weber. Sie wurden ihrer Stellen entsetzt.

In dem Entlassungsdekret hieß es: „Die gedachten Professoren haben durch Erklärungen solcher Art — bei denen sie gänzlich verkannt zu haben scheinen, daß Wir ihr alleiniger Dienstherr sind, daß der Diensteid einzig und allein Uns geleistet werde, somit auch Wir nur allein das Recht haben, denselben ganz oder zum Teil zu erlassen — das Dienstverhältnis, worin sie bisher gegen Uns standen, völlig aufgelöst, wovon dann deren Entlassung von dem, ihnen anvertrauten, öffentlichen Lehramte auf der Universität Göttingen nur als eine notwendige Folge betrachtet werden kann." Drei von ihnen, Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus wurden, weil man glaubte,

daß die Veröffentlichung der Protestation in dem englisch-pariser Blatt Galignanis Messenger von ihnen herrühre, des Landes verwiesen. Die Veröffentlichung wird von Dahlmann durch ihre Stellung als akademische Lehrer gerechtfertigt. „Als Lehrer an einer Universität sind wir dem Urteil des Publikums in einem weit über Stadt und Land sich erstreckenden Kreise ausgesetzt; täglich und fortwährend sind wir genötigt, unsere Ansichten und Überzeugungen, welche andere, wenn auch gleichgesinnt, verschweigen mögen, öffentlich auszusprechen. Was muß uns wohl mehr am Herzen liegen, als daß unsere Handlungen mit unseren Lehren in Übereinstimmung erscheinen und nicht durch das Gegenteil entweder die letztere von uns selbst widerlegt, oder unser Charakter in das verächtlichste Licht gestellt wird?" Die Anerkennung, womit ganz Deutschland die That der „Göttinger Sieben" begrüßte, und die Teilnahme, die sich in der ihnen angebotenen Unterstützung kundgab, bewies zum erstenmal die Macht der öffentlichen Meinung und den im stillen gewachsenen Rechtssinn des Volkes. Als die Ausgewiesenen über der Landesgrenze waren, wurden sie von Scharen ihrer Verehrer und Gesinnungsgenossen aller Stände, darunter viele Studierende aus Göttingen, wie Triumphatoren empfangen und weitergeleitet. Sie begaben sich meistens in die Heimat zurück. Aus allen Gauen Deutschlands wurden Zustimmungsadressen veröffentlicht und das Verfahren der Sieben als ein Zeugnis männlichen und sittlichen Mutes gefeiert. Einzelne mißbilligende Stimmen, welche neidisch waren auf die Huldigungen, die den „sieben Weisen" dargebracht wurden, verklangen gegenüber der Macht der öffentlichen Meinung. Die Stadt Elbing, der Geburtsort Albrechts, beschloß ihrem Mitbürger Beweise ihrer Anerkennung und Verehrung darzubringen. Dies sollte in einer öffentlichen Adresse an Albrecht geschehen. Der Minister des Inneren von Rochow, dem eine Abschrift übersandt wurde, mißbilligte das Vorhaben in einem Reskript, welches Büchmann in seinen „Geflügelten Worten" aus dem in der Stadtbibliothek zu Elbing aufbewahrten Original anführt und das folgenden Wortlaut hat:

„Ich gebe Ihnen auf die Eingabe vom 30. v. M., mit welcher Sie mir die von mehreren Bürgern Elbings unterzeichnete Adresse an den Hofrat und Professor Albrecht überreicht haben, hierdurch zu erkennen, daß mich dieselbe mit unwilligem Befremden erfüllt hat. Wenn ich auch annehmen will, daß es nur Gewissenszweifel gewesen sind, welche den Professor Albrecht bewogen haben, die ihm angesonnene Eidesleistung für unstatthaft zu halten, so bin ich doch so weit entfernt, die in der Erklärung des Albrecht und seiner Göttinger Amtsgenossen ausgesprochene Verurteilung des Verfahrens Sr. Majestät des Königs von Hannover dadurch gerechtfertigt, oder auch nur entschuldigt zu finden, daß ich solche vielmehr für eine ebenso unbesonnene als tadelnswerte und nach diesseiten Landesgesetzen selbst strafbare Anmaßung halte.

Die Unterzeichner der Adresse an den Professor Albrecht laden daher mit Recht denselben Vorwurf auf sich, indem sie jene Erklärung billigen und loben und dadurch die Gründe derselben zu den ihrigen machen.

Es ziemt dem Unterthanen, seinem Könige und Landesherrn schuldigen Gehorsam zu leisten und sich bei Befolgung der an ihn ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit dafür übernimmt; aber es ziemt ihm nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Übermute ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen."

Der schroffe, zurückweisende Ton machte in den Kreisen der Liberalen böses Blut. Man zog aus dem Inhalt die beleidigendsten Worte heraus, die dann als „beschränkter Unterthanenverstand" in den Mund des Volkes übergingen und sich als markantes Zeichen büreaukratischen Hochmuts fortpflanzten und als Volksspruch erhielten.

Der hannöversche Verfassungsstreit und die Haltung der sieben Professoren schwebte noch über ein Jahrzehnt auf der Bildfläche der öffentlichen Meinung des deutschen Volkes und bildete den Hauptstoff für die politischen Organe in Reden, Versammlungen und bei demonstrativen Festen. Selbst in den Göttinger Universitäts- und Beamtenkreisen hatte die hannöversche Angelegenheit noch ein Nachspiel, indem noch sechs Professoren nachträglich zustimmende Erklärungen zu der Protestationsadresse abgaben. Doch waren ihre Erklärungen so vorsichtig gefaßt, daß sie ohne Nachteil für den öffentlichen Dienst füglich übersehen werden konnten.

Die Regierung ließ sich in ihrem Gange nicht stören. Ohne auf die von Städten und einzelnen ergangenen Protestationen zu achten, ließ der König die neuen Wahlen nach dem Gesetz von 1819 anordnen; und als die Stände nach einigem Schwanken sich in ihrer Mehrheit für inkompetent erklärten, die Abschaffung des Staatsgrundgesetzes von 1833 anzuerkennen, wurden sie vertagt. Umsonst wandten sich nun viele Ständemitglieder und Wahlkorporationen mit einer Beschwerde über Rechtsverletzung an den Bundestag. Die Diplomaten in der Eschenheimer Gasse, nach dem kurzen Schrecken vor der Julirevolution wieder zu ihrem politischen Stillleben zurückgekehrt, erklärten den Streit für eine innere Landesangelegenheit und lehnten die Einmischung ab; sie waren wieder einmal inkompetent, wo es einen schreienden Rechtsbruch zu ahnden galt. Umsonst erfolgten, gestützt auf die Gutachten der Juristenfakultäten von Jena, Heidelberg und Tübingen, einzelne Steuerverweigerungen; durch Auspfändung gelangte die Regierung zum Ziel. Als im nächsten Jahre 1839 viele Abgeordnete den Eintritt in die verfassungswidrig zusammengesetzte Kammer weigerten und dadurch bewirkten, daß wegen Mangels der gesetzlichen Zahl kein gültiger Beschluß gefaßt werden konnte, wurden die Stellen der Ausgebliebenen durch Minoritätswahlen, wobei man sich allerlei ärgerlicher Maßregeln bediente, besetzt, bis man die notwendige Zahl zur Steuerbewilligung zusammenbrachte. Im folgenden Jahre verfuhr die Regierung auf ähnliche Weise und erreichte dadurch, nach wiederholten Vertagungen und Auflösungen der Kammern, ihren Zweck: die Annahme einer neuen, in aristokratischem, altständischem Sinne gehaltenen Verfassung. Alle Pro-

testationen dagegen blieben unbeachtet. Die Verfassung von 1840 verkümmerte das Gesetzgebungsrecht der Stände zu einer bloßen Begutachtung, hob die Ministerverantwortlichkeit auf, entzog den ständischen Verhandlungen die Öffentlichkeit und gab dem König die Domänen als Eigentum zurück. Eine das Wahlgesetz ergänzende Verordnung bestimmte, daß jeder Deputierte bei Annahme der Wahl die Verfassung von 1840 als unbedingt rechtsverbindlich anzuerkennen habe, und entzog dadurch den Kämpfern für das alte Recht den Boden in der Ständeversammlung. Gegen die Führer der Opposition, den Bürgermeister Stüve von Osnabrück und seinen Stellvertreter Breusing, den Stadtdirektor Rumann in Hannover u. a. wurden Untersuchungen und Strafmaßregeln verhängt, die neues Ärgernis erregten. Die Kraft der Opposition war seitdem gebrochen, und das öffentliche Leben Hannovers geriet in die trostloseste Versandung. In den deutschen Landtagen aber gab der hannöversche Verfassungsbruch jahrelang Stoff zu aufregenden Debatten und energischen Protesten.

Die ausgewiesenen sieben Professoren waren zu bedeutende Gelehrte und Schriftsteller, als daß nicht andere Universitäten sie für ihre wissenschaftlichen Korporationen zu gewinnen gesucht hätten. Doch gingen Jahre vorüber, ehe die Scheu von der staatsregimentlichen Acht verschwand. Fünf Jahre lang mußte Dahlmann mit seiner Familie ohne Anstellung ein Wanderleben durch verschiedene Universitätsstädte führen, bis nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. ihm selbst und dem älteren Leidensgenossen E. M. Arndt in der rheinischen Universitätsstadt Bonn eine neue akademische Laufbahn sich öffnete. Dort verfaßte er die historischen Schriften, in denen er seine politischen Ansichten und die gemäßigt-liberalen und konstitutionellen Grundsätze aussprach, welche ihm in dem 48. und 49. Jahre den Weg in das Frankfurter Palament bahnten und ihn in die Reihe der Männer beriefen, welche dem deutschen Vaterlande ein neues Verfassungsleben geben sollten. Auch die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm erhielten unter dem neuen Regiment in Berlin einen neuen Wirkungskreis für ihre wissenschaftlichen Bestrebungen und vaterländischen Studien; und Ewald durfte, nachdem er ein Zeitlang in Tübingen Vorlesungen über hebräische Sprache und Bibelkunde gehalten, wieder auf seinen alten Lehrstuhl in Göttingen zurückkehren; Albrecht wirkte bis zu seinem Tode als ausgezeichneter Rechtslehrer in Leipzig und erhielt im Jahre 1848 den ehrenvollen Auftrag, in der Kommission der siebzehn Vertrauensmänner in Frankfurt an der Seite Dahlmanns und Gervinus' an dem deutschen Verfassungsentwurf mitzuarbeiten. Gervinus, der mehr Neigung und Talent für litterarische und schriftstellerische Arbeiten als für öffentliche Vorlesungen besaß, erbaute sich auf der Berghöhe des rechten Neckarufers ein zierliches Landhaus, ohne nach einem neuen akademischen Lehrstuhl zu trachten. Eine Honorarprofessur, die man ihm später übertrug, wurde ihm nach einigen Jahren wieder entzogen, als er in der Einleitung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts Grundsätze über die Entwickelung der weltgeschichtlichen Epochen nach der Analogie des bisherigen Weltverlaufs aufstellte, die zur Zeit der Reaktion im Anfang der 50. Jahre in den Regierungskreisen bedenklich erschienen. Der

Physiker Wilhelm Weber wurde nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Leipzig wieder nach Göttingen zurückberufen, wo er bis zur Stunde noch wissenschaftlich thätig ist und nach der Inkorporation Hannovers in das Königreich Preußen zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Exzellenz erhoben ward. Ihm allein war es vom Schicksal beschieden, die 150 jährige Jubelfeier der Georgia Augusta zu erleben.

Um die Mitte der vierziger Jahre leuchtete der Stern der sieben Weisen am glänzendsten. Die Versammlung der Germanisten und Historiker im Jahre 1846 zu Frankfurt ging hauptsächlich von ihnen aus. Als man in der ersten Sitzung beriet, wem man das Präsidium übertragen sollte, rief Ludwig Uhland der Versammlung zu „diese Ehrenstelle könne nur Jakob Grimm zugeteilt werden, in dessen Person alle Fäden des historisch-germanischen Wissens zusammenliefen.“ Es war ein Orakelspruch, dem alle Beifall zollten. Das Brüderpaar Grimm, Dahlmann und Gervinus waren die gefeierten, ruhmgekrönten Häupter jener festlichen Tage. Ein Ausflug nach Heidelberg bildete den Schluß. Damals sprach Dahlmann von der Terrasse der Villa Gervinus herab zu einer Schar Studierender, welche ihm ein Fackelständchen darbrachten, daß sie zu ihrem Schritte durch Pflicht und Gewissen gezwungen worden wären und daß sie nie eine Spur von Reue empfunden hätten, wenngleich der Faden ihres Lebensberufes zerschnitten worden wäre. Die vier Freunde, die nach der Frankfurter Versammlung sich in Heidelberg vereinigt hatten, Dahlmann, die beiden Grimm und Gervinus, blieben bis in die sechziger Jahre, ehe der Tod einen um den andern abrief, in inniger Treue und Kameradschaft verbunden. Sie teilten sich, wie der später herausgegebe Briefwechsel bezeugt, ihre Ansichten über alle wichtigen Tagesereignisse mit und hielten die alte Gesinnung frisch und aufrecht durch gegenseitige Besuche. Kleine Züge, die mir Gervinus in unserem vieljährigen vertrauten Umgang mitteilte, prägten mir das Bild der Männer tiefer ein, als es der doch nur zeitweise und vorübergehende persönliche Umgang vermocht hätte. Als Wilhelm Grimm im Jahr 1859, ein Jahr vor Dahlmann, aus dem Leben schied, nahm es Jakob Grimm, wie sich Gervinus ausdrückte, unserem Herrgott gleichsam übel, daß er ihm den jüngeren Bruder vor der Zeit entrissen habe. „Früher“, sagte Jakob mit seiner weiblichen feinen Stimme, „war es mir manchmal verdrießlich, wenn ich in einem Buch unserer gemeinschaftlichen Bibliothek einige Körner von Schnupftabak von Wilhelms Fingern entdeckte, und nun erweckt es mir immer ein elegisches Gefühl der Wehmut.“

Dahlmann und Gervinus waren schweigsame Naturen. Bei einem Ehrenmahle, das die Baseler einst dem ersteren bei einer Durchreise nach Bern veranstalteten und mit Spannung seines Trinkspruchs harrten, erhob er endlich das Glas zu dem einsilbigen Toast: „Basel“, und von Gervinus sagte einst eine Dame, seine Unterhaltung bestehe in einem gemütlichen Schweigen. Beide waren Männer von stattlicher Gestalt, welche zu dem zarten, fast schüchternen und weiblichen Jakob Grimm einen Gegensatz bildeten. Auch Ewald war eine ansehnliche Persönlichkeit, der den geprüften und getrösteten Hiob auf dem Katheder mit dem wehmütigen Tone des Mitgefühls und der Sympathie vortrug. Aber er war ein Mann von hervor-

tretendem Selbstgefühl, das mitunter in eigene Selbstüberhebung und in Geringschätzung anderer überging. Als ihm einst de Wette bei einem Besuch in Göttingen ein Kompliment über seine großen Kenntnisse machte, gab er, wie mir Umbreit erzählte, zur Antwort: „Ja, ich beherrsche den ganzen Orient." Diese Selbstüberschätzung mochte ihn auch zu der wunderlichen, oppositionellen Haltung in dem deutschen Parlament verleiten, wo er, das ehemalige Mitglied der liberalen Göttinger Sieben, an der Spitze des exklusivistischsten hannöverschen Partikularismus sich bewegte. Und hat denn nicht Gervinus, so wird vielleicht mancher fragen, im Jahr 1866 eine ähnliche Wandlung durchgemacht? Wir haben in dem Schriftchen: „Heidelberger Erinnerungen", das vor zwei Jahren in der Cotta'schen Buchhandlung erschienen ist, von den letzten Lebensjahren des uns so sehr befreundeten Mannes eine kurze Darstellung gegeben, die zu wiederholen hier uns gestattet sein möge: „Gervinus war ein Mann der strengsten Konsequenz, und seine gesellschaftliche Abgeschlossenheit, seine Vorliebe für ästhetisch-künstlerische Unterhaltung, wo Damen und jüngere Verehrer seinen Worten lauschten, trugen nicht wenig bei, ihn in dem Glauben an die Unfehlbarkeit seiner Überzeugung zu bestärken und festzuhalten. Aber er war auch wieder zu fein organisiert und gebildet, als daß er andern seine Ansichten aufgedrängt, gleichsam an den Kopf geworfen hätte, wie so manche „Ritter vom Geist" der strikten doktrinären Observanz. Hätte er sich überwinden können, auch die eckigeren und derberen Elemente der Gesellschaft zu ertragen, er wäre viel heiterer gewesen. Nicht als ob er, wie Schlosser, ein Feind von Männergesellschaften gewesen wäre, oder nicht hier und da einen Scherz, ein Witzwort geliebt hätte, aber er hielt nirgends lange aus, er war zu wählerisch und zu abgeschlossen. Gar zu oft handelte er nach dem Spruch: „Drei Schritt vom Leibe!"

Diese Eigentümlichkeit seines Charakters, diese Neigung zur Absonderung und Exklusivität wurde noch bedeutend gestärkt durch die politischen Vorgänge des Jahres 1866, die überhaupt eine gewaltige Scheidung und Zersetzung in der Gesellschaft herbeiführten. Warum Gervinus, der noch in Frankfurt für die Hegemonie Preußens eingetreten war und für die Übertragung der Kaiserkrone an Friedrich Wilhelm IV. gestimmt hatte, sich von den meisten seiner bisherigen Gesinnungsgenossen trennte und mit den Malkontenten ging, ist vielen seiner Freunde ein Rätsel geblieben. Man darf wohl neben der ehernen Konsequenz seines Charakters und seiner Willensstärke, neben dem festen Beharren auf dem prinzipiellen Dogma und der einmal gefaßten Doktrin auch seine Neigung zum Konstruieren, zu künstlerischem Zusammenfügen verschiedenartiger Bestandteile, zum Kombinieren von mitunter geistreichen, mitunter wundersamen Phantasiespielen nach historischen Vorgängen als mitwirkende Ursachen in Rechnung bringen. Nicht ein großes Reich von Macht und durchgreifender Autorität war das Ziel seiner politischen Ideale, sondern ein wohlgeordnetes, schöngefügtes Mosaikwerk staatlicher Konföderationen nach den deutschen Hauptstämmen, wie er es sich mit seinem feinen Kunstsinn in allen Einzelheiten säuberlich ausbildete und organisierte. So konnte es kommen, daß der grundehrliche deutsche Patriot in den sechziger Jahren und noch während des großen Krieges gegen Österreich

und Frankreich den Ereignissen mit geteiltem Herzen zusah. Der Mann, der einst den Deutschkatholiken eine wichtige vaterländische Mission zuerkannt hatte, der Deutschlands Größe nur im innigen Anschluß an ein konstitutionelles Preußen zu denken vermochte, dieser Mann wurde am Ende seines Lebens von Dunkelmännern, Demokraten und Reichsfeinden in ihren publizistischen Organen auf den Schild gehoben und als ihr Bundesgenosse gepriesen, er ging im Widerspruch mit der Nation, die soeben ihren neuen Auferstehungsmorgen feierte, aus der Welt. Er, der einst der Welfenpolitik zum Opfer gefallen war, teilte nun den Standpunkt des schroffsten hannöverschen Partikularismus. Und hat denn nicht gerade dieser engherzige Partikularismus der Kleinstaaterei im achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Deutschlands „größte Erniedrigung" herbeigeführt? Noch in den „Hinterlassenen Schriften", welche Frau Gervinus nach dem Tode des Gatten in Wien (1872) erscheinen ließ, wird in dem ersten Aufsatz „Denkschrift zum Frieden" das preußische Königshaus aufgefordert, wieder zu dem föderalistischen System zurückzukehren, wie es vor dem Jahre 1866 bestanden. Vielleicht hatte die trübe Stimmung seiner letzten Lebensjahre ihre Quelle in dem dunklen Gefühle, daß er mit seinen Jugendidealen in Zwiespalt geraten sei. Er hatte das Bedürfnis, sich mit den Göttinger Lebensgefährten noch einmal zu besprechen, und zitierte in der Vorrede zur fünften Auflage der „Deutschen Dichtung" im Jahre 1871 Dahlmann und die Brüder Grimm aus dem Grabe, daß sie, wie ehedem, an seine Seite treten, ihn stützen und rechtfertigen sollten. Würden sie ihm beigestimmt haben, wenn das Grab sich ihnen geöffnet hätte? Es war eine gewagte Annahme, wenn er in den Worten der Vorrede die frühere Übereinstimmung voraussetzte, wenn er beklagte, daß er seine Ansichten über die veränderte politische Lage nicht mehr zu ihnen, den Lebenden, aussprechen könne, weil er sich ihnen, den Todten, in seinen Gedanken über die neueste Ära deutscher Geschichte weit näher wisse als den großen Massen der Lebenden, deren berauschte Begeisterung über unsere Gegenwart, deren schwindelnde Erwartungen über unsere nächste Zukunft sie so wenig wie er selber geteilt hätten.

Das Gesetz der Majorität.

Von

Eduard Graf Lamezan.

Jede freie Verfassung rechnet auf Tugend im Volke. F. C. Dahlmann.

Wir stehen an der Neige des neunzehnten Jahrhunderts. Für den Freund der Menschheit, der die Geschichte ihrer Entwickelung auf allen Wegen mit wohlwollendem Blicke verfolgt, ziemt es sich wohl, zurückschauend sich die Frage vorzulegen, welche Strecke sie auf dem Pfade zur eigenen Vervollkommnung zurück-

gelegt haben möchte? Die Antwort hierauf ließe sich je nach den mannigfachen Gebieten menschlicher Thätigkeit in vielfache Teile zerfällen, welche alle gleichzeitig zusammenzufassen der einzelne wohl kaum imstande sein dürfte. Zweierlei Erwägungen bestimmen mich heute, meine Gedanken ausschließlich auf eins jener Gebiete zu beschränken. Vorerst ist es zweifellos, daß die aus der französischen Revolution von 1789 hervorgegangene geistige Bewegung für die Völker Europas ein neues Zeitalter inauguriert und diesem ihr eigenes Gepräge aufgedrückt hat. Des ferneren aber glaube ich, daß bei der Betrachtung des Ganges der geschichtlichen Entwickelung jene Gestaltungen und äußeren Formen, in denen die Geschicke der Völker geleitet werden — die Regierungsformen also — als sehr wesentlich in Betracht zu kommen haben. Sie sind ja der Inbegriff der Mittel und Werkzeuge, durch welche der Staat dem von ihm angestrebten Ziele am besten nahe zu kommen vermeint. Diese beiden Rücksichten nun legen es nahe, bei der Lösung der eingangs erwähnten Frage von den prinzipiellen Umwandlungen seit 1789 auszugehen und hiermit den heutigen Zustand der Dinge auf dem Gebiete, welches man das „politische" zu nennen übereingekommen ist, in Vergleich zu stellen. Ich kann hierbei das beregte Wort nicht vermeiden, doch gestehe ich, daß es mir nicht gar zu sehr behagt, denn ich möchte die Erscheinungen im staatlichen Leben der Völker eben nur als einen Teil der Erscheinungen des allgemeinen kulturellen Lebens derselben angesehen wissen, wenngleich allerdings als einen besonders bedeutsamen. Der „Politik" im gewöhnlichen Sinne des Wortes ganz ferne stehend, werde ich sie dennoch hier nur aus diesem letzteren Gesichtspunkte ins Auge fassen.

Das eminenteste Losungswort jeder modernen politischen Bewegung ist das Wort: „Freiheit", und man wird daher gedrängt, nach einer genauen Umgrenzung und Klarlegung des damit verbundenen Begriffes zu forschen. An und für sich scheint er zunächst nur ein Negatives, nämlich: Abwesenheit eines Zwanges von außen, in sich zu schließen, und so hat ihn Kant in seinem Buche „Über die Freiheit" als „Unabhängigkeit von eines anderen nötigender Willkür" definiert. Was hier von der Freiheit auf ethischem Gebiete gilt, läßt sich unter Beibehaltung des Grundzuges auch auf das Leben in der staatlichen Gemeinschaft übertragen. Jedoch stellt sich hier schon eine gewisse Einschränkung als unvermeidlich dar, weil man es nicht mehr mit dem einzelnen Individuum, sondern mit einer Mehrzahl solcher zu thun hat. Wenn frei sein soviel besagen will als: sich aus sich selbst bestimmen, die Ursache aller Veränderung in sich selbst besitzen, so kann solch' absolute Freiheit nur innerhalb sehr beschränkter Grenzen zur Erscheinung kommen. Ja es ist sogar ein höchst charakteristisches Merkmal unserer Zeit, daß, während man im Schoße der Gemeinschaft für das Individuum das größtmögliche Maß von Freiheit fordert, man demselben Individuum innerhalb des Umfanges seiner eigenen Persönlichkeit jede Freiheit im ethischen Sinne mit aller Entschiedenheit abspricht, indem man es mit allen Bethätigungen seines Willens dem allgemeinen Kausalitätsgesetze unterstellt. Im rechtlichen Sinne nun wird das Individuum allerdings erst durch die „Unabhängigkeit von fremder Willkür" zur Person; der Sklave zählte nicht zu den Rechtssubjekten; der Hörige und Leibeigene nur in sehr

beschränktem Umfange. Allein die Natur der gegenseitigen Beziehungen aller in staatlicher Gemeinschaft lebenden Individuen und der Zweck dieser auf das Wohl aller abzielenden Gemeinschaft gestatten eine unbeschränkte Unabhängigkeit des Einzelnen nicht, weil hierdurch jene der übrigen aufgehoben und somit das Prinzip durch sich selbst negiert wurde. Die Schranken, welche in dem hier angedeuteten Zwecke gezogen werden, sind die Gesetze, nach denen die Gemeinschaft organisch eingerichtet ist. Die Frage aber, ob diese Gesetze die Freiheit zerstören oder nicht, scheint mir durchaus nicht von ihrem Inhalte, sondern von der Art ihres Zustandekommens abhängig. Wenn ich daran erinnere, daß z. B. J. J. Rousseau und Junius schon lange vor 1789 die politische Freiheit als den Gehorsam innerhalb jener Gesetze, „die man sich selbst gegeben“, bezeichnen, so scheint mir einleuchtend, daß beide hiermit das wesentlichste Moment des Begriffes „Freiheit“ auch im allgemein ethischen Sinne richtig getroffen haben. Denn die Unabhängigkeit von äußerem Zwange im Sinne Kants zeigt sich im Staatsleben in der Art, daß die Einwohner des Staates nur jenen Gesetzen nachleben, die sie selbst sich gegeben haben; daß sie also die Bestimmungsgründe ihres Verhaltens, soweit es eben Angelegenheiten der Gemeinschaft betrifft, nur in sich selbst vorfinden. Unfrei erscheint demnach nur jene Gemeinschaft, die durch Gesetze gebunden wird, welche ihr durch eine außer ihr stehende, ihrem eigenen Wesen fremde Gewalt auferlegt werden. Es ist demnach nicht so sehr der Inhalt der Gesetze, welche bei der Beurteilung der Frage, inwiefern sie den Anforderungen einer freien Entwickelung des Staatslebens zu gute kommen, in Betracht zu ziehen sein wird, als vielmehr die Art ihres Zustandekommens. Die Geschichte lehrt uns, daß die einschneidendsten, ja drakonische Gesetze gerade am häufigsten dort zustande gekommen sind, wo ein Volk in republikanischer Regierungsform sich an ihrer Entstehung beteiligte. Diese Erwägungen führen uns daher zu der Betrachtung der Art und Weise, in welcher die Völker sich, seit wir die Geschichte ihres Vorgehens in dieser Richtung kennen, ihre Gesetze geschaffen haben, also zur Norm ihrer Legislative. F. C. Dahlmann, dessen Buch „die Politik“ heute gewiß schon in vielfacher Richtung überholt erscheint, leitet dennoch in ganz zweifellos auch derzeit noch zutreffender Weise seine Erörterungen über den Wert der Staatsverfassungen mit dem Satze ein, es habe sich die Frage immer nur um den einen Punkt bewegt, wer den Staat zu regieren habe, ob einer oder eine Anzahl, oder alle? Hierin liegt das Wesen der Monarchie, der Oligarchie und der Demokratie in seinen einfachsten Grundlinien, ich möchte sagen auf arithmetische Begriffe reduziert, vor. Ich will mich hier mit der Antwort, welche Dahlmann auf obige Frage erteilt, nicht eingehender beschäftigen; im Geiste seiner Zeit und seiner persönlichen Stellung entsprechend, neigt er sich wohl schließlich mit Vorliebe der Repräsentativverfassung, also der Teilnahme aller Teile des Volkes an der Gesetzgebung, zu; jedoch verschließt er sich weder den Vorteilen, die in anderen Formen der Regierung geboten werden, noch den Nachteilen, die in der von ihm bevorzugten Form hervortreten. Die lichtvolle Darstellung, die er von der Bewegung und den Wandlungen des Verfassungslebens

in Rom und Griechenland giebt, zielt hauptsächlich darauf ab, nachzuweisen, durch welche Mittel die Gesetzgeber jener Zeiten die Gefahren, die ihnen mit der einen oder anderen Form der Legislative verbunden schienen, abzuwenden bemüht waren. Ihr Augenmerk richtete sich hierbei zunächst auf die Art der Entstehung und Zusammensetzung der verschiedenen gesetzgebenden Körperschaften, also auf das Wahlsystem, aus welchem die Archonten, die Nomotheten dort, der Senat, die Kurien und Zenturialversammlungen hier hervorgingen — und auf die Art der Abstimmung innerhalt derselben, Fragen, welche auch heute auf diesem Gebiete noch ebenso maßgebend sind. Besonders bemerkenswert erscheint mir hierbei der eine Punkt, in welchem sich die moderne Zeit von der ältesten wesentlich unterscheidet. In jenen Versammlungen wurden nämlich die Beschlüsse über die in Vorschlag gebrachten Gesetze ohne vorhergehende Diskussion gefaßt; es gab keine Redner für oder gegen im Sinne unserer Parlamente; die Erwägungen, welche nach den beiden Seiten hin maßgebend sein konnten, hatte offenbar jeder mit sich selbst und mit seinen Standesgenossen schon vorher außer der Versammlung abzumachen und abgeschlossen in diese mitzubringen, da er daselbst bloß mit „ja" oder „nein" abzustimmen hatte. Erst in späterer römischer Zeit brachte es das Institut der Volkstribunen mit sich, daß in den Versammlungen der Kampf der Rede und Gegenrede entbrannte, und man vernahm schon damals die Klage, daß über dem hin- und herwogenden Streite der Wortführer oft ganze Tage ohne Erfolg verloren gingen. „Du bist beredsam; keinen aber fand ich noch rechtschaffen, welcher glänzend über alles spricht —" sagt Sophokles. Ein Beweis mehr, daß bei den Alten die Redekunst (im Sinne der Überredung) durchaus nicht in besonderem Ansehen stand. Überall findet man sie bei Plato als das verderbliche Werkzeug der Sophisten bezeichnet, von denen der Weltweise bekanntlich die allerschlechteste Meinung hatte! Plato selbst beschäftigt sich in seinem Buche über die Gesetze, über den Staat und im „Staatsmann" mit der Prüfung der Frage nach der besten Regierungsform. Er stellt deren wohl vier auf, die jedoch im Wesen mit den drei oben bezeichneten zusammenfallen. In seiner Kritik kommt die Demokratie am schlechtesten weg; er tadelt an ihr, daß sie ohne jede Rücksicht auf die Unterschiede der persönlichen Fähigkeiten jedem den gleichen Einfluß auf das Schicksal der Staatsangelegenheiten einräumt und so eine „buntscheckige" Verfassung zu Tage fördert 2c. Hingegen spricht er dort, wo er die starre Unbeweglichkeit der Gesetze und das, was man heute den Mangel an „Individualisierung" nennen möchte, beklagt, seine Überzeugung dahin aus, die beste Regierung wäre ohne Zweifel eine solche ganz ohne alle Gesetze, in welcher alles nur nach der besten Einsicht eines vortrefflichen Monarchen entschieden würde. Dieses Ideal war allerdings schon zu jener Zeit bei dem geringen Umfange der griechischen Staatskörper und den einfachen sozialen Voraussetzungen ein unerreichbares, und ist es in nicht minderem Maße auch heute. Allein man ersieht hieraus, daß auch tiefe Denker keineswegs mit Notwendigkeit zu dem Ergebnisse gelangt sind, das Heil der Völker im Staatsleben und ihre freie Entwickelung zum Wohle aller verlange auch unbedingt die Beteiligung aller an dem Werke

der Staatslenkung, sondern es sei das zu erreichende Ziel auch auf manch' anderem Wege zu gewinnen. Es wird dies aber auch so ziemlich einleuchtend, wenn man einstweilen von der äußeren Form absehend seine Aufmerksamkeit auf jene Anforderungen richtet, die an Gesetze gestellt werden müssen, wenn diese als gute und heilsame erkannt werden sollen. Eine der wichtigsten dürfte wohl die sein, daß das Gesetz dem Wesen des Volkes möglichst vollständig entspreche. Dieses Wesen spricht sich in den verschiedenen Lebensgestaltungen des Volkes aus und giebt sich in seinen Bedürfnissen (gegenüber der Staatsverwaltung) — kund, denn diese sind die Symptome seines Wesens. Darum sagt man mit Recht: die Gesetze müssen den Bedürfnissen der Volkswirtschaft, des Kulturgrades, des Rechtsgefühles ꝛc. entsprechen, ja aus ihnen hervorgehen. Eines schickt sich bekanntlich nicht für alle, und wenn schon das Gesetz nicht in idealer Weise sich der Eigentümlichkeit eines jeden Individuums im Volke anpassen kann, so soll es doch jedenfalls der Besonderheit des Volkes im großen Ganzen adäquat sein, für welches es bindend sein will. Ist aber dies der Fall, hat der Gesetzgeber, wer immer es auch formell sein mag, das Wesen des Volkes ganz und gar und richtig erfaßt, so wird das von ihm gegebene Gesetz vom Volke niemals als ein fremdartiger Zwang empfunden werden, weil es vielmehr sich ihm als der Ausfluß und Ausdruck seines eigenes Wesens darstellt. Hiermit gewinnt ein solches Gesetz für das Volk den vollen Wert eines freiheitlichen Gesetzes, wie immer es auch zustande gekommen sein möge, denn seiner eigenen inneren Wesenheit gemäß sich verhalten heißt frei sein. Damit jedoch diese wohlthätige und wünschenswerte Wirkung aus der in einer staatlichen Gemeinschaft bestehenden Gesetzgebung auf das Volk stattfinde, genügt es nicht, daß der Einklang zwischen ihr und dem Wesen des Volkes bloß sachlich in der That bestehe; er muß von dem Volke auch klar erkannt oder doch empfunden werden. Denn nur durch das Bewußtsein desselben ersteht der freiwillige und freudige Gehorsam den Gesetzen gegenüber, welcher den Gehorchenden vom Sklaven unterscheidet. Nur auf diesem Wege kann die höchste Blüte staatsbürgerlicher Tugend erstehen, welche sich eben als die bewußte Harmonie des eigenen Wollens mit dem Gesetze, also als die Identität beider darstellt. Dann erst fühlt sich der Bürger des Staates vollends eins mit ihm und seinen Zwecken und Zielen und erkennt, daß alles, was er diesem opfert und hingiebt, nur zur Erhaltung und Förderung der eigenen Wesenheit hingegeben wird.

Man muß sich daher nun die weitere Frage vorlegen, auf welche Weise im Volke dieses Bewußtsein geweckt und erzeugt werden kann und aus welcher Quelle die Gesetze erfließen müssen, damit es bereit sei, ihnen jene Anerkennung der Übereinstimmung mit ihm selbst zu zollen? — Es ist nach der Natur der Sache durchaus nicht ausgeschlossen, daß ein solches Ergebnis sich auch in einer ausschließlich monarchisch regierten Gemeinschaft einstellen könne und ebenso bei einem auf tieferem Niveau der Zivilisation stehenden Volke. In diesem Falle tritt das unbeschränkte Vertrauen in die Person des Monarchen und die Überzeugung von der Weisheit und Güte seiner Entschließungen an die Stelle eines vollen Verständnisses oder

doch einer Kritik der Gesetzgebung, und der willige Gehorsam tritt ein, weil sich in der Person des Regenten der Begriff des Staates verkörpert. Beispiele hierfür sind auch heute noch allerorten bei entschieden monarchisch gesinnten Völkerschaften — und oft wahrlich nicht zum Nachteile derselben — zu erblicken. Das wirksame Motiv liegt hier in dem Prinzip der Autorität. Das Mittelalter hat unter dem Banner dieses Prinzips fürwahr nicht geringes an Thaten gethan. Die neuere Zeit jedoch hat sich an diesem Prinzip nicht mehr genüge sein lassen; sie verlangte danach, an die Stelle desselben die eigene Erkenntnis des Individuums zu setzen. Es würde zu weit abführen, wollte ich erörtern, wie dies so gekommen ist, oder gar, in welchen Erscheinungen des Völkerlebens es sich kundgiebt. Doch darf ich vielleicht sagen, daß mehrfache Faktoren dazu in konzentrischer Wirkung beigetragen haben; unter andern auch die vorschreitende materielle und geistige Erstarkung der breiteren Schichten des Volkes, die das charakteristische Merkmal des achtzehnten Jahrhunderts begründet. Das erwachende Bewußtsein der hieraus erwachsenden Kraft — besonders im geistigen Sinne des Wortes — drängte zu dem Verlangen der Emanzipation des Individuums. Der freien Entwickelung des Einzelnen sollte innerhalb der Gemeinschaft die Bahn eröffnet werden; die Schranken, die früher vorwiegend im Interesse dieser Gemeinschaft dem einen gezogen waren, sollten im Interesse des einen möglichst hinwegfallen. Hegel erklärt in seiner Phänomenologie des Geistes den „Individualismus“ als den Genius der Menschheit, das heißt als die Bedingung und Gewähr für die Entwickelung aller. Auf dem Gebiete des Staatslebens im engeren Sinne gestaltete sich dieses philosophische Postulat zu der höchst praktisch gearteten Forderung, daß jedes Individuum im Staate auch an der Lenkung desselben seinen Anteil nehmen solle. Es sollte auf diesem Wege wieder, wie in der römischen und altgriechischen Zeit, der Weg zu jenem Ziele gefunden werden, das ich oben angedeutet habe: zur Harmonie des Gesetzes mit dem Einzelwillen. Was zu diesem Ende früher in mehr oder minder gelungener Weise dem Staatsbürger von außerhalb her aus der Erkenntnis einer höheren Macht auferlegt wurde, das sollte nunmehr aus der persönlichen inneren Erkenntnis desselben hervorgehen; man konnte annehmen, daß die Gesetze, welche auf diese Weise entstehen, dem Wesen dessen, der an ihrer Entstehung mitgewirkt hat, wohl am besten entsprechen und somit von ihm wohl ohne alle Widerrede als wahrhaft freiheitliche werden anerkannt, geehrt und befolgt werden.

Prüft man diese beiden einander diametral entgegengesetzten Standpunkte auf ihren sittlichen Wert, so wird man zugeben müssen, daß beiden eine ziemlich gleichwiegende Berechtigung innewohnt. In der Anerkennung einer äußeren, unbedingten Autorität und der willigen Unterwerfung unter deren Gebote liegt eine solche Selbstentäußerung, Selbstüberwindung, eine solche „Verneinung“ des persönlichen Wollens und Begehrens, der eigenen Leidenschaften und Begierden, daß dieses Verhalten eine nahezu religiöse Weihe erhält und sich zuweilen bis zu erhabenem Heroismus aufzuschwingen vermag. Denn das Gute zu thun und den gegebenen Gesetzen nachzuleben, ohne nach ihrem inneren Grunde zu forschen, erfordert zwar vielleicht eine Aufopferung des eigenen Intellekts, bringt aber dafür alle anderen Potenzen

des Menschenwesens zu desto höherer Geltung. Epos und Romantik erblühen vorwiegend auf diesem Boden.

Hingegen das Gute erkennen, suchen, prüfen und dem Rufe des erkannten Gesetzes folgen — das führt zu gleichmäßiger Entwickelung, sowohl des Intellekts als auch aller anderen Qualitäten, also zur vollen Entfaltung aller Kräfte des Individuums, aus der folgerichtig die höchste Vollendung der Allgemeinheit erhofft werden darf. Plato, den ich schon so vielfach als Fundgrube tiefer Weisheit anzuziehen Anlaß hatte, hat auch diese Frage in den Bereich seiner Erörterungen gezogen und die Palme des höheren sittlichen Wertes jenem zuerkannt, der, das Gute erkennend, es auch darum ausübt, und hierin mag man ihm, soweit es sich um das rein ideelle Gebiet der Ethik handelt, wohl folgen. Auf dem Gebiete des Staatslebens jedoch, wo ideelle Grundsätze in die rein realen Forderungen der Praxis umgesetzt werden müssen, werden wir der Menschheit die Wahl zwischen den beiden konträren Prinzipien je nach Beschaffenheit der anderweitigen Umstände freistellen und zugeben müssen, daß hierbei nebst den Diktaten der Theorie auch noch unendlich mannigfache Erwägungen der Nützlichkeit, der Durchführbarkeit, kurz der Opportunität maßgebend sein werden. Und da wird es sich alsbald als unvermeidlich erweisen, daß weder das eine, noch das andere der beiden oben bezeichneten Prinzipien stets und jederzeit zur ausschließlichen Anwendung gedeihen kann, daß sowohl dem einen wie dem andern, wollte es sich ganz absolut zur Geltung bringen, der Keim eines inneren Widerspruches oder doch ein Hemmschuh für die eigene volle Entwickelung innewohnt. Denn hart im Raum stoßen sich bekanntlich die Dinge, wenn sich auch die Begriffe noch so friedlich zu vertragen scheinen.

Welchen Gefahren und Anfechtungen aus der inneren Natur des Menschen das Prinzip der Autorität im staatlichen Leben ausgesetzt ist, das lehrt gerade die Geschichte der heutigen Tage allerorten mit unverkennbarer Deutlichkeit. Daß aber auch das des Individualismus in seiner praktischen Entwickelung an einem Punkte anlangen kann, wo es mit sich selbst in Widerstreite umkehren und bei dem bereits für überwunden erachteten Grundsatze der Autorität so zu sagen eine Anleihe machen muß, um selbst bestehen zu können — das zu beleuchten möchte ich im Nachstehenden noch versuchen.

Ich habe oben hervorgehoben, daß bei der praktischen Anwendung theoretisch formulierter Grundsätze die Frage der Nützlichkeit und der Ausführbarkeit in Betracht zu ziehen ist. Was nun die erstere anbelangt, so sind für die Vorzüge der modernen Anschauung, wonach also jedermann aus dem Volke an der Lenkung der Staatsgeschäfte Anteil nehmen solle, damit ihm im Staatsleben die freie Entwickelung der eigenen Persönlichkeit nicht durch fremden Zwang verkümmert werde, viel treffliche Argumente angeführt worden, deren Richtigkeit sich kaum bestreiten läßt. Durch die Beteiligung an den Staatsfunktionen als den Lebensäußerungen der Gemeinschaft ersteht in dem einzelnen Mitgliede derselben erst das Gefühl,, das Bewußtsein oder die Erkenntnis der Zusammengehörigkeit aller, des gemeinsamen Strebens nach einem Ziele; der Staatsbegriff wird zum Kompaß aller seiner Handlungen. Nur in dieser Form, sagt J. Stuart Mill, wird der

Bürger von den lediglich egoistischen Interessen der eigenen Person und Familie abgelenkt und veranlaßt, auf das Wohl anderer, der Gemeinschaft und eines jeden Mitbürgers bedacht zu sein und hinzuwirken, also moralisch edler zu handeln. Der Nachbar, der bisher nur sein Rivale war, wird ihm zum Genossen und Freund. Nur auf diesem Wege ist eine allmähliche sittliche Erziehung bis in die tieferen Schichten des Volkes zu erzielen. Jeder fühlt sich durch die Teilnahme an den öffentlichen Gewalten mit als einen der Träger und Stützen des Staatsgedankens; jede in diesem Sinne vollführte That wird durch ihren Zusammenhang mit den Zwecken des Ganzen geadelt und geheiligt; Liebe und Hingebung an die Gesamtheit, also wärmster Patriotismus ist die schöne Frucht dieses Verhältnisses.

In welcher Weise aber soll nun, um dieses begehrenswerte Ziel zu erreichen, die Beteiligung aller an den Geschäften des Staates thatsächlich ins Werk gesetzt werden? Es ist klar, daß der Mechanismus, der zu diesem Ende gefunden werden muß, ein nicht wenig komplizierter sein wird, je größer das Gebiet des Staatskörpers, je mannigfaltiger die reellen Prämissen des Volkslebens in demselben sind. Wo so unendlich viele einzelne Kraftelemente dennoch einheitlich nach einem Punkte hin zusammenwirken sollen, ist schon der Aufbau zu ihrer zweckmäßigen Verkettung ein eminent schwieriger. Die Erinnerung an die Versuche, die die Völker des Altertums und noch mehr jene der Neuzeit zur Erforschung der besten Organisation dieser Art gemacht haben, ist in der Geschichte des Verfassungslebens derselben niedergelegt. Allein wenn schon auch die äußeren Formen für die Art der Verfassung gefunden sein mögen, so sind damit allein die Schwierigkeiten der Sache noch keineswegs überwunden. Man darf eben nicht vergessen, daß man es hierbei nicht mit leblosen und unbedingt gefügigen, d. h. willenlosen Elementen zu thun hat, sondern daß jedes dieser Elemente nebst dem Teile seines Wesens, den es der Allgemeinheit zuwendet, auch noch einen und zwar sehr beträchtlichen Teil individueller Interessen und Bestrebungen in sich trägt und daß zwischen diesen beiden Teilen ein steter Kampf oder doch Widerstreit lebendig wird. Der Individualismus hat die natürliche Tendenz, sich der Allgemeinheit gegenüber bis zu einem bestimmten Grade unabhängig zu erhalten, und soviel Aufopferung man auch auch vom Staatsbürger für die Gemeinschaft fordern mag — ein gänzliches Aufgehen des individuellen Lebens kann man nicht heischen, denn auf diesem Leben beruht ja das allgemeine, und durch seine Erstarkung ist die Kraft des letzteren bedingt. Hierbei setze ich natürlich nur den besten Willen seitens des Einzelnen voraus und betrachte die Effekte bloß, soweit sie aus der Natur der Sache entspringen, noch ungestört durch etwaige absichtlich gesetzte Hindernisse, da ich solche hier nicht in Rechnung bringen kann.

Die Aufgabe aller Staatsverfassungen war es nun jederzeit, diesen Widerstreit der individuellen Interessen mit jenen der Allgemeinheit in ein möglichst stabiles Gleichgewicht zu bringen. Weder sollten die einen etwa ganz zum Schweigen gebracht, zur Unthätigkeit verurteilt, noch aber den andern eine allzu große Übermacht eingeräumt werden; beide sollten eben zum Besten aller lebendig mitwirken.

So entstanden ständische Verfassungen, Zweikammersystem, Parlamente durchaus demokratischer Art, Föderativstaaten u. s. w., auf deren Einzelbestimmungen hier einzugehen nicht nötig erscheint. Nur das, was ihnen allen ohne Unterschied gemeinsam ist, will ich hier ins Auge fassen. Es ist dies zweierlei und bezieht sich einerseits auf die Art der Entstehung aller dieser legislativen Körperschaften, andererseits auf die Art ihrer Funktion. In eben diesen zwei Beziehungen ergiebt sich wieder ein ihnen gemeinsames und sie beherrschendes Merkmal, von welchem ich in letzter Linie sprechen will, weil es für das moderne Staatsleben von höchster Bedeutung und Wirkung ist. Es ist dies, um es gleich vorgreifend auszusprechen: Das Gesetz der Majorität.

Nachdem in größeren Staatskörpern nicht mehr, wie in den griechischen Städtegemeinschaften oder in Roms Anfängen, die Beschlußfassung in öffentlichen Angelegenheit der Versammlung des Volkes oder doch aller vollberechtigter Bürger übertragen werden kann — eine Gestaltung, die J. J. Rousseau als Ideal vorschwebte — so müssen Körperschaften geschaffen werden, welche durch Wahl aus dem Volke hervorgehen, dasselbe darstellen und vertreten und seinen Willen zum Ausdruck bringen sollen. Der Wahlakt ist es also, mittelst dessen der einzelne Staatsbürger, da er nicht selbst unmittelbar an den Staatsgeschäften teilnehmen kann, sein Recht hierzu zum Ausdruck bringt und ausübt, indem er es einem Vollmachtsinhaber überträgt, damit dieser in seinem Sinne rate und thate. Schon über die Art und Weise, wie dieses aktive Wahlrecht auszuüben sei, hat die moderne Theorie die mannigfachsten Modalitäten ersonnen und geprüft. Ich verweise diesfalls auf die vielfach bestehenden Einrichtungen von ständischer, direkter und indirekter Wahl bis zum allgemeinen und zum Wahlrecht auch der Frauen. In allen Formen entscheidet jedoch, wie wir dies ja füglich auch nicht anders sein kann, die Majorität der abgegebenen Stimmen. Von denen, die sich der Wahl enthalten, muß angenommen werden, daß sie dem Ergebnis, gleichviel wie es sich gestaltet, schweigend und von vornherein zustimmen. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Zahl derjenigen, die solcher Art den öffentlichen Angelegenheiten fremd und teilnamslos gegenüberstehen, in unserer Zeit zu sehr beträchtlichen Ziffern anwächst; allein so lange die Ausübung der Wahl als Recht normiert ist, auf welches man somit auch verzichten darf, und nicht als Pflicht der Allgemeinheit gegenüber, zu der man durch eine Straffanktion angehalten wird, — in so lange ist diesem Übel nicht abzuhelfen. Ich nenne es aber ein Übel, weil es mit dazu beiträgt, daß schon in der Zusammensetzung des erwählten Vertretungskörpers dasjenige, was in demselben verkörpert werden soll, das ist die Willensmeinung aller Wähler, nicht immer glücklich zum Ausdrucke gelangt. Aber abgesehen von diesem selbstverschuldeten Mangel muß man auch weiteres zugestehen, daß die bei den Wahlen unterlegenen Minoritäten in den Vertretungskörpern eine thatsäche Vertretung nicht besitzen können. Man kennt die Bemühungen, welche in hierzu berufenen Kreisen heute mehr als je gemacht werden, um durch Reformen der Wahlordnungen dieser Thatsache, welche man

lange Zeit als eine unvermeidliche Konsequenz eines jeden Wahlsystems hinnahm, abzuhelfen.

Die aus der Majorität der Voten hervorgegangenen Mandatare konstituieren nun die gesetzgebende Körperschaft, und auch in dieser entscheidet abermals die Majorität, und wäre es auch nur eine solche von wenigen Stimmen. Und daran läßt sich wohl auch nie und nimmer etwas ändern, denn schließlich muß dort, wo die Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten nicht den Entschließungen eines einzigen Faktors anheimgestellt ist, eine letzte Instanz eingreifen, welche nach der Mehrheit ihrer Mitglieder entscheidet. Die der Abstimmung vorhergehende Diskussion hat zwar die Aufgabe, die für und wider einen Antrag denkbaren Argumente vorzuführen; allein die Natur der zur Erörterung gelangenden Materien bringt es mit sich, daß solche Argumente den widerstrebenden Teil der Versammlung keineswegs immer überzeugen. Es handelt sich da eben nicht um mathematische Wahrheiten oder Thatsachen der exakten Wissenschaft, sondern um Probleme oder Fragen aus dem praktischen Leben des Staates, wo strikte Beweisführung ausgeschlossen und den divergentesten Ansichten gleiche logische Berechtigung zuerkannt werden muß. Zuletzt ist unter solchen Umständen eine Abstimmung wohl eine thatsächliche Lösung und Beendigung der Streitfrage, aber auch nicht mehr.

Die Gedanken, welche sich an das eben Gesagte knüpfen ließen, möge sich der Leser durch einen Rückblick auf das vorher Gesagte selbst ableiten. Hierbei wird vielleicht seine Aufmerksamkeit auf eine recht auffällige Erscheinung der jüngsten Zeit gelenkt werden, an der man in der That nicht achtlos vorübergehen kann. Allerorten vernimmt man Klagen über den Niedergang des Parlamentarismus, über die geringe Achtung, welche die Völker den mühevollen Arbeiten der Vertretungskörper und den Früchten dieser Arbeiten entgegen bringen. Der Glaube an die Ersprießlichkeit dieser staatlichen Einrichtung scheint zu sinken, und die Hoffnung, durch sie den hundertfältigen Bedrängnissen des Lebens ein Ende gemacht zu sehen, zieht sich verzagend zurück. Man rügt es, daß partikuläre Interessen allerwärts den Schauplatz beherrschen, daß über dem tönenden Widerstreit der Parteien das Wohl des Staatsganzen außer acht gelassen werde u. dergl. Die Wirkung, welche aus einer solchen Entfremdung zwischen dem Volke und seinen Repressentativkörperschaften hervorgeht, ist darum eine höchst beklagenswerte, weil es auf diesem Wege fortschreitend allmählich dazu gelangt, die Gesetze, die aus den Beratungen dieser Körperschaften ihren Ursprung nehmen, nicht mehr als den Ausdruck und Ausfluß seiner eigenen Willensrichtung, sondern als ein ihnen durch fremden Einfluß Auferlegtes anzusehen und zu empfinden. Und hiermit würde wieder jener Zustand Eingang finden, welchen ich vorher als den der politischen Unfreiheit bezeichnen konnte; die Mühe vieler Menschenalter wäre fruchtlos verschwendet, und die Arbeit müßte neuerdings begonnen werden!

Dazu aber soll es doch wohl nicht kommen, und ich glaube, daß es auch niemand giebt, der dies ernstlich für wünschenswert hält. Denn der Gang der menschlichen Entwickelung läßt sich nicht beliebig zurückschrauben.

Wohl aber ist in Erwägung zu ziehen, ob das Resultat einer jahrzehntelangen Arbeit, das uns fürwahr nicht allseitig zu befriedigen vermag, nicht etwa der Thatsache zuzuschreiben sei, daß man die Prinzipien der früheren Zeit ganz vorbehaltlos beseitigte, dem neuen, an seine Stelle tretenden Prinzipe der individuellen Bewegung im Staatsleben aber eine allzu weit gehende Geltung einräumte und es mit allen seinen Konsequenzen durchzuführen unternahm, ohne den Völkern zugleich auch die klare Vorstellung jener Rücksichten einzuprägen, die der Staat dem Einzelnen gegenüber zu fordern gezwungen ist. Was man im Falle eines Krieges gegen äußere Feinde gar nicht in Zweifel zieht, daß jeder Bürger Gut und Blut und all' sein Teuerstes fürs Vaterland hingeben muß, das vergißt man in analoger Anwendung auf das innere Staatsleben zu statuieren. Und doch ist es unbedingt geboten, daß der moderne Staatsbürger sich schon von Kindheit an seiner Pflichten gegen den Staat nicht minder klar bewußt werde als seiner Rechte. Unter diesen Pflichten aber verstehe ich nicht: Steuer und Umlagen entrichten, sondern solche einer höheren Ordnung. Achtung und Gehorsam gegen das selbstgeschaffene Gesetz, treues Festhalten am Staatsganzen, Unterordnung persönlicher oder bloßer Standesinteressen unter die Interessen der Gemeinschaft soll das ethische Prinzip der Bevölkerung des heutigen Staates sein und als solches gelehrt werden. — Alles Menschenwerk ist der Unvollkommenheit unterworfen; an ihm zu bessern und zu vervollständigen sind die besten Denker des Jahrhunderts stets bemüht. Wenn sich die allgemeine Einsicht und Erkenntnis auch in den breiten Schichten der Kulturvölker so weit verbreitet haben wird, daß sie befähigt sein werden, den hohen Wert dieser Arbeit zu schätzen und selbst mit edlem Willen daran teilzunehmen, dann kann die Menschheit getrost die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts überschreiten.

Die Chinesen in Kalifornien.

Von

Richard Freiherr von Fuchs-Nordhoff.

Die Hinrichtung eines Chinesen.

Eine schwarz umränderte, chokoladenfarbige Karte liegt auf dem Tische, und auf derselben steht in eleganten Typen gedruckt:

Sheriffs office, San Rafaël, California Nov. 24, 1882.

You are respectfully invited to witness the execution of Hong Ah Duck, alia Ah Gee, at the Court House, San Rafaël Marin Co., December 8th 1882 at 1 o'clock p. m.

George Mason
Sheriff.

Die Einladung zu einer Hinrichtung. — Das ist eine Einladungskarte, originell genug, um sie zu bewahren.

Es war ein buntes Gemisch von schauerlichen, rührenden, sympathischen und empörenden Eindrücken, welche dieser 8. Dezember brachte, der strahlend und sonnig über der herrlichen Bay von San Francisco hereingebrochen war. Ein schnelles Dampfboot brachte uns über Saucelito nach dem nördlichen Teile der Bay, wo San Rafaël, eine unbedeutende, kleine Stadt spanischen Ursprungs, liegt, in welchem amerikanische Gerichtsbarkeit das letzte Wort über einen mongolischen Mörder sprach, der, kaum achtundzwanzig Jahr alt, bereits nicht weniger denn dreizehn Menschen mit eigener Hand getötet hatte.

Blicken wir zuerst an der Hand des „California Demokrat" — der besten deutschen Zeitung San Franciscos — es giebt deren noch verschiedene andere daselbst — dessen geistvollem Berichterstatter Alexander von Huhn, einem gebornen Russen, ich diese Einladung dankte, auf das Vorleben Ah Ducks.

Hong Ah Duck, alias Ah Gee, der Sohn eines begüterten Chinesen in der Provinz Kony Chow, heiratete 1873 im Alter von 19 Jahren. Ah Duck, der zu den Mitgliedern der Genossenschaft „Hong" gehörte, geriet in Streitigkeiten mit einer anderen Genossenschaft, den „Wongs", und von diesen tötete er bald nach seiner Hochzeit deren zwei, wie er, in dem Gespräche, welches er eine Stunde vor seinem Tode mit den ihn Besuchenden hatte, behauptete: „im Kriege". Solche Streitigkeiten auf Leben und Tod zwischen Familien oder Genossenschaften sind in China nicht selten, werden aber streng bestraft; Ah Duck wurde verfolgt und floh nach Californien; das Geld zu dieser Reise über den stillen Ozean borgte er von einem Schulkameraden, nach dem er ihn durch einen Stich in die Brust auf ewig aus der Zahl seiner Gläubiger getilgt. In San Francisco gehörte Ah Duck der Highbinder-Gesellschaft Lui Sing Tong an, die der Polizei unter dem Namen Hatchet-Society (Richtbeilgesellschaft) bekannt ist und ausschließlich aus professionellen Mördern und Räubern besteht. Er sah sich zu eigener Sicherheit genötigt Ah Wen zu erschießen, da dieser ihm gedroht, ihn hiesigen Freunden der Wongs auszuliefern, welche ihn nach China zurücktransportieren und dort hinrichten lassen wollten.

Ich lasse jetzt einen verhältnismäßig kleinen Teil des vielspaltigen Berichts aus dem California Demokrat wörtlich folgen, teils weil es interessant ist zu sehen, mit welcher Ausführlichkeit das amerikanische Publikum von einer Hinrichtung zu hören verlangt, teils weil es mir ehrlicher erscheint den „Demokrat" in eigner Person sprechen zu lassen, als ihn meuchlings zu exzerpieren; ehrlicher und zugleich bequemer.

Der California Demokrat schreibt also weiter:

Dieses fatale Ereignis ließ Hong Ah Duck eine kleine Luftveränderung wünschenswert erscheinen, und er entfloh nach Virginia City, wo er 1875 den Besitzer einer chinesischen Waschanstalt für 100 Dollar erschoß, welche ein Konkurrent des Ermordeten mit Vergnügen und Präzision bezahlte. Diese Geschäftstransaktion machte wieder eine Veränderung der Operationsbasis notwendig,

und Hong Ah Tuck kehrte nach San Francisco zurück, nachdem seine Gesellschaft den Hinterbliebenen seines ersten Opfers eine Summe als Reugeld gezahlt hatte. Der Thatendurst, der Ah Duck beseelte, ließ ihm aber keine Ruhe, und schon im Frühjahr 1876 erschoß er in San Francisco in St. Louis Alley Ah Yen, einen Knaben, von dem er glaubte, daß derselbe die Absicht habe, ihn an die Polizei zu verraten. Nach kurzer Rast tötete Hong Ah Duck einen Chinesen, namens Moon Ah Goon. Dieses war zur Veränderung wieder einmal eine rein geschäftliche Transaktion. Moon Ah Goon hatte einem Landsmann eine Sklavin abspenstig gemacht oder entführt, und in seinem Schmerze über den Verlust, wandte sich der Betrogene an Ah Duck. Das Resultat war, daß Moon Ah Goon einen Schuß in das Gehirn und Hong Ah Duck, wie die Detektives wissen wollen, 200 Dollar für seine Bemühungen erhielt. Das Klima San Franciscos wurde dem chinesischen Bravo abermals ein wenig zu tropisch, und ländliche Zurückgezogenheit erschien ihm ein dringendes Bedürfnis. Wie es das verworfene Gesindel macht, das von der Schande gefallener Frauenzimmer lebt, wenn der Polizeichef eine Razzia auf sie anordnet, so begab sich auch Herr Hong Ah Duck nach San Rafael. Eine Chinesin, die dort wohnte und sich nicht von ihm brandschatzen lassen wollte, mußte *ihre Kühnheit mit dem Tode bezahlen*, und noch ehe der Inquest über der Leiche dieses Frauenzimmers abgehalten war, schoß Hong Ah Duck seinen Landsmann, You Ah Lum, in dem er einen Verräter argwöhnte, in den Unterleib. You Ah Lums Beerdigung fand wenige Tage nach der Bestattung der obenerwähnten Chinesin statt. Mit diesen glänzenden Resultaten schloß das Gastspiel Hong Ah Ducks in San Rafael. Er zog nach Oakland, und es geht ein dunkles Gerücht, das aber durchaus nicht verbürgt ist, Hong Ah Duck habe dort in dem Grand Zentral Hotel, das vor einigen Jahren abgebrannt ist, gearbeitet. Wenn er es gethan hat, so ist es nur kurze Zeit gewesen, denn er scheint schon im Januar 1877 nach San Francisco zurückgekehrt zu sein, und zwar ohne in Oakland einen Mord verübt zu haben. Um sich für seine Enthaltsamkeit zu belohnen, überfiel er im Februar 1877 mit mehreren Banditen den chinesischen Kaufmann Hing Tong. Hong Ah Duck schlug ihn mit der Faust nieder und schoß ihn dann durch die Brust. Wenige Tage darauf wurde im Chinesenviertel eine pompöse Leichenfeier abgehalten, und Hing Tong war die Hauptperson. Im Oktober 1877 ging Ah Ducks Geschäft besonders flott. Sing Lee war der erste, der daran glauben mußte, aber dieses Mal hatte der Desperado seine Sache nicht ganz gethan, denn sein Opfer, es hatte eine gefährliche Schußwunde erhalten, wurde wieder hergestellt und zählt zu den wenigen, auf die von Hong Ah Duck ein Attentat verübt worden ist, ohne daß es sie das Leben gekostet hätte. Die Scharte, welche er durch diesen Mißerfolg davongetragen hatte, wetzte er dadurch aus, daß er noch in demselben Monate *für gute Bezahlung eine Chinesin* erschoß, die, an einem Fenster sitzend, ihrem abscheulichen Gewerbe nachging. Damit schloß die Oktoberarbeit. Hong Ah Ducks nächstes Opfer fiel am 11. November 1877 und war Wong Shing Hong, der Besitzer einer Waschanstalt, Nr. 824 Washington Straße, der sich nicht die Erpressungsversuche des desperaten Highbinders gefallen lassen wollte.

Dieses gebührend zu bestrafen, beschlossen Hong Ah Duck, Ah Ping und Mu Hang Long, und zwar gehörten die beiden Letztgenannten gleichfalls zur Sue Sing Tong Co. Das saubere Trio lauerte Wing Shing Hong an Stout Alley auf, und als der dem Tode Geweihte erschien, feuerte Hong Ah Duck ohne weiteres, aus einer Entfernung von zwanzig Schritt, auf ihn einen Schuß. Ungleich den meisten Chinesen, war Hong Ah Duck ein vorzüglicher Schütze, und mit der Todeswunde im Unterleibe stürzte Shing Hong zu Boden. Er starb am nächsten Morgen. Ah Ping und Mah Hung Lung wurden verhaftet, aber Ah Duck verstand es abermals, sich, wenigstens für das erste, den Behörden durch die Flucht zu entziehen. Jemand, der mit den Verhältnissen im Chinesenviertel nicht vertraut ist, wird es sich nicht erklären können, wie ein professioneller Mörder, von der Art Hong Ah Ducks, so lange ungestraft sein Wesen treiben kann; wenn man aber bedenkt, welche entsetzliche Furcht die Mongolen davor haben, gegen Highbinders als Zeugen aufzutreten, weil sie die Rache der Bande fürchten, die vor nichts zurückschreckt; wenn man die unzähligen Schlupfwinkel, unterirdischen Höhlen und Spelunken kennt, die wie gemacht sind, um Verbrecher zu verstecken; wenn man in Erwägung zieht, daß die Highbinders, wenn einer der ihrigen in Ungelegenheiten geraten ist, ordentliche Chinesen zwingen, die Polizei durch falsche Aussagen von der richtigen Spur abzubringen, so hat es mit der Verwunderung ein Ende, und man findet das Unerklärliche natürlich. Auch nach dem Morde in Stout Alley wäre Ah Duck straflos ausgegangen, wenn nicht einige reiche Chinesen, denen aus nahe liegenden Gründen viel daran lag, den Banditen unschädlich zu machen, der Polizei heimlich Mitteilungen über ihn hätten zukommen lassen. Diesen Mitteilungen ist es auch zu danken, daß der Mörder am 3. Januar 1878 verhaftet wurde, als er im Begriffe stand, mit dem Dampfer „Alaska" Californien zu verlassen. Daß er mit diesem Dampfer fahren wollte, wußten die Polizisten und an dem zur Abreise bestimmten Tage begaben sich die Geheimpolizisten Jones und Coffey an Bord. Oberflächliche Untersuchungen führten zu keinem Resultat, und man machte sich an systematische Nachforschungen, die damit endeten, daß man den Flüchtigen im Raume des Schiffes unter Waren versteckt fand. Es stellte sich heraus, daß er in einem kleinen Boote zum Dampfer gebracht und von chinesischen Matrosen heimlich an Bord genommen worden war. Als Ah Duck gefunden wurde, lag neben ihm ein Messer mit 16zölliger Klinge, aber die Polizisten waren darauf vorbereitet, und in demselben Augenblicke, wo er die Beamten erblickte, sah er sich auch mit ihren Revolvern konfrontiert und folgte ohne weiteren Widerstand nach der Polizeistation.

Für seinen Prozeß wurde von seinen Spießgesellen bedeutende Summen verausgabt, und tüchtige Advokaten verteidigten ihn, konnten aber nichts mehr thun, als ihn vom Galgen erretten. Er wurde darauf am 2. November 1878 zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt. Aber auch in San Quentin ließ ihm seine Mordlust keine Ruhe, und am 6. Oktober 1880 erstach er dort einen Sträfling Namens Ah Mow, der wegen eines Einbruchs von Calaveras County auf neun Jahre ins Zuchthaus geschickt worden war und nur noch vierzehn Tage zu sitzen

hatte, als er ermordet wurde. Ein Streit wegen einer Quantität Opium, die sich die beiden Chinesen zu verschaffen gewußt hatten, war die Veranlassung zu dieser letzten Blutthat Ah Ducks, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie eine wohlüberlegte gewesen ist. Ah Duck hatte wiederholt geschworen, daß er sich an Ah Mow rächen würde, und da er wußte, daß er dann in die Strafzelle gesperrt werden würde, hatte er sich Tabak und Streichhölzer in die Taschen genäht, um mit Rauchutensilien verproviantiert zu sein. Am 6. März verließ Ah Duck heimlich die Ziegelbrennerei, in der er arbeitete, und schlich sich nach der Zelle Ah Mows. Letzterer schlief und wurde auf seinem Lager von Ah Duck erstochen. Nachdem Hong Ah Duck seinem Opfer zwei Messerstiche in die Brust versetzt hatte, sprang Ah Mow auf, brach aber gleich zusammen und gab nach wenigen Minuten seinen Geist auf. Ah Duck behauptete aus Notwehr gehandelt zu haben, aber es wurde ihm nachgewiesen, daß er der Angreifer gewesen sei. Hong Ah Duck erklärte, Ah Mow habe ihn in seine Zelle gezogen und sei ihm mit einem Messer zu Leibe gerückt, doch fand man in der Zelle nur ein Messer, das Ah Duck gehörte, und ein in der Nähe stationierter Gefängniswärter hatte gesehen, wie Ah Duck, nachdem er durch die halbgeöffnete Thür verstohlen in Ah Mows Zelle geblickt hatte, aus freien Stücken hineingetreten war. Dazu kamen die Drohungen, die er gegen sein Opfer ausgestoßen hatte, und bedeutende Widersprüche in seinen Aussagen. Nach einem dreiwöchentlichen Prozesse, in dem Hong Ah Duck auf Kosten seiner Gesellschaft von Hugh Mc Junkin und J. Crowley verteidigt wurde, erklärte die Jury ihn Ende November 1880 für „Schuldig des Mordes im ersten Grade“ und bestimmte den Tod durch den Strang als Strafmaß. Auf den Grund hin, daß es der Richter im Distriktanwalt gestattet hatte, während des Prozesses zu beweisen, daß Hong Ah Duck lebenslängliche Zuchthausstrafe abbüßte, als er Ah Mow ermordete: erfolgte eine Appellation an das Oberstaatsgericht, doch dieses Tribunal erkannte den Einwand nicht als stichhaltig an und bestätigte das Urteil des Obergerichts. Nachdem dem Mongolen mitgeteilt war, daß sein Schicksal besiegelt sei, hat er einmal versucht, sich die Kehle durchzuschneiden, und er wurde eines Morgens mit einer tiefen Fleischwunde im Halse und mit Blut überströmt in seiner Zelle gefunden. Seitdem ist er nicht wieder allein gelassen worden, und die Deputy-Sheriffs F. Robinson und J. M. Jones haben abwechselnd über ihn gewacht. Nach dem Fehlschlagen dieses Selbstmordversuches hat Hong Ah Duck sich mit der größten Fassung in sein Schicksal ergeben und sogar einen gewissen Humor zur Schau getragen, der ihn selbst in der letzten Stunde nicht verließ. Er beschwerte sich nur über den Richter, von dem er behauptete, daß er den Tag der Hinrichtung zu weit hinausgeschoben habe.

Soweit der „California Demokrat.“

Es war gegen 10 Uhr, als wir in San Rafael anlangten. Auf dem Schiffe und in dem Zuge begrüßten wir eine Anzahl zu diesem Tage Eingeladener; Reporter, Ärzte, Gerichtsbeamte; Freunde des Delinquenten, die kamen, seine letzten Wünsche zu hören; Feinde desselben, die ihre Genugthuung über die endliche Strafe des Mörders an den Tag legten — beide Kategorien natürlich Chinesen,

auch einige Damen. Unter letzteren fiel besonders ein junges, schönes Weib auf, welches höchst elegant gekleidet, in vollem Brillantschmuck an Händen, Ohren und Halse strahlte, und die mit leuchtenden Augen erzählte, daß sie bereits die ganze Nacht vorher mit dem Geistlichen, einigen Reportern und den Wächtern in der Zelle bei dem Verurteilten zugebracht habe; und mit Koketterie und Freude zeigte sie ein Heft voll ihrer Notizen und einem Autogramme des Chinesen. Wie herzlos glänzten ihre eitlen Augen, welches Lächeln voll wollüstiger Grausamkeit spielte um ihre roten Lippen!

Das Gerichtsgebäude stand in einem geräumigen Hof mitten in der Stadt, einem Gasthause — Hotel — gegenüber; man sah die herrliche Bai im Sonnenglanze leuchten; der Staub der Straße färbte unsere Stiefel und Röcke und lag wie Mehl auf den langweiligen, schlaffen Blättern des Eucalyptus globulus, welche die Straße und den Hof bestanden. Über das Hochparterre des Gerichtsgebäudes hinweg, das weiß angestrichen, aus Holz und Erde langweilig ernst aufgebaut war, stiegen wir in das Souterrain hinab, in welchem die Gefangenen-Zellen lagen Im Treppenhause ist der Boden des Hochparterres durchbrochen und eine Fallthüre angebracht worden, über derselben in der Decke ein starker Haken angebracht. Die Fallthür ist offen, und als wir das Kellergeschoß betraten, sahen wir, beleuchtet durch das Licht, welches durch die Fallthür-Öffnung hinabfällt, umstanden von zahlreichen Neugierigen, den Sheriff und Unterbeamte das verhängnisvolle Seil prüfen und präparieren. Es ist ungefähr zehn Meter lang, ein siebenfaches, daumenstarkes Hanfseil, außerordentlich fein und elegant gearbeitet. Eben wird die Schlinge gemacht, der Mann schlingt das Ende des Seiles siebenmal um sich selbst, so daß der umwundene Teil, der sorgfältig eingeseift wird, leicht in der Seil-Hülse auf und abspielt. Der Delinquent darf nicht gewürgt werden; das würde dem Sheriff zu großem Vorwurfe gereichen; es muß ihm der Halswirbel gebrochen werden. Bei dem jähen Falle, den er durch das Aufziehen der Fallthüre, auf welcher er steht, sechs Fuß tief in den Keller thut, muß die locker um den Hals gelegte Schlinge im Nu, durch die Schwere des Körpers veranlaßt, sich zuziehen, und der durch das siebenfache Umwinden des Strickes hergestellte eisenharte Knoten muß pfeilschnell unter das linke Ohr schießen und ihm den obersten Wirbel und das Genick brechen. Das erklärt uns der Sheriff mit amtsgewohnter Ruhe und Liebenswürdigkeit en passant. „You shall see“ schließt er, und einige besonders Wißbegierige legen sich den verhängnisvollen Strick prüfend um den eigenen Hals.

In einem kurzen, dunklen Gange des Kellers ist die Eingangsthür zur Zelle. Sie steht offen. Animierte Unterhaltung, Ausrufe, Wolken von Tabak entströmen ihr. Zwei kleine Fenster, dreifach vergittert, erleuchten den niedrigen, mäßiggroßen, weißgetünchten Raum. Bänke sind zur „Interview“ aufgestellt worden. Sie sind dicht besetzt. Auch Stühle sind herbeigeholt worden. In der Versammlung, die wohl 20 und mehr Köpfe zählt, wird es schwer, die Hauptperson herauszufinden. Es sind noch andere Chinesen anwesend; es wird gepfiffen, geraucht, gegähnt, in den easy chairs geschaukelt. Ja man trinkt sogar. Da steht

auch ein reichhaltiges, abgegessenes Frühstück; in einem strohgeflochtenen Rocky chair (Schaukelstuhl) lehnt, — malerisch dahingegossen, bleichen, feinen Antlitzes, die Festtags-Kappe mit dem roten Knopfe auf, den gelbdurchflochtenen, glänzend frisierten Zopf kokett um den Hals geschlungen, mit kaltem, ja verächtlichem Lächeln die Herumstehenden musternd, die Zigarre in der Hand, und philosophisch souverain die blauen Wolken des echten Havana-Krautes nach Feinschmecker-Art bald durch Nase, bald durch die feinen etwas farblosen Lippen von sich blasend — Ah Hong Duck, in das Rückenpolster zurück, während seine Füße auf einem anderen Stuhle ruhen und die Linke eine in seinen Schoß sich schmiegende weiße Katze streichelt. Ah Duck hatte soeben zum Frühstück ein gebratenes Huhn verspeist und schlürfte nun von Zeit zu Zeit an dem kalifornischen Claret. Er war resigniert und guter Dinge; heiter-ernst beantwortete er die vielen aus dem neugierigen Kreise an ihn gerichteten Fragen.

Es war eine schlanke, fraglos elegante Erscheinung mit einem einnehmenden, intelligenten Gesicht. Der offene, milde Gesichtsausdruck der feinen Züge ließ nicht im mindesten die blutdürstigen Charaktereigenschaften erraten. Er sprach englisch mit großer Geläufigkeit, und mit der Miene eines Königs zeichnete er, wenn man ihn darum bat, seinen Namen zum Andenken in das hingehaltene Notizbuch, nicht nur in chinesischen, sondern auch in englischen Charakteren. „Hong Ah Duck going to the sky“, behauptete er grinsend, solle das heißen — der Sinn dieser heidnischen Hieroglyphen mochte aber am Ende ein sehr verschiedener, mehr an den Leser gerichteter sein . . .

Diese christliche Anschauung, als ob er glaubte gen Himmel aufzufahren, ist aber ganz fraglos eine Anspielung, ja vielleicht Persiflage der Lehren, welche ein methodistischer Geistlicher ihm beizubringen, und zu denen er ihn zu bekehren seit Wochen sich abmühte und die allem Anscheine nach auf sehr steinigten Boden fielen. Denn wiederholt äußerte er, daß er „nach unten“ kommen würde, bis er gut geworden sei, und wenn sich dieses ereignet habe, er wieder in das flowery kingdom (das blumige Königreich oder das Reich der Mitte) versetzt werden würde; vielleicht allerdings bloß als Ratte oder Hund, vielleicht aber doch auch als Mensch. Das hänge ganz von der Aufführung ab, der er sich unten befleißigen würde. Die Fragen, ob er sich noch in der letzten Stunde zum Christentum bekehrt habe, bejahte er allerdings mehrmals; aber dies ja klang wie die Affirmation eines, der in Ruhe gelassen sein will. Andere Male lachte er sogar einem, der dieselbe Frage stellte, gerade ins Gesicht.

Wiederholt aber bat er seine Freunde, seiner Frau und seinem Kinde, die so ferne von ihm in der geliebten Heimat lebten, die weiße Katze als letztes Vermächtnis zu übersenden; und er ließ es sich immer und immer wieder versprechen, seinen Leichnam nach China bringen zu lassen, ihn in der heiligen Erde des Vaterlands zu begraben. Unwillkürlich mußte ich bei diesen Ausdrücken heißer Vaterlandsliebe an den edlen Wunsch des französischen Grenadiers denken:

„So nimm meinen Leichnam nach Frankreich mit
„Und begrab' mich in Frankreichs Erde!“

Entsprang nicht auch dieser Wunsch einer edlen Regung?! Die Highbinder Company (Gesellschaft der professionellen Räuber und Mörder) in San Francisco, der Ah Duck angehörte, hatte ihm Deputierte entsandt und dem scheidenden so bedeutenden Mitgliede einen höchst eleganten chinesischen Sarg, aus schwarzem Holze mit reichem Silberbeschlage, gestiftet. Als Ah Duck diese Mitteilung erhielt, leuchtete eine helle Freude über sein Antlitz, er sprang vom Stuhle auf und eilte lebhaft ans Fenster, den Sarg zu besichtigen. Da lag das eigentümlich geformte, schmale, mumienförmige Ding im Grase des Gartens, von den Strahlen der Sonne lustig beschienen, hell und munter umflattert von zwitschernden Waldvögelein.

Wo blieben da die unheimlichen Krähen des Galgenberges, den Leichnam des dreizehnfachen Mörders vom Rade herunterzuhacken?

Ah Duck äußerte laut seine Freude, daß es nun endlich soweit sei und alles vorüber sein würde, dankte den Wärtern für die gute Behandlung, die ihm während seiner Gefangenschaft zuteil geworden, und speziell für das vorzüglich zubereitete Huhn, das ihm zum Frühstück so gut geschmeckt habe. . . .

Kurz nach 12 Uhr erscheint der Sheriff Mason in der Halle, um das Todesurteil zu verlesen.

Eine unheimliche Stille rauschte durch die Zelle, während sich die Einzelnen erheben, sich gruppieren, ohne den Deliquenten nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Alle entblößen das Haupt; nur Ah Duck, der nachlässig im Schaukelstuhle mitschaukelt, behält das rotbeknopfte Festtagskäppchen auf.

Die Urteilsmotivierung ist lang. Ah Duck hört ruhig, lächelnd zu. Nach den letzten Worten — „you shall hang, until you are dead" steht er auf und sagt fröhlich:

„That's all-right. Go now?" („Das ist ganz in der Ordnung. Gehen wir jetzt?")

„Nein" erwidert der Sheriff. „Es sind noch 40 Minuten Zeit!"

Ah Duck scheint dies sehr gleichgiltig zu sein.

Am Treppenhause ist es mittlerweile lebendig geworden. Der lange Strick ist an dem Plafond befestigt worden. Die Fallthür ist geschlossen, eine Schranke ist um den Platz gezogen worden. Diejenigen, welche im Besitz von Eintrittskarten sind, bilden einen dichten Kreis um den gräßlichen Schauplatz.

Eben laufen noch ein paar Hunde über denselben. Man hat Mühe ihnen begreiflich zu machen, daß für ihre Spiele hier eben nicht der passendste Ort oder die gelegenste Zeit ist.

Währenddessen hat Ah Duck mit herzlichem Händedruck von seinen Landsleuten und den Anwesenden Abschied genommen. Unwillkürlich ist diese Berührung mit dieser kühlen, trocknen, feinen, knochigen, abgemagerten, aristokratischen Hand zur Fürbitte für diese arme Seele geworden; und Ah Duck selbst nimmt Aufträge von seinen Landsleuten fürs Jenseits entgegen und gewährt mit einem Schütteln des Kopfes die Bitte eines der Umstehenden:

„Speak a good word for me, when you go across the river" —

„Sprecht ein gutes Wort für mich, wenn Ihr den „Fluß" überschreitet."

Der Chinese wirft noch einen prüfenden Blick in den kleinen Spiegel, der auf dem Tische steht, trinkt den Rest des Claret und löscht das Licht, welches die ganze Zeit über in der Halle gebrannt hat, und an dem er wiederholt Zigarren angezündet.

Punkt ein Uhr erscheint der Sheriff zum letztenmale und teilt dem Verurteilten mit, daß seine Stunde gekommen sei. Ah Duck äußert ein ferneres stereotypes:

„All right" und schickt sich an, mit der brennenden Zigarre in der Hand, den Gang zum Schaffot anzutreten.

Der Sheriff verweist ihm dies, aber erst nach wiederholten Weigerungen fügt sich der Chinese; auch wird er endlich, auch nur nach vergeblichem Remonstrieren, dazu veranlaßt, sein Käppchen von dem sorgfältig rasierten Kopfe abzunehmen und entblößten Hauptes das Schaffot zu betreten.

Der Sarg war von seinen Freunden in den Korridor gebracht worden, und Ah Duck verweilt eine Weile bei dessen Anblick, als dem letzten, was er auf Erden habe, und nach zufrieden gestellter Prüfung sagte er:

„That 'll do."

Festen Schrittes setzte er darauf seinen Weg fort, mit männlicher Haltung steigt er die verhängnisvolle Treppe hinauf, von welcher er nicht wieder herabsteigen soll.

Er ist bleich, ja erdfahl, aber keine Muskel seines Gesichtes zuckt, und ein ungezwungenes, heiteres Lächeln umspielt seinen Mund: er glaubt an den Tod, als an seinen Erlöser aus elender, jammervoller Gefangenschaft.

Ruhig stellt er sich auf die Fallthür; ruhig erträgt er die Blicke der Hundert, betrachtet die Zuschauer und den Strick, der aus der Höhe herabhängt.

Der Sheriff fragt ihn, ob er etwas zu sagen habe; mit dem unverwüstlichen Lächeln erwidert er:

„Nichts! Ich bin fertig!"

Jetzt spricht der Priester der Presbyterianer, der während des letzten Ganges an den Stufen der verhängnisvollen Treppe gestanden hatte, ein kurzes Gebet, und zwar, wie er ausdrücklich bemerkt: auf Wunsch des Delinquenten. So schien sich der Heide doch noch im letzten Augenblicke zur Religion des Kreuzes bekehrt zu haben. Nach dem Amen ruft Ah Duck mehreren Freunden, welche er während des Gebets in der Menge erkannt hatte, „Good bye, good bye" zu.

Der Sheriff reicht ihm die Hand, auch der Priester giebt ihm dieselbe und drückt sie mit einem stillen Segenswunsche — Ah Duck hat zum letztenmale die Berührung warmen Menschenlebens empfunden. Fortan gehört sein Leib dem kalten Grausen der Nacht, des Todes, des Grabes. —

Schon treten die Henkersknechte an ihn heran. Einer derselben faßt die schlanke, schmächtige Gestalt von hinten um den Leib und hebt ihn in die Höhe. Der andere schnallt ihm die Beine an den Knöcheln fest zusammen. Eine gleiche Fessel wird ihm über den Leib unter den Hüften angelegt, welche zugleich seine

Hände fest an die Oberschenkel schnürt. Während dieser Vorbereitungen, bei welchem manch' einem ein Schauer durch die Glieder fährt, hat der Unglückliche krampfhaft seine Ruhe zu bewahren gewußt. Schon jeder willkürlichen Bewegung der Glieder beraubt, ist ihm einzig allein nur noch die Herrschaft über die Sprache geblieben. Wie um sich an diesen Rest des Lebens, wie an eine letzte Rettung verzweifelnd anzuklammern, die zähe Todesangst, welche mit kalten Schauern seinen Leib schüttelt, zu vertreiben oder zu verbergen — spricht er, und ruft in die Menge hinein:

„Ihr Zeitungsschreiber sollt wissen, daß ich mich nicht fürchte: All have to die some time —“ (wörtlich). (Alle müssen einst sterben. . . .) Dann erkennt er im Zuschauerraum einen Bekannten und ruft:

„Leb wohl, alter Mann!“ Aber seine Lebenskraft ist noch nicht gebrochen, sein Humor noch nicht besiegt. Mit einer zuckenden Bewegung des Leibes prüft er die sämtlichen Fesseln von oben bis unten, lächelt traurig resigniert, und ein letzter Blick voll Sehnsucht streift über die Versammlung hin: er sieht sich hilfeflehend in der Runde um —

Aber kein Zeichen der Rettung rings umher . . . .

Und doch hatte ihn die Hoffnung bis zu diesem Momente nicht verlassen . . .

Nun ist's zu spät . . .

Schon liegt die Schlinge um den Hals.

Da, dem irdischen Leben ganz entsagend, richtet sich sein Geist mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf das zukünftige: Mit schwärmerischen Blicken ruft er aus:

„Heut Abend werde ich in San Francisco sein!“

Das rohe Gelächter einiger Zuschauer tönt ihm entgegen; hier und da antwortet man sogar seiner Zuversicht ironisch, ja kalauernd.

Die Szene ist widerwärtig . . . .

Ah Duck läßt sich nicht irre machen; fast drohend, voll Verachtung ruft er mit einem gelben Blicke der Ohnmacht und Bosheit:

„Bime by I come see you!“ („Ich werde Euch gelegentlich besuchen!“)

Das veranlaßt einen neuen Ausbruch der Roheit — aber die empörende Szene wird unterbrochen. Eine große, schwarze Kappe wird ihm über das Gesicht gezogen.

Ah Duck wendet sich — „Wo ist Kapitän Edgar?“ ruft er. —

Es war dies sein erster Richter, den er für den Urheber seiner Verurteilung hielt.

Und wie darauf keine Antwort erfolgt, schreit er unter dem schwarzen Leichentuche noch hervor.

„Kapitän Edgar ist ein — — —

Aber er vollendete das unmöglich auch nur anzudeutende Schimpfwort nicht.

Die Fallthür klappt auf.

Pfeilschnell verschwindet der Mörder in der Tiefe, und man sieht nur den Strick noch, der kurz tanzt und hüpft und leise schwingt und hinabführt in die Finsternis, das Grab, das Grauen. —

So stirbt Ah Duck mit einem unaussprechlich gemeinen Schimpfworte auf den Lippen; denn es war allgemein bekannt, daß er geschworen hatte, noch auf dem Schaffot den Kapitän Edgard einen S. of a b ... zu nennen.

Der Körper war 4 Fuß 8 Zoll gefallen, genau um seine eigene Länge. Der Nacken war gebrochen. Als wir unten ankamen, war das Leben den starren Gliedern bereits entflohen; es dauerte aber doch beinahe zwölf Minuten, bis der diensttuende Arzt Dr. Tagliaferro es für angezeigt hielt, den Gehenkten abschneiden zu lassen.

Von dem Stricke habe ich ein Stück mitgenommen und einigen abergläubischen Freunden und Freundinnen verehrt. Der Strick eines Gehenkten, um Mitternacht an einem Kreuzweg in abnehmendem Mond gesotten, eingenommen oder ins Portemonnaie gelegt, soll die zaubermächtigste Wirkung haben — — —

Am darauffolgenden Sonntage aber fand zu San Francisco ein Leichenbegängnis statt, wie man es imposanter nicht für den geliebtesten Heros der Nation veranstalten kann. Zwölf Pferde prächtig mit der Trauerfarbe der Mongolei — Gelb — ausstaffiert, zogen einen prunkvollen Leichenwagen, der den edlen Leib Hong Ah Ducks barg.

Eine unabsehbare Masse folgte den Leidtragenden, deren Zöpfe mit gelben Seidenbändern durchflochten waren. Trauermusik erschallte, der Zug bewegte sich im feierlichsten Tempo durch die ganze Stadt zum Friedhofe hinaus. Jedermann wußte, wer der „Verewigte“ war; wer die Leidtragenden seien; und dennoch hat die Polizei weder diese pompes funèbres hindern, noch irgend einen der Leidtragenden arretieren können, obwohl sämtlich zu der wohlehrsamen Sippe der professionellen Gurgelabschneider und Meuchelmörder der Highbinder-Kompany gehörten; so unmöglich ist die Ergreifung der verdächtigen Subjekte in ihren Schlupfwinkeln des Chinesen-Viertels; so unmöglich ist es irgend einen anderen Chinesen zur Zeugenschaft gegen einen oder zur Entlarvung eines Inkognito-Highbinders zu bringen.

Als ich zuerst von der Anti-Chinese-Bill hörte, die damals gerade proklamiert worden war, und die strikte die Einwanderung irgend eines Chinesen in die Vereinigten Staaten verbietet, hatte ich nach Grundsätzen liberalster Anschauung über allgemeine Menschen-Rechte diese Maßregel als eine unverständliche Engherzigkeit angesehen und nicht begreifen können, wie ein Staat, der noch Millionen Einwohner für seine sieben Millionen Quadratkilometer braucht, sich eine solche Quelle des Bevölkerungszuflusses abschneiden konnte.

Nachdem ich Leben und Treiben in Chinatown genauer kennen gelernt, fand ich diese Maßnahme sehr erklärlich, und nachdem ich diesen Leichenzug hatte vorüberziehen sehen, war ich überzeugt, daß, wenn die Anti-Chinese-Bill nicht schon proklamiert worden wäre, sie ganz gewiß mit nächstem proklamiert werden müßte.

Die Bildung in der Armee.

Von
Generalmajor z. D. **von Bonin.**

Zu den Dingen, über welche man im gewöhnlichen Leben die verschiedensten Ansichten aussprechen hört, zählt auch der Bildungsstand in unserer Armee, nicht der Bildungsstand des gemeinen Soldaten und des Unteroffiziers, sondern derjenige des Offiziers. Es handelt sich hier nicht um die militärische Fachbildung, deren Beurteilung sich der öffentlichen Meinung entzieht; ihre richtige Würdigung steht nur dem Fachmann zu, und ein Blick in die fremdländischen militärischen Zeitschriften genügt, um zu erkennen, daß diese Fachbildung unseres Offizierstandes im Auslande recht hoch angeschlagen wird, so hoch, daß fast alle Staaten sich bemühen, unsere Vorbildungs-Einrichtungen und unsere ganze militärische Erziehungs-Methode nachzuahmen. Es handelt sich vielmehr um jene allgemeine wissenschaftliche und Geistesbildung, die heute von jedem verlangt wird, der einen Platz in der sogenannten guten Gesellschaft einnehmen will, und deren notwendiger Höhegrad sich von Jahr zu Jahr steigert. Man braucht ja nur einen Blick auf die stetig zunehmenden Anforderungen in unseren öffentlichen Bildungs-Anstalten und auf die immer wachsende Masse des Lernstoffes auf allen Gebieten des Wissens zu werfen, um zu erkennen, daß die Ansprüche an jene allgemeine Geistesbildung sich seit einem halben Jahrhundert in erstaunlicher Zunahme befinden. — Wie hat sich nun der Offizierstand zu diesen Ansprüchen gestellt? — Das ist eine Frage, die fast von jedem Berufskreise anders beantwortet werden wird. Der Offizierstand selbst muß dabei außer Betracht bleiben, denn er kann nicht Richter in seiner eigenen Sache sein; die Antwort muß von möglichst unparteiischer Seite erfolgen. Es giebt nun zwar heute keinen Berufsstand mehr, der nicht Verbindungen mit dem Offizierstand hätte, und dessen Ansicht man daher als durch diese Verbindungen mehr oder minder beeinflußt ansehen könnte. Die Verbindungen sind aber nicht überall dieselben, sie sind teilweise auch noch neu und daher vielfach noch nicht zu jener Verschmelzung oder Nivellierung der Lebens-Anschauungen gelangt, welche Standes-Unterschiede nicht kennt. —

Am nächsten steht dem Offizierstande von jeher der Stand der Gutsbesitzer und Landwirte; die Väter haben meist in ihren jüngeren Jahren den Offiziersrock getragen, und die Söhne pflegen denselben mit Vorliebe anzuziehen, soweit sie nicht durch die Notwendigkeit der frühzeitigen Übernahme der väterlichen Besitzungen daran behindert sind; aber auch dann gehören sie der großen Mehrzahl nach zu den Reserve- und Landwehr-Offizieren. Unter diesen Umständen kann man sie kaum als unbefangen in einem Urteil über den Bildungsgrad der Armee ansehen; mit einem geringschätzigen Urteil würden sie in ihr eigen Fleisch und Blut einschneiden; auch pflegt in diesen Kreisen der theoretisch-wissenschaftlichen Bildung weniger Wert beigelegt zu werden als einem gewissen praktischen Leistungs-Ver-

mögen, daher man aus denselben selten ein abfälliges Urteil über die wissenschaftliche Bildung der Offiziere hören wird. —

Ähnlich — wenn auch zum Teil aus anderen Ursachen — verhält es sich mit den weiten Schichten der Kaufleute, Industriellen und Gewerbtreibenden, soweit dieselben sich zu den gebildeten Bevölkerungsklassen rechnen. Ihre Verbindung mit dem Offizierstande ist noch neu; vor [illegible] Jahren gehörte ein Offizier aus diesen Kreisen noch zu den Seltenheiten, und namentlich erst seit den letzten großen Kriegen finden wir eine größere Anzahl junger Leute aus denselben sich dem Militärstande widmen. Die Kenntnis des letzteren und seines Wesens ist daher noch nicht sehr verbreitet, und der Offizier wird mehr nach seiner mehr oder minder kleidsamen Uniform, nach seinen geselligen Talenten und Fähigkeiten als nach seinem Wissen geschätzt. Und für die Würdigung des letzteren fehlt oft auch der Maßstab. Damit soll den in Rede stehenden Kreisen keineswegs wissenschaftliche Bildung abgesprochen werden; es ist bekannt genug, daß sich gerade innerhalb derselben viele Persönlichkeiten finden, welche auf den verschiedensten Gebieten des Wissens als Autoritäten allgemein anerkannt sind; hier kann nur von der großen Masse der Durchschnittsmenschen die Rede sein, welche sich begnügt haben, ihren „Einjährigen" zu machen, um die militärische Dienstpflicht möglichst zu verringern und später vielleicht als Reserve- und Landwehr-Offizier sich der sozialen Annehmlichkeiten des bunten Rockes zu erfreuen. Ihr Zivil-Beruf weist sie viel mehr auf das Studium von Kurszetteln und von Waren-Preiskouranten als auf dasjenige eines wissenschaftlichen Buches hin. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn auch diese Kreise keinen Anlaß finden, die wissenschaftliche Bildung des Offizierstandes gering zu schätzen. —

Anders ist es mit einem großen Teil derjenigen gesellschaftlichen Kreise, welche ihre Lebensstellungen auf Grundlage akademischer Vorbildung eingenommen haben. Es wird hier ausdrücklich nur von einem „großen Teile" gesprochen, weil ein kleinerer Teil — nämlich die Staats-Verwaltungs-Beamten und auch die Geistlichkeit — schon durch Ausübung ihrer Amtsfunktionen von jeher nähere Beziehungen zur Armee gehabt und demnach schon lange einen Teil seiner Nachkommenschaft dem Offizierstand zugeführt hat. Zahlreiche andere Kreise dieser Kategorien sind aber bisher dem Offizierstande fast ganz fern geblieben, und von ihnen möchten vorzugsweise der Lehrstand mit seinen Verzweigungen und alle diejenigen zu nennen sein, welche sich selbst mit Vorliebe als Gelehrte bezeichnen; auch ein großer Teil des Richterstandes ist hierher zu zählen. Es ist nichts Seltenes, in diesen Kreisen der Meinung zu begegnen, daß der Offizierstand in seiner großen Masse hinsichtlich der allgemein wissenschaftlichen und Geistesbildung eigentlich unter dem Niveau der heutigen Bildungsanforderungen stehe, und daß ein junger Mensch, der nichts Ordentliches gelernt habe und daher für keine andere, eine allgemeine Bildung erfordernde Laufbahn geeignet sei, ja immer noch Offizier werden könne.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Meinung einige Unterstützung findet in dem Umfange, den in den letzten Jahrzehnten die künstliche Treibhaus-Vorbildung

der sich dem Offizierstande widmenden jungen Leute in den sogenannten „Pressen" gewonnen hat. Solche Anstalten bestehen freilich für fast alle Berufszweige, zu deren Eintritt ein Examen erforderlich ist; für keinen aber wohl in solcher Anzahl als für den Militärstand, wobei noch zu berücksichtigen, daß die genannten militärischen Vorbereitungs-Anstalten durch ihre ausgedehnten Reklamen in den öffentlichen Blättern dem großen Publikum am meisten bekannt geworden sind.

Derartige Vorbereitungs-Anstalten hatten von vornherein eine gewisse Berechtigung, insofern sie unentbehrlich waren, um bei Söhnen von Gutsbesitzern die Lücken eines Hauslehrer-Unterrichts, oder bei Söhnen von oft versetzten Offizieren die durch häufigen Wechsel der Schulen unvermeidlichen Vorbildungs-Mängel zu beseitigen. Die Ausdehnung aber, die ihre Benutzung genommen hat, ist bedauerlich; denn wenn diese Anstalten auch in der Lage sind ihren Zöglingen das für das Fähnrichs-Examen erforderliche Wissen beizubringen, so vermögen sie doch nicht ihnen diejenige allgemeine Verstandesreife zu verschaffen, welche die ordnungsmäßige Absolvierung unserer öffentlichen Schulen gewährt. Es ist darum auch wiederholt in Frage gekommen, die lediglich auf einer sogenannten Presse vorgebildeten jungen Leute überhaupt nicht zum Fähnrichs-Examen zuzulassen; der sofortigen Durchführung einer solchen Maßregel stand aber die notwendige Rücksicht auf diejenigen jungen Leute entgegen, welche einmal im Vertrauen auf die bestehenden Einrichtungen den Weg durch die Presse eingeschlagen hatten, und von denen mindestens ein großer Teil grade denjenigen Kreisen angehörte, welche der Armee traditionell die besten Offiziere lieferte. Außerdem erforderten die starken Verluste des Offizier-Korps in den letzten großen Kriegen einen ungewöhnlichen Ersatz, für dessen Herbeischaffung die Pressen für den Augenblick schwer zu entbehren waren.

Die Zahl der Offiziere aber, welche mit einer solchen Treibhaus-Vorbildung der Armee zuwachsen, ist wahrscheinlich sehr überschätzt. Die überwiegende Zahl der „Pressen" beschäftigt sich nur nebenher mit der Schulung für das Fähnrichs-Examen und findet ihre Haupt-Aufgabe in der Vorbereitung für das Einjährig-Freiwilligen-Examen, dessen Wertschätzung gestiegen ist, seitdem der wachsende allgemeine Wohlstand und unsere zunehmende soziale Verweichlichung immer weitere Kreise dahin bringt, die Militärpflicht als eine schwere Last anzusehen, welche durch die Benutzung der Vergünstigung einer nur einjährigen Dienstzeit möglichst verringert werden müsse.

Wenn nun hiernach auch eine der Grundlagen jener in gelehrten Kreisen vielverbreiteten ungünstigen Meinung über den Bildungsgrad der Offiziere als in ihrer Wirksamkeit stark übertrieben angesehen und die ganze Meinung dem Sachkundigen als das erscheinen muß, was sie wirklich ist, nämlich als das Resultat einer völligen Unbekanntschaft mit den bezüglichen Verhältnissen und oft als der Ausdruck eines gar nicht so seltenen Gelehrten-Hochmuts, so giebt die Stelle, von der solche Meinungen ausgehen, denselben doch ein gewisses Gewicht, welches nicht ohne Wirkung auf diejenigen weiten Kreise bleiben kann, die nur mit halber Sachkenntnis an die Frage herantreten. Es möchte daher nicht ganz

unnütz sein, einen Blick auf die beregten Verhältnisse zu werfen, und zwar wird dabei sowohl die Vorbildung wie die demnächstige Fortbildung des Offiziers ins Auge zu fassen sein.

Wer die Vorbildung des Offiziers nur vor 40—50 Jahren kennen gelernt hat und sie mit den heutigen allgemeinen Bildungs-Anforderungen vergleicht, mag dabei vielleicht zur Anerkennung einer gewissen Berechtigung der oben erwähnten ungünstigen Meinung gelangt sein. Vor 40—50 Jahren waren die Anforderungen für das Fähnrichsexamen, also für das Maß allgemeinwissenschaftlicher Vorbildung eines Offiziers, allerdings so gering, daß der angehende Sekundaner eines Gymnasiums ihnen ohne große Schwierigkeit genügen konnte, und auch das Pensum für die demnächstige Fachausbildung und für die Ablegung des Offizierexamens erforderte damals zu seiner Bewältigung keine allzugroßen Anstrengungen. —

Seitdem haben sich — zunächst durch den Einfluß des General von Peucker, demnächst durch die Einwirkung einer großen Anzahl bedeutender Männer — die Verhältnisse wesentlich geändert. Das Fähnrichs-Examen ist heute dem Abiturienten-Examen einer Realschule erster Ordnung ziemlich gleich zu stellen, und wenn die Anforderungen für dasselbe hinter denjenigen des Abiturienten-Examens in einzelnen Fächern etwas zurückbleiben, so sind sie in anderen, die für den späteren Offizier von besonderer Wichtigkeit, um desto schärfer. Es fehlt dem jungen Offiziers-Aspiranten also keineswegs an einer ebenso gründlichen allgemeinwissenschaftlichen Vorbildung und geistigen Entwickelung, als sie für eine ganze Reihe anderer Berufskreise verlangt wird. Daß ihm eine geringere Kenntnis in den alten Sprachen — wie sie in den Gymnasien gelehrt werden — nicht als ein fühlbarer Mangel angerechnet werden kann, darüber dürften bei der heutigen Bildungsrichtung nur noch eifrige Philologen in Zweifel sein. Der Umfang des notwendigen Wissens auf vielerlei Gebieten ist heute so groß geworden, daß für den Durchschnittsmenschen eines jeden Berufes eine Ausscheidung oder wenigstens Verringerung alles desjenigen vorgenommen werden muß, was für den Beruf nicht unentbehrlich ist, und dazu gehört für den Soldaten ohne Zweifel eine gründliche Kenntnis der alten Sprachen, deren Wert für die intellektuelle Entwickelung der Individuen damit keineswegs unterschätzt werden soll.

Auf die Grundlage einer solchen Vorbildung wird nun die Fach-Ausbildung der Offizier-Aspiranten durch einen fast einjährigen Lehrkursus auf einer der Kriegsschulen gesetzt. Die Dauer dieser Studienzeit erscheint zwar auf den ersten Blick winzig klein gegenüber der akademischen Studienzeit von mindestens drei Jahren; aber der Unterschied zwischen beiden mindert sich erheblich bei näherer Betrachtung. Zunächst kann man die dreijährige akademische Studienzeit in Rücksicht auf die unterbrechenden langen Ferien zum Zwecke eines Vergleichs recht gut auf zwei Jahre wirklicher Studienzeit reduzieren; außerdem aber weiß jedermann, daß die Studentenzeit nicht nur als Lehrzeit in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch — und vielleicht vorzugsweise — als Lehrzeit für den Menschen schlechthin dienen soll; die akademische Studienzeit wird im allgemeinen wenigstens zu Anfang der Erholung und dem Genuß des Freiheits-Gefühls nach

dem langjährigen Schulzwange gewidmet; die bis dahin unterdrückte überschwengliche Jugendkraft soll Spielraum haben und sich austoben, um in den späteren Lebensjahren nicht mehr hinderlich zu sein. Dabei bleibt nicht viel Zeit zum eigentlichen Studium, und man wird nicht fehl gehen, wenn man diese für die überwiegende Zahl der Studenten auf die beiden letzten Semester beschränkt. Wenn sich auf diese Weise die Verschiedenheit der Zeitdauer und damit der Wirksamkeit des freiwilligen akademischen Studiums und des in strenger Zucht und unter beständiger Kontrole durchzumachenden Kursus auf einer Kriegsschule erheblich vermindert, so soll doch nicht in Abrede gestellt werden, daß erstere gegenüber der letzteren immer noch im großen Vorteil ist. Die akademische Studienperiode bietet den Teilnehmern reiche Gelegenheit zur Erlangung einer vielseitigen Bildung, und wenn solche Gelegenheit auch selten zu einer gründlichen Durchbildung auf den für ein bevorstehendes Fachexamen nicht erforderlichen Gebieten des Wissens benutzt werden mag, so giebt sie doch sicherlich oft Anregungen zu späteren privaten Studien, trägt zur allgemeinen geistigen Entwickelung der Individuen wesentlich bei und bereitet die spätere eigene Fortbildung angemessen vor. —

Der Offizier-Aspirant entbehrt solcher Gelegenheit zur Erlangung einer vielseitigen Bildung; auf der Kriegsschule werden ihm nur die Fachwissenschaften und die notwendigen Hilfswissenschaften gelehrt; eine Ausdehnung des Lehrbereiches auf andere Disziplinen würde vor die schwere Wahl stellen, welche von den vielen Gebieten der Wissenschaften dabei berücksichtigt werden sollten; denn eine Ausdehnung, welche den Kriegsschulen eine ähnliche Vielseitigkeit gäbe wie den Universitäten, wäre — auch abgesehen von den Kosten — unmöglich. Die Vielseitigkeit der durch die Universitäten gebotenen Bildungs-Gelegenheiten ist nur neben der Freiwilligkeit ihrer Benutzung und neben der akademischen Ungebundenheit der Benutzer denkbar; beide sind mit den Grundbedingungen einer militärischen Bildungs-Anstalt unvereinbar. Es hat auch noch keiner der Kulturstaaten aus gutem Grunde den Versuch gemacht, seine militärischen Bildungs-Anstalten nach dem Muster der Universitäten einzurichten. Durch diese Verhältnisse ist der junge Offizier gegenüber vielen seiner gesellschaftlichen Standesgenossen im bürgerlichen Stande in Beziehung auf die Erlangung einer den heutigen Anforderungen entsprechenden allgemein-wissenschaftlichen Bildung allerdings in eine ungünstigere Lage versetzt: es fehlt ihm zu seiner späteren Fortbildung auf vielen nicht militärischen Gebieten des Wissens an einer angemessenen Grundlage, er ist für die Erwerbung derselben ganz auf sich selbst angewiesen und findet dabei auch in seinem Berufe und in seiner späteren Fachthätigkeit nicht nur wenig Unterstützung, sondern sogar mancherlei Hemmnisse. —

Die Thätigkeit des Offiziers ist überall, wo die Militär-Organisation auf allgemeiner Wehrpflicht basiert, eine wesentlich erzieherische. Jahraus, jahrein hat der Offizier die neu eintretenden jungen Leute für den Kriegsberuf auszubilden. Die Art der ihm obliegenden Erziehung ist aber eine ganz andere wie diejenige des Schullehrers. Der soldatische Beruf erfordert zwar — wie jeder

andere — als notwendige Grundlage eine Portion Wissen, das Haupterfordernis in demselben ist aber das Können; der Offizier muß vor allen Dingen selbst nicht nur „wissen,“ sondern „können“, und zwar nicht nur „können“ im Sinne der gewöhnlichen Funktionen des Lehrers, des Richters oder des Verwaltungsbeamten, sondern „können“ in der Bedeutung von „handeln.“ Dies „können“ erfordert mehr die Entwickelung von physischen und von Charaktereigenschaften als diejenige der reinen intellektuellen Funktionen der Individuen; seine Ausübung bietet daher an sich auch wenig Anregung zur Beschäftigung mit solchen nichtmilitärischen Wissenschaften, welche eine unmittelbare Verwertung des dabei Erlernten für den militärischen Lebensberuf nicht in Aussicht stellen, und zu dieser Kategorie gehört ein großer Teil der Wissensgebiete, deren Kenntnis heute von den gebildeten Menschen verlangt wird. —

Zu diesen ungünstigen Verhältnissen kommt noch der Einfluß der gewöhnlichsten Art der Friedens-Thätigkeit des Offiziers. Wenn der Beamte oder Geschäftsmann geistig ermüdet aus seinem Bureau kommt, so genügt ein Spaziergang, um ihn zu erfrischen, und er wird alsbald wieder im stande sein sich der Lektüre eines wissenschaftlichen Aufsatzes zu widmen, der ihn auf ein ganz anderes Gebiet führt als seine gewöhnliche Berufs-Thätigkeit, und der ihm daher zugleich den erfrischenden Reiz eines Wechsels in der geistigen Beschäftigung gewährt. — Der Dienst des Offiziers dagegen ruft nicht nur eine mit jeder nicht ganz mechanischen Thätigkeit verbundene geistige Abspannung, sondern auch eine körperliche Ermüdung hervor. Wer aus unsern gebildeten Kreisen als Reserve- oder Landwehr-Offizier auf längere Zeit zu einem Truppenteil zur Dienstleistung einberufen gewesen ist, der wird zu beurteilen wissen, was es heißt, nach mehrstündigem Exerzieren, Felddienstüben oder Manöverieren, heute bei brennendem Sonnenschein, morgen vielleicht bei Sturm und Regen, abgemattet, beschmutzt und je nachdem durchschwitzt oder durchnäßt nach Hause zu kommen, und der wird es auch begreiflich finden, wenn der junge Offizier alsdann nicht Lust hat ein wissenschaftliches Buch vorzunehmen, es vielmehr vorzieht die Erholung bei der Lektüre irgend eines interessanten Romanes oder im Kreise von Kameraden und Bekannten bei oberflächlichen Gesprächen zu suchen. Die beträchtliche Zahl derer freilich, welche die Thätigkeit des Offiziers nur von dem gelegentlichen Zuschauen einer die Straßen der Stadt mit Musik durchmarschierenden Truppe kennen und diese Thätigkeit danach als eine ganz mechanische betrachten, die sie selbst auch jeden Augenblick übernehmen könnten, werden vielleicht anders über die Sache urteilen, es sich aber gefallen lassen müssen, daß der Sachkundige ihr Urteil für ein unbegründetes hält. Der Friedensdienst des Offiziers ist während des größten Teiles des Jahres ein körperlich und geistig recht anstrengender; das darf bei der Beurteilung der wissenschaftlichen Leistungen des einzelnen nicht unbeachtet bleiben.

Endlich ist auch noch ein Punkt zu erwähnen, der hemmend auf die allgemeine wissenschaftliche Fortbildung namentlich des jüngeren Offiziers einwirkt. Mit dem Eintritt in den Offizierstand beginnt für den jungen Soldaten eine Zeit

verhältnismäßiger Freiheit, die ziemlich stark von dem bis dahin erduldeten äußeren Zwange absticht; trotz der Zeiten sehr angestrengten Dienstes bleiben ihm Tages- und insbesondere Abendstunden genug, über welche er frei verfügen kann. Es ist von dem jungen Offizier nicht zu verlangen, daß er gänzlich frei bleiben soll von dem Drange nach Lebensgenuß, der nicht nur heute sondern von jeher die große Masse der Menschen beherrscht, und dem der Student während des akademischen Lebens im reichsten Maße nachzugehen pflegt; auch der junge Offizier empfindet das Bedürfnis, einen Teil der überschüssigen Jugendkraft auszutoben, und wenn ihm dabei seine Lebensstellung mancherlei Schranken auferlegt, welche junge Leute in anderen Berufs-Zweigen nicht kennen oder nicht zu beachten brauchen, so wird bei ihm die Expansionskraft um so länger anhalten und um so später erschöpft sein. Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, die dem jungen Offizier meist eine bevorzugte Stellung einräumen, tragen dazu bei, die Neigung zum Lebensgenuß zu fördern, und man kann es unter allen diesen Verhältnissen den jungen Offizieren nicht übelnehmen, wenn viele unter ihnen in den dienstfreien Stunden mehr an ihre Vergnügungen als an ernste Studien denken. —

Es sind dies aber eben nicht alle, sondern nur viele. In jedem Truppenteil wird sich eine Anzahl von Offizieren finden, welche — von vornherein einer ernsten Richtung zugeneigt — sich an dem heiteren Lebensgenuß ihrer Kameraden kaum beteiligen und ihre freie Zeit vielfach mit lehrreicher Lektüre ausfüllen. Dieser Teil der Offiziere tritt meist weniger an die Öffentlichkeit und bleibt daher dem großen Publikum fremd, welches in der Regel geneigt sein wird, sein Urteil über den ganzen Stand nach einzelnen, den äußeren Lebensgenuß bis zum Übermaß auskostenden Repräsentanten zu bilden, wie es deren in jedem Stande giebt. — Wer einen Einblick in das innere Leben eines Offizier-Korps, — welches infolge der Standes-Eigentümlichkeit und des Geistes der Kameradschaft dem großen Publikum verschlossen bleibt — thun kann, wer sich eingehender mit unserer sehr reichhaltigen Militär-Litteratur beschäftigt, wird wahrscheinlich ein ganz anderes Urteil über den Grad allgemeiner wissenschaftlicher Bildung unserer Offiziere gewinnen als derjenige, welcher letztere nur aus dem Wein- und Bier-Lokale oder aus dem Gesellschafts-Salon kennt. —

Mit diesen Ausführungen soll indessen nicht behauptet werden, daß eine Steigerung der allgemein wissenschaftlichen Bildung überflüssig sei. Die Ansprüche in dieser Beziehung in denjenigen sozialen Schichten, welche berechtigt sein wollen sich die „Gebildeten“ zu nennen, mehren sich — wie schon wiederholt erwähnt — von Jahr zu Jahr; alle wissenschaftlichen Gebiete schreiten in unserem Zeitalter mit einer Schnelligkeit fort und gewinnen derart an Umfang, daß es für jeden, der nicht spezifischer Fachmann ist, mit jedem Jahre schwieriger wird, darin orientiert zu bleiben. Und doch wird solches von dem gebildeten Manne verlangt, und der Offizier kann sich der Erfüllung dieser Bedingung auf die Dauer nicht entziehen, wenn er die bevorzugte gesellschaftliche Stellung, welche er traditionell bei uns einnimmt, behaupten will. Der Betrieb von Nebenstudien ist auch keineswegs so nutzlos für den eigentlichen Lebensberuf, als es auf den ersten Blick

scheinen mag; er bildet Geist und Verstand und seine Resultate kommen daher indirekt auch dem eigentlichen Lebensberuf zu gut. —

Es ist freilich oben auseinandergesetzt worden, daß solcher Betrieb von Nebenstudien dem Offizier durch die Verhältnisse nicht erleichtert wird; dennoch wird es fast nirgend an kleinen Anregungen dazu fehlen, und dieselben lassen sich vielleicht ohne Schwierigkeit noch vermehren. —

Die erste und bedeutendste Anregung könnte der Besuch der Kriegsakademie in Berlin bieten, die in ihrer großartigen Organisation Gelegenheit zur Fortbildung auf fast allen Gebieten des Wissens gewährt. Aber dieser Besuch erfordert das längere Ausscheiden der betreffenden Offiziere aus dem praktischen Dienst und kann daher — da wir keinen Überfluß an dienstthuenden Offizieren haben — nur ein beschränkter sein, sodaß die große Masse der Offiziere davon direkt keinen Nutzen hat; diese sind auf die ihnen innerhalb ihrer Garnison zur Verfügung stehenden Bildungsmittel angewiesen, und da sind die Offiziere in großen Garnisonen ungleich günstiger gestellt als diejenigen in den kleinen Garnisonen. Welche Bildungsmittel bieten sich z. B. den wenigen Offizieren einer Kavallerie-Schwadron in einer kleinen Ackerstadt, wie wir deren noch mehrere als Garnisonen haben? — Es liegt in der Absicht, diese kleinen Garnisonen — soweit es die Landesinterressen irgend zulassen — schon aus Gründen der militärischen Ausbildung allmählich aufzugeben; mit der Durchführung dieser Maßregel wird der wissenschaftlichen Fortbildung der Offiziere zugleich ein wesentlicher Dienst geleistet sein. — Viele Truppenteile haben für ihre Offizierkorps einen Lesezirkel eingerichtet, in welchem nicht nur militärische, sondern auch belletristische und wissenschaftliche Zeitschriften gehalten werden. Es wäre zu wünschen, daß solchen Einrichtungen die größtmögliche Ausdehnung gegeben und die Zahl der wissenschaftlichen Blätter in zweckmäßiger Auswahl vermehrt würde. Es sind hierbei zunächst wiederum die größeren Garnisonen im Vorteil, insofern sie bei zahlreichen Theilnehmern, event. durch Vereinigung der Offizierkorps verschiedener Truppenteile, mit größeren Mitteln arbeiten und dadurch leistungsfähige Lesezirkel schaffen können, daher darauf Bedacht genommen werden müßte, den wenigen Offizieren ganz kleiner Garnisonen den Anschluß an nahegelegene größere Garnisonen zu gewähren. —

Man wird einwenden, daß lediglich die Lektüre der neueren wissenschaftlichen Journale, welche für das große Publikum bestimmt sind und dasselbe vorzugsweise auch unterhalten sollen, eine wirkliche wissenschaftliche Bildung nicht giebt, sondern nur jene Oberflächlichkeit, über welche heute in Gelehrtenkreisen so oft gespottet wird. Aber eine ganz allgemeine gründliche wissenschaftliche Bildung kann von jemand, der schon durch ein spezielles Berufsstudium in Anspruch genommen wird, heute auch unmöglich verlangt werden; die große Masse der gebildeten Menschen muß sich damit begnügen, eine oberflächliche Kenntnis von dem Stande des Wissens auf allen Gebieten zu erlangen, wobei es dem Einzelnen unbenommen bleibt, je nach seinen Interessen hier und da durch weiteres Studium

tiefer einzudringen. Ein Mehreres wird man billigerweise auch von den Offizieren nicht verlangen dürfen. —

Noch wirksamer als die Lesezirkel könnten für den vorliegenden Zweck die Vorlesungen werden, welche während der Wintermonate in den Offizierkorps veranstaltet zu werden pflegen. Diese Vorlesungen haben zwar zunächst den Zweck, im Verein mit den seitens der Kommandeure den einzelnen Offizieren zur eigenen Bearbeitung gestellten Aufgaben die militärische Fortbildung zu fördern; sie könnten aber bei geringer Vermehrung ihrer Anzahl auch für eine allgemeine wissenschaftliche Fortbildung höchst förderlich sein. Schon in den meisten Offizierkorps werden sich einzelne Mitglieder finden, welche durch Privatstudien oder durch erfolgreichen Besuch der Kriegsakademie befähigt sind, einen populären Vortrag auf irgend einem nicht militärischen Gebiete aus einem der vielen Zweige der Naturwissenschaften, über Kunst, über Litteratur oder dergleichen zu halten; in Ermangelung eines qualifizierten Offiziers wird es einem umsichtigen Kommandeur nicht schwer fallen, auch in der kleinsten Garnison einen Lehrer oder einen Geistlichen oder sonst eine mit geeigneter Fachbildung ausgerüstete Persönlichkeit zu finden, die bereit wäre im Laufe des Winters im Offizierkreise einzelne derartige Vorträge zu halten, die den Beteiligten nicht nur von Nutzen sein könnten, sondern in den weitaus meisten Fällen auch mit Interesse und Dank entgegengenommen werden dürften.

Ähnliche Einrichtungen bestehen wohl schon in einzelnen wenigen Garnisonen; ihrer Verallgemeinerung mag oft ein gewisses Widerstreben hinderlich sein, in den intimen Verkehr des Offizierkorps fremde Elemente einzuführen, deren ganze soziale, politische und religiöse Anschauungen vielleicht mit dem ritterlichen und streng loyalen Geiste eines Offizierskorps nicht recht verträglich sind; und an solchen Elementen pflegt es gerade in den sogenannten gelehrten Kreisen nicht zu fehlen.

Ähnliche Bedenken mögen die Veranlassung sein, wenn die Beteiligung der Offiziere an den heute in fast allen mittleren und größeren Orten bestehenden wissenschaftlichen Vereinen und deren Vorträgen nicht immer eine sehr rege ist. —

Diese Bedenken sind nicht zu unterschätzen; die materialistische Zeitrichtung und Weltanschauung, welche heute einen sehr großen Teil unserer gebildeten Welt beherrscht, ist absolut unverträglich mit dem Geiste, der in einem Offizierkorps leben soll, und die Berührung mit demselben könnte für den jungen, in seinen Grundsätzen und Ansichten noch nicht hinlänglich gefesteten Offizier mindestens eine Quelle innerer Zweifel und damit einer Unsicherheit werden, welche auf seine ganze Zukunft störend einwirkt. —

Es erfordern diese Bedenken in jedem Falle einen hohen Grad von Umsicht und Takt auf Seiten eines Kommandeurs, um das ihm unterstellte Offizierkorps und namentlich den jüngeren Teil desselben auf der einen Seite vor schädlichen Einflüssen zu bewahren und ihnen auf der andern Seite doch alle erreichbaren Hülfsmittel zu verschaffen, um sich dauernd auf derjenigen Höhe allgemeiner wissenschaftlicher Bildung zu erhalten, welche seine soziale Stellung heute erfordert. —

Friedrich Vischer über sein Faustbuch und „Auch Einer".

Erinnerungen
von
J. G. Fischer.

Es kann sich im Nachfolgenden bloß um ein paar aphoristische Aufzeichnungen handeln, die ich auf den Wunsch des Herausgebers dieser Blätter hier veröffentliche.

Vischer hat mir die allermeisten seiner Schriften, wenigstens die späteren, zum Geschenke gemacht, und ich habe fast über alle derselben geschrieben, fast über alle ohne Nennung meines Namens. Einmal war es eine öffentliche Rede, bei der mein Name genannt werden mußte, und die sich auf sein Faustbuch, seine Stellung zum Faust überhaupt bezog, und auf deren Veröffentlichung der unten mitzuteilende Brief Vischers sich bezieht.

Ich hatte in dieser Rede seine großen Verdienste um Aufhellung des tiefsinnigen Werkes zu rühmen, ihm auch entschieden zuzustimmen, wenn er gegen Einwände anderer den Faust im umfassendsten Sinne des Wortes als „Menschheitsrepräsentanten" bezeichnet. Ich mußte ihm zustimmen in seinem Urteil über den zweiten Teil Faust und dessen organische Unmöglichkeiten, und ich that dies noch bei der Feier seines 80jährigen Jubiläums am 30. Juni 1887, wenn ich ihn im zweiten Teil meiner damaligen Verse sagen lasse:

Wie oft rief ich dem Faust gut Heil,
Hier ist dein Meisterbrief!
Jedoch, ihr Herrn, der zweite Teil,
Der zweite, der ist schief;
Vergebt, ihr Herren lobesan,
Ich bin ja schier verhopft,[1])
Er ist, wie wenn man Baldrian
Auf Eichenrinde pfropft.
Doch wär' ich herzlich gern dabei,
Vielleicht ihr stimmet ein:
Der zweite Teil soll Hoflakai,
Der erste König sein!

Nur in einem Punkt vermochte ich der Ansicht des berühmten Kritikers und Ästhetikers nicht beizutreten. Er hat an die Möglichkeit eines vollbefriedigenden Faustabschlusses geglaubt und ihn in der Versetzung Fausts auf die handelnde politische Weltbühne gedacht. Diesem Gedanken mußte ich widersprechen.

Vischer hat schon vor vielen Jahren eine sehr humoristische Episode zum Faust gedichtet, worin er die verführende Macht des Mephistopheles dadurch lahm legt, daß er den Teufel unter dem Kommando Friedrichs des Großen so lange mit dem Schürhaken exerzieren läßt, bis ihm die Kraft aus Mark und Lende schwindet.

[1]) Verhopfen bedeutet in Schwaben so viel als aus der Fassung kommen unddadurch zapplig werden.

So ergötzlich nun diese Episode sich liest, und so erhebend es wäre, Faust auf der Bahn politischer Großthat zu begegnen, für so unmöglich muß ich halten, einen so universell wollenden Geist, der „vom Himmel die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust fordert," der mit einem Wort in jedem Ideal das Ideal und seine absolute Erfüllung will, in der Erfüllung aber wieder das ganze ungebrochene Ideal zurückfordert, um das Vollkommene zu haben, das es nicht giebt, durch irgend welchen Erfolg, auch den größten politischen nicht ausgenommen, befriedigt zu sehen. Eben darum, ist meine Ansicht, muß die Perspektive der Faustentwickelung ins Unendliche offen bleiben, wie die Perspektive der ganzen Menschheitsentwickelung auch und wie sie am Schluß des ersten Teils Faust, der ihr Repräsentant ist, offen bleibt.

Auf die erwähnte Rede nun bezieht sich Vischers Brief an mich vom 25. April 1877. Er heißt:

„Etwas verspätet durch mancherlei ältere Briefschulden sage ich Ihnen meinen besten Dank für die gütige Übersendung Ihrer Rede, und noch einmal für den freundlichen Sinn, in welchem Sie meiner Bemühungen, meines wenig glückhaften Buches (des Faustbuches) gedenken. Sie haben mit Spannkraft die schwere Aufgabe gelöst, so tiefen, so weitreichenden Inhalt in den Umfang einer Rede zu pressen; über einen Punkt möchte ich wohl einmal mit Ihnen reden: die Möglichkeit eines Schlusses und die Zulässigkeit des Symbols zu diesem Zweck. Für einen Brief ist die Frage zu schwerlötig.

Mit freundlichem Gruß und altbekannter Hochachtung

Ihr ergebener

Fr. Vischer.

Die oben berührte Unterredung kam nicht zu stande trotz mannigfacher geselliger Begegnungen; vielleicht war hinderliche Mischung der Gesellschaft daran schuld; jedenfalls meinte ich aus Bescheidenheit, eine bezügliche Anknüpfung nicht hervorrufen zu sollen.

Ein paar andere Briefe Vischers bezogen sich auf Fragen der Herausgabe des litteratischen Nachlasses von Friedrich Notter. Die Herausgabe ist teilweise erfolgt („Gott und Seele"); das übrige: Poesie, ist noch in Ruhe des Manuskripts, und die darüber gepflogenen Äußerungen würden nicht hierher gehören.

Aber Vischers Äußerungen an mich über sein Buch „Auch Einer" mögen für das Buch wie für seines Verfassers Urteil über dasselbe mitteilungswert genug erscheinen.

Ich hatte ihm folgende Verse zugesandt:

Menschen.
(nachdem ich Fr. Vischers „Auch Einer" gelesen.)

So treten sie nur in die Welt,
Das Auge so nach oben,
Der Stirne lichtbeglänztes Zelt
Von Ätherduft umwoben,
Die Lippe redend aufgethan,
Des Wohllauts mächtiges Organ,
Vom Geist emporgehoben.

Ein Unmann, der in solchem Leib
Niemals den Gott erkannte,
Nie für ein Heiligtum im Weib
Mit ganzer Seele brannte,
Sie niemals, wenn er sie umschloß
Und ihr die Seele überfloß,
Der Erde Himmel nannte.

Ein Unweib, das vor solchem Mann
Die Stirne nicht mag senken,
Den Gott in ihm nicht finden kann
Und nur sich selber denken;
Du sollst, gebannt an Seel und Leib,
Der Erde, du entreiztes Weib,
Niemals ein Leben schenken!

Ich mußte diese Strophen zitieren, damit die Erklärung des nachfolgenden Briefes daraus sich ergebe. Der Gedanke des unfruchtbaren Weibes ist ja nicht nur bei Shakespeare im Macbeth und Lear vorhanden; in meiner schwäbischen Heimat habe ich die Verwünschung unweiblicher Weiber dutzendmal so aussprechen hören mitten aus dem Schoße des Volkes: „Wenn nur die kein Kind kriegt!"

Vischers Brief aber auf meine Verse lautet also:

Verehrter Herr Doktor!

„Im vielerlei der Tage spreche ich Ihnen herzlichen Dank für die vertraute Mitteilung Ihrer Verse aus. Von den zwei ersten darf ich nur einen kleinen Teil des Inhalts für mich einheimsen; erkennt man nur in einigen Partien meines Buches das Spezifische der Dichtung und im ganzen mehr Plan und Führung als die meisten bisherigen Kritiker, so bin ich zufrieden. Im dritten hat der Schluß mich gleich an Lears Fluch auf Goneril erinnert; das Zusammentreffen giebt Beweis, wie menschlich notwendig der Abscheu gegen dämonisch-egoistische Weiber sich im Gedanken ausspricht, daß die Natur ihre Entheiligung in ihnen bestrafen soll. Aus dem Feuer dieses Abscheus darf ich wohl schließen, daß es mir gelungen ist, dieser aus vereinzelten, disparaten Elementen der Lebensbeobachtung zusammengeschweißten Figur wirkliches poetisches Leben zu geben. Über Cordelia vernahm ich da und dort, sie sei traumartig unbestimmt geblieben, und bin mir selbst nicht ganz klar, ob ich berechtigt bin, darauf zu antworten, es sei besser so, denn hierdurch sei ihr ein gewisser mystischer (doch aber mehr als symbolischer) Charakter, der ihr nach meinem Gefühl ansteht, auch durchgängig erhalten worden. Wenn ich mich besinne, wo und wie ich einige Kleinzüge einflechten könnte, ihr mehr Realität zu geben, so fürchte ich allemal, nur daran zu verderben.

In bekannter Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebener

Stuttgart, 7. Januar 1879. Fr. Vischer.

Nachschrift. Ich muß doch den Anlaß benützen, hier noch einen Punkt zur Sprache zu bringen, worin mir von einem der Kritiker (Nerrlich in Berlin) ein

Vorhalt gemacht wird. Er meint, die Erlebnisse A. E.'s in Norwegen u. s. w. sollten nicht in Tagebuchform nachgeholt, sondern in einfachem Zeitfortschritt mit allem Übrigen erzählt sein. Ich wollte aber direkt in eine Feuerseele hineinsehen lassen, ich wollte ihren Atem vernehmen. Darin hege ich keinen Zweifel: Dies Bild der Leidenschaft ist mir nicht schlecht gelungen, dazu brauchte ich die abgebrochene, pulsierende, schnaubende und wieder stockende bis hauchende Selbstrede. Dies jedenfalls, diese monologische Form ist nicht Wahl aus Mangel an Können, sondern richtig kennend und könnend gewählt." —

Der weitere Brief Vischers über „A. E." bezieht sich auf die von mir stammende Anzeige des Buches im württembergischen Staatsanzeiger, worin ich nebendem, daß ich aussprach, man hätte dem Verfasser gern einige „Flocken" (ich dachte dabei an den argen „Pfnüssel" bei der Suppe u. a.) erlassen, nachdrücklich den Gedanken verfolgte, das Buch atme starkes, organisches, einheitliches Leben, bezeuge auch oft große plastische Darstellungsgabe, wie in der prächtigen Szene zwischen dem Steinschleifer und Jäger im Kampf mit dem Auerochsen.

Vischers Brief auf diesen meinen Artikel lautet wie folgt:

Verehrter Herr Professor!

„Ihre Anzeige hat mir gründlich wohlgethan: Die erste, die in die Tiefe geht, vom Standpunkte der Idee beschaut, und dies mit Nerv, Seele, Feuer. Ich hatte mich über die teils erbärmlichen, teils matt billigenden Beurteilungen doch recht geärgert; ich erfuhr an mir, daß man gegen Mißhandlung eines poetischen Produkts doch empfindlicher ist als gegen Angriffe auf mehr oder minder wissenschaftliche Produkte. Diese sagen ihre Gründe, und der Autor kann für sie weiter kämpfen; poetische Komposition verschweigt ihre Gründe, und der Urheber kann sich ihrer, kann sich des still und warm Gepflegten nicht selbst annehmen, wenn die Leute wie mit Spüllumpen darüber herfahren. Sie nehmen sich mit einem großen, festen Griff des verkannten Kindes an und heben es hinauf in das Licht des hindurchgehenden Grundgefühls: Durchläuterung, wodurch auch die barocken, ja peinlichen Züge in die das Einzelne dämpfende Gesamtbeleuchtung gerückt werden. Die andern sind fast durchweg am Einzelnen hängen geblieben. — Lassen Sie uns einmal eingänglich über das Opus sprechen, namentlich über das poetische Spiel der Scheidung und des Zusammenrinnens zwischen Autor und A. E. Jener hält sich diesen vom Leibe, stellt ihn unter sich, macht ihn toller, schuldiger, muß ihn aber nur um so mehr auch über sich stellen, ihm Eigenschaften leihen, die Selbstlob wären, wenn er sich nur so ohne weiteres mit ihm identisch setzte. Immer jedoch spürt man an der Teilnahme, daß die zwei Kerle doch ein Kerl sind. Ob es mir so gelungen ist, Subjektivität und Objektivität gut poetisch zu vereinigen, wage ich nicht zu entscheiden. Man merkt z. B., daß ich dem A. E. in seiner Wut auf den Katarrh recht gebe. Ich habe mir diesen Punkt oft überlegt, immer aber gab den Ausschlag der Gedanke, ich habe aber eben Recht, es ist eben wahr, daß dieses Übel das einzige ist, als ein Symbol alle sogenannten kleinen Übel in sich zu befassen, für sie zu fungieren, weil es nicht nur physisch lästig ist, bei andern ekelhaft macht, sondern zugleich das Gehirn verdumpft und man dabei doch nicht krank sein darf.

Und so wird es überhaupt ein Symbol für die schwere Erdbelastung des Menschen, in welcher schließlich auch die Wurzel seiner dunkeln Leidenschaften und Verschuldungen liegt.

Sie sind der erste, der alles dies erkannt und die Frage, wie ich zwischen Objektiv und Subjektiv durchkomme, freundlich zu meinen Gunsten entschieden hat.

Dann kommt die Frage: „Habe ich zu schauen gegeben?“ Und die andere: „Habe ich zu bewegen vermocht? Ich glaube: wenigstens in manchen Stellen und sehe mit Freuden, daß Sie dies bejahen. An diese Fragen haben die andern Beurteiler nicht oder kaum nebenher gedacht.

Wissen Sie, woran ich Ihre Hand zunächst erraten habe? Als ich das Gewittergedicht aufnahm, dachte ich: Das, meine ich, muß dem J. G. Fischer gefallen. Und nun fand ich es erwähnt.

Herzlich grüßt Sie im Namen des aus der Taufe gehobenen Kindes

Stuttgart, 10. Dezember 1878. Der dankbare Vater.“

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kulturgeschichte.

Die Tanzwut im Mittelalter.

Beobachtung ist die Mutter der Vergleichung, gleiche Erscheinungen, selbst bei den verschiedenartigsten Völkern, lassen sich auf gleiche Ursachen zurückführen. Wenn die Schrecken des schwarzen Todes, verbunden mit Gesetzlosigkeit und allgemeiner Unsicherheit, die mächtigen Ursachen waren, welche bei den Italienern und Deutschen zugleich die Geißelfahrten hervorriefen, so kann es kaum überraschen, wenn wir, gleichsam als Nachhall jener furchtbaren Ereignisse, eine beiden Nationen gemeinsame Volkskrankheit, die Tanzwut, ausbrechen sehen.

In Deutschland verbreitete sich dieselbe 1374; indes war sie schon früher eine bekannte Erscheinung, von der sich viele Wundergeschichten von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten. So sollen im Jahre 1237 in Erfurt über hundert Kinder von dieser Krankheit plötzlich befallen worden sein und den Weg nach Arnstadt tanzend und springend zurückgelegt haben. Hier angelangt, fielen sie erschöpft zu Boden. Nachdem sie von ihren Eltern zurückgeholt waren, starben viele von ihnen, während die übrigen bis zu ihrem Tode mit einem anhaltenden Zittern behaftet blieben. — Einen anderen Vorfall erzählte man sich von zweihundert Tänzern auf einer Brücke in Utrecht. Dieselben wollten nicht eher zu tanzen aufhören, als bis ein Priester den Leib Christi zu einem Kranken vorbeitrüge; aber die Brücke brach und alle ertranken wie zur Strafe ihres Frevels. — Ähnliches war im Jahre 1021 bei der Klosterkirche von Kolbig unweit Bernburg vorgefallen. Nach einer oft wiederholten Sage sollen hier in der Christnacht achtzehn Landleute durch Tanzen

und Lärmen auf dem Kirchhofe den Gottesdienst gestört haben und dafür vom Priester Ruprecht mit dem Fluche beladen worden sein, ein ganzes Jahrlang unablässig zu tanzen und zu schreien. Diese Verwünschung sei denn auch vollständig in Erfüllung gegangen. Die Unglücklichen wären durch das Tanzen in einem bestimmten Kreise bis an die Kniee in die Erde gesunken, aber endlich durch die Fürbitte zweier frommen Bischöfe erlöst worden, nachdem sie in der ganzen Zeit keine Nahrung genossen hätten. Hierauf wären sie in einen dreitägigen tiefen Schlaf verfallen; vier von ihnen seien gestorben, die übrigen aber hätten zeitlebens ein Zittern der Glieder zurückbehalten. Der genannte Priester ist derselbe, der noch heute als Knecht Ruprecht im Andenken der Kinder fortlebt.

Was an dieser wundersamen Geschichte wahr und was Zusatz frömmelnder Priester sein mag, ist nicht zu ermitteln; genug, sie wurde im ganzen Mittel-Alter geglaubt und mit Erstauen und Grauen wiedererzählt. Argen Feinden und Widersachern wünschte man die Tanzplage in dem längst verschollenen Sprichworte an: „Daß dich Sankt Veitstanz ankomme!" -- Man glaubte, weil der Ausbruch an dem Tage St. Viti stattfand, daß auch dieser Patron durch seine Fürbitte das Unheil wieder abstellen könne, und wallfahrtete zu den Vitus-Kapellen. Hier scheint auch eine Beziehung zwischen Vitus und Vita (nämlich aeterna) Platz gegriffen zu haben. In Italien zeigt sich der St. Veitstanz als Tarantismus, Taranteltanz, gegen welchen eine besondere Melodie — Tarantella — sich als heilkräftig erwiesen haben soll.

Jene Vorfälle waren unstreitig Vorläufer der eigentlichen Tanzwut. Mit dieser nun wollen wir uns hier etwas eingehender beschäftigen, da derartige Erscheinungen einen tiefen Blick in das geistige Wesen der menschlichen Gesellschaft gewähren. Sie gehören der Geschichte an und wecken so eine sehr verwundbare Stelle des Menschen, den Trieb der Nachahmung, und stehen daher in sehr naher Beziehung zum menschlichen Gesamtleben.

Noch waren diese Nachwehen des schwarzen Todes nicht verwunden und die Gräber so vieler Millionen kaum eingesunken, als in Deutschland ein seltsamer Wahn die Gemüter ergriff und, der göttlichen Natur des Menschen Hohn sprechend, Leib und Seele in den Zauberkreis höllischen Aberglaubens fortriß. Es war eine Verzückung, welche den Körper wunderbar durchraste und länger als zweihundert Jahre das Staunen der Zeitgenossen erregte, seitdem aber nicht wieder erschienen ist. Man nannte sie den Tanz des heiligen Johannes oder des heiligen Veit, bacchantischer Sprünge wegen, mit denen die Kranken, im wilden Reigen schreiend und wutschäumend, sich wie Besessene geberdeten. Durch den Anblick der Leidenden verbreitete sie sich wie eine dämonische Volkskranheit über ganz Deutschland.

Schon im Jahre 1374 kamen in Aachen Scharen von Männern und Frauen an, die, vereint durch gemeinsamen Wahn, in den Straßen und in den Kirchen dem Volke dies sonderbare Schauspiel gewährten. Hand in Hand schlossen sie Kreise und ihrer Sinne anscheinend nicht mächtig tanzten sie stundenlang in wilder Raserei, ohne Scheu vor den Umstehenden, bis sie erschöpft niederfielen.

Sie klagten dann über große Beklemmung und ächzten, als stände ihnen der Tod bevor, bis man ihnen den Unterleib mit Tüchern fest zusammenschnürte. Sie erholten sich hierauf, bis ein zweiter Anfall eintrat. Diese Einschnürung geschah wegen der Trommelsucht, welche sich nach dem krampfhaften Toben einstellte; oft half man aber noch kunstloser mit Faustschlägen und Fußtritten auf den Unterleib. Während dieser Anfälle hatten sie Erscheinungen, sie sahen nicht, hörten nicht, ihre Phantasie gaukelte ihnen Geister vor, deren Namen sie hervorstöhnten; späterhin sagten einige aus, es wäre ihnen vorgekommen, als seien sie in einen Strom von Blut getaucht; deshalb hätten sie so hoch springen müssen. Andere sahen in ihrer Verzückung den Himmel offen, mit dem thronenden Heiland und der Mutter Gottes, wie denn der Glaube des Zeitalters sich in ihrer Phantasie wunderbar und mannigfach spiegelte.

Nach voller Entwickelung der Krankheit begannen die Anfälle mit fallsüchtigen Zuckungen. Die Behafteten fielen bewußtlos und schnaubend zu Boden, Schaum trat ihnen vor den Mund; dann sprangen sie auf und hoben ihren Tanz an mit unheimlichen Verzerrungen.

Nur wenige Monate bedurfte es, um diese dämonische Krankheit von Aachen aus, wo sie sich im Juli zeigte, über die benachbarten Niederlande zu verbreiten. In vielen belgischen Städten erschienen die Johannistänzer mit Kränzen im Haar, den Unterleib mit Tüchern umgürtet, damit ihnen sofort Erleichterung verschafft werden könne, wenn nach dem Rasen sich die Trommelsucht einstellte. Die Einschnürungen bewirkte man leicht durch das Umdrehen eines eingesteckten Stockes; viele zogen aber die Fußtritte und Faustschläge vor, wobei es an Hilfeleistungen nicht fehlte; denn wo dergleichen vorging, da lief das Volk scharenweise zusammen, um mit gierigen Blicken sich an dem grauenvollen Schauspiel zu weiden. Zuletzt erregte die anwachsende Menge der Behafteten nicht weniger Besorgnis als die Aufmerksamkeit, welche man ihnen schenkte. In Städten und Dörfern nahmen sie die Gotteshäuser ein, überall wurden ihretwegen Umzüge veranstaltet, Messen gelesen und kirchliche Gesänge angestimmt; überall Verwunderung und Entsetzen über die Krankheit, deren teuflischen Ursprung niemand bezweifelte. Die Priester nahmen daher ihre Zuflucht zu Beschwörungen und suchten dem Übel, das ihnen gefährlich zu werden drohte, mit all' ihrer Macht zu steuern. Denn oft stießen die Besessenen, in Scharen vereint, Verwünschungen gegen sie aus und wollten sie töten. Auch ließen sich geistliche und weltliche Regierungen so von ihnen einschüchtern, daß sie z. B. eine eigene Verordnung gaben, keine anderen als stumpfe Schuhe anzufertigen, weil die Besessenen einen krankhaften Widerwillen gegen die Schuhschnäbel kund gegeben hatten, welche bald nach dem großen Sterben (1350) in die Mode gekommen waren. Noch mehr wurden die Kranken durch den Anblick der roten Farben aufgeregt: auch den Anblick von Weinenden konnten sie nicht ertragen.

Da die Geistlichen glaubten, die Behafteten wären vom Teufel besessen, so eilten sie mit der Beschwörung, damit das Übel sich nicht unter die höheren Stände verbreitete; denn bis jetzt waren fast nur Arme ergriffen worden, und

die wenigen Wohlhabenden und Mönche, die man unter ihnen sah, gehörten zu denen, deren Leichtfertigkeit dem Reiz der Neuheit nicht zu widerstehen vermochte, sollte diese auch von dämonischem Schwindel ausgehen. Als Beschwörungsformel diente gewöhnlich der Anfang des Evangeliums Johannis. Doch war das Übel zu tief gewurzelt, um so leichten Angriffen zu weichen.

In Köln und Aachen stieg die Zahl der Besessenen auf mehr als fünfhundert. Landleute verließen den Pflug, Handwerker die Werkstätte, Hausfrauen den Herd, um sich dem wilden Reigen anzuschließen. Viele Bettler, von Laster und Elend gedrückt, benutzten die neue Krankheit zu willkommenem, kurzweiligem Erwerb. Scharen versunkener Müßiggänger, welche die Geberden und Zuckungen der Kranken trefflich nachzuahmen verstanden, zogen, Unterhalt und Abenteuer suchend, von Ort zu Ort und verbreiteten das widrige Krampfübel wie eine Seuche; denn bei Krankheiten dieser Art werden Empfängliche ebenso leicht von dem Schein wie von der Wirklichkeit ergriffen. Zuletzt verjagte man diese unheilvollen Gäste, die den Beschwörungen der Priester wie den Mitteln der Ärzte gleich unzugänglich waren.

Straßburg wurde von der Tanzplage im Jahre 1418 heimgesucht. Die Schwärme der Tanzenden zogen Tag und Nacht durch die Straßen, begleitet von aufspielenden Stadtpfeifern und zahllosen Neugierigen, denen sich bekümmerte Eltern und Verwandte anschlossen, um zu sehen, wie es den verwirrten Ihrigen erginge. Trug und Verworfenheit trieben auch in dieser Stadt ihr finsteres Spiel. Weiber sah man an geweihten und ungeweihten Stätten umherrasen, und es zeigte sich bald, welche Glut in ihnen gelöscht worden war. — Der Stadtrat nahm sich indes der Unglücklichen menschenfreundlich an. Man teilte sie in abgesonderte Haufen und gab ihnen verantwortliche Aufseher, damit ihnen kein Leides geschähe, vielleicht auch, um die Roheit unter ihnen zu zügeln. So wurden sie denn zu Fuß und zu Wagen zu den Kapellen des heiligen Veit nach Zabern und Motestein geleitet, wo ihrer Priester warteten. Nach vollbrachtem Gottesdienst führte man sie in feierlichem Umzuge um den Altar, ließ sie von ihrem Almosen ein Geringes opfern, und viele mögen durch Andacht und durch die Heiligkeit des Ortes von trostlosem Irrwahne genesen sein.

St. Veit war nämlich der Schutzheilige der Tanzsüchtigen geworden, weil die Legende ging, er habe vor seinem Märtyrertod Gott gebeten, er möge alle, die seinen Tag feiern würden, vor dem Tanze bewahren, worauf eine Stimme vom Himmel vernommen worden sei: „Vite, du bist erhöret." — Die Beziehung Johannes des Täufers zur Tanzwut ist eine ganz verschiedene. Ursprünglich war er durchaus nicht der Schutzheilige der Befallenen. In der Art seiner Verehrung liegt vielmehr ein wichtiger Grund der Entwickelung dieses Übels. Seit den ältesten Zeiten feierte man nämlich seinen Tag mit allerlei sonderbaren wilden Gebräuchen, deren ursprüngliche mystische Bedeutung bei einzelnen Völkern durch hinzugefügte heidnische Überbleibsel mannigfach entstellt wurde. So übertrugen die Deutschen das ihnen vom heiligen Bonifacius verbotene Anzünden der „Nodfyr" (Notfeuer), einen uralten heidnischen Gebrauch, auf die Feier des St. Johannis-

festes, und es hat sich noch bis auf diesen Tag der Glaube erhalten, daß Menschen und Tiere, die durch diese Flamme oder ihren Rauch hindurch sprängen, vor Fieber und anderen Krankheiten, wie durch eine Art von Feuertaufe ein ganzes Jahr lang gesichert würden. Ferner ergriff man brennende Fackeln und umging damit die Felder, in der Meinung, sie dadurch vor Schaden zu bewahren; auch drehte man ein Wagenrad, um damit die abwärts gehende Bewegung der Sonne vorzustellen.

Bei dieser heidnisch-christlichen Feier ging es nicht ab ohne bacchantische Tänze und ohne wilde Ausschweifungen der gereizten Einbildungskraft. Da nun die ersten Tänzer in Aachen mit dem Namen des heiligen Johannes im Munde erschienen, so liegt die Vermutung nahe, daß die wilde Feier des Johannistages im Jahre 1374 die Veranlassung zu der geistigen Seuche gegeben hat, die von da an so viele Tausende mit heilloser Verkehrtheit und widrigen Verzerrungen des Körpers heimsuchte.

Dies wird um so wahrscheinlicher, da einige Monate vorher die Rhein- und Maingegenden große Unglücksfälle erlitten hatten. Die Flüsse waren aus ihren Ufern getreten, die Mauern der Stadt Köln von der Rheinseite zusammengestürzt, und viele Ortschaften in das äußerste Elend geraten. Dazu kam noch die Unsicherheit des Eigentums und die freche Willkür, welche damals herrschten. Unter den davon Niedergebeugten waren aber auch noch viele, deren Gewissen von dem Bewußtsein begangener Greuel während der Pest und der Judenverfolgungen gefoltert wurde.

So wird es begreiflich, wie ihre Verzweiflung sich im Rausche einer hergebrachten Raserei Luft zu machen suchte. Daher kann man mit gutem Grunde annehmen, daß jene wilde Feier des Johannistages nur ein längst verbreitetes Übel zum Ausbruch gebracht hat.

Die Ärzte ließen sich anfänglich durchaus nicht auf die Behandlung der Tanzsüchtigen ein, die nach den herrschenden Begriffen allein den Dienern der Kirche zukam. Nur erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts unterwarf man den St. Veitstanz ärztlicher Untersuchung und benahm ihm seinen unheimlichen Schein. Paracelsus, der mächtige Reformator der Heilkunde, entzog die Krankheit dem Reiche der Wunder und der Heiligen und entwickelte ihre Ursachen aus seiner Kenntnis des menschlichen Körpers. Er sah darin eine Art Nervenübel, nicht unähnlich dem Lachkrampfe der Neueren. Der Veitstanz teilte sich durch Sympathie mit. Die Behandlung, welche Paracelsus vorschrieb, war dem Zeitalter angemessen. Gegen die eine Art der Tanzplage, die oft aus zornwütiger Aufregung entsprang, empfahl er ein geistiges Mittel, dessen Wirksamkeit bei Erwägung der damaligen Sinnesart nicht in Abrede zu stellen ist. Der Kranke sollte sein eigenes Bildnis anfertigen, von Wachs oder Erz, und in Gedanken alle seine Schwüre und Versündigungen in dasselbe versenken, „all sein Gemüt und Gedanken dieser Schwüre ohne Einfallung anderer Personen allein vollkommen in das Bild setzen," und wenn ihm dies gelungen, das Bild verbrennen, sodaß nichts davon übrig bliebe. Von dem heiligen Veit oder irgend einem

anderen Nothelfer war hierbei nicht mehr die Rede. — Dies Verfahren war übrigens nicht Paracelsus' Erfindung, sondern nur einer gewöhnlichen Art von Bezauberung durch Wachsbilder nachgeahmt. Die Hexen dachten sich den zu Bezaubernden in einem Wachsbilde, und um ihm Leides zuzufügen, durchstachen sie dasselbe mit Nadeln oder ließen es am Feuer schmelzen.

Gegen eine andere Art des Veitstanzes, die aus sinnlichem Reiz entsprang, und von welcher ungleich mehr Frauen als Männer ergriffen wurden, empfahl Paracelsus harte Behandlung und strenges Fasten. Er ließ die Kranken ihrer Freiheit berauben und einsam an einem unbequemen Orte so lange sitzen, bis die Betäubnis sie zur Besinnung und Reue gebracht hatte; dann erlaubte er ihnen allmählich wieder zu ihrer gewohnten Weise zurückzukehren. Derbe körperliche Züchtigung war nicht ausgeschlossen, doch sollte mit Vorsicht die zornige Empörung dagegen vermieden werden, weil diese töten oder die Krankheit verschlimmern könnte, und wo es geeignet schien, da dämpfte Paracelsus den Kitzel der Nerven durch Hineinwerfen in kaltes Wasser.

Vom Veitstanz wurden Menschen jeden Standes und jeder Beschäftigung befallen, besonders solche, die eine sitzende Lebensart führten, wie Schuster und Schneider. Von Zeit zu Zeit sah man die Befallenen an bestimmten Orten zusammenkommen, um ohne Rast bis zum letzten Hauche zu tanzen, wenn sie nicht von den Umstehenden daran verhindert wurden. Ihre Wut und Ausgelassenheit beraubte sie so aller Sinne, daß sich viele unter ihnen an Ecken und Wänden die Köpfe zerschmetterten oder sich blindlings in reißende Ströme stürzten, wo sie ihren Tod fanden. Brüllend und schäumend konnten sie von den Umstehenden nicht anders gebändigt werden, als daß man sie mit Bänken und Stühlen umstellte, damit sie durch hohe Sprünge ihre Kräfte desto früher aufrieben, worauf sie dann wie entseelt zu Boden fielen und sich nur nach und nach wieder erholten.

Die Anfälle waren eine Art notwendiger Krisen, nach welchen mitunter Heilung eintrat, so daß die früher Befallenen in die Werkstatt und an den Pflug zurückkehrten, als ob mit ihnen nichts vorgefallen wäre. Andere dagegen büßten die Krankheit und ihren Frevel mit einer so gänzlichen Vernichtung der Kräfte, daß sie durch keine Stärkung ihre vorige Gesundheit wiedererlangen konnten.

Daß die Kranken von der Musik heftig ergriffen und ihre Anfälle dadurch erregt und verstärkt wurden, liegt in dem Wesen dieser und ähnlicher Nervenkrankheiten, in denen Eindrücke durch das Gehör, den geistigsten aller Sinne, höher als alle übrigen anzuschlagen sind. Die Obrigkeiten der Städte mieteten deshalb Musiker, um die Anfälle der Veitstänzer desto rascher vorüberzuführen, und ließen kräftige Männer sich unter ihre Haufen mischen, um ihre Erschöpfung recht vollständig zu machen, wovon man so oft gute Erfolge gesehen hatte.

In Basel beauftragte die Obrigkeit einige starke Männer mit einem tanzsüchtigen Mädchen zu tanzen, bis sie von ihrer Krankheit genesen sei. Einer löste den andern ab, und so währte diese sonderbare Kur beinahe volle vier Wochen, bis die Kranke ermattet zusammenfiel und, unfähig zu stehen, in ein Hospital gebracht wurde, wo sie genas. Sie war beständig in ihren Kleidern geblieben, und

ohne den Schmerz ihrer wundgetanzten Füße zu achten, hatte sie sich nur von Zeit zu Zeit niedergesetzt, um Nahrung zu genießen oder zu schlummern, wobei die hüpfende Bewegung des Körpers fortdauerte.

Auch verboten die Obrigkeiten, rote Kleidung zu tragen, weil die Kranken durch den Anblick dieser Farbe so in Wut gerieten, daß sie auf Leute mit roter Kleidung losstürzten, um ihnen Leides anzuthun, wovon sie nur mit Mühe abgehalten werden konnten. Ihre eigenen Kleider zerrissen sie häufig in den Anfällen, auch verübten sie andern Unfug, weshalb die Wohlhabenden unter ihnen sich von zuverlässigen Aufsehern begleiten ließen, damit sie sich weder selbst noch andern Schaden zufügten.

Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts war die Krankheit milder und seltener geworden; mit dem dreißigjährigen Kriege verschwand sie fast ganz. War dieser Krieg mit seinen nächsten Folgen auch dem Reich des Lichtes durchaus nicht förderlich, so führte er doch, wie ein Reinigungsfeuer, die geistige Wiedergeburt der Deutschen allmählich herbei. Der Aberglaube kehrte in seiner alten Gestalt nie wieder, und das Geisterreich des Mittelalters verlor für immer seine einst furchtbare Macht.

Glogau. Eugen Simson.

Technik.

Zur Frage der Überbrückung des Kanal la Manche.

Im Septemberhefte des Jahrganges 1885 dieser Zeitschrift haben wir die so überaus wichtige Verbindung Englands mit dem Kontinent besprochen und auch in großen Zügen ein Projekt zur Herstellung einer stabilen Brücke zwischen Calais und Dover angegeben.

Da nun in neuester Zeit dieser Gegenstand von verschiedenen Seiten abermals in den Vordergrund getreten, so dürfte es den Lesern dieser Blätter vielleicht willkommen sein, darüber näheres zu erfahren. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß die Vorarbeiten für eine Untertunnelung so wie die bereits vorhandenen Brücken-Projekte in dem vorhin erwähnten Aufsatze ziemlich ungefährlich behandelt werden.

Trotzdem daß man sich von englischer Seite dem Plane einer direkten Verbindung mit dem Kontinent bis heute ablehnend verhalten, ist es gegenwärtig Frankreich, welches mit Energie insbesondere für die Erbauung einer Brücke auftritt. Bekanntlich wurde schon in der Sitzung der französischen Abgeordneten-Kammer vom 3. Juli 1883 durch den Abgeordneten Achar ein darauf bezugnehmender Gesetzentwurf auf die Tagesordnung gebracht.

Zur Begründung dieses Gesetzentwurfes werden alle bereits ausgeführten und projektierten Eisenbahnen, die Frankreich von der großen Handelsverkehrsader zwischen dem nordwestlichen Europa und dem Orient abzusondern bestrebt sind, in erschöpfender Weise besprochen. Es wird insbesondere auf die St. Gotthard-

Bahn, welche eine Frankreich nicht berührende Verbindung zwischen Antwerpen und Brindisi herstellt, die geplante Vervollständigung in der Bahnverbindung zwischen Hamburg und Konstantinopel über Berlin und Wien, die persischen und afghanischen Linien, welche alle die nach dem Orient gerichtete Handelsströmung mehr gegen Osten hin verschieben, also von Frankreich entfernen wollen, in beredter Weise hingewiesen. Sollte man wirklich nicht ehestens daran gehen, hier Abhilfe zu schaffen, so werden die Häfen, Märkte und Eisenbahnen Frankreichs mit dem empfindlichsten Verluste des gesamten englisch-orientalischen Durchgangsverkehrs bedroht. Nach Auseinandersetzung der anderweitigen Vorteile einer direkten Verbindung beider Länder sagt der Gesetzentwurf dann: „Was ist zu thun? Man muß den Handelsweg zwischen England und dem Orient nach Frankreich lenken und hier durch Erbauung einer Eisenbahn-Brücke über den Kanal festlegen, welche das französische Eisenbahnnetz mit dem englischen verbindet und so die Umladungen an der Meerenge beseitigt."

Mit Rücksicht auf den Widerstand, welchen ein Kanaltunnel in England gefunden hat, bliebe nur der Bau einer Brücke übrig. Der Gesetzentwurf, welcher die Regierung für den Bau der Riesenbrücke interessieren sollte, hatte folgenden Wortlaut: „Die Prüfung der ausgeführten Peilungen und die noch zu machenden Peilungen von 50 zu 50 Meter für Herstellung einer Eisenbahnbrücke zwischen Frankreich und England, von Kap Griz-Nez nach Folkstone, sollen von den Wasserbautechnikern des Staates und mit den Mitteln der Staatsmarine bewirkt werden."

Wir wissen zwar nicht, welche Folge dieser Vorschlag hatte, daß jedoch die so wichtige Sache nicht ganz im Sande verlief, ist aus einem im Pariser Evénement vom 25. Oktober des vorigen Jahres enthaltenen Artikel zu entnehmen.

Als der Tunnel-Entwurf noch verfolgt wurde, sollten die Bedenken auf englischer Seite durch die Erwägung beschwichtigt werden, daß sich der Tunnel im Falle eines Krieges sehr leicht unter Wasser setzen ließe. Demgegenüber wurde aber von englischer Seite erwidert, daß dann der ganze Tunnel so gut wie zerstört sein würde, was nach dem Friedensschluß wieder eine ungeheuere Arbeit zur Folge haben müßte. Derlei Bedenken fallen bei einer Brücke weg, da man im Kriegsfall nur einen Pfeiler zu sprengen braucht. Auf dieses gestützt giebt man sich in Frankreich der Hoffnung hin, daß sich England dem Brückenbau gegenüber nicht so ablehnend verhalten werde. — Nach Erwähnung des Projektes von Boutet[1]) heißt es im Aufsatze des Evénement:

„Der vom Admiral Cloué verfochtene Plan ist durchaus verständig und sachgemäß, nichts ist darin überspannt. Der frühere Marineminister würde sich nicht an die Spitze einer so kühnen Unternehmung stellen, wenn sie nicht praktisch sowohl als auch wissenschaftlich richtig wäre. Ihm zur Seite stehen Hersent, Fowler und Baker, der erstere ein durch Suez und Panama bekannter Unternehmer großer Arbeiten, die beiden anderen hervorragende englische Ingenieure.

[1]) Siehe Septemberheft 1885 dieser Zeitschrift.

Der Entwurf für den eisernen Überbau der Brücke wird durch die Brückenbauanstalt des großen Eisenwerkes Creusot bei Autun ausgearbeitet. Diese kolossale Brücke wird eine Milliarde kosten und sieben Jahre Bauzeit erfordern. Die Unternehmer beanspruchen weder einen Beitrag noch eine Zinsgewähr von der Regierung. Der Generalrat der Brücken und Chausseen, welchem die Sache nach Beendigung der Creusot'schen Arbeiten vorgelegt werden muß, wird ein Gutachten abgeben und sich, wie man hofft, nicht ungünstig zeigen, sodaß man der Ausführung alsbald näher treten könnte. Admiral Cloué hatte hierüber eine Unterredung mit dem Minister der öffentlichen Arbeiten von Hérédia, wonach die nötigen Schritte bei England bevorstehen.

Daß wir die Schwierigkeiten der Ausführung einer Brücke nicht für unüberwindlich halten, haben wir bereits in dem von uns früher geschriebenen Artikel des Septemberheftes 1885 nachzuweisen versucht.

Nach dem neuen Projekt[1]) verfolgt die Brückenrichtung nicht den kürzesten, sondern den flachsten Weg. Sie geht von Cran-aux-Oeufs 3 km südlich von Cap Criz-Nez aus und endigt bei Folkstone, wodurch sich eine Gesamtlänge von 35 km ergiebt. Sie hat eine zweimal ein wenig gegen Norden abbiegende Richtung. Die Meerestiefe auf der französischen Seite beträgt zunächst ungefähr 50 m durchschnittlich bis zum ersten Drittel des Weges. Dort erhebt sich die Untiefe des Colbart, wo die Peilung höchstens 6 m ergiebt. Nach dem Colbart fällt der Grund auf durchschnittlich 12 m ab. Dann kommt ein neuer Rücken, der Warne, ungefähr in derselben Tiefe wie der Colbart, und endlich die letzte Vertiefung zwischen dem Warne und der englischen Küste, wo die Peilung 30—35 m Wassertiefe zeigt. Die Brückenachse geht gerade auf den Colbart los, biegt dann etwas ab, um den Warne zu erreichen, und geht dann mit einer ganz leichten Abschwenkung nach Folkstone.

Die Pfeiler sollen ungefähr 50 m lang und 30 m breit werden. Der Unterbau aus Mauerwerk ragt 10 m über Wasser hervor und trägt dann eiserne Gitterpfeiler, auf denen die eigentliche Brückenbahn aufsteht. Diese wird 56 m über dem Meeresspiegel liegen, sodaß die höchsten Schiffsmasten darunter fahren können. Die Fahrbahn erhält vier Geleise und einen Fußweg zur Beaufsichtigung. Jeder Pfeiler wird einen Leuchtturm mit elektrischem Licht und für den Fall des Nebels Sirenen und Glockensignale erhalten. Die Spannweiten sollen, wie wir es bereits vorgeschlagen haben, von Pfeiler zu Pfeiler gemessen 500 m betragen. Dieses Maß könnte nach Ansicht des Admirals Cloué sogar noch vergrößert werden, da ja bei der im Bau begriffenen Forthbrücke jedes der zwei großen Brückenfelder 521,20 m Spannweite besitzt.

Für die baldige Herstellung einer stabilen Brücke wäre folgendes anzuführen:

1. Daß der Schiffsverkehr zwischen England und Frankreich gegenwärtig noch immer ein höchst unvollkommener ist;

---

[1]) Zentralblatt der Bauverwaltung. Jahrg. VII., Nr. 44.

2. daß die Häfen an der französischen Küste direkt den Ost- und Westwinden ausgesetzt sind und auch einer genügenden Tiefe für größere Schiffe entbehren, so daß ein geregelter Anschluß der Eisenbahnzüge nicht möglich ist;
3. daß durch die Umschlaggebühren sowie durch andere Spesen ziemlich große Geldsummen ganz unproduktiv verausgabt werden;
4. daß wohl endlich England selbst, um seine Interessen, besonders mit Rücksicht auf London, Liverpool &c. auf die Dauer zu erhalten, in der Frage eine günstigere Stellung als bisher nehmen muß.

Die Zeit, in der dieses kühne und mannigfache national-ökonomische Vorteile fördernde Bauwerk erstehen wird, ist sicher nicht mehr fern; obwohl man, wie verlautet, englischerseits wieder Bedenken an den Brückenpfeilern hat und diese als Hindernisse für die Schiffahrt im Kanale bezeichnet. Dieser Einwand dürfte bei der geplanten Pfeilerentfernung von über 500 m kaum wirklich ernst zu nehmen sein.

Hoffen wir, daß die noch vorhandenen Hindernisse wenigstens innerhalb der nächsten zehn Jahre gänzlich beseitigt werden, um ein Denkmal erstehen zu lassen, das die Mit- und Nachwelt mit gerechtem Stolze erfüllen wird!

Gratz. Adolf von Gabriely.

Zeitbeschwerden.

Der mangelnde Rechtsschutz der Armen.

Im Gegensatze zu früheren Zeiten hat es die Gesetzgebung im 19. Jahrhundert fast allenthalben als eine unabweisliche Pflicht des Staates anerkannt, für den Rechtsschutz der Armen und Unvermögenden zu sorgen; fast allenthalben hat sie eingesehen, daß durch besondere Bestimmungen und Einrichtungen dem Armen die Möglichkeit der Rechtsverfolgung ebenso wohl gesichert werden müsse wie dem Reichen. Zu diesem Behufe schreiben die Gesetze der Kulturstaaten vor, daß in Zivilsachen dem Unvermögenden die Rechtswohlthat des Armenrechts gewährt werden kann, welche ihm sowohl einstweilige Befreiung von der Entrichtung der Auslagen und Gebühren, als auch Unterstützung und Vertretung durch einen Rechtsanwalt verschafft, während sich im Strafverfahren die Gesetzgebung damit begnügt hat, für die Verteidigung des Angeklagten bei den schwersten Verbrechen Sorge zu tragen. So bedeutend nun auch im Vergleiche zu früheren Zeiten der Rechtsschutz ist, welcher durch diese Vorschriften den Armen zu teil wird, so läßt sich doch nicht behaupten, daß er den in einem Rechtsstreite bezüglich dieses Punktes zu erhebenden Ansprüchen allseits entspricht. Es wäre ungerecht, wollte man in Abrede stellen, daß die Art und Weise, in welcher die Handhabung der Bestimmungen über die Zulassung zum Armenrecht erfolgt, von jeder Einseitigkeit und Engherzigkeit durchaus frei ist, es wäre im höchsten Grade unbillig, leugnen zu wollen, daß die Auslegung, die man den bezüglichen Gesetzesbestimmungen angedeihen läßt, die weitgehendste und liberalste ist, die überhaupt gedacht werden kann, und es ist ja bekannt, daß sich während der letzten Zeit lebhafte Klagen ob der allzulauen Praxis der Polizei- und Gerichtsbehörden bezüglich dieses Punktes geltend gemacht haben, Klagen, welche in Preußen zu einem Ministerialerlaß führten, in dem den Behörden eine eingehendere Prüfung der Verhältnisse der Gesuchsteller empfohlen wurde. Infolge dieser wohlwollenden Gesinnung der Gerichte ist im Zivilverfahren für den Rechtsschutz

des Armen ziemlich gut gesorgt und wenn auch hier noch manche Wünsche unerfüllt sind, so sind dieselben einmal von sekundärer Bedeutung und gehören sodann in die Kategorie der Desiderien, deren Verwirklichung für den Staat eine überaus schwierige Aufgabe ist.

Anders verhält es sich mit dem Rechtsschutze im Strafverfahren; hier existiert noch lange nicht ein Rechtszustand, welcher den Armen in die Lage setzte, sich gegen die Anklage des öffentlichen Anklägers so wirksam zu verteidigen wie der Reiche; hier ist die Bedürftigkeit in weit höherem Grade ein Nachteil für die Rechtsverfolgung als im Zivilverfahren, und es ist nicht nutzlos, die Aufmerksamkeit in einer Zeit hierauf zu lenken, in welcher die ungerechtfertigten Verurteilungen sich bedenklich vermehren. Der Reiche und Begüterte ist in der Lage, sich in jeder Sache einen Verteidiger nehmen zu können, welcher ihn gegen die Angriffe des Staatsanwaltes mit Rat unterstützt, welcher den Entlastungsbeweis vorbereitet, die Ausführungen jenes Punkt für Punkt zu widerlegen und zu entkräften sich bemüht, welcher über das notwendige juristische Wissen verfügt, um den Behauptungen jenes mit der erforderlichen Kraft entgegen treten zu können. Wie anders ist der Arme gestellt? In der großen Mehrheit aller Anklagen hat er keinen Anspruch auf Beiordnung eines Verteidigers; er steht also allein dem Staatsanwalt gegenüber; er, der in juristischen Angelegenheiten Unwissende, muß sich gegen die Anklage des mit der Vertretung von Anklagen berufsmäßig betrauten Beamten verteidigen, er, der Angeklagte, welcher mit ängstlicher Scheu und sorgenvoller Befangenheit in den Gerichtssaal tritt, muß selber versuchen, die Behauptungen des Rechtsgelehrten zu widerlegen, bei welchem sich Erfahrungen und Kenntnisse gleichmäßig vereinigen, um ihn zur wirksamen Verfolgung der Anklage im höchsten Maße zu befähigen. Man wird es zugeben müssen, daß ein stärkeres Mißverhältnis in den beiderseitigen Kräften, eine stärkere Ungleichheit sich schwer denken läßt. Während der Staatsanwalt die Fähigkeit besitzt, scharf und präzis gerade diejenigen Punkte hervorzuheben, auf welche es bei der Verurteilung am meisten ankommt, während er mit genauer Aufmerksamkeit auf die Beobachtung der vorgeschriebenen Formen seitens des Gerichtes achtet, entbehrt der nicht durch einen Verteidiger verbeistandete Angeklagte dieser Fähigkeit gänzlich. Er vermag natürlich nicht zu beurteilen, ob die zu seinem Schutze vorgeschriebenen Formen genügend beachtet werden; er vermag nicht zu beurteilen, welche Punkte behufs seiner Entlastung besonders hervorgehoben werden müssen, und so sehen wir es denn in der That sehr häufig, daß er Mühe und Eifer auf die Feststellung und Aufklärung von Thatsachen verwendet, die völlig irrelevant sind; so sehen wir es oft, daß er mit Passivität der Verletzung der Prozeßformen gegenübersteht. Der Arme ist aber nicht nur verhindert, sich der Unterstützung durch einen Verteidiger zu bedienen, sondern er ist auch der Möglichkeit beraubt, den Entlastungsbeweis so zu führen, wie es seinen Interessen angemessen ist. Die Vorladung von Entlastungszeugen ist ohne den Besitz von Geldmitteln kaum zu ermöglichen, da der Zeuge nur dann verpflichtet ist, der Vorladung des Angeklagten Folge zu leisten, wenn ihm die Zeugengebühr bar angeboten wird. Lehnt der Vorsitzende des Gerichts die Ladung von Gerichts wegen ab und der Angeklagte vermag die notwendigen Gebühren nicht aufzutreiben, so kann es leicht geschehen, daß Personen, deren Aussage die Ansicht des Gerichtes vielleicht wesentlich modifiziert hätte, gar nicht bei der Verhandlung anwesend sind. Es liegt auf der Hand, wie sehr dieses System den Rechtsschutz der Armen verkürzt und verkümmert, und wie wenig es den Anforderungen entspricht, die vom Standpunkte der Gleichstellung der Parteien im Strafverfahren geltend zu machen sind. Um den Zustand, welcher in dieser Beziehung in Deutschland herrscht, noch zu einem unbefriedigenderen zu machen, hat sich bezüglich der Auslegung der Vorschriften über die Belastung der Staatskasse mit den Kosten der Verteidigung eine Praxis eingebürgert, welcher der Vorwurf der Engherzigkeit nicht erspart werden kann. Das Gesetz bestimmt, daß die durch die Verteidigung entstandenen Kosten des freigesprochenen Angeklagten der Staatskasse belastet werden können, wenn die Verteidigung notwendig war. Die Notwendigkeit der Verteidigung wird nun von sehr vielen Gerichten in den meisten Fällen verneint; ohne dem Umstande ausreichende Rechnung zu tragen, daß die Vertretung der Anklage durch einen juristisch gebildeten Beamten der Belastung von vornherein ein Übergewicht über die Entlastung giebt, wenn der

Angeklagte nicht von einem Verteidiger verbeistandet wird, legt man dem freigesprochenen Angeklagten die Verteidigungskosten auch in solchen Fällen zur Last, in welchen ohne ein tüchtiges Maß von Gesetzeskenntnis die Führung der Verteidigung unmöglich ist. Es sind Urteile vorgekommen, in welchen Personen, die von der Anklage der Verletzung der Steuergesetze freigesprochen wurden, den Verteidiger aus eigener Tasche bezahlen mußten, trotzdem die Freisprechung auf der Auslegung von Vorschriften beruhte, die selbst manchem Juristen unbekannt sind; man hat es ferner abgelehnt, der Staatskasse die Verteidigungskosten eines Angeklagten aufzubürden, welcher von der Anklage der Geheimbündelei freigesprochen wurde, trotzdem die Freisprechung nur auf einer Interpretation der bezüglichen Vorschriften des Strafgesetzbuches beruhte. Wenn also der Arme mit großer Mühe die Summe zusammengebracht hat, deren er für die Bezahlung seines Verteidigers bedarf, wenn er in der Folge freigesprochen wird, muß er noch die Kosten der Verteidigung tragen, und der Staat, welcher doch durch die unbegründet gewesene Strafverfolgung den Anlaß zu der Bestellung eines Verteidigers gab, sieht sich nicht veranlaßt, ihm mindestens diese zu ersetzen. Daß dies einer erheblichen Beeinträchtigung des Rechtsschutzes der Armen gleichkommt, unterliegt keinem Zweifel; denn es ist klar und keiner weitläufigen Auseinandersetzung bedürftig, daß diese Judikatur den Armen und Unbemittelten bewegen wird und muß, sich hinfort noch seltener durch einen Verteidiger verbeistanden zu lassen, als es bisher schon der Fall war, wodurch natürlich die vorhin hervorgehobenen Übelstände nur in noch intensiverem Maße fühlbar sein werden. In diesen Beziehungen Wandel zu schaffen und auch dem Armen in ausreichendem Maße Rechtsschutz zu sichern, muß die Aufgabe der Weiterentwickelung der Strafgesetzgebung sein, welche ihren Stolz darin zu erblicken hat, einen Rechtszustand zu schaffen, in dem der Bettler, der kaum die Lumpen sein eigen nennt, welche seinen Leib bedecken, des Rechtsschutzes in demselben Grade teilhaftig ist wie der Latifundienbesitzer und Großkapitalist. Es würde weit über den Rahmen einer „Zeitbeschwerde" hinausgehen, wollten wir die zu diesem Behufe notwendigen Vorschriften auch nur in Umrissen skizzieren; es mag nur darauf hingewiesen werden, daß die Errichtung eines ständigen Verteidigeramtes sich als das Endziel darstellt, nach dem zu streben die Gesetzgebung keines Staates unterlassen sollte.

Es ergiebt sich schon aus den vorstehenden Ausführungen, in welchem Maße der Rechtsschutz des Unbemittelten durch hohe Gerichtskosten und Gebühren beeinträchtigt wird, und hiergegen bildet auch die liberalste Anwendung der Bestimmungen über die Zulassung zum Armenrecht kein genügendes Korrektiv, weil nicht jeder sich dazu entschließen kann, seine Armut notorisch zu machen, und es deshalb vorzieht, lieber auf sein Recht und die Geltendmachung desselben zu verzichten, als sich zu diesem immerhin mit Beschämung verbundenen Schritt bereit finden zu lassen; der nicht ganz Unbemittelte, welcher unbedeutende Kosten recht gerne zahlen würde, leidet unter dem System hoher Kosten am meisten, und unter diesem Gesichtspunkte erscheint der gegenwärtige Rechtszustand in Deutschland als ein sehr mangelhafter. Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu erörtern, ob zur Zeit irgend ein Staat in der Lage ist, das Ideal des Rechtsschutzes, die kostenfreie Rechtsverfolgung, realisieren zu können, so viel ist gewiß, daß die derzeitige Höhe der Kosten der Rechtsverfolgung einer energischen Herabsetzung dringend bedarf und daß sie eine solche auch ganz wohl vertragen kann.

In unserer Aera der Sozialreform, wo der Staat mit den Ansichten und Lehren des Manchestertums endgiltig gebrochen hat, wo er es als seine oberste Pflicht betrachtet, sich des Schutzes der Armen und Enterbten thatkräftig anzunehmen, muß der Rechtsschutz des Unbemittelten und Armen seine Aufmerksamkeit ganz besonders beanspruchen, muß der Gesetzgeber mit allen Mitteln danach streben, einen Rechtszustand zu schaffen, in welchem die Rechtsverfolgung von Besitz und Vermögen völlig unabhängig ist. Bedeutet auch der gegenwärtige Zustand gegenüber früheren Zeiten einen großen Fortschritt, so genügt derselbe doch dem geläuterten Rechtsbewußtsein unserer Zeit nicht mehr; er leidet doch an Mängeln und Unvollkommenheiten, welche die schwersten Bedenken hervorrufen müssen und gerade jetzt, wo der Geist der Plutokratie sich mehr und mehr auf das Rechtsleben Einfluß zu verschaffen weiß, doppelt in Betracht kommen. Eine Reform des geltenden Rechtes in dieser Beziehung ist darum für den Staat, der das

Banner der Sozialreform entfaltet und seine Gesetze mit sozialem Öle tränkt,' eine der wichtigsten und dringendsten Aufgaben, deren Erfüllung er je eher je lieber in die Hand nehmen sollte.

Raffinement in der Kunst.

Seit J. J. Rousseau in die Unnatur seines Jahrhunderts hinein den Ruf nach „Rückkehr zu der Natur" hat erschallen lassen, ist mehr in der Kunst als im Leben, wie er meinte und wollte, sein Ruf befolgt worden. Für das Leben kam dieser zu spät, wenn man unter „Natur" die mehr oder weniger einfachen primitiven Formen versteht, unter welchen frühere Generationen gelebt und sich wohl befunden haben. — Aber darf man dies wirklich „Natur" nennen? Gehört die Entwickelung nicht auch zur „Natur"? Gewiß, das Gesetz der Entwickelung ist geradezu ein Weltgesetz und liegt in der „Natur der Dinge" und zwar nicht bloß der menschlichen, sondern der Dinge überhaupt. Die richtige „Rückkehr" zur Natur ist also nichts als eine Anbequemung unserer jeweiligen Lebensformen an die Fortschritte der Kultur, und diese Fortschritte sind zunächst naturnotwendige; es giebt freilich auch künstliche, sogar unnatürliche; für diese ist hier und da ein Mahnruf am Platze. Noch eher und öfter aber für die Kunst. Denn obgleich auch ihre Entwickelung Naturgesetzen unterliegt, so hängt sie doch mit dem, was man gewöhnlich Leben nennt, nur lose zusammen, und ihre ersten Vertreter stehen nur zu oft auf einsamer Höhe. Dafür hat aber die Kunst vor allen anderen Kulturformen den großen Vorzug, an der Natur selber ein Regulativ für ihre Aufgaben und Leistungen zu besitzen. Sie soll ja ein erklärtes Abbild der Natur in deren ganzem Umfang, von den niedrigsten bis zu den höchsten Erscheinungen, sein. Der Landschafter, der einen Sumpf auf die Leinwand malt, und der Dramatiker, der einen Philosophen die sublimsten Gedanken über Gott und Unsterblichkeit vortragen läßt, sie reflektieren in ihrem Spiegel die Natur. Auch der strengste Idealist muß das zugeben. Er wird aber beifügen und beifügen dürfen: Nicht bloß und nicht blank die Natur, sonst ist es eben keine Kunst. Wie es mit der bloßen „Nachahmung" der Natur, die jetzt so unve··roren ihre Produkte feilbietet, beschaffen ist, sollten Künste wie die Architektur und die Tonkun·. doch auch dem Blindesten klar machen, wenn er überhaupt Analogieschlüsse gelten läßt. Denn hier kann doch von einer Naturnachahmung im gewöhnlichen Sinne kaum gesprochen werden. Aber es giebt heut zu Tage leider gar viele Blinde, insonderheit Kunstblinde, und zwar teils solche, die nicht sehen wollen, teils solche, die zum Sehen und Denken zu bequem sind. Wir stecken tief im Naturalismus drin und brauchen die wälschen Nachbarn um ihre Zolas und andere Naturköche nicht zu bemitleiden. Wenn ich einmal der Natur ihre Gerüche und ihre Gerichte nachschmecken und nachkosten will, so ist es für das Prinzip einerlei, ob sie wohl oder ob sie übel schmecken, für Nase und Gaumen freilich nicht, aber in beiden Fällen ist es die „Natur ohne Zubehör," die „Natur „sans phrase"". Warum soll ich mir durch die Kunst respektive den Künstler, seine Feder, seinen Pinsel u. s. w. vermitteln lassen, was ich, wenn es meine Augen oder meine Nase oder meinen Gaumen reizt, frischer an der Quelle schöpfen kann? In dieser oder jener Spelunke, dieser oder jener Schnapshöhle, oder wenn's etwas Schönes und Nobles sein soll, in dieser oder jener Kunstsammlung, oder noch bequemer, bei meinem Freunde, dem Millionär so und so, der mir seine Rittersäle mit den echten Rüstungen, seine Salons und Möbel à la Louis XIV oder Louis XV mit dem eben so echten Stolz eines Kunstkenners zeigt? Die Meininger ... das große Wort ist heraus, und es sollte uns leid thun, wenn jemand sich in seinen schönen Empfindungen verletzt fühlen sollte, dieselben in der Nähe von Zola und Konsorten genannt zu sehen — die Meininger sind aber in ihrem Genre doch gewissermaßen Naturalisten; ihr Genre ist freilich das schönere, appetitlichere, aber spezifisch verschieden von dem andern ist es nicht Wenn man es Friedrich Schiller überlassen hätte, zu bestimme·, ob seine „Jungfrau von Orleans" in der bescheidenen Ausrüstung und auf den Brettern der Weimarer Bühne oder aber von den Meiningern in der Meininger-Tracht und mit der Meininger Zubehör aufgeführt werden sollte — wie würde er wohl entschieden haben? (Wir erlauben uns

anzunehmen, daß dem Dichter eines Werkes über diese „mise en scène“ auch eine Stimme, und zwar die Hauptstimme zukommt.) Schiller würde — das steht für uns ganz außer Zweifel — der öffentlichen Meinung, will sagen, den Meiningern von heute nicht beigepflichtet, sondern nach seinen Weimarern gegriffen haben. Und er hätte Recht gehabt, subjektiv und objektiv, das heißt, als starkbeteiligte Persönlichkeit und als unbeteiligter Künstler. Von dem Publikum, das heute sich die „Jungfrau von Orleans“ oder was sonst noch von den Meiningern in Pflege genommen worden ist, ansehen will, fragt, wenn's hoch kommt, ein Zehntteil nach dem Dichter und seinem Drama; neun Zehnteile wollen sich „das Ding ansehen,“ das Wort ist ihnen — Schall und Rauch, und die Himmelsglut, die er umnebelt, sind die Meininger'schen Mond- und Sonneneffekte, ihre Prunk- und Paradeszenen, ihre Pracht- und Schlachtstücke. Es ist schön, was da geboten wird, ohne Frage, und alles echt, photographisch genau, wir wollen auch zugeben: stimmungsvoll, und wenn letztere Wirkung die vorherrschende wäre, so wollten wir die Meininger preisen ob ihres Thuns, aber sie ist es nicht, oder, besser gesagt, die Stimmung ist nicht die richtige. Man steht stumm und starr diesen dekorativen Leistungen gegenüber, der Eindruck ist überwältigend, duldet aber keinen andern neben sich, man hat nicht Zeit sich auf die Dichtung zu besinnen; Maschinist und Dekorateur holen sich den Löwenanteil an der Bewunderung des Publikums, dann kommt der Schauspieler und — die Brocken darf der Dichter auflesen, wenn überhaupt noch solche vorhanden sind. Ist das recht? Denn ständen die Meininger, als Schauspieler, auf der Höhe ihres dekorativen Apparats, so würden für den Dichter auch nicht einmal Brosamen übrig bleiben. Das ist nun aber bei den Meiningern nicht der Fall: ab und zu mag das Mittelmaß überschritten werden, im ganzen und großen nicht. Aber gut eingeschult sind sie, ihre Ensembles spielen sich ab mit der Genauigkeit einer gut eingerichteten Mechanik; jede Befürchtung, es könne stocken, ist ausgeschlossen, und dieses Bewußtsein wirkt mehr als beruhigend, es wirkt angenehm. Auch ist die Tendenz der Meininger, bezw. ihrer Regie, eine durchaus löbliche, sie wollen der Dichtung zu größeren Erfolgen verhelfen und glauben, daß sie dies im stande sind; sie gehen nicht darauf aus, die große Masse durch ihre szenischen Leistungen zu gewinnen und zu bestricken, sie wollen den Genuß der Gebildeten erhöhen. So viel sei gerne zugestanden, aber diese Gebildeten — nur das ist eben der Irrtum der Meininger — diese Gebildeten, die sich nicht absorbieren und fascinieren lassen durch den szenischen Aufwand, diese Gebildeten, denen er wirklich dazu dient, die Schönheit der Dichtung tiefer und inniger zu empfinden, bilden ein kleines Häuflein! Und wenn die große Masse der Zuschauer behauptet oder sich einredet, sie lernen durch die Meininger-Manier den Dichter höher schätzen, wenn sie von vermehrtem poetischen Verständnis und Genuß fabelt, so ist dieses Selbsttäuschung. Es kann ja gar nichts anders sein. Sobald einem gewöhnlichen Zuschauer solche Reizmittel geboten werden, so ist er für anderes kraft- und willenlos wie die Somnambule unter den Händen ihres Magnetiseurs. Die Meininger leisten das Menschenmögliche, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer — von Zuhörern kann man kaum mehr sprechen — von der Hauptsache, von Kern und Zentrum abzulenken auf die Schale und Peripherie, wohin sie nicht gehört; und das ist nicht mehr Kunst, sondern Raffinement; das Meiningerwesen ist nicht mehr Mittel, sondern Zweck — und das ist Verirrung; wer dies leugnet und sich auf die „Wirkungen“ dieser von den Meinungen inaugurierten „Kunstrichtung“ versteift, der kennt entweder sich selbst nicht, oder er hat nicht die richtige Idee von der Kunst. Und wenn man uns sagt: Die Kunst ist für das Volk da, so antworten wir: „Gut, so mache man es mit der wahren und reinen Kunst bekannt, nicht mit dem Schein und dem, wenn auch schönen und packenden, so doch handwerksmäßigen Raffinement; mit diesem bildet man den Volksgeist nun und nimmermehr.“ Unsere Sinne sind gar zu gern bereit, dem Geist sein Terrain streitig zu machen, und dieser bedarf, um tief und dauernd bewegt zu werden, der Konzentration; die auf- und niederwogenden Nebelbilder aber, und seien sie auch noch so schön und verlockend, machen eine solche unmöglich.

Es hält schon für den Gebildeten schwer, der Kunst des Mimen standzuhalten, um auch dem Dichter und diesem vor allen anderen sein Recht werden zu lassen; wenn nun aber vollends

jener blinkende, rauschende Sirenenreigen die Sinne umschwärmt, dann — Ade „hohe, himmlische Göttin!“ — Dem Denkenden wird auch sofort klar, daß dieses Raffinement, wie es die Meininger pflegen, der dichterischen Idee, sogar der dramatischen Ökonomie eigentlich zuwiderläuft. Wie paßt denn die peinlich historische Treue, deren sich die Meininger in der „Jungfrau von Orleans“ (diese als Beispiel genommen) hinsichtlich des Kostüms befleißigen, zum Schiller'schen Drama, das in jedem Akte, in jeder Szene, in der ganzen Anlage, in der Entwickelung und im Abschluß der historischen Treue ins Gesicht schlägt? In Wahrheit ist alles anders gewesen als im Gedicht, aber der Zuckerstockhut der Agnes Sorel, der Zackenhelm der Jungfrau, das Schwert des Dunois u. s. w., die müssen wenigstens echt, heraldisch-echt und antiquarisch-treu und realistisch-wahr sein. Man weiß sogar heut, wie die Gespenster von damals ausgesehen haben, und drapiert den „schwarzen Ritter“ in das entsprechende Geisterkostüm! Die Sprache, welche alle Personen des Dramas sprechen — das gute deutsch! — ist ja natürlich nur Nebensache; es muß aber die Wahrheitsjäger doch wurmen, daß sie diesen Wildling nicht auch fangen und zu einem mittelfranzösischen Parleur dressieren können! Schade nur, daß die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes von Schiller, Shakespeare und anderen Dramatikern so unbarmherzig mißhandelt wird: sie haben damit dem Meiningen'schen „Système de la nature“ einen argen Possen gespielt ... Wir wollen schließen, und zwar mit einem wirklichen und logischen Schlusse, der also lautet: Wenn die von den Meiningern mit Fleiß und Konsequenz gepflegte Richtung Fortschritte machen und schließlich das Feld behaupten sollte, so würden der dramatischen Kunst als Zufluchtstätte nur noch die großen Hoftheater übrig bleiben, und auch auf diesen würde die Kunst als solche zu einer Nebenrolle verurteilt sein; kleinere Bühnen müßten verwaisen und ihre Pforten schließen. Hoffentlich aber ist die Meiningerei eine bloße „Mode“ und unterliegt schließlich dem Gesetz aller Mode, nämlich dem Wandel, während der „modus in rebus“ seine angestammte und rechtmäßige Herrschaft wieder behaupten wird. **M.**

Der Preßdämon.

Benedix hat seiner Zeit ein Lustspiel geschrieben, betitelt „der Modeteufel“ — es ist zwar nicht sein bestes, aber gleichwohl ein richtiger Gedanke, ein glücklicher Griff in das Zeitgetriebe. Wäre nicht auch der „Preßteufel“ ein zeitgemäßes Motiv zu einem Lustspiel? Zeitgemäß gewiß, und zwar im allerhöchsten Grade, zeitgemäß wie kein zweiter Stoff — aber wenn man sofort ein „leider“ hinzusetzen muß, so hat es mit dem „Lustspiel“ sein Bewenden, und die Tragik fordert ihr Recht. Und zwar eine erschütternde Tragik, weil die Presse tausende und abertausende von Opfern, schuldiger wie unschuldiger, verschlingt, ohne daß für diese grausame Menschenschlächterei eine Sühne in Aussicht stände. Der einzige, freilich große Trost ist der, daß dieselbe Macht auch gutes wirkt. Sie hat einen Januskopf wie keine andere der bestehenden Weltmächte, wie kaum die Religion: auf dem einen Gesicht lacht uns das Heil entgegen, in dem andern lauert das Verderben. Darum ist sie, als ganzes, ein Dämon. Dämonen giebt es gute und böse, schon bei den Alten, welche allerdings diesen Dämon noch nicht gekannt, ja nicht einmal geahnt haben. Geschrieben wurde zwar auch damals schon und auch für Verbreitung war gesorgt — aber was wollen selbst tausend Sklavenhände gegen einen einzigen Preßapparat von heute bedeuten? Und was sind die Verkehrsmittel von damals gegenüber den heutigen, welche den Riesen Raum zu einem winzigen Zwerg umgeschaffen haben, über den man sich spielend hinwegsetzt. — Es gab auch, wenn wir weiter vergleichen wollen — damals schon allerlei Federn, die von ebensoviel Motiven in Bewegung gesetzt wurden wie heutzutage, will sagen, von Liebe und Haß, von Neid und Wohlwollen, Gesinnungstüchtigkeit und Charakterlosigkeit; man wurde gestriegelt oder gestreichelt, verfehmt oder vergöttert, je nachdem ein guter Freund oder ein schlimmer Widersacher sich ins Zeug legte; die Dolche der Pamphlete einerseits und der Balsam der Lobrede andererseits thaten ihre Wirkung, und die „Kritik“ versah mit zweischneidiger Waffe ihr hochnotpeinliches Amt, ja auch die feilen Federn mögen schon damals

Papyros oder Pergament beschmutzt haben, und neben den Künstlern und Meistern des geschriebenen Wortes sind auch Handwerker, ja Stümper thätig gewesen; noch mehr: die öffentliche Rede ergoß sich in breitestem Strom und mit rücksichtslosester Offenheit, ja mit haarsträubendster Unverfrorenheit über Zustände und Thatsachen nicht nur des öffentlichen, sondern auch des häuslichen Lebens; dem Cynismus vollends, mit welchem sich die alte Komödie in das zuckende Fleisch der Individuen und bis ins Mark derselben hineinwühlte — und zwar, wenigstens lange Zeit, straflos — kommt in unseren Zeiten nichts mehr gleich. Und dennoch hält alles dies, nach Ausdehnung und Wirkung betrachtet, nicht den entferntesten Vergleich, weder im guten noch im bösen, mit dem aus, was die Presse heutzutage leistet, heutzutage, wo es, um nicht zu sagen jedem Kinde, so doch jedem Stümper, ja jedem Nichtswürdigen möglich gemacht ist, durch einen Preßapparat, der eine Idee oder einen Wahn oder eine Lüge auf die Gassen hinausschleudert, eine Welt in Aufregung zu versetzen. Die Buchstabenschrift ist zweifellos die genialste Erfindung, welche der Menschengeist jemals ausgedacht hat; ebenso zweifellos gebührt demjenigen, der den Buchdruck erfand, der Ruhm, das nächst jener Geistesthat folgenreichste Werk geschaffen zu haben; allein es ist mit Blutgeld erkauft worden. Der Preis reicht allerdings nicht an den Wert hinan, aber blind müßte der sein, der seinen Psalm bloß dem großen Werke singen würde, ohne auch seiner Kehr- und Schattenseite zu gedenken: neben den lachenden Fluren, die es geschaffen, starrt uns auch Verwüstung entgegen in mehr als einer Gestalt. Es ist auch nicht zu verwundern; denn in diesem großen Sprechsaal kommt geradezu alles zur Verhandlung, was die Welt bewegt und bewegen soll, und nicht bloß das: auch alle Interessen, die den Einzelnen bewegen, die guten wie die schlimmen, alle Regungen des Herzens, vom schüchternen Wunsch bis zur schäumenden Leidenschaft, die ganze Skala menschlichen Empfindens, Wollens und Könnens wird hier durchlaufen und zwar in einem Spiegelbild, das jeder, auch der Unreife und Unwürdige, sich ohne Mühe verschaffen und ansehen kann. Und nicht bloß ansehen — er kann, was sich da seinem Auge beut, für wahr und echt halten, ob es gleich nur Wahn und Trug ist, er kann das Häßliche und Verwerfliche, wenn es ihn mit gleißnerischem Schein lockt, für erlaubt, ja für nachahmungswert halten, er hat zur Unterscheidung von wahr und falsch, von recht und unrecht keine andere Kontrole als seine eigene Kritik, und auch diese muß, selbst wenn sie vorhanden ist, in hunderten von Fällen versagen. Ich kann wohl eine Thatsache, die erzählt wird, auf ihren moralischen oder intellektuellen Gehalt hin prüfen, das heißt Kritik üben, aber was nützt mir das, wenn die Thatsache vom Berichterstatter entstellt, gefälscht oder erlogen ist? Man sagt wohl: Das Richtige kommt schließlich doch zu Tage, ein Tag lehrt den andern, die Zeit ist eine klärende Macht, die Wahrheit hat noch stets über die Lüge triumphiert" 2c. — aber das alles zugegeben, läßt denn doch dieser Triumph oft lange auf sich warten, und Wahn und Lüge können in der Zwischenzeit fürchterliche Verheerungen anrichten. Plumpen Fälschungen, die sich zumeist als Börsenmanöver entpuppen, folgt allerdings die Berichtigung gewöhnlich auf dem Fuße, und doch hat man es schon erlebt, daß ein bloßer Tag, der dazwischentrat, genügte, um Tausende ökonomisch zu schädigen. Die Justiz, wenn sie sich überhaupt zum Eingreifen veranlaßt fühlt, ist machtlos; sie kann, im besten Fall, die Urheber des Schadens bestrafen, den Schaden selber aber nicht wieder gut machen. Die ökonomischen Einbußen sind nun aber nicht das Ärgste, was den durch die Presse irregeführten Individuen passieren kann; es giebt wenigstens für den gebildeten, seiner Würde sich bewußten Menschen viel empfindlichere Verluste und viel schmerzlichere Wunden, welche die öffentliche Presse auf ihrem Gewissen hat, auch wenn die moralische Schuld nicht sie, sondern den trifft, der sie zu seinen Zwecken mißbraucht hat — nämlich Angriffe auf den guten Namen und die Ehre. Es giebt eine Art von Fälschung (man kann es auch Verleumdung nennen), welcher die strafrichterliche Justiz nicht beikommt; sie spritzt ihr Gift tropfenweise aus, mischt auch hier und da kleine Dosen von Süßigkeit bei, aber nicht etwa, um die Wirkung zu schwächen, sondern um den bösen Schein zu verdecken; denn sie will dem, auf den sie es abgesehen hat, ans Leben, nur soll man es ihr nicht beweisen können. Sie geht nicht direkt den Angegriffenen auf den Leib, sie umschreibt und verklausuliert, sie läßt zwischen den Zeilen lesen; hat sie einen Treffschuß gethan, so

macht sie auch einen Bückling, sie kann sogar Zähren des Mitleides weinen, daß sie „gezwungen“ sei, ihres strengen Amtes zu warten — warum nicht? Hat man einmal sein Gewissen vor die Thür gestellt, so kommt es auf ein paar Heucheleien mehr oder weniger nicht an; viele Kritiker der genannten Sorte brauchen mit ihrem Gewissen diese Prozedur gar nicht vorzunehmen, aus dem einfachen Grunde, weil sie keines haben. Dieser Mißbrauch der Presse charakterisiert nun aber leider gerade diejenigen Kreise, wo man es am wenigsten erwarten sollte, (sintemal die Erforschung der Wahrheit ihre eigentliche Lebensaufgabe ist) — die Kreise des Gelehrtenstandes. Wer sich die Mühe nimmt, die hier herrschenden Gepflogenheiten zu studieren, was, beiläufig gesagt, keine große Mühe kostet, wird diesen Satz ohne weiteres und ohne Reserve unterschreiben müssen. Wahre wissenschaftliche Größe hält sich freilich von diesem wüsten Getriebe fern, weil sie nicht auf den Schein, sondern auf das Sein ausgeht, die Wahrheit für ein Gut und die Idee des Guten für die höchste hält, aber die Wissenschaft hat zu Bekennern nicht bloß hohe, sie hat auch falsche Priester, gemeine Tempeldiener, Scheingrößen und Taschenspieler, und allen steht die Presse für ihre unlauteren Ablagerungen zur freien Verfügung. Es finden sich für gewissenlose Skribenten stets auch entsprechende Verleger, welche, wenn das „Geschäft“ es verlangt, für die Stimmen der Wahrheit und des Rechtes taub sind. Aber auch ein gewissenhafter Verleger bietet noch keine Garantie gegen den Mißbrauch seiner Presse, und mancher Unfug segelt unter sehr respektabler Flagge in die Welt hinaus. Es ist nicht anders möglich. Dem Unternehmer kann nicht zugemutet werden, daß er alle Manuskripte auf ihre Wahrheit prüfe, er verläßt sich auf die Loyalität und auf den litterarischen Ruf der mit ihm in Beziehung stehenden Schriftsteller und kann nur dafür bürgen, daß nicht unverhüllte Roheiten und Gemeinheiten sein ehrliches Wappen beflecken, für das übrige muß er die Verantwortlichkeit seinen Kontrahenten überlassen. Er kann sich selber in ihnen täuschen; der Tugendmantel kann sehr durchlöchert sein, ihr litterarisches Renommee sich als mühsames, teils von eigenen, teils von Freundeshänden zusammengeschweißtes Fabrikat erweisen. Wenn aber nun der Verleger das Gefühl hat, daß ein Unrecht vorliege, daß die Presse als Angriffsmittel solle mißbraucht werden, daß subjektive Willkür sich an die Stelle objektiver Würdigung setzen wolle — wie dann? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: unbedingte Zurückweisung, mag der Name des Autors „klangvoll“ sein oder nicht. Gleiches Recht für alle; hier hat der „gefeierte“ Schriftsteller, der „große“ Gelehrte nichts voraus vor dem wenig bekannten und wenig genannten. Mag sein, daß — etwa bei Fachzeitschriften — durch unentwegtes Festhalten an dieser Gewissenspflicht das „Geschäftliche“ vorerst einige Einbuße erleiden könnte, aber diese wird und muß in kurzer Zeit wieder wettgemacht werden durch das gesteigerte Zutrauen aller derer, bei denen das Rechtsgefühl lebendig ist. Unparteilichkeit, Wahrung des Rechtes und der Sitte sind keine Preßknebel, sondern Preßhebel. Die Presse freilich, welche ausschließlich der Koterie verschrieben ist, die nicht auf eigenen Füßen, sondern im Solde einer Partei, Fraktion, Korporation oder Klique irgend welcher Art — Börsen- oder politische Schwindler, religiöse oder andere Schwärmer — steht und dieser Leib und Seele verkauft hat — mit einem Worte, die feile Presse würde sich ihr Grab schaufeln, wenn sie sich zu seinem Prinzip bekennen wollte; und — welch ein Glück für die Welt! Aber auch die gute und ehrenhafte Presse, welche jede Beziehung zu ihrer entarteten Schwester, der Reptilienpresse, mit Entrüstung abweist, muß sich doch auch, zumal heutzutage, wo alles Individuelle den Korporationen zustrebt, fragen, ob sie denn wirklich vollkommener Herr und Meister auf ihrem Boden, ob sie gänzlich unabhängig sei von den Strömungen der Gegenwart, frei von Menschenfurcht und Götzendienst, ob sie in ihrem Urteil bei Zumutungen von links oder rechts, von hoch oder niedrig stets nur einen und denselben Maßstab anwende, den des Rechts. Mancher, heiße er nun Verleger oder Redakteur oder Herausgeber, wird diese Frage getrost mit Ja beantworten, aber im Gewirr der Interessen und Parteien gehört etwas von Heroismus dazu, durchaus unabhängig zu sein, und viele wähnen es zu sein, sind es aber thatsächlich nicht. Oder zeugt es für Unabhängigkeit, wenn Zeitschriften auf den oder jenen Mitarbeiter „Rücksicht zu nehmen“ genötigt sind, das heißt, objektiv durchaus gerechten, aber ungünstig lautenden Kritiken über dessen litterarische, politische, wissenschaftliche Kundgebungen die Aufnahme ver-

sagen, während sie denselben Ausstellungen, wenn sie einen Nichtmitarbeiter treffen, „ihre Spalten mit Vergnügen“ öffnen? Ist es unparteiisch (also kurz gesagt, recht), wenn die litterarische Presse sich von der Politik beeinflussen läßt, wir meinen so, daß die beiden total verschiedenen Standpunkte verquickt oder verschoben werden, der Kritiker die litterarischen Leistungen eines politischen Gesinnungsgenossen zu hoch, die des politischen Antipoden zu niedrig taxiert? Und doch durchläuft diese Erscheinung in allen Kulturländern, selbst da, und vielleicht gerade da am meisten, wo sich die Presse mit Selbstgefühl ihrer „freien Bewegung“ rühmt, alle Sprossen der Gemütsskala, von der unbewußten Voreingenommenheit bis zur bewußten Infamie, und die Beispiele wuchern von unten, d. h. dem Reptiliensumpf, an bis oben, d. h. zum Äther, wo die Unfehlbaren zu kreisen wähnen, hinauf. — Wenn man vom Einfluß, dem guten und dem schlechten, der Presse spricht, so hat man zuerst und zunächst das große Publikum im Auge und darf die Spezialitäten der „gelehrten“ Presse noch am ehesten unberücksichtigt lassen, für das große Publikum aber kommen vor allem zwei Größen, die Politik und die Litteratur in Betracht. Was die erstere in der Presse noch zu Anfang dieses Jahrhunderts für eine bescheidene Rolle spielte, weiß jeder, den Bildung oder Erfahrung zu vergleichender Umschau befähigen, ebenso weiß er, daß sie jetzt in der Publizität den Löwenanteil beansprucht, das heißt, populär gesprochen, wie ein „brüllender Löwe“ alles zu verschlingen droht. Thatsächlich war sie von Anbeginn der Geschichte an vorhanden, aber man konnte sie nicht schwarz auf weiß kontrolieren, glossieren, erraten, loben, verdammen, man überließ sie den großen Herren, und was diese etwa für gut fanden, von ihren Abmachungen und Resolutionen an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, war spärlich genug. Früher, gab es unter den Zeitungen keine politische, jetzt sind sie es alle, jede trägt ihre Farbe und steht zu ihrer Farbe, und zwar oft mit einer Ausschließlichkeit und Intoleranz, daß man über das Lied hier vom Fortschritt, so landauf landab gesungen wird, nachdenklich werden kann. Es ist noch nicht so lange her, da galt es für anständig, auch abweichenden politischen Ansichten, sobald sie die Farbe der Überzeugung trugen, die Presse nicht zu verschließen. Heutzutage ist diese Liberalität leider eine Ausnahme geworden, und der ehrenwerten Tagespresse, welche diese Ausnahme vertritt, sei hiermit ein Kranz gewunden. Man schämt sich zwar, jenes als Theorie einzugestehen, man leugnet, man verklausuliert, man findet Ausreden, das böse Prinzip zu verkleistern und das böse Gewissen zu beschwichtigen — in der Praxis hält man, besonders in allen Fällen akuter Politik, z. B. vor und bei den Wahlen, am verleugneten Prinzip fest.

Es giebt freilich auch unverfrorene Kraftnaturen genug, die ihm auch in der Theorie ungescheut zu Gevatter stehen. Was kümmert es sie, daß dadurch die Gegensätze immer schärfer zugespitzt werden, daß das öffentliche Leben zu einem wüsten Tummelplatz leidenschaftlicher Kämpfe, zu einer Qual für alle Guten, zu einer Quelle der Erbitterung und Verbitterung wird, und daß die trüben Wasser desselben schließlich auch in das gesellschaftliche und häusliche Leben hinübersickern und es vergiften? Als ob es nicht schon genug wäre an dem anderweitigen Unheil, welches die hohe und niedere Politik, indem sie durch die Presse bekannt und verbreitet wird, in den Seelen der Schwachen stiftet. Und es fragt sich, ob auch die starken Geister hinlänglich gefeit und gewappnet sind gegen den täglichen Ansturm der finsteren Gewalten, welche die Politik aus ihrer Rüstkammer aussendet? Wie soll das Rechtsgefühl Stand halten und nicht nach und nach mürbe, nicht brüchig werden, wenn die Dämonen der Staatskunst es gewohnheitsmäßig mit ihren Hammerschlägen bearbeiten? Wo sie gar zu brutal, etwa in der nackten Gestalt von Kaulbarsiaden, auftraten, mag die sittliche Entrüstung noch vorhalten — aber wir werden ja auch leider von Kaulbarsiaden kleineren Stils, feineren Kalibers heimgesucht, wo der Hammer der Gewalt, um weniger empfunden zu werden, in das Gewebe der Heuchelei, der Sophistik, der Schwärmerei und Schönthuerei eingewickelt ist, und man erlebt es ja, daß auch die Klugen, deren Scharfblick das Gewebe nicht entgeht, durch die Macht der Gewohnheit ihr besseres Gefühl einschläfern lassen bis zum Stadium der Gleichgiltigkeit; ja es kann völlig erlöschen, wenn — der Erfolg jene Machination gekrönt hat. Der Erfolg in der Politik gehört zu den Götzen, welche die Presse großgezogen hat. Er figuriert in dem Glaubensbekennt-

nisse von Tausenden, die sich gar sehr in die Brust werfen würden, wenn man auch nur den leisesten Zweifel an der Feuerfestigkeit ihrer Moral äußern würde. Und doch hieße diese Anbetung des Erfolges, in schlichtem Deutsch, nichts Anderes als sich zu dem Satz bekennen: der Zweck heiligt die Mittel. Die Gedanken, die sich an diese Erscheinung knüpfen, sind nicht erbaulich. Denn wenn das auf den Höhen der Gesellschaft geschieht, was soll in der Tiefe werden. Mit der Lehre von der doppelten Moral, welche unsere Weisen ausgesonnen haben, kommt man dem gemeinen Verstande nicht bei; er zieht die bequemeren Schlüsse, was den Großen dieser Welt punkto Moral erlaubt sei, müsse auch für das Alltagsleben, d. h. für ihn und sein Thun und Lassen gelten, und schließlich — warum auch nicht? — handelt er auch danach. Es ist unnötig, diese Perspektive weiter zu verfolgen. Genug: Die Presse ist eine Macht geworden, die durch keine andere mehr zurückgestaut werden kann. Wäre sie der Spiegel des öffentlichen Gewissens, so wäre sie die Wohlthäterin der Menschheit; aber sie bringt auch das Gift in die Hütten, die schlechte mit Absicht, die gute wider Willen, weil sie der Spiegel des Weltlaufs, die Welt aber dermalen noch kein Gotteshaus ist. Die gute Presse sollte nun freilich mit dem Gift zugleich auch das Gegengift bieten in Mahnung, Warnung, Zurechtweisung. Sie nimmt auch wohl Anläufe dazu, aber die Aufgabe ist schwierig, weil der Predigerton auf die Dauer langweilig wird und nicht mehr verfängt — auch hier „aus Gewohnheitsgründen." Und dennoch sollte mehr geschehen und muß mehr geschehen — wenn das Gute siegen soll. Denn die Saat des Schlechten schießt nicht nur aus den Blättern der Tagespresse auf, sie wuchert auch üppig in der Schund- und Schandlitteratur, mit oder ohne Kolportage, vor welcher Musen und Grazien das Haupt verhüllen. Von dieser zu sprechen, möge man uns erlassen, ihr sei das bekannte Sprüchlein gewidmet:

Piget, pudet, poenitet,
Taedet atque miseret.

J. M.

Litterarische Berichte.

Das deutsche Togogebiet und meine Afrikareise 1887. Von Ernst Henrici, Dr. phil. Mit einer Karte des Togogebietes und des unteren Volta und einer Tafel der Gebirgsprofile. Leipzig 1888. Verlag von Karl Reißner.

Togoland gehört zwar nicht zu den vulkanischen Guinealändern, doch wird man bei Lektüre von Henricis kleinem Werke an den Ausspruch O. Baumanns erinnert, daß diese mehr wert seien als der obere Kongo. Nach dieser Schilderung ist das Hinterland der kahlen Togoküste, trotz Laterit und dem durch Savannen und Wasserwälder bedingten Grundzug seines Vegetationscharakters geradezu ein Schlaraffenland, nach Fruchtbarkeit seines Bodens und behäbigem Wohlstand seiner Bevölkerung. Auch das Urteil über das Klima fällt günstig aus. Das Malariagebiet an der Küste ist nur 10 bis 15 km breit, das Innere durchaus immun. Der Aguto, ein isolierter Berg inmitten des Gebiets von nicht sehr bedeutender Höhe, wird sogar zur Errichtung einer Gesundheitsstation vorgeschlagen. Doch ist zu bemerken, daß Verfasser selbst im Norden des Landes erkrankte, wie er glaubt, allerdings am Sonnenstich, und daß, wie gewöhnlich nach strapazenreichem Aufenthalte in einer Fiebergegend, das Klimafieber sich bei ihm und seinem Begleiter, dem Reichskommissar Grade nachträglich in der heftigsten Form einstellte. Die Schilderung des nächtlichen Biwaks vom 6./7. September am nördlichen Aka legt den Gedanken nahe, daß vor allem dort die Keime aufgenommen wurden. Genaueren Aufschluß in nicht allzuferner Zeit verheißt die Expedition des Stabsarzt Dr. Wolf, welche gerade durch dieses Gebiet ihren Vormarsch nach Atakyame angetreten hat. — Die Afrikareise des Verfassers nahm fast genau 8 Wochen in Anspruch. Während er selbst mit Theodolith, Kompaß und Routenzeichnung die Gegend aufnahm, schloß der Reichskommissar mehrere neue Protektoratsverträge. Die Bevölkerung zeigte sich entschieden deutschfreundlich. Die Reise bewahrte deshalb im ganzen den harmlosen Charakter einer Ferienreise, was sie in der That für den Verfasser war. Dieser Charakter spiegelt sich in der frohgemuten Beschreibung wieder, mit ihren Re-

miniszenzen an Coopers Lederstrumpf, Rüdiger von Bechelaren und dergl. Abschnitte (I—IV; VI—IX). Abschnitt V enthält eine Schilderung des Ewevolkes, welche sich sehr eingehend auch mit seinen psychologischen Eigentümlichkeiten beschäftigt, u. a. eine Analyse seiner musikalischen Befähigung giebt. Die in den Abschnitten X und XI enthaltenen wirtschaftlichen Auseinandersetzungen bringen einige neue Gesichtspunkte und Vorschläge bei. So werden Versuche mit Weizenbau, Einführung des großen grauen italienischen Rinderschlags, Einrichtung einer breiten Fahrstraße von der Küste nach dem Gebirge, von Leuchtfeuern und Fernsprechverkehr an der ersteren empfohlen. Verfasser geht auch auf Rechts- und im speziellen auf Eigentumsverhältnisse ein. Er folgert am Schluß aus der schweren Kulturarbeit, welche den Deutschen im Lande zufallen würde, das Recht des Fiskus, größere Strecken desselben ohne weiteres in Anspruch zu nehmen. Ist dem gegenüber schon hervorzuheben, daß das Schwerste an jener Kulturarbeit, eben die Arbeit selbst, bis in ferne Zukunft auf den Eingeborenen lasten wird, so erscheint der Vorschlag noch bedenklicher, bei Berücksichtigung der vorhergeschilderten, nicht unbedeutenden Stufe einheimischer Kultur, zu welcher sich die Ewe aufgeschwungen haben, und bei ihren hochausgebildeten Eigentumsbegriffen, welche nach Zöller sogar überhaupt den Verkauf von Land an Fremde verbieten. Es erinnert dies daran, daß in der Einleitung die Hypothese Darwins von der natürlichen Zuchtwahl durch den Kampf ums Dasein als Gesetz der Veredelung bezeichnet wurde. Der Kampf ums Dasein in materiellen, wirtschaftlichen Fragen wirkt schon auf den Kulturmenschen nun und nimmermehr veredelnd. Es erscheint entschieden geboten, diese Art der Konkurrenz ganz und gar aus dem Programm unserer Kulturmission bei niederen Rassen zu streichen. Auch das dort angezogene Beispiel von dem Verfahren der Hansa gegen die Stadt Bergen ist ein schwerer Anachronismus. Denn sicherlich widerstreitet es den völkerrechtlichen Begriffen unseres Zeitalters der Zivilisation, daß um Wiedererlangung eines rein wirtschaftlichen Gewohnheitsrechtes willen das Wohl und Wehe von Tausenden friedlicher Familien auf das Spiel gesetzt werde. — W. Kr.

Die Leutringens. Ein Familienroman von A. von Klinkowström. Stuttgart 1888. Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Roman schildert eine Ehe zwischen Verwandten, welche weniger aus Herzensneigung als durch Vernunftgründe geschlossen wurde. Ulrich von Leutringen ist Offizier und Aristokrat im besten Sinne des Wortes. Nach mehrwöchentlichem, gemeinschaftlichem Sommeraufenthalt mit seiner Kousine vermählt sich Ulrich mit derselben. Doch schon auf der Hochzeitsreise wird dem jungen Paare klar, daß es sich übereil that und ganz anderer Herzensneigungen fähig ist. Die junge Frau wird Herrin der neuen heftigen Gefühlsregungen, welche ein berühmter Künstler in ihr weckt, sie verlangt nun ein gleiches von ihrem Manne, der sich leidenschaftlich in eine junge Witwe verliebt hat, und empfindet schwesterliches Mitleid mit ihm. Das Eheglück dieses Paares ist deshalb in bedenklichen Schwankungen. Doch durch die Intrigen einer dritten Person, welche die Ehre des Namens Leutringen angreift, wird das junge Paar von den Gefahren befreit, in welchen das Eheglück schwebt. Beide streben danach, die Ehre des Namens zu rehabilitieren, und in diesem Kampfe um die Ehre schließen sie ihren Bund wieder enger und finden das Glück, welches ihnen sonst vielleicht entrissen wäre. Der Roman hat manche Aehnlichkeit mit den französischen Sittengeschichten, es fehlt ihm nur der Ehebruch. Mag auch mancher Zweifel über die Möglichkeit einer solchen Familiengeschichte auf deutschem Boden berechtigt sein, so ist dieselbe doch interessant zu lesen und viel Geschick darin zu finden. Vielleicht wendet sich die Verfasserin einmal ganz von den französischen Mustern ab und färbt ihre Stoffe ganz mit deutschen Farben. Es würden ihre künftigen Werke sicher gewinnen. Wir wünschen dies um so mehr, als wir das Talent der Verfasserin nicht gering schätzen. R.

État de la liberté de la Presse en France aux XVII. et XVIII. siècles. — Histoire de Pierre du Marteau. — Par M. Léonce Janmart de Brouillant, de la Société de l'Histoire de France — Un beau volume in 8⁰ jésus de près de 400 pages imprimé avec soin sur papier de Hollande à 500 exemplaires numérotés à la presse, illustré de deux eaux-fortes et de plusieurs gravures fac-similées de portraits anciens. Paris, Maison Quantin MDCCCLXXXVIII.

Dieses nur in 550 Exemplaren abgezogene Buch ist in jeder Beziehung ein typographisches Meisterwerk ersten Ranges, so daß der Preis von 12 Franken keineswegs besonders hoch erscheint. Es wendet sich zunächst an den verhältnismäßig beschränkten Kreis der Bibliophilen im engeren Sinne des Wortes, darf aber seines wissenschaftlichen und litterarischen Wertes wegen gewiß auch auf Beachtung von seiten der öffentlichen Bibliotheken und der Freunde der französischen Litteratur und Kulturgeschichte rechnen. Der Inhalt zerfällt in zwei Hauptteile: 1. eine Darstellung der in Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert herrschenden Preßzustände nebst einer Geschichte des großen Kölner Buchdruckers Pierre du Marteau und ausführlichem Nachweis der unter dieser Verlagsfirma erschienenen Schriften, 2. eine nach jeder Richtung erschöpfende Besprechung der: **Histoire des amours du grand Alcandre en laquelle, sous des noms empruntés, se lisent les advantures amoureuses d'un grand Prince**

du dernier siècle nach der Pariser Ausgabe von 1652, die in der Marteau'schen Kollektion nachgedruckt worden ist. Die äußerst eingehenden bibliographischen Untersuchungen, welche den ersten Teil bilden (Histoire de Pierre du Marteau, imprimeur à Cologne) kommen zu folgendem Resultate (Seite 145): „Pierre du Marteau hat niemals existiert. Es ist ein Pseudonym. Der Leydener Buchdrucker Jean Elzevier bediente sich desselben zum erstenmale im Jahre 1660, und zwar zur Herausgabe des Recueil de diverses pièces servans à l'histoire de Henry III, roy de France et de Pologne. Nach ihm machen einen häufigen Gebrauch davon die Buchdrucker in Holland, Belgien, Rouen. Im Jahre 1685 erschien der Name Pierre du Marteau zum erstenmale in der deutschen Presse." „Den ersten Band, welchen wir, sagt der Verfasser, mit dieser Firma gefunden haben, führt den Titel: Staatsorackel über die allerverborgensten Desseins und chagrins der vornehmsten Potentaten, Fursten und stand in Europa. Cölln, bei Wilhelm Marteau. MDCLXXXVIII." Beiläufig sei hier gleich bemerkt, daß alle deutschen Citate, auch die ganz modernen, mit vorstehendem an Naivität wetteifern. Nur ein Beispiel: M. Emile Weller, dans l'introduction de son ouvrage: Die falschen und fingirten druchkorte, écrit: „Es ist wohl möglich, dass einmal ein Setzer dieses Namens „Pierre du Marteau" existiert hat; mit bestimmtheit lasst es nicht sagen." (pag. 4.) In dem von dieser Parenthese unterbrochenen Berichte heißt es weiter: „Die deutschen Drucker gebrauchten die Firma mit außerordentlichem Eifer und änderten sie in der mannigfaltigsten Weise um." Die Sammlung der Drucke mit der Firma Pierre du Marteau umfaßt historische und polemische Schriften religiöser und politischer Tendenz, Schmähschriften, Satiren, Flugschriften, Anekdoten-Sammlungen, erotische Bücher, größtenteils den gewandtesten Federn jener Zeit entstammend. „Kurz (wie der Verfasser ausführlich nachgewiesen hat), diese Sammlung steht hoch über den sogenannten Mazarinaden." Unter Mazarinaden versteht man die äußerst fruchtbare gegen Mazarin gerichtete Flugschriften-Litteratur, von welcher nicht weniger als 6000 Nummern bekannt und gesammelt sind. Man legt ihnen, gewiß nicht mit Unrecht, einen nicht unbedeutenden historischen Wert bei. Herr Janmart de Brouillant stellt aber die pseudonyme Marteau-Litteratur weit höher. Die Mazarinaden sind höchst einseitig; sie beschäftigen sich nur mit einer Person. Die Marteau-Schriften dagegen weisen die größte Mannigfaltigkeit auf. Außer stande, diese ganze Litteratur erschöpfend zu durchmustern, beschränkt sich der Verfasser auf zwei Kategorieen, deren historischen, litterarischen und kulturgeschichtlichen Wert er mit überzeugendem Erfolge nachweist. Er sagt darüber Seite 61: „Wir werden uns darauf beschränken, die Aufmerksamkeit des Lesers auf zwei Kategorieen von Büchern zu lenken, von denen man, auch wenn die Sammlung nur daraus bestände, mit Fug und Recht behaupten könnte, daß sie das große Ansehen, welches die Sammlung sich erworben hat, rechtfertigen würden." Es sind einerseits die gegen Ludwig XIV. und gegen die Sitten seines gleichzeitig ausschweifenden und frömmelnden, über alle Maßen unsittlichen und heuchlerischen Hofes gerichteten Pamphlete, Schmähschriften und Satiren, andererseits die erotischen Bücher. Das ganze Werk des Herrn Janmart de Brouillant macht den Eindruck der vollkommensten und zuverlässigsten Sachkenntnis; der Kritiker, welcher berufen wäre, es in wissenschaftlicher Hinsicht einer Prüfung zu unterziehen, müßte das behandelte Spezialgebiet noch besser kennen als der Verfasser selbst. Ein solcher dürfte kaum existieren. Jeder andere würde dem Verfasser gegenüber einen schweren Stand haben, wie zahlreiche polemische Stellen darthun, die bei aller Urbanität an Entschiedenheit und gewandter Widerlegungskunst nichts zu wünschen übrig lassen. In betreff der Erotika, welche einen breiten Raum einnehmen, verhehlt sich der Verfasser die Bedenken nicht, die deren Veröffentlichung erregen könnte. Sie sind aber nicht entfernt so schlimm wie das, was die Daudet'schen, Catulle Mendès'schen, Jean Richepin'schen, Zola'schen und ähnliche Romane darbieten, auch wird das Buch wohl kaum in andere als gelehrte Kreise dringen, für die es denn auch in erster Linie von Wert ist. Der zweite Hauptteil giebt eine ausführliche Analyse der Histoire des amours du grand Alcandre, unter welchem Namen Heinrich IV. zu verstehen ist. Herr J. de Br. widerlegt die lange gehegte Ansicht, daß die Prinzessin de Conti die Verfasserin sei, und weist den wahren Urheber nach. Dieser Teil ist sehr reich an höchst wertvollen und sonst schwer zugänglichen litterarischen und biographischen Notizen, deren Benutzung durch ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis wesentlich erleichtert werden würde. Leider fehlt dies. Die französischen Preßzustände von Franz I. bis zum Tode Ludwigs XIV. waren höchst traurig; sie machen es erklärlich, wie die Pseudonymität und Anonymität der Preßerzeugnisse einen ganz unglaublichen Umfang annehmen konnte. Als nach der Aufhebung des Edikts von Nantes Holland das Hauptquartier der vertriebenen Protestanten geworden war, entwickelten die holländischen Pressen eine unermüdliche Thätigkeit gegen den mächtigsten Feind der Religions- und Gewissensfreiheit. Alle Schriftsteller und Verleger, welche irgend welchen Grund hatten, die Rache des französischen Machthabers zu fürchten, griffen zu fingierten Autornamen, Verlagsfirmen und den mitunter sonderbarsten Lokalbezeichnungen. Von allen diesen fingierten Adressen ist eben Pierre du Marteau, Köln, die berühmteste

geworden. Im ganzen und großen war es ein edler Kampf, der unter dieser Flagge geführt wurde. Zu den hervorragendsten Geisteskämpfern für die Sache der Denk- und Gewissensfreiheit darf der nach Holland geflüchtete reformierte Pastor Gédéon Flournois gerechnet werden, aus dessen Buche: **Les Entretiens des voyageurs sur la mer. A Cologne, chez Pierre du Marteau, MDCCXV, 4 vols.**[— eine längere Stelle mitgeteilt wird (**Épitre adressée à messieurs les commis de Sa Majesté pour la visite des livres défendus**), deren ergreifende und würdige Beredsamkeit neben Miltons **Areopagitica** gestellt werden darf. Das inhaltreiche Buch fordert den Leser zu recht lehrreichen Vergleichungen der dargestellten Litteratur- und Kulturzustände mit denen der Gegenwart heraus, welche größtenteils zu gunsten der letzteren sprechen müssen, wenn auch die Bestrebungen kulturfeindlicher Mächte, gegen welche es mit Wärme und Entschiedenheit die Sache der Freiheit verficht, noch keineswegs das Feld gänzlich geräumt haben. Die dem Buche eingefügten Stiche (Porträts, Szenen, Wappen) sind von künstlerischer Gediegenheit.
Bm.

Die Agrarfrage der Gegenwart. Sozialpolitische Studien von Dr. Eugen Jäger. Redakteur der „Pfälzer Zeitung", III. Abteilung. Berlin 1888. Verlag von Puttkammer und Mühlbrecht.

Es liegt mir zwar nur der eine Band eines vierbändigen Werkes vor, aber nach dem Spruch „Ex ungue leonem" will ich einige Aeußerungen über denselben wagen, welche sicherlich das ganze Werk treffen werden. Den Verfasser zeichnet Vielseitigkeit des Wissens, Weite des Gesichtskreises, Klarheit des Urteils und eine lobenswürdige Freiheit von Parteitendenzen aus. Gleich der erste Abschnitt (**XXI**), welcher von „Heimstätten, Pfändungs- und Wuchergesetzgebung" handelt, ragt vor vielen ähnlichen Erörterungen dadurch hervor, daß er nur Bewährtes vorschlägt, und auch dies nur mit solchen Modifikationen, wie unsere Verhältnisse sie erfordern. In hohem Grade interessant und belehrend sind die Mitteilungen über die indischen Agrarverhältnisse, in welche die blind zutappende britische Gesetzgebung zwei Menschenalter hindurch nur Zerrüttung gebracht hat. Ueber die Verteilung des Grundeigentums in Deutschland bietet das Jäger'sche Buch wohl genaueres und zuverlässigeres, als es irgendwo in so gedrängter Form zu finden ist. Die Untersuchung über das Höferecht und die Höferolle sowie über die Freiheit des Testamentes gipfelt für den Verfasser in folgendem Vorschlage: Einführung der Testamentsfreiheit, mit entsprechenden, der Landessitte entgegenkommenden Pflichtteilen, fakultative Höferolle für sämtliche deutsche Länder und Schaffung eines Intestaterbrechtes, das die Landessitte zum Ausdrucke bringt. In diesem Vorschlage wird man die oben gerühmte Mäßigung und Besonnenheit keineswegs vermissen. Auch für die vielumstrittenen Getreidezölle tritt der Verfasser nur bedingungsweise ein. Hohe Kornzölle erklärt er für geradezu gefährlich, mit einer ausführlichen Begründung, welche man bei ihm nachlesen mag. Ernstes und lebhaftes Interesse wird auch die Untersuchung über die Schaffung eines mitteleuropäischen Zollvereins hervorrufen, von dem ich allerdings fürchte, er werde noch lange ein frommer Wunsch bleiben.
A. B.

Theodor Althaus. Ein Lebensbild. Von Friedrich Althaus. Bonn 1888. Verlag von Emil Strauß.

Nicht bloß die Lebensbeschreibung großer Männer, welche durch Heldenthaten oder durch geistiges Wirken Ruhm erworben und unvergängliches geleistet haben, sondern auch die solcher, welche in kleinen Kreisen gestrebt, gewirkt und gelitten haben, vermag uns Interesse und Nutzen zu gewähren, selbst dann, wenn ihr Wirken fast unbeachtet vorübergegangen oder fruchtlos gewesen ist. Ist es doch ein lehrreicher Pfad, den wir betreten, wenn wir einem edlen Menschengeiste auf allen seinen Bestrebungen, Idealen und — Irrtümern folgen, umsomehr, wenn wir dabei nicht bloß von dem Manne, den wir begleiten, sondern wenn wir ihn selbst hören und erkennen, wie alles in ihm sich begründet, entwickelt und vollendet hat. Ein solches Menschenleben stellt uns der Verfasser des vorliegenden Buches in dem Lebensbilde seines verstorbenen Bruders vor Augen, eines Mannes, welcher, von hohen Idealen erfüllt, seinem erstgewählten Berufe entsagte und mit aller Kraft an der Erfüllung eines Zweckes mitarbeitete, den er mit Tausenden zu jener Zeit als den Anfang einer neuen herrlichen Epoche für das deutsche Vaterland betrachtete. Mögen wir heute über jene Bestrebungen der vierziger Jahre, über ihre Berechtigung, ihre Erfolge u. s. w. urteilen, wie wir wollen, die edle, uneigennützige Begeisterung, die Liebe zum Vaterlande, die gute Absicht darf ihnen niemand absprechen, und gerade deshalb, weil heute erfüllt ist, was jene Männer vergeblich ersehnten, wenn auch auf anderem Wege, können wir ihnen unsere Sympathie mit ihren Bestrebungen und ihren Schicksalen nicht versagen. So giebt uns auch dieses Lebensbild des Theologen und Politikers Theodor Althaus, eines Mannes, den gewiß nur wenige dem Namen nach kennen, einen klaren und schönen Einblick in jene nun längst vergangenen Tage, und gerade der Umstand, daß der Biograph der Bruder ist, verleiht dem Werke einen besonderen Reiz und Wert. Es will uns zwar manchmal scheinen, als ob die Liebe des Bruders in dem ganzen Wesen des Helden nur gute und erhabene Seiten, nie Fehler gefunden habe, von denen er gewiß auch nicht frei gewesen sein wird, und wir könnten daraus

vielleicht auf einen Mangel an Objektivität schließen; wir sind wohl auch berechtigt, die Breite in dem Anfangsexkurse über die Vorfahren der Familie und in der Anführung seiner späteren Briefe zu tadeln, statt deren wir uns häufig mit der Erwähnung der Thatsachen begnügen würden, da viele derselben nur Wiederholungen, nicht aber neue Bilder seiner Pläne und Empfindungen sind; doch abgesehen hiervon ist diese Biographie als ein wirkliches Kunstwerk zu bezeichnen, welches mit meisterhafter Form der Diktion die Kunst übersichtlichsichlicher, spannender und ein klares Bild gewährender Darstellung verbindet. Wir sind dem Verfasser dankbar für die Mitteilung der wohl den meisten unbekannten Gedichte seines Bruders, welche, wenn auch teilweise sehr schwärmerisch, doch nach Form und Inhalt schön und wahrhaft poetisch sind, besonders die „Rheinfahrt“, die wir zu den schönsten Proben der politischen Lyrik jener Jahre rechnen dürfen. Je nach der politischen Richtung des Lesers wird diese Biographie vielleicht mehr oder weniger Beifall finden, aber dieser Standpunkt der Beurteilung wäre ein ungerechter; wir haben sie als ein edles Denkmal aufzufassen, welches brüderliche Liebe dem früh vollendeten Kämpfer und Mitarbeiter an einem von diesem selbst für heilig gehaltenen Werke gesetzt hat. In diesem Sinne möge es aufgefaßt und gelesen werden und es möge die Aufnahme und Verbreitung finden, die es im vollsten Maße verdient.

C. S.

Geographisch-statistisches Welt-Lexikon. Herausgegeben von Emil Metzger. Stuttgart. Verlag von Felix Krais.

Das erste Heft dieses Werkes, welches mir vorliegt — es umfaßt den größten Teil des Buchstabens A. — läßt mich nicht zweifeln, daß das Ganze einem dringenden Bedürfnisse des Geschäftsmannes entgegenkommt und auch jedem Zeitungsleser, dem gar mancher Redakteur zumutet, er solle geographische Dinge wissen, die der Redakteur selbst nicht weiß, sehr erwünscht sein wird.

A. B.

Ueber die menschliche Freiheit. Prorektoratsrede von Kuno Fischer, Zweite Auflage. Heidelberg 1888. Verlag von Karl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Wenn der Titel eines Buches und der Name seines Verfassers schon von vornherein für die Bedeutung und den Wert jenes bürgen und unser Interesse in Anspruch nehmen, so ist es natürlich, daß wir an das vorliegende Werk mit den größten Erwartungen herangehen; denn im ganzen Gebiete der Philosophie giebt es wohl kaum ein wichtigeres (weil nicht bloß theoretisches, sondern in praktische Fragen herüberspielendes) Problem als die Frage nach der menschlichen Willensfreiheit, und von niemandem wünschen wir lieber und vertrauensvoller eine Antwort darauf als von dem berühmten Heidelberger Philosophen. Unsere Hoffnung wird auch durchaus erfüllt; nachdem der Verfasser von dem Lobe des Großherzogs Karl Friedrich von Baden zu seinem Thema übergeleitet hat (ein Uebergang, der freilich wie meistens in solchen Festreden ein etwas gezwungener ist), erweist er zunächst die Schwierigkeit der Frage, die darin besteht, daß große Denker, die doch alle das Selbstbewußtsein des Denkens und des Handelns gehabt haben, über die menschliche Willensfreiheit verschiedener Ansicht, und daß gerade Theologen, die doch für dieselbe stimmen müßten, oft Gegner derselben gewesen sind. Weiterhin lehrt er, daß die menschliche Freiheit nicht in dem Vermögen besteht, zu thun und zu lassen, was man will, da es hiergegen innere und äußere Schranken giebt (zugleich eine geistvolle und humoristische Erörterung über den bekannten „Esel“ Buridans), sondern daß die Hauptfrage die sei, ob der menschliche Wille die Gesinnungen und den Charakter beherrschen und ändern könne, also ob der Mensch die moralische Willensfreiheit habe. Nachdem der Verfasser dieselbe entschieden behauptet und das Gewissen als Beweis angeführt hat, daß unsere Handlungen notwendig und frei sind, erklärt er in trefflichen, von dem Ernst und der Erfahrung des greisen Gelehrten zeugenden Worten die wahre Beachtung dieser Sprache des Gewissens und wendet sich am Schluß gegen den Pessimismus, den er mit Recht als eine „Eitelkeit der Mode“ bezeichnet. Wer in dieser Darstellung eine umfassende und gründliche Erörterung vermißt, der möge bedenken, daß eine Rede die Hauptgesichtspunkte nur angeben, nicht aber ausführlich begründen kann. Es wäre ein Gewinn, wenn diese kleine Schrift zum weiteren Nachdenken über jene auch das Gebiet der Theologie und die Strafgesetzgebung berührende Frage anzuregen und das Verständnis dafür zu erleichtern und zu wecken vermöchte!

C. S.

Die Kriegswaffen. Eine fortlaufende, übersichtlich geordnete Zusammenstellung der gesamten Schußwaffen, Kriegsfeuer, Hieb- und Stichwaffen und Instrumente, sowie Torpedos, Minen, Panzerungen und dergl. seit Einführung von Hinterladern. Von Emil Capitaine und Ph. von Hertling. I. Bd. II. Bd. Heft 1—6. Rathenow, Verlag von Max Babenzien.

Welche Entwickelung die Kriegswaffen noch werden durchzumachen haben, kann heute wohl niemand voraussehen; besser ist es jedenfalls, statt gewagte Schlüsse für die Zukunft zu machen, die Entwickelung der Kriegswaffen seit dem Ende der fünfziger Jahre zu verfolgen, in welcher Zeit mit der Einführung von Hinterladungsgeschützen eine wesentliche Umgestaltung der ganzen Kriegsführung beginnt. An der Hand des vorliegenden Werkes werden alle, welche dafür Interesse zeigen, auf ihre Rechnung kommen. Nach einer Uebersicht der historischen Entwickelung der gesamten Kriegswaffen und

der älteren interessanten Hinterladungssysteme seit Erfindung des Schießpulvers und der wichtigsten Vorgänge bis Ende der fünfziger Jahre bringt das Werk, das musterhaft geordnet, dessen Zeichnungen tadellos sind, von diesem Zeitpunkt alles, was auf dem Gebiete der Kriegswaffen, unter Voraussetzung der Hinterladung, je konstruiert worden ist. In den monatlich erscheinenden Heften werden alle neuen Erscheinungen auf dem bezeichneten Gebiet, sekrete natürlich ausgeschlossen, sofort veröffentlicht. Auch die Beigabe eines vollständigen Namens- und Sachregisters darf nicht unerwähnt bleiben. L.

Der II. und III. Fund von Sackrau von Dr. Grempler. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer in Breslau unter Subvention der Provinzial-Verwaltung bearb. u. herausg. mit Unterstützung des Herrn A. Langenhan. Mit 7 Bildertafeln. Berlin 1888. Verlag von Hugo Spamer.

In Sackrau, im Kreise Oels in Schlesien, wurde beim Sandgraben in der dortigen Dominial-Sandgrube in einer Tiefe von einem bis zwei Meter unter der Erdoberfläche auf einem mit großen, runden Steinen begrenzten Platze von etwa drei Meter Durchmesser, eine Menge von Gegenständen und Bruchstücken aus Thon, Glas, Kupfer, Bronze, Silber und Gold gefunden. Besonders bemerkenswert ist darunter: ein meterhohes, figurenreiches und sehr schön gearbeitetes Gestell aus Bronze, welches zum Aufhängen von Kesseln und Kochgerät gedient haben mag, ferner Teile von verzierten silbernen und kupfernen Kesseln, sowie von Sieben; ein eigentümlich geformter Löffel, schwarze und weiße Steine, vermutlich zu einem Brettspiel gehörig, eine fast unversehrte geschliffene, purpurfarbige Glasschale und viele Fragmente aus blauem, grünem und gelbem Glase, Thongefäße, Teile eines sehr schönen silbernen, mit getriebenen Goldplatten belegten Kästchens von 15 cm Länge, goldene Heftel, Schnallen und Agraffen, die zu einem Gewande gehört haben mögen, und goldene Schmucksachen, darunter insbesondere eine Fibula mit drei Rollen (einem äußerst seltenen, fast nur hier vollständig erhaltenen Typus) von edler Form und feiner Arbeit, während eine Armspange und ein Halsband, aus reinem Golde roh zusammengeschmiedet, nicht auf römischen Ursprung hinweisen. Das große historische Interesse dieses Fundes springt in die Augen. Der Verfasser oben genannter Beschreibung ist schon bei der ersten Fundgruppe zu der Meinung gelangt, daß, trotzdem keinerlei Skelettreste nachweisbar waren, doch eine Grabkammer aufgedeckt worden sei. Diese Ansicht wurde glänzend bestätigt durch den sogenannten zweiten und dritten Fund, der fast noch reichere und mannigfachere Gegenstände zu Tage förderte und wenigstens durch Spuren menschlicher Ueberreste und durch die systematische Lage der Fundstücke die Grabstätten charakterisierte. Insbesondere wichtig für die Zeitbestimmung waren die Münzabschnitte und Münzen, die sich in den letzteren Aufdeckungen vorfanden. Danach ergiebt sich, daß die Vergrabung der Gegenstände nicht vor 268 nach Chr. stattgefunden haben kann. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß in Sackrau die Grabstätten eines vornehmen, germanischen, möglicherweise vandalischen Geschlechtes aus dem Ende des 3. oder Anfang des 4. Jahrhunderts aufgedeckt wären. Der Sackrauer Fund wird ja die gelehrten Federn noch mehrfach in Bewegung setzen. Möchte er doch bald der übermäßig subjektiven Ausdeutung der bloßen Liebhaber entzogen und von kundiger und geübter Seite gewürdigt werden! Das Wertvollste sind die schönen Lichtdrucktafeln, welche einen hohen Begriff von der Bedeutung dieses Fundes vermitteln. C.

Alt-Egypten von D. Miguel Morayta, Professor an der Universität Madrid. Deutsch von Dr. Adolf Schwarz. Berlin 1888. Verlag von Karl Siegismund. 8° IV. 75 S.

Eine Kompilation aus den vorhandenen größeren Werken über Aegypten, zu der auch noch einige in Mitteleuropa weniger genannte spanische Schriftsteller benutzt sind. Kritik tritt gar nicht, eigenes Urteil selten hervor. Die Uebersichtlichkeit ist mangelhaft, die Kapiteleinteilungen entsprechen keinen Abschnitten des Inhalts. Der Uebersetzer ist seiner Aufgabe wenig gerecht geworden, manche Sätze sind völlig unverständlich, vielfach ist der Sinn nicht scharf genug wiedergegeben, an einzelnen Stellen zeigen sich sprachliche Unbeholfenheiten. K. F.

Durch Dick und Dünn. Allerlei Sport aus Wald und Feld von Hermann Vogt. Illustriert von Richard Knötel. Rathenow. Verlag von Max Babenzien.

Gern folgen wir Hermann Vogts freundlicher Einladung, ihm zuzuhören, wenn er erzählt von St. Hubertus' Freuden, von interessanten Turfgeschichten und manch kühnem Ritt in Feindesland. Die wirkliches Behagen erweckende Lektüre des vorliegenden Buches zaubert zwar von selbst fesselnde Bilder vor unser Auge, gern aber statten wir dem Illustrator unsern Dank ab, der unserer Phantasie am rechten Ort und zur rechten Zeit aufs beste nachhilft. L.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bamberger, Ludwig, National. 8. (Rosenbaum & Hart, Berlin.)

Baron, Richard, Was der Mensch säet, das wird er ernten. Zweite Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Behrendt, Wilhelm, Pytheas von Massilia und seine Meerfahrt nach dem Bernsteinlande. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Braun, Hedwig, Der Blumenhansel. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Byr, R., Erzherzog Karls Liebe und der Kampf um den Niederwald. 2 Bde. 8. (Süddeutsches Verlags-Institut, Stuttgart.)

Du Prel, Dr. Carl, Immanuel Kants Vorlesungen über Psychologie. 8. (Ernst Günthers Verlag, Leipzig.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 58. Lief., enthält Handbuch der Botanik. Lief. 23. — Zweite Abtheilung, 50. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 30. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Filhés, Bertha, Die Frau des Kapitäns. 8. (Walther & Apolant, Berlin.)

Fischer, Cuno, Ueber die menschliche Freiheit. 8. (Carl Winters Univ.-Buchh., Heidelberg.)

Flach, Johannes, Vergeblich gerungen. 8. (C. Kiesler, Wurzen.)

Franzos, Karl Emil, Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halbasien. 2 Bde. 8. (Ad. Bonz & Comp., Stuttgart.)

Gaedertz, Carl Theodor, Goethes Minchen. 8. (C. Ed. Müllers Verlag, Bremen.)

Garborg, Arne, Bauernstudenten. 8. (G. Grimm, Budapest.)

Godt, Dr. C., Geschichte Schleswig-Holsteins von der Erhebung bis zur Gegenwart 1848—1888. 8. (A. C. Reher, Altona.)

Grosch, Heinrich, Hirtenstab und Pallasch. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Günthert, Julius Ernst von, Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. 8. (Ad. Bonz & Comp., Stuttgart.)

Hahn, Otto, Perpetua. Ein Trauerspiel aus der Zeit der ersten Christen. 8. (H. Lauppsche Verlagsbuchhandlung, Tübingen.)

Halden, E., Was Liebe vermag. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Handwörterbuch der Chemie, herausgegeben von Prof. Dr. A. Ladenburg. VI. Band. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Harden, Maximilian, Berlin als Theaterhauptstadt. 8. (F. & P. Lehmann, Berlin.)

Hertzsch, Robert Hugo, Gottesbeweis auf Grund der Descendenztheorie. 8. (Gustav Fock, Leipzig.)

Hoffmann, Franz, Der blinde Knabe. — Der kleine Robinson. Dritte Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Linden, Ada, Aus vergangenen Tagen. 8. (C. F. Wintersche Verlagsbuchh., Leipzig.)

Mosen, Gustav, In Dämmerlicht und Sonnenschein. Gedichte. 16. (Ernst Bär, Zwickau.)

Mügge, Theodor, Afraja. Ein nordischer Roman. Dritte Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Münz, Dr. Sigmund, Aus dem modernen Italien. 8. (Liter. Anstalt, Frankfurt.)

Pöllmann, Hans, Beitrag zur ältesten Geschichte des Kosakentums. 8. (R. Oldenbourg, München.)

Reichenbach, Moritz von, Seine Frau. Roman. 8. (Carl Reissner, Leipzig.)

Richter, H., Märchen aus dem Leben. 8. (Max Waag, Stuttgart.)

Riehl, W. H., Lebensräthsel. 8. (J. G. Cotta, Stuttgart.)

Rosegger, P. K., Jakob der Letzte. 8. (A. Hartlebens Verlag, Wien.)

Scharling, Henrik, Sverre der Priester. Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. 8. (M. Heinsius, Bremen.)

Schenk, Dr. A., Die fossilen Pflanzenreste. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Schultz, Dr. H., Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des XVII. Jahrhunderts zur Reinigung der deutschen Sprache. 8. (Vandenhoeck & Ruprechts Verlag, Göttingen.)

Spitta, Dr. Heinrich, Ein Blick in unsere Zeit. 8. (J. C. B. Mohr, Freiburg.)

Steiger, Edgar, Der Kampf um die neue Dichtung. 8. (Reinhold Werther, Leipzig.)

Stern, Viktor, Calas. Tragödie in fünf Akten. 8. (Jakob Dirnböcks Buchh., Wien.)

Storm, Theodor, Der Schimmelreiter. Novelle. 8. (Gebr. Paetel, Berlin.)

Widmann, J. V., Die Patrizierin. 8. (Schmid, Franke & Comp., Bern.)

Ziegler, Helene von, Schloß Fichtenau. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.